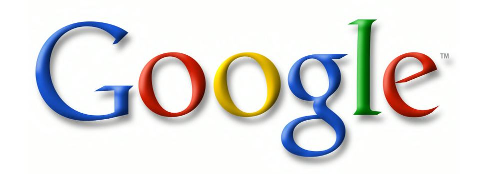
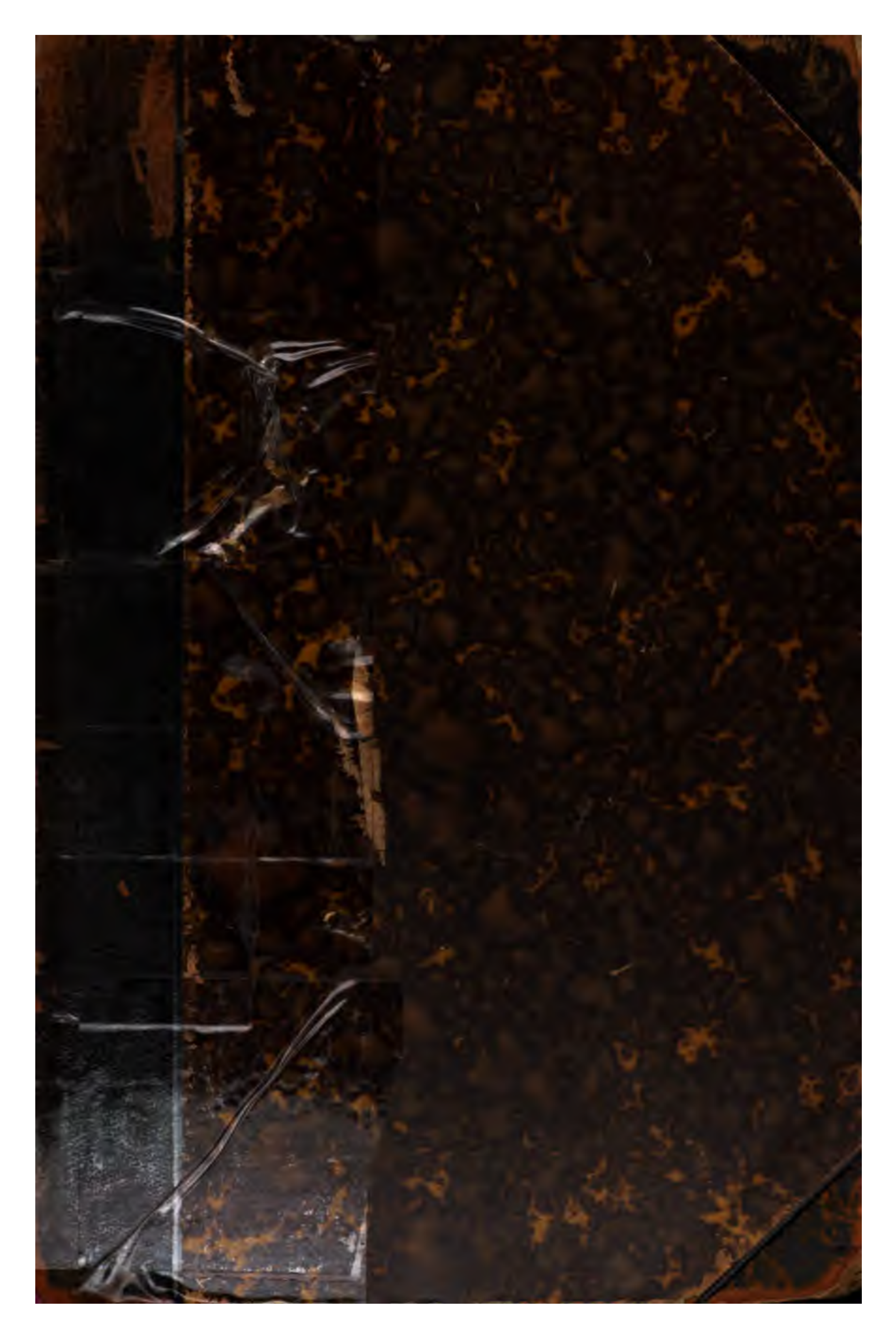
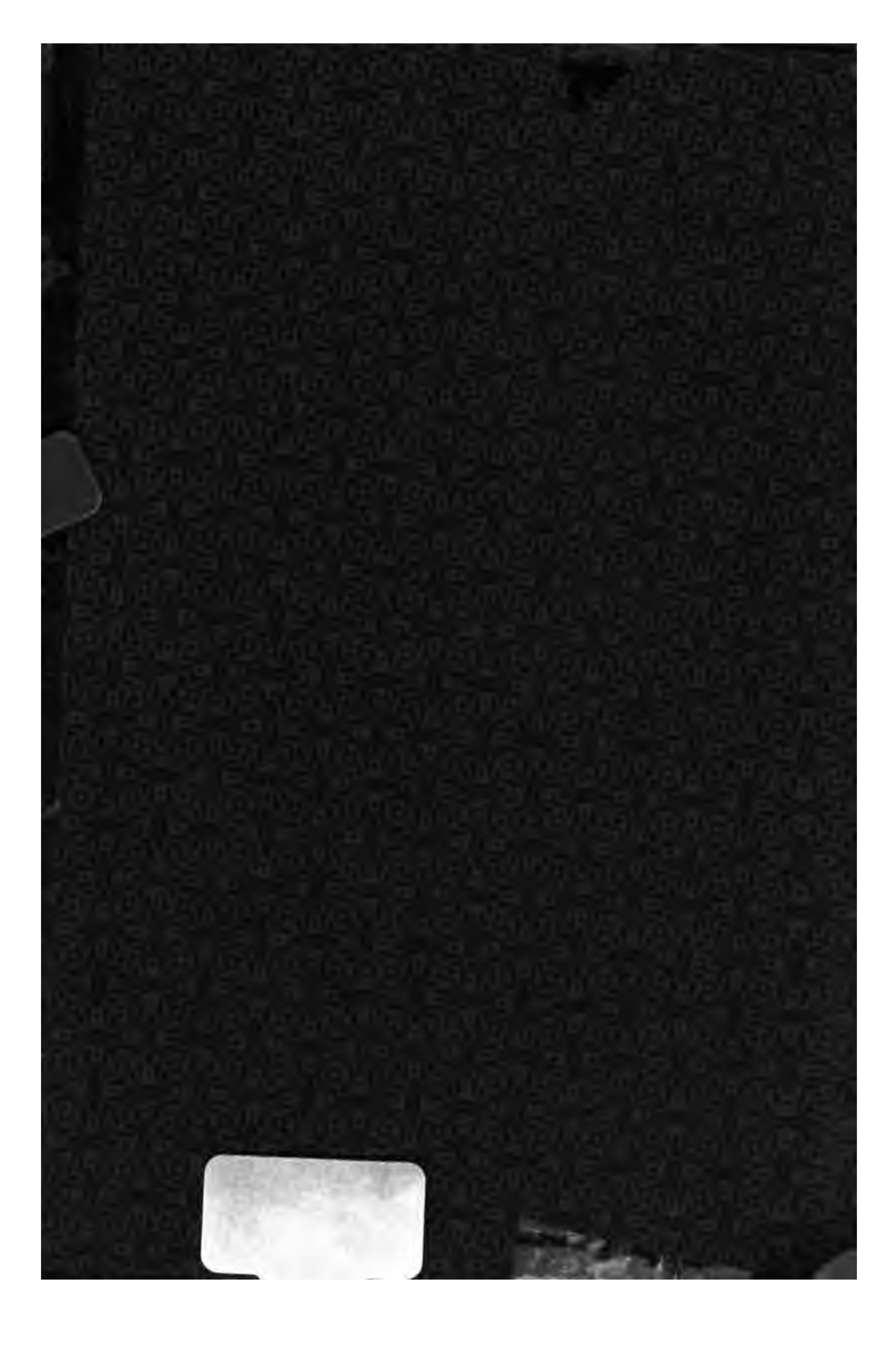










Goethe und Karl August.

Studien zu Goethes Leben

von

Heinrich Düntzer.

Zweite neubearbeitete und vollendete Auflage.

Drei Teile in einem Bande.

Leipzig
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1888.

Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.

Inhalt.

Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.

Inhalt.

Vorwort.

Ende 1859 vollendete ich die Schrift: „Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung". Seit ich es als eine Hauptaufgabe meines Lebens erkannt hatte, das Wirken und Schaffen meines großen Rheinischen Landsmannes allseitig zu erforschen und darzustellen und deshalb seine Beziehungen zu den bedeutendsten in sein Dasein verflochtenen Zeitgenossen verfolgte, mußte besonders die Strömung, welche seine äußere Stellung am tiefsten und dauerndsten befruchtete, meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Damals war der Briefwechsel zwischen dem Dichter und seinem Fürsten noch nicht erschienen, ja nach dem, was mir Varnhagen von Ense darüber mitteilte, stand er nach seltsamen Schwankungen noch keineswegs in naher Aussicht. Lange der gespannten Erwartung vorenthalten und dann, wie es zu geschehen pflegt, überstürzt, erschien er im Jahre 1863, weder vollständig (ja mancher schon gedruckte Brief fehlte), noch unverstümmelt, wenn auch „nur weniges und hierunter kaum etwas Bedeutendes für den Hauptzweck der Herausgabe" ausgeschieden sein sollte, was ich bezweifeln muß, noch in den Datierungen immer zuverlässig, noch fehlerlos, noch überall, wo es nötig und möglich, mit kurzer Aufklärung der Beziehungen versehen. Wie schlimm es damit stehe, habe ich an vielen Beispielen in der im August 1864 abgeschlossenen Fortsetzung: „Goethe und Karl August von 1790 bis 1805" gezeigt. Zu dieser Fortsetzung, die auch als zweiter Teil von „Goethe und Karl August" erschien, hatten mich keine lockenden äußern Beweggründe, sondern nur die Überzeugung bestimmt, daß

beim damaligen Zustande unserer Kenntnis Goethes und seiner Zeit die Darstellung dieser Verbindung während jener Jahre ein dringendes Bedürfnis sei. Mein Verleger Kirbach, der aus warmer Liebe zur deutschen Literatur mehr gewagt hat als mancher große, selbst als Goethefreund bekannte Geschäftsgenosse, bot sich trotz der geringen Aussicht auf augenblicklichen buchhändlerischen Erfolg zur Übernahme dieses und eines abschließenden dritten Teiles freudig an. Das Erscheinen des letztern wurde durch mancherlei andere sich mir aufdrängende Arbeiten, trotz Kirbachs Mahnungen, gehindert, da auch die Schwierigkeit des Werkes, die Lückenhaftigkeit der Quellen und die Aussicht, diese bald durch neue urkundliche Mitteilungen bedeutend erweitert zu sehen, nicht dazu einluden. So verschob sich die Ausführung von Jahr zu Jahr und immer mehr drängte sich die Überzeugung auf, die Flut neuer Aufklärungen steige zu hoch, als daß die beiden ersten Bände bei Hinzufügung eines dritten unverändert bleiben könnten. Dazu fehlte aber, da neue Aufgaben an mich herantraten, die Zeit; denn der Neubau konnte nur in ununterbrochener langdauernder Arbeit erfolgen.

Als im vorigen Jahre Kirbachs Nachfolger eine neue Auflage der beiden ersten Bände und die Vollendung des Werkes durch einen dritten in Anregung brachte, entschloß ich mich, darauf einzugehen, wenn auch nicht sofort. Bei näherer Betrachtung der Notwendigkeit der Wiederaufnahme meiner Arbeit, zu deren Ersetzung oder Vollendung keine andere der vielen sonst so rührigen Hände sich erhoben hatte, wuchs die Lust, noch einmal ein so bedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft forderndes, aber auch für die nähere Kenntnis von Goethes Leben höchst förderliches Werk zu unternehmen. Es gereicht mir zu besonderer Freude, daß es mir in meinem vierundsiebzigsten Jahre gelungen, dasselbe glücklich zu vollenden.

Zunächst war es mir klar, daß die beiden ersten Bände völlig umgeschrieben werden mußten, daß es nicht genügte, die in der Zwischenzeit gemachten neuen Mitteilungen und Forschungen ergänzend und berichtigend einzufügen, sondern die gesamten Quellen von neuem durchgearbeitet werden mußten; auch ergab sich, daß manches, was ich früher, weil es für Goethes Leben wichtig schien, in den Kreis der Darstellung gezogen, jetzt nur zu berühren oder ganz zu übergehen, dagegen anderes, was für Goethe oder Karl August sich als bedeutend erwies, weiter aus-

zuführen war. Schon des äußern Umfanges wegen entschloß ich mich, die Beweisstellen und die kritischen Bemerkungen, die sich häufig auf die Datierung von Briefen bezogen, auch gegen irrige Ansichten, was die Beschränktheit mir so oft vorgeworfen, sich wendeten, ganz wegzulassen, was manche bedauern werden, ja es dürfte dieser Anmerkungen wegen die erste Auflage noch neben der neuen für den Forscher Wert behalten. Das Ganze sollte ein frisches, in sich einstimmiges Werk werden, das keine Spur der verschiedenen Zeit der Entstehung der einzelnen Teile an sich trage.

Eine glatte, in ebenem Laufe sich ergehende Darstellung war schon deshalb unmöglich, weil zwei verschiedene Lebensströme, die freilich sich oft vereinigten, nebeneinander zu verfolgen waren; denn auch da, wo Dichter und Fürst durchaus eigene Bahnen gingen, nahmen sie lebhaften Anteil aneinander, selbst wo es sich nicht um den Staat handelte, der einen Vereinigungspunkt der beiderseitigen Thätigkeit bildete. Da es sich um die gegenseitigen Lebensbeziehungen und die Einflüsse aufeinander handelt, so war die Ordnung der Zeitfolge die einzig mögliche. Dadurch erhält aber die Darstellung so wenig den Charakter einer annalistischen Aufzeichnung, daß die innere Beziehung entweder sich von selbst ergiebt oder bestimmt hervorgehoben wird. Besonderes Leben gewinnt sie dadurch, daß meist Goethe oder Karl August sich selbst ausspricht, häufig die Beurteilung der Zeitgenossen uns urkundlich entgegentritt; auch habe ich es, wo ich es nötig fand, nicht an zusammenfassenden Vor- und Rückblicken fehlen lassen. Die einzelnen Züge vereinigen sich vor dem Geiste des Lesers zu einem anschaulichen Bilde, wie ja auch im wirklichen Leben das Urteil über den Charakter und die Thätigkeit der Zeitgenossen sich aus den einzelnen Zügen bilden muß, die wir von ihnen bemerken oder erfahren und dann nach unserm Gesichtspunkte zusammenstellen, welcher freilich durch besondere Umstände beeinflußt wird, die oft ein falsches Bild ergeben. Daß letzteres bei geschichtlichen Personen vermieden werde, ist eben die Sache des Darstellers, der sich freilich hüten muß, seine Beurteilung den thatsächlichen Zügen selbst, wie es so häufig geschieht, aufzudrängen, vielmehr dem Leser die volle, vorurteilsfreie Einsicht ermöglichen soll. Eine solche Einsicht ist nach meiner durch langjährige sorgfältige Beobachtung gewonnenen Überzeugung auf keinem andern Wege zu erreichen als auf dem hier eingeschlagenen,

der auf jede eigenmächtige Spiegelung im Geiste des Beschauenden verzichtet, welche leider vielen höher steht als die schlichte, aber zu jedem rein Fühlenden treu sprechende Wahrheit.

Den Stoff bieten meist die unzähligen Briefe der beiden Hauptpersonen, ihrer Vertrauten und Bekannten. Eine große Schwierigkeit macht die fehlende oder falsche oder verlesene Datierung, die leider viel häufiger sich findet, als man denkt. Um vom Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe nicht zu reden, der die schlimmsten Versehen aufweist, selbst die Ausgabe der äußerst bedeutenden Briefe an Voigt, die doch an Otto Jahn einen so sorgfältigen, scharfsinnigen, kritisch gewandten Herausgeber gefunden, zeigt manche Irrtümer, die ich stillschweigend verbessert habe. Man möge deshalb hier und sonst, wo meine Datierung von der überlieferten abweicht, sich überzeugt halten, daß ich nur nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse mich bestimmt habe. Vielleicht begründe ich gelegentlich anderswo meine zahlreichen Verbesserungen. Alle mir erreichbaren Briefe habe ich herangezogen und, wo sie etwas in den Kreis der Darstellung Gehörendes darboten, benutzt; nur diejenigen, deren Zeit nicht zu bestimmen war, mußten meist übergangen werden. Wie viele Briefe zwischen den Hauptpersonen auch nach dem veröffentlichten Briefwechsel erschienen sind, noch manche ruhen ungedruckt in Weimar und sonst; den hoffnungslosen Versuch, Mitteilung derselben zu erhalten, habe ich mir erspart. Ebensowenig war Aussicht vorhanden, die drei ziemlich starken Aktenbände im Staatsarchiv zu Weimar einzusehen, welche Briefe und Zettel von Karl August an Fritsch enthalten. Gewiß findet sich in diesen und andern ungedruckten Quellen noch manches, was unsere Darstellung ergänzen kann, aber wohl weniges, das sie verbessert. Manches Thatsächliche wird hier nach zuverlässigen Quellen berichtigt, einzelne herrschende Ansichten sind sicher beseitigt, im ganzen ein reiches anschauliches Bild des Verhältnisses des Dichters zu seinem Fürsten während ihrer von Schwankungen nicht freien dreiundfünfzigjährigen Verbindung entrollt; daneben tritt die Stellung Goethes zu der Herzogin-Mutter, der Herzogin, dem Erbherzog, der Großfürstin, der Prinzessin und dem ganzen Hofe hervor und des Herzogs Verhältnis zu Herder zeigt sich deutlicher als selbst bei Haym. Karl Augusts staatliches Wirken und seine wissenschaftlichen Bestrebungen wie Goethes amtliche Thätigkeit und sein Zusammenwirken

mit dem Fürsten besonders für die Jenaischen Anstalten stellen sich klar umschrieben dar. Ein vollständiges Bild von des Herzogs Thätigkeit, das in eine wohl noch lange fehlende vollständige Lebensgeschichte des hervorragendsten der gleichzeitigen deutschen Fürsten gehört, sollte eben so wenig gegeben als Goethes dichterisches und wissenschaftliches Schaffen geschildert werden; diese treten nur hervor, insofern sie in der Anschauung des Freundes sich gleichsam spiegeln. Bei aller hohen Bewunderung des genialen Freundespaares durften die Schatten nicht verwischt, die Schwächen nicht vertuscht werden, die freilich bei dem Dichter weniger scharf hervortreten. Karl August verliert an seiner Größe nichts, wenn man ihn leibhaft, wie er war, erscheinen läßt; auch seine zuweilen an Cynismus streifende Derbheit darf man nicht, wie es der Herausgeber des Briefwechsels zu thun geheißen war, durch Ausschneiden verschwinden machen wollen, was um so vergeblicher, als durch manche jetzt vollständig gedruckte Briefe und einzelne Berichte dieser Charakterzug klar vorliegt. Und wozu diese ängstliche Sorge? Steht ja Karl August als Mensch und Fürst so hoch, daß diese Sonnenflecken die Bewunderung einer so seltenen Vereinigung von heller Klarheit, entschiedener Thatkraft und herzlichem Wohlwollen des tüchtigen Edelmannes von deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe nicht zu trüben vermögen, der selbst diejenigen verlachen würde, die sich berufen fühlen, von seinem Bilde die Fliegen wegzuscheuchen. Sein Verhältnis zu Goethe steht, trotz aller zeitlichen Abirrung, so einzig da, daß die bildende Kunst sich schon längst an der schönen Aufgabe hätte versuchen sollen, sie nebeneinander, ähnlich wie die beiden Dichterfürsten, darzustellen. Der rechte Platz für dieses Zwillingsstandbild wäre der von beiden gemeinschaftlich geschaffene Weimarische Park, wenn man nicht, da Weimar schon Standbilder beider besitzt, Jena, wo sie so oft ihren Studien oblagen, dadurch ehren will und zugleich die Universität, deren Rektor Karl August vierundfünfzig Jahre gewesen, die ihm so viele Sorgen und so vielen Kummer gemacht, besonders zur Zeit ihres Rückschrittes und dann infolge des Aufschwunges deutschen Geistes.

Den lebhaftesten Dank habe ich auch diesmal, wie seit dreißig Jahren, meinem Freunde, Herrn Oberbibliothekar Dr. Reinhold Köhler in Weimar, für so manche förderliche Mitteilung abzustatten, die er meinen Fragen stets mit einsichtiger Bereitwilligkeit gewidmet hat. Hier

sei auch eines andern vor kurzem zu früh heimgegangenen Freundes, des um unsere klassische Literatur vielverdienten Redakteurs Dr. Wilhelm Vollmer, des Schwiegersohnes des trefflichen Joachim Meyer, ehrend gedacht, dessen Unterstützung meine Arbeiten über Goethe und Schiller außerordentlich viel verdanken.

Pfingstsonntag (den 29. Mai) 1887.

Erster Band.

Bis zu Goethes Rückkehr aus Italien
(Juni 1788).

I.

Karl August bis zu Goethes Ankunft in Weimar.

Welch ein herrliches Schauspiel bietet das länger als fünfzigjährige innige Zusammenwirken eines gottbegnadeten Dichters mit einem genialen Fürsten, die, wie weit auch ihre Bahnen auseinander gingen, doch beide zu vollster Entwicklung und segensreichem Ruhme gediehen. Nicht als ob, wie man es sich vorzustellen liebt, die Herzensfreundschaft Goethes und Karl Augusts von Sachsen-Weimar stets ungetrübt geblieben wäre, es fehlte nicht an zeitweiligen Abirrungen: aber mochte auch die aus tiefer Seele stammende Neigung infolge der Verschiedenheit ihrer Richtungen und ungünstiger Einflüsse augenblicklich erkalten, immer ward sie wieder erwärmt durch den hehren Strahl des unauslöschlich in ihnen lebenden Menschen- und Freundesideals.

Der volle acht Jahre jüngere Karl August, dessen erste Jugend in die Not des Weimar fast erdrückenden siebenjährigen Krieges fiel, war im Gegensatze zu seinem kleinen und schwächlichen Körper von unbeugsamer Festigkeit, ja Härte des Charakters, die ihn das ihm Gemäße mächtig ergreifen ließ, von leidenschaftlicher, sich derb äußernder Heftigkeit und starkem fürstlichen Selbstbewußtsein, einem Erbteil seiner Braunschweigischen Mutter; dazu hatte ihm die gütige Natur den hellsten Verstand, den feurigsten Drang nach wahrer, von lebendiger Herzensgüte oder verehrender Bewunderung getragener Freundschaft und begeisterte Liebe zum deutschen Vaterlande verliehen, das aus seiner Zerfahrenheit sich endlich erheben müsse. Die Erziehung des vierjährigen, frühe seines Vaters beraubten Prinzen wurde im März 1762 dem zwanzig Jahre ältern Grafen von Görtz übertragen, der dasjenige wieder gut machen sollte, was die Schlaffheit des ein Jahr lang mit diesem schwierigen Amte betrauten Oberkonsistorialrates Seidler verschuldet hatte. Aber der schroffe Charakter des Knaben widerstand lange dem nüchtern besonnenen, streng auf Unterwerfung haltenden Wirken des Erziehers. Erst das neunte Jahr brachte eine volle Umkehr: der Prinz erkannte, daß er sich nicht mehr als störrisches Kind betragen dürfe, und der Erzieher ließ von seiner Starrheit ab; er dachte an den künftigen Herzog und sah ihm manches nach, besonders

sein herrisches Betragen gegen solche, die ihm mißfielen. Je mehr die wissenschaftlichen Lehrer eingriffen und der Prinz von überängstlicher Aufsicht befreit wurde, desto freundlicher gestaltete sich sein Verhältnis zu seinem Erzieher, in dem er bald einen Halt gegen die zu starke Bevormundung seiner Mutter fand, deren Liebe ihn aus Furcht vor Gefahr von der Berührung mit dem Leben zurückhielt, wenn auch Görtz nicht versäumte, ihn die Kreise des Volkes und der Handwerker äußerlich kennen zu lehren, damit er nicht vor ihnen vornehmen Ekel empfinde, aber er sah sie nur als künftiger Herr.

Der erste bedeutende Mann, der ihm begegnete, war sein Großoheim, Preußens Heldenkönig, der, nachdem er sich zu Braunschweig mit dem dreizehnjährigen Erbprinzen einige Zeit unterhalten, dessen Verstand rühmte, ja er glaubte noch nie einen jungen Menschen dieses Alters gesprochen zu haben, der zu so schönen Hoffnungen berechtige. Bald darauf trat ein anderer geistreicher Mann, ein berühmter deutscher Schriftsteller, der freilich dem französischen Geschmacke huldigte, in seinen Gesichtskreis: es war Wieland, der eben in seinem „Goldenen Spiegel" unter scherzhafter Einkleidung den Großen seines Landes gemeinnützige, freimütige, ja starke Wahrheiten zu sagen gewagt und sich dadurch den Namen des weisen Danischmend erworben hatte. Ein bedeutender Vorteil für den Erbprinzen war es, daß seine Mutter die sich bildende deutsche Litteratur nicht verachtete, ja die deutsche Sprache war an ihrem Hofe neben dem Französischen Umgangssprache, während sie von anderen Höfen, wie von ihrem väterlichen in Braunschweig, verbannt blieb. Äußerst unzufrieden mit dem Erfolge der bisherigen Erziehung, wurde sie auf den vom nahen Erfurt zuweilen nach dem Weimarischen Hofe kommenden Professor Wieland aufmerksam, an dem der Erbprinz große Freude hatte. Sie zog ihn über dessen Erziehung zu Rate. Wieland erklärte in einem eingehenden Schreiben, der Prinz besitze im höchsten Maße gesunde Vernunft, natürliche Richtigkeit des Verstandes, Begierde, sich zu unterrichten, Liebe zur Wahrheit, Widerwillen gegen Schmeichelei; daß er nicht so leicht zu erschüttern sei, komme von seinem Temperament. Die Herzogin wurde dadurch einigermaßen beruhigt; besonders vermißte sie an ihrem Sohne kindliche Offenheit, sei es infolge der Erziehung oder zu großer Eigenliebe. Als sie darauf Wieland bat, ihren Söhnen (Karl Augusts Bruder Konstantin war ein Jahr jünger) ein halbes Jahr Unterricht in der Philosophie zu erteilen, meinte dieser, um des Erbprinzen großen, thätigen, dem Wahren und Tüchtigen zugewandten Geist von seiner Hastigkeit, Unlenksamkeit und Jähzornigkeit abzulenken, bedürfe es eines wirklichen Philosophen. Anna Amalia war so fest überzeugt, in Danischmend endlich den richtigen Mann gefunden zu haben, obgleich dieser selbst die Wahl eines schönen Geistes zum Hofmeister eines

Prinzen als ein großes Unglück in seinem „Goldenen Spiegel“ dargestellt hatte, daß sie Wielands Landesherrn, den Kurfürsten von Mainz, in ihrem und des Erbprinzen Namen bitten ließ, ihr denselben zur Vollendung der Erziehung ihrer beiden Prinzen zu überlassen.

Doch die guten Folgen von Wielands Umgang zeigten sich so wenig, daß sie anderthalb Jahre später, im November 1773, dem Erbprinzen klagte, seit Wielands Eintritt habe er ihr sein Vertrauen entzogen, da er weder ihrem Rate folge noch ihre Vorstellungen annehme. Da auch diese Mahnung nichts fruchtete, schüttete sie ihrem Vertrauten, dem Geheimerat von Fritsch, ihr Herz aus. „Karls große Eigenliebe ist sein größter Feind“, schrieb sie; „viel Eitelkeit und Ehrgeiz sind seine größten Fehler. Sein Urteil ist außerordentlich gründlich; er hat ein edles Herz. Gott bewahre ihn vor großen Leidenschaften; sie werden bei ihm von der heftigsten Art sein. Für das weibliche Geschlecht wird er deren nie haben; davor bewahrt ihn sein Naturell. Er ist von großer Standhaftigkeit, nichts kann ihn wankend machen.“ Die Hauptschuld der verfehlten Erziehung schob sie auf den Grafen Görtz. „Er ist ehrgeizig, intrigant und unruhig. Um zu seinem Ziel zu gelangen, liebkost und kajolirt er Karl. Wenn er sich schlechterdings in die Notwendigkeit versetzt sieht, ihm die Wahrheit zu sagen, so geschieht dies mit einer gewissen Nachlässigkeit und Lauheit, aber nie mit Festigkeit; er nimmt ihn dann auch stets allein mit sich in sein Zimmer und schließt sich mit ihm ein. Er läßt ihm überhaupt zu viel Freiheit; bei sich in seinen Zimmern befiehlt Karl mit herrischem Ton. Fragen Sie den guten (Legationsrat) Herrmann, ob nicht dies alles in Wahrheit beruhe.“ Auch in Wieland will sie sich getäuscht haben. Freilich war es seltsam, daß sie den scheuen Wieland als Gegengewicht des seine Zwecke klug berechnenden Grafen verwenden wollte. Wirkten auch sein Geist, sein Wohlwollen und seine Liebe vorteilhaft auf den Prinzen, an ein kräftiges Auftreten diesem gegenüber, das auch wohl die Erziehung nur hätte verwirren können, ja an einen mächtigen Eindruck seiner Persönlichkeit war nicht zu denken; vielmehr lehnte er sich im Gefühle seiner am Hofe einsamen Stellung an den erfahrenen Hofmann gefügig an, und dieser suchte in äußerlicher Freundschaft mit dem ihm aufgedrungenen Dichter zu leben, dessen Leichtlebigkeit und geistige Beweglichkeit den meist mit nüchternen Dingen beschäftigten Prinzen erfreuten. Wielands Gutmütigkeit und Freundlichkeit erheiterten ihn, und daß derselbe mit Görtz auf gutem Fuße stand, brachte ihn auch diesem näher, der die Gunst des in kurzem als regierender Herr gebietenden Zöglings sich zu erwerben bedacht war, wodurch Karl Augusts starker Eigenwille nur genährt werden konnte. Daß der Graf und der Dichter sich einander und vereinigt ihrem Sohne schmeichelten, schien

der Herzogin um so gefährlicher, als dieser die Schwäche habe, blindes Zutrauen in die Personen zu setzen, für die er einmal eingenommen sei. Weiter klagte sie Fritsch, daß eine Familie, die sie beide kennten, ihm kleinliche Zuträgereien mache. Unter dieser Familie ist die des Kammerpräsidenten von Kalb gemeint, der alle Mittel in Bewegung setzte, um sich bei dem künftigen Gebieter beliebt zu machen; besonders stand sein Sohn mit ihm in näherer Beziehung. Auch mit der Hofkasse war sie unzufrieden, die ihr gegenüber immer Armut heuchle, für ihren Sohn voll Gold sei; dagegen würden alle Vorstellungen bei dem Oberhofmeister Geheimerat von Witzleben ihr nichts helfen. Der zu Karl August sich gut stellende Landschaftskassendirektor war Geheimerat von Oppel. In vollster Verzweiflung erklärte die Herzogin ihrem vertrauten Rate, sie wolle die Regentschaft schon ein Jahr vor ihrem gesetzlichen Ablaufe niederlegen. Dieser wußte sie mit guten Gründen von einem solchen leidenschaftlichen Entschlusse abzubringen. Der Verstand des Prinzen werde sich nicht lange mehr durch seine angeblichen Freunde täuschen lassen, bemerkte er; vielleicht durchschaue dieser schon jetzt ihren auf Eigennutz gegründeten Bund, und nur die Scham halte ihn noch ab, sich seinen Irrtum zu gestehen; auch an sich könne ein auf so schlechter Grundlage ruhender Bund keinen langen Bestand haben. Besondere Hoffnung setzte er auf den nächsten Herbst, wo die Herzogin den Prinzen nach Beendigung des festgesetzten wissenschaftlichen Unterrichts in die Geschäfte des Conseils einführe; er werde dann arbeiten sehen, vielleicht selbst arbeiten, manche Dinge lernen, die seine Freunde ihn nicht lehren könnten, den Umfang seiner Pflichten ermessen, auch wohl einsehen, wie viel er seiner Mutter verdanke, die lange so ausgezeichnet seine Stelle versehen habe. Auffallenderweise übersah er, was den Erbprinzen hauptsächlich gegen seine Mutter verstimmte, worauf ihn erst sein im höhern Staatsdienste ergrauter Vater aufmerksam machte, daß die Herzogin ihrem Sohne, als er aus den Knabenjahren getreten war, nicht den ihm schon als minderjährigem Fürsten zustehenden Herzogstitel gegeben hatte. Karl August, dem dieses sein Recht nicht unbekannt sein konnte, war zu stolz, die Mutter um das zu bitten, was sie ihm von Rechtswegen schon Jahre lang hätte zukommen lassen sollen, nur aus allzugroßer Ängstlichkeit, vielleicht auch aus eigenem Ehrgeiz, ihm vorenthalten hatte. Die Vorliebe für ihren jüngern, körperlich noch schwächern Sohn spielte wohl mit ein, der an wissenschaftlichem Geiste von Karl August weit überragt wurde, dagegen durch eine bedeutende musikalische Anlage sich auszeichnete. Fritsch legte in seiner Antwort an die Herzogin ihr besonders die Sorge für diesen ans Herz, der von Görtz und Wieland sehr vernachlässigt werde und seines glücklichen Naturells und seines vortrefflichen Charakters wegen ihrer ihm stets bewiesenen

Zärtlichkeit so würdig sei. Dieser habe sich, wie er ihm gesagt, für den Kriegsdienst bestimmt, was freilich bei seiner großen, vielleicht damals weniger empfundenen Schwäche auffällt, und er könne kaum den Augenblick erwarten, irgendwo eine Stellung zu erhalten. Die Mutter werde, bei der glänzenden kriegerischen Laufbahn so vieler Prinzen ihres Hauses, diesen Entschluß um so weniger mißbilligen, als er hierdurch sich selbst und seinem Bruder die Unannehmlichkeit ersparen wolle, an dem Hofe „das traurige Gewerbe des Müßiggängers zu treiben, abwechselnd gelangweilt und langweilend, selbst mitunter den Späßen desselben ausgesetzt, dessen Herr er sein würde, wenn das Recht der Erstgeburt nicht gegen ihn entschieden hätte". Man sieht, welch ein düsterer Schatten zwischen den fürstlichen Brüdern lag, von denen der jüngere der Herzogin und ihrem vertrautesten Rate angelegener war als der Erbprinz. Diesen den Gefahren des Krieges preiszugeben sei kaum zu raten, äußerte Fritsch weiter, da er „möglicherweise [bei der schwächlichen Gesundheit des Erbprinzen] eines Tages der Herr sein könne, oder derjenige unter beiden durchlauchtigen Brüdern, den man den Stammhalter nennt [weil es zweifelhaft scheinen konnte, ob Karl August je sich zur Ehe entschließen werde]"; deshalb müsse man ihm eine Stellung zu verschaffen suchen, daß er ohne zu große Gefahr seinen Weg machen könne.

Görtz und Wieland hatten unterdessen einen, wenn auch weniger eingreifenden Bundesgenossen in dem anfangs Oktober 1772 zu Erfurt eingetroffenen Statthalter des Erzbischofs von Mainz erhalten. Der im neunundzwanzigsten Jahre stehende katholische Domherr und Geheimerat, zugleich als Gesandter bei den benachbarten Höfen bestimmte Karl von Dalberg, der Sprosse eines in der deutschen Reichsgeschichte ruhmvoll bekannten Geschlechtes, mußte durch seinen seelenvollen Blick, seine herzliche Gutmütigkeit, seine einnehmenden Formen und die vielseitigen, auf Reisen erweiterten Kenntnisse eine große Anziehungskraft auf den fast ganz auf die nächste Umgebung beschränkten Erbprinzen üben, besonders da er sich bald mit Görtz und dem berühmten Dichter innig befreundete; diesen selbst verehrte der Statthalter als einen hoffnungsvollen jungen Fürsten. Auch die Herzogin fühlte sich trotz Dalbergs naher Verbindung mit Görtz von dessen äußerst geistreichem und belebendem Umgange angezogen.

Noch in das Jahr 1773 dürfte Karl Augusts Bekanntschaft mit dem vor vier Jahren als Oberstlieutenant aus Sardinischen Diensten nach Baireuth heimgekehrten Karl Sigmund von Seckendorff-Abendar fallen, der durch Kenntnis der neuern Sprachen, musikalische und dichterische Begabung sich auszeichnete und ein vollendeter Hofmann war. Er machte auf den Erbprinzen, dem er sich von der vorteilhaftesten Seite zeigte, einen so guten

Eindruck, daß dieser ihm versprach, ihn nach seinem Regierungsantritte als Legationsrat und Geheimsekretär zu berufen. Wahrscheinlich machte Karl August diese Bekanntschaft bei einem Besuche seiner Tante, der verwitweten Markgräfin von Baireuth.

Kurze Zeit nachdem Fritsch die Gewinnung eines militärischen Gouverneurs des Prinzen Konstantin der Herzogin empfohlen hatte, nahm er dazu den neunundzwanzigjährigen Ansbacher Karl Ludwig von Knebel in Aussicht, der nach neunjähriger Dienstzeit den Abschied von dem Potsdamer Regiment des Prinzen von Preußen genommen hatte. Dieser hatte sich im Oktober auf der Durchreise nach der Heimat einige Zeit in Weimar aufgehalten, um Wieland und die übrigen in Wissenschaft und Kunst bedeutenden Männer kennen zu lernen. Wie bei diesen, so fand auch am Hofe der empfindungsvolle, gutmütige und kenntnisreiche, etwas schwermütige, auch durch seine schlanke, gewandte Erscheinung einnehmende Mann, der mit den Berliner und Potsdamer Gesellschaftskreisen sehr vertraut geworden, eine günstige Aufnahme. Karl August, der eine große Neigung hatte, geistreiche Männer kennen zu lernen, ward ihm gewogen. Auch auf Fritsch machte er einen besonders günstigen Eindruck. Schon anfangs Februar erfuhr Knebel durch den Kapellmeister Wolf in Weimar, dieser wünsche ihn in herzoglichen Diensten zu sehen. Anfangs Mai erhielt er den förmlichen Antrag, als Führer des Prinzen Konstantin besonders zu dessen Eintritt in das Soldatenleben, bei Hofe einzutreten. Doch noch ehe seine Antwort eintraf, hatte Weimar durch die Einäscherung des Schlosses und des damit verbundenen Theaters einen äußerst empfindlichen Verlust erlitten.

Dieser Unfall brachte in das Einvernehmen der Herzogin mit dem Erbprinzen eine neue Störung. Rasch mußte man sich über eine Wohnung des Hofes für den nächsten Winter entscheiden, da das Lustschloß Belvedere nur für den Sommer ausreichte. Anna Amalia nahm im Glauben, die Entscheidung stehe ihr als Regentin allein zu, drei Häuser in Aussicht, die in wenigen Monaten zu einem vorübergehenden Sitze des Hofes eingerichtet werden könnten. Aber der Erbprinz, der einsah, daß die jetzt zu treffende Bestimmung auch für die ersten Jahre seiner Regierung maßgebend sein werde, nahm diese für sich in Anspruch, und so wählte er das eben im Baue begriffene Landschaftshaus, dessen Äußeres wenigstens der Würde eines Hofes mehr entspreche, ein „mehr kaiserliches Ansehen habe" als drei zusammengebaute Bürgerhäuser. Trotz aller Aufregung, in welche Anna Amalia darüber geriet, setzte er seinen Willen durch, wovon er freilich die Folgen schon nach einigen Jahren fühlen sollte, da das Haus schlecht und übereilt gebaut war.

Fritsch hatte indessen an Knebels Anstellung festgehalten. Als dieser

anfangs Juli nach Weimar kam, wurde er vom Minister freundlich empfangen, doch reiste dieser gleich darauf ab, so daß er sein Anstellungspatent erst während der Abwesenheit desselben erhielt. Zu seiner Überraschung fand er darin die der Abrede widersprechende Bestimmung, daß er den Prinzen in allen zu seinem künftigen militärischen Beruf nötigen Wissenschaften unterrichten solle. Sein dagegen bei Fritsch selbst und bei der Herzogin erhobener Einspruch hatte nur die Folge, daß man die Entscheidung sich vorbehielt, ja es wurde Knebel (so weit hatten es seine Gegner selbst bei der Herzogin und dem Erbprinzen gebracht) deutlich genug zu verstehen gegeben, man werde, da in Belvedere kein Platz für ihn sei, es gern sehen, wenn er bis Ende September Urlaub nehme. Kaum hatte er sich nach Baireuth begeben, so begann das böse Spiel noch lebhafter. Der mit Knebel befreundete Kapellmeister Wolf schrieb diesem, die Hofschranzen heulten seit seiner Abreise wie die Windhunde, die Kammerjunker mieden ihn; die freimütigen Worte, die Knebel im Gasthofe gegen den mit Karl August befreundeten Regierungsassessor von Einsiedel und den sich für Knebels Freund ausgebenden, an Wieland und dem Erbprinzen hängenden Rechtskandidaten Bertuch und andere geäußert, seien Fritsch hinterbracht worden. Dieser aber schützte ihn, nur mahnte er zur größten Vorsicht in Reden und Handlungen, damit die Lästerzungen, die kleine menschliche Schwächen und Fehler zu ihrem Zwecke benutzten, nichts ausrichteten.

Im September führte endlich die Herzogin den Erbprinzen in das Conseil ein, was auf diesen, den sie bisher immer als Knaben behandelt hatte, einen guten Eindruck machte, wenn sie ihm auch noch den gebührenden Titel Herzog vorenthielt. Auch Karl August war gegen Knebel verstimmt. Als dieser anfangs Oktober nach Weimar kam, hatte man freilich für ihn in dem jetzt von der Herrschaft bezogenen Landschaftshause ein Zimmer eingerichtet, aber die Stimmung fand er so verbittert, daß er auf seine Stelle verzichten wollte. Doch die Mahnungen von Fritsch und der Umschlag der Herzogin, welcher der Prinz von Preußen ihn empfohlen hatte, blieben nicht ohne Wirkung. Fritsch erklärte, man sei von seiner Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit überzeugt und verspreche sich das Beste von seinem Einfluß auf den Prinzen, dieser jedoch wollte sich zur Übernahme des ihm beneideten und verleideten Postens nicht verstehen, ohne der Gesinnung des Erbprinzen gewiß zu sein, der im nächsten Jahre die Regierung übernehmen sollte. Fritsch freute sich, als er der Herzogin melden konnte, Knebel sei zu Görtz gegangen, um ihm zu erklären, daß er unter gewissen Bedingungen, deren Mitteilung er, um nicht als Partei zu erscheinen, sich verbeten hatte, die Stelle anzutreten bereit sei. Erst jetzt besuchte Knebel auch die Herzogin. Höchsterfreut schrieb

diese bereits den 13. an Fritsch: „Der Bürgerkrieg (guerre intestine) ist glücklich beendigt; gestern Abend noch ist Görtz zu mir gekommen und hat mir gesagt, daß Knebel die Anerbietungen, die man ihm gemacht, annehme; er fügte die Bedingungen hinzu, welche Knebel gestellt. Ich fragte ihn, was Karl geantwortet. Er antwortete, daß er noch nicht imstande sei, irgend etwas für die Zukunft versprechen zu können, aber daß er Knebel versicherte, er habe nichts gegen ihn und gegen meine Wahl, die auf ihn gefallen. Ich habe daher Knebel sogleich sagen lassen, er könne sofort seinen Einzug ins Schloß halten, was er denn auch gethan. Heute Nachmittag hatte ich Görtz, Knebel und meine Kinder bei mir. Ich habe dem Konstantin Knebel als seinen Gouverneur vorgestellt, und Görtz gebeten, seinem Kollegen in allen Dingen beizustehen und gute Freunde miteinander zu sein. Er hat es mir versprochen und mich versichert, daß er schon begonnen habe, und sein Möglichstes thun werde, meinen Absichten nachzuleben." Vorher hatte sie dem Erbprinzen mitgeteilt, sie denke eine Art von kleinem Hof für ihn zu bilden; deshalb möge er ihr sagen, wen er unter den Kammerjunkern am liebsten habe. Darüber ganz entzückt, nannte er den Hofjunker Franz von Seckendorff, einen Vetter des Baireuther Oberstlieutenants, dem er also damals noch vor seinem spätern entschiedenen Lieblinge, dem Hof- und Jagdjunker von Wedell, den Vorzug gab. Auf ihre Bemerkung, daß sie ihm nur die Wahl unter den Kammerjunkern gestattet, bat er um den Stallmeister von Stein oder den äußerst gefügigen Kammerjunker von Klinkowström. Sie habe geglaubt, erwiderte die Herzogin, seine Wahl werde sogleich auf Stein fallen, da dieser beim Marstall angestellt sei, sie auch bemerkt zu haben meine, daß er diesen seit langer Zeit achte und Vertrauen zu ihm habe, und auch Görtz mit ihm befreundet sei; auf sie selbst habe Stein, so lange sie ihn kenne (er war seit 1756 Hofjunker und Kammerassessor) stets den Eindruck eines sehr artigen Mannes gemacht. Karl August, ganz glücklich durch die Bewilligung eines kleinen Hofes, nahm nicht nur Stein, den er von frühester Jugend an lieb gehabt, dankbar an, sondern bat auch diesem selbst mitteilen zu dürfen, daß er aus freiem Willen ihn gewählt habe. Stein war eine der stattlichsten Erscheinungen des Hofes, durch Gewandtheit und feine Sitte ausgezeichnet, dabei von herzlicher Gutmütigkeit, und, wenn auch von nüchterner Natur, doch der neu aufgehenden Sonne des Hofes, dem er sich aus ganzer Seele gewidmet hatte, lebhaft zugewandt, so daß Karl Augusts Ehrgeiz keinen würdigern Vertreter sich wünschen konnte.

Knebels glückliche Anempfindung, seine warme, oft sehr eindringlich und laut sich äußernde Begeisterung für Recht, Freiheit und edle Menschheit, seine Verehrung des Hohen und Schönen, woraus die gutmütige Herzlichkeit des

schönen, schlanken Mannes sprach, gewannen ihm bald Karl Augusts Teilnahme: keiner seiner ganzen Umgebung, auch nicht der schwärmerische, leicht entzündliche, aber schwächliche, frischer Männlichkeit entbehrende Wieland that ihm so wohl als der Gouverneur seines Bruders, der leider ebensowenig wie Görtz zu diesem Vertrauen faßte. Aber die drückende Stellung Knebels, dem volle Liebe Herzensbedürfnis war, verband Karl August ihm noch näher, doch entfremdete eben dessen Vertraulichkeit ihn nur noch mehr dem Prinzen, der zu dem bald über ihn gebietenden Bruder kein Herz fassen konnte, in ihm nur den Bevorzugten sah, neben dem er eine unbedeutende Rolle spielen müsse, eine Vorstellung, die auch von der Mutter und Fritsch eher genährt als beschwichtigt wurde.

Die Herzogin, die sich bisher immer nicht allein dem Besuche einer Hochschule, sondern auch einer Reise ins Ausland widersetzt hatte, mußte doch endlich wenigstens von ihrer Abneigung gegen eine längere Entfernung Abstand nehmen. Dazu bestimmte sie besonders die Absicht, eine Verlobung des Erbprinzen noch vor dem Antritt seiner Regierung zu veranlassen. Sie war alle regierenden deutschen Häuser durchgegangen und hatte als einzige für ihn passende Prinzessin die jüngste Tochter der in diesem Jahre gestorbenen, von Friedrich dem Großen so hochgestellten Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, Henriette Luise, gefunden, deren Schwestern an den Großfürsten von Rußland und an die Prinzen von Baden und Preußen verheiratet waren; von dieser Prinzessin, die nur sieben Monate älter als Karl August war, verlautete das Allerbeste. Wie wenig auch der Erbprinz ein Seelenbedürfnis nach einer solchen Verbindung fühlte, der äußern Umstände wegen fügte er sich der Bestimmung der Mutter, und so wurde eine Reise der beiden Prinzen nach Frankreich beschlossen, auf welcher zu Karlsruhe, wo die Prinzessin sich bei ihrer Schwester befand, die Brautschau und, wo möglich, die Verlobung stattfinden sollte. Der Ausdehnung der Reise nach dem sittenlosen Paris war die Herzogin noch immer entgegen, sie dachte sich etwa Lyon als Zielpunkt der Reise.

Am 8. Dezember 1774 traten die Prinzen (der Erbprinz hatte jetzt den Titel Herzog erhalten) in Begleitung ihrer beiden Gouverneure, des Stallmeisters von Stein und des Leibarztes Hofrat Engelhardt die Reise an, auf welcher sie die bedeutendsten Männer kennen lernen sollten. In Frankfurt, wo man am 10. eintraf, war im vorigen Jahre der größte Dichtergenius Deutschlands aufgegangen. „Götz“ hatte Goethes Namen zu den berühmtesten der Zeit erhoben: das deutsche Gemüt und der deutsche Sinn für Recht und Freiheit hatte sich nie herrlicher offenbart; der bis dahin vornehm zum mittelalterlichen Plunder geworfene Raubritter war eine tragische

Gestalt geworden, er selbst, seine Familie, seine Genossen und Gegner, die ganze düstere Zeit mit dem altersschwachen Kaiser war aus dem Grabe zu frischem Leben erstanden; Shakespeares hoher Geist schien die deutsche Bühne beschritten zu haben. Das war auch ein echtes, rechtes Bild für den jungen Karl August; selbst sein Lehrer Wieland erkannte in Goethe bei allem, was er auszusetzen fand, das größte schöpferische Genie. Dem großen geschichtlichen Schauspiel war ein einfaches Bühnenstück gefolgt, das zu Weimar selbst in dem Karl August nächsten Kreise die höchste Rührung und Bewunderung hervorgerufen, und ganz vor kurzem hatten die „Leiden des jungen Werthers", für deren Empfindsamkeit freilich Karl August wenig empfänglich war, die volle Meisterschaft des jungen Dichters bekundet, der nicht bloß ein Shakespeare, sondern auch ein Rousseau sein könne, ohne dabei den deutschen Charakter einzubüßen. Freilich war von Goethe auch die Geißel über Karl Augusts geliebten Lehrer Wieland geschwungen worden, aber dieser selbst hatte die Sache möglichst glimpflich genommen und öffentlich die gegen ihn gerichtete Farce des übermütigen Genies als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz empfohlen. So durfte denn Frankfurt nicht verlassen werden, ohne daß man diesen Paradiesvogel gesehen hatte. Knebel, der so viele bedeutende Schriftsteller persönlich kennen gelernt hatte und, wie ihn selbst das Wehen des Geistes anhauchte, eine eigene Anziehungskraft besaß, sollte als Vermittler dienen. Am Vorabend der Abreise, am 11., machte dieser Goethe seinen Besuch, von dessen ganzem Wesen er sich um so seelenhafter getroffen fühlte, als die wunderbare Erscheinung des „schönen Jungen von fünfundzwanzig Jahren", wie Heinse Goethe nennt, der „vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft" war, ihn selbst in Feuer und Flamme setzte. Da Goethe vernahm, die Prinzen befänden sich in Frankfurt, erklärte er sich gleich bereit, den neuen Freund in den Gasthof zum Römischen Kaiser zu begleiten. Der siebenzehnjährige Erbprinz machte auf den acht Jahre ältern Dichter einen mächtigen Eindruck: seine kräftige Entschiedenheit und sein lebendiges Feuer, die seiner schmächtigen und kleinen Gestalt widersprachen, seine rasche Auffassung, sein natürliches Betragen, verbunden mit dem ihm bezeigten reinen Anteil, wirkten so bedeutend, daß er in ihm einen hoffnungsvollen, geistreichen Fürsten erkannte. Das ungescheute, offene, geistsprühende, quecksilberartig bewegte Wesen des alle bezaubernden Frankfurter Genies konnte auch auf Karl August seinen Eindruck nicht verfehlen. Kam wirklich, wie in „Wahrheit und Dichtung" erzählt wird, die Rede auf „Mösers patriotische Phantasien", welche man eben in Buchladen gekauft, so hatte Goethe die schönste Gelegenheit, die Vorteile, welche dem deutschen Volke aus der Verschiedenheit ihrer Stämme und Staaten erwachsen, und die Pflicht ins Licht zu setzen, in

Mösers Sinne die herrliche deutsche Volkstümlichkeit zu pflegen. Man lud ihn zum Abendessen, wobei Verstand, Gemüt und Herz des jungen Genies in ungezwungener Unterhaltung sich von der schönsten Seite zeigten. Dem Erbprinzen gefiel er so, daß er ihn, da die Abreise auf den nächsten Morgen bestimmt war, zu einem Besuche in Mainz einlud. Aber Knebel fühlte sich so von Goethes wunderbarer Natur hingerissen, daß er um die Erlaubnis bat, noch einen Tag in Frankfurt bleiben zu dürfen, um ihn ganz allein zu genießen und von allem, was der junge Advokat der deutschen Krönungsstadt in tiefster Seele sann, empfand und dachte, eine lebhafte Anschauung zu gewinnen. Die Herzen, die sich beim ersten Zusammentreffen gefunden, eröffneten sich immer weiter. Goethe teilte dem neuen Freunde auch manches in der Handschrift mit, das dieser gelegentlich dem Erbprinzen vorlesen möge. Als der Dichter am 13. mit Knebel in Mainz erschien, konnte Karl August die ungemeine Aufregung nicht entgehen, in welche Knebel durch die Bewunderung des einzigen Dichters und die Liebe des „besten aller Menschen" versetzt worden war, was auf den Erbprinzen selbst bedeutend wirken mußte, wenn auch dessen Begleiter sich in den Schranken des ruhigen, gesellschaftlichen Tones hielten. Am ersten Nachmittage kam die Rede auf Goethes Farce gegen Wieland. Die lustige, herzlich offene Weise, wie Goethe dieselbe als Ausbruch der im muntern Kreise seiner aufgeknöpften jungen Freunde herrschenden mutwilligen Laune darstellte und die ihm abgenötigte Veröffentlichung als tollen Streich preisgab, mußte um so mehr für ihn einnehmen, als er sich bereit finden ließ, unter einen von Knebel an Wieland gerichteten Brief einige Zeilen in diesem Sinne zu schreiben. Die Prinzen blieben noch den folgenden Tag in Mainz. Der Abschied am Morgen des 15. konnte nur höchst freundlich sein. Knebel versprach Goethe, von der Reise berichten zu wollen, besonders von der Stimmung des Erbprinzen, da die günstige Meinung des begabten jungen Fürsten diesem sehr erwünscht sein mußte, wie wenig ihm auch noch der Gedanke kommen konnte, einst in Weimar an seiner Seite eine Vertrauensstellung einzunehmen.

In Karlsruhe verlobte sich Karl August gleich in den ersten Tagen mit der Prinzessin Luise, zur höchsten Freude der Mutter. Er teilte dieser sofort mit, wie glücklich er sich im Besitz dieser achtungswürdigen Prinzessin fühle, auf deren männlichen, guten, wahren und entschiedenen Charakter er die Gewißheit seines Lebensglücks gründe. Knebel stand mit dem Erbprinzen sehr gut, dessen redliches Herz und braver Charakter ihn seiner von ganzem Herzen erwiderten Liebe versicherten. Über dessen Gesinnung gegen Goethe konnte er dem neu gewonnenen Freunde das Beste melden. Am Karlsruher Hofe hatten sie auch den als „Dichter der Religion und des Vaterlandes"

vom Markgrafen berufenen Klopstock getroffen, mit welchem Knebel so freundlich stand, daß er die für ihn bestimmten Briefe an dessen Wohnung senden ließ. Da Goethe bei Klopstocks Hinreise ihn in seinem väterlichen Hause freundlichst bewirtet, durch sein Zutrauen und seine Begleitung bis Mannheim ihn persönlich für sich eingenommen, auch durch die Vorlesung des Anfanges des „Faust" bewegt hatte, konnte der Sänger des „Messias" sich auch gegen Knebel und den Erbprinzen nur sehr anerkennend über ihn äußern. Der Frankfurter Dichter hatte indessen Knebel gebeten, ihn dem Erbprinzen zu empfehlen, auch ihm mitzuteilen, was Görtz, dem er nicht recht traute, für ihn fühle.

Von Karlsruhe wandten sich die Reisenden zu längerm Aufenthalt nach Straßburg. Petersen, der Hofmeister der beiden jüngsten Söhne des Landgrafen Ludwig IX., der Brüder von Karl Augusts Braut, war am Nachmittag des 4. Januar Zeuge, wie die Prinzen mit ihrem Gefolge bald nach ihrer Ankunft sich zwei Stunden in einem Buchladen aufhielten, wo sie mehrere deutsche und französische Bücher, kriegerischen, staatswissenschaftlichen und schöngeistigen Inhalts, sich geben ließen, verschiedenes kauften und einsichtig über manche litterarische Erscheinungen urteilten. Die wissenschaftlichen Anstalten und die bedeutendsten Gelehrten wurden besucht, ja Ende Januar hieß es, die Prinzen wollten an den von dem berühmten Lobstein gehaltenen anatomischen Vorträgen über den Kopf teilnehmen. Auf dem Münster sahen sie Goethes Namen eingemeißelt. Auch zwei Freunde Goethes wurden besucht. Sein treuer, damals in vertrautem Briefwechsel mit ihm stehender Mentor Aktuarius Salzmann, an den Goethe Knebel gewiesen hatte, sprach von ihm mit vieler Achtung und Liebe, und er erwarb sich bei diesem und dem Erbprinzen das vollste Zutrauen. Der wunderliche Lenz bemerkt selbst ein Jahr später, Knebel und der Herzog hätten ihn damals in einem gewiß seltsamen Aufzuge und einer noch seltsamern Lage gefunden. Gerade dieser für das mit Goethe wetteifernde Genie nicht günstige Anblick hob durch den Gegensatz den Frankfurter Freund. Zufällig traf man Goethes Schwager, den Amtmann Schlosser aus Emmendingen, dessen Wunsch, nach Karlsruhe versetzt zu werden, Knebel nach Goethes Wunsch dem Präsidenten Hahn hatte empfehlen sollen. Dieser schloß mit dem tüchtigen, ernst würdigen Manne, der von seinem jungen Schwager das Größte hoffte, warme Freundschaft. Auch die beiden Meininger Prinzen (der Erbprinz stand im einundzwanzigsten Jahre, sein Bruder war sieben Jahre jünger) trafen in Straßburg ein. Der „berühmte Doktor Goethe" hatte vor fünf Tagen in Frankfurt bei ihnen zu Mittag gespeist. „Es war mir lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte", berichtete der Erbprinz Karl August seiner

Schwester. „Er spricht viel, gut, besonders original, naiv, und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, und hat seine eigenen Façons, so wie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter." Weniger günstig wie der Erbprinz den Dichter, scheint dieser jenen beurteilt zu haben; hinter dem genialen Weimarischen Karl August stand er ihm weit zurück. Die beiden Erbprinzen begegneten sich in der Bewunderung des alle überstrahlenden Dichters. Knebel blieb mit diesem auch zu Straßburg in Verbindung. Freilich ist uns nur ein Brief Goethes an diesen vom 13. Januar erhalten, in welchem er nach der Bitte um ein Wort und Rücksendung seiner Dichtungen diesen fragt, wo er sei und ob er in gutem Andenken bei ihnen stehe. Leider hatte Knebel noch immer über Mißtrauen zu klagen; das Verhalten seines Prinzen, bemerkte er, habe sich erst seit kurzem etwas gebessert, nachdem er dem Grafen Görtz erklärt, er werde, wenn dies sich nicht ändere, seine Stelle aufgeben, und dieser deshalb den Prinzen vorgenommen hatte. Wirksamer war zunächst ein Brief der Mutter. Die Herzogin hatte nun endlich, nach Einholung von Dalbergs Ansicht (sein Brief ist vom 17.) die Reise nach der französischen Hauptstadt genehmigt.

Am 24. Nachts 1 Uhr ward die Reise nach Paris angetreten, das man in vier Tagen zu erreichen hoffte, um noch den Schluß der Fastnacht mitzunehmen. Hier wurden alle Merkwürdigkeiten, Schlösser und Sammlungen besehen, auch die Bekanntschaft der bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten gesucht. Der nach einer herzoglichen Ehrenbezeugung schmachtende Philolog Villoison hing sich an den gutmütigen Knebel, um von ihm dem Erbprinzen empfohlen zu werden, dem er sich auf jede Weise dienstfertig erwies. Gern ließ man Knebel seine eigenen Wege gehen, während Görtz und Stein mit den Prinzen die vornehmen Besuche machten. Trotz der Aufsicht des strengen Görtz machte der Erbprinz in Paris die geheime Bekanntschaft eines jungen Mädchens, Jeanette Brossard, mit der er so vertraut wurde, daß er ihr ein Jahrgehalt von 500 Franc aussetzte, wozu er sich bloß aus persönlicher Beziehung verpflichtet hatte, da sie keineswegs künstlerisches Talent besaß, wie sie denn in spätern Mahnbriefen vorgab, von diesem Jahrgehalt allein zu leben. Sie blieb wenigstens bis 1776 in Paris, ging später nach Metz, lebte zuletzt, wenigstens seit dem Revolutionsjahre, zu Epernay in der Champagne. Gerade in Paris sollte der Erbprinz gegen Goethe verstimmt werden. Allgemein schrieb man dem Dichter des „Werther" die Farce zu, die der zu seinen Frankfurter Bekannten gehörende Straßburger H. L. Wagner unter dem Titel „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten"

mit Benutzung mancher ihm abgehorchten Äußerungen und in Nachahmung seines Tones von Frankfurt aus in die Welt gesandt hatte. Hier fanden sich unter der Vignette des auf Wieland deutenden Merkur die bittern Verse:

Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus!
Seit Ihrer letztern M** Reis
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiß.
Ists mir vergönnt den Sporn zu küssen?

Diese offenbare Anspielung auf das zu Mainz mit dem Erbprinzen über Wieland gehaltene Gespräch schien darauf zu deuten, daß der Erbprinz Goethe nur aufgesucht habe, um ihn günstig gegen den Weimarischen Dichter zu stimmen. Wieland sah darin nach Goethes freundlichen Zeilen, die er in gleicher Weise erwidert hatte, natürlich eine gemeine Hinterlist. Mit gerechtem Mißmut äußerte er sich darüber gegen Knebel und den Herzog, dem schon die Erwähnung der Mainzer Zusammenkunft ein Vertrauensbruch scheinen mußte. Knebel schrieb deshalb an Salzmann, der ihnen ein so außerordentlich günstiges Bild von Goethes Charakter entworfen hatte. Dieser antwortete am 12. April: „An Goethe werde ich übermorgen schreiben, und ich denke nicht übel zu thun, wenn ich ihm Ihre und Ihres besten Prinzen Empfindung über seine Satire ganz mitteile. Er ist, wie Sie wissen, jung und mutwillig, und vielleicht wird ihn dieses vorsichtiger machen. Doch kann ich nicht umhin, ihn in etwas zu rechtfertigen. Herr Wieland verdient allerdings einen Herzog von Sachsen zum Gönner und Sie, bester Mann, zum Freunde zu haben: allein können Sie nicht auch ein bischen parteiisch sein? Der tiefsehende Goethe ist ein unbestechlicher Dichter: Autorkoketterie und Eitelkeit haben Herrn Wieland nie verlassen, ungeachtet seiner großen Talente, welche er zum Vergnügen seines Vaterlandes schon so reichlich gezeigt hat. Goethe hat sich gewiß nie einfallen lassen, daß Ihro Durchlaucht oder Sie eine Intrigue zu Gunsten Herrn Wielands spielen wollten, allein er konnte denken, daß dieser letztere nicht ohne Absicht gehandelt, da er eine für Goethen so wünschenswerte Bekanntschaft vermittelt. Doch ein Mehreres mündlich." So schwach diese Verteidigung auch sachlich war, da sie auf den Hauptpunkt, daß der Reise nach Mainz wider allen Anstand gedacht war, nicht einging, so zeugte sie doch von Salzmanns festem Vertrauen, daß Goethe keiner Niederträchtigkeit fähig sei. Leider wußte dieser noch nicht, daß die Farce gar nicht von Goethe war und die Beziehung auf die Mainzer Reise, auf welcher er sich mit Wieland versöhnt, ja sich bei diesem entschuldigt hatte, eine Albernheit Wagners war. Goethe war es zuwider, öffentlich zu erklären, die Farce sei ihm fremd, da er meinte, jeder, der ihn kenne, müsse es für unmöglich halten, daß er die ihm so teure Verbindung mit dem Erbprinzen

ungebührlich eingemengt und nach jenem Versöhnungsbriefe Wieland so grob angefahren habe. Als er sich endlich überzeugen mußte, daß dieser böse Verdacht immer weiter sich verbreitete, erließ er unter dem 9. April, dem Tage von Salzmanns Antwort, eine Erklärung, worin er den Verfasser nannte. Einen Abdruck legte er auch, ohne darauf zu verweisen, am 14. einem Briefe an Knebel bei, dessen Aufenthalt ihm unbekannt war. Vertraulich gedachte er in dem Schreiben an den Freund der Liebesverworrenheit, in welche er neuerdings wieder geraten und des Besuches des „edlen" Klopstock, der urplötzlich den Karlsruher Hof verlassen hatte. „Ich habe allerlei gethan und doch wenig", schloß er. „Hab' ein Schauspiel bald fertig, treibe die bürgerlichen Geschäfte [als Advokat] so heimlich leise, als trieb' ich Schleichhandel, bin sonst immer der, den Sie kennen. Und nun schreiben Sie mir viel von Ihnen! Vom teuern Herzog! erinnern Sie ihn meiner in Liebe! Adieu, adieu!" Dieser aus voller Seele geflossene Brief mußte jeden Verdacht einer unwürdigen Hinterlist verscheuchen. Und als nun die Reisenden am 16. Mai nach Straßburg zurückkehrten, fanden sie auch Goethes Antwort an Salzmann, gegen den als freundlichen Mentor er sich ausführlicher erklärt haben wird.

Ein eigenes Zusammentreffen war es, daß Goethe auf der am 15. mit den Grafen von Stolberg unternommenen Schweizerreise, einer halben Flucht vor Lili, die Braut des Erbprinzen und diesen selbst finden sollte; denn in Karlsruhe fiel es den Stolbergen plötzlich ein, den Hof zu besuchen, und sie litten nicht, daß ihr Wolf zurückblieb. Die auf ihren Rang haltende Prinzessin, die er vor zwei Jahren einen Augenblick gesehen, als sie mit Mutter und Schwester in Begleitung von Freund Merck in seiner Vaterstadt „leicht und schlank" den Wagen bestieg, der sie nach Berlin führen sollte, war freilich zutraulicher gegen die beiden Reichsgrafen, aber auch ihren Begleiter, den Dichter des „Werther", den Freund ihrer Bekannten Merck und Lavater, von dem auch ihr Verlobter ihr mit großem Anteil gesprochen hatte, mußte sie gnädig empfangen, hätte auch sein bezauberndes Wesen sie nicht eingenommen. Welchen Eindruck sie auf ihn geübt, zeigt die gleichzeitige Äußerung an seine nächste Vertraute: „Luise ist ein Engel. Der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz liegt." Ihre majestätische Erscheinung war mit der holdesten Weiblichkeit verbunden, die sich eben im reinsten Glanze zeigte, da sie durch die Erwartung ihres Bräutigams und die begeisterte Erinnerung an ihren Besuch der Schweiz und Lavaters lebhaft erregt war. Am folgenden Tage, den 21., traf ihr Bräutigam ein, der, wie schon in Straßburg, an den Folgen einer starken Erkältung litt, so daß er nur

wenig sich zeigte, aber auch er, wie seine Begleitung, bewies sich „gut" gegen den Dichter, nur Görtz war, wie immer, zurückhaltend. Der Markgraf, dessen Hof Klopstock so wunderlich verlassen hatte, freute sich der Bekanntschaft des berühmtesten Genies. Vielleicht geschah es auf Karl Augusts Wunsch, daß Goethe in Straßburg sich den Meiningischen Prinzen wieder vorstellte, mit denen die Weimarischen dort so vertraut geworden waren. Der Meiningische Erbprinz berichtet selbst über diesen nur halbstündigen Besuch Goethes, den er recht gern habe, weil er so natürlich sei. Auch die Brüder der Prinzessin dürfte er dort besucht haben.

In Karlsruhe fand darauf die förmliche Verlobung statt, zu welcher Präsident von Moser aus Darmstadt herübergekommen war. In Weimar war diese schon am 5. Februar in der Kirche und am Hofe verkündet und gefeiert worden. Stein kehrte vor den Prinzen nach Weimar zurück. Vom Herzoge brachte er die beste Nachricht, auch von seiner freundlichen Beziehung zum Grafen Görtz. Zu seiner Betrübnis mußte er erfahren, daß dieser, der doch die Verlobung und zuletzt die darüber gemachten Festsetzungen zu einem glücklichen Ende geführt hatte, der Herzogin verdächtig geworden. Er unterließ nicht, seine Besorgnis darüber Fritsch zu vertrauen. Dieser schrieb deshalb an die Herzogin. Stein hatte bemerkt, der Herzog werde dasjenige, was seine Mutter ihm als Rat und Gutachten zugehen lasse, stets mit Ehrerbietnng und Dank entgegennehmen, dagegen würde alles, was diesen Charakter nicht an sich trage, besonders in Bezug auf Dinge, die von seiner Entschließung abhingen, wie z. B. zukünftige Anordnungen und Stellenbesetzungen, seine Eigenliebe aufs tiefste verletzen und ihn gegen sie erkälten. Deshalb bat er sie dringend, sie möge die Veranlassungen des Mißfallens, die der Graf ihr gegeben haben könne, übersehen und von ihrer Unzufriedenheit nichts merken lassen. Die Herzogin versprach an demselben Tage (in der Frühe des folgenden Morgens am 21. Juni, fuhr sie den Rückkehrenden bis zum Lustschlosse München entgegen), sie wolle ihr Möglichstes thun, um mit dem Grafen nach Art der Hofleute auf gutem Fuße zu bleiben; nur dürfe er nicht die Personen angreifen, die ihr ergeben seien und dem Hause gute Dienste geleistet hätten, da es dann ihre Pflicht wäre, ihm zu zeigen, mit wem er es zu thun hat. „Es wäre meiner unwürdig zu schweigen. Und es wird ein Hauptpunkt von den Bedingungen sein, die ich meinem Sohne machen werde, wenn er darauf besteht, daß ich bei ihm bleiben soll, daß er diejenigen belohne, welche mir treu gedient." So wollte sie entschieden sich des Grafen entledigen, in welchem sie ihren Gegner erkannte, oder Weimar ganz verlassen. Bei ihrer Hartnäckigkeit war an eine Aussöhnung nicht zu denken. Auch Wieland und der ganz an ihn gebundene Bertuch, der eine

Anstellung vom jungen Herzog erwartete, fürchteten von Görtz verdrängt zu werden. Bertuch sprach diesen gleich nach seiner Ankunft; bei aller Freundlichkeit schien er ihm ernster und innerlich verändert. Auch Wieland wollte dies finden. Dazu ließ Görtz den Herzog kaum von seiner Seite. Knebel konnte nicht stark genug dessen Einfluß auf ihn schildern. Erst als der Tod der Schwiegermutter des Grafen diesen auf einige Tage nach Gotha rief, fand Wieland Gelegenheit, ihm seine Meinung zu sagen, nach Bertuchs komischer Übertreibung „wie ein Löwe für die Wahrheit und die gute Sache zu kämpfen". Doch alles wäre wirkungslos geblieben, hätte nicht die Herzogin den höchsten Trumpf ausgespielt, dem Herzoge mit ihrer Entfernung gedroht. Einen solchen Skandal zu vermeiden, gab er nach, was ihm die Mutter, voll Freude, ihren Willen durchgesetzt zu haben, hoch anrechnete. Schon am 1. Juli hatte Görtz seine Entlassung unter dem Titel eines wirklichen Geheimerates mit einem Ruhegehalte von 1500 Thaler angenommen.

Am 3. September trat der Herzog, nachdem das kaiserliche Diplom der Großjährigkeit vorgelegt worden (noch während seiner Minderjährigkeit am Anfange des Jahres 1774 hatte die Universität Jena ihn nach dem herzoglichen Vorrecht als ihren Rektor begrüßt), die Regierung von Sachsen-Weimar-Eisenach an. Zum Obermarschall, der an der Stelle des abgegangenen Grafen die Vermählungfeier in Karlsruhe einrichten sollte, wurde der bisherige Oberhofmeister und Oberstallmeister von Witzleben ernannt. Görtz erhielt vom Herzog zur Bezeigung seiner Erkenntlichkeit 4000 Thaler. Als Oberhofmeister der Herzogin-Mutter trat Graf Putbus ein, der seit dem April mehrfach bei Hofe gewesen war; er und der Geheimerat Landschaftskassendirektor von Oppel wurden zu wirklichen Geheimeräten ernannt, von Stein zum Oberstallmeister; im Conseil ward der Geheime Assistenzrat Schmidt, einer der Lehrer Karl Augusts, Geheimerat. Von Freunden des Herzogs wurden bloß Einsiedel und Wedell befördert. Wielands Knappe Bertuch wurde jetzt Geheimsekretär; Wieland selbst erhielt keine Rangerhöhung, aber sein Ruhegehalt stieg von 600 auf 1000 Thaler, doch wurde ihm die Bedingung aufgelegt, im Lande zu bleiben.

Aber noch immer fürchtete die Herzogin-Mutter, Görtz werde mit der Karl August empfohlenen Neubesetzung einiger Stellen durchdringen. Deshalb wandten sie selbst und Wieland sich an den von Erfurt abwesenden Dalberg. Noch vor der Entlassung des Grafen hatte sie an diesen geschrieben, der, ohne von dieser zu wissen, ihr beruhigend geantwortet hatte: von den redlichen Absichten des Grafen sei er überzeugt; freilich würde er es für einen Irrtum halten, sollte dieser dem Herzog geraten haben, vor dem Antritt seiner Regierung Änderungen in den Verwaltungsstellen zu machen.

Dies habe er auch Görtz geschrieben und er sei bereit, es dem Herzog zu sagen, nur könne er diesen nicht vor dem treuen Leiter seiner Jugend warnen. Seinen Unmut über die erst jetzt von der Herzogin ihm gemeldete Entlassung suchte Dalberg unter höflichen Redensarten zu verbergen, erklärte aber wiederholt, daß er nicht den geringsten Grund habe, Görtz für schlecht zu halten, sei er auch gegen die Fehler seines Freundes nicht blind, der, wie er bemerkt habe, vielen Personen aus Unruhe und Vorurteil keine Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Am 18. trat der Herzog die Reise nach Karlsruhe an; in seinem Gefolge befanden sich Stein, Engelhardt, der mit ihm sehr vertraute sechsundzwanzig Jahre alte Kammerjunker und Kammerrat Johann August von Kalb, der Sohn des Kammerpräsidenten, und der Hofsekretär Franz Kirms. Mutter und Bruder begleiteten ihn bis Eisenach. Am 20. kam der Herzog zu Frankfurt an, wo auch die Meiningischen Prinzen mit ihrer Mutter und Karl Augusts Tante, die verwitwete Markgräfin von Baireuth, sich befanden. Goethe besuchte im Gasthause beide Höfe. Von den Meiningern ward er eingeladen; da er aber, ganz von der Neigung zu dem jetzt regierenden Weimarischen Herzog eingenommen, im Wahne stand, die Einladung sei von diesem erfolgt, kam es zu einer lustigen, ihn im Augenblicke verblüffenden Irrung, welche ihn um die fürstliche Mahlzeit brachte. Als er am nächsten Tage sich wieder in seinem neuen, in Lyon gestickten, grauen, blau bordierten Rocke bei Karl August einstellte, nahm dieser ihn huldvollst auf. Der gleichzeitig in Frankfurt anwesende großbritannische Leibarzt Zimmermann war Zeuge, wie Karl August in den jungen bezaubernden Dichter verliebt war, den er einlud, nach seiner Rückkehr von Karlsruhe mit ihm und seiner Gattin nach Weimar zu gehen. Mit dessen Braut war Goethe schon im August auf Veranlassung ihres von Lavater ihm geschickten, für die Physiognomik bestimmten Bildes und des an sie gerichteten Gedichtes des Züricher Freundes in briefliche Verbindung getreten, wenigstens hatte er sie schriftlich begrüßt.

Während der Hochzeitsreise ihres Sohnes litt Anna Amalia wieder an schrecklicher Aufregung. Noch immer fürchtete sie, dieser werde sich durch Görtz verführen lassen, nach seiner Rückkehr alles am Hofe umzukehren; daß er ihr Deutschlands genialsten jugendlichen Dichter zuführen werde, konnte sie nicht ahnen. Als sie am 24. durch Fritsch erfuhr, Dalberg werde sie am folgenden Tage besuchen, beschwor sie diesen, trotz des in seiner Familie erlittenen Todesfalles zum Besten des öffentlichen Wohles den nächsten Mittag zu ihr nach Belvedere zu kommen. „Ich bin überzeugt,“ schrieb sie, „je mehr Sie den [mit Görtz befreundeten, noch jugendlichen] Statthalter kennen lernen, desto mehr werden Sie finden, daß er ein ehrwürdiger Mann ist, sowohl durch seinen Charakter wie durch seine Fähigkeit; ich kann Sie ver-

sichern, daß er die [von ihr vorausgesetzte] Unschicklichkeit im Verfahren meines Sohnes vollständig einsieht und daß er ihm Vorstellungen dieserhalb gemacht hat; ich kann Ihnen noch mehr sagen, daß, wenn der Statthalter sich nicht mit dem Arrangement befaßt, ich ernstlich befürchte, daß der ganze Plan von Görtz zur Ausführung kommt, und dann wird niemand den Mut haben, meinem Sohne ins Gesicht zu sagen, daß er eine Dummheit macht; der Statthalter ist der einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit sagen darf." Dalberg kam, Fritsch nicht, da sie seines Rates neben Dalberg nicht bedurfte, und umsomehr sich zurückhalten mußte, als die gefürchtete Umwälzung zunächst ihn selbst betroffen haben würde, und er den Anschein meiden mußte, seine eigene Sache zu verteidigen. Dalberg, der die Herzogin zu beruhigen suchte, versprach alles zu thun, was er vermöge. Am 6. Oktober verließ der Hof Belvedere. Die Herzogin bezog mit dem Prinzen Konstantin und Knebel das Haus an der Esplanade, das Fritsch vor acht Jahren für sich hatte bauen lassen, ihr aber wohlwollend überließ. Dort führte sie von jetzt an ihren eigenen Haushalt. Dalberg kam am 12. in dieses ihr „Palais", wo er bei ihr speiste und seine Teilnahme am Einzuge des mit seiner jungen Gattin heimkehrenden Herzogs versprach.

Denselben Tag traf dieser in Frankfurt ein. Er lud mit seiner Gemahlin den jungen Dichter wiederholt nach Weimar ein; nur sollte dieser Kalb erwarten, der mit einem neuen Landauer an einem bestimmten Tage eintreffen und ihn abholen werde. In der Begleitung der jungen Herzogin befanden sich die beiden von ihr gewählten Hofdamen, Marie Henriette von Wöllwarth und Luise Adelaide von Waldner-Freundstein, von denen letztere, fast drei Jahre älter als Goethe, ernsterer Natur war. Am 17. hielt das herzogliche Paar, auf festlichste Weise eingeholt und empfangen, seinen Einzug in die von Jubel erfüllte Stadt. Im Wagen des herzoglichen Paares saßen Görtz, der die Verlobung in Karlsruhe vollzogen hatte, und Dalberg; der letztere nahm nebst der Herzogin-Mutter und Prinz Konstantin, dem Obermarschall, Anna Amaliens Oberhofmeister von Putbus, der Oberhofmeisterin der Herzogin, Gräfin von Gianini, und den Hofdamen an der fürstlichen Abendtafel teil; die junge Herzogin, die sich unwohl fühlte, hatte sich zum Ärger ihrer Schwiegermutter entschuldigt. Erst am Abend des 21. verließ Dalberg den Hof; mittags war zum erstenmal die Herzogin bei der Tafel gewesen. Der Statthalter hatte demnach volle Zeit, sich gegen den Herzog auszusprechen. Alle gefürchteten Neuerungen unterblieben; nur hatte man der Herzogin die Wahl eines Oberhofmeisters nicht verwehren können, und diese fiel, zum Verdrusse ihrer Schwiegermutter, auf ihren ältesten Bekannten, den Grafen Görtz, mit welchem die Herzogin-Mutter, wenn sie Sonntags und

Mittwochs bei Hofe speiste, zusammentreffen mußte. Wieland hatte sich ganz vom Hofe zurückgezogen. Auch Fritsch finden wir nicht an der Hoftafel, wenn auch Karl August im Conseil und in geschäftlichen Angelegenheiten freundlich mit ihm verkehrte. Unter den Hofbeamten herrschte viel Unzufriedenheit; das entschiedene, rücksichtslose Eingreifen des Herzogs erbitterte diese, die früher viel Willkür sich gestattet hatten, und sie schmähten auf das lockere Leben, das er mit seinen nächsten Genossen führte. Auch bei ihm rächte es sich, daß seine Erziehung ihn vor jugendlichem Austoben behütet hatte; jetzt, wo er sein eigener Herr geworden, wollte er das Leben genießen, wovon er sich auch durch seine körperliche Schwäche nicht abhalten ließ, die er nach Rousseaus Lehre gerade durch Anstrengungen und starke Zumutungen zu heben hoffte. Dazu kam das Mißverhältnis zu seiner Gattin, die sich bei dem beschränkten Hofhalte und in der landstädtischen Residenz um so weniger zu finden wußte, als sie die herzliche Hingabe ihres Gatten vermißte, die zu gewinnen sie freilich sich nicht bemühen wollte. Auch zur Herzogin-Mutter, die durch eine heitere, lebenslustige Schwiegertochter gern den Hof belebt gesehen hätte, konnte sich kein rechtes Verhältnis bilden, ebensowenig zu dem leidenden, träumerisch in sich versunkenen Prinzen Konstantin, der sich durch seinen Bruder gedrückt fühlte. Freilich hatte die Herzogin es durchgesetzt, daß vom 29. an Sonntags und Mittwochs regelmäßig Cour und Konzert bei Hofe war (an dem erstern Tage blieben alle nach Gefallen, an dem andern die besonders Geladenen zur Tafel), woneben Donnerstags bei der Herzogin-Mutter Konzert und später Tafel war: aber noch war kein regelmäßiger Kammerherrndienst eingeführt, ein Theater fehlte mit Ausnahme einer bürgerlichen Liebhaberbühne; Redouten, von denen auch Bürgerliche nicht ausgeschlossen waren, sollten später in einem Privatgebäude, dem Hauptmannschen Saale, an der Esplanade beginnen.

Die allgemeine Erwartung war auf die Ankunft des Dichters des „Werther" gespannt gewesen, aber die Nachlässigkeit Kalbs, der den Grund seines Aufenthaltes zu melden unterließ, setzte Goethe in solche Verlegenheit, daß er endlich seinem Vater nachgab, der steif und fest behauptete, der Herzog von Weimar habe ihn zum Besten gehabt, um seinen Angriff auf Wieland zu rächen, und er sich zu der von jenem ihm vorgeschlagenen Reise nach Italien entschloß. Kurz vor der Abreise schrieb er an Knebel, Kalb habe ihn sitzen lassen; bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen, sei nicht gerathen: daß er nach Italien zu reisen im Begriff sei, verschwieg er. So wußte man einige Zeit in Weimar nicht, wie es mit Goethes Besuch stehe, bis ein von Frankfurt wohl Ende Oktober nach Weimar gerichteter Brief Kalbs den Grund des Aufenthalts angab.

II.

Goethes Eintritt in Weimar.

Am frühen Morgen des 7. November kam Goethe nebst seinem Diener Seidel in Kalbs Begleitung zu Weimar an. Daß er in Kalbs väterlichem Hause wohne, hatte der Herzog bestimmt. Der Präsident lud gleich auf diesen seltenen Gast eine größere Gesellschaft ein, unter der auch Wieland sich befand, der „in den herrlichen Jüngling, an dessen Seite er saß, ganz verliebt wurde“. Wenn sonst Gäste sich bei Hofe anmelden ließen, wo sie dann in Hofwagen abgeholt wurden, so unterblieb dies bei dem bürgerlichen Dichter. Sein Begleiter Kalb wird ihn dem Herzog zugeführt und dieser ihn der Herzogin vorgestellt haben, die ihn freundlichst empfangen mußte, mochte sie auch über diese neue Gelegenheit ihres Gatten zu flottem Umhertreiben bei der Verstimmung, an welcher sie dauernd litt, gerade nicht erfreut sein. Ein eigener Zufall war es, daß der Hof gerade am Abend von Goethes Ankunft eine Freiredoute mit Pickenick im Hauptmannschen Saale gab, auf welcher Goethe die „ganze Noblesse“ fand, die an dem seltenen Gaste sich nicht satt sehen konnte. Spätestens an diesem Abende lernte Goethe die erst sechsunddreißigjährige Herzogin-Mutter kennen, deren munterer, reichgebildeter, jetzt mehr als je von leidenschaftlichem Drange nach Wissenschaft und Kunst erfüllter, aber auch von Lebenslust getriebener Geist ihn anzog. Am 8. saß „Doktor Goethe“ bei Hofe an der Marschallstafel, mit welcher auch Klopstock als Nichtadeliger sich in Karlsruhe hatte begnügen müssen, zugleich mit Knebel, Kalb und mehreren Hofjunkern, unter denen Franz von Seckendorff; an der fürstlichen Tafel befanden sich außer den ihm schon bekannten Personen Graf und Gräfin von Putbus. Denselben Tag kam Dalberg von Erfurt herüber. Goethe lernte diesen nicht nur als nächsten Freund des Herzogs und der Herzogin-Mutter, sondern auch wegen seines angenehmen Wesens und seiner geistigen Bedeutung schätzen, und Dalberg fühlte sich gleich zu dem geistsprühenden, natürlich sich hingebenden neuen Freunde Karl Augusts hingezogen. Den 10. machte Goethe bei Tafel die Bekanntschaft der Mitglieder des Conseils, das heute Sitzung gehalten, der Geheimeräte von Fritsch

und Schmidt und des Geheimen Assessors Schnauß. An diesem oder dem nächsten Nachmittag wurde er bei der Frau Oberstallmeisterin von Stein, der er lang mit Spannung entgegengesehen hatte, vom Herzog selbst eingeführt. Goethe war bald Karl Augusts Vertrauter, der in ihm erst eine Seele gefunden, wie er sie bedurfte, einen innigen Herzensfreund, der seine Gefühle nicht allein verstand, sondern durch sein Eingehen darauf verklärte. Bei kleinern Ausflügen und in Gesellschaften waren sie unzertrennliche Genossen. Von der Hoftafel suchte sich Goethe möglichst frei zu machen, doch war er Sonntags meist zugegen. Wenn der Herzog am 19. trotz des Sonntags mit drei Personen auf seinem Zimmer speiste, so befand sich unter diesen unzweifelhaft Goethe, vielleicht mit des Herzogs nahen Freunden, dem ungemein schönen und heiter geselligen Jagdjunker von Wedell und dem musikalisch und dichterisch begabten launigen von Einsiedel. Dem Lieblingsvergnügen des Herzogs, der Jagd und starken Ritten, konnte er sich nicht entziehen. Lustig schweifte man in der Gegend umher. Am Abend des 26. kamen die von Goethe längst erwarteten Grafen von Stolberg, welche das herzogliche Paar schon in Karlsruhe kennen gelernt hatten. Er konnte sie nur kurz mit der alten überströmenden Wärme im Gasthofe begrüßen; denn in der Frühe des nächsten Morgens mußte er dem Herzog zu der von Dalberg bei Willrode, eine Meile südlich von Erfurt, veranstalteten Lustjagd folgen. Abends kamen sie nach Erfurt, wo sie in der Statthalterei wohnten; am folgenden Mittag speisten sie dort mit der Herzogin-Mutter, Prinz Konstantin, der Oberhofmeisterin, den beiden Oberhofmeistern und dem Oberstallmeister. In diesen Tagen wird es zu ernsten Verhandlungen über die in der höchsten Verwaltung zu machenden Änderungen gekommen sein, da Karl August sich offen gegen Dalberg aussprechen durfte und er vor Goethe kein Geheimnis hatte. Die in Weimar zurückgebliebenen wildblütigen Grafen, die, besonders der jüngere, viel stürmischer und rücksichtsloser als Goethe waren, hatten trotzdem bei der aristokratisch strengen Herzogin freundlichste Aufnahme gefunden, die ihrer Klage über das flotte Leben ihres Gemahls, an dem sie dessen bürgerlichem Vertrauten, dem von den Grafen begeistert gefeierten Wolf, einen Teil der Schuld beimaß, keinen Ausdruck geben durfte. Auch die Herzogin-Mutter, Frau von Stein und Wieland erregten die lebhafteste Teilnahme der wilden Grafen. Erst in später Nacht, am 29. um 2 Uhr, kehrte man von Erfurt zurück. Ein ausgelassen lustiges Leben entfaltete sich an den fünf folgenden Tagen, welche die Stolberge noch in Weimar verweilten. Auch Dalberg war von Erfurt herübergekommen, dessen Anwesenheit den burschikosen Ton nicht dämpfen konnte. Man ging auf die Jagd und auf den Ball, ritt, fuhr und trieb sich herum; an tollen Gelagen fehlte es ebensowenig als

an lustigen Spielen und Scherzen. Freilich mußte Goethe auch zuweilen vorlesen, in dessen „Faust“ die Tragödie von Gretchen die Herzoginnen gewaltig rührte, aber auch die damals noch jugendlich flottern Auftritte von Auerbachs Keller und dem die Universitätsweisheit verspottenden Gespräche des Teufels mit dem Studenten ließen sie sich gefallen, Fausts Verzweiflung am Anfange und der ergreifende Schluß machten in Goethes belebtem Vortrage großen Eindruck. Und von da an blieb seine Vorlesung des „Faust“ für den Hof ein Fest. Den vielen Gegnern der neuen Regierung war das lustige Treiben ein Greuel; ihr Ärger gab es zumeist dem bürgerlichen Vertrauten des Herzogs schuld. Karl August hatte besonders an dem jüngern Stolberg seine Freude, der mit seinem wütenden, von eigenen Heldenthaten faselnden „Freiheitsgesang im neunzehnten Jahrhundert zu singen“ nicht zurückhielt, und als der Herzog im Scherze fragte, ob er ihn nicht dem großen Friedrich von Preußen widmen wolle, demselben „ziemlich bittere“ Knittelverse an diesen übersandte. Die Brüder hatten Goethe überreden wollen, mit ihnen nach Hamburg zu reisen, wo er ihre durch Briefe ihm nahe getretene Schwester Auguste finden werde, aber der Herzog, der bereits dessen Rückkehr nach Frankfurt fürchtete, mochte sich ihn nicht entführen lassen. Denselben Morgen, wo die Grafen Weimar verließen, wollte Karl August den ihm nächsten Hof des Fürsten von Rudolstadt, der sogar einen Teil seines Landes als Lehen von Weimar besaß, auf ein paar Tage besuchen. Goethe weigerte sich ihn zu begleiten, da er nur sein Gast sei; er wollte einer Deutung vorbeugen, die man seiner Begleitung geben könnte. Ihn trieb es Frau von Stein auf ihrem in derselben Richtung gelegenen Gute Großkochberg zu besuchen, wo er die Rückkehr des Herzogs erwarten wollte. Am Abend des 7. kehrte er wohl in dem von Karl August leidenschaftlich geliebten Eilritt von dort nach Weimar zurück.

Immer inniger fühlten sich Fürst und Dichter verbunden; rückhaltlos vertrauten sie sich alles, und der ältere Freund durfte es schon wagen, mäßigend auf den leidenschaftlich seinem Willen sich hingebenden, aber doch ernst die Zukunft ins Auge fassenden Herzog zu wirken. Wie Goethe Karl August sein Leid um Lilis Verlust nicht verhehlte, so kam auch auf die immer sich erweiternde Kluft zwischen dem herzoglichen Paare die Rede, welche den Dichter, der in dem häuslichen Glücke desselben auch den festesten Halt für das Wohl des Landes erkannte und beide innig liebte, sehr bekümmerte.

Äußerst verstimmt war über den fremden Günstling auch der Minister Fritsch. Der Herzog, der sich ihm stets freundlich bezeigte, schlug ihm vor, neben dem Vorsitze im Conseil die seit dem März erledigte Stelle des Präsidenten der Landesregierung zu übernehmen. Im Mai war dieser nur

durch die Vorstellungen seines Vaters von dem Entschlusse abgebracht worden, diese Stelle mit der seinigen zu vertauschen. Jetzt, wo ihm die Regierung des Herzogs immer bedenklicher schien, bat er Karl August, ihn, da seine Kräfte zu beiden Stellen nicht ausreichten, als Minister zu entlassen und der Landesregierung vorzusetzen. In der Eingabe hieß es: „Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem [seinem damaligen] Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in Ew. Durchlaucht Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können, und müßte ich nicht immer fürchten, wenn auch Ew. Durchlaucht aus unverdienter Güte eine Zeitlang über alles dieses hinweg und bloß auf meine wenigen guten Eigenschaften sehen wollen, Ihnen doch endlich durch das, was in meinem Charakter liegt, was aber in den zunehmenden Jahren eher zu- als abnimmt, mißfällig zu werden?“ Die Freunde stimmten darin überein, daß man nichts übereilen dürfe, die Antwort erst nach dem wohl erwogenen Entschlusse über die ganze künftige Einrichtung der höchsten Verwaltung erfolgen könne. Vieles andere lag dem Herzog augenblicklich näher.

Die schon im fünften Jahre erledigte Stelle des Generalsuperintendenten, Oberhofpredigers und Oberpfarrers der Stadtkirche wollte der Herzog endlich besetzen. Da die darauf hoffenden Weimarischen Geistlichen ihrer „Trakasserien und düstern Beschränkung“ wegen Karl August zuwider waren, sollte ihm Goethe einen dazu tüchtigen Mann vorschlagen. Wieland hatte schon gelegentlich gegen den Dichter geäußert, daß dies eine Stelle für Herder wäre, und so wies er unbedenklich auf diesen hin. Mit voller Seele ging der Herzog darauf ein. Goethe sollte vorläufig bei Herder anfragen, ob er den Ruf annehmen würde. Es war dies der erste, sehr folgenreiche Auftrag an Goethe, den dieser am 12. ausführte. Aber auch an die leidige Anstellung der Kammerherren, welche die Herzogin so dringend ersehnte, mußte Karl August endlich denken. Da erinnerte er sich denn des einst dem Oberstlieutenant von Seckendorff gemachten Versprechens, und so schrieb er diesem, den er freilich nicht mehr zu seinem Geheimsekretär noch zum Herzensvertrauten machen konnte, er möge noch vor Weihnachten kommen.

Goethe hatte unterdessen auch im Schlosse Belvedere einmal an der fürstlichen Tafel gesessen. Aber der Neid und der Haß der Gegner, unter denen der Oberhofmeister der Herzogin, Graf Görtz, am erbittertsten war,

stieg von Tag zu Tag, je mehr man von Goethes Bleiben in Weimar fabelte. Am 19. kam Freund Dalberg, der zwei Tage später an der Jagd bei Apolda teilnahm. Die vertrauten Unterhaltungen mit diesem, der Goethes förderlichen Einfluß auf den Herzog mit Freuden bemerkte, wurden fortgesetzt. Den folgenden kalten, aber heitern Morgen verbrachte Goethe mit dem Herzog, am Nachmittag lief er Schlittschuhe. Karl August hielt sich von diesem durch Klopstock dichterisch gefeierten Vergnügen noch fern. Goethe hatte es in Frankfurt eifrig getrieben, auch manche dafür gewonnen, aber in Weimar galt es noch als gemein, und es wurde von den Gegnern dem Günstling vorgeworfen. Denselben Tag kam Seckendorff an, der sich durch die Hofverhältnisse eben so enttäuscht fand, wie ihn die herzogliche Landstadt, wo er in nächster Zeit nicht einmal eine anständige Wohnung finden konnte, sehr verstimmte.

Am folgenden Morgen begab sich das herzogliche Paar für die Weihnachtstage an den nächst gelegenen größern Hof, den von Gotha, und ließ Seckendorff zurück, der sich an seinen Vetter und andere Mißstimmte hielt. Goethe hatte um so mehr seine Begleitung abgelehnt, als er fürchten mußte, der Herzogin werde diese unangenehm sein. Mit fröhlichen Genossen hatte er für die Feiertage einen flotten studentischen Ausflug nach dem bei Jena im Amte Bürgel wild gelegenen Dorfe Waldeck verabredet. Von dort schrieb er abends nach der Ankunft seinem „lieben gnädigen Herrn". Ihm verrät er, daß, als er im Dunkel gegen das Fichtengebirge hingeritten, das Gefühl der Vergangenheit, seines Schicksals und seiner Liebe über ihn gekommen sei und er still für sich von seiner holden Lili gesungen habe, die noch immer all sein Schmerz und all sein Sang sei. Mit Anspielung auf sein dem Herzog bekanntes Lied „An Belinden" wünscht er ihm, daß er sich wohl gehabe bei den hundert ihn umglänzenden Lichtern und den ihn umschwänzenden und umkredenzenden Gesichtern; „findst doch nur wahre Freud und Ruh' bei Seelen grad und treu wie du". Am nächsten Morgen vollendete er den Brief, den der Herzog niemand als Wedell sehen lassen möge; er schloß in seinem und seiner Genossen (Einsiedels, Kalbs und Bertuchs) Namen mit den beliebten Worten aus Wielands eben gedrucktem „Wintermärchen": „Der Pflicht vergessen wir Fische nie." Karl August antwortete sofort: „Lieber Goethe, ich habe deinen Brief erhalten; er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit dir." Schließlich bat er: „Mache doch, daß du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf dich."

Aber selbst die Liebe zum Herzog konnte ihn nicht bestimmen, sich an

einem fremden Hofe begaffen zu lassen. Als dieser zwei Tage nach Goethe, am 28., nach Weimar zurückgekehrt war, erfolgte endlich die Ernennung dreier Kammerherren in Weimar; es waren von Kalb, von Werther (dieser Freund der Pferde und des Bechers wurde dabei Stallmeister) und von Seckendorff. Zugleich erhielten drei auswärtige Oberforstmeister diese Würde, ein fremder Kammerjunker den Titel. Zwei Tage später folgten andere Beförderungen, so die von Seckendorffs Vetter zum Kammerjunker und Regierungsrat und die des jüngsten Bruders der Frau von Stein zum Hofjunker. Kein Gedanke, daß der Herzog seinem Goethe einen Titel angeboten hätte, dagegen empfing dieser einen zweiten Auftrag: er sollte dem jüngern Grafen Stolberg die Stelle eines dienstthuenden Kammerherrn anbieten. Über alles dieses hatte sich der Herzog vorher mit seinem Vertrauten beraten.

Am 30. begleitete Goethe den Herzog nach Erfurt. Dort kam es auch zu Verhandlungen über Herder, welcher sich bereit erklärt hatte. Goethe wußte den Herzog zu bestimmen, dessen Berufung dem Oberkonsistorium gegenüber durchzusetzen. Auf dem nahen Gute Stetten der Gräfin von Keller traf er mit dem dorthin eingeladenen Wieland zusammen. Von hier schrieb er den 2. Januar 1776 an Herder: „Der Statthalter von Erfurt hat das Beste von dir gesagt, und bestätigt dem jungen Fürsten deinen Geist und Kraft; ich habe für deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt . . . Ich wünsche dich meinem Herzog und ihn dir. Es wird euch beiden wohl thun, und — ja, lieber Bruder, ich muß das stiften, eh' ich scheide." Daß der Herzog nicht so bald Goethe weglassen werde, sahen alle, aber eine bestimmte Anerbietung hatte er ihm noch nicht gemacht, und der Dichter, den sein schwankender Zustand manche Kämpfe kostete, konnte nicht daran denken, ohne amtliche Thätigkeit in Weimar zu bleiben. Zunächst hielten ihn dort die Durchsetzung von Herders Berufung, die durch den entschiedenen Widerstand der Geistlichkeit eine Ehrensache für ihn geworden war, und der Schmerz, den fürstlichen Freund verlassen zu sollen, wozu gleich darauf die glühende Liebe zu Frau von Stein trat, in der ihm das Ideal edler, seine stürmische Natur beruhigender Weiblichkeit aufging.

Karl August hatte sich unterdessen zu einer fröhlichen litterarischen Gesellschaft mit seinem Bruder, Goethe, Wieland, Knebel, Einsiedel, Wedell und dem Lehrer seines Bruders in der Mathematik und Naturwissenschaft, Hofrat Albrecht, vereinigt, die jeden Sonnabendmorgen bei ihm zusammenkam und einen besondern Reiz durch die gegenseitigen Neckgedichte erhielt, denen man von der Zeit den Namen Matinees gab. Einer solchen erheiternden Unterhaltung bedurfte der Herzog, weil er viel Ärger hatte, nicht bloß an seinen giftigen Gegnern und der ihm widerstrebenden Geistlichkeit, sondern

auch an der Kammerherrenfrage, da fast jede Woche der Dienst der Kammerherren geändert wurde, zu denen jetzt noch die Kammerjunker von Wedell und von Uechtritz getreten waren. Neben Goethe und Wedell blieb Dalberg sein Vertrautester, der häufig nach Weimar kam, auch zu der dreitägigen Jagd bei Schwansee. Der Herzog hatte unterdes Goethe, dessen Geldnot er bemerkte, ein Geschenk von hundert Dukaten gemacht, wie er Seckendorff ein doppelt so hohes versprochen und auf dessen Dringen angewiesen hatte. Da Goethes Vater sich noch immer hartnäckig weigerte, Geld nach Weimar zu senden, von wo er seinen Wolfgang zurückwünschte, machte er bei Merck eine Anleihe.

Gleich nach Dalbergs Entfernung gab ihm Karl August den Auftrag, den Räten des Oberkonsistoriums zu erklären, der Herzog wolle entschieden Herder zum Generalsuperintendenten haben. Dies wirkte. „Habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben," berichtete er an Herder, „und es kann nicht lang mehr stocken, so hast du den Ruf. Ich will dir ein Plätzchen sichern, daß du gleich hier sollst die Zügel zur Hand nehmen. Vielleicht bleib' ich auch eine Zeitlang da." Entschiedener äußerte er am 22., er werde, da er in alle Hof- und politischen Händel verwickelt sei, fast nicht mehr wegkommen, doch Freiheit und Genüge würden die Hauptbedingungen der neuen Einrichtung sein. Daß die immer glühendere Liebe zu Frau von Stein ihn nicht von Weimar weglasse, verschweigt er. An dieser Neigung nahm der Herzog warmen Anteil; ging ihm auch der rechte Sinn für innige Frauenliebe ab, so stand er doch dem schmachtenden Dichter zur Seite, indem er zuweilen den Mittelsmann machte, sich mit Goethe bei ihr einlud. Auch die Herzogin, die mit seiner Geliebten herzlich vertraut war, wurde ihm jetzt freundlicher, ja sie bedauerte zuweilen die Strenge ihrer Freundin. Zur dichterischen Feier des Geburtstages der Fürstin, des 30. Januar, fand er damals weder Fassung, noch auch, da er nur Gast des Hofes war, äußern Antrieb. An den französischen Komödien, die seit Januar bei Hofe gegeben wurden, beteiligte er sich so wenig wie der Herzog. Die Seele dieser und anderer Vergnügen waren Graf Putbus und der auf Goethe erbitterte Seckendorff, derselbe Kammerherr, Komponist und Dichter, der von den rauschendsten Vergnügungen des Herzogs sprach, obgleich dieser nur Jagden und anstrengende Ausflüge, freilich mit den leidigen Eilritten, liebte, die Redouten bloß des Hofes wegen besuchte, ohne sie durch großen Aufwand zu heben.

Herders Berufung durch das Oberkonsistorium als Generalsuperintendent war glücklich durchgesetzt, aber die Ernennung von seiten des Herzogs konnte nicht erfolgen, ehe der Stadtrat ihn auch zum Stadtpfarrer gewählt hatte, was ruhig abgewartet werden mußte. Daß Goethe bleibe, war jetzt ent-

schieden, und so hatte er auch bereits eine eigene Wohnung bezogen, aber seine bei der Neugestaltung des höchsten Rates, des Conseils, beschlossene Anstellung fand bedeutende Schwierigkeiten. Zur Beratung ging der Herzog mit Goethe am 3. Februar zu Dalberg nach Erfurt, von wo sie erst am 7. zurückkehrten. Damals muß Dalberg dem Herzog zum Eintritt in das Conseil an die Stelle des zum Regierungspräsidenten bestimmten Geheimerat Schmidt einen Geheimerat von Tabor[1]) empfohlen haben; denn diesen finden wir acht Tage später (in dieser Zeit hatte der damals leidende Herzog die bringende Angelegenheit mit Goethe allseitig besprochen) mit Dalberg mittags und abends an der Hoftafel, an welcher Goethe fehlte, um jeden Verdacht einer Beziehung Tabors zu seiner Anstellung zu verhüten. Gleich am folgenden Tage ließ der Herzog Fritsch zu sich kommen und teilte ihm seine Absicht mit. Er selbst sollte den Vorsitz des Conseils behalten, Geheimerat Schmidt Regierungspräsident werden, an dessen Stelle ein gewisser bisher „draußen im Reich in Diensten gestandener Geheimerat von Tabor" treten, dem sich jetzt in Weimar aufhaltenden D. Goethe mit dem Charakter eines Geheimen Assistenzrates die vierte und letzte Stelle übertragen werden, den Vorsitz in der Kammer der junge Kammerherr und Kammerrat von Kalb erhalten. Das war für Fritsch doch zu viel; er erklärte sich entschieden gegen die ganze beabsichtigte Umgestaltung. Wider die Ernennung des D. Goethe wurde dessen „Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten" angeführt und die Zurücksetzung „einer Menge rechtschaffener, langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten". Den jungen Kalb möge man versuchsweise zum Vicepräsidenten machen. Da Fritsch mit allen seinen Gründen nicht durchdringen konnte, bat er den Herzog, er möge die Sache reiflich bedenken und seine Entschließung nicht übereilen. Dieser konnte die Zeit ruhig abwarten, seine Hauptabsicht durchzusetzen, war er fest entschlossen. Tabor lehnte nach einiger Zeit ab; wahrscheinlich war auch er gegen Goethes Anstellung. Bei Übersendung von Tabors erstem Briefe schrieb Dalberg dem Herzog: „Unmaßgeblich lesen Sie und verdauen ihn mit Freund Goethe. Mir gefällt er wohl, und ich glaube noch immer, daß das gerade Ihr Mann ist." Die letzte Redoute, am 23., wurde durch eine bedeutende Darstellung, die einzige dieses Winters, gehoben, die Versuchungen des heiligen Antonius,

[1]) „Geheimerat von Tabor von Kurmainz" heißt er im Fourierbuch und „Geheimerat" nennen ihn auch Briefe Dalbergs und des Herzogs. Aber weder im „Kurmainzischen Staatskalender", noch im „Eichsfelder Kurmainzischen weltlichen Stand" findet sich ein solcher, so daß die Angabe des Fourierbuches von Kurmainz auf Irrtum zu beruhen scheint. Auch an einem andern geistlichen Hofe kann ich einen „Geheimerat" Tabor nicht nachweisen.

woran auch Goethe sich beteiligte. Die Pantomime gefiel so gut, daß sie eine Woche später wiederholt wurde. Es waren darauf mehr als 120 Thaler verwandt worden. Von Goethe war sie wohl nicht ausgegangen, wenn dieser auch seine Mitwirkung nicht versagen konnte. Nach außen hin suchte dieser das Ansehen des Hofes dadurch zu heben, daß er von diesem eine Summe von 65 Louisdor zur Unterstützung von Bürgers Übersetzung Homers zeichnen und diese Liste zur Nachahmung veröffentlichen ließ. Am letzten Februar saß Goethe zum erstenmal in Weimar an der fürstlichen Tafel. Das war für die Gegner doch zu arg!

Drei Tage später geht der Herzog mit seinem Freunde wieder nach Erfurt zu Dalberg, von wo sie erst am 5. zurückkehren. Den folgenden Tag schreibt Goethe der guten „Tante" Fahlmer, sie solle die Mutter bestimmen, dem Vater zu sagen, daß er ihm jetzt, wo er sich entschlossen in Weimar zu bleiben, Ausstattung und Mitgift schuldig sei. „Sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt, gegeben, wie ihr wollt. Ich bin ihm, was ich ihm sein kann, er mir, was er sein kann. Das mag nun fortgehen, wie und so lang das kann." Fünf Tage später ist er im Gefolge des herzoglichen Paares, das die Herzogin-Mutter und Prinz Konstantin auf ihrer Reise nach Gotha bis Erfurt begleitet, wo man bei Dalberg zu Mittag speist. Im Eilritt kehren die Freunde nach Weimar zurück, wo Goethe die Nacht beim Herzog auf dem Kanapee schläft. Den 12. folgt er diesem zur Jagd bei Troistedt. So war er immer Karl August zur Seite, mit dem er so vieles vor seinem Eintritt zu besprechen hatte. Vor diesem wollten sie zusammen über Dessau nach Leipzig reisen. Doch am 17. entschied es sich, daß der Herzog seiner leidenden Gesundheit wegen diese größere Reise nicht unternehmen dürfe, so daß Goethe den 19. allein in seinem Auftrag nach Leipzig fahren sollte. Aber trotz seiner Schwäche ließ sich Karl August am 18. durch Goethe nicht vom Eilritt nach Erfurt abhalten, von wo er abends ebenso zurückkehrte. Dieser war über eine solche Tollheit so ärgerlich, daß er auch abends nicht mit dem Zurückkehrenden zusammen speisen wollte. So wenig konnte er sich zur Schmeichelei erniedrigen und das billigen, was des Herzogs hartnäckiger Eigensinn sich vorgesetzt hatte. Aus Ärger wurde Goethe die Nacht krank, so daß er die Reise nach Leipzig aussetzen mußte. Was er gefürchtet, traf noch schlimmer ein. Ein rheumatisches Leiden hatte den Herzog befallen, das ihn wochenlang ans Zimmer fesselte, und die traurigsten Folgen in Aussicht stellte. Da erhob sich denn ärger als zuvor das Geschrei der Widersacher, welche die ganze Schuld auf den Berater des jungen Fürsten warfen; der Frankfurter Dichter galt als

Verführer, dessen Entfernung das einzige Heil sei. Karl August fühlte bitter, wie sehr er sich und seinem Freunde durch seine Tollheit geschadet hatte. Auf seinem Zimmer, das er wochenlang nicht verlassen durfte, sah er täglich nur die ihm und Goethe ergebenen Personen. Letzterer aber, der nie fehlen durfte, sollte doch nicht um die Reise nach Leipzig kommen, die vor seinem Eintritt in den herzoglichen Dienst, gleichsam als Stärkung für die zu bestehenden Mühen, verabredet war. Zum Abschiede des geliebten Freundes speisten an dem Tage der Abreise, am 24., bei ihm außer diesem die Herzogin-Mutter, die Goethe sehr nahe getreten war, Wieland, der sich seiner während der kurzen Krankheit treu angenommen hatte, Wedell und Bertuch. Die Zeit von Goethes Abwesenheit benutzte Karl August zur Erfüllung von dessen Wunsch, ein Gartenhaus bei Weimar zu besitzen. Bertuch kaufte ein solches für den Herzog; der verwilderte Garten sollte auf dessen Kosten hergestellt und die Möbel, deren Anfertigung er schon früher beschlossen hatte, mit Rücksicht auf die dortigen Räumlichkeiten vom Hoftischler Mieding gemacht werden.

Goethe nahm Bestellungen des Herzogs an den Kaufmann Steinauer und die Sängerin Corona Schröter mit nach Leipzig; auch seinen alten Lehrer, den Akademiedirektor Maler Oeser, besuchte er, obgleich Karl August gegen diesen verstimmt worden war. Gleich am ersten Abend schrieb er dem Herzog. Der Brief schließt: „Ade, lieber gnädiger Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe. N. B. Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als da sind ꝛc. ꝛc." Am folgenden Tage wandte er sich wieder an seinen „lieben Herrn", wenn auch nur mit wenigen Zeilen: „Ich mag nicht viel schreiben, daß ich alles erzählen kann. Gelitten hab' ich doch heute viel von Erinnerungen [an die Beschränktheit und die Tollheiten der Studentenjahre], glückliche Augenblicke aber auch gehabt. Die Schrötern ist gar lieb und gut. Ihr Pik wider Oesern thut mir jetzo doppelt leid, da ich wieder ganz den alten, lieben, guten Menschen und wahrhaften Künstler wiedergefunden habe. Gute Nacht, bester Herr." Er blieb bis zum 3. April. In Weimar fand er den Herzog noch so leidend, daß er nicht das Zimmer verlassen konnte, da er noch oft von Schwindel und Fieberanfällen ergriffen wurde. Am 31. März war, ohne irgend eine Anmeldung, ganz abgerissen, Goethes Straßburger Freund, der tolle Lenz, seine völlige Karikatur, in Weimar angekommen. Dies mußte ihm um so widerwärtiger sein, als Lenz seinen Gegnern erwünschten Stoff zu ihren Angriffen auf die Genies gab, und ihr Unwille über seine nicht mehr zu bezweifelnde Anstellung dadurch neue Nahrung erhielt. Der über seine Zurücksetzung von seiten des Herzogs erbitterte Seckendorff (den Kammerherrndienst versah seit Ende März beim Herzog Wedell, bei der Herzogin

Kalb und Uechtritz) schreibt am 12.: „Diese Herren [des Herzogs Günstlinge] scheinen sich immer zu vermehren, und Herr Lenz . . . ist seit kurzem gekommen, ihre Zahl zu vergrößern. Noch andere Herren werden erwartet, sie zu vervollständigen. Stolberg, Herder [der erstere hatte die Stelle als Kammerherr angenommen, Herder war als Generalsuperintendent berufen] und Wagner [von dem gar keine Rede war] werden, wie man wissen will, bald die Unsern werden und wir eine sehr zahlreiche Bemannung haben, um die Tempel des Apollo und der Ausschweifung zu bevölkern." Der Herzog hatte, als er von der Ankunft des ihm von Straßburg bekannten armen Schluckers hörte, sofort im Gasthofe die Zahlung seiner Zeche übernommen. Goethe mußte die mildthätige Anordnung seines Herrn ehren, wie sehr auch die Anwesenheit dieses das Genie durch seine tagtäglichen Tollheiten immer mehr in Verruf bringenden „kleinen Ungeheuers" ihn ärgerte. Lieb war es ihm, daß der Herzog in seinem betrübten Zustande Unterhaltung an dessen zappelnden Geistessprüngen fand, wenn er auch seine Tollheit durchschaute, die ihm ein hebendes Relief gegen Goethes auf tüchtigstem sittlichen Grunde ruhende gesunde Natur bot. Der Dichter des „Götz" war sein fast unzertrennlicher Genosse; oft brachte er auch die Nacht neben des Herzogs Schlafzimmer auf dem Kanapee zu. Bei ihrer vertrauten Unterhaltung kam die nächste Zukunft ernstlich zur Sprache. Man gab sich das Wort, alles zu vermeiden, was den Gegnern gerechten Anlaß zu Klagen geben könnte. An Goethes „wechselnder" Liebesgeschichte mit Frau von Stein nahm Karl August menschlichen Anteil, wenn er auch den sonst so klar und entschieden die Verhältnisse durchschauenden Freund nicht begriff. Auch öffentlich sollte Goethe sich einmal als Weimarischer Bürger bewähren, da er am 16. beim großen Brande des Dorfes Ulrichshalben gleichsam als Vertreter des leidenden Herzogs, Hülfe leistete, wie er mehr als einmal in Frankfurt gethan.

Erst am folgenden Tage fuhr der Herzog in Goethes Begleitung aus. Noch immer war er so leidend, daß er mittags und abends mit wenigen Personen auf seinem Zimmer speiste, unter denen Goethe nie fehlte. Diesem wurde am 22. der Besitz des Gartens und des Hauses gerichtlich überwiesen, und sodann mit großem Eifer die Anlegung des erstern betrieben, der, größtenteils verwildert, nur in der unmittelbaren Nähe des Hauses in einigermaßen gutem Zustande sich befand. Daß er hier etwas zu schaffen fand, freute Goethe. Am folgenden Tage finden wir den Herzog zuerst wieder an der Hoftafel. Jetzt that er auch einen weitern Schritt zur Änderung des Conseils und zu Goethes Anstellung. Er schrieb an Fritsch, daß er die notwendig zu treffende neue Einrichtung reiflich erwogen habe. Der langjährige treue Diener möge den Vorsitz des Conseils behalten. Zabor habe

die gemachten Anerbietungen ausgeschlagen. „Gute Gründe, welche Ihnen auch schon zum Teil bekannt sind, haben mir Mißtrauen in den Geheimenrat Schmidt beigebracht; darum will ich ihn aus dem geheimen Consilium ausschließen und ihm das Regierungspräsidium nebst dem Titul eines Kanzlers anvertrauen." Goethe, dem der Entwurf des Briefes vorgelegt wurde, gab mit Bewilligung des Herzogs den Worten „mir Mißtrauen . . . ausschließen" die mildernde Fassung „mich bewogen den G. R. Schmidt aus dem Conseil in die Regierung zu setzen". Weiter hieß es: „Ich kenne niemanden unter meiner Dienerschaft, der der Stelle eines Kammerpräsidenten besser vorstehen würde als der Kammerherr von Kalb; diesem also will ich diese Stelle geben. Meine Meinung, den D. Goethe betreffend, wissen Sie; ich gebe ihm den letzten Platz im Conseil, mit dem Titul eines Geheimden Legations-Rats." Also hatte der Titel eine Änderung erlitten; er sollte wohl darauf deuten, daß Goethe als Vertrauter des Herzogs die Stelle erhalten habe. Auch wolle er, fuhr er fort, sollte es erforderlich sein, statt der bisherigen zwei, drei wöchentliche Conseilssitzungen festsetzen, so daß an dem einen Schmidt alle Justiz- und Kriminalsachen vortrage, am andern in Gegenwart Kalbs die Kammergeschäfte abgethan, am dritten alles übrige besorgt würde. Schon am nächsten Tage folgte die Erwiderung des Ministers, welche dem Herzog die Bemerkung nicht ersparte, dem ganzen Publikum habe es unglaublich sein müssen, daß er in seinen Jahren, bei seinen Einsichten und seinem warmen Eifer für das Gute und die Ordnung so lange Zeit habe Anstand nehmen können, sich mit seinen interessantesten Angelegenheiten zu beschäftigen und ihnen die schicklichste Wendung zu geben. Und doch wußte er, daß dem Herzog die Änderung längst am Herzen gelegen und er dem Conseil häufig beigewohnt hatte. Trotzdem schiebt er ihm die „zeitherige Unthätigkeit" des Conseils zu, die ihm selbst über die Maßen empfindlich gewesen. Schmidt sei wegen seiner ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse besonders der Weimarischen Hausverfassung und der Rezesse ganz unentbehrlich. In bezug auf die Besetzung des Kammerpräsidiums fügte er jetzt hinzu, der Herzog besitze recht viele und geschickte Leute, die er nicht kenne, die aber nicht zurückgesetzt oder niedergeschlagen zu werden verdienten. Der Entschluß, den D. Goethe im Conseil anzustellen, werde ihm von aller Welt verdacht werden. Dieser sollte, falls er, wie er ihm zutrauen wolle, wahres Attachement und Liebe zu ihm habe, die ihm zugedachte Gnade sich verbitten. Er selbst könne nicht länger in einem Collegio sitzen, dessen Mitglied gedachter D. Goethe jetzt werden solle, da er nicht hoffen dürfe, in demselben mit Nutzen für den Herzog und mit Ehre für sich zu dienen, und sich demnach gemüßigt sehe, ihn um die gnädigste Entlassung aus seinen Diensten anzugehen. In bezug auf

die neue Einrichtung erlaube er sich den Rat, den Geheimerat Schmidt auch bei andern in die Hausverfassung einschlagenden wichtigen Angelegenheiten zu hören; dann aber sei er selbst, da die Kammerangelegenheiten hauptsächlich in den Händen des neuen Kammerpräsidenten sein würden, im Conseil ganz entbehrlich. Auch diesmal beschloß man die Sache einige Zeit ruhen zu lassen, um dann dem Minister ebenso rücksichtslos die Herzensmeinung zu sagen und die verächtliche Behandlung Goethes gebührend zurückzuweisen.

Am Abend desselben Tages, an welchem Karl August den Brief an Fritsch schickte, kam der Bruder der Herzogin, der Erbprinz Ludwig, festlich empfangen, in Weimar an, von wo er am Morgen des 1. Mai sich nach Berlin begab. Goethe hielt sich, da seine Anstellung noch in der Schwebe war und er am Darmstädter Hofe nicht vorgestellt, ihm auch durch die nach allen Seiten verbreiteten Verleumdungen, wie schon durch die Einflüsterungen seines frühern Reisebegleiters Leuchsenring, nicht zum besten empfohlen war, absichtlich zurück; er mied die Hoftafel (auch das Festessen zu Ehren des Erbprinzen am 25.), wogegen er mit dem Herzog, der auch meist nicht bei Hofe speiste, in der gewohnten vertraulichen Verbindung blieb. Goethes Tagebuch gedenkt des Erbprinzen nicht, doch dürften sie auf der wohl diesem zu Ehren veranstalteten Hetzjagd bei Troistedt zusammengetroffen sein.

Karl August ging unter Goethes stetiger Teilnahme, die auch durch dessen oft leidenschaftlich gespannte Liebe zu Frau von Stein nicht gestört wurde, unverrückt seinen Weg. Am 2. Mai gab er, um allen Weiterungen ein Ende zu machen, dem Oberkonsistorium den Befehl, ihm Herders Berufungsurkunde zur Unterschrift einzusenden, womit dieses sich freilich nicht übereilte. Nun sollte auch endlich die neue Anordnung des Conseils durchgesetzt werden. Vorher sandte Karl August, der noch immer leidend war, Goethe zu dem in Ilmenau ausgebrochenen Brande. Mit dem Herzog hatte er bereits die für Stadt und Gegend höchst wichtige, aber freilich auch bedenkliche Wiederaufnahme des dortigen Silberbergwerks in Aussicht genommen. Dieses war, nachdem das Sturmheider Werk durch den Ausbruch des obern Freibacher Teiches zu Grunde gegangen, seit mehr als dreißig Jahren außer Betrieb gesetzt worden, wenn auch die Weimarische Regierung den tiefen Stollen nicht hatte eingehen, ja ihn, als er an einer Stelle einbrach, herstellen lassen. Schon vor drei Monaten hatte Goethe an seine Vertraute in Frankfurt geschrieben, der Herzog bekomme durch ihr Herumstreifen im Lande Liebe zur Arbeit, was ihm besonders wichtig schien. Ein förderliches Arbeitsfeld bot nun vor allen jenes für das tief herunter gekommene Ilmenau die einzige Hoffnung bietende Bergwerk, über dessen Zustand und Aussicht

er jetzt an Ort und Stelle nähere Erkundigung einzog. Seine freie Stellung zum Herzog ergiebt sich aus dem von Ilmenau an ihn gerichteten Briefe, der mit der Mahnung schließt, doch ja auf seine Gesundheit zu achten. „Seien Sie hübsch ruhig, so viels sein kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem [kalten] Wetter.“ Kurz vorher hatte er seiner „allzugroßen Hitze“ gedacht, wodurch er, „wo nicht was Unrechtes, doch was Unnötiges thue und seine eigenen Kräfte und die der Seinigen vergebens anflamme“, ja er hatte ihm auch gestanden, daß er deshalb nicht, wie er ihm befohlen, Wedell und Staff nach Ilmenau mitgenommen.

Während er den längern Aufenthalt benutzte, sich mit der Gegend bis Stützerbach und mit der dortigen herzoglichen Glashütte bekannt zu machen, hatte Karl August die Erwiderung an Fritsch abgefaßt, die er Goethe am Tage der Rückkehr vorlegte und am nächsten Morgen absandte. Sie sprach sein starkes Mißfallen aus, daß er Goethes wegen abgehen wolle. „Goethe ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer [wie Dalberg] wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landeskollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente nicht gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen.“ Einen Platz, der in so genauer Verbindung mit ihm, dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen stehe, werde er nie nach dem Dienstalter, nur nach seinem Vertrauen vergeben. Das Urteil der Welt verändere daran nichts; ein jeder, der seine Pflicht thun wolle, arbeite nicht des Ruhmes wegen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können. Des Ministers Begründung seiner Entlassung beleidige Goethe und ihn selbst, da er diesen, wie er wohl wisse, als Freund ansehe, derselbe auch keine Gelegenheit gegeben, daß man ihn verachte, er vielmehr die Liebe aller rechtschaffenen Leute verdiene. So hatte er deutlich genug mit voller Wahrung seiner Würde seinen Entschluß erklärt, diesen als seinen Vertrauten, dessen Befähigung er kenne, in das Conseil zu setzen. Auch die Wahl Kalbs nahm er in Schutz, in dem er freilich sich so sehr getäuscht hatte, als sein Vertrauen auf Goethe sich voll rechtfertigen sollte. Der Brief, der ein Niederschlag seiner Gespräche mit Goethe über die ihm ins Gewissen redende Erklärung von Fritsch war, schloß mit der Bemerkung, wie wenig er auch den Minister in seinem Entschlusse beschränken wolle, so sehr wünschte er, dieser besinne sich anders. Fritsch suchte sich in seiner ten Antwort so gut

zu verteidigen, als er vermochte, endigte aber mit der bei der Dringlichkeit der Angelegenheit seltsamen Bitte, ihm zu seiner Entscheidung einige Zeit und Urlaub zu einer in vierzehn Tagen zu machenden Reise zu gewähren. Aber Karl August wollte endlich zur Entscheidung gelangen, und so nahm er die Vermittlung seiner Mutter in Anspruch, mit der Goethe vertraulich stand, während die junge Herzogin seit der Krankheit ihres Gatten ihm grollte, obgleich sie wissen mußte, daß er daran ganz unschuldig war. Trotz der innigen Beziehung zu Frau von Stein ließ sie sich durch Graf Görtz, der seine Stelle als Oberhofmeister, da er Verwendung im preußischen Dienst erwartete, schon vor langer Zeit niedergelegt hatte, und durch das Unglück ihrer Ehe gegen Goethe verblenden, der kein Mittel sah, ihren Wahn zu verscheuchen. In dem Briefe, in welchem die Herzogin-Mutter ihren alten Minister bat, aus Liebe zu ihr selbst ihren Sohn in diesen Umständen nicht zu verlassen, heißt es: „Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen. Sie wissen, wie sehr mir der Ruhm meines Sohnes am Herzen liegt, und wie sehr ich darauf hingearbeitet habe und noch täglich arbeite, daß er von Ehrenmännern umgeben sei; wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehöre, denen kein anderes Interesse eigen ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz thätig sind, so würde ich die erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, seinem Genie sprechen, ich rede nur von seiner Moral: seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und zu versuchen, ihn glücklich zu machen; das ist doch der erste, hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers." Fritsch holte erst das Gutachten seiner beiden Amtsgenossen ein, ehe er am 15. die gegen den Herzog bärbeißige Antwort abgehen ließ, in welcher er erklärte, der Herzogin Mutter gegenüber bleibe ihm nur der Entschluß der Ergebung und Unterwerfung, mit dem er das Opfer seiner Ruhe und Zurückgezogenheit bringe, nur verlange er, daß diejenigen Personen entschädigt würden, welche durch die neuen Einrichtungen benachteiligt würden. Gleich am folgenden Tage bat Kalb im Namen des Herzogs Goethes Eltern um die Erlaubnis, daß ihr Sohn als geheimer Legationsrat mit einem Gehalte von 1200 Thaler in sein Ministerium trete, mit der Freiheit, wann er wolle, Urlaub zu nehmen, ja den Dienst zu verlassen. Unmöglich konnte der Herzog seine hohe Achtung von Goethes Wert ehrenvoller für ihn zu erkennen geben, unmöglich den Widerwillen des Vaters, daß Wolfgang von seiner Seite gerissen werden solle, schmeichelnder besänftigen. Noch ehe die Antwort von Fritsch eingetroffen war, hatte Goethe auch einmal die Herzogin besucht, die seinen bevorstehenden Eintritt vom

Herzog erfahren hatte; er besprach mit ihr wohl die beabsichtigten Einrichtungen auf dem Lustschlusse Belvedere, wohin er mit dem Herzog und dem Oberstallmeister sich noch an diesem Morgen begeben wollte.

Unterdessen hatte eine andere Angelegenheit geruht, die Zurückweisung des plumpen Angriffes des Messiasdichters, und seiner Einbildung, alle Welt, auch der junge Herzog, den er in Karlsruhe gesehen, müsse sich seine Zuchtrute gefallen lassen, wie es die Stolberge und sein nächster Kreis thaten. Am 8. Mai hatte er an Goethe einen Brief geschrieben, in welchem er auf Verleumdungen hin, deren Wahrheit er nicht zu prüfen vermochte, die er aber nach seiner Kenntnis Goethes und des Herzogs als solche hätte ansehen sollen, diesen als einen leichtfertigen Verführer angefahren, auch sich der Drohung nicht enthalten hatte, Fritz Stolberg, der den Ruf als Kammerherr angenommen, nur seine Ankunft auf das Frühjahr verschoben hatte, werde wieder gehen, wenn man es am Hofe so forttreibe, der Herzog sich, wie bisher, zum Krankwerden betrinke, wodurch er, statt, wie er meine, seinen Körper zu stärken, denselben entkräfte. Er hatte ihn für „Luisens" Gram verantwortlich gemacht, die er zu lieben vorgebe, auch hervorgehoben, andere Fürsten würden mit Hinweisung auf seine Verführung sich rechtfertigen, daß sie mit Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Am Schluß hieß es, er habe nichts dawider, wenn er dem Herzog den Brief zeige, da dieser gewiß noch nicht da sei, wo man die Stimme eines treuen Freundes nicht hören möge. Der sich als Sänger der Gottheit für eine geweihte Person haltende Dichter kannte ebensowenig Karl Augusts eisenfesten Charakter als die Stärke von Goethes sittlichem Gefühl, er hatte nicht die allergeringste Ahnung, wie dieser auf den Herzog wirkte, er folgte nur den böswilligen Verleumdungen armseligen Neides, der es nicht ertragen konnte, daß ein Fürst einem Bürgerlichen sein Herz zugewandt hatte. Goethe zeigte natürlich den querköpfigen Brief dem Herzog, dem er dabei wohl wieder eine Lektion gab, weil er durch seinen Mangel an Mäßigung solche tolle Gerüchte veranlaßt habe. Karl August mußte sich durch die unbesonnene Beleidigung seiner Person und seines treuesten Beraters bitter verletzt fühlen, aber man beschloß dem zudringlichen Mahner zunächst nicht zu antworten; durfte man ja von der Ehrenhaftigkeit von Fritz Stolberg, der den Ruf angenommen hatte und Zeuge gewesen, wie es in Weimar wirklich zugehe, mit Recht erwarten, er werde sein Wort halten, und sollten ihm solche faselnde Gerüchte zugekommen sein und er hätte an die Möglichkeit der Wahrheit derselben glauben können, darüber Goethe selbst zu Rede gestellt oder an seine Weimarischen Freunde sich gewandt haben. Aber er schwieg, wie ein unmündiges Kind, ja er bestärkte gewissenlos Klopstock in seiner Verblendung gegen den diesem über den

Kopf gewachsenen Dichter, von dessen hohem Menschensinne und seinem Herzensadel er keine Ahnung hatte.

Goethe erfreute sich unterdessen des herzlichsten Zusammenlebens mit dem Herzog und des vollsten Vertrauens der Herzogin-Mutter, die ihm auch den Prinzen zuführte. Er war schon im edelsten Sinne des Wortes Hausminister. Als solcher betrieb er auch die neuen Einrichtungen auf dem Lustschlosse Belvedere und auf dem Pachtgute Tiefurt, welches in allernächster Zeit Prinz Konstantin mit Knebel beziehen sollte. Nur die regierende Herzogin konnte noch immer kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen, und so vermochte er auch nicht, wie später so häufig, ihr Tröster zu sein, als am Abend des 16. der Geheimerat von Edelsheim die sie und den ganzen Hof in tiefste Trauer versetzende Kunde vom Tode ihrer mit dem Großfürsten von Rußland vermählten ältesten Schwester brachte. Mit Edelsheim, einem ausgezeichneten Staatsmanne, traten der Herzog und Goethe, die ihn schon in Karlsruhe kennen gelernt hatten, jetzt in nähere Beziehung, da beide seiner Einsicht vertrauten. Dieser wird sich auch von Goethes ernstlichem Streben, als Vertrauter des Herzogs zu seinem und des Landes Besten redlich zu wirken und von der Übertriebenheit und böswilligen Entstellung des von Klopstock aufgegriffenen Geredes überzeugt haben.

In der Einsamkeit seines Gartenhauses, in welchem Goethe in der Nacht vom 18. auf den 19. zum erstenmal schlief, in diesem „lieben Thale" genoß er die schönsten Stunden. Der Garten an der Ilm ward sein stiller Trost in allen Nöten, Bedrängnissen und Unruhen, eine gesegnete Stätte seiner Dichtung, seines Sinnens und Strebens, aber auch Zeuge heitern Lebens mit den Freunden, die am Anfange oft seine Ruhe störten. Freilich war die Gartenanlage noch nicht vollendet, da sie fast drei Monate in Anspruch nahm, aber das Haus fand sich vollständig eingerichtet und dessen nächste Umgebung in so gutem Zustande, daß selbst die Spargelfelder ergiebig waren. Karl August kam häufig und freute sich des dem Freunde verschafften und von ihm dankbar genossenen stillen Heims, wo er sich und den Freunden so recht leben konnte. Ein anderer lieber Ort ward ihm das von dem Prinzen und Knebel bewohnte Tiefurt, dessen feierlicher Einweihung er am 20. mit großem Vergnügen beiwohnte.

Die Antwort an Klopstock war eine große Staatsaktion, da der Herzog ebensowenig als er selbst die so zudringliche wie unverständige Maßregelung auf sich sitzen lassen konnte, und das Schlimmste von dem sich für unfehlbar haltenden, von seinen Anhängern verzogenen Messias- und Vaterlandssänger zu erwarten stand. Am 17. hatte Goethe für Auguste Stolberg, die sich über sein langes Schweigen beklagt hatte, ohne der bösen Gerüchte und des Ein-

greifens von Klopstock zu gedenken, ein Tagebuch angefangen. In dieses, das er erst am 24. abschloß, schrieb er am späten Abend des 20., nachdem er endlich das im Dunkel lange gesuchte Feuerzeug gefunden: „Dadrüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht, indeß ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte. Es ist ein trefflicher Junge, und wird, wills Gott, ausgähren. Fritz wird gute Tage bei uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies verspreche." Erst am folgenden Morgen faßte er sich zu der unangenehmen Antwort an Klopstock zusammen, in welcher er auf die mildeste Weise dessen plumpe Schulmeisterei ablehnte. Zwar durfte er ihm die für Klopstocks rücksichtslosen Hochmut freilich verletzende Mahnung nicht ersparen, er möge den Herzog und ihn künftig mit solchen Briefen verschonen, die, ohne etwas zu helfen, ihnen nur ein paar böse Stunden machten, und er mußte jeder Verteidigung sich enthalten, besonders da er sich auf das Zeugnis der Stolberge selbst berufen konnte: aber er versicherte trotz allem den unberufenen Briefsteller ihrer Liebe und Achtung. „Dem Herzog that's einen Augenblick wehe, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, und von mir wissen und fühlen Sie eben das." Der Brief war ein Meisterstück feiner Zurückweisung einer kränkenden, vorschnellen Unziemlichkeit, wurde aber auf die unartigste und ungeschickteste Weise von dem sich selbst vergötternden Messiassänger erwidert. Goethe sei dieses Beweises seiner Freundschaft nicht wert. Graf Stolberg solle nicht kommen, wenn er ihn höre oder vielmehr, wenn er sich selbst höre. So behandelte Klopstock, der sich freilich schon am Karlsruher Hofe lächerlich gemacht hatte, einen deutschen Fürsten, so bestärkte er den blind ihm folgenden Grafen in dem Entschlusse, wortbrüchig zu werden, und dabei wähnte er so gewiß ein gutes Werk zu Ehren des deutschen Vaterlandes vollbracht zu haben, daß er Abschriften der Briefe an deutsche Höfe sandte, wodurch er seine in kindischem Übermut begangene Beleidigung eines der edelsten deutschen Fürsten und des von ihm zum Freunde erkorenen großen deutschen Dichters, der seine schwierige Aufgabe mit heiligem Ernst erfaßt hatte, zu seinen Ehren, wie er sich einbildete, vervielfältigte. Goethe hatte am 24. sein Tagebuch an Augusten mit den Worten geschlossen: „Fritz soll kommen, wenn er gerne mag. Der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin eben derselbe." Aber was half dies Klopstocks wütendem Hasse und dem unbegreiflichen Wahngebilde gegenüber, das die edlen Reichsgrafen sich von ihrem Bruder Wolf vorgegaukelt hatten, wovon leider auch ihre Schwester Auguste sich anstecken ließ!

Goethe war unterdessen mit der Herzogin und Edelsheim in Tiefurt zusammengetroffen und hatte bei dem Brande des Dorfes Neckeroda, zu

welchem er mit dem Herzog geritten war, sich als so bereiter wie kühner Helfer bewährt. Mit dem Herzog und Edelsheim, von dessen Einsicht er viel lernen konnte, war er häufig zusammen. Die neuen Einrichtungen sollten nächstens verkündet werden, doch wollte der endlich ganz hergestellte Herzog mit Goethe vorab die Krone der goldenen Aue, den Kyffhäuser, besteigen. Man beschloß diesen Ausflug mit der Begleitung des nach Karlsruhe zurückkehrenden Edelsheim bis zur herzoglichen Stuterei Allstedt zu verbinden. Die Reise ward am frühen Morgen des 28. angetreten. Auch Wedell und der zukünftige Kammerpräsident beteiligten sich daran. Die Nacht des 29. schliefen sie im Dorfe Tilleda mit Verschmähung der bereit stehenden Betten auf einer Streu, ritten dann in frühester Morgenstunde an den Fuß des Kyffhäusers, den sie unter Leitung eines Führers bestiegen. Die Sonne ging ihnen prachtvoll auf. Goethe zeichnete. Der Herzog im blauen Rock und ledernen Beinkleidern (eine aus England auf die Niederdeutschen übergegangene Tracht) machte sich in seiner Weise einen Spaß mit einem Jägerburschen, der sie als Kurgänger barsch angefahren hatte. Am 1. Juni kehrten sie nach Weimar zurück, wo die Gegner, an ihrer Spitze Seckendorff, der sich von der Nähe des Herzogs ausgeschlossen sah, von den bevorstehenden Anstellungen das Allerschlimmste fürchteten; man faselte vom Abschaffen aller Hofleute und von Goethes Erhebung zum ersten Minister. Diesen setzte damals die grobe Antwort des von kindischem Zorn verblendeten Klopstock weniger in Unruhe als die Spannung mit Frau von Stein, die bald auf längere Zeit das Pyrmonter Bad besuchen sollte, doch hinderte diese Aufregung ihn nicht, dem Herzog treu zur Seite zu stehen und mancherlei Geschäfte für den Hof zu betreiben, auch die acht Tage durch die Hoftrauer unterbrochenen Theateraufführungen für denselben zu betreiben, bei denen er selbst in seinen „Mitschuldigen“ und in Cumberlands „Westindier“ auftreten sollte. Vor allem mußten die Anstellungen endlich festgesetzt werden, über die mit Fritsch weiter verhandelt wurde. Mitten in diese Unruhe fiel am Abend des 5. die Rückkunft des Bruders der Herzogin, des Erbprinzen Ludwig, der zu ihrer Freude sich jetzt entschlossen hatte den Sommer in Weimar zu bleiben. Vorab hielt Goethe sich noch von diesem zurück; er mied die Hoftafel, auch am Empfangsabend und am festlich gefeierten Geburtstage des Erbprinzen.

Vom Morgen des 7. (es war Conseiltag) berichtet Goethes Tagebuch: „Erklärung und weitläufig politisch Lied mit dem Herzog.“ Es handelte sich um die neue Anordnung des Conseils, wobei Goethe (daran wird niemand zweifeln, der dessen Verhalten zum Herzog kennt) ihn noch einmal ernstlich gebeten haben wird, in Zukunft alles, was die Gegner aufregen könne, zu ver-

meiden. Fritsch hatte Goethes Ernennung zugegeben, auch die Versetzung seines Amtsgenossen Schmidt, dagegen aber die Beförderung des bisherigen Referendars Johann Christof Schmidt, des Bruders von Klopstocks Fanny, in dessen „Wingolf“ er als „Schmidt, der mir gleich ist“ erschien, unter demselben Titel wie Goethe, aber ohne das diesem beigelegte Stimmrecht, und andere Ernennungen verlangt, um auch für seine Leute zu sorgen. Darum wird es sich im Conseil gehandelt haben, dem das „weitläufige politische Lied“ vorausging. Damals scheint auch beschlossen worden zu sein, der Wiedereröffnung des Ilmenauer Bergwerkes näher zu treten und zu diesem Zweck den Vicebergkhauptmann von Trebra in Marienberg kommen zu lassen, um nach dessen Urteil an Ort und Stelle die Entscheidung zu treffen. Man dachte wohl auch schon daran, den in Weimar seiner Tollheiten wegen unbequemen Lenz den Sommer in dem nahen Berka genießen zu lassen. Bei allem wurden die theatralischen Vorstellungen eifrig betrieben, die Goethe auch mit dem Präsidenten des Oberkonsistoriums von Lyncker in Verbindung brachten, der in seltsamem Widerspruche mit seiner ernstwürdigen Stellung in alles, was das Theater betraf, närrisch verliebt war. Wahrscheinlich trat Goethe am Abend des 7. als Alcest in seinen „Mitschuldigen“ auf. Den 10. wurde wieder seine von der Herzogin-Mutter komponierte Operette „Erwin und Elmire“ gegeben und dann ernstlich an die Aufführung des „Westindiers“ von der Hofgesellschaft gegangen. So war Goethe eines der wirksamsten Mitglieder der Theatergesellschaft bei Hofe, an welcher sonst nur Adelige teilnahmen, schon ehe er förmlich angestellt war. Herders Ernennung zum Generalsuperintendenten und Hofprediger hatte das Oberkonsistorium endlich abgehen lassen müssen, aber sowohl die vom Herzog verlangte Aufforderung zur baldigen Überkunft wie jede Andeutung der Stadtpfarrei unterlassen. Die widerspenstige hohe Geistlichkeit mußte auch hierzu mit aller Ruhe gezwungen werden. Erst am 11. wurde das Dekret ausgefertigt, welches das bisherige zweite Mitglied des Conseils Geheimerat Schmidt zum Präsidenten des Regierungskollegiums mit dem Charakter Geheimerat und Kanzler, Kalb an Stelle seines zurückgetretenen Vaters zum Kammerpräsidenten, Goethe zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Conseil ernannte. Ein anderes Dekret von demselben Tage erhob den alten Geheimerat von Kaufberg zum Präsidenten des Kriegskollegiums, Winckelmanns Freund, den Kammerrat und Chatoullier der Herzogin-Mutter Berendis zum Geheimen Kammerrat. Erst am folgenden Tage wurde das Dekret ausgefertigt, welches die Beförderung des Referendars Schmidt zum Geheimen Legationsrat, sowie die von vier Hof- und Regierungsräten Joh. Christian Müller, Hetzer, von Koppenfels und von Schardt, zu Geheimen Regierungsräten und von zwei Kammerräten,

Büttner und Gülicke, zu Geheimen Kammerräten brachte. Bekannt gemacht wurden diese Dekrete erst mehr als eine Woche später.

Der eben ernannte Geheime Legationsrat hatte am 14. Gelegenheit, sich beim Brande eines hinter Magdala (drei Stunden südöstlich von Weimar) gelegenen Dorfes wieder hülfreich zu beweisen, von wo er erst um Mitternacht zurückkehrte. Wahrscheinlich hatte sich auch der Herzog dabei eingefunden. An diesem Tage war der Geburtstag des Erbprinzen von Darmstadt morgens durch Musik von Pauken und Trompeten und Hautboisten, mittags durch eine große Festtafel gefeiert worden; abends um 7 Uhr war Konzert und Assemblee. Den 15., an welchem Goethe mit dem Herzog mittags bei Frau von Stein speiste, scheint endlich die Aufführung des „Westindiers" gleichsam als Nachfeier des Geburtstages stattgefunden zu haben, bei welcher der Herzog, Prinz Konstantin, Goethe, Knebel, Einsiedel, der unzufriedene Seckendorff, Frau von Stein, die schöne Frau von Werther, Fräulein von Göchhausen und andere Hofleute mitwirkten. So war also des Herzogs vertrauter Freund als berechtigtes Glied der adligen Kreise in einer Weise eingeführt, wie sie nicht ehrenvoller gedacht werden konnte.

Jetzt war auch Trebra angekommen, mit dem wegen des Ilmenauer Bergwerks lebhaft verhandelt wurde. Erst am 19. erhielt Goethe sein Anstellungsdekret, worin der Herzog die kanzleimäßige Form dahin geändert hatte, daß er ihn „wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und seines daher fließenden Zutrauens" berufen habe. Da das Gehalt erst von Johanni an begann, ließ der Herzog ihm dasselbe aus besonderer Anerkennung der ihm geleisteten Dienste für das erste, bald zu Ende gehende Halbjahr nachzahlen. Am Morgen desselben Tages hatte die Herzogin ihn dadurch geehrt, daß sie in Begleitung der Frau von Stein in seinem Garten frühstückte. Dies war gleichsam das Siegel, daß auch sie, welche so lange ihn für einen Verführer ihres Gatten gehalten, ihn als wahren Freund des Hofes anerkannte, so daß der Neid jetzt nur geheim gegen ihn wirken konnte. Die große vorhergegangene Spannung hatte ihn angegriffen, dazu regte ihn die baldige Abreise der Frau von Stein nach Pyrmont auf, und auch die Ahnung so mancher drohenden Kämpfe und Nöte wirkte auf ihn und den Herzog. Ihm, dem zweiten im Königreich, sei es so übel (er bedient sich eines ihm beliebten derben Ausdrucks) wie dem ersten, schrieb er an Herder, und die Verantwortung dazu, ob er gleich sich nicht verantworte (da er nur das thue, was er für recht halte). Nachdem er am 20. seine neuen Amtsgenossen besucht hatte, dann bis nachts in größerer Gesellschaft zu Tiefurt gewesen, war der Herzog am 21. bei ihm im Garten „in kollegialischer Dumpfheit", wo manche Vorsätze gefaßt

wurden. Nachmittags rief ihn ein Brand nach dem drei Stunden westlich von Weimar gelegenen Niederzimmern. Obgleich unwohl, begab er sich am 22. nach Belvedere, wo es noch so viel auf den Wunsch der Herzogin zu arbeiten gab, daß der Hof erst einen Monat später einziehen konnte. Sonntag den 23. speiste er mittags zuletzt bei der zwei Tage später nach Pyrmont reisenden Frau von Stein, die ihm, weil sie den Ausbruch seiner Leidenschaft fürchtete, das schwere Versprechen abnahm, sie vor ihrer Abreise nicht mehr zu besuchen. Erst am Tage des Scheidens der Freundin sollte im Conseil seine Einführung erfolgen. In der Zwischenzeit hielt er sich an Wieland und Lenz, besuchte auch am Abend des 24. Tiefurt. Es war ein ahnungsvoller, gepreßter Zustand, in welchem den besten Trost das brüderliche Zutrauen des Herzogs ihm bot.

Als er am Abend des 24. von Tiefurt zurückkehrte, fand er zu seiner höchst unangenehmen Überraschung seinen mehr als drei Jahre jüngern Landsmann, den Dichter Klinger, der von Gießen, drei Monate vor Vollendung seiner juristischen Studien, durchgebrannt war. Dieser wähnte, geblendet durch alles, was man von Goethe ohne Kenntnis der Verhältnisse fabelte, auf seine Empfehlung eine Stelle zu erhalten. Und dabei wollte der früher so keusche, in seinen Ansprüchen bescheidene Jüngling jetzt, nachdem er mit seinen „Zwillingen“ in Hamburg den Preis gewonnen, wie der Held seines neuen unbändigen Stückes „Simsone Grisaldo“, „sein Gewissen schweigen lassen, sich ganz den Wogen des Schicksals und den Freuden des Genusses hingeben“. Was konnte Goethe ärgerlicher kommen, der an der schmachtenden Liebe zu Frau von Stein litt, der sich entschlossen hatte, seinen schweren Beruf mit gewissenhaftem Ernst zu erfüllen, der wußte, daß die Meute seiner Neider, die seine ganze amtliche Stellung für leidigen Schwindel seiner Eigensucht hielten, auf jede Gelegenheit lauerten, um sein Wirken in Verruf zu bringen! Eben hatte man Lenz auf einige Zeit von Weimar zu entfernen beschlossen, nun kam ein viel anspruchsvolleres und gefährlicheres Genie. Nachdem Goethe seine erste Bestürzung überwunden, erging er sich in Erinnerungen mit dem „tollen, närrischen Jungen“, an dem er so viel Anteil genommen. Von seinen Verhältnissen konnte er ihm nur verraten, daß er den nächsten Tag in sein neues Amt eingeführt werde und mittags bei Hofe esse. So geleitete er denn noch abends den wunderlichen Ankömmling in den Gasthof, wo auch Lenz wohnte. Als er am Abend des 26. nach der Hoftafel in seinen Garten zurückkehrte, fand er dort den neuen Kammerpräsidenten und die drei Dichter Wieland, Lenz und Klinger, denen er nicht verraten durfte, was ihn beklemmte. Am folgenden Tage kam es mit Klinger zur Erklärung, den er zur Rückkehr nach Frankfurt zu bestimmen suchte, da er ihm keine

Stelle verschaffen könne, und seine Anwesenheit die Gegner noch bitterer gegen ihn aufreizen würde. Den 27. war Goethe vom Herzog in Anspruch genommen, bei dem er auch die Nacht blieb; handelte es sich ja um die erste Sitzung im Conseil, der er als Mitglied beiwohnen sollte, weshalb er sich über die vorkommenden Angelegenheiten unterrichten mußte. Klinger machte an diesem Tage in Goethes Garten die Bekanntschaft von Knebel und Prinz Konstantin, an die er sich zunächst hielt. Je freundlicher diese ihm begegneten, um so weniger fühlte er Lust, Weimar so bald zu verlassen. Den Prinzen besuchte er auch am folgenden Tage in Tiefurt, wo er die allergnädigste Aufnahme fand, auch den Erbprinzen von Darmstadt traf, mit dem er ganz vertraut geworden sein will. In seiner den Mund vollnehmenden Weise berichtete er einem Freunde: „War den langen Tag unter den Prinzen, aß und ritt mit ihnen, tollte und was so ist . . . Bei Prinz Konstantin kann ich essen, wenn ich will." Er dachte wohl dessen nächster Vertrauter zu werden, wie Goethe es beim Herzog war, zu dem er keinen Zutritt fand. Ehe Goethe am 28. der ersten Conseilsitzung beiwohnte, richtete er einige Worte an Frau von Stein. Der Herzog nahm jetzt an seiner Liebe solchen Anteil, daß er auf dasselbe Blatt einen schwungvollen Morgengruß schrieb und sein innigstes Zusammenleben mit Goethe in dem Wunsche kundgab: „Wenn Sie in Pyrmont ist, liebe Frau, so trinke Sie ja, wenn der Morgen hübsch ist, das erste Glas auf Goethes und meine Gesundheit." Mittags aß er wieder mit seinen neuen Amtsgenossen. Am Abend des 29. traf er bei Hofe die Gothaischen Herrschaften, die er damals zuerst sah. In seinem Garten fand er Klinger, dem er ernstlich zugesprochen haben wird, seine Studien fortzusetzen, was aber so wenig nach dessen Sinne war, daß er sich in einem Hause an der Esplanade einmietete, im blinden Vertrauen auf sein Glück und in der lockenden Hoffnung auf ein genußreiches Leben. Lenz, der endlich ruhiger geworden, war auf zwei Monate nach dem nahen Berka gezogen, wo er, ungestört und ohne zu stören, seiner Dichtung und Phantasterei sich überlassen konnte.

Goethe gab sich ganz den Geschäften und dem Hofe hin, und stand dem Herzog näher als je. Am letzten Juni beschäftigten ihn die Akten; mittags ging er nach Tiefurt, von wo er erst am späten Abend zurückkehrte. Den 1. Juli blieb er morgens zu Hause, mittags besuchte ihn die Herzogin-Mutter; dann ging er in Wielands Garten, wo er die Erklärung des Oberhauptmanns von Bechtolsheim aus Gotha vernahm, dessen Gewinnung für Eisenach damals betrieben wurde. Klinger, der am 1. seine Wohnung an der Esplanade bezogen hatte, hielt sich von Goethe zurück, dem nichts ferner liegen konnte, als ihn dem Herzog vorzustellen, woraus dieser die ausschweifendsten Hoffnungen geschöpft haben würde. Zu seiner höchsten Freude

erhielt Klinger, nachdem man ihn einige Tage unbeachtet gelassen, am 3. Juli eine Einladung vom Prinzen Konstantin zur Mittagstafel nach Tiefurt. In seiner übertriebenen Weise berichtete er darüber der Schwester: „Er drückte mich und herzte mich und hat mich so lieb als ich ihn.“ Nachmittags gingen Knebel und der Prinz mit ihm zum Präsidenten des Oberkonsistoriums von Lyncker in Tennstedt, den wir schon als einen leidenschaftlichen Theaterliebhaber kennen. Ganz begeistert wurde er von diesem, der „einer der treusten Kerls“ sei, und von dessen Gattin, „jung und schön wie ein Engel, ganz reine, unverdorbene Natur“, einer von den Weibern, die man gleich liebe. „Wir aßen da zu Nacht, tranken Punsch und bekränzten das Weib.“ War er wirklich, wie er weiter berichtet, am 5. bei Goethe, so wird er diesem seine Absicht mitgeteilt haben, Offizier zu werden, welche dieser kaum billigen konnte. Denselben Tag schrieb Wieland an Merck, Klinger sei ein guter Kerl, er ennuiere sie aber herzlich und drücke Goethe. Gleichzeitig meldete Goethe an Herder, dessen Wohnung er einrichten ließ: „Du brauchst nur zu sein, wie du bist, das ist hier Politik . . . Der Kopf ist mir manchmal toll genug, doch hab' ich ihn, Gott sei Dank! noch immer oben behalten. Der Stadtrat hat schon seine Denomination [als Stadtpfarrer] eingereicht.“ Zwei Tage darauf ging Klinger wieder nach Tiefurt, wo er zu seiner Freude den ganzen Hof antraf, auch den Herzog, der ihn, wenn wir ihm glauben dürfen, herausrufen ließ. „Da saßen wir und rauchten Tabak und waren gleich. Es war da der Prinz von Darmstadt, der ein herrlicher Mensch ist, und hier wird, der mit ganzer Seel' an Goethe hängt. Wir wurden sehr einig zusammen.“ Von den beiden Herzoginnen sagt er nur, daß sie mit den Vornehmen im Garten spazieren gegangen. Auch gedenkt er der Bekanntschaft von Einsiedel, Wedell und Stein. Daß er von seinen Dramen etwas vorgelesen, hören wir nicht. Goethe war unterdessen emsig bestrebt, seine Pflicht zu thun, trotz der Unruhe, in welcher ihn sein Schmachten nach Frau von Stein hielt. Der Herzog selbst, seine reine Entwicklung, sein und seines Hauses Glück lagen ihm am Herzen. Auch mit der Herzogin stand er gut; wie gern hätte er ihrem Verhältnisse zum Herzog die Innigkeit gegeben, welche den Segen wahrer Liebe gewährt. Am 9. war er mit den Vertretern des Stadtrats in der für Herder bestimmten Pfarrwohnung, wo es noch manches herzustellen gab. Mit den knausernden Stadträten wurde verhandelt, und er hoffte, daß es gehen werde. Auch die Kirche besuchte er, wie er Herder gesteht, zum erstenmal. „Ich dacht' schon“, schrieb er diesem, „dir wird's doch wohl werden, Alter, wenn du da oben stehst und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich Grab und seinen Nachkommen, den besten Jungen, dir gegenüber, der wohl die Kur

wert wäre, wert, daß das Schicksal dem wieder gäb', was er jenem nahm." Am vorigen Tage hatte er gegen den ernsten, tüchtigen Kestner, den Gatten Lottens, geäußert: „Ich bleibe hier und kann da, wo ich und wie ich bin, meines Lebens genießen und einem der edelsten Menschen in mancherlei Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden; aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne."

III.

Goethes drei erste Dienstjahre.

Mit dem besten Mute war er in des Herzogs Dienste getreten, die er jederzeit verlassen zu können sich vorbehalten hatte. Die schöne Hoffnung belebte ihn, dieser werde bei seinem hellen Verstande sich zu beschränken wissen, nicht mehr von leidenschaftlich eigensinnigem Durchsetzen des Ungehörigen und Willkürlichen sich hinreißen lassen. Doch gleich sollte er sich überzeugen, wie schwer dieser sich zu beherrschen lerne, ja dessen Jugendübermut sollte ihn selbst zuweilen anstecken. Nicht allein ließ er sich beim Weimarischen Vogelschießen heiter gehen, drei Tage später tanzten bei dem gleichen Apolbaer Feste der Herzog und sein geheimer Legationsrat wie toll mit den Bäuerinnen. Goethe selbst klagte sich bei Frau von Stein dieser Schuld an; sie möge nur bald wieder kommen, sonst gebe es noch dumme Streiche. Übrigens lag die Freude, sich an den Volksfesten zu beteiligen, in Karls Augusts leutseliger Natur, die auch Graf Görtz nicht beschränkt hatte; noch als Großherzog schoß er selbst beim Weimarischen Vogelschießen mit.

Aber bei allem lustigen Treiben wurde die besonnene Leitung der Geschäfte nicht aus den Augen verloren. Besonders eifrig galt es die Vorarbeiten zu der für das verarmte Ilmenau so höchst bedeutenden Wiedereröffnung des dortigen seit einem Menschenalter aufgegebenen Silberbergwerks. Schon am 13. wurde die aus dem Juristen Hof- und Regierungsrat Dr. Eckardt in Jena, Kalb und Goethe bestehende Bergkommission eröffnet, dann am 18., nachdem am Tage vorher Conseil gehalten worden, der Zug nach Ilmenau angetreten, zu dem außer dem Herzog und dem Erbprinzen Trebra, Goethe, Kalb, Wedell und Bertuch nebst zahlreicher Dienerschaft gehörten. Klinger ließ man in Weimar ruhig sein Wesen treiben. Dieser hielt sich besonders an den Prinzen Konstantin, mit dem er badete und ritt und allerlei Narrheiten trieb. Die Herzogin-Mutter hatte sich wegen seines Eintrittes in preußische Dienste bei Friedrich dem Großen verwandt. Schon am 20. fuhren der Herzog, der Erbprinz, Goethe und Trebra in den offen gehaltenen Schacht, den man in so gutem Zustande fand, daß man auf ihn die Mög-

lichkeit eines neuen Werkes baute, bei welchem der Fehler des frühern vermieden werden sollte. Noch an demselben Abend beschloß die Regierung die Wiederaufnahme des Werkes, und der ausführliche Plan des dabei zu beobachtenden Verfahrens wurde unterzeichnet. Die folgenden Tage sah man sich in der Gegend um und vergnügte sich an der Jagd. Am 22. zeichnete Goethe früh auf dem Kammerberg, gegen Mittag unterhalb des Gickelhahns in der von ihm so geliebten Hermannsteiner Höhle. Dort erwartete er seinen Karl, wie er den Herzog nannte, wenn er mit ihm allein war; dieser sollte aus Ilmenau nicht allein für sich, sondern auch für ihn eine Büchse mitbringen. Zwei Tage später hielt er mit dem fürstlichen Bruder eine „politische Abhandlung" und drang wiederholt darauf, daß sie sich alles übermütigen Treibens, das Anstoß geben könnte, enthalten müßten, dann wurde gejagt, und von Goethe mit dem Mineralogen Prof. Wahl aus Jena ein belehrender Spaziergang gemacht. Zwei Tage später kam es in Stützerbach zu argen Tollheiten, die man mit dem Handelsmann Glaser bei der herzoglichen Glashütte auf dem Hüttenplatze trieb, den 27. wurde auf einer Treibjagd ein Hirsch geschossen, und nachdem man in der Glashütte sich im Schleifen geübt, nach Ilmenau zurückgekehrt. Am 28. setzte man, nachdem Goethe gebadet, die Jagd auf dem Gabelbach so lange fort, daß man die Nacht bei den Köhlern bleiben mußte. An den drei folgenden Tagen wurde gebadet, einmal ging man auch zum Vogelschießen. Die kurzen Eintragungen des Tagebuches übergehen, daß man neben den mancherlei Vergnügungen sich auch mit dem nächsten Zwecke beschäftigte; an eingehenden Besprechungen mit dem sachkundigen Trebra kann es nicht gefehlt haben. Dieser hatte von Marienberg den Geschwornen (Meister) Johann Gottfried Schreiber mitgebracht, den man, um ihn in der Nähe zu haben, nach Ilmenau zog und ihn vorläufig beim Kammerberger Kohlenwerk anstellte. Auch wurde der vierundzwanzigjährige Jurist Johann Karl Wilhelm Voigt von Trebra, der mit dessen älterm Bruder, damals Justizrat in Allstedt, befreundet war, zu dem Entschlusse bestimmt, sich mit Unterstützung des Herzogs zu Freiberg im Bergfache auszubilden. Der seit vier Jahren in Ilmenau ansässige Chirurgus Bernstein wurde auch für das Bergwerk berufen.

Am Abend des letzten Juli traf der Statthalter von Erfurt ein, mit dem der Herzog, Trebra und von Lyncker aus Arnstadt in das Kammberger Kohlenwerk und in einen andern Schacht fuhren. Die Unterhaltung bei Tische bezog sich auf Bergwerksachen. Nachdem man sich dann mit Scheibenschießen unterhalten, ward auch das Eisenwerk besucht. Am nächsten Morgen ließ man sich von einem Sachverständigen die Silberprobe machen; jetzt erst verabschiedete sich Trebra. Aber zu unendlicher Freude gereichte es Goethe, und

auch dem Herzog, als er von der schmachtend stets ersehnten Frau von Stein die Anfrage empfing, ob sie noch in Ilmenau seien, nebst dem Versprechen, sie dort zu besuchen. Abends ging man mit Dalberg nach Stützerbach, dieser kehrte noch in der Nacht nach Ilmenau zurück. Den nächsten Morgen ließ Goethe den Herzog allein auf die Jagd gehen, um für die erwartete Freundin die Ansicht vom Schloßberge zu zeichnen. Unter dem Zeichnen dichtete er den „Gesang des dumpfen Lebens", das Lied:

Dem Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und, ach, ich fühl's, im stillen werden wir
Zu neuen Szenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Wie tief spricht sich hier das Glück an der Seite des fürstlichen Freundes aus, der im Augenblick, wo er sich des Lebens im stillen mit ihm freut, nur sein Karl ist, den das Schicksal ihm geschenkt hat, damit er vereint mit ihm in lebendiger Thatkraft das thue und ergeben leide, was es ihnen bestimmt hat. Als der Herzog um 3 Uhr von der Jagd zurückkehrt, werden die laufenden Geschäftssachen abgethan; allein kehrt er nach Ilmenau zurück, während Goethe im Zeichnen fortfährt. Am folgenden Morgen studiert dieser für die zunächst zu betreibende bedeutende Angelegenheit die Hennebergische Bergordnung; denn Ilmenau hatte ein paar Jahrhunderte lang bis 1567 den Grafen von Henneberg gehört, und es galt dort noch das Hennebergische Bergrecht. Dann geht er zum Herzog nach Ilmenau, wo er mit ihm zu Mittag speist, darauf selbst die Silberprobe zu machen versucht. Den Morgen des 5. bleibt er zu Hause, wo er einen Geschäftsbrief an Fritsch richtet. Mittags kommt der Obermarschall von Witzleben, abends zu seiner höchsten Freude Frau von Stein. Aber auch dadurch läßt er sich nicht abhalten, in der Frühe eine Stollenfahrt in den Kammerberg zu unternehmen Der übrige

Teil des Tages gehört der abends scheidenden Freundin. Leider hatte ihr Besuch, statt seine Leidenschaft zu beruhigen, sie noch heftiger entflammt. In der verzweifelnden Unruhe ließ er sich mit dem Herzog zu tollen Späßen verleiten, doch kam es auch zu einem ernsten Gespräch; sie durften sich sagen, daß sie, wenn auch von Ostentation gegen sich selbst und andere nicht frei, doch einer solchen gegen einander sich nie schuldig gemacht. Am Abend des 8. verwundete Karl August sich auf dem Wege von Gabelbach nach Stützerbach bei einem Sprunge an einem Beine; er beachtete dies wenig, aber in der Nacht wurde es damit schlimmer. Goethe war darüber äußerst verstimmt, nicht allein weil der Herzog zu wagehalsig war, sondern auch weil er voraussah, wie die Gegner diesen Unfall ausbeuten würden. Im Tagebuch heißt es: „Verduselter, verzeichneter, verwarteter, verschlafener Morgen.“ Erst abends fuhr man nach Ilmenau, wo der Chirurgus Bernstein zugezogen wurde. Goethe mußte am folgenden Tage des Herzogs wegen meist zu Hause bleiben. Er schrieb an einem neuen Liebesdrama nach einer Geschichte bei Boccaccio, mußte sich aber auch, der Gesellschaft wegen, zu dem ihm verhaßten Hazardspiel bequemen. In Weimar scheint man die Verwundung des Herzogs zuerst geheim gehalten zu haben, wenigstens wußte Wieland am 12. noch nichts davon; denn an diesem Tage schrieb er, Goethe zeichne die ganze Hennebergische Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen habe, so viel von ihm und gegen ihn spreche. Denselben Abend kam Einsiedel zu Besuch. Am 13. begab sich der Darmstädtische Erbprinz, der erst vor ein paar Tagen zurückgekehrt war (den 11. war er bei der Hoftafel), in aller Frühe wieder nach Ilmenau. Da die Wunde sich nicht besserte, entschloß man sich, am folgenden Tage nach Weimar zu fahren, wo der Herzog bei seiner Mutter in den früher vom Prinzen Konstantin bewohnten Zimmern die Heilung abwarten wollte. Am Abend des 14. kamen sie in Weimar an, wohin die Herzogin von Belvedere ihnen entgegengefahren war. Das Gerede wurde um so aufgeregter, als auch Prinz Konstantin, wohl infolge des Tollens, zu welchem ihn der ungestüme Klinger verleitet hatte, erkrankt war. Schon seit dem 2. August fehlt er an der Hoftafel; erst am 23. finden wir ihn wieder in Belvedere. Freilich hatte ihn Klinger schon am 6. besser gefunden, aber auf dauernde Schwäche deutet es, daß er den an seiner Wunde leidenden Herzog nicht besuchte.

Klinger hatte unterdessen eine tolle Liebesgeschichte mit einem auf der Esplanade wohnenden Mädchen, einem „wilden lieben Ding“, angefangen, dessen Mutter er als noch ausgelassener schildert. Und zu derselben Zeit spann er einen in Gotha angeknüpften Liebesroman fort; trotz der „verliebten Zuckungen“, in die ihn sein Karolinchen, „das schönste Mädel in Weimar“,

versetzte, wollte er nächstens mit seiner „Emilie de Fischer“ in Gotha zusammentreffen. „So such' ich die guten Momente des Lebens mit so weniger Passion als möglich“, schrieb er einem Freunde. Da es zweifelhaft geworden, ob er, ohne Adel und Geld, als Offizier irgendwo Aufnahme finde, dachte er als Schauspieler aufzutreten, doch müßte es an einem Hofe sein; jedenfalls könne er auf der Bühne sein Glück machen, vielleicht ein Garrick werden. Auf dem bürgerlichen Liebhabertheater wollte er nächstens mit der wilden Karoline in seinen „Zwillingen“ auftreten. Gerade zur Zeit der Rückkunft des Herzogs hatte ihn der Vorschlag der Herzogin-Mutter, durch Vermittlung ihres Vaters eine Offizierstelle bei den Mietstruppen zu erhalten, die man an England znm Kampfe gegen die Nordamerikanischen Freistaaten verkaufte, in Feuer und Flamme gesetzt. „Von Lindau [ein Freund Lavaters und Goethes] war bei der ersten Bataille mit dabei“, schrieb er am 19. „Ich ahne, ich komme mit größerm Herzen — neuer — wieder.“ Seine Geldnot war indessen so groß, daß er zu Hause alle seine Sachen verkaufen lassen wollte, wie wenig auch dabei herauskommen werde. In dieser entsetzlichen Spannung durfte er nicht wagen, Goethe vor Augen zu treten, dessen besonnenen Rat er unbeachtet gelassen und dem seine Anwesenheit der Gegner wegen große Not machte. Ein gemeinsamer Freund, der Komponist Kayser in Zürich, hatte Goethe unterdessen durch eine Anfrage beunruhigt, die ihn fürchten ließ, auch dieser werde, gleich Lenz und Klinger, nach Weimar flüchten. Diesem antwortete er sogleich am 15.: „Wir gehen nicht nach Italien. Dies zu deiner Beruhigung. Ich trag' dich immer am Herzen. Schick' mir oft was. . Bleib' ruhig in Zürich! ‚So ihr stille wäret, würde euch geholfen.‘ .... Lenz ist hier. Leb' wohl; es wird uns allen noch gut sein.“ Bezeichnend ist sein Schweigen über Klinger, der sich noch immer in Weimar herumtrieb.

Die ersten Tage mußte Goethe immer um den Herzog sein, mit dem es zu den vertraulichsten Gesprächen kam. Er selbst war damals in verzweifelter Stimmung, da Frau von Stein sich seinen Besuch verbeten hatte. Herders Überkunft wurde nur durch die erwartete Niederkunft seiner Frau verzögert. Des Herzogs Fuß war bald hergestellt; schon am 21. konnte er dem Conseil beiwohnen. Auch der Erbprinz hatte Goethe jetzt lieb gewonnen. „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich“, vertraut Wieland am 24. dem gemeinsamen Freunde Merck. „Alles geht, so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Man glaubt hier Goethes eigene Worte durchzuhören, der mit Wieland sehr vertraut stand, auch an demselben Abend bei ihm zu Nacht speiste. Dagegen mied ih[illegible] [illegible]ber um

diese Zeit, wenn wir seiner brieflichen Äußerung trauen dürfen, auf dem Liebhabertheater auftrat, wobei es ihm in der Uniform eines preußischen Majors ganz eigen zumute war. Am 27. ging Goethe, nachdem er seine Akten gelesen, ins Conseil, aß dann mit dem Herzog; den Abend, den Vorabend seines Geburtstags, war die Stein mit größerer Gesellschaft bei ihm im Garten. Am Geburtstage selbst finden wir den Herzog mittags bei ihm; abends hatte er Wielands Familie zu Gast und Lenz kam, der eben sein Berka verlassen hatte. Klinger war denselben Morgen nach Gotha gereist.

Karl August wollte am 3. September seinen Geburtstag, und zugleich den Antritt seiner Regierung, in lustiger Jagdgesellschaft auf Einladung des Prinzen Joseph von Hildburghausen zu Ernstthal feiern, woran auch der kaum genesene Prinz Konstantin und der Erbprinz sich beteiligen sollten. Dies war Goethe nichts weniger als angenehm, aber er durfte den Lieblingsgedanken des Herzogs nicht widersprechen, wollte er nicht sein Vertrauen verlieren, wie wenig er sich auch scheute, ihm scharfe Mahnungen zu erteilen, denen die herzliche Liebe ihren Stachel nahm. Die Herzogin war über den Entschluß ihres Gatten ärgerlich und zürnte Goethe, dem sie die Schuld daran zuschrieb. Als dieser am Tage vor der Abreise in Belvedere war, wagte er nicht die Grollende anzusprechen; er „machte ihr bloß eine Verbeugung"; abends schrieb er der mit ihr vertrauten Frau von Stein: „Sagen Sie Ihr, daß ich sie noch lieb habe; versteht sich in gehörigen termes."

Nach der am 6. erfolgten Rückkehr fühlte sich Goethe durch die Zurückhaltung der Frau von Stein sehr gedrückt, dann aber höchst unglücklich, als diese am 8. ihre Abreise nach Kochberg ihm schriftlich anzeigte, dabei sich seinen Besuch daselbst verbat, und ganz verzweifelt, als sie grausam genug war, ihm aufzutragen, ihr Lenz, „die zerstörte Seele", zu senden, der in Kochberg mit ihr Englisch lesen solle. An seinem Schmerze nahm der Herzog brüderlichen Anteil. Die Geschäfte des Conseils gingen ihren Gang; die Akten wurden durchgelesen und in der Sitzung Vortrag gehalten, vertraulich mit dem Herzog alles verhandelt, was die Verwaltung und das herzogliche Haus betraf. Schon im ersten Conseil kam der Widerstand zur Sprache, den der vom Statthalter beschützte Sekretär Rebecker dem Weimarischen Obergeleitsmann Conta machte. Rebecker war früher selbst Obergeleitsmann von Weimarischer Seite gewesen und vom Statthalter bereits in Weimar dem Herzog zur Gehaltserhöhung, mit Beziehung auf seine Freundschaft, dringend empfohlen worden. Da die Weimarische Kammer, unter welcher das Obergeleit stand, darauf nicht einging, hatte er den Dienst verlassen und war als Sekretär beim Statthalter eingetreten. Als solcher legte er dem neuen Weimarischen Obergeleitsmann allerlei Schwierigkeiten in den Weg. Auch die

Neugestaltung der Hofkapelle wurde damals betrieben. Man beschloß für dieselbe neben den bisherigen Sängerinnen Wolf und Steinhart nicht allein die beliebte Neuhaus und als Bassisten den Hoftanzmeister Aulhorn zu gewinnen, sondern auch, was besonders von der Herzogin-Mutter gewünscht wurde, Corona Schröter aus Leipzig zu berufen, die vor kurzem durch einen Grafen nach Dresden gelockt worden war, den sie noch zur rechten Zeit als Betrüger entlarvt hatte. Die Verhandlung wurde durch Goethe betrieben, der dem Kaufmann Steinauer den Weimarischen Antrag mitteilte. Coronens Antwort darauf erhielt Goethe am Abend des 12., als er von einer Treibjagd zurückkehrte, zu welcher er den Herzog und den Erbprinzen begleitet hatte. Den folgenden Tag aß er bei der Herzogin-Mutter; hier wurden die Bedingungen ihrer Berufung erwogen, zwei Tage später, nach weiterer Besprechung mit dem Herzog, festgesetzt. Am 15. schrieb Goethe deshalb an die Sängerin, die auch für die Bühne ein großer Gewinn zu werden versprach. Karl August übertrug Goethe jetzt vom 1. Oktober an die Leitung der herzoglichen Liebhaberbühne; dieser sollte frei über die Ausgaben verfügen, nur ihm selbst darüber Rechnung ablegen; sein Chatoullier war angewiesen, das dazu von Goethe verlangte Geld zu zahlen. Die Gesamtausgabe des ersten Jahres belief sich auf mehr als 1060 Thaler, eine im Verhältnis zu den vielfachen kostspieligen Aufführuugen unbedeutende Summe. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürst und Diener war unbegrenzt; beide waren sich des besten Willens bewußt und von der Gewogenheit des Schicksals überzeugt, das, wieviel sie auch irren und leiden mochten, sie für einander bestimmt habe. Vom Herzog rühmt Goethes Tagebuch am 13., er sei „rein und lieb“ gewesen; zwei Tage später meldet es: „Viel Guts mit dem Herzog. Abends bei ihm. Tales of the times of old [Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit].“ Der Herzog sollte am andern Tage nach Kochberg, wobei es wohl auf eine Vermittlung abgesehen war, da Goethe am Grolle der Freundin schwer litt; aber in der Nacht ward er vom gelben Fieber befallen, was seine Abreise verzögerte. Den 16. konnte Goethe Lavater vertrauen, daß in seinen „ganz bezidierten moralisch politischen Augenblicksverhältnissen“ das Herz ihm treu sei. Wegen des noch immer nicht herzlichen Ehebundes zwischen Karl und Luisen, wie er dem herzlich teilnehmenden, nicht, wie Klopstock, sich schulmeisterlich einmischenden Freunde gegenüber das herzogliche Paar nennt, möge er ruhig sein; sie sollten noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten seien, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte ständen noch dazwischen. „Wenn ich dir erzählen könnte, was unschreibbar ist, du würdest auf dein Angesicht fallen und anbeten den, der da ist, da war und sein wird. Aber glaub' an mich, der ich an den Ewigen glaube...

Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleisch; er schwiert und wird sich herausschwären, leider." Letzterer hatte unterdessen sein Stück „Der Wirrwarr", in welchem nach seinem eigenen Ausdruck das tiefste tragische Geschick immer mit Lachen und Wiehern wechselte, fast vollendet und seit der schon am 2. erfolgten Rückkehr von Gotha sein ausschweifendes Leben lustig fortgesetzt. Kaum dürfte er Goethe besucht haben, doch wird er auf der Redoute des 13. mit ihm zusammengekommen sein, wo er sich „in einem paar schwarzen und einem paar blauen Augen herumdrehen wollte". Es muß ihm aber schlecht bekommen sein, da er am andern Morgen schrieb: „Ich bin toll und unausstehlich und kränke manch gute Seele dadurch. Mein Humor ist gallenbitter." Goethe hatte den Freund aufgegeben, der in anderer Weise als Lenz sich selbst zerstörte, und ihm zum bittern Ärgernis gereichte, da seine und des Herzogs Gegner dieses tolle Genie als Beweis gegen den Ernst und die Tüchtigkeit von Karl Augusts beneidetem Günstling verwerteten. Goethe selbst hatte wenige Tage vorher sein Vertrauen, daß er in Weimar den wahren Lebenspunkt gewonnen und er sein Ziel fest im Auge halten werde, in dem Liede „Seefahrt" ausgesprochen, das er nicht bloß den Freunden sandte, sondern auch im „Deutschen Museum" drucken ließ, wenn auch sein Name nur mit „G." bezeichnet war.

Als am folgenden Tage zu Tiefurt das Erntefest mit Tanz, Beleuchtung und Nachtessen gefeiert wurde, erging sich Goethe wieder einmal in voller Heiterkeit. Den 18. finden wir ihn meist mit dem Herzog und dem Erbprinzen zusammen; auch war er Zeuge einer Unterhaltung des herzoglichen Paares über die Notwendigkeit der Einschränkung; die Herzogin besuchte ihn abends im Garten. Den 19. ging Karl August endlich mit Einsiedel, der Goethes Uniform trug, nach Kochberg; leider konnte auch er die grollende Freundin nicht umstimmen, die in einer längern Entfernung das einzige Mittel gegen Goethes wilde Leidenschaftlichkeit sah.

Zwei Tage später kam Klinger nach Weimar zurück; sein Begleiter war der Großschwindler Christof Kaufmann, der von Lavater geweihte Kraftapostel, der Klingers „Wirrwarr" auf den Namen „Sturm und Drang" getauft hatte. Der mit seinem frische Kraft und Geistesstärke atmenden Wesen alle Welt täuschende, durch seine Vorspiegelungen Klingers ganzes Vertrauen weckende Schlaukopf hatte bald alle dessen Beziehungen zu Goethe erhorcht, und wußte das, was dieser ihm arglos vertraut hatte, geschickt zu benutzen, um Goethes Vertrauen auf des Jugendfreundes Zuverlässigkeit zu untergraben, was er um so leichter konnte, als er sich auch die vollste Zuneigung von Herders Schwager Flachsland erworben, der zur Einrichtung des Haushaltes des in nächster Zeit erwarteten Generalsuperintendenten nach Weimar gekom-

men war. Kaufmann wußte so lange Klinger von Goethe fern zu halten, bis er durch seine Verleumdungen in diesem auch die letzte Spur von Anhänglichkeit an ihn zerstört hatte. Am herrlichen Morgen des 22. finden wir Kaufmann bei Goethe, den er, schon als Abgesandter Lavaters, Freund seines Schwagers Schlosser und Verkünder des Evangeliums der Natur, trotz seiner wunderlichen Erscheinung mit mähnenartig flatterndem Haar, langem Barte, bis zum Nabel nackter Brust und derbem Knotenstock, so für sich einzunehmen wußte, daß er alles glaubte, was dieser in wohlberechneter Weise ihm von Klinger sagte. Basedow, der Gründer des Dessauer Philanthropins, hatte sich durch Kaufmanns hohle Redensweise derart berücken lassen, daß er den Schwindler, unter zweimaliger Sendung von Reisegeld, dringend gebeten, seine Anstalt zu besichtigen und ihm Rat zu erteilen. Auf der Reise floß Kaufmanns Mund von dem über, was er dort zu thun gedenke, und von seinen angeblichen großen Erfolgen. Auch zu dem Erbprinzen von Darmstadt, mit dem Klinger bekannt war, drängte er sich und lernte vielleicht schon damals den Herzog kennen. Wir wissen nur, daß Goethe am Nachmittag des 22. mit dem Herzog, dem Erbprinzen und Wedell durch den Ilmgrund nach Belvedere spazierte. In der Frühe des folgenden Morgens wollte der Erbprinz nach Darmstadt zurückkehren. Den landläufigen, von Klopstock auch den Höfen übermittelten Verleumdungen Weimars gegenüber, hatte er die ehrenvollste Ansicht von dem Herzog und Goethe gewonnen und auch seine Schwester verließ er jetzt zufriedener, wenigstens gerechter gegen Goethe; er hatte sich überzeugt, daß des Herzogs unbändige Natur keinen bessern Leiter habe finden können als den befreundeten Dichter, dem es heiliger Ernst um das Wohl des Hofes und des Landes sei. Noch vor kurzem hatte er des großen Unrechts, das Fritz Stolberg gegen den Herzog und ihn begangen, in einem Briefe an dessen Schwester Auguste in schonendster Weise gedacht, während der Klopstocksche Kreis nicht genug gegen ihn wüten zu können glaubte. „Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm", hatte er bemerkt, „und ich kann nichts sagen." Dabei gestand er der Freundin, es sei ihm lieber, daß Fritz in ein wirkendes Leben komme als daß er sich zu Weimar in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Als Goethe dann erfuhr, daß dieser in Oldenburgische Dienste getreten, hielt er dem von ihm abgefallenen Freunde in seinem und des Herzogs Namen ernst sein unehrenhaftes Benehmen vor. Doch Stolberg blieb verstockt.

Das Ende des Monats war geschäftlich bewegt. Redeckers fortwährend feindseliges Betragen forderte jetzt schärfste Zurückweisung. Goethe schrieb im Namen des Herzogs am 27. nach Erfurt: „Lieber Herr Statthalter! Ich sehe mich genötigt Ihnen einer unangenehmen Sache halber zu schreiben, die

Ihnen wohl schon bekannt ist. Aus beiliegender Species facti werden Sie sehen, wie sich Ihr Sekretär Rebecker gegen meinen Obergeleitsmann Conta betragen. Die anhaltende grobe Aufführung des unbändigen Menschen muß mir um so mehr auffallen, da er selbst die zwischen uns immer gleiche Freundschaft zu insultieren scheint und den boshaften Vorsatz haben mag, auch die verdrießlichen Kollisionen zwischen mir und Kurmainz auf eine oder die andere Art rege zu machen. Lassen Sie uns das möglichste thun, um dergleichen zu vermeiden. Halten Sie Rebeckern, den, da er allein Ihr Diener ist, man sonst nirgends zu belangen weiß, zu einer hinreichenden öffentlichen, die Beleidigung aussöhnenden Genugthuung an und suchen Sie fürs künftige die Verdrießlichkeiten zu hindern, wozu jeder von den Meinen nicht die mindeste Gelegenheit zu geben den schärfsten Befehl hat. Ich bitte Sie darum um unserer Freund- und Nachbarschaft willen, der wir doch schon manchen angenehmen und nützlichen Tag unseres Lebens zu verdanken haben." Erst am 3. November glich sich die leidige Angelegenheit aus. Goethe besuchte damals den Statthalter in Erfurt und blieb Nachts bei ihm. Zwei Tage nach dem unangenehmen Briefe an Dalberg, am 29., machte die Nachricht von der ausgebrochenen Viehkrankheit Goethe zu schaffen, da er erst nach längerer Zeit den Herzog auffinden konnte, der die nötigen Erlasse unterschreiben mußte. Der Kraftapostel Kaufmann drängte sich jetzt immer näher an Goethe und den Herzog. Im Tagebuch lesen wir: „Den 26. Nachts mit Kaufmann. Den 28. Mit dem Herzog, Kaufmann, Wedell zu Mittag. Nach Tische zusammen im Garten [Goethes]. Abends wütig. Den 30. Nach Schwansee mit [Rittmeister von] Lichtenberg und Kaufmann u. s. w."

Den 1. Oktober abends vor 9 Uhr traf unangemeldet Herder mit Familie in einem wohlbepackten Mietwagen vor der von Goethe bestens hergestellten Pfarrwohnung hinter der Stadtkirche ein. Der Herzog, Wedell und Goethe waren einer Einladung Dalbergs zur Jagd in Willerode gefolgt; erst am folgenden Abend kehrten sie von dem Lerchenstrich in Eichelborn zurück. Goethe eilte sofort zu Herder. Herzlich empfingen sich die alten Freunde. Kaum dürfte Kaufmann dabei gefehlt haben, den Herders Gattin ein paar Tage später als ihre erste Glückseligkeit in Weimar, als einen Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschheit preist. Am nächsten Morgen stellte Goethe den von ihm empfohlenen Generalsuperintendenten, dessen Berufung er mit solchem Eifer durchgesetzt, dem Herzog vor, der ihn noch nie gesehen, wenn auch Goethe ihm von seiner äußern Erscheinung ein lebhaftes Bild entworfen hatte. Den 4. war Herder mittags bei der Hoftafel, an welcher der Herzog, wie gewöhnlich, fehlte; frühmorgens war dieser mit Goethe und Wedell zur Jagd gegangen. Obgleich Goethe, den das Zerwürf-

nis mit Frau von Stein noch immer beunruhigte, auf Ausflüge und Jagden, meist in Begleitung des Herzogs, viele Zeit verwandte, wurden doch die obliegenden Geschäfte und manches, was er als wirklicher, wenn auch nicht bestallter Hausminister zu besorgen hatte, bei seinem Drange, jeden Augenblick zu verwerten, pünktlich betrieben. „Goethe ist bald da, bald dort", schrieb Wieland, „und wollte Gott, er könnte überall sein." Am 7. fand wieder eine Bergwerkssitzung statt, abends war Goethe mit dem Herzog bei Herder. Zwei Tage darauf schied endlich Kaufmann mit Klinger von Weimar. Letzterer trat, was Kaufmanns Pläne mit ihm durchschnitt, in Leipzig als Theaterdichter ein. Obgleich Frau von Stein nach kurzer Anwesenheit sich „verfinstert" wieder nach Kochberg zurückbegeben hatte, fühlte sich Goethe im Bewußtsein seiner glücklichen Stellung an der Seite des Herzogs „rein und wahr in allem" und von frischer Hoffnung belebt, so daß er die schönen Herbsttage heiter genießen konnte.

Der Ärger über den neuen Generalsuperintendenten ließ indessen Weimars Geistlichkeit nicht ruhen. Das Oberkonsistorium setzte gegen seinen Präsidenten den Beschluß durch, daß der ersten Klasse der Einwohner, die Herders eigentliche Gemeinde war, die Wahl ihres Beichtvaters freigestellt werde. Wegen dieser argen Beeinträchtigung wandte Herder sich an Goethe und den Herzog, die eben einen zweitägigen Ausflug bis Naumburg gemacht hatten. Als sie abends zurückkehrten, wurden sie von dieser saubern Geschichte empfangen. Auch eine andere unangenehme Neuigkeit erfuhr Goethe; er mußte darüber sogleich mit Fritsch beraten, ehe er dem Herzog Bericht erstattete. Nachdem er bei diesem zu Mittag gespeist, wurde der betreffende Erlaß unterschrieben und sogleich an Dalberg abgesandt; es handelte sich wohl um einen neuen Eingriff des leidigen Rebecker. Am 19. ward im Conseil gegen das Oberkonsistorium beschlossen, daß die Hofgemeinde sich an den Hofprediger als Beichtvater zu halten habe. Goethe teilte dies Herder mit, doch scheint dessen Störrigkeit ihn geärgert zu haben. Abends war der Herzog bei ihm im Garten. In der vollgedrängten Kirche hielt Herder zur Beschämung aller Gegner am folgenden Morgen die Antrittspredigt. Dieses erste, alle von der Geistlichkeit ausgestreuten Verleumdungen widerlegende Auftreten war ein Sieg für Goethe und den Herzog. Letzterer kam nach derselben mit Prinz Konstantin, Kalb und Knebel in Goethes Garten. Mittags speiste Goethe bei Fritsch. Der Herzog beauftragte ihn, sich wegen der in Jena durch Hellfelds Tod erledigten juristischen Professur an den von ihm als durchaus tüchtig mit Recht empfohlenen Höpfner in Gießen zu wenden, der aber vorzog, zunächst an seiner Stelle zu bleiben, wobei eine Verstimmung gegen Goethe, besonders dessen Nachahmer und Freunde [Klinger war von ihm durch-

gebrannt], mitwirkte. Nachmittags begab sich Karl August auf einige Tage nach Kochberg, wohl nicht ohne die Absicht, bei Frau von Stein zu vermitteln. Während seiner Abwesenheit verkehrte Goethe vertraulich mit Herder und dessen Familie. Am 23. speiste er nach einer Bergwerkssitzung mit zwei andern Personen beim Herzog auf dessen Zimmer. Abends war Karl August bei ihm im Garten; hier wurde ein Ausflug nach Jena nebst einer Jagd bei dem von Goethe schon im vorigen Dezember ohne Karl August besuchten Waldeck beschlossen. Die Herzogin-Mutter, der Prinz, Knebel, Wedell und Einsiedel gingen mit nach Jena. Am 25. kehrte der Herzog von Waldeck zurück, Goethe erst am folgenden Tage, wahrscheinlich weil er den Plan seiner „Geschwister" im Sinne hatte, mit deren Aufführung er die Herzogin zu erfreuen und zugleich auf Frau von Stein zu wirken gedachte. Wir wissen, daß er diese auf dem Rückweg erfand. Der 27., an dem Goethe Herders zweite Predigt hörte, war gesellschaftlich sehr belebt. Der Herzog kam gleich nach der Predigt mit Einsiedel in Goethes Garten; mittags speiste Goethe mit Wieland bei Kalb; abends fanden sich der Herzog, der Prinz und Knebel wieder im Garten ein, wo der erstere die Nacht blieb. An den beiden folgenden Tagen ward das neue Drama gedichtet; mit der am 31. vollendeten Abschrift konnte Goethe denselben Abend die zurückkehrende Frau von Stein erfreuen, auf deren Aussöhnung des Herzogs wiederholter Besuch nicht ohne Einfluß geblieben war.

Im November wurde neben den Geschäften, mehrern Ausflügen und den Vorbereitungen zum Winteraufenthalt im Garten manche Zeit auf die Proben zu Aufführungen der Liebhaberbühne verwandt, deren Leitung Goethe übernommen hatte. Ein bedeutendes Ereignis bildete die endliche Ankunft der anmutigen Sängerin Corona Schröter, „in der die Natur die Kunst erschuf". Am 21. wurden „Die Geschwister" aufgeführt; die Hauptrollen spielten Goethe, die junge Amalia von Kotzebue und der Registrator Schmidt, den Postboten gab der später weltberühmte Kotzebue. Tags darauf vertraute Goethe seinem Merck: „Die Abwechslungen der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer neu wieder an. Ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm' in beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wirds immer wohler, und ist eben eine Kreatur, wie's keine wieder giebt. Übrigens ist eine tolle Kompagnie von Volk hier zusammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findt sichs nicht wieder so." Am 23. sang Corona zum erstenmal im Konzert. So ging alles bei Hofe zu allgemeiner Lust, als Lenz eine „Eselei" beging. Wahrscheinlich gab er tolle Verse zum Besten, welche Frau von Stein und Goethe, vielleicht auch die Herzogin-Mutter und die Göch-

hausen beleidigten, so daß Goethe auf der Entfernung des ihm jedenfalls durch seine Unbesonnenheit gefährlichen „zappelnden Genies“ bestehen mußte. Der mit Lenz befreundete Herder sollte im Auftrage des Herzogs ihm seine Ausweisung nebst Reisegeld übermitteln. Da der Ausgewiesene gehört zu werden verlangte und zum Beweise seiner Unschuld ein Pasquill einschickte, das Goethe von Anfang bis zu Ende lesen möge, so wurde Kalb beordert, jede Einrede abzulehnen. Stillschweigend bewilligte man die Bitte um einen Tag Aufschub. Nur Einsiedel scheint Goethe dieses strengen Befehles wegen gezürnt zu haben. Auf die deshalb an ihn geschriebenen Zeilen erwiderte Goethe: „Lenz wird reisen. Ich habe mich gewöhnt bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen und weder an Mißbilligungen noch an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb wie jedem andern; ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern.“ Goethe war aufs tiefste erschüttert durch diese Verspottung seines wärmsten Seelendranges. Der Herzog hatte ihm volle Freiheit gegeben, da es sich um die Sicherheit des Hofes handelte, dem Lenz schon längst lästig geworden war. So war das letzte seinem Rufe gefährliche Genie aus Weimar verschwunden.

Schon vorher hatte der Herzog mit Goethe und Wedell eine Reise an den Dessauer Hof zu dem vortrefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz, dem Freunde Winckelmann, dem Schöpfer des Wörlitzer Parkes, verabredet, obgleich dieser seit dem Antritt seiner Regierung ihn weder besucht noch von ihm einen Besuch empfangen hatte. Der Fürst war schon seit dem 1. November 1775 von seiner Reise nach England zurück. Karl August sah in ihm ein edles Vorbild eines den Geist schätzenden, das Wohl und die Blüte des Landes fördernden Fürsten, worin Goethe mit ihm übereinstimmte, der ihn nicht mehr, wie er als Leipziger Student gethan, verachtete, weil er seine Geliebte, die Mutter seines Sohnes, drangegeben hatte, um eine ebenbürtige Ehe einzugehen. In Leipzig, wo sie am 3. Dezember sich nur eine Stunde aufhielten, sprachen sie Oeser, dem der Herzog wieder geneigter geworden. Auf dem Wege nach Dessau kam ihnen der Fürst mit Kaufmann entgegen, der schon am Dessauer Philanthropin sein Wesen getrieben und sich die höchste Gunst erschlichen hatte. In Wörlitz „hetzten sie sich mit den Sauen herum“, woran der edle Fürst ebenso viel Freude fand, wie Karl August und die Grafen Stolberg, die gerade ein Jahr vorher von der Dessauer Sauhatze unendlich entzückt worden waren. Goethe that es besonders wohl, so viel neues um sich zu sehen. Am 20. waren die Reisenden wieder in Leipzig, wo sie das Theater, die Akademie und das Winklersche Kabinet sahen. Goethe konnte es Karl August nicht abschlagen, in dem von diesem leidenschaftlich geliebten Eilritte nach Weimar zurückzukehren.

Dort kann er gleich auf ein großes, glänzendes Feenstück zum nächsten Geburtstage der Herzogin, „Die gute Frau“ (später „Lila“) genannt, das darauf hindeuten sollte, wie die Liebe der Frau alles für den Gatten zu thun bereit ist. Der Herzogin war er jetzt näher getreten, ja, er hatte sie sogar zum Schrittschuhlaufen bestimmt, worin sie bald eine große Meisterin wurde. Am 24. finden wir auch Kaufmann wieder in Weimar, wo er erst am Abend des 26. sich von Goethe verabschiedete; noch immer hatten dieser und Herder den windbeutelnden Schuft nicht erkannt. Leider kam es am Geburtstage der Frau von Stein, am 25., zu einem starken Zerwürfnisse mit dieser, wohl infolge der Ablehnung des Geschenkes eines von ihm selbst modellierten Schlittens. Noch am Morgen hatte er mit dem zum Besuch nach Weimar gekommenen Oeser über einen Weihestein verhandelt, den er dem guten Glücke in seinem Garten setzen wollte. Sein tiefes Leid wich nicht, wenn er auch zuweilen zu verzweifelter Lustigkeit sich zwang, ehe er mit dem Beginn des neuen Jahres die Freundin wieder versöhnt hatte.

Aber trotz aller Aufregung und des Unwohlseins, das ihm der rauhe Thüringische Dezember brachte, hielt er unverrückt an seiner aus Liebe zum Herzog übernommenen Pflicht. Der Januar war von der Dichtung des Feenstückes, der Sorge für die von Seckendorff übernommene Komposition, der neuen Einrichtung des Theaters und der Vergrößerung der Bühne, den zeitraubenden Proben von „Lila“ und andern bis zum 16. gegebenen Stücken, von Redouten, Eisvergnügen auf dem Schwansee, wo der Herzog mehrfach mit Goethe und andern zu Mittag speiste, und lustigen Schlittenfahrten in Anspruch genommen, da bei allem Goethe eintreten mußte. Wurde die Plage auch oft zu groß, besonders da er sich noch immer angegriffen fühlte, was er aber nicht verraten durfte, „in sich und in seinen wahren Endzwecken war er ganz glücklich“; that er ja alles der übernommenen Pflicht und dem Herzog zu Lieb, der den Gegnern zum Trotz mit ihm Ehre einlegen sollte, und er hatte keine Wünsche, als die er „wirklich mit schönem Wanderschritt sich entgegenkommen sah“. Die Aufführung des Geburtstagsstückes, in welchem er selbst als Doktor auftrat, fand größten Beifall. Freilich beliefen sich die Kosten auf die für die Weimarischen Verhältnisse bedeutende Summe von mehr als 500 Thaler; aber es war auch eine würdige Feier des hohen Tages gewesen. Die Redouten, nach denen er beim Herzog schlief, fanden ohne besondern Aufwand statt. Er selbst besuchte sie, einmal in der von der Wendenzeit her noch erhaltenen Tracht eines Altenburger Bauers, der sogenannten Kappe, einem langen, schwarzen, grün gefütterten, vorn mit Hefteln geschlossenen Rocke, weiten, bocksledernen Hosen und einem niedrigen Filzhütchen, langen Stiefeln nebst Stock. Seit dem

2. Februar beschäftigte ihn die vom Herzog in Aussicht genommene Einrichtung einer Dienstwohnung für den Oberstallmeister; er sollte auch Bauleiter werden, wozu er sich erst die Kenntnisse in der Ausübung gewinnen mußte, wenn er auch schon früher über die Einrichtung von Wohnungen nachgedacht hatte und sein gesunder Sinn ihn notdürftig sich zurecht finden und den eigentlichen Baukontrolleur beaufsichtigen ließ. Am 3. mußte er einer feierlichen Staatshandlung beiwohnen, der Belehnung des Fürsten von Rudolstadt mit Schwarzburg, die dem Herzog zustand. Den 4. las er den ihm zur Unterschrift vorgelegten weitläufigen „Rezeß“ nebst aktenmäßigen Erläuterungen seines Mitkommissars Eckardt über die Rechtsverhältnisse des Ilmenauer Bergwerks, am 5. beauftragte ihn die Herzogin-Mutter mit der Beantwortung eines von ihrem Bruder Ludwig wohl in Familienangelegenheiten an sie gerichteten Briefes. Auf eine andere gegen Fritsch durchgesetzte Angelegenheit deutet die Tagebuchbemerkung vom 7.: „Gearbeitet bis 12. Zu Fritsch. Der Katze die Schelle angehangen .... Dem Herzog referiert.“ Bei Hofe gab abends der Buffo Anton Berger nebst Frau launige, von schwacher Musik begleitete Duodramas, die auch Goethe anzogen. Unterdessen hatte er zu bemerken geglaubt, daß die Reize der Schröter den Herzog über Gebühr anzogen, was ihm um so widerwärtiger war, als er das Verhältnis des herzoglichen Paares möglichst innig zu machen bestrebt war, was ihm auch zu gelingen schien, da die Herzogin heiterer gestimmt war. Auf sein Zwischentreten beziehen sich die Tagebuchbemerkungen vom 8. und 9.: „Abends Krone und den Herzog bei L. (Laide? Adelaide von Waldner?) ertappt ... Mit dem Herzog ausgemacht das Benehmen. Gegen 11 zu L.“ So trat er also entschieden des Herzogs Zusammenkünften mit der schönen Sängerin entgegen, wobei er sich aber überzeugte, daß die selbstbewußte Zurückhaltung der Schröter den Herzog in Schranken hielt. An demselben 9. [es war Fastnachtssonntag] speiste er bei Herder zu Mittag, wohin später der Herzog und Wieland kamen. Nur einen Blick that er ins Hofkonzert. Die bürgerliche Liebhaberbühne spielte, wie gewöhnlich, den Fastnachtsmontag, den 10. Sie gab diesmal ein tolles Fastnachtsstück, „Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Karthago“ in 31 Aufzügen, woran Goethe keinen nähern Anteil hatte. Fastnachtsdienstag wurde im Conseil der Kammeretat von Eisenach genehmigt. Abends war Goethe auf der Redoute in Gegenwart der Herzogin von Gotha, auf welcher die früher zu „Lila“ bestimmten Vogelmasken erschienen. Trotz aller Beschäftigung und Zerstreuung hatte er am 12. eine Umarbeitung der „Lila“ begonnen, nach welcher nicht, wie früher, der Gatte, sondern Lila selbst geheilt und die Fee Sonna, die neben der Fee Almaida (wahrscheinlich damals Lila selbst)

auftrat, gestrichen wurde. Am 15. war der erste Akt vollendet. Und gleich am nächsten Tage begann er an seinem Roman „Wilhelm Meister“ zu diktieren. So wenig hatte sein dichterischer Drang gelitten. Der herrliche Wintertag des 17. trieb ihn zu einem weitern Spazierritt, aber am folgenden Tage war wieder Conseil, worin es sich um das Bergwerk handelte.

Um diese Zeit stellte sich der Schwindler Kaufmann wieder ein. In Darmstadt war derselbe mit dem Oberkonsistorialrat von Lyncker zusammengetroffen, der nicht bloß ein großer Theaterfreund war, sondern auch sich stark auf die Freimaurerei eingelassen hatte. 1764 war zu Weimar die Loge Amalia gegründet worden. Meister vom Stuhl war Fritsch, und auch Lyncker hatte lebhaft daran teilgenommen. Der Herzog war ihr noch fern geblieben. Kaufmann hatte einen jungen russischen Grafen Chwastow von Selo-Weina aufgegabelt, dem er von einer großen zum Heile der Menschheit auf dessen Gütern zu gründenden Erziehungsanstalt vorschwindelte. Mit ihm und Lyncker war er über Ulm nach München gefahren und von dort nach Weimar. Goethe sah ihn bei Lyncker im nahen Tennstedt nur mit einem Blick, wie er den 19. an Lavater meldete, dem er zugleich vertraute, er lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben der Welt, aber in sich stiller als je. Kaufmann scheint es damals auf den Herzog abgesehen zu haben. Das den 9. bis zum 22. überspringende Tagebuch schreibt unter dem 23.: „Früh zum Herzog, wo Kaufmann hinkam . . . Nachts Kaufmann. Gehezt im Gespräch.“ Es scheint, daß Goethe jetzt den Schwindler erkannt hatte; denn das Tagebuch hat über ihn nur noch am 7. März den Eintrag: „Szene mit Kaufmann.“ Die Behauptung, der Herzog von Weimar habe ihm den Wagen gegeben, in welchem er nach Dessau fuhr, war eine seiner vielen Lügen. Karl August befand sich damals unwohl. Deshalb lud Goethe sich mit ihm am 20. zum Mittag bei Frau von Stein ein. Kaufmann wird sich besonders an Herzog Ferdinand von Braunschweig gehalten haben, der vom 26. Februar bis zum 5. März am Hofe weilte; war dieser ja der Großmeister aller deutschen Freimaurer und ein stets bereiter Förderer alles Schönen und Edlen, dessen Gutmütigkeit leider vielfach mißbraucht wurde. Während seiner Anwesenheit wurden Goethes „Erwin“ mit der Musik der Herzogin-Mutter (Goethe war so unwohl, daß er der Vorstellung nicht beiwohnte) und die veränderte „Lila“ gegeben. Herzog Ferdinand gefiel sich in Weimar und besonders nahm er „Lila“, wie alle Zuschauer, mit großem Beifall auf; ja der stets mißmutige, vergebens auf die Oberhofmeisterstelle der Herzogin hoffende Seckendorff rühmte dieses große Spektakelstück seinem Vetter als „vielleicht einzig in seiner Art“. Auch der Statthalter von Erfurt, der am Abend des 1. ankam, wohnte den Vorstellungen bei. Mit ihm

wie auch mit Herzog Ferdinand kam es zu den anregendsten Gesprächen. Doch war Goethe froh, als die Feste vorüber waren. Der Schwindler Kaufmann entfernte sich, um nie wiederzukommen. Am 11. finden wir Lyncker nebst Frau und Bruder, Chwastow und Kaufmann in Dessau; die beiden letztern begaben sich am 21. noch auf längere Zeit nach Wörlitz.

Neben den geschäftlichen Arbeiten hatte Goethe seinen künstlerischen, dichterischen und wissenschaftlichen Neigungen nicht entsagt, er hatte gezeichnet, sich mit Physiognomik und Osteologie beschäftigt (der Herzog selbst ließ ihm dazu sechs Schädel kommen) und außer seinen für die Weimarische Bühne bestimmten Stücken seinen großen Roman begonnen, in welchem das Theater einen weiten Raum einnehmen sollte. Neue Geschäfte nahmen bald den Vertrauten des Herzogs in Anspruch. Am Nachmittag des 11. März war Bausession, bei der Goethe nicht fehlen durfte; der Neubau des vor drei Jahren abgebrannten Schlosses wurde in Aussicht genommen und deshalb zunächst eine Untersuchung der Trümmer beschlossen, die am nächsten Nachmittag erfolgte. Auf dem Ettersberge ließ die Herzogin-Mutter neue bedeutende Anlagen machen, wozu Goethe seine Hand bieten mußte. Schon am 23. berichtet das Tagebuch: „Wir nach Ettersburg. Mittags drauß gessen. Alles arrangiert. Verdruß über K(alb). Abends zurück.“ Einen Monat später ging er wieder nach Ettersburg, wo die sternförmig auseinanderlaufende Allee hergestellt, die Waldnischen und eine Einsiedelei angelegt, auch wohl schon die weitern Bauten, besonders ein Lusthaus auf der Hottelstedter Ecke, in Aussicht genommen wurden. In seinem eigenen Garten baute er einen Altan an sein Gartenhaus, machte neue Pflanzungen, und der schon im Dezember dem guten Glücke bestimmte Weihestein kam nach seinem von Oeser nicht gebilligten Entwurfe zu Stande. Im Lustschlosse Belvedere erfolgten Änderungen unter seiner Leitung. Der Hof bezog dieses am 15., die Herzogin-Mutter am 16. Ettersburg; beide waren ihm gewogen, besuchten ihn auch in seinem Garten. Freilich fühlte die Herzogin sich näher zu Herder hingezogen, der mit ihr den Winter über Englisch und Latein getrieben hatte und auf ihre trübe Stimmung einging, ja diese selbst steigerte, da er mit dem Herzog und Goethe unzufrieden war, ihnen Gleichgültigkeit gegen die Religion und die Jugendbildung vorwarf, die doch eigentlich Sache des Oberkonsistoriums war.

Das brüderliche Verhältnis zum Herzoge, dessen rechte Hand Goethe war, dauerte fort; Karl Augusts heller Verstand, seine großen Ansichten über alles Menschliche und sein reger Drang zu wahrer Entwicklung freuten ihn. Leider waren die Mittel, die das Land bot, so beschränkt, daß der Herzog auf manches Wünschenswerte zunächst verzichten mußte, wozu denn auch die Hebung

der Schulen gehörte. Goethe suchte in allem, was in seinen Geschäftskreis fiel, sich wohl zu unterrichten, was bei seiner raschen Auffassung ihm meist leicht wurde, wenn auch das Verständnis gemeiner Verhältnisse, von denen er keine Anschauung hatte, ihm oft schwer einging. Die äußerst wichtigen Grundsätze der Besteuerung zogen ihn besonders an; deshalb verschrieb er sich von Leipzig nicht bloß die kursächsische, sondern auch die preußische Acciseordnung. Ein andermal war ihm ein Licht über das Kriminalrecht aufgegangen, weshalb er Einsiedel um die Carolina bat, „etwa mit Kressens Kommentar und was er sonst Kriminalzeug habe“. Bei Bränden in den nähern und fernern Dörfern, deren Strohdächer die Hülfe so schwer wie häufig nötig machten, war er mit dem Herzog bereit zur Hand, auch bei Überschwemmungen. Freilich mußte er manche Zeit außer den Hofangelegenheiten auch den Gästen des Hofes zuwenden, aber selbst hierbei gewann er an Erfahrung, und die ihm besonders wohlthuende Abwechslung entriß ihn der zu großen geistigen Anspannung. Am erwünschtesten waren ihm die Besuche des Dessauer Fürsten und des vielseitigen, einsichtigen und wohlwollenden Dalberg. Als letzterer am 3. Juli nach Weimar kam, wurde in Belvedere mit ihm eine lustige Fahrt nach dem Schlosse Dornburg verabredet. Er selbst bedurfte damals dringend einer Aufheiterung, da er vom Schmerz über den Verlust seiner Schwester und das Leiden der Frau von Stein tief gebeugt war, und er wollte der Herzogin Luise, die Dornburg noch nicht gesehen hatte, eine Freude bereiten. Beide Zwecke wurden bei dieser genialen Fahrt, an welcher sich die ganze herzogliche Familie beteiligte, auf das schönste erreicht. Herzogin Luise erklärte sie für das Beste, was sie in Weimar erlebt habe; es sei ihr wie ein schöner Traum. Doch Goethe mußte sich noch weitere Erholung in Kochberg holen, obgleich er dort nicht Frau von Stein, nur ihre Kinder fand, und diese selbst den Tod einer Freundin betrauerte.

Jetzt hatte er auch zum erstenmal mit den Weimarischen und dann mit den Jenaischen Landständen zu thun. Erstere kamen am 7. Juli zur Audienz; ihre Verwilligung wurde am 29. überreicht, der Abschied am 31. unterschrieben; am folgenden Tage erfolgte die feierliche Verabschiedung mit Festessen. Die Jenaischen Landstände kamen am 4. August zusammen und wurden am 14. entlassen. An dem dreifachen Empfange der Landstände in Belvedere (denn die Weimarische Ritterschaft hatte ihren besondern Audienztag) beteiligte Goethe sich nicht. Neben diesen, bei seinem Widerwillen gegen alles landständische, die Regierung beschränkende Wesen doppelt sauren Arbeiten beschäftigten ihn Bauangelegenheiten. Der alte Bauhof sollte zum Paradeplatz und deshalb mit dem sogenannten welschen Garten verbunden werden. Die Untersuchung der Schloßtrümmer ging fort, bei Ettersburg wurde das Lusthaus auf der

Aussicht der Hottelstedter Ecke erbaut und andere Einrichtungen getroffen. Goethe ritt mehrfach dahin, um die neuen Anlagen zu beaufsichtigen, so noch am 24. August, wo man bereits an einem Naturtheater arbeitete.

Als Frau von Stein am 29. Juli von Pyrmont zurückkehrte, war ihr Gatte glücklich genesen, aber der Verlust ihrer Freundin hatte ihr alle Lebenslust genommen. Ihr Kummer begleitete sie auch am 5. August nach Kochberg. Goethe wurde dadurch tief getroffen, woran auch der Herzog redlichen Anteil nahm. Dies bezeugen die Verse, die er am 11. an die Freundin richtete. Er sagt ihr darin, daß er die Wahrheit ohne Sorgen träume und eben den Kammeretat gemacht habe, daß ihm die Geister der Wesen dumpfes, doch süßes Geleit geben, und er preist sie glücklich, wenn sie nicht anderer Existenz gewahr werde, sondern sich ganz in ihre Gefühle tauche, Leben einsauge, um liebvoller Geister Gefährtin zu sein. Goethe fügte die Verse hinzu:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh',
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Als Mitglied des Conseils mußte er nun auch an den Verhandlungen mit den Eisenacher Landständen teilnehmen, obgleich er davon manche unangenehme Zeitvergeudung fürchtete. Vorher sollte er mit dem Herzog der Jagd bei Ilmenau beiwohnen, wohin sich Karl August schon am Morgen des 26. mit großem Gefolge begab. Goethe nahm am Nachmittag des 27. seinen Weg über Kochberg, wo Frau von Stein seine Furcht beruhigte und ihn zu seinem achtundzwanzigsten Geburtstage segnete. An der Jagd beteiligte er sich nicht. Den 31. ritt er nach Tisch mit dem bei Karl August seiner derben Strammheit wegen beliebten Rittmeister Lichtenberg nach Stützerbach, wo es leider am Nachmittag des 1. September nach der Jagd wieder zu tollen Ausgelassenheiten kam; die lange Enthaltsamkeit rächte sich durch einen Rückschlag. Er selbst beichtete der Freundin, daß er dort mit allen Bauermädels im Nebel getanzt und eine liederliche Wirtschaft bis Nachts 1 getrieben. Auch mit Glaser wurden wieder allerlei Possen getrieben, aber zu den argen Unanständigkeiten des vorigen Jahres kam es doch nicht mehr; sie ekelten ihn an, was ihm zeigte, daß sein Inneres sich seit damals befestigt habe. Von Stützerbach ging es nach Ilmenau zurück, wo mit Prinz Joseph von Hildburghausen und Hofrat Kümmelmann wegen einer schwebenden An-

gelegenheit verhandelt wurde. Am 4. machte man einen weitern Ausflug, der sie über Ruhla nach Wilhelmsthal führte. Böses Gestöber, das sie auf dem Wege belästigte, brachte ein Knötchen zur Reife, das Goethe sich zu Stützerbach an der Backe zugezogen hatte. In Wilhelmsthal pflegte er, während alle auf der Jagd waren, seine dicke Backe mit warmer Kräutermilch, wobei er sich am Lesen des Buches Hiob weidete. Noch leidend mußte er am 6. nach Eisenach, um dort seine Aufwartungen zu machen, und wenn er auch am folgenden Tage vom Besuche der Kirche entschuldigt war, doch der Audienz der Landstände und der Festtafel beiwohnen, ja er enthielt sich nicht, auf dem Balle neun Stunden bis morgens 3 Uhr zu tanzen. Davon zeigten sich die Folgen erst, als er den nächsten Tag den Geschäften gewidmet und sich im Freien ergötzt hatte, sogar mit Minister Fritsch auf die Wartburg gegangen war. In der Nacht auf den 10. litt er arge Schmerzen, die folgenden Tage durfte er sein Zimmer in dem weitschichtigen Schlößchen nicht verlassen. Hier speiste am 10. der als Vizekanzler nach Eisenach berufene von Bechtolsheim nebst Gattin bei ihm. Den 11. besuchte ihn sein Amtsgenosse Schnauß, den folgenden Tag schöpfte er aus einer Unterredung mit dem geschäftskundigen Landschaftssyndikus Appelius reiche Belehrung. Aber in seiner Einsamkeit gedachte er auch schon des nächsten Geburtstages der Herzogin; er begann eine komische Oper „Die Empfindsamen“ zu diktieren, „so toll und grob als möglich“, doch durfte es auch ihr nicht an äußerm Pomp fehlen, durch den „Lila“ so sehr gefallen hatte, nur sollte er ganz anderer Art sein. Da er aber im einsamen Schlößchen jeder anziehenden Aussicht entbehrte, machte ihm der Herzog den köstlichen Vorschlag, die Wartburg zu beziehen, was er noch denselben Nachmittag that. Als Karl August ihn in dieser „herrlichsten Wohnung, die er je erlebt“, besuchte, fiel es dem Dichter auf, daß in ihrer Wirtschaft alles Abenteuerliche natürlich werde. Hier empfing er die ihm gewogenen Eisenacher Mädchen, hier lebte er eine Woche mit seinem alten Freunde Merck wie ein Kind zusammen. Dieser überzeugte sich jetzt persönlich von allem Guten, was er schon früher von der Freundschaft zwischen dem Herzog und Goethe vernommen hatte. „Es ist wahr“, hatte er einer Freundin geschrieben, „die Vertraulichkeit geht zwischen Herrn und Diener weit; allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigiert alles, und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen?“ Mehrere Monate nach der Wartburger Zusammenkunft, äußerte er gegen Goethes Gegner Nicolai: „Das Beste von allem ist der Herzog, den die Esel [die Hofschranzen] zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus

Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheidtsten Menschen, die ich je gesehen habe, und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren. Ich dächte, Goethes Gesellschaft, wenn man nicht mutwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeil ein wenig guten Einfluß üben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich und unwahr als etwas; denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen." Und der nicht durch Schein zu bestechende Merck, dem überall die Schattenseiten sich aufdrängten, der alles Übertriebene haßte, sah den Herzog damals zum erstenmal. Daß beide sich zu einander hingezogen fühlten, deutet auf ihren hohen menschlichen Wert. Die Nacht vom 25. auf den 26. verbrachte der Herzog mit Goethe und Merck auf der Wartburg, wo sie bis Mitternacht sich in den vertrautesten Gesprächen ergingen. Was mußte da auf „Luthers Pathmos" alles zur Sprache kommen! Und was alles vertrauten sich die beiden alten Freunde während ihres dortigen Zusammenlebens und auf den Ausflügen, die sie in der Umgegend machten! Goethe empfand schwer den Abschied, als Merck ihn nach einer Woche verließ. Während des sich lange hinziehenden Eisenacher Aufenthaltes lernte dieser auch den als Freund der Französischen Encyclopädisten bekannten Regensburger Friedrich Melchior Grimm kennen, der im vorigen Jahre geadelt und zum bevollmächtigten Minister des Herzogs von Gotha am Französischen Hofe ernannt worden war. Ein größerer Gegensatz als zwischen dem von edelster Freundschaft und schmachtender Liebe erfüllten Vertrauten Karl Augusts und dem zum geschniegelten Halbfranzosen gewordenen Weltmann ist kaum denkbar. Wäre auch Goethe damals nicht ganz in sich gekehrt gewesen, natürlich war es, daß er, wie es im Tagebuch heißt, dem Manne nichts zu sagen hatte, der auf dem Wege von Petersburg nach Paris war.

Die landständischen Verhandlungen führte Goethe mit Fritsch und Schnauß; mit ersterm ging er am Tage nach Mercks Abreise, am 28. September, nach Wilhelmsthal, wo der Herzog den Vortrag über den Landtagsabschied entgegennahm. Nach der Verabschiedung begab sich Karl August am 2. Oktober nach Zillbach in seinem Fränkischen Amte Kaltennordheim; Goethe blieb in seinem ihn wunderbar fesselnden Pathmos, von wo er manche anziehende Ausflüge machte. Vieles lernte er aus der Unterhaltung mit Bechtolsheim und Appelius; um nähere Kenntnis des Landes zu gewinnen, ritt er mit dem Oberforstmeister von Witzleben umher; in Wilhelmsthal leistete er dem Prinzen Konstantin Gesellschaft. Am 6. kam der Herzog zurück. In Zillbach hatte ihn ein Hund gebissen, was er in seiner Weise wenig beachtete. Die Nacht auf den 7. brachten Karl August und Knebel in vertrauter Unter-

haltung mit Goethe auf der Wartburg zu. Den folgenden Morgen ging der Herzog auf die Jagd. Goethe, der sehr in sich gekehrt war, zeichnete; mittags ging er zu Bechtolsheim nach Eisenach, wo er auch abends blieb, aber er war stumpf gegen die Menschen, nur Dalbergs Ankunft schloß ihn augenblicklich auf. Später flüchtete er sich, von Heimweh nach Weimar ergriffen, aus der Gesellschaft in des Herzogs Zimmer, aber auch dort hielt er es nicht aus, der über der Wartburg aufgehende Mond zog ihn nach dieser. Hier erst wurde es ihm besser. „Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest“, schrieb er in sein Tagebuch, „nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht und, wills Gott! in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu teilen habe. Hier habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schaafe zusammen — — Regieren!!“ So fühlte er tief, daß es dem Herzog, wie sehr dieser auch seinen Lieblingsneigungen, besonders der Jagd, sich überließ, Ernst sei mit der Erfüllung seiner besonders für einen so lange inne gehaltenen Jüngling von zwanzig Jahren schweren Pflicht, und er ihm, der doch auch von so manchem andern sich anziehen ließ, unwandelbar sein Vertrauen schenke, überzeugt, daß er sein und des Landes Wohl in treuem Sinne hege. Sehr freute ihn auch, daß Karl August an Kupferstichen und Gemälden Liebhaberei gefunden, da dieselbe ihn zu näherer Kenntnis führen werde; deshalb hatte dieser auch Merck als Kenner mit kleinen Aufträgen betraut.

Im Eilritt von Eisenach nach Weimar zurückzukehren ließ Goethe sich durch den Rittmeister von Lichtenberg verleiten. Die dort gehoffte stille Häuslichkeit ward bald gestört, als die Wunde an der Hand des zwei Tage nach Goethe, am Abend des 11., zurückkehrenden Herzogs sich verschlimmerte, weshalb er in demselben Zimmer, wie im vorigen Jahre während seines Fußleidens, viel um ihn sein mußte. In seiner ärgerlichen Verstimmung erfreute ihn ein kurzer Besuch Dalbergs. Am 22. schrieb er einen Glückwunsch zum Geburtstage der Herzogin-Mutter, der auf ein seidenes Band gedruckt wurde. Auch fuhr er mit dem Herzog aus, dem es leidlich war, wogegen diesen am folgenden Tage, bei einer zweiten Ausfahrt, die Hand wieder schmerzte, und weil er den ganzen Tag sich „gedrückt und gehetzt“ fühlte, wurde auch Goethe „geschunden“. Am nächsten Tage konnte der Herzog wieder dem Conseil beiwohnen; Goethe aß bei ihm, dann gingen sie zusammen in seinen Garten, wohin die Schröter mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein Probst, kam. Auch die nächsten Tage besucht er regelmäßig den Herzog; den 27. muß er abends wegen allerlei Angelegenheiten noch einmal zu ihm. Am 30., wo er selbst

unwohl ist, speist dieser bei ihm. Auch die Schröter kommt mit der Probst; Goethe liest ihnen den lustigen „Satyros“ vor, später schreibt er an „Wilhelm Meister“ fort. Den 31. fährt er mit dem Herzog zum Buttstedter Jahrmarkt. Wie er des Herzogs treuer und trauter Begleiter war, so nahm dieser an seiner Liebesnot Teil, da Frau von Stein Goethe wieder von sich fern hielt.

Im November finden wir Goethe viel mit der Wintereinrichtung seines Gartens beschäftigt. Bei seinem Bedürfnisse stiller Ruhe ließ er den Herzog allein zur Jagd und aufs Land gehen. Aber beim Umzuge des Hofes von Belvedere am 8. mußte er wieder beirätig sein, zwei Tage später nach Ettersburg gehen, wo man im Saale eine Bühne aufschlug. In Belvedere war wohl schon jetzt Johann Reichert, der für die Pflege der Pflanzen bei Weimar so wichtig werden sollte, als Hofgärtner angestellt, da er als solcher schon im Hofkalender von 1778 erscheint. Eine von Goethes liebsten Sorgen bildete die letzte Einrichtung der neuen Dienstwohnung des Oberstallmeisters. Dabei wurden die laufenden Geschäfte eifrig besorgt, im Conseil vom 11. die Reste der Verhandlungen mit dem Landtag erledigt. Auch förderte er das Stück zum nächsten Geburtstag der Herzogin. Am 18. mußte er bei dem Umzuge der Herzogin-Mutter von Ettersburg in ihr Palais sich gefällig erweisen, auch sie zu ihrer Rückkunft begrüßen. Wie aber bei aller äußern Unruhe das Gefühl reiner Stille seine Seele beglückte, beweist sein dem Tagebuch in der letzten Hälfte des Monats anvertrauter inniger Dank an das Schicksal, das ihm nach und nach alles gegeben habe und ihn nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen lassen möge. Er durfte sich sagen, daß der Herzog ihm immer näher gekommen, er diesem alles geworden, was er ihm habe sein können. Hatte er ihm auch den Hang zum Abenteuerlichen, seine leidenschaftliche Hast und seine augenblickliche Unbesonnenheit noch nicht abgewöhnen, ihn noch nicht auf den reinen Weg der Natur stellen können, so hatte dieser doch Liebe zur Arbeit, Anteil an der Not der Menschen gewonnen, und auch seine durch Mercks Sendungen genährte Kunstliebhaberei war Goethe, im Gegensatze zu andern fürstlichen Leidenschaften, gar erwünscht. Von dessen großen Jagden im Eisenachischen wußte er sich zu entschuldigen, ihn zog eine andere, freilich auch abenteuerliche Reise an, die aber aus seinem tiefen Gefühl für reine Natur und Menschheit hervorging. Während in seinem Gartenhause angestrichen wurde, wohnte er im Schlosse. Wie viel er über den Herzog vermochte, zeigt sich auch darin, daß er ihm aus dem Ziele seiner Reise ein Geheimnis machen durfte und ihm nur versprach, am Ende der Jagden in Eisenach einzutreffen.

Ein Hauptzweck der Winterreise in den Harz war die Kenntnis der

dortigen Bergwerke, die ihm für Ilmenau förderlich sein sollte. Auch wollte er in Wernigerode einen empfindsamen Pfarrerssohn, der sich an den Dichter des „Werther“ gewandt, als Unbekannter, womöglich auf den rechten Weg mutig entschlossenen Wirkens führen, endlich auch die Macht des ihm gewogenen Schicksals erproben, ob es ihn mitten im Winter auf die Spitze des Brockens führen werde. Von dieser Reise aus, die auf jedem Schritte seine Ideen über Wirtschaft, sei es ein Bauergut oder ein Fürstentum, bestätigte, schrieb er an Frau von Stein, der er gleichfalls den Ort seines Aufenthaltes verheimlichte: „Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens, aber den rechten leckern Geschmack davon kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu etwas Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohlthut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird.“ Mit unendlichem Dank erfüllte ihn die „übermütterliche Leitung“ Gottes, der mit ihm wie mit seinen Heiligen verfahre, ihm seinen Wunsch, dessen Erfüllung fast unmöglich geschienen, so unendlich liebevoll gewährt habe. Am 11. Dezember kam er kurz vor Mittag von Mühlhausen in Eisenach an. Abends erzählte er dem Herzog, dem Prinzen Konstantin und Knebel seine Abenteuer und sein einziges Glück; morgens um 2 Uhr fuhr er mit ihnen nach Weimar.

Dort fand er trotz der mittlerweile gehäuften Geschäfte noch Zeit, für die Bühnenaufführungen zu sorgen, selbst wieder in seinen glücklich gespielten „Mitschuldigen“ aufzutreten und das Geburtstagsstück zu Ende zu führen. Das alte Jahr beschloß er rein ruhig zu Hause mit ernster Erinnerung an das, was ihm darin gelungen war, und den besten Vorsätzen für die Zukunft; sein edelstes Besitztum waren die Liebe der Frau von Stein und das brüderliche Vertrauen des sich schön entwickelnden Herzogs.

Während der beiden ersten Monate des Jahres 1778 nahmen ihn die Vergnügungen des Hofes, zu denen er besonders beitragen mußte, außerordentlich in Anspruch, aber auch aus diesen wußte er zu seiner persönlichen Bildung und zu der seiner Natur nötigen Veränderung Vorteil zu ziehen, wurde es ihm auch bisweilen zu viel. Schon am Neujahrsmorgen, wo ihn der Herzog im Garten begrüßte, kam es zu ernsten Gesprächen über innere und äußere Zustände, ebenso am Abend des 8. Bei der Herzogin-Mutter ging es am Abend des 3. lustig zu; um Mitternacht gab es ein tolles Ständchen. Zwei Tage später fuhr der Hof gegen Mittag in Schlitten nach Ettersburg, wo allerlei Tollheit getrieben, auch aus dem Stegreif ein Stück auf der neuen Bühne gespielt wurde. Der Januar war diesmal ein rechter Bühnenmonat. Um eine außerordentliche Leistung zu bieten, war der berühmte Eckhoff von Gotha eingeladen worden, der im „Westindier“, den

man schon am 2. probiert hatte, spielen sollte, neben dem Herzog, dem Prinzen und Goethe, die alle schon früher in diesen Rollen aufgetreten waren. Die Anwesenheit des großen Schauspielers wußte Goethe zu seiner Belehrung zu benutzen; nicht allein zog ihn dessen lebendige Darstellung seines Lebensganges an, manche Bemerkungen über theatralische Darstellung mußten ihm als Bühnenleiter und Schauspieler höchst willkommen sein. Die Mustervorstellung fand den 13. statt. Am Morgen hatte Goethe Merck seinen Dank für die von ihm an den Herzog gesandten Rembrandts ausgesprochen; wunderbar sei es, wie schnell sich dessen Gefühl an diesen Sachen aufschließe. Zugleich meldete er ihm, Karl August habe etlichemal große Lust gehabt, ihn als Kammerrat nach Eisenach zu ziehen, doch habe er ihm dagegen bemerkt, alte Bäume verpflanzten sich nicht gut. Man hat dies Goethe sehr verdacht, besonders da Merck erst sechsunddreißig Jahre alt und ihm seine Stellung in Darmstadt zuwider gewesen. Aber er war in das Darmstädter Leben und Treiben so verflochten, daß er sich in dem ihm fremden, rauhen Thüringen kaum hätte behagen können, wäre auch nicht zu fürchten gewesen, die Heranziehung eines Fremden würde ihm viele Gegner machen, besonders bei Mercks etwas scharfem, leicht verletzendem Wesen. Und hatte nicht Goethe zu fürchten, daß man die Berufung seines alten Freundes als Mittel, seinen Einfluß zu verstärken, verdächtigen würde? Auch bekannte er die Sache Merck so offen, daß er nicht zweifeln konnte, darin recht gehandelt zu haben, abgesehen davon, daß der Herzog, wäre dessen Berufung mehr als ein augenblicklicher Einfall gewesen, sich kaum davon durch ein Wort hätte abbringen lassen.

Gleich darauf finden wir Goethe sehr angegriffen und traurig gestimmt infolge des Wetters und seiner gespannten Anstrengung, vielleicht auch eines erlittenen Schreckens; denn bei der in Nachahmung von Dessau in der Reitschule vom Herzog veranstalteten Schweinehatze wäre er fast von einem Schweine geschlagen worden. Schrecklich traf es ihn, als die junge Christiane von Laßberg, die in seinen „Empfindsamen" mit hatte spielen sollen, aus Liebesgram sich in der Ilm ertränkte. Seine Leute fanden die Leiche, als er sich eben mit Karl August auf dem Eise befand. Ihm wurde vom Herzog die Sorge um die Bestattung, auch die schwere Meldung und Beileidbezeugung an die Eltern aufgetragen. Und denselben Abend mußte er die Balletprobe halten. Der nächste Morgen riß ihn so in die Zerstreuung des Tages, daß er erst abends mit dem Herzog und Knebel in seinen Garten zurückkehrte, wo man denn des traurigen Todes der Unglücklichen mit innigem Anteil gedachte. Goethe faßte den Gedanken, der Hingeschiedenen an einer einsamen, von dichten Linden beschatteten Stelle ein Denkmal zu errichten, mußte sich aber damit begnügen, ein gut Stück Felsen mit Hülfe des Hof-

gärtners auszuhöhlen, so daß man von da in höchster Abgeschiedenheit die letzten Pfade und den Todesort der Unglücklichen schauen konnte. Diese Aushöhlung bildete den Anfang der früher wohl nur im allgemeinen besprochenen neuen Parkanlagen, bei denen der Wörlitzer Garten vorschwebte. Unmittelbar darauf wurde Goethes Zeit durch vielfache Proben zu dem mit großem Ballet verbundenen Geburtstagsstücke in Anspruch genommen. Die glänzende, ganz eigentümliche Vorstellung, in welcher das Monodram „Proserpina" ergreifend wirkte, eine Leistung ersten Ranges, machte Goethe eben so viel Ehre wie dem Hofe und der Fürstin, der sie gewidmet war.

Trotz des zerstreuten äußern Lebens (besonders häufig wurde die Eisbahn besucht) war er im Anfange des Februar „fast zu rein gestimmt"; er fand schöne Aufklärung über sich und ihre Wirtschaft und fühlte, daß wahre Ausbreitung nur durch Einschränkung zu erlangen sei. Dem Herzog ließ er auch an dieser Reinigung seiner Anschauung und innigen Beruhigung Anteil nehmen. Auf dem Theater, für das er „Lila" noch einmal neu bearbeitete, mußte er am 10. wieder in seinen „Empfindsamen" auftreten, auf die Proben von Paisiellos „Barbier von Sevilla" viel Zeit verwenden. Am 13. war großes Dejeuner auf dem Schwansee, aber den Glanzpunkt des Eisvergnügens bildete am 16. die Beleuchtung desselben mit Feuerwerk und Hoboisten- und Janitscharen-Musik, wobei die Herzoginnen selbst mit Goethe maskiert Schlittschuh liefen. Die Kosten dieses herrlichen Festabends betrugen mehr als 100 Thaler. Auch die Proben von Gozzis „Glücklichen Bettlern", in denen Prinz Konstantin mitspielte, nahmen ihn damals in Anspruch. Bei aller „fröhlichen Imagination" konnte er doch nicht zur Fortsetzung des „Wilhelm Meister" kommen, dagegen zeichnete er viel und gewann manche neue Aufschlüsse über Kunst. Der Wechsel des Wetters wirkte oft störend. Mit dem Herzog war er viel zusammen, doch konnte er diesen am 26. nicht nach Eisenach begleiten.

Im März beschäftigten ihn außer dem Theater, auf welchem endlich Gozzis Stück erschien, besonders die Parkanlagen. Ein Besuch Edelsheims vom 20. bis zum 26. gewährte ihm manche belehrende Unterhaltung. Gerade damals war er aus seiner schönen Ruhe dadurch aufgeschreckt, daß infolge der von Österreich nach dem Vertrage vom 14. Januar in Anspruch genommenen Gebietserweiterung der Krieg zwischen diesem und Preußen unvermeidlich schien, wodurch Weimar wieder, wie vor zwanzig Jahren, in arge Not gekommen wäre. Am 27. bemerkt das Tagebuch: „Der Herzog war viel in Militärgedanken, und ich ganz fatal gedrückt von allen Elementen." Doch gewann er bald wieder frischen Mut. Das ungemeine schöne Wetter des beginnenden April erheiterte ihn und ließ ihn an den Parkanlagen munter fortarbeiten. Aber

bald beunruhigte ihn das im Herzog erwachende Kriegsgefühl, da er fürchten mußte, „ihr Kahn werde zwischen den Orlogschiffen der großen Mächte wieder gequetscht werden“. Zum Glücke dämpfte ein Brief des Fürsten von Dessau Karl Augusts Kriegslust. Dieser ging am 10. zur Auerhahnbalz nach Ilmenau, wohin ihm Goethe, der still an den Parkanlagen und seinem Hauswesen arbeitete, auch wieder an „Egmont“ dachte, erst drei Tage später folgte. Zu Stützerbach kam es in der Glashütte wieder zu allerlei Thorheiten und Possen. Am Nachmittage des 15. kehrte man unter Schneegestöber nach Weimar zurück. Der Schluß des Monats wurde in heiterer Ruhe verbracht. Mit Dalberg kam es zu anziehenden Unterhaltungen über den drohenden Krieg. Die Herzogin erschien heiter in Goethes Garten und beteiligte sich an einer Lustfahrt.

Gern folgte Goethe am 10. Mai dem Herzog nach Leipzig, wo eine Zusammenkunft mit dem Fürsten von Dessau stattfinden sollte, von dessen Einwirkung er sich die besten Folgen versprach. Vielleicht war auch schon eine gemeinsame Reise nach Berlin in Aussicht genommen, das damals in voller Kriegsrüstung stand, ja der König war bereits zum Heere nach Schlesien gegangen. Goethe war dieser Reise nicht entgegen, da er hoffte, der bedeutenden dortigen Heeresmacht gegenüber werde Karl August seine eigene militärische Unmacht empfinden. Mit dem Fürsten ging man ein paar Tage nach Wörlitz, dessen Park sich damals in unendlichem Reize zeigte; bei Goethes eigenen weit gediehenen Anlagen zu Weimar mußte er ihm um so anziehender sein. Der Anblick Berlins, wo er mit dem Herzog einmal bei Prinz Hans Georg, einmal bei Prinz Heinrich, an den übrigen Tagen mit Wedell allein im Gasthause speiste, ließ ihn bei aller Bewunderung des großartigen Treibens doch das „ekelhafte Verhalten der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander“ bitter empfinden, und er bat die Götter, ihm dagegen seinen Mut und Geradsinn immerfort zu erhalten. In Potsdam, wo man dies Mal zwei Tage verweilte, zogen den Herzog besonders Sanssouci mit seiner Bildergallerie, die Parade und die Gewehrfabrik an. Dem alten Fritz wurde Goethe dabei „sehr nahe“ und bei seinem lebendigen Anschauen gingen ihm tausend Lichter auf, wovon er auch dem Herzog seinen Teil gab. In Wörlitz und Dessau verweilten sie wieder mehrere Tage sehr friedlich, wohnten aber auch dem großen Manöver bei Aken bei und lernten an der Tafel des Prinzen von Bernburg manche bedeutende Generale und Offiziere kennen.

Nach der Rückkehr befand Goethe sich in seinem Garten und in den immer schöner gedeihenden Anlagen innig wohl; häufig speiste er hier mit dem Herzog und Wedell, zuweilen in Gegenwart der Schröter, was freilich mancherlei Gerede veranlaßte. In seinem Thale wurde es ihm näher, an-

dern und ihm genießbarer, da er, wie er selbst äußerte, die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Natur, der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. Wie eng er selbst sich dem Herzog verbunden fühlte, verrät die Äußerung an Frau von Stein: „Sie und der Herzog wohnen über mir, wie Nagel und Schleife, daran das Gemälde hängt.“ Auch zu der Herzogin stand er sehr freundlich. An ihrem Namenstage, dem 9. Juli, dachte er ihr in Verbindung mit Seckendorff ein heiteres Fest in der Weise der ältern italienischen favole boschereccie zu bereiten. Aber ein am 1. ausbrechendes Unwetter, das die Thäler von Weimar und auch Tiefurt arg mitnahm, besonders in der Nähe des Flüßchens Verwüstungen anrichtete, machte die Ausführung unmöglich. Rasch gefaßt, wie er es in solchen Fällen zu sein pflegte, entschloß er sich auf einem höher gelegenen öden Platze beim Pulverthurme ganz insgeheim in ein paar Tagen und Nächten eine kleine Einsiedelei anzulegen. Vor dieser wurde die Herzogin mit ihrem Gefolge an ihrem Namenstage von sechs Mönchen empfangen; nach einer kleinen, von Seckendorff gedichteten Einladung, an der sich diese alle beteiligten, betrat man das kleine Zimmer, in welchem auf einer mit einem groben Tischtuch bedeckten Tafel um eine Bierkaltschale eine Zahl tiefer irdener Teller mit Blechlöffeln stand, worüber die Oberhofmeisterin ihr Mißbehagen nicht verbarg. Aber auf den Wunsch des Pater Guardian, die Damen ins Freie zu führen, öffnete sich die Hinterthüre, und man sah bei vollständiger Musik, von dem dortigen Eschenrund überwölbt, eine lange, reichgeschmückte Tafel. Unter den Mönchen befand sich der Herzog als Pater Guardian; Goethe gab den Dekorator, Seckendorff den Orator, von den drei andern Beteiligten wohl der Prinz den Küchenmeister, Knebel den Pater Florian, Stein den Provisor. Vom Pater Guardian bemerkte Pater Florian, er sei „ein überaus heilig- und stiller Mann“, den sie mit allem Leckern und Nährenden mästeten; besonders feierte dieser den Pater Dekorator,

Der all unsern Gärten und Bauwerk steht vor.
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Par'dies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh'.
Stopft' Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht' Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack, die Breit- und die Länge.
Sogar auch den Ort, den niemand orniert,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

Das trefflich gelungene Fest gereichte der Gefeierten wie allen Teilnehmern zur Freude. Auch abends wurde in dem neuen Kloster Tafel gehalten. Von

ihm aus gewannen die sämtlichen Wege an dem Abhange nach Oberweimar ihren Fortgang; dieses selbst wurde vom Herzog zu seinem Lieblingsaufenthalte gewählt und auch zum Übernachten während des Sommers eingerichtet.

Als Karl August bald darauf Frau von Stein auf einige Tage nach Kochberg begleitete, hielten Goethe seine Arbeiten zurück. Wir wissen, daß der Platz hinter der Schießhausmauer bald darauf geebnet wurde. Bei der Aufräumung der Trümmer des alten Schlosses hatte Goethe Quadraturen von einem harten, leicht zu schabenden und zu raspelnden schönen, grauen Waldstein gefunden. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß derselbe in einem wohl seit hundert Jahren verlassenen Steinbruche des Ettersberges sich finde. Klauer bediente sich desselben später mit Glück zu Büsten. Gingen Goethe auch in der zweiten Hälfte des Juli „fatale Lichter über allerlei Verhältnisse“ auf, so hielt ihn dieses so wenig wie sein Unwohlsein ab, „im stillen fortzukrabbeln“. Das Beste war, daß der Herzog, dem er in allem, selbst bei den Vorbereitungen des Manövers zur Seite stand, „zusammengefaßt und gut und frisch“ war.

Anfangs August kehrte die Herzogin-Mutter von ihrer in Begleitung Mercks am Rhein gemachten Kunstreise zurück. Sie brachte Goethe einige Kupfer nach Raphael mit, die ihm große Freude machten. Dafür wollte er der geliebten Fürstin, die am Luisenfeste nicht hatte Teil nehmen können, eine besondere Freude bereiten, was ihn vielleicht mit bestimmte, nach einer Mahnung von Kraus die letzte Hand an das Felsenwerk zu legen. Er machte jetzt auch Versuche im Schwimmen ohne Korkwams, dessen er sich im vorigen Jahre bedient hatte; zuerst schwamm er im Floßgraben, dann in der Ilm. Obgleich es ihm damit gelang, unterließ er es doch, den Herzog zu dieser in Weimar wenig geübten Kunst zu ermuntern, wenigstens lernte Karl August dieses nicht, obgleich er dessen Nützlichkeit schon vor zwei Jahren erfahren hatte, wo er zu Kochberg in den Schloßweiher gefallen war. Schon am 9. mußte Goethe in aller Frühe den Herzog und Wedell nach Allstedt begleiten, wohin der Fürst von Dessau kam; mit ihm wurden wohl wieder vertraute Gespräche gepflogen. Wir wissen nur, daß man am 14. nach Weimar zurückkehrte. Am 18. folgte Goethe dem Herzog zur Jagd. Auf den Abend des 20. lud er die Herzogin-Mutter in das Kloster, wo er sie durch eine Beleuchtung des ganzen Thales im Rembrandtschen Geschmack erfreuen wollte. Da diese aber eine Fahrt mit dem Herzog verabredet hatte, so wurde das Fest auf den 22. verschoben. Die Herzogin-Mutter kam mit ihrem Kammerherrn und ihrer Gesellschaftsdame; auch Wieland und Frau von Stein waren geladen. Alle wurden entzückt durch den herrlichen Anblick, der sie nach einem köstlichen Mahl überraschte, bei dem auf das Wohl von Merck

und Goethes Mutter, deren Bekanntschaft die Herzogin Amalia auf ihrer Reise gemacht hatte, in achtzehnjährigem Johannisberger getrunken wurde. Als sie später die kleine Treppe herabstiegen und gegen die Brücke hingingen, zerfiel das Ganze in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke. So geistvoll wußte Goethe als Hausminister auch während des Sommers für die Unterhaltung der herzoglichen Familie zu sorgen, die, wie Hof und Land, im nächsten Jahre der Geburt eines Erbprinzen mit den herzlichsten Wünschen entgegensah. Zwei Tage später war Treibjagd am kleinen Ettersberge nebst Tafel unter dem Zelte; selbst der schwächliche Wieland konnte sich der Anwesenheit dabei nicht entziehen.

Freilich war Goethe die fürstliche Lust an den Schweinehatzen, für welche zum Schaden des Feldes das verderbliche Wild gehegt wurde, höchst widerwärtig, aber ihr scharf zu Leibe zu gehen mußte er, im Gefühle, wie tief diese Leidenschaft in fürstlichen Seelen niste, sich zunächst versagen, mochte er auch seinen Widerwillen durchfühlen lassen. An seinem Geburtstage fand er sich unwohl; dabei ergriff ihn bei diesem Eintritt in sein dreißigstes Jahr ein „wundersam Gefühl“ über die Veränderung mancher Gesichtspunkte, wenn er auch noch immer auf die Heilung des Herzogs von seiner Sucht nach Abenteuerlichem und seinen fürstlichen „Queren“, auf seine Bekehrung zum unablässigen Streben hoffte, seinem Lande ein guter Haushalter zu werden.

Am 1. September ließ er ihn allein mit dem Prinzen nach Eisenach zur Jagd gehen. Er selbst betrieb die Ausschmückung des Klosters, die Arbeiten am Park, die Herstellung des vom Hofe bewohnten äußerst liederlich gebauten Landschaftshauses und manches andere, was er zu besorgen hatte; in seinem Gartenhause, wo es jetzt sehr feucht war, hielt er sich wenig auf. Erst nach der Abreise der ihm wieder grollenden Frau von Stein, am 29. begab er sich über Erfurt, wo er den Statthalter begrüßte, nach Eisenach und Wilhelmsthal. Mehrere Tage wohnte er mit dem Prinzen, mit dem er „viele Drollerei“ trieb, auf der Wartburg, von wo er trotz des bösen Wetters die nahen Felsen bestieg. Am 14. war er bei der Jagd, welche ihm durch die Gesellschaft mehrerer Herzöge von Sachsen nicht erfreulicher wurde. In Weimar, wohin er am 18. zurückkehrte, hielt er nicht lange aus, obgleich die Herstellung des Landschaftshauses ihn beschäftigte, es trieb ihn auf kurze Zeit nach Ilmenau, wo er sich vom Stande der Arbeiten überzeugen wollte. Zurückgekehrt hatte er „Grillen über den neuen Schloßbau“ und sann auf die Beschaffung von Vorräten zum Bauwesen. Dann aber zog es ihn nach Jena, wo ihn „Pflanzen und Steine mit Menschen zusammenhängten“. Er besuchte dort den Steinschleifer, besah das reiche, mineralogische Kabinet von Hofrat Walch und ging zu seinem Landsmann Griesbach, der schon vor seiner eigenen

Ankunft in Weimar Jenaischer Professor der Theologie war. Die Angelegenheiten der Universität konnten dabei nicht unbesprochen bleiben, da auch über diese der Herzog seinen Rat in Anspruch nahm. Karl August hatte in diesem Jahr, wohl nicht ohne Goethes Mitwirkung, den fünfundzwanzigjährigen Loder, der eben in Göttingen promoviert hatte, als Professor der Arzneiwissenschaften berufen und er ging mit der Errichtung einer Entbindungsanstalt und Hebammenschule um, die schon vor seinem Regierungsantritt von der Fakultät gewünscht worden war. Mit der Berufung Loders hatte der Herzog einen sehr glücklichen Griff gethan.

Im Oktober finden wir Goethe amtlich mit der Kammerbilanz des vorigen Jahres beschäftigt, die ihn zu manchen Betrachtungen über die vorige und die jetzige Wirtschaft führte. Auch kam der wohl durch manche in der Kriegskommission vorgekommene und gerügte Nachlässigkeiten veranlaßte Wunsch von Fritsch zur Sprache, von dem Vorsitze derselben entbunden zu werden. Der Herzog ersuchte Goethe um Übernahme derselben, da er die beste Einsicht in die bisherigen Übelstände hatte, und so mußte er sich auch die Belastung mit diesem „garstigen Zeuge" gefallen lassen, das ihm schon Ärger genug gemacht hatte. Neben den eigentlich amtlichen Arbeiten beschäftigten den Dichter der Park, das Kloster, worin nun auch ein Kamin zur Heizung bei kühler Witterung gebaut werden mußte, das Landschaftshaus, ganz besonders aber die von der Herzogin-Mutter leidenschaftlich betriebenen Theateranstalten in Ettersburg, wo Kraus als Dekorateur und Kranz als Orchestermeister für die Aufführung von Goethes „Jahrmarktsfest" unaufhörlich beschäftigt waren. Goethe kam ab und zu, um das Werk in Gang zu bringen, was bei der großen Personenzahl keine Kleinigkeit war. Nach zahlreichen Proben wurden endlich am 20. Einsiedels „Arzt wider Willen" nach Molière und Goethes „Jahrmarktsfest" mit rauschendem Beifall zur Aufführung gebracht. Der Herzog spielte im ersten, Goethe in beiden Stücken; in seinem Puppenspiel gab er drei Rollen mit glücklichstem Humor. Die Erbprinzessin von Braunschweig war dieser Vorstellung wegen gekommen. Als vier Tage später der Geburtstag der Herzogin-Mutter zu Tiefurt gefeiert wurde, durfte Goethe sich mit Rücksicht auf seine Geschäfte zu Hause halten. Trotz allem, was an ihm hing, fühlte er sich beim schönen Oktoberschlusse heiter, wenn er auch scherzte, daß er wie der Komet im Spiele sei, den man zu allen Karten mache. Am 2. November las er seiner aus dem Herzog, Seckendorff und Herder nebst Frau bestehenden Gesellschaft zum Nachtisch etwas vor, das alle zu lachen machte; er hatte sich nämlich „eine eigene Art ausgesonnen, eine große Herde zu scheren". Doch war es ihm lästig, als bereits am 6. zu Ettersburg die erste Vorstellung wiederholt werden sollte, wobei im

Puppenspiel mehrere Rollen anders besetzt waren. Der unmittelbar darauf folgende Tag seines Eintritts in Weimar mußte ernste Gedanken in ihm erwecken: aber wie viel er auch die Jahre über gelitten, besonders durch die ihn so manchen Irrungen entreißende Liebe zu Frau von Stein und die neidischen Gegner, der Herzog war ihm Herzensfreund geblieben, und er hoffte auf dessen stetig fortschreitende Entwicklung. Dieser ging am 15., gleichsam in seinem Auftrage, zu der noch immer in Kochberg weilenden Freundin. Die Herzogin-Mutter kehrte am 19. von Ettersburg, am folgenden Tage die Herzogin von Belvedere zurück; der Umzug der letztern und des ganzen Hofes machte Goethe viele gerade nicht angenehme Arbeit, doch unterließ er nicht, der Herzogin ihren ersten Weimarischen Abend, gleichsam zur Bewillkommnung der Landesmutter, die bald die Hoffnung auf einen Erbprinzen erfüllen werde, herzlich zu erheitern.

Gleich darauf fühlte er sich sehr gespannt und ernst; er war „zugefroren gegen alle Menschen“, doch „auch durch die Eiskruste“ empfanden Frau von Stein und der Herzog seine Liebe. Am 23. November schrieb er einem Unglücklichen, dessen er sich persönlich in aller Heimlichkeit angenommen hatte: „Man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen [die er gemacht] den jugendlichen guten Willen, Mut und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ Hier nahm er nicht die Hülfe des Herzogs in Anspruch, da es ein strenges Geheimnis galt, sondern er unterstützte persönlich, obgleich ihm gerade am Ende des Jahres die unvorhergesehene Auslage unbequem fiel. Der Herzog berief in demselben Monate Fritsch als Vorstand der Polizei, den Leibarzt Hufeland und Loder zu einer Beratung über die in Jena zu errichtende Entbindungsanstalt und Hebammenschule, deren zweckmäßige Einrichtung noch in diesem Jahre erfolgte.

Bei aller Spannung konnte Goethe sich im Dezember mit dem so schwierigen vierten Akte seines „Egmont“ beschäftigen. Daneben zeichnete er nach des berühmten Blondel „Cours d'Architecture“, da er, der bisher ohne nähere Sachkenntnis sich mit dem Bauwesen hatte abgeben müssen, jetzt, wo der neue Schloßbau ernstlich zur Sprache kam, nur mit gründlicher Einsicht sein Urteil abgeben wollte. Manches Geschäftliche drückte ihn. Zunächst war er mit Fritsch unzufrieden, der, wie er glaubte, den Herzog zu sehr beherrsche, weil dieser einem so langjährigen treuen Diener seines Hauses nicht gerne widerspreche. Das Tagebuch bemerkt: „Garstiges Licht auf Fritsch geworfen durch viele seiner Handlungen, die ich dem Herzog eine Zeit her durchpassieren lassen.“ Äußerst verstimmt war er über die Lässigkeit des einst ihm so nahe

stehenden jungen Kalb. Im Tagebuch heißt es: „Hundsföttisches Votum von Kalb in der Bergwerkssache.“ Auch warf schon die bevorstehende Last der Kriegskommission ihre Schatten vor sich her, doch tröstete ihn die Zuversicht, daß Ruhe und Gewandtheit alles überwinde, und er hoffte auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Daß der Rittmeister der Weimarischen Husaren durch unmenschliche Anwendung der Prügel sich verhaßt machte, kam gleichfalls zur Sprache, aber ohne daß zunächst, da Lichtenberg bei dem Herzog sehr beliebt war, Abhülfe zu erwarten stand. Auch die Liebe des Prinzen zu der mittellosen Karoline von Ilten machte ihm bereits Sorge, da die Herzogin-Mutter und der Herzog nie auf eine derartige Verbindung eingehen konnten, die, wie erstere sich ausdrückte, nur Bettelprinzen hervorbringen würde. Doch Prinz Konstantin gab sich aussichtslos dieser Liebe hin. Das Tagebuch bemerkt: „Der Prinz in seiner Verliebtheit höchst arm.“ Dem Herzog war auch des Prinzen Vertraulichkeit mit dem Landkammerrat von Uechtritz zuwider; mit letzterm ließ sich auch Wedell zu seinem Ärger näher ein. Zu Goethes inniger Freude entwickelte Karl August sich immer mehr. Im Tagebuch lesen wir: „Freilich krachts, wenn sichs bei ihm aufschließt, was die Leute immer übel aufnehmen.“ Einmal kam es mit ihm zu einem Gespräche über Ordnung, Polizei und Gesetze, worüber sie verschiedene Vorstellungen hatten, doch wagte der Dichter seine Ansicht nicht bestimmt auszusprechen, weil sie leicht mißverstanden und dann gefährlich wäre. Jedenfalls nahm er hier für den Fürsten die höchste Freiheit in Anspruch, wenn er auch nicht verkannte, daß diese leicht in Willkür ausarten könne. Mit den beiden Herzoginnen stand er gut. Von der erwarteten Niederkunft hoffte er auch ein noch innigeres eheliches Verhältnis der fürstlichen Gatten zu einander. Die Theaterspielerei der Herzogin Amalia erfreute sich seines Beistandes, aber er ließ auch auf ihren Wunsch für sie ein Spinnrad mit zwei Spulen anfertigen. In seiner „Lila“ zeigt sich die Herstellung darin, daß die Baronin zu spinnen beginnt, und der Chor der Frauen singt ein Spinnlied. Goethe ließ in seinem eigenen Hause spinnen, und die Herzogin Anna Amalia wollte auch nicht darauf verzichten, woran denn Goethes Mutter, der sie es mitteilte, große Freude hatte.

Wie sehr auch die Schiefheiten der Gesellschaft, und die täglich wachsenden neuen Beschwerden Goethe mißstimmten, der Unmut übermannte ihn nicht. Gern folgte er am Nachmittag des vorletzten Jahrestages dem Herzog und Seckendorff zur Jagd, wobei es recht vergnügt zuging. Unmittelbar vorher hatte ihn Mercks Sendung neuer Rembrandts an den Herzog und dessen glückliche Beurteilung derselben erfreut. Heiter begann er auch das neue Jahr, des ihm eine weitere Last auflegen sollte. Mit dem Herzog war er vertrauter als je. Seinen Plan für das Jahr machte er am 2. Januar,

wovon er auch Karl August unterhalten haben wird, als er gleich darauf mit ihm ausritt. Den 3. scheint die ursprüngliche Gestalt des schönen Liedes an den Mond zu fallen. Hier werden der Herzog und Frau von Stein als diejenigen Mächte bezeichnet, die ihn in Weimar festhalten; Karl August gilt der Schluß, wo er sich selig preist, einen Freund am Busen zu halten, dem er alle seine Gefühle vertrauen dürfe. Am 4. wohnt er einer Bergwerkssitzung bei, am 5. wird ihm die Kriegskommission übertragen, der er sich nun zunächst ganz widmet. Glücklich traf es sich, daß er diesmal, weil der Geburtstag der Herzogin ihrer nahen Entbindung wegen nicht gefeiert wurde, für das Theater nicht thätig zu sein brauchte, da nur einmal, am 15. Januar, gespielt wurde. Auch zu glänzenden Eisvergnügen kam es nicht, wenn auch der Herzog in der ersten Hälfte des Januar oft auf dem Eise speiste. Die Militärökonomie, die jetzt ganz an ihm hing, nahm sein Nachdenken so sehr in Anspruch, daß er ganz schweigsam wurde. Am 10. empfing er die Offiziere und die Angestellten der Kriegskommission. „Ich bin zu abgezogen", vertraut er seinem Tagebuch, „um die rechten Verhältnisse, die meist Lumperei und Armut des Geistes und Beutels sind, zu finden und zu benutzen, doch muß es gehen, da ich viel klarer bin und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nichts schadet." Gleichzeitig erregten die häufigen Besuche des Herzogs bei der Schröter wieder in ihm den Verdacht, diese schenke seinem Liebeswerben Gehör, was ihn gegen die schöne Sängerin und Karl August verstimmte. Nach dem Hofkonzerte vom 10. kam es zwischen ihm und dem Herzog zu einer „radikalen Erklärung" darüber. „Meine Vermutung von bisher teilweise bestätigt, teils vernichtet", heißt es im Tagebuch. „Endets gut für uns alle, ihr [die Götter], die ihr uns am Gängelbande führt!" Leider litt darunter auch sein eigenes freundliches Verhältnis zur Schröter, die gegen den Herzog sich zurückhielt.

Am 13. übernahm er die Kriegskommission und hielt die erste Sitzung ab. „Fest und ruhig in meinem Sinnen und scharf", heißt es im Tagebuch. „Allein dies Geschäft diese Tage her. Mich drin gebadet, und gute Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeiten, irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten". Seine Absicht war die Soldatenzahl, die sich bisher auf 600 belief, herabzusetzen und die Last durch gerechte Auswahl möglichst zu erleichtern. Deshalb wollte er selbst nicht bloß in Weimar, sondern auch draußen die Aushebung leiten und die dazu nötigen Reisen auf seine Kosten machen. Weil aber die Reisen ihm Gelegenheit boten, die Landstraßen ge-

nauer kennen zu lernen, ließ er sich auch die Leitung des Wegebaues übergeben, wobei er im Artilleriehauptmann Castrop einen bewährten Kenner zur Seite hatte. So hatte er zwei Kassen zu verwalten.

Aber mitten in der eifrigsten Beschäftigung mit der Kriegskommission wurde er durch die Gewaltthätigkeiten gestört, welche sich preußische Husaren vom Korps des Generallieutenant von Möllendorf als Freiwerber im Amte Großrudestedt erlaubt hatten. Der Herzog wandte sich nach Beratung mit Goethe an den König von Preußen und Möllendorf. Der König suchte ihn durch Gründe zur Genehmigung der verlangten Werbung zu bestimmen, worüber er sich wohl leicht mit Möllendorf verständigen werde; von Möllendorf, der sich wieder nach Böhmen zurückgezogen hatte, erfolgte keine Antwort. Auf des Herzogs Wunsch erklärte sich Goethe in einer ausführlichen Darlegung über alle Entschlüsse, die man in dieser leidigen Not fassen könne, und über die von jedem zu erwartenden Folgen, die man bei Fassung des nicht lange hinauszuschiebenden Entschlusses bedenken müsse. Aus der lichtvollen Auseinandersetzung ist besonders der Vorschlag hervorzuheben, der Herzog solle sofort an Hannover, Mainz, Gotha und die übrigen Sächsischen Höfe berichten, daß das preußische Verlangen der Werbung in seinem Lande ihn mehr als je bewogen, ein näheres Band mit den übrigen Fürsten und eine neue Überlegung der so notwendigen gegenseitigen Vereinigung zu wünschen. So wenig er Preußens Forderung mit Nachdruck abzuweisen imstande wäre, so sehr hoffe er durch Verbindung mit wohlgesinnten Mitständen, welche diesen oder ähnlichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seien, solchen Zumutungen sich standhaft widersetzen zu können. Davon verspreche er sich eine gute, wenn auch nicht hinreichende Wirkung. „Zu wünschen wäre es, daß andere glückliche Umstände zusammenträfen, die Fürsten des Reiches aus ihrer Unthätigkeit zu wecken, und sehr glücklich wäre es, wenn man, durch die Not gedrungen, von hier aus zu einer geschwindern Vereinigung beigetragen hätte.“ Wenn auch der König wahrscheinlich nicht gern mit Gewalt die Werbung durchsetze, hieß es weiter, so könne doch vielleicht der Mangel an Leuten ihn zwingen über die Achtung hinauszugehen, die er gern zu seinem eigenen Vorteil für die Fürsten bezeige; wisse er ja, daß so etwas, sollte es zur Sprache kommen, sich beschönigen lasse, und unter dem Lärm des Krieges und wichtigern allgemeinern Vorfällen sich verliere. In diesem Falle würde freilich das Land am allerschlimmsten fahren, die dann einzig mögliche Beschwerde beim Reichstage ohne Wirkung bleiben, nur das gute Verhältnis zum königlich preußischen Hause stören. Karl August scheint sich für eine wiederholte Berufung an den König entschieden zu haben, worauf dann infolge der Wendung des Krieges jede weitere Beunruhigung unterblieb. Im Tagebuch heißt

es in der Eintragung vom 14. bis zum 25. Januar: „Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Der Kourier an den König. In dessen Erwartung Frist.“

Auch an anderm Ärger fehlte es nicht. Den 1. Februar herrschte im Conseil „dumme Luft“. Fritsch war von schlimmem Humor und reizte den Herzog, zu viel zu sprechen. Goethe hatte nach Tisch mit Karl August „einige Erklärung über zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, seine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten“. Und auch über die „militärischen Macaronis (Spielereien)“ wurde gesprochen. So gab er also „seinem Herrn wieder eine Lektion“. Das Tagebuch bemerkt weiter: „Der Herzog steht noch immer an der Form stille. Falsche Anwendung auf seinen Zustand, was man bei andern gut und groß hält. Verblendung am äußerlichen Übertünchen. Ich habe eben die Fehler mit dem Bauwesen gemacht. Die Kriegskommission werd' ich gut versehen, weil ich beim Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegebau.“

Zwei Tage später wurde die Herzogin glücklich entbunden, leider nicht von einem Erbprinzen, wie sie zuversichtlich gehofft und alle Freunde des Hofes und des Landes gewünscht hatten, sondern von einer Prinzessin. Die notwendigen Besorgungen und die Hoffestlichkeiten nahmen Goethe sehr in Anspruch, aber auch die Geschäfte, in denen er „sich meist aufrecht zu erhalten und bei allen Vorfällen fest und ruhig zn sein suchte“. Auch hatte er den Herzog zu beruhigen, der sich nicht darein finden wollte, daß seine Hoffnung auf einen Erbprinzen getäuscht worden, und deshalb nicht mit voller Liebe sich dem Kinde zuwenden konnte. Goethe bedauerte dies auch der Herzogin wegen. So faßte er denn, obgleich seine nächste Zeit besonders durch die Aushebung in Anspruch genommen wurde, den festen Entschluß, diese durch die Aufführung eines neuen, höhern, den klassischen Werken ebenbürtigen Schauspiels zu erfreuen. Schon am 14. begann er an seiner „Iphigenie“ zu diktieren. Und gerade jetzt versöhnte er sich mit der Schröter, die es ihm mit Recht verübelt hatte, daß er sie einer Liebschaft mit dem Herzog fähig gehalten; diese selbst bot die Hand zum Frieden, in welche er herzlich einschlug. Unter allen zerstreuenden Geschäften war „Iphigenie“ seine liebe Gefährtin. Am 25. ist er früh in der Kriegskommission, dann im Conseil, an den beiden nächsten Tagen hält er in Weimar die Auslesung der jungen Mannschaften, die ihn am 28. nach Jena, von da nach Dornburg, Apolda, Buttstedt und Allstedt führt. Überall läßt er sich sein neues Geschäft ernstlich angelegen sein, überzeugt sich vom Stande der Straßen und fördert dabei seine herr-

liche Dichtung. Die herzlichste Beziehung zum Herzog bezeugen außer den Briefen an Frau von Stein die von Buttstedt an diesen gerichteten Zeilen. „Es kommt mir närrisch vor", schreibt er, „da ich sonst alles in der Welt einzeln zu nehmen und zu besehen pflege, ich nun nach der Physiognomik des Rheinischen Strichmaßes alle junge Bursche des Landes klassifiziere. Doch muß ich sagen, daß nichts vorteilhafter ist als in solchem Zeuge zu kramen. Von oben herein sieht man alles falsch, und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um was zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann." Und schließlich die Mahnung: „Lassen Sie das kleine menschliche Wesen nur erst ein bischen herankommen. Die Umstände erziehen alle Menschen, und man mache, was man will, die verändert man nicht. Lassen Sie's nie an der väterlichen Sorgfalt mangeln, daß wirs nur gesund erhalten. Bis es eine Menschenstimme vernimmt, werden wir noch manches darüber zu denken und zu reden veranlaßt werden. Gott gebe uns den äußern und den innern Frieden, so wird Ihnen und Ihrem Land noch gut zu helfen sein." Dem Herzog und Knebel las er auch nach seiner Rückkehr am Abend des 13. März die drei ersten Akte der „Iphigenie" vor. Die Rollen wurden am nächsten Tage ausgeschrieben und deren Verteilung bestimmt; Prinz Konstantin sollte den Pylades geben, für den Herzog fand sich keine Rolle. Denselben Tag feierte man den Kirchgang der Herzogin, an dem er sich nicht beteiligte; ihr zu Ehren sollte der Osterdienstag in Ettersburg die Aufführung des noch unvollendeten Stückes bringen.

Schon am 16. führte ihn die Aushebung nach Ilmenau; am 19., nachdem er drei Tage nach einem dazu passenden einsamen Orte gesucht, dichtete er den vierten Akt. Als er den 20. auf die Besichtigung der Straßen verwandt, kehrte er am folgenden Morgen nach Weimar zurück, wo er unter Geschäften und Abhaltungen, besonders infolge der den 24. angekommenen Gothaischen Herrschaft, am Tage der Abreise derselben, am 28., das Stück vollendete. Der Herzog von Gotha hatte ihn am letzten Abend im Garten besucht. Goethe freute sich, daß Karl August, mit dem er viel zusammen war, „täglich reiner, bestimmter werde". Nur mit dessen Benehmen gegen Fritsch, den er trotz alles Widerwillens zu halten suchte, war er nicht einverstanden. Als der Fürst diesem eine Zulage von 200 Thaler gab, die eigentlich nur ein Ersatz war für die seit dem Anfang des Jahres weggefallene Besoldung wegen Leitung der Kriegskommission, lehnte Fritsch diese deshalb ab, weil derselbe andern von ihm zu einer Zulage empfohlenen Beamten diese versagt habe, wovon das Unangenehme immer auf ihn zurückgefallen sei. Gleichzeitig bemerkte er, der einzige Wunsch seines Herzens sei mehr als jemals auf Ruhe und Freiheit und dahin gerichtet, daß der Herzog seine amtlichen Bande

„lieber nach und nach aufzulösen als solche noch enger zusammenzuziehen sich gefallen lassen wollte“. Dieser erwiderte: „Ich würde Tadel verdienen, wenn ich zuließe, daß Männer, welchen ich dankbar bin, etwas von denen von ihnen wohl verdienten Annehmlichkeiten bei meinem Dienste verlören, indem ich sie durch die Abnahme eines Teiles der so lange getragenen Last zu erleichtern suche.“ Auf den Wunsch, aus dem Dienste zu scheiden, ging er gar nicht ein. Goethe war es äußerst zuwider, daß Karl August sich von Fritsch so viel gefallen ließ.

Die Aufführung der „Iphigenie“ zu Ettersburg am 6. April in Gegenwart des Prinzen von Koburg war für Goethe ein doppelter Triumph, da er als Orest neben der Schröter als Iphigenie den außerordentlichsten Erfolg hatte. Er selbst schrieb in der Freude über die begeisterte Aufnahme des Stückes: am Empfindungs- und Erkenntnisvermögen könne man den Menschen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen müsse man nicht hoffen. Am 12. wurde die Vorstellung wiederholt. Drei Tage später kamen die Rekruten. Aber außer der Kriegskommission nahm noch manches andere Goethes Thätigkeit in Anspruch, so die vom Herzog gewünschte bequemere Einrichtung des Klosters, in welchem die Herzogin, gleichsam zur neuen Weihe, am 20. zu Mittag speiste. Karl August machte darauf mit Goethe, Herder und Wedell eine lustige Fahrt nach Kahla, Jena und Dornburg. In Jena wurden alle Professoren empfangen und bewirtet, auch die wissenschaftlichen Anstalten besucht, wobei es an Wünschen nicht fehlen konnte, deren Erwägung der Herzog sich vorsetzte. Es war das erstemal, daß der Herzog seine lebhafte Teilnahme an der Universität persönlich bezeigte, und zwar in Gegenwart der beiden berühmten, von ihm nach Weimar berufenen Schriftsteller. Herder scheint von diesem Besuch nicht sehr erbaut worden sein, wenigstens berichtet er darüber an Hamann mit sehr kalten Worten.

Daß der Friede zwischen Preußen und Österreich endlich in nächster Aussicht stand, gereichte besonders Goethe zu höchster Freude, da er nun mit erleichterter Seele sich den Geschäften widmen konnte. Zunächst wurde die Ordnung der verworrenen Repositure der Kriegskommission fast vollendet. Daneben beschäftigten sich seine stets auf Land und Leute gerichteten Gedanken besonders mit der Möglichkeit eines Steuererlasses, wozu mancherlei Erkundigungen bei den Amtleuten gemacht werden mußten. Und auch das Theater forderte seine Thätigkeit. Da das bisherige, auch als Theater dienende Redoutenhaus in andere Hände überging, wollte der Eigentümer ein neues Haus bauen, bei dessen Einrichtung aber der herzoglichen Kammer eine entscheidende Stimme zustand, da diese große Summen an ihn zu fordern hatte. Goethe begann sofort einen Plan zu dem wieder mit für Redouten

bestimmten Theater zu entwerfen. Während der schönen Jahreszeit spielte man zu Ettersburg, wo Goethe selbst am 20. Mai mit der Schröter, der heitern, kunstliebenden Hofdame von Wöllwarth und Einsiedel in seiner „Laune des Verliebten“ auftrat, deren Lieder Seckendorff gesetzt hatte. Die Herzogin-Mutter widmete sich mit um so größerm Eifer ihrer Bühne, als sie ihren Freund Merck, der ihr seinen Besuch in nächster Zeit zugesagt hatte, damit erfreuen wollte.

Am 29. Mai ging Goethe diesem bis Erfurt entgegen; zwei Tage später brachte er ihn auf die Hottelstedter Ecke, wo er im dortigen Lusthause vom ganzen Hofe und Freund Wieland feierlich empfangen wurde. Auch während der sechs Wochen, die Merck in Ettersburg und Weimar weilte, fehlte es nicht an mancherlei Vergnügungen, wobei besonders die Ettersburger Bühne sich auszeichnete, die schon am 3. Juni Goethes „Jahrmarkt“, zehn Tage später Molières „Arzt wider Willen“ und das Monodrama „Proserpina“ aus den „Empfindsamen“ zu Ehren des Darmstädter Gastes brachte. Aber auch auf die Förderung der Geschäfte gewann Mercks Anwesenheit bedeutenden Einfluß, da dieser mit frischem Auge alles sah, was Goethe geleistet, und dessen weitere Pläne besprochen wurden. Wohl mit Rücksicht auf die in Aussicht genommene Verbesserung der Kammergüter hatte Merck den Engländer George Batty mitgebracht, der die genaueste Kenntnis von der Landwirtschaft besaß. Dieser wurde sofort in Thätigkeit gesetzt und gewann sich bald des Herzogs und Goethes volles Vertrauen. Trotz des Unwohlseins, das Goethe vor der Mitte des Monats befiel, „hielt er sich in dem, was zu thun war, aufrecht“. Nach dem Conseil vom 15., in welchem er seine Bedenken über das vorgeschlagene Tuchmanufakturreglement geäußert, sprach er mit dem Herzog viel über dessen „Wachsen in der Vorstellung der Dinge“, seine Teilnahme an den Sachen und an wahrer Erkenntnis. Ihn selbst zogen fortwährend die Steuersachen besonders an, doch bei seiner Leichtigkeit der Auffassung fand er auch noch Zeit und Lust zur Dichtung. „Egmont“ regte sich wieder. Sehr ärgerlich war ihm eine zwischen Knebel und seinem Prinzen ausgebrochene Mißhelligkeit, deren Beseitigung ihm oblag. Da Prinz Konstantin, der zuweilen sehr störrig war, weshalb Goethe zu seiner Bezeichnung im Tagebuch das Tierzeichen des Schützen wählte, sich entschieden weigerte, in der vor Mercks Abgang zu gebenden Vorstellung der „Iphigenie“ mitzuwirken, so entschloß sich der Herzog, die Rolle des Pylades zu übernehmen. Welch ein Schauspiel Karl August und Goethe als Pylades und Orest! Im Tagebuch heißt es anfangs Juli vom Herzog: „Er nimmt sich außerordentlich zusammen und an innerer Kraft, Fassung, Ausdauer, Begriff, Resolution fast täglich zu.“ Batty, als Landkommissar freilich nur mit

300 Thaler angestellt, sollte zunächst die von ihm vorgeschlagenen Wiesenbewässerungen bei Zillbach versuchen.

Die Anwesenheit Mercks, der am 13. Juli schied, befestigte Goethe in seinen Vorsätzen. Daß dieser der einzige Mensch war, der ganz erkannte, was er that und wie, es aber von einem andern Standpunkt sah, gab ihm schöne Gewißheit. In Weimar schien ihm nur der Herzog im Werden, die andern bloße Holzpuppen, denen höchstens noch der Anstrich fehle. Zur vollsten Freude gereichte ihm Batty, der in seinem Fache, das er einzig und allein treibe, ein vollendeter Meister sei. Er selbst dürfe den ihm von der Natur vorgeschriebenen Weg nicht verlassen; sein Dasein sei einmal nicht einfach, nur wünsche er, nach und nach möge alles Anmaßliche in ihm versiegen, dagegen schöne Kraft übrig bleiben, die wahren Röhren in gleicher Höhe aufzupumpen. Noch immer ließ er sich von den Amtleuten über den Stand der Besteuerung unterrichten.

Am 25. zog ihn ein gewaltiger Brand nach Apolda; der Herzog, der vor ein paar Monaten, als Goethe in Dornburg sich befand, bei einem gleichen Unglücksfalle in Vogelberg durch seine Geistesgegenwart die Kirche gerettet hatte, war eben von Weimar abwesend. „Ward den ganzen Tag gebraten und gesotten", heißt es im Tagebuch. „Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe, doch erwarte ich sittsam noch starke Prüfung, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt, über hiesige besonders, wo man doch nur das Spiel, wie in allem, mit den Karten spielt, die man eben aufhebt [blind]. Der Herzog wird endlich glauben." Er war demnach mit seinen Vorschlägen nicht durchgedrungen, die auf feste Grundsätze drangen, so daß die Hülfe nicht vom guten Willen abhänge, sondern fest geordnet sei. Die Eintragung dieses Tages schließt mit den Worten: „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe [wie Jakob] mit dem unbekannten Engel, sollt' ich mir auch die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen." Gleich darauf wurden ihm „viele Wünsche und Ahnungen erfüllt".

Aber noch vor dem Ende des Monats kam es wieder zu einer Reibung mit dem Herzog, weil Goethe Fritsch gern beseitigt gesehen hätte, da er glaubte, dieser widerstrebe eigensinnig seinen Plänen und der Herzog lasse sich durch Rücksicht auf ihn zu viel bestimmen. Dieser hatte damals einen längern Urlaub genommen und wieder auf seine Entlassung gedrungen. Am 29. hielt

Goethe seinetwegen eine Unterredung mit Karl August. Ein Brief desselben an Schnauß, worin er seine abweichende Ansicht über eine schwebende Angelegenheit aussprach und aufs neue der Niederlegung seiner Stelle gedachte, kam Goethe erwünscht. „Auch dies hat uns das Schicksal schön eingeleitet“, bemerkt das Tagebuch am 30. „Durch seine letzte Abwesenheit sind wir geprüft [daß sie ohne ihn fertig werden können], und er fällt ab wie ein unreifer Apfel. Neue Konduite fürs künftige [nach dem Ausscheiden von Fritsch]: Vorsicht mit dem Herzog. Von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und im Anfang nichts zu rühren.“ Aber es ging nicht, wie er gehofft. Der Herzog wollte den Minister nicht fahren lassen. „War wieder Streit mit dem Herzog über Fritsch. Die leidige Undankbarkeit drückt ihn sehr und daß man ihn so scheußlich verkennt [für undankbar hält].“ Weiter heißt es, man müsse den Herzog abhalten, daß er für sich etwas thue; denn er sei noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden, habe wenig Gefühl, wie neue Menschen mit ihm stehen. Goethe kannte die Raschheit, mit welcher der Herzog sich für etwas entschied, und die Hartnäckigkeit seines Beharrens darauf. In der Erwartung, daß sein Vorhaben gelingen werde, bedachte er an demselben Tage schon den Plan einer Reise nach der Heimat, die er wohl weiter, etwa bis ins Elsaß, auszudehnen gedachte, um mit dem Eintritt in sein dreißigstes Jahr die Jugendbekannten wieder aufzusuchen. Das Tagebuch bemerkt bloß: „Projekt zur Reise nach Frankfurt überlegt.“ Nachdem er den 31. heiter am Hof und in Ettersburg in Gesellschaft des Herzogs verbracht, blieb er den 1. August bis gegen Abend zu Hause; nur der Herzog besuchte ihn, mit dem er über den „künftigen Zustand“ des Conseils und seine Reise nach Frankfurt sprach, wohin auch Merck kommen solle; abends war er beim Herzog in Belvedere. Dieser versprach nächsten Morgen zur Fortsetzung der Verhandlung zu kommen. Da er sich aber zur versprochenen Stunde nicht einstellte, faßte Goethe nach reiflicher Überlegung den Entschluß zur Reise nach der Heimat. Darauf muß der Ausdruck des Tagebuchs gehen: „Machte mein Absteigequartierchen richtig“, obgleich man dabei eher an eine briefliche Ankündigung bei der Mutter denkt. An diese schrieb er aber erst acht Tage später, und daß er einen wirklich geschriebenen Brief zurückgehalten, ist kaum zu denken. Erst zwei Stunden später kam Karl August. „Sprachen wir unaussprechliche Dinge durch“, berichtet das Tagebuch. „Er hatte gestern schon angefangen über unsere innern Regimentsverhältnisse, das Äußere, meine Idee einer Reise, die ich vornehmen müsse, wie die Weinhändler auf ihre Art [um ihre alten Kunden zu besuchen]. Von dem Hof, der Frau, den andern Leuten, vom Menschenkennen. Erklärte ihm, warum ihm dies und das so schwer würde, warum er nicht so sehr im Kleinen umgreifen solle. Er er-

klärte sich dagegen, und es ward eine große, interessante Unterredung." Karl August bestand auch darauf, Fritsch nicht zu entlassen, dessen Ansicht in der schwebenden Angelegenheit er beitrat. Dies ergiebt sich aus der weitern Eintragung desselben Tages: „Nach Tische zu Schnauß, der über die Resolution erschüttert war. Ich schlug in dem modo [der Art der Fassung] eine Auskunft vor. Dann mit dem Herzog lange Unterredung über eben das. Nachher allein.

Propria qui curat, neminis arma timet."

Der Vers deutet auf die rücksichtslose Verteidigung der eigenen Stellung. Jedenfalls setzte der Herzog seine Absicht durch; er bat wieder Fritsch, ihn nicht zu verlassen. Goethe erkannte die Unmöglichkeit, ihn davon abzubringen, und fügte sich in das Unabänderliche.

Karl August fühlte, wie bitter der Freund diesen entschiedenen Widerstand empfinde, und wollte ihn durch andere Zeichen seines Wohlwollens versöhnen. Das Tagebuch gedenkt in den nächsten Tagen der anhaltenden stillen innern Arbeit, der schönen reinen Blicke und einer ernsten Rückschau auf sein ganzes Leben, die mit dem Wunsche schließt: „Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" Schon am 9. fragte er bei der Mutter an, ob er, wenn er in der Gesellschaft des Herzogs, der Lust habe, den schönen Herbst am Rhein zu genießen, und des Kammerherrn von Wedell komme, freundliche Aufnahme im elterlichen Hause erwarten dürfe. „Wir würden bei euch einkehren, wenige Tage da bleiben, um den Meßfremden auszuweichen, dann auf dem Wasser weiter gehen, dann zurückkommen und bei euch unsere Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen." Allen solle die Sache ein Geheimnis bleiben, vorab auch dem Vater. Von diesem könne er nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks eingebe. „Aber Sie möcht' ich recht fröhlich sehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat." Die Ankunft werde allenfalls in der Hälfte Septembers erfolgen. Ob Goethe den Plan zur gemeinschaftlichen Reise dem Herzog vorgeschlagen oder aus der Besprechung seines eigenen Besuches der Heimat derselbe im Laufe des Gesprächs sich entwickelt, wissen wir nicht. Die Reise selbst dehnte sich immer weiter aus; man beschloß bis zur Schweiz zu gehen. Dieser Besuch der Schweiz schien Goethe ein Meisterzug, wie im

vorigen Jahre die Reise nach Berlin; er hoffte, der Genuß dieser großartigen Natur werde den Herzog vom Hange zum Abenteuerlichen heilen, und in Zürich Lavaters von seligem Frieden umwehter Familienkreis ihn das Glück häuslicher Zufriedenheit so innig empfinden lassen, daß auch das Verhältnis zu seiner Gattin sich erwärmen werde. Und als der Entschluß zur gemeinsamen Reise schon gefaßt war, wird es Goethe in seiner Weise an einer „Lektion“ für den Freund nicht haben fehlen lassen. Eine solche gab er auch am 12. der Herzogin-Mutter zu Ettersburg, „eine starke Erklärung, die auf das Alte hinaus lief“, daß er sich nicht zu allem brauchen lassen könne, da ihm die Pflicht seiner Geschäfte und die Ruhe seiner Seele über alles gingen. Das Tagebuch bemerkt: „Bei Verhältnissen, die nicht zu ändern sind, müssen gewisse Schärfigkeiten sich sammeln und zuletzt irgendwo ausbrechen. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich das.“ Mit dem Herzog und Wedell stand Goethe auf das freundlichste; letzterer war der beste Gesellschafter von der Welt, reich an lustigen Anschlägen zu der freilich vor allen übrigen geheim gehaltenen Reise.

Am 13. kam der von der Reise zurückgekehrte Fritsch abends zu Goethe. Da der Herzog diesen nicht fahren lassen wollte, zeigte sich Goethe gegen ihn äußerst freundlich. Sein Verbleiben mußte ihm jetzt um so erwünschter sein, als ihre Abwesenheit länger währen sollte. Am folgenden Tag ward Conseil gehalten und in der nächsten Woche bis zum 21. gab es viel Geschäftliches zu thun, doch wohnte Goethe vergnügt mit den beiden Reisegefährten der Jagd bei Troistedt bei.

Die umgehende Antwort der Mutter konnte nicht vor dem 20. eintreffen; sie lautete, wie er sie nur wünschen konnte. Goethe erwiderte sofort. Seine Antwort enthielt über die Reise nichts näheres, dagegen Vorschriften über die Einrichtung des Quartiers, woraus wir ersehen, daß der Herzog und er auf einem Strohsack schliefen und keinen Kaffee tranken, sie zum Frühstück Obst wünschten. „In des Herzogs Zimmern thu' sie alle Lüstres heraus; es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen. Sonst alles sauber wie gewöhnlich, und je weniger anscheinende Umstände, je besser ... Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin, Lavor, Leuchter rc.“ Karl August sollte im kleinen Stübchen des ersten Stockes, Goethe in seinem alten Zimmer schlafen. Ihre Ankunft müsse strengstes Geheimnis bleiben, selbst Merck sollte überrascht werden.

Erst nachdem er über die freundliche Aufnahme auch von seiten des dem Fürsten nicht gewogenen, noch immer Wolfgangs Entfernung bedauernden Vaters beruhigt war, konnte er nach Kochberg zu Frau von Stein reiten, wo er „rein und gut lebte“, doch mußte er seinen Besuch abbrechen, da er

am 25. erfuhr, der in Weimar angekommene Baron von Grothaus wolle, um ihn kennen zu lernen, ihn zu Kochberg aufsuchen. Deshalb eilte er selbst nach Weimar, wo der Herzog eben Grothaus ein lustiges Dejeuner gab, dann mittags Tafel hinter dem Kloster war. Abends unterhielt sich Goethe freundlich mit der Herzogin.

An seinem Geburtstage, den er frei und froh begann, verkündigte der Herzog ihm seine zunächst bevorstehende Erteilung des Geheimeratstitels. Daß er wie im Traum mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe eines deutschen Bürgers erreichen sollte, mußte ihn wunderbar berühren. Aber wie glücklich er sich auch fühlte, besonders da er sich sagen durfte, Karl August besitze keinen treuern, ergebenern, für sein und des Landes Wohl thätigern Diener, die bevorstehende Reise und seine Standeserhöhung machten ihm mancherlei Gedanken, wenn sie auch seinem guten Mut nichts anhaben konnten. „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch, daß es halten möge", vertraut er am 2. September seinem Tagebuch. „Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf meinen Humor." Zu dem Geburtstage des Herzogs hatte er diesem eine besondere Freude bereitet, indem er mit der an diesem Tage eingeführten Ausstellung der Arbeiten der herzoglichen Zeichenschule eine Preisverteilung verband. „Jedermann hatte doch auf seine Art eine Freude dran", berichtet er Frau von Stein, „und es ist gewiß die unschuldigste Art der Aufmunterung, wenn doch jeder weiß, daß alle Jahre einmal öffentlich auf das, was er im stillen gearbeitet hat, reflektiert und sein Name in Ehren genannt wird. Übrigens haben wirs ohne Sang und Klang und Prunk auf die gewöhnliche Weise gemacht. Den Herzog hats vergnügt, daß er doch einmal was gesehen hat, das unter seinem Schatten gedeiht, und daß ihm Leute dafür danken, daß er ihnen zum Guten Gelegenheit giebt." Die Herzogin erfreute er durch das Geschenk einer seiner Zeichnungen. Zur Herzogin-Mutter kam er zweimal nach Ettersburg; am Geburtstage des Herzogs, zu dessen Feier Einsiedels Travestie „Eurydice" aufgeführt wurde, und am 9.; beidemal blieb er über Nacht und es kam zu tollen Ausgelassenheiten. Für die Kriegskommission gab es manches anzuordnen; wegen des Conseils besprach er die nächsten Angelegenheiten mit Schnauß. Als er am 6., an welchem die Herzogin dem Adel großes Dejeuner mit Tanz in der Esplanade gab, die Ausfertigung seiner Ernennung zum Geheimerat erhielt, griffen ihn, wie das Tagebuch bemerkt, der Wirbel der irdischen Dinge und allerlei anstoßende persönliche Gefühle an; dabei gedachte er eines politischen Fehlers, den er an sich habe und der schwer zu tilgen sei. Es ist das, was er früher bemerkt hat, daß er zu abgezogen sei, um die rechten Verhältnisse zu finden,

oder, wie er es bestimmter ausdrückt, daß er unverbesserliche Übel an Menschen und Dingen verbessern wolle, statt diese Mängel möglichst unschädlich zu machen. Dieses Fehlers habe er sich auch neuerdings in Bezug auf Fritsch schuldig gemacht, den er beseitigen wollte, weil er oft seinen Plänen hinderlich war und seine Langweiligkeit ihn drückte. Er begann jetzt sich freundlicher gegen ihn zu stellen, da er dessen wirklichen Wert für den Herzog nicht übersehen konnte. Zu höchster Freude mußte es ihm gereichen, daß der Herzog nicht allein sein noch nicht vierjähriges Wirken in seinem Dienste, das er vom Januar 1776 an rechnete, so glänzend vor aller Welt anerkannt, sondern er ihn zu einer Reise nach der Schweiz in seiner und seines Lieblings Wedell Gesellschaft bestimmt hatte, und es nicht verschmähte, in seinem elterlichen Hause einzukehren. Zum Abschied gab der Herzog am 11. dem sämtlichen Adel ein großes Dejeuner mit Tanz im Fürstenhause; denselben Abend reiste er mit Goethe und Wedell ab, niemand wußte wohin, nur der Frau von Stein und der Herzogin war bekannt, daß es zunächst nach Frankfurt gehe. Der Herzog reiste unter dem Namen des Oberforstmeisters von Wedell, während Wedell selbst als Kammerherr dieses Namens auftrat.

IV.

Von der Schweizerreise bis zur Übernahme der Kammer.

Das Geheimnis, in welches diese längere Reise gehüllt war, regte die alten Gegner des Emporkömmlings, der es in so kurzer Zeit zum Geheimerat gebracht hatte, um so heftiger auf, als man sich den abenteuerlichsten Einbildungen überließ. Aber was kümmerte das die glücklichen Reisenden, die sich freuten, endlich der langweiligen Hofluft entrückt zu sein und in der weiten, freien Natur sich selbst leben, die frische, heitere Luft des prächtigen Herbstes einatmen, die neue wechselnde Umgebung auf Geist und Herz wirken lassen zu können. Die Reise war keineswegs eine flotte Studentensuite, sondern jeder der Reisenden hatte seinen Diener (der Herzog auch noch einen Reitknecht) bei sich und sie führten mehrere Pferde mit sich, waren auch mit den nötigen Kleidern versehen, um überall in vornehmer Gesellschaft auftreten zu können. Goethe drängte sich keineswegs hervor, sondern hielt sich zurück und da, wo der Herzog sein Inkognito aufgab, zeigte er sich als geschmeidiger Hofmann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. In Kassel erfreuten sie sich besonders der Gemäldegalerie und der Unterhaltung mit dem Weltreisenden J. G. Forster. Der Herzog befragte diesen über vieles, aber alle seine Fragen zeugten von lebendigem Anteil, fern von leerer Neugierde. Eine der höchsten Freuden war es für Goethe, den Herzog am schönsten Septemberabend in sein väterliches Heim einzuführen, und diesen entzückte es herzlichst, ihn und die Seinigen so beglücken zu können. Man stieg vor dem Hause ab, um die Mutter recht zu überraschen, die an ihrem runden Tische saß, als ihr Wolfgang, ihr „Hätschelhans“, mit dem Herzog und Wedell eintrat und ihr jubelnd um den Hals fiel, zur innigen Rührung seiner Begleiter. Frau Aja, wie sie allgemein am Hofe hieß, lief, „wie betrunken“, auf den Herzog zu, begrüßte ihn halb weinend, bald lachend, und wußte vor Freude nicht, was sie thun sollte. Auch der gemütliche Wedell, den schon Wolfgang ihr als einen der liebenswürdigsten Menschen geschildert hatte, nahm reinen Anteil an der Familienfreude. Der bald darauf eintretende Vater verstummte vor Wonne. Er, der entschiedene Gegner alles Fürstenwesens, sah jetzt den Herzog als

Freund und Gast in seinem Hause, das er dadurch eben auf das höchste ehrte, daß er hier, wie bei Verwandten, wohnen wollte. Es traf sich sehr gut, daß diesmal trotz der Messe keine fürstlichen Herrschaften in Frankfurt waren. Das Konzert im Gasthofe zum roten Hause, die adelige Gesellschaft im Braunfels und das Theater wurden besucht, besonders aber erfreute sie Mercks Ankunft, der sofort von dem seltenen Glücke des Goetheschen Hauses benachrichtigt und dringend dahin eingeladen worden war. Die fünf Tage, welche sie verweilten, waren durch den heitersten Sonnenschein unendlichen Herzensglückes verklärt. Die Eltern freuten sich besonders, daß ihr Wolfgang gesunder und männlicher geworden, und seine alten Freunde ihm noch so lieb waren und ihn so liebten wie früher. Alle Verwandten und Bekannten strömten herbei, die jungen Mädchen, die sich Sonnabends bei der Frau Aja versammelten, waren voll Jubel, besonders groß war die Freude der achtundsechszigjährigen Großmutter. Und wie viele Oheime, Tanten, Vettern und Nichten drängten sich zu! Der Oheim Textor war Schöff, die Tanten mit dem kindergesegneten Handelsmann Melber, dem Pfarrer Starck und dem Obersten Schuler verheiratet. Auch der gleichfalls verheiratete würdige Schöff Hieronymus Schlosser gehörte mit zur Familie. „Alle Welt wollte auch des Goethe seinen Herzog sehen", schrieb Frau Aja; „meine Stube war immer voll Menschen, die mit Schmerzen warteten, bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunter kamen. Der beste Fürst trat voll Freundlichkeit in die Stube, ließ sich von allen beschauen, redete mit einem und dem andern, alle Anwesenden waren froh und fröhlich." Die schönen Wildbretbraten und die alten Rheinweine der Frau Rat schmeckten dem Herzog vortrefflich, besonders mundeten ihm die schönen Trauben. Die Scheidenden versprachen auf der Rückreise länger zu verweilen. Als Ziel der Reise wurde Goethes Schwager Schlosser in Emmendingen und Lavater in Zürich bezeichnet, wie auf Goethes Reise vom Sommer 1775; sie verrieten nicht, daß sie die Gebirge zu besteigen hofften, „mit Beistand des Himmels", wie Goethe schon am 24. der Frau von Stein vertraute, „in den großen Gestalten der Welt sich umzutreiben und ihre Geister im Erhabenen der Natur zu baden." Derselbe Glaube an die Gunst seines Schicksals, der so herrlich vor zwei Jahren beim Besteigen des Brockens mitten im Winter belohnt worden war, beseelte Goethe auch jetzt. In Weimar, wo man durch die Kunde, die Reise gehe in die Schweiz, überrascht wurde, fabelten Klatschsucht und neidischer Haß, Goethe habe den Herzog zu einem Besuche Italiens verleitet.

Das wunderschöne Wetter, die herrliche Rheinische Luft und das fruchtbare, im vollen Obst- und Weinsegen prangende Land gaben den von allen drückenden Geschäften und dem eintönigen Alltagsleben befreiten Reisenden

das glücklichste Behagen, das sich bei so geistvollen, in größter Offenheit sich gegeneinander ergehenden Naturen oft in heiterster Laune aussprach, aber auch an ernsten Beobachtungen und Betrachtungen über so manches Neue, sowie an vergleichenden Rückblicken auf die Weimarischen Zustände fehlte es nicht. In Speier widmeten sie einen ganzen Nachmittag den Gemäldesammlungen und dem Dom. Da es Goethe trieb, seine in Sessenheim vor acht Jahren verlassene Jugendgeliebte, auch in Straßburg Lili, in der Hoffnung freundlicher Versöhnung wiederzusehen, so verließ er bei Selz die Gesellschaft, um in Drusenheim wieder mit ihr zusammenzutreffen. Von der Sessenheimer Pfarrerstochter hatte er wohl Karl August früher so wenig wie Frau von Stein verraten, jetzt aber erschloß sich gegen ihn sein Herz, das, als sie sich in Drusenheim wiederfanden, wie von einem Alpdruck befreit und hoch erfreut war, daß es nun auch wieder mit Zufriedenheit an dieses Eckchen der Welt denken konnte. Straßburg, wohin sie an einem Sonntage, den 26., vor Mittag eintrafen, war den Reisenden so bekannt, daß sie nur bis zum nächsten Morgen blieben. Der Herzog behielt hier streng sein Inkognito bei. Goethe ging sofort zu Lili, wo er die freundlichste Aufnahme fand; er blieb zu Mittag und versprach abends wiederzukommen. Nach Tisch ging er mit dem Herzog, den der Ausdruck seiner Freude über Lilis Glück und ihre freundliche Erinnerung anziehen mußte, auf den Münster, später ins Theater, wo eine Stunde lang Paisiellos treffliche Musik sie erfreute. Während Goethe bei Lili war, spielte sich ein nicht zum angenehmsten endendes Liebesabenteuer Wedells ab, das uns nur aus einer starken Travestie Einsiedels bekannt ist. Karl August scheint diesem die Geschichte in seiner derb drolligen Weise erzählt zu haben. In dem noch vorhandenen Scherze, der sofort auch Goethes Mutter mitgetheilt wurde, war unter dem Titel „Das Buch vom schönen Wedell“ in biblischem Ton erzählt, wie dieser Sohn Nimrods mit seinem Fürsten eine Stadt am Rheine besucht und sich in eine Sängerin verliebt habe. Das Weitere ist so ins Groteske ausgeführt, daß das wirkliche Begebnis kaum durchscheint, was darin bestanden zu haben scheint, daß Wedell bei einer Sängerin übel ankam und schließlich zur Thüre herausgeworfen wurde.

Am Abend des 23. kamen sie im Hause von Goethes Schwager, dem Oberamtmann Hofrat Schlosser, in Emmendingen an, das der Herzog mit gleicher Ehre wie Goethes Elternhaus auszeichnete. Wie tief schmerzlich es auch Goethe traf, seine Schwester nicht mehr zu finden, die an ihre Stelle getretene Fahlmer, seine Herzensvertraute zur Zeit der Liebe zu Lili und des Eintritts in Weimar, sein Schwager und einige Freundinnen (eine dort verheiratete und eine andere Tochter des Kaufmanns Gerock) waren ihm so nah wie sonst; die Kinder fand er schön, munter und gesund. Von Emmen-

dingen schrieb er an Fritsch, dessen Mitteilungen die einzigen waren, die ihn hier trafen: „Unsere Reise war sowohl für Mann als Pferd so glücklich als möglich. Wir sind nun an den Pforten der Schweiz, und hier wollen wir unsere Pferde durch zweitägige Ruhe zu dieser beschwerlichen Reise vorbereiten.“ Schlosser machte auf den Herzog einen äußerst guten Eindruck; dieser freute sich wieder ganz seines alten Goethe. Der Herzog verdiene Goethe zu haben und Herzog zu sein, schrieb er an Merck. Auch der schöne, offene und lustige Wedell gefiel. Schlosser, seine Gattin und die Freundinnen begleiteten die Reisenden bis nach Freiburg und ins Höllenthal. „Einen guten Tag mit Schlosser und den Mädels“, berichtet Goethe.

Daß sie mit dem Oktober die Schweiz betraten, zeigte der Herzog selbst sofort Frau Aja an, der er für ihre vortreffliche Bewirtung herzlich dankte, mit der Versicherung, daß er so sehr als jemand sie schätze und liebe. Er schloß mit dem Wunsche, sie möge gesund bleiben, damit sie bei ihrer Rückkehr Freude an ihr erlebten. In Basel wurde alles Merkwürdige, auch die Fabriken besehen, wobei Goethe sich der guten Beobachtung des Herzogs, besonders auch seiner Lust an den trefflichen Holbeins, freute. Man entschied sich hier, nicht geradezu auf Zürich zu gehen, sondern ernstlich die Schweiz zu bereisen, deren Schönheit den Herzog anmuten und erwärmen, deren unendliche Größe ihn mächtig ergreifen und von dem Hange zum Abenteuerlichen heilen sollte. Ehe sie am 8. Oktober von Thun aus sich zu den Gletschern des Berner Oberlandes wandten, ließ Goethe Lavater, zu dem schon der Ruf von seiner mit dem Herzog angetretenen Reise gedrungen war, die Meldung zugehen, daß sie auf einem Ummwege zu ihm kommen würden; zugleich bat er um Angabe einiger Menschen in Bern, Lausanne, Genf, Luzern, Zug &c., die Lavater kenne und die zu kennen auch ihm Freude machen werde. Vom Herzog, mit dem er nicht prunken mochte, ist im Briefe gar nicht die Rede. Nach glücklicher Vollendung der „merkwürdigen Tour durch die Bernischen Gletscher“ schrieb er an Frau von Stein: „Wäre ich allein gewesen, ich wäre höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich thun, was mäßig ist. Doch könnt' ich uns mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und, wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Müh' und Gefahr ist, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh' und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmutig in mir drüber geworden . . .: wenn ich aber wieder sehe, wie jedem der Pfahl ins Fleisch geben ist, den er zu schleppen hat, und wie er sonst von dieser Reise wahren Nutzen hat, ist alles wieder weg. Er hat eine gar gute Art von Aufpassen, Teilnahme und Neugier, beschämt mich oft, wenn er da anhaltend und dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen

oder gleichgültig bin." Da sie auf die Eisgebirge sich nicht wagen wollten, so bestiegen sie den dem Tschingelgletscher gegenüber liegenden Steinberg. Einen gewaltigen Eindruck machte der mehreremal gesehene Staubbach. Durch diesen wurde Goethe zu der bekannten Ode begeistert, die ursprünglich als Wechselgesang zweier Geister in der Wüste gedacht war.

Darauf wurden in Bern alle Merkwürdigkeiten, neben Gemäldesammlungen auch Naturalienkabinette, angesehen, über den äußern Stand der Stadt und des Kantons Beobachtungen gemacht, bedeutende Männer und Künstler besucht, deren persönliche Bekanntschaft Goethe höchst wichtig schien. Lavater hatte ihm auch den damals vierzigjährigen Kirchberger, den Verfasser moralischer und ökonomischer Schriften, empfohlen. Diesen sprachen sie anderthalb Stunden auf seinem etwa zehn Minuten vor der Stadt an der Schloßhalde gelegenen Landgute, wobei Goethe sich offen erging, da er fand, daß bei ihm alles gar hübsch zusammenhing und er für sein Alter eine schöne Gelenksamkeit der Gedanken besaß. Kirchberger berichtete einem Freunde: „Ich berührte einige von seinen Saiten, die mit den meinigen übereinstimmten; hierauf blitzte er mit eigenen Begriffen um sich her, die aufeinander folgten wie Wetterleuchten an einem Sommerabend. Goethe beim Herzog ist ein ganz anderer Mann, weil das regime für den Herzog nicht das gleiche sein kann, wie für Sie oder jemand anders insbesondere; dies wird noch komplizierter, wenn Fremde gegenwärtig sind." Eine von Lavater mitgeteilte Äußerung Jung Stillings über den „Bruder Herzog" veranlaßte Goethe zu der scharfen Bemerkung: „Es ist nur, seit man den Katzen weis gemacht hat, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumfielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Tiere gebildet sind." Daß der Herzog sich in Bern oder in der Umgegend zu geschlechtlichem Genusse hinreißen ließ, möchte sich aus seiner im nächsten Jahre an Knebel gerichteten Äußerung ergeben, im Kanton Bern seien die Subjekte dazu vortrefflich. Goethe durfte ihm hierin nicht als sittlich strenger Mentor gegenübertreten.

Von Bern machten sie als „neugierige Reisende", die auch den Resten altrömischer Kunst ihre Aufmerksamkeit schenkten, kleinere Tagereisen. Die ewige Abwechslung that ihnen recht wohl; bei ihrer Rückkehr sollten die Freunde „des alle genießen". In Lausanne zog sie der Genfer See, der Meister von allen, die sie bisher gesehen, mächtig an. Hier statteten sie der Herzogin von Kurland einen kurzen Besuch ab. Goethe war von Lavater an die frühere Geliebte des Erbprinzen von Braunschweig, Frau von Branconi, empfohlen, deren wundervolle Schönheit, „Geist, Leben und Offenmut" ihn

hinrissen. Der Herzog und Wedell hatten unterdessen andere Wege gefunden. Von Rolle ritt Goethe allein zu Mercks Schwiergereltern, doch holte er mit dessen Schwager die Freunde ab, und sie genossen auf dem Dent de Vaulion den köstlichsten Tag. Mercks Verwandte waren von dieser ganz einzigen Reisegesellschaft hoch entzückt.

In Genf wurden die bedeutendsten Gelehrten besucht; der Herzog ließ sich hier malen. Goethe wollte es in Rousseaus düsterer Vaterstadt nicht wohl werden, vielleicht infolge von Genüssen, denen sich Karl August hier überließ. Man erinnert sich der Szene, welche Goethe in den im Februar 1796 gedichteten Briefen Werthers aus der Schweiz nach Genf verlegt; sie ist freilich ganz anderer Art, als daß wir sie dem Herzog zutrauen dürften, aber die Wahl des Ortes könnte doch durch Erinnerungen an den sinnlichen Genuß veranlaßt sein, dem Karl August sich dort hingab. Gegen Lavater gedenkt Goethe des herzoglichen Reisegefährten erst in dem Briefe aus Genf: er will ihm von diesem nichts voraussagen, da die gescheidtsten Leute ihn falsch beurteilten; der edle Freund soll ihm das Haupt wie mit köstlichem Balsam salben und er wolle sich mit diesem in stillem über ihn freuen. Karl August hatte sich die Besteigung der Savoyischen Eisgebirge vorgesetzt. Da man ihm vorstellte, daß sie bei der vorgerückten Jahreszeit gefährlich sei, und man daraus eine Staats- und Gewissenssache machen wollte, entschloß er sich, wohl durch Goethe veranlaßt, der die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, den berühmten Bergbesteiger Professor de Saussure zu befragen. Dieser entschied zu ihrer Freude, man könne den Weg in dieser Zeit so gefahrlos wie in einer frühern machen; er gab genau an, was man in den kurzen Tagen sehen könne, wie man gehen und welche Vorsorge man gebrauchen müsse. Nur Wedell, der an Schwindel litt, ging mit den Pferden und den Dienern ins Wallis, während der Herzog und Goethe in Begleitung von Wedells Jäger Hermann ihre mühevolle Reise antraten; in St. Maurice wollten sie wieder zusammentreffen. Zunächst galt es, trotz aller Schwierigkeiten in die Höhle von Balme herabzusteigen, zu deren steiler Felsenwand man nur mit Hülfe einer Leiter und übergebogener Nußbaumäste mit daran befestigten Stricken gelangen konnte. Von Sallenches wurde der Weg nach Chamouny zu Fuß gemacht, wo abends der plötzlich ihnen erscheinende Eisgipfel des Montblanc einen ganz wunderbaren Eindruck übte. Es fehlte dabei nicht an Gesprächen über die unendliche Sternenwelt. Am andern Morgen bestiegen sie in Begleitung zweier Führer den Mont-Anvert, wo man den offensten Blick auf das Eismeer des Montblanc genoß. Der ältere Führer gestand, er habe in den achtundzwanzig Jahren seines Gewerbes noch nie in so später Jahreszeit Fremde heraufgeführt, doch sollten sie alles so gut wie im August sehen.

Das war für den Herzog der rechte Mann; er ließ ihn im nächsten Jahre durch Knebel grüßen. Vom Eismeer mußten sie sich bald zurückziehen, da sie weder Fußeisen noch beschlagene Schuhe hatten. Beim Anblick der großartigen Natur kam es zwischen dem Herzog und dem brüderlichen Freunde zu den gehaltvollsten, durch die neue Tier-, Pflanzen- und Steinwelt angeregten Gesprächen. Trotz der ungünstigen Wetteraussicht wählte man am nächsten Tage den beschwerlichen Weg über den Col de Balme, und auch diesmal war das Glück ihnen günstig, wenn sich auch auf dem langen, sehr rauhen und wilden Abstieg Wind und Schnee einstellten. Übermüdet gelangten sie am Abend des 6. November nach Martinach.

In Weimar war man um die Reisenden besorgt gewesen, da man dort äußerst schlechtes Wetter hatte. Stärker als die Sorge war das Übelwollen von Goethes Gegnern, die darüber schmälten, daß dieser den Herzog zu einer in dieser Jahreszeit geradezu tollen Reise verführt habe. Freilich waren der Hof und die Freunde darüber in Ruhe, da sie regelmäßig Bericht über die trefflich gelungene Fahrt empfingen; auch vertrauten sie darauf, daß Goethe beim Umschlagen des Wetters es nicht dulden werde, daß sie offenbarer Gefahr sich aussetzten. Der Herzogin-Mutter wurde der Kopf von allen den berichteten Herrlichkeiten schwindelig, die sie gern selbst mit erlebt hätte.

Saussure hatte ihnen geraten, den Weg nach der Furka zu Pferde zu machen, dann über den Simplon nach Domo d'Ossola, dem langen See, Bellinzona und den Gotthard hinauf zu gehen. Allein ihrem durch das Gelingen der bisherigen Bergfahrt gesteigerten Mute dünkte es schöner (auch war es kürzer und entsprach ihrem frühern Plane, Italien nicht zu berühren), über die Furka, wo aber vielleicht der Weg schon mit Schnee versperrt war, zum Gotthard vorzudringen. Doch wo sollten sie mit den Pferden bleiben? Ganz ruhig wollten sie wie bisher den Umständen die Entscheidung überlassen. Von St. Maurice, wohin Wedell mit den Pferden und den Dienern kam, kehrten sie nach Martinach zurück. Von Seyters machten sie, während Wedell sich mit den Pferden nach Leuk begab, den schwierigen Weg über das ungeheure Gebirge, welches Wallis von Bern scheidet, und stiegen die in eine steile Felsenwand gehauene, gefahrlos an schroffen Abgründen vorüberführende Straße nach Leukerbad am Fuße der Gemmi hinab. Die unaussprechbare Einsamkeit und das wunderbare Treiben der Wolken bewegten ihnen ahnungsvoll die Seele. Welche Gedanken muß in diesem „Brunnen" das vertraute Gespräch den Freunden erregt haben? Wer solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden, äußert Goethe dabei, habe, wenn er sie mit eigenen Empfindungen und Gedanken zu empfinden wisse, einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens ver-

bessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben könne; die Menschen seien unter so großen Naturgegenständen weniger merkwürdig.

Im frischen Schnee ging es am nächsten Morgen nach dem garstigen Städtchen Leuk. Hier stellte Wedell vor, es werde sehr beschwerlich sein, mit den Pferden weiter zu gehen, da die Ställe enger und kleiner würden und der Hafer seltener, ja, weiter im Gebirge, wie man sage, ganz ausgehe. Deshalb sollte Wedell über Bex und Vevay nach Luzern gehen, der Herzog und Goethe wollten den Weg durch das Wallis fortsetzen und versuchen, irgendwo auf den Gotthard zu dringen, und dann über den Vierwaldstättersee mit dem Freunde zusammentreffen. In Brieg, wohin sie mit einem Schwäbischen Metzgerknechte und dem Treiber ihres Maultieres gingen, trat nun die Frage ernstlich an sie heran, ob sie doch nicht den von Saussure angegebenen, zu jeder Jahreszeit gangbaren Weg einschlagen oder wirklich die Furka zu übersteigen wagen sollten. Das Verlangen, trotz der ungünstigen Jahreszeit über diese zu dringen, hatte Goethe fieberhaft ergriffen, wie vor zwei Jahren der Drang nach dem Gipfel des Brockens, aber wenn er damals sich allein befand, konnte er jetzt seine Ahnungen mit dem herzoglichen Freunde austauschen, und sie gegenseitig sich zum tapfern Festhalten an ihrem Plane ermuntern. Ein noch festeres Bindemittel als gemeinsame Not und Unglück ist die Durchführung eines gewagten Planes und gegenseitige Mahnung zum Ausharren. Was hätte die Seelenverbindung innerlicher vertiefen können als dieses Beraten des beiden gleich am Herzen liegenden Planes, wobei Goethe wohl in festem Vertrauen auf das ihm stets gewogene Schicksal, der Herzog in leidenschaftlicher Hartnäckigkeit und Sucht zum Abenteuerlichen es dem Genossen zuvorthat. Jedenfalls wollte man bis zum äußersten Punkte des Wallis vordringen, sich dort erst entscheiden, ob man über die Furka gehe oder sofort nach Brieg zurückkehre und von da in einem weiten Umweg zum Gotthard sich wende; denn Saussures Plan, über den Simplon zu gehen und eine Strecke Italiens mitzunehmen, zog sie nicht an, noch weniger konnten sie Lust fühlen, wieder das ganze Wallis zurück und über Bern nach Luzern zu gehen.

In Münster, dem Hauptorte von Wallis, erkundigte man sich nach dem Übergange über die Furka, aber niemand wußte über das nur zwei Stunden entfernte Gebirge etwas Bestimmtes zu sagen, doch widerrieten manche sehr lebhaft das Wagnis. Mit dem Gedanken, daß es trotz allem gehen müsse, legte man sich abends zur Ruhe und machte sich am schneeigen Novembermorgen (den 12.) schon um 7 Uhr auf. Die Windwehen ließen sie einigemal den Weg verfehlen. Als sie zwei Stunden später in Oberwald

eintrafen, wunderte man sich allgemein, „solche Gestalten in solcher Jahreszeit zu sehen". Auf die Frage, ob der Weg über die Furka noch gangbar sei, erwiderte man: ihre Leute gingen den größten Teil des Winters darüber; ob es aber den Herren gelingen werde, wüßten sie nicht. Ein auf ihren Wunsch erscheinender Führer, ein untersetzter starker Mann, erklärte sich nach einigem Bedenken bereit, sie hinüber zu bringen. Sogleich kehrte er mit einem noch größern und stärkern Genossen zurück, der den Mantelsack auf den Rücken hockte. Bald verlor sich der Fußpfad und es ging durch den Schnee den Berg hinauf. Im Rhonethal führte der Weg bei dem gewaltigen, an seinen vitriolblauen Spalten erkennbaren Gletscher nahe vorüber. Einmal versanken sie in tiefen Schnee. Durch die Geschicklichkeit und Leichtigkeit der vorangehenden Führer ermutigt, kamen sie nach einem Marsch von viertehalb Stunden endlich auf dem Sattel der Furka an. Aber leider konnten jene ihnen nicht verschweigen, daß sie beim Herabsteigen durch noch tiefern Schnee müßten. Um nicht in der Kälte stille zu stehen, verweigerten sie den Führern, in einer zugeschneiten steinernen Hirtenhütte etwas zu essen. Nach weitern viertehalb Stunden wurden sie durch den Anblick der zerstreuten Dächer von Realp erfreut. Dort nahmen die Kapuziner sie freundlich auf. Am andern Morgen ging es bei klarstem Himmel über Hospital, wo Goethe vor vier Jahren mit seinem jungen Freunde Passavant gewesen war, zum Hospiz auf dem Gotthard. Von hier aus schrieb Goethe, ehe sie am 14. den Berg hinabstiegen, an Lavater, dem er seine Ankunft am 19. oder 20. anzeigte: mit dem preiswürdigsten Glücke seien sie durch die erhabensten Gegenden gekommen.

Schon am 18. langten der Herzog, Wedell und Goethe in Zürich an, wo letzterer sofort zu Lavater eilte, während die Reisegefährten in dem vortrefflichen Gasthofe zum Schwert bei Rittmeister Ott abstiegen. Zürich war Goethe genau bekannt. Der Herzog sah sich auch hier in seiner Weise um. Von bedeutenden Leuten besuchte man Bodmer und Salomon Geßner. Ein ausführlicher Bericht des erstern über des Herzogs, Goethes und Wedells doppelten Besuch, einmal mit Lavater, das anderemal mit dem Colonel Escher, hat sich erhalten. Das erstemal sagte der Herzog, er komme, den Vertrauten Homers kennen zu lernen. Goethe küßte ihn und fragte, ob er ihn nicht mehr kenne. Alle waren voll vom Lobe seiner Übersetzung der Odyssee, die ihr Reisegefährte gewesen. Auf dem Lemanischen See [vielmehr dem Thuner See], bemerkte Goethe, habe er sie gelesen, um sich mit Ulysses auf die Beschwerden der Alpen und der Eisgebirge zu stärken, auf den Alpen sie den Älplern vorgetragen. Auch auf Stolberg, Klopstock, Herder, Wieland kam die Rede, wobei sich die Besuchenden hüteten, eine von dem achtzigjährigen Patri-

archen, zu dessen Schonung Lavater sie nicht erst anzumahnen brauchte, wesentlich abweichende Meinung zu äußern. „Der Herzog redete viel, ganz sanft und vertraulicher als einer unserer Zunftmeister, Goethe weniger und ernsthaft“, erzählt Bodmer. So trat er auch hier bescheiden hinter seinem Herzog zurück. Bodmer schickte abends an Lavater seine Übersetzung der Argonautika des Apollonios für den Herzog und ein Gedicht „Evadne und Kreusa“ für Goethe. Tags darauf kamen beide zu ihm. Der Herzog sagte, mit großem Vergnügen habe er die Übersetzung gelesen, und fragte viel. Auch diesmal sprach Goethe sehr wenig, gab nur mit Zuwinken seine Beistimmung zu erkennen. Bei Geßner war viel von Wieland die Rede. Aber das Bedeutendste, was Zürich den Reisenden bot, war Lavater und seine stillfromme Familie. In dem Kreise seiner Freunde, unter denen Pfenninger die erste Stelle einnahm, fand Goethe „eine Engelsstille und Ruhe, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freude und Schmerz“, dessen Hauptgrund er im glücklichen Familienleben fand. An Frau von Stein schrieb er einige Tage nach ihrer Ankunft: „Die Bekanntschaft von Lavater ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, und eine Weide an Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird.“ Eine Woche später: „Wir sind in und mit Lavater glücklich; es ist uns allen eine Kur, um Lavater zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut.“ Diese stille Ruhe und Zufriedenheit, der schärfste Gegensatz von Karl Augusts Hast und leidenschaftlichem Hang zu Großem und Abenteuerlichem, sollte, hoffte er, beruhigend und besänftigend auf diesen wirken und das Verlangen nach innigem Familienleben in ihm wecken. Häufig kam bei Lavater die Rede auf dessen Physiognomik, von der eine französische Ausgabe erscheinen sollte. Des Herzogs Liebhaberei an Kupferstichen und Holzschnitten fand reiche Nahrung. Manche wurden in Zürich von ihm zusammengebracht, auch Aufträge und Geld für solche zurückgelassen, wogegen sich Goethe erbot, Lavaters Sammlungen von Abdrücken Dürers, Schöns und des Lukas von Leyden zu ordnen und zum Teil zu ergänzen. Eine größere Anzahl sehr schöner Zeichnungen hatte der Herzog für die Zeichenakademie bestimmt. Deshalb beauftragte Goethe schon am 29. den Chatoullier Bertuch, zwölf Rahmen nach vorhandenen Gläsern machen zu lassen, damit nach ihrer Rückkunft diese Zeichnungen sofort aufgehängt werden könnten, die der Akademie ein neues Leben geben würden. So war man auch auf der Reise für Weimar besorgt. Welchen Eindruck Karl August auf Lavater gemacht, ergiebt die zwei Jahre später gegen Knebel gemachte, freilich überspannte Äußerung,

dieser und sein Bruder Konstantin seien und blieben doch ewig ein eigenes auserlesenes, von Gott im Himmel bezeichnetes Paar, wenn auch Konstantin schwächer sei; in der Nähe solcher Menschen finde er sich so schwach und klein.

In Weimar wurden die Gegner immer giftiger, je länger die Reisenden ausblieben, die so viel schönes Geld draußen verzehrten, wohl gar nach Italien gehen würden. Der Herzog war mit Fritsch in beständiger Geschäftsverbindung geblieben; alles, was er auf der Reise verfügte, war auch mit Goethe besprochen worden. Um ein möglichst erwünschtes Verhältnis zu diesem vorzubereiten, bestimmte Karl August den Freund, diesen auch einmal auf der Rückreise brieflich zu begrüßen. „Die anhaltenden guten Nachrichten von Weimar", schrieb Goethe diesem am letzten November von Zürich aus, „haben Serenissimi Zufriedenheit bei Ihrer Tour vollkommen gemacht, und uns andere an unserm Teil nicht wenig erfreut. Auch was mich betrifft, kann ich diese Zeit unter die glücklichste meines Lebens rechnen, und wenn ich bei meiner Rückkunft die alten freundschaftlichen Gesinnungen und die Gewogenheit von Ew. Exc. noch unverändert antreffe, so bleibt mir nichts für den Augenblick zu wünschen übrig."

Lavater konnte es nicht unterlassen, die am 2. Dezember abgegangenen lieben Reisenden in Schaffhausen zu ihrer höchsten Freude zu überraschen. In seiner Gegenwart wurde der Rheinfall noch einmal, leider bei trübem Wetter, wo er ihnen aber noch stärker schien, angesehen. „Es ist mit dem Lavater wie mit dem Rheinfall," schrieb Goethe an Frau von Stein: „man glaubt auch, man habe ihn nie gesehen, wenn man ihn wiedersieht; er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten." In der Nähe des Rheinfalls hielt Goethe mit ihm ein bedeutendes Gespräch über das Erhabene, das den Herzog erfreute, da es beide in vollstem geistigen Glanze zeigte. Goethe hatte schon jetzt den Gedanken gefaßt, eine einfache Schweizeridylle zu dramatisieren, die in glücklicher musikalischer Komposition mit passender Verwendung der einheimischen Örtlichkeit und Sitten auf dem neuerbauten Weimarischen Theater eine köstliche Wirkung üben und so eine Art dichterischer Verklärung der so viel angefeindeten wie glücklich durchgeführten Schweizerreise bilden sollte.

Zu Stuttgart wurden die Reisenden unerwartet aufgehalten. Von Lavater waren der Herzog und Goethe an seinen Freund, den Hof- und Domänenrat Hartmann, empfohlen. Herzog Karl Eugen hatte schon vorher vermutet, der Baron von Wedell aus Weimar, dessen Ankunft er erfuhr, sei sein fürstlicher Vetter, was ihm Hartmanns Mitteilung von Lavaters Empfehlung bestätigte. Er ließ diesen durch einen Kammerdiener zu sich einladen und besuchte ihn selbst. Bestand derselbe auch auf seinem Inkognito, so ließ sich doch Karl Eugen nicht abhalten, den Schutzherrn des Weimarischen Musenhofes, an dem die

Sterne Wieland, Goethe und Herder leuchteten, alle Ehre zu bezeigen und ihm einen Blick in seine eigenen Schöpfungen zu eröffnen. Auch achtete die privilegierte Stuttgartische Zeitung das Inkognito nicht, sondern nannte, jedenfalls mit Erlaubnis, wenn nicht auf Befehl von Karl Eugen, den Herzog von Weimar und Goethe. Schon am Abend der Ankunft, am 13., wohnte Karl August mit seinen Begleitern im Speisesaal der Militärakademie der Rede bei, mit welcher der Herzog wie gewöhnlich nach dem festlichen Abendessen die Prüfungen schloß, wobei er des hohen Besuches gedachte. Am folgenden Abend fand die feierliche Preisverteilung statt, wobei Karl August zur Rechten, sein Minister zur Linken des unter dem von Gold und Damast strahlenden Thronhimmel stehenden Herzogs sich befand. Die Glücklichen, unter denen der zu seiner Verzweiflung noch ein weiteres Jahr auf der Akademie festgehaltene Studierende der Medizin, der unscheinbare zwanzigjährige Eleve Friedrich Schiller, erhielten die Preise aus der Hand ihres Herzogs, des Rector magnificentissimus, wobei die Adligen seine Hand, die Bürgerlichen seinen Rockzipfel zum Danke küßten. Welche Bemerkungen die Weimarischen Gäste über dies prunkende Treiben des aufgeklärten Despotismus machten, ahnte Karl Eugen nicht. Den 15. ging es nach Ludwigsburg, dessen prachtvolles Schloß mit seinen weiten Plätzen und Gärten und dem alle deutschen Theater an Glanz überstrahlenden, verschwenderisch ausgestatteten Opernhause, der nahe Park mit dem Favoritschlößchen, die schattenreichen Baumgänge nach der Stadt hin, der früher durch Maskenfeste belebte See, der große Marktplatz mit seinen Arkaden bewundert werden mußten. Auch das Waisenhaus wurde besucht, mit dessen Lehrer Israel Hartmann Goethe sich vor zwei Tagen bei seinem Neffen längere Zeit unterhalten hatte. Er stellte diesen dem Herzog als Vater des 1775 zu Mitau jung verstorbenen Professors Hartmann vor. Als Hartmann zum Abschiede Goethe die Hand küssen wollte, reichte dieser ihm sein Gesicht dar. War der Vergleich mit Ludwigsburg auch für Weimar ungünstig, so durften sich doch der Herzog und sein Minister sagen, daß unter ihnen schon manches zur Verschönerung der Umgegend der Stadt geschehen sei und weiter geschehen solle, auf ihren neuhergestellten Lustschlössern ein viel freieres Leben herrsche, auch das Schloß wieder aus seinen Trümmern erstehen werde. Schon damals fühlte Goethe wohl, daß es, wie er später fand, dieser vornehmen Prachtrichtung an Geschmack fehle. Den 16. wurde in dem Hochgräflichen Hotel der Frau Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, der Geliebten des Herzogs, das Frühstück eingenommen, dann unter der Leitung des bloß von der Reichsgräfin begleiteten Herzogs selbst Hohenheim und die Solitüde besucht. Franziska sollte als wirkliche Herrin erscheinen, wenn auch die längst von ihm getrennte Her-

zogin noch lebte. Diese war eine höchst anmutige, fesselnde, auch durch seinen Geist ausgezeichnete Erscheinung, obgleich ihr wirkliche fürstliche Hoheit abging. Auch an Jagdbelustigungen fehlte es nicht. Der Hohenasperg mit dem noch immer in echt despotischer Weise gefangen gehaltenen Dichter Schubart wurde besucht, aber auch zu dem durch seine mechanischen Kunstwerke berühmten Pfarrer Hahn in Kornwestheim mußte Hartmann Lavaters Freunde begleiten. An den Abenden des 16. und 17. wurden von den für die Bühne bestimmten Eleven der Militärakademie und der unter der Reichsgräfin von Hohenheim stehenden École des Demoiselles zwei von Eleven der erstern in Musik gesetzte Singspiele nebst Ballett zur Aufführung gebracht, über welche, wie die Stuttgarter Zeitung berichtete, der Herzog von Weimar „besonders gnädigen Beifall und Vergnügen zu äußern geruhten". Mit Recht durfte Goethe an Frau von Stein schreiben, dieser achttägige Aufenthalt (er dauerte höchstens sieben Tage vom Abend des 12. bis zum Morgen des 18.) sei in allem Betracht sehr merkwürdig und für sie instruktiv, da sie hier vieles kennen lernten, das ihnen zur Nacheiferung oder zu belehrendem Vergleich dienen könne.

Von Stuttgart begab man sich zum verwandten Hof in Karlsruhe, wo die Langeweile stündlich wuchs. Der Markgraf hatte ebenso wenig wie seine Gemahlin, der Erbprinz und die Erbprinzessin (die Schwester der Herzogin Luise) diese Jahre über Weimar besucht, obgleich er 1777 in Dessau gewesen war. Auch diesmal kam es zu keiner Annäherung, obgleich es an höflicher Freundlichkeit nicht fehlte. Die Geniereise nach der Schweiz, von welcher so viel geredet und gefabelt worden, scheint verstimmend auf den Markgrafen und dessen wirtschaftliche Gattin gewirkt zu haben. Goethe berichtet am 20. vom ersten Tage (dem 19.): „Der Markgraf ist gefällig und unterhaltend, die Markgräfin gefällig und gesprächig, der Erbprinz in seine Augen retranchiert, die Erbprinzeß sehr passiv am Gängelbande der Frau Schwiegermama. Der zweite Prinz artig und möchte gern, der jüngste ganz ins Fleisch gewachsen." Den Herzog finde man wohl aussehend, doch habe sich bisher noch keine Herzlichkeit zwischen den hohen Herzen spüren lassen, was heute sich geben müsse oder nie, da sie am schon nächsten Morgen abreisen würden. In Mannheim, wo sie am Abend des 21. ankamen, besuchten sie das Nationaltheater, dessen Intendanten, den Bruder des Statthalters von Erfurt, sie schon in Stuttgart getroffen hatten. Den 22. wohnten sie der Vorstellung von Goethes „Clavigo" bei. Damals besuchte der zwanzigjährige Iffland den Dichter, der ihm riet, so lange es angehe, nicht das ihm zustehende Fach junger Liebhaber zu verlassen.

Spätestens von Mannheim aus richtete Goethe an Lavater die dringende

Bitte, alles, was er vermöge, anzuwenden, damit H. Füßli, von dem er so schöne Sachen bei ihm gesehen habe, den Entwurf zu einem Denkmal mache, das er zu Weimar im Parke dem glücklichen Erfolge ihrer Reise zu setzen gedenke. Schon ehe er nach Zürich kam, hatte er den Plan zu einem solchen gefaßt, aber selbst Lavater, noch weniger dem Herzog etwas davon verraten, da er letztern damit überraschen wollte. Doch hatte er schon, als Lavater ihm Füßlis Zeichnungen so sehr gelobt, den Wunsch gehegt, Füßli möge „aus seinem ungeheuren Reichtum etwas zu diesem guten Werke herübergeben", über das er mit einigen Künstlern verhandeln wollte. Seinen Plan trug er neben seinem Schweizerdrama auf der Rückreise mit sich herum und führte ihn in Gedanken immer weiter aus. Je näher er der Heimat rückte, um so entschiedener trat in ihm der Wunsch hervor, ein durchaus tüchtiges, auch der Anlage nach künstlerisch vollendetes Werk zustande zu bringen, wozu ihm Füßli, auf den Lavater so viel vermöge, nach dem, was er von ihm in Zürich gesehen, der rechte Mann schien. Gewiß habe Füßli in seinem Leben manchen Strich gemacht, der ihm nicht so erkannt und so gedankt worden sei, als es hierbei der Fall sein würde, schrieb er an Lavater, dem er die Wichtigkeit dieses Denkmals für sie warm ans Herz legte. Wie viel er für den Entwurf fordere, sei völlig einerlei, nur habe es damit Eile, da er noch diesen Winter das Denkmal vollenden und es im Frühjahr zum ersten Willkomm mit den Blüten und Blättern aufstellen lassen möchte. Die Größe desselben überließ er Füßli ganz; allenfalls könne man, um es etwas aus dem Auge zu rücken, zur Aufstellung einen Rasen einem Felsstück gegenüber wählen. Zwei Hauptgründe ließen ihn für seinen Plan schwärmen. „Du weißt, wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist," schrieb er, „und wie gewiß eine neue Epoche seines und unseres Lebens sich davon anfängt. Wenn wir nach Hause kommen, so lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort; dorthin, an einen schönen Platz möcht' ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre." Nachdem er seinen Gedanken eines vierseitigen Denkmals angegeben, das auf drei Seiten je eine Figur, das Glück, den Genius und den Grenzgott, auf der vierten die Inschrift zeigen solle: Fortunae duci reduci natis Genio et Termino ex voto, fährt er fort: „Sowohl auf dieser Reise als im ganzen Leben sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuldnern geworden. Das erstemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit alles mit günstiger Sonne und Gestirnen, den ganzen Weg, den wir machen, be-

gleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir aufhören sollten, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird: das alles zusammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß als wodurch alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben." Der Weihestein sollte die Ausführung eines von ihnen gemachten Gelübdes sein, da sie unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem Glücke einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und er selbst hatte sich schon während der Reise einen solchen gelobt. Die zweite Absicht war im Weimarer Parke ein würdiges Denkmal zu setzen, da dieser noch kein solches besaß, und zwar gegenüber dem in Mode gekommenen Spielen mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälse und Bäuche dem Herzog immer widerwärtig gewesen, ein „wahrhaftig wahres" und echt künstlerisches, wobei er hoffen durfte, daß auch die später dort zu errichtenden in demselben tüchtigen Sinne gehalten sein würden.

Von Mannheim ging es über Darmstadt, wo Merck besucht und vielleicht mitgenommen wurde, nach Frankfurt in Goethes Vaterhaus. Es wurde dies, wie man schon früher beabsichtigt hatte, als Absteigequartier benutzt, um von da aus die kleinen Höfe zu besuchen. Das trübe Wetter wurde nach einigen Tagen durch eine herrliche Kälte aufgeklärt. Am 29. (Goethe schickte an diesem Tage von Frankfurt aus „Jery und Bätely" zur Komposition an den Züricher Kayser) kam man nach Darmstadt, wo der Erbprinz seit der Rückkehr von Weimar seinen Winterwohnsitz genommen und sich schon vor zwei Jahren mit der Tochter seines Oheims vermählt hatte; sein Vater verweilte fortwährend in Pirmasens, der Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Von Darmstadt aus meldete Goethe am 1. Januar 1780: „Der Herzog ist munter und erkennt sich nach und nach im alten Elemente wieder, beträgt sich vortrefflich und macht köstliche Anmerkungen." Ihm selbst war es übel zu Mute; der Hof wollte ihm hier, wo eben nichts Bedeutendes wie in Stuttgart zu sehen war, nach dem Genusse der Alpenwelt, wechselvoller, angestrengter Reisetage und des Lavaterschen Familienkreises nicht behagen, doch führte er sich so leidlich als möglich auf. Gegen die Hofleute hatte er eine starke Abneigung; der Umgang mit ihnen zehre ihn ab, so daß er jetzt manchmal kaum noch die Wirkung der Schweiz spüre. Bei seiner Verstimmung kam es auch gegen den Erbprinzen, den er in Weimar liebgewonnen hatte, zu keiner offenen Erklärung, wozu der Umstand mit

beigetragen haben mag, daß er sich absichtlich zurückhielt, nur als treu ergebener Diener, nicht als Freund seines Herzogs erscheinen wollte. Von allen, die er am Hofe sah, zog ihn nur die vierundzwanzigjährige Tochter des Landgrafen Georg durch ihre Schönheit an, doch auch ihr trat er nicht näher. Der ganze Hof diente ihm nur als Studie. Auch das Melodrama, das die als Sängerin und Schauspielerin hervorragende Erbprinzessin selbst mit Hülfe ihres Gatten, der die gutbesetzte Kapelle leitete, zur Aufführung brachte, scheint ihm nicht besonders angesprochen zu haben. Noch weniger hatte es ihm am vorigen Tage auf dem Gute Dieburg des längst befreundeten, seit fünf Jahren entlassenen Mainzischen Ministers Groschlag behagt, wo man das neue Jahr unter kleinen Spielen heranwachte, trotz der Anwesenheit des Statthalters von Erfurt, des Grafen von Nesselrode, des Geheimerat von Diede und dessen Gattin. Am 2. besuchten sie Homburg, wo Goethe noch übler gelaunt war. „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter", klagte er am 3. „Hier jammern einen die Leute; sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht, und ein Fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich. Ins Feld kam man nicht, und unterm Dach ist wenig Luft." Wenn er schon von Karlsruhe aus geschrieben hatte: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!" wie viel tiefer mußte er dies an dem Hofe von Friedrich Ludwig empfinden, den er im Frühjahr 1772, wo er mit Merck dort freundliche Aufnahme gefunden, mit ganz andern Augen angesehen hatte. Von Darmstadt scheinen sie gegen den 5. nach Frankfurt zurückgekehrt zu sein. Erst am 10. besuchten sie von dort aus Hanau, das sie nach Konzert und Abendtafel wieder verließen. Vier Jahre später schreibt Goethe: „Die bösen Erinnerungen von 79 [80], Homburg, Darmstadt, Hanau, Ziegenberg, machen mir Reißen in den Gliedern." Beruht Ziegenberg hier nicht auf einer Verwechslung mit Dieburg, so müssen die Reisenden von Homburg oder später von Frankfurt aus das damals von Geheimerat von Diede bewohnte Schloß besucht haben.

In Goethes Vaterhaus stellten sich Fürst und Minister von der an den Höfen erlittenen Kälte und der magern Bewirtung wieder her. Von den in Frankfurt verlebten Tagen macht Frau Aja eine rosenfarbene Schilderung. „Meine Glorie war fast [d. h. sehr] groß und meine Freude ohne alle Grenzen," schreibt sie der Herzogin-Mutter. „Den besten Fürsten tagtäglich zu sehen war herrlich, aber ihn reden zu hören ging über alles . . . . Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntnis der Menschen bis in die innersten, kleinsten Falten des Herzens! Mit dem allen die ganz erstaunliche Entäußerung, als wenn das alles gar nicht da wäre — und das in einem

Alter von 22 Jahren! Wenn Er noch länger hier geblieben wäre, hätten mir die Leute mein Haus gestürmt; denn jedes, das einmal die Gnade gehabt hatte, Ihn zu sehen, wollte das Glück mehr haben. Jedem sagte Er was Verbindliches, jedem, was ihm Freude machte; besonders unsere Damen, Frauen und Jungfrauen sind so entzückt, haben in ihrem Leben noch so gar nicht gesehen — so einen Herzog! Diejenigen, die das Unglück gehabt haben Ihn nicht zu sehen oder zu sprechen, werden von den andern Glücklichern vor halb unehrlich gehalten. Der schöne Wedell hat auch überall Lob und Preis eingeerntet. Herr Geheimberat Goethe hat nicht minder bei seinen Landsleuten, Freunden und Bekannten einen guten Geruch zurückgelassen. Durchlauchtigste Fürstin! es war mit einem Wort das non plus ultra, und wir und unsere Freunde und unsere Stadt und die Höfe Darmstadt, Homburg und Hanau werden diesen Zeitpunkt gewiß so leicht nicht vergessen." Leider befand sich Goethe selbst, wie er drei Monate später Merck verrät, „in Frankfurt, und als sie in der Kälte an den Höfen herumzogen", nicht ganz wohl, was er aber am wenigsten in seinem väterlichen Hause zeigen durfte, wo der gute Rheinwein der in den siebenten Himmel entzückten Frau Aja den Reisenden zur Stärkung gereichte.

Auf der Rückreise wurde in Eisenach am Abend des 13. die Redoute besucht. Den nächsten Mittag kehrten endlich die lang ersehnten Reisenden nach Weimar zurück, wo sie gleich am Abend sich auf der Redoute zeigten. Goethe erschien als Schweizer Bauer. Es war die erste Redoute, die in dem zu diesem Zwecke unter Mitwirkung des von Leipzig gekommenen Oeser fertig gestellten Theatersaale stattfand. Alle Befürchtungen, die Hof und Stadt aufgeregt hatten, waren durch den Anblick der Heimgekehrten glänzend widerlegt. Freilich mochten ängstliche Seelen die großen Kosten berechnen, welche die Reise gemacht (sie beliefen sich mit Einschluß der Ankäufe von Kunstgegenständen auf 8922 Thaler): der Verdacht, Goethe werde den Herzog nach Italien schleppen, hatte sich als leer erwiesen, und die Art, wie beide jetzt auftraten, bewies den wohlthätigsten Einfluß der Reise. „Des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute" machte zu dessen Freude den besten Eindruck. „Es hat mich eine gewisse Honneteté angerochen," schrieb dieser selbst an Merck, „welche mir wirklich nicht einmal so in Darmstadt vorgekommen ist." Die Herzogin war ziemlich wohl, „nur ihre ohne dies nicht sehr leichte Natur war durch den gänzlichen Mangel von Abwechslung etwas niedergeschlagen". Ein herzliches Verhältnis hatte sich noch immer nicht eingestellt, doch war ihre bittere Mißstimmung gewichen. Seine Mutter fand der Herzog „gar brav und vortrefflich"; ihre Munterkeit und die lebendige Hin-

gabe an alles, was sie betrieb, machten ihr das Leben leicht, und den glücklichen Fort- und Ausgang der Reise konnte sie mit vollerm Herzen empfinden als die Herzogin, die sich freilich auch des von Frau von Stein mitgeteilten Reiseberichtes Goethes und des in den Briefen des Herzogs angeschlagenen Tones freute. War Goethe auch nicht, wie der Herzog und Wedell, stärker geworden, so sah er doch wohl aus. Er zeigte sich ungemein freundlich und munter, da die Bewegung der letzten Tage und das Gefühl, die so kühn unternommene Reise glücklich ausgeführt zu haben, ihn hoben. „Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden,“ vertraut er dem Tagebuch, „preist uns nun, und die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopöe! Das Glück giebt die Titel, die Dinge sind immer dieselben.“ Daß Füßli auf seinen Wunsch, ihm einen Entwurf zu einem Denkmal ihres Reiseglückes zu liefern, nicht einging, verschmerzte er bald, und er ließ die ganze Sache fallen, da er verzweifelte, etwas wirklich Großartiges zu Stande zu bringen, wie er es von Füßli erwartet hatte. Selbst Oeser schien ihm dazu nicht der rechte Mann, und die Sache hatte Eile.

Während der viermonatlichen Abwesenheit hatte sich so manches Geschäftliche bei Goethe gehäuft, daß zunächst viel aufzuräumen war; doch wollte er daneben sein geistiges Schaffen nicht aufgeben, ohne das ihm die Last der amtlichen Thätigkeit unerträglich gewesen wäre. Auch suchte er in die Weimarische Gesellschaft neues Leben zu bringen. Als er am 17. Wieland besuchte, kam es zu einem „guten Gespräche“, das „die Aussicht bessern Zusammenlebens“ gab; man verhandelte über eine zu gründende Gesellschaft. Persönlich dachte er an das Eintreten in die Loge Amalia, da er auf der Reise bemerkt hatte, wie sehr es ihn gefördert haben würde, wenn er dem Orden angehört hätte. Daß derselbe auch einen unbilligen Einfluß auf die Empfehlung der Brüder übe, ließ er unbeachtet. Schon am 17. hatte er mit dem für die Ausbreitung der Freimaurerei in Weimar seit zwei Jahren thätigen Bode ein weitläufiges Gespräch über die Loge Amalia. Die Wiederanknüpfung der bisherigen freundschaftlichen Verbindungen kostete manche Zeit. An die Hebung der Redouten, die durch den neuen Saal schon eine besondere Anziehungskraft übten, durch dichterische Spenden konnte er zunächst nicht denken, da ihn so vieles andere zerstreute, aber seinem Fürstenhause dachte er in einer geistig durchwärmten Lebensbeschreibung seines Helden, des großen Bernhard, ein würdiges Denkmal zu errichten. Schon vor drei Jahren hatte ihn dessen Heldenleben angezogen, auf der Reise hatten manche Orte ihn an Bernhards Großthaten erinnert, und so dachte er jetzt ernstlich um so mehr an eine Darstellung desselben, als er in ihm so manche Züge seiner Urenkel, besonders Karl Augusts, wiederfand. Aber mitten in dem lebendigsten

Eifer, sich in seine Geschäfte und die Weimarische Gesellschaft neu einzuleben, ward er von einem starken Unwohlsein befallen, dessen Keim der Schluß der Reise gelegt hatte. Noch am 20. war er wegen der Quellen jener Lebensbeschreibung auf der Bibliothek gewesen, am folgenden Tage hatte er das Eis besucht, bei Hof gegessen, nach Tisch mit dem Herzog ein ausführliches Gespräch gehalten, war dann abends zur Redoute gegangen, aber, als er nachts um 1 von da zurückkehrte, sich einen starken Schnupfen geholt. Er beachtete ihn nicht, trieb vielmehr eifrig seine Geschäfte, die Kriegskommission und den Wegebau, und unterhielt sich bei Frau von Stein lebhaft über Lavater und ihr Verhältnis. Auch Herder ward besucht, den er einmal von der Reise durch Knebel hatte grüßen lassen. Nach dem Tagebuche erzählte er dort von „Stuttgart, Homburg, Hanau ꝛc.“, aber auch ohne Zweifel von Lavater, mit dem Herder wegen der Offenbarung des Johannes in Zwiespalt war. Abends ging er zum Herzog, wo er die Herzogin Luise traf; man sah physiognomische Kupfer, wahrscheinlich aus Lavaters neuer französischer Ausgabe. Die Herzogin war „sehr gut und aufmerksam und gefällig“. Erst um 10 Uhr verließ er den Hof. Aber in der Nacht litt er an fieberhafter Hitze, die bei Tage anhielt und ihn zu jeder Thätigkeit unfähig machte, nicht einmal Bilder durfte er sehen. Es war die damals in Frankreich und Deutschland herrschende Influenza. Auch der Herzog hatte einen Anstoß davon, glaubte aber, als er am 31. Januar an Merck schrieb, sich gleich anfänglich durch Bewegung und Luft davon geholfen zu haben. Mit demselben Briefe sandte er Merck eine Geldsumme, um sie der Frau Aja „als Entschädigung für die großen Kosten“ zu übergeben, die sein Aufenthalt ihr verursacht habe. Er wisse, daß „das Nichtdasein des Geldes“ dieser große Unannehmlichkeiten verursache. Daß Goethes Vater nicht gern unnötig Geld ausgab, wußte er; hatte dieser sich ja sogar geweigert, im Dezember 1775 das von Goethe gewünschte Geld nach Weimar zu schicken, wovon freilich der Hauptgrund darin lag, daß er über dessen Entschluß, nicht nach Frankfurt zurückzukehren, ungehalten war. Der alte Herr Rat war sonst sehr gastfrei, und wenn auch diesmal der Aufwand groß war, besonders auch an Wein, der aber im Keller der Frau Rat ruhte und nur ersetzt werden mußte, so war doch die Ehre, welche seinem Hause erzeigt worden war, so übergroß, daß er seiner Gattin deshalb keine Vorwürfe gemacht haben dürfte. Allein dem Herzog schien es nicht anständig, daß er in einem bürgerlichen Hause frei bewirtet worden sein sollte. Deshalb suchte er sich zu helfen, so gut es ging, obgleich er wußte, daß eine derartige Entschädigung sowohl Goethe wie seinen Vater beleidigen mußte, weshalb er auch streng darauf hielt, daß keiner etwas davon erfahre, und er als Geschenk für den Vater

seine Büste bestimmte. Wie gut auch Karl Augusts Absicht war, das Anerbieten einer Geldsumme, die, wie er ausdrücklich sagte, kein Präsent sein solle, war eben nicht zart, da sie voraussetzte, die Kosten seiner Anwesenheit seien dem Herrn Rat empfindlich. Wie sich Merck seines Auftrages entledigte, wissen wir nicht; nahm Frau Aja die Summe an, so that sie es nur, um den Herzog nicht durch ihre Weigerung zu beleidigen. Auch mußte es dieser empfindlich sein, daß Karl August ihr nicht persönlich gleich von Weimar aus dankte, es erst später gelegentlich that. In demselben Briefe vom 31. Januar gab Karl August Merck nicht bloß weitere Aufträge für seine Kunstsammlung, die ihn jetzt außerordentlich anzog, sondern nahm auch für Landwirtschaftliches seine Vermittlung in Anspruch; denn auf die Hebung des Ertrages des Landes war er jetzt sehr ernstlich bedacht. Er wünschte über die neumodische Zerschlagung der Güter und ihre Einträglichkeit, über die Vorteile einer Krappfabrik für den Landmann und die etwaige Anlage einer solchen durch einen Schweizer im Weimarischen genau unterrichtet zu werden. Auch sollte Merck ihm ein paar Mennoniten nach Eisenach schicken, denen er, da er sie für gewissenhafte Landwirte hielt, ein Gut verpachten wollte.

Goethe stellte sich anfangs Februar allmählich so weit her, daß er am 11. die letzte Redoute besuchen konnte. „Täglich geht's besser und ich kann wieder anhaltender arbeiten", schreibt er an diesem Tage. Ihn beschäftigten damals besonders die Kriegskommission, der Wegebau und die Einrichtung der Bühne im Theater, daneben des Herzogs Sammlung von Kupferstichen, die von Lavater, die er zu ordnen und zu vervollständigen übernommen hatte, und seine eigene von „geistigen Handrissen, besonders in Landschaften". Ja, er begann auch nach der Erinnerung und einzelnen Zettelchen den noch fehlenden Teil der Schweizerreise, deren eigentliche Krone, den Gang über die Furka zum Gotthard, zu beschreiben. Auch mit Herder stand er in Verbindung, konnte aber nur schwer zum Lesen der während seiner Reise erschienenen Schrift „Maran Athan. Das Buch der Zukunft des Herrn" gelangen.

Des Herzogs Einladung, ihn zum Gothaischen Hof zu begleiten, nahm er gern an, da die frische Luft, die Bewegung und Ausspannung ihm wohl zu thun versprachen, auch die genauere Verbindung mit dem nächsten bedeutenden Hofe, an welchem Wissenschaft und Kunst gepflegt wurden, ihm vorteilhaft, ein weiteres Vermeiden desselben jetzt, wo er so manche andere Höfe in Begleitung des Herzogs besucht hatte, um so unzulässiger schien, als er die Gothaischen Herrschaften in Weimar kennen gelernt, der Herzog ihn in seinem Garten besucht hatte. Ehe er aber am 13. die kurze Reise nach Gotha mit dem Herzog und Wedell antrat, besorgte er nicht bloß die Geschäfte der Kriegskommission, sondern bat auch schriftlich Fritsch als Meister vom Stuhl

um „gefällige Leitung“ zu Erlangung der Aufnahme in die Loge. Sein schon längst gehegtes Verlangen, zur Gesellschaft der Freimaurer zu gehören, sei auf ihrer letzten Reise lebhafter geworden, da es ihm nur an diesem Titel gefehlt habe, um mit schätzenswerten Personen in nähere Verbindung zu treten. Mit trockener Ehrlichkeit fügte er hinzu: „Und dieses gesellige Vergnügen ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt.“ Also um Geheimnisse war es ihm nicht zu thun, und man brauchte nicht zu fürchten, die Enttäuschung werde ihn, wie manche andere, erbittern.

Über die wenigen Tage in Gotha berichtet das Tagebuch: „Waren recht gut da mit vieler wechselseitiger aisance und bonhomie. Kam mancherlei Interessantes vor. Versprach aufs Frühjahr wiederzukommen.“ Wahrscheinlich lernte er auch damals den liebenswürdigen Prinzen August kennen, und bei aller seiner Sonderbarkeit schätzen. Noch vor vier Jahren hatte dieser Goethe für den Zerstörer des Tempels des Geschmacks erklärt und Gotter aufgefordert, ein deutscher Racine zu werden, wozu er Kraft habe, nur schrecke zu viel Bescheidenheit seinen sanften Geist, wogegen Stolz und Mißgeschmack Goethe wild und dreist machten. In Gotha forschte er auch nach Quellen zur Geschichte Bernhards. „Ich wünschte auf die würdigste Weise,“ schrieb er bald nach der Rückkehr, den 28., an Herzog Ernst, „dem Hause Sachsen, dem ich mich gewidmet habe, in einem seiner größten Männer meine Verehrung bezeigen zu können, ob ich mir gleich nicht mehr zutraue, als daß vielleicht meine Bemühung einen andern, der diesem Geschäfte mehr gewachsen ist, aufweckt und reizt.“ Karl August ritt am 16. allein, trotz des schlimmen Wetters, auf das Gut Neuenheilingen bei Langensalza, während Goethe und Wedell zu Wagen nach Weimar zurückkehrten. Auf Neuenheilingen wohnte der frühere kursächsische Gesandte in Spanien, Graf Jakob Friedemann von Werther, ein bei aller Welterfahrung und umfangreichen Kenntnis durch Seltsamkeiten in seiner Hausordnung und sein grillenhaftes Wesen auffallender Sonderling. Er hatte die weit jüngere Johanna Luise von Stein, die Schwester des spätern großen preußischen Staatsministers, in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre, am 12. Juli 1773, geheiratet und nach einer längern Reise durch Frankreich und England sich im folgenden Jahre auf seinem Gute zu Neuenheilingen niedergelassen. In Goethes Tagebuch kommt die Gräfin schon am 14. Juli 1776 unter dem Venuszeichen vor. Goethe zeichnete an diesem Tage bei Kraus und speiste bei der Gräfin, die ihn wohl bei Kraus getroffen hatte; denn dieser war längere Zeit auf dem Gute zu Neuenheilingen gewesen und hatte der Gräfin Unterricht im Zeichnen und Malen gegeben. Schon zu Frankfurt hatte Kraus im Jahre 1775 ihm manches von der Gräfin erzählt. Ein sicheres Zeugnis für die Verbindung

der Gräfin mit dem Hofe findet sich erst drei Jahre später. Kurz vor der Schweizerreise, am 26. Juli 1779, war der Herzog mit dem Grafen und der Gräfin von Erfurt nach Weimar gekommen, wo sie am folgenden Tage mit Goethe bei der Hoftafel waren; erst drei Tage später kehrten sie nach Neuenheilingen zurück. Die durch Schönheit, Geist und edle Weiblichkeit ausgezeichnete Gräfin, die von Goethe wegen ihres feinen Weltsinnes so hoch verehrt ward, zog den Herzog mächtig an. Wahrscheinlich war die Gräfin die schöne Dame, welcher derselbe eine Zeichnung von Goethe nach dessen Äußerung vom 18. August 1779 an Frau von Stein versprochen, und wenn Karl August vom 20. bis zum 22. 1779 von Weimar abwesend war, so hatte er wohl schon damals die Gräfin besucht. Daß sie während der Fastnacht 1780 in Weimar gewesen, wird nicht berichtet, aber der Herzog konnte sich nicht enthalten, sie gleich von Gotha aus zu besuchen. Goethe war dieser Neigung des Herzogs nicht entgegen, sofern sie nicht zur Leidenschaft wurde; er gab sich der Hoffnung hin, dieselbe werde so beruhigend auf ihn wirken, wie Frau von Stein auf ihn gethan hatte.

Erst am 23. kehrte dieser zurück, während Goethe seine Geschäfte rüstig förderte, viel bei Hof und mit der Herzogin-Mutter verkehrte, und sich ganz wieder zu Hause fühlte, als wäre er gar nicht weg gewesen. Kaum zurückgekehrt ließ Karl August zu allgemeinem Aufsehen sich die Haare abschneiden und erschien im Schwedenkopf, was ihm wenigstens vorn recht gut stand. Diese „neue Dekoration“ ahmte Goethe nicht nach; sie schien ihm ein Spiel, das er dem Herzog gern überließ. Aber sie bekam diesem nicht wohl; wenigstens litt er bald darauf an einem sehr starken Katarrh, wodurch Goethe genötigt ward, ihm meist Gesellschaft zu leisten. Einmal las er ihm und der Herzogin den Anfang seines „Wilhelm Meister“ vor. Vielfach kam es zu vertrauten Gesprächen, bei denen Goethe wieder des Herzogs hellen Verstand bewunderte, aber dieser ärgerte ihn dadurch, daß er sein Übel nicht abwarten wollte, und so Gefahr lief, es zu verschlimmern, jedenfalls zu verlängern. Doch besserte es sich bald zu Goethes Freude.

Da kam die Gräfin Werther mit ihrem Gatten zum Besuche an den Hof, was, wie Goethes Tagebuch berichtet, eine Gährung erregte. Da man wußte, der Herzog sei vor kurzem eine Woche in Neuenheilingen gewesen, hielt man die Gräfin schon für Karl Augusts erklärte Geliebte. Goethe mußte auf jede Weise zu verhüten suchen, daß dieses Verhältnis ausarte. Wie früher bei Corona Schröter, suchte er jetzt sich von der wirklichen Stimmung der Gräfin zu überzeugen. Dazu fand er Gelegenheit, als er am 6. den Herzog und die Gräfin in Belvedere traf. „Eine schöne Seele,“ berichtet das Tagebuch: „wie in einer reinen Luft, wie an einem heitern Tag

ist man neben ihr. Bei ihrer Toilette war sie charmant. Ich paßte ihr sehr auf, konnte aber nichts erhaschen." Der Herzog und Prinz Konstantin begleiteten das gräfliche Paar nach Schwansee. Als Karl August am 9. von dort zurückkehrte, hatte Goethe mit ihm abends im Kloster „eine sehr schöne Erklärung". Dieser gestand ihm, daß sich keine Leidenschaft in seine Neigung mische, er nur reines Wohlgefallen an der unendlichen Anmut und dem bezaubernden Umgange der Gräfin habe, das der Freund mit ihm teilte. Schon am 10. begab sich der Herzog zu der reizenden, ja koketten Frau von Werther in Frohndorf, von wo er erst am andern Morgen zurückkehrte. Wollte es auch Goethe nicht recht behagen, daß Karl August nach Fürstenweise so viel seinen Vergnügungen nachging, so war er doch sehr erfreut, daß die Beziehung zu der jungen Gräfin vorteilhaft auf diesen wirkte, wenn sie auch in Weimar mancherlei Geklatsch veranlaßte. Er selbst ging am 11. mit Batty ins Amt Großrudestedt. Schon im Januar hatte ihm der Landkommissar gute Nachrichten über seine Arbeiten daselbst, auch seine Absicht mitgetheilt, im Frühjahr dem Fränkischen Oberland seine Thätigkeit zuzuwenden, was ihn zu dem Wunsche veranlaßte, daß dauernder Friede das Gedeihen fördern möchte: „Wenn nur das Gepflanzte nicht gleich ausgerissen, das Gesäte nicht wieder zertreten wird." Jetzt überzeugte ihn der Augenschein, daß Battys Anstalten gut, seine Behandlung der Leute unverbesserlich sei. „Wenn wir nachhalten, so wird's gut werden," mahnt er sich selbst im Tagebuch, „aber freilich Jahre lang immer nachhalten." Nach seiner am 13. erfolgten Rückkehr war er viel um den Herzog, mit dem er mancherlei trieb und bedeutende Gespräche hatte.

Dieser benutzte endlich, wozu Merck ihn längst aufgefordert hatte, eine Gelegenheit, Frau Aja, die durch die ihr angebotene Entschädigung unangenehm berührt worden sein mußte, freundlich zu begrüßen. Als der Kommerzienrat Paulsen aus Jena nach Frankfurt reiste, gab er diesem einen vom 19. März datierten Brief mit, unter dem Vorwande, derselbe wünsche sich ihr vorzustellen. Da etwas Schönes in seinen Briefen mißtöne, so könne er ihr nicht viel sagen; daß er sie liebe und ehre, wisse sie. Bei dem schönen Wetter habe jetzt aller Katarrh und Fieber ihre Gegend verlassen. „Goethe ist auch wieder wohl und wohler jetzt, wie michs dünkt, als ich ihn lange gesehen. Ich aß gestern Nacht noch mit einiger Gesellschaft bei ihm . . . . Ich bin bis dato hier in der Gegend noch stark herumgestrichen, seit acht Tagen ungefähr fange ich erst an ruhig zu werden. Goethe pflegt der Ruhe, des Fleißes und der Arbeit desto mehr. Würde mir alles so leicht wie ihm, so thäte ich auch gern, was er thut. Sein Schweizerdrama wird, denk' ich, bald aufgeführt werden; heute ist Musikprobe von Seckendorffs darauf gesetzter Musik."

Leider stand es mit Goethes Gesundheit nicht so gut, wie der Herzog glaubte: die Krankheit hatte seine Natur nachhaltig angegriffen, der Blutandrang nötigte ihn zu großer Enthaltsamkeit, besonders im Trinken. Infolge seiner körperlichen Schwäche war er ernst, ja traurig gestimmt, doch ermannte er sich immer wieder. Die Geschäfte wurden pünktlich besorgt. In der Kriegskommission machte ihm Kriegsrat Volgstedt zu schaffen, der, an seine Eigenwilligkeit unter Fritsch gewöhnt, sich ungefügig zeigte, so daß er dessen Entfernung sich vorsetzte. Auch mit Kalb, der seine bedeutende Stellung unverantwortlich leicht nahm, kam es zu unangenehmen Erklärungen. Er schrieb ihm am 30.; dessen am 31. erhaltene Antwort regte ihn auf, doch beruhigte er sich rasch. „Es scheint das Glück mich zu begünstigen, daß ich in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abschütteln soll. Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante. [„Nur, wer vorher gekämpft, wird gekrönt."] Sauer lass' ich mirs denn doch werden." Beim Herzog fand er stets das freundlichste Entgegenkommen, wenn auch nicht alles so rasch gehen wollte, wie er es sich dachte. Auch die Einrichtung der Bühne im neuen Theater machte ihm Sorge. Am 20. fand ein Versuch der Erleuchtung statt; die beim Baue gemachten Fehler mußte er mit dem Baumeister durchgehen. Zur Eröffnung sollte ein neues Stück gegeben werden. Die dafür bestimmte Vorstellung von „Jery und Bätely" mußte unterbleiben, da Kayser ihn mit der Musik dazu hingehalten hatte, und er zu seinem Ärger Seckendorffs schlechte Bearbeitung eines englischen Schauerstückes „Kallisto", da er den Dichter nicht beleidigen wollte, dazu sich gefallen lassen, ja selbst die Heldenrolle darin übernehmen. Nach der endlich am 29. erfolgten Probe klagt das Tagebuch: „O Kallisto! o Kallisto!" Neben allem gingen die Liebhabereien her, unter denen jetzt auch wieder die Mineralogie hervortrat. Den Anfang seiner Beschreibung der Reise von Wallis über die Furka zum Gotthard las er schon am 27. den Freundinnen vor. Zum Lobe des Herzogs Bernhard hatte er so vieles gesammelt, daß er des Stoffes mächtig war; er wartete nur noch auf den rechten Augenblick, diesen mit seinem Geiste zu erleuchten, als er am 30. auf dem Wege nach Tiefurt den Plan des „Tasso" erfand. Kurz vorher hatte er Wieland für den in seiner Art vollendeten „Oberon" einen Lorbeerkranz gesandt. Auch der Herzog erkannte den Wert dieser Dichtung seines alten Lehrers freudig an.

Mit frischem Mute begann Goethe trotz der unangenehmen geschäftlichen Verhandlungen das zweite Vierteljahr. Den Kriegsrat Volgstedt nahm er ernstlich vor. Denselben Tag kam eine unangenehme Sache seines Schützlings Krafft zur Sprache; derselbe hatte sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, und obgleich Goethe ihm geraten, die Strafe ruhig zu bezahlen, war

er um Erlaß beim Herzog eingekommen. Noch widerwärtiger wurde ihm eine andere Ilmenauer Sache. Nach dem Conseil aß er beim Herzog, wobei er sich, wie bereits seit zwei Tagen, des Weins enthielt. Auch vor dem englischen Bier will er sich in Acht nehmen. „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich," vertraut er seinem Tagebuch. Abends kam der Herzog, der bei ihm die Schröter mit ihrer Gesellschafterin fand; er las ihnen den Zug über die Furka vor. „Da wir alle nicht mehr verliebt sind," heißt es im Tagebuch sehr bezeichnend, „und die Lavaoberfläche verkühlt ist, gings recht munter und artig: nur in die Ritzen darf man nicht visitieren; da brennts noch." Den folgenden Tag hatte er mit dem leidigen Kammerpräsidenten Kalb eine zwei Stunden lange Erörterung, wohl infolge des Beschlusses des Conseils und im Auftrage des Herzogs. „Er ist sehr herunter", berichtet das Tagebuch. „Mir schwindelts vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich angreife. Aber auch anzugreifen sei nicht lässig!" Kalb mußte damals aus der Bergwerkskommission scheiden. Abends las Goethe bei der Herzogin in Wielands Gegenwart den Zug über die Furka. „Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stücke", schreibt Wieland, „mir war die schlaue Kunst in der Komposition noch lieber. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist." Goethe rühmte damals, Wieland sehe ganz unglaublich, was man machen wolle und mache, und was in einer Schrift hange und lange, aber wenn er das Stück für ein Poema erkläre, so habe er noch weit mehr damit vor, und glücke es ihm, so wolle er mit diesem Garne viele Vögel fangen. Offenbar war es ihm darum zu thun, ein schönes Bild der Thatkraft Karl Augusts aufzustellen, da man in Weimar allgemein wußte, daß der Graf der Reise der Herzog sei; er wollte später auch die in den Briefen an Frau von Stein vorliegenden Berichte über die andern Teile der Schweizerreise weiter ausführen.

Am 3. wurde beim Herzog wieder ernstlich über wahre Lebensweisheit verhandelt. „Kamen auf unsere alten moralischen Pferde und tournierten was Rechts durch. Man klärt sich und andere unendlich durch solche Gespräche auf." Vier Tage später schrieb er zuerst wieder an Merck. Die Natur habe sich durch seine letzte Krankheit recht glücklich geholfen, meldete er, jetzt gehe wieder alles gut; der Herzog und er führten ihre Sachen getreulich und ordentlich weiter. Ein frischer, froher Geist weht aus dem ganzen Briefe. Unter anderm teilt er dem Freunde mit, daß er immer noch etwas zeichne, was er neulich auch einmal nach dem Nackten gethan, daß er Buffons „Epochen der Natur", über die er vor einigen Tagen mit einem Bruder

Einsiedels, einem leidenschaftlichen Mineralogen, sich unterhalten hatte, für ganz vortrefflich und für nichts weniger als einen Roman halte, und er giebt ihm mancherlei, auf die Sammlung von Zeichnungen, Mineralogie u. a. bezügliche Aufträge. Merck hatte an den Herzog, der an seinen geistreichen Späßen großen Gefallen fand, einen satirischen Aufsatz über Unterstützung der deutschen Dichtung durch eine von seiten des Reiches aufzubringende große Kasse gesandt. Goethe und der Herzog fanden ihn vortrefflich. Natürlich ist es nur Spaß, wenn Goethe hinzufügt, derselbe werde auf der Leipziger Messe, wohin er sogleich gedruckt abgehe, eine ganz besondere Wirkung üben. Mit ähnlicher Laune schreibt der Herzog, ein Exemplar desselben sei durch den Komitialgesandten dem Reichstage vorgelegt worden, eines auf Schreibpapier habe der Kaiser empfangen. „Man hat die besten Hoffnungen, und selbst der größere Teil der kleinern deutschen Fürsten, welche zu spät der Ratifikation des Teschener Friedens beigetreten sind (unter welche auch ich mit gehöre) und also quasi vergessen worden, machen sich ein rechtes Fest, Deutschland so fruchtbar zu nützen, und zwar ohne Preußens Zuthuung; denn es soll ganz in der Stille geschehen, ohne daß der deutsch-französische Friedrich, wolle er es gleich, nur die mindeste Ehre davon haben soll." Diesen Spott führt Karl August dann noch weiter aus.

Bald darauf nahm die Musterung der Rekruten Goethe vier Tage in Anspruch; auch der Theaterbau beschäftigte ihn noch. Erfreulich war ihm die Anwesenheit des Statthalters von Erfurt, der gekommen war, um der Herzogin-Mutter wegen des Todes ihres Vaters, des Herzogs von Braunschweig, sein Beileid zu bezeugen. Diesem teilte Karl August auch Mercks ergötzlichen Vorschlag einer Reichskasse für deutsche Dichter mit, der ihn zum Lachen brachte. Nach der Mitte des Monats wurde Goethe unwohl, was er zunächst dem Mangel an Bewegung zuschrieb, da er das Reiten unterlassen habe, obgleich ihm Pferde aus dem herzoglichen Marstall zu Gebote standen. Dazu kam das schlechte Wetter im rauhen Thüringen, woran er entsetzlich litt. Die ihm durch seinen Zustand aufgelegte Enthaltsamkeit fiel ihm schwer. Schon früher hatte er einmal bemerkt: „Mäßig ist halb gelebt." Jetzt berichtet er von der dritten Aprilwoche: „War sehr ruhig und bestimmt, die letzten Tage wenig eingezogen. Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mirs wie einem Vogel, der sich im Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu gebrauchen. Es wird auch werden [ich muß mich daran gewöhnen]; indeß erhol' ich mich in der Geschichte [wozu ihn das Leben Bernhards gebracht hatte] und tändle an einem Drama oder einem Roman." Zu einer gleichen Entsagung konnte sich Karl August nicht

verstehen; daß Goethe aber sonst mit ihm wohl zufrieden war, ergiebt die unmittelbar sich anschließende Bemerkung: „Der Herzog wird täglich besser, nur ists ein Übel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu sehen. Er kommt manchmal dazu, sieht wohl, was fehlt, aber wie ihm zu helfen? Über die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine."

Eine Abspannung und Veränderung war ihm so notwendig, daß er am 22. trotz des bösen Wetters dem Herzog gern zur Leipziger Messe folgte, wo sie den Fürsten von Dessau und dessen Freund von Erdmannsdorf fanden, der auf seinen großen, mit dem Fürsten gemachten Reisen seinen Kunstsinn bedeutend entwickelt hatte, was seine Gesellschaft dem Herzog und Goethe um so erfreulicher machen mußte, als sie diesmal ihre Aufmerksamkeit besonders der Kunst und der Bereicherung ihrer Sammlungen widmeten. Wie sehr diese ihnen am Herzen lagen, zeigt der Brief, welchen Karl August vier Tage nach der am 26. erfolgten Rückkehr an Merck schrieb. Die einsichtige Liebhaberei des Herzogs erfreute Goethe ganz besonders in der Hoffnung, diese und andere würdige Neigungen würden ihn allmählich von den „nobeln Passionen" ableiten, auf welche die Fürsten so viel Geld und Neigung verschwenden.

In Weimar mußte er bald als Hausminister eine verdrießliche Geschichte ordnen. Prinz Konstantin, dem das durch Besuche sehr zerstreute Leben in Tiefurt nicht behaglich schien, wollte diesen teuern Haushalt aufgeben; dazu kam, daß ihn Knebel weniger anzog als sein zehn Jahre älterer Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaft, der gründlich gebildete, aber freilich etwas eintönige Hofrat Albrecht, den er sich als Begleiter auf seiner großen, im folgenden Jahre anzutretenden Bildungsreise gewählt hatte. Daß der leicht aufflammende Knebel dadurch gewaltig aufgeregt werden mußte, war vorauszusehen. Da das schöne Wetter Goethe am 2. Mai nach Erfurt trieb, um dabei auch die vom Weimarischen und Mainzischen Obergeleit gebesserten Straßen zu besichtigen, so bat er Frau von Stein, den eben abwesenden Knebel bei dessen Rückkunft einstweilen zu beruhigen. Seine Hoffnung, die freie Luft werde ihm für Leib und Seele vorteilhaft sein, ging in schönste Erfüllung. Leider mußte er sich überzeugen, daß die bösen Wege, auf die so viel verwandt worden, weder gebessert, noch auf leichte Weise zu bessern seien. Erfreulich waren ihm des Statthalters treffliche Gewandtheit und beneidenswerte Leichtigkeit in bürgerlichen und politischen Dingen; dessen mannigfaltige Erzählungen aus seinem Leben hoben ihn aus dem einfachen Gewebe, das ihn nach und nach zu sehr auf einen Mittelpunkt banne, und er

zog daraus die Nutzanwendung, im stillen Kraft und Festigkeit zu sammeln, zu sparen und auszuarbeiten, um die Zeit zur Benutzung abzuwarten. Nach der Rückkehr wußte er Knebel zu bestimmen, auf Kosten des Herzogs eine Reise nach der Schweiz anzutreten, die ihn seinen Verdruß vergessen machen sollte. Darauf nahmen neben den Geschäften und dem Hofe die Proben zur „Kallisto" und seinem schließlich von Seckendorff schlecht in Musik gesetzten Schweizerstück ihn sehr in Anspruch. Am Morgen des 16. begab sich Karl August mit seiner Gattin nach Nehausen, dem Gute des Grafen von Werthern-Neuenheilingen, wo er sich so wohl fand, daß er, statt abends zurückzukehren, den Prinzen, Knebel und Goethe auf den nächsten Tag dorthin einlud. Der Besuch von Nehausen bestätigte Goethe, daß der Herzog bei aller Anziehung, den die Gräfin auf ihn übte, von jeder Leidenschaft für sie frei sei, sie nur bildend und beruhigend auf ihn wirken werde. Das Jägerhaus in der Marienstraße, das Goethe selbst vor fünf Jahren eine Zeitlang bewohnt hatte, ließ er jetzt zum Aufenthalt des Prinzen im nächsten Winter und zugleich als vorläufige Wohnung für Knebel einrichten. Nach langen, widerwärtigen Proben ward endlich am 26. die neue Bühne mit der leidigen „Kallisto" eröffnet. „Das Theater ist eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe", heißt es im Tagebuch. „In der ‚Kallisto' habe ich die schlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück gespielt und habe allgemein den Eindruck gemacht, den ich habe machen wollen." Er hatte dies „völlig als Dienst traktieren müssen, um es nur zu thun". Da Fritsch einen längern Urlaub antrat, lasteten die Geschäfte des Conseils um so schwerer auf ihm. Wie ernst er diese betrieb, beweist die Äußerung des Tagebuchs: „Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir; in mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen." Freilich hatte er in den fast anderthalb Jahren die Repositur der Kriegskommission noch nicht zu Stande bringen können, aber er traute sich zu, sie noch so sauber zu schaffen, als wenn die Tauben sie gelesen hätten. Leider hatte er bei allem so wenige tüchtige Gehülfen, ja bei der Kriegskommission immer mit dem Eigensinn von Volgstedt zu kämpfen. Fast nur der einzige Batty ist „sein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hat", und dem es deshalb auch an nichts fehlen soll. Erfreulich war ihm das allgemein ihm selbst gewordene Zutrauen, das er im höchsten Sinne zu verdienen wünschte. „Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse,

und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Sein bester Trost war, daß der Herzog sein Streben voll anerkannte, mochte er auch in manchem anders fühlen. Auch mit Herder, welcher gegen ihn mißstimmt worden, weil er in seiner Stellung sich von ihm zu wenig unterstützt, die Hebung der Schulen und der religiösen Bildung, die leider von dem altzöpfischen Oberkonsistorium abhing, von ihm und dem Herzog als gleichgültig vernachlässigt glaubte, schien es wieder zu einer freundlichen Annäherung zu kommen.

Des Prinzen Trennung von Knebel vollzog sich durch Goethes Vermittlung möglichst freundlich. Am 1. Juni gab Prinz Konstantin diesem einen Abschiedsschmaus, und er fuhr am folgenden Morgen in aller Frühe mit der Herzogin nach Dessau, wohin der Herzog zu Pferde folgte. Dieser nahm von Knebel den herzlichsten Abschied und versprach ihm einen Reiseplan und Empfehlungsbriefe für die Schweiz. Auch diesmal that der Fürst von Dessau ihm sehr wohl; er kenne niemand, meinte Karl August, der durch sein bloßes Dasein mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe seiner Umgebung mitteile, so daß man ordentlich besser mit ihm werde. Mit der Herzogin besuchte er Leipzig, das diese während der fünf Jahre noch nicht gesehen hatte. Knebel schied am 5. Goethe freute sich, eine höchst unangenehme Geschichte so leidlich gelöst zu haben, aber er mußte nun für die bescheidene Einrichtung des Prinzen in Weimar weitere Sorge tragen, auch zu verhüten suchen, daß dessen Liebschaft zu Karoline von Ilten neue Nahrung erhalte, was nicht ohne Verdruß zu erreichen war. Das dadurch hervorgerufene böse Gerede trug er mit dem Selbstbewußtsein, das Notwendige mit möglichster Schonung erreicht zu haben. Des Herzogs Abwesenheit benutzte er zum versprochenen Besuch in Gotha, der ihm bei seiner angestrengten Thätigkeit und der Notwendigkeit, sich durch neue Eindrücke aufzufrischen, äußerst nötig war. Er hatte hier „reine Verhältnisse mit allen". In Weimar, wohin er gleichzeitig mit dem Herzog zurückkehrte, fand er sich sehr einsam, da Frau von Stein auf mehrere Wochen zu ihrer Schwester verreist war; die Abendstunden mit ihr zu genießen war ja seine höchste Freude gewesen und das bloße Bewußtsein ihrer Nähe hatte ihm zum süßen Trost gereicht. Je einsamer er sich fühlte, um so thätiger gab er sich den auf ihm lastenden Arbeiten hin. Der Herzogin-Mutter strebte er sich in Ettersburg gefällig zu erweisen. Meist kam er Sonnabends und blieb bis zum Montag. Dort weilte damals Oeser, dessen Rat er in vielen Dingen in Anspruch nahm, da derselbe gleich zu sagen wußte, wie etwas zu machen sei. Dieser wollte, um die Dekorationsmalerei auf einen bessern Fuß zu bringen, eine neue Dekoration malen, wozu Goethe das Stück schreiben sollte. Der Dichter entschloß sich

zu einer Nachbildung des Anfangs der von ihm mit besonderer Lust gelesenen „Vögel“ des Aristophanes, worauf er aber keine lange Zeit verwenden durfte; er gedachte das Stück während seiner Anwesenheit zu Ettersburg der Göchhausen zu diktieren. Dem Prinzen hatte er darin eine große Rolle zugedacht, wodurch er ihn viel von Tiefurt wegzubringen hoffte. Auch Physik wurde in Ettersburg getrieben, besonders Versuche mit einem starken Elektrophor angestellt. Die Geschäfte betrieb Goethe mit großem Eifer, besonders die des Conseils und der Kriegskommission; die Anlagen des Parks wurden fortgesetzt. „Ich wende alle Sinne und Gedanken auf,“ äußerte er, „das Nötige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes. Es ist ein sauer Stückchen Brot, doch wenn man's erreichen könnte, auch ein schönes.“ Bei der Johannisloge erfolgte seine Aufnahme als Freimaurer, in dem gegen den Meister vom Stuhle angedeuteten Sinne; seinen Herzog bestimmte er dazu nicht, obgleich der Herzog von Gotha Beschützer der dortigen Loge war. Sonst durfte er sich des thätigen Eingreifens von Karl August freuen. Dieser begab sich auch nach Großrudestedt, um von Battys glücklichen Anlagen Kenntnis zu nehmen, der mittlerweile nach dem Oberland gegangen war, um auch dort in derselben förderlichen Weise zu wirken. Auch ging er nach Ringleben, wo eine Überschwemmung des Linderbachs Wasserbauten nötig gemacht hatte. Am 25. zeigte sich Goethe bei dem in Großbrembach ausgebrochenen Brande, zu dem er von Ettersburg aus eilte, als entschlossener und umsichtiger Helfer; es gelang ihm, wenigstens die Kirche zu retten. Er bemerkte dort einige bei solchen Gelegenheiten ganz gewöhnliche und doch immer unerkannte Fehler. Der Herzog, der kurz vorher einen Tag bei den Feuerspritzen zugebracht hatte, kam später mit dem Prinzen und sie thaten das Ihrige. „Der Sturmwind war sehr stark,“ schrieb Karl August an Merck, „und legte in sehr kurzer Zeit 70 Häuser, ohne Ställe und Scheunen, in die Asche. Es brannte wunderlich, sowohl mit dem Wind als gegen den Wind. Der Brandkasse wird es auf 12000 Thaler zu stehen kommen. Vor zwei Monaten brannte es wo anders etliche 40 Gebäude weg. Wann diese Epoche des Brennens aufhören wird, weiß Gott. Dieser Ort hatte so viel Zugänge und breite Straßen und Wasser als möglich, und doch konnte man ihm nicht helfen.“ Redlich nahm er sich des Aufbaues des verheerten Ortes an. Vor kurzem war er durch den Sturz des Darmstädtischen Ministers von Moser, der seine Verlobung zu Karlsruhe vollzogen hatte, freudig überrascht worden. Er hatte den „goldene-Dosen- und Geldfresser“ sein ganzes Leben nicht leiden können, wie auch Moser gegen ihn äußerst eingenommen war. Daß dieser darauf ausging, sich zum eigentlichen Beherrscher des Fürsten und des Landes zu

machen, war ihm zuwider, da es die Pflicht des Landesherrn sei, selbst zu schauen und nach genauester Erwägung aller Verhältnisse einzugreifen. Darin stimmte auch Goethe mit dem Herzog überein, der sich freute, daß dieser von Herrsch- und Selbstsucht frei sei, nur das Beste des Landes im Sinne habe, ihm als treuer Ratgeber zur Seite stehe, aber auch im edelsten Sinne sein Freund sei. Wie rücksichtslos auch Goethe sich gegen ihn aussprach, seinen Willen zu beschränken lag ihm fern, dagegen gereichte es ihm zur Freude, daß sein thatkräftiger Fürst sich immer voller entwickelte und sich seiner hohen und schweren Pflicht mit Ernst widmete, wurde er auch manchmal mißmutig, wenn dieser sich von der Leidenschaft und seinen fürstlichen Queren hinreißen ließ.

Besonders erfreulich war es ihm, daß Karl August jetzt häufiger mit der Herzogin sich zeigte, die auch gegen ihren treuen Hausminister immer freundlicher wurde. Am 6. Juli fuhr der Herzog mit ihr, dem Prinzen, Goethe, den Kammerherrn und Hofdamen nach Jena, um ihr die schöne Gegend zu zeigen, ihr die Professoren vorzustellen und die wissenschaftlichen Anstalten der Universität zu besuchen. Zu Goethes Freude nahm Karl August jetzt auch an der Physik Anteil, über die Albrecht ihm Sonntags drei Stunden lang Vortrag halten mußte, noch mehr gefiel ihm alles, was er zum Vorteil des Landes that. So ließ er einen Kammerassessor Büttner reisen um sich in der Verwaltung weiter zu unterrichten. Merck sollte ihn die besten Anstalten in Darmstadt sehen lassen und wo möglich in eine für seine Ausbildung förderliche Bekanntschaft bringen. „Ein Batty wird nicht aus ihm,“ schrieb er; „dazu ist er jetzt auch schon zu vornehm, aber eine treue bescheidene Seele, und dabei ist er von guter Rasse.“ Den Bruder des 1777 als Regierungsrat in die Kammer berufenen Allstedter Justizamtmanns Voigt, der auf Kosten des Herzogs drei Jahre lang die Freiberger Akademie besucht hatte, ließ dieser auf Goethes Vorschlag reisen, um Thüringen und die mit ihm in Verbindung stehenden Gebirge mineralogisch zu untersuchen. Goethe trug ihm auf, eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena zu machen und danach ein Kabinet der Steinarten zusammenstellen. So wurde er selbst in den Stand gesetzt, sich von der Lage der Steinarten in diesen Gebirgen eine lebendige Vorstellung zu machen, was ihm auch als Mitkommissar des Ilmenauer Bergwerks wohl zu statten kam.

Sehr angenehm war ihm der Besuch des Herzogs und der Herzogin von Gotha und des Prinzen August vom Abend des 10. bis zum 17. Juli, da diese sich ihm sehr geneigt erwiesen hatten und er ein dauerndes Verhältnis zu ihnen hoffte. Karl August äußerte gegen Knebel, er selbst habe sich gut mit ihnen verhalten, und sei so vertraulich gewesen, wie es ihre Natur

erlaube. Während ihrer Anwesenheit wurde am 12. zum erstenmal „Jery und Bätely“ mit großem Beifall gegeben. Den folgenden Tag fuhr man über Kahla, wo ein merkwürdiger Erdfall stattgefunden, nach Jena, um die Bibelsammlung und Loders Naturalienkabinett zu sehen. Am Vorabend der Abreise am 16. las Goethe ihnen auf des Herzogs Zimmer seinen „Faust“. „Es schlug doch ziemlich alles bei ihnen richtig an“, meldet Karl August — ein sicherer Beweis, wie hoch er selbst das wunderbare Werk stellte. Nach der Entfernung der Gäste war Goethe „sehr pünktlich beschäftigt“, bis am Abend des 21. die Rückkehr der Frau von Stein ihm wieder ein ganz neues Leben schuf. Doch schon am folgenden Abend mußte er nach Ettersburg. Dort wurde die Freundin am 28. durch eine vortreffliche Wiederholung von „Jery und Bätely“ erfreut. Der Herzog hatte sich an demselben Tage nach dem Schlosse Dornburg begeben, wo er in der Einsamkeit Diderots handschriftlichen Roman Jacques le Fataliste lesen wollte, dessen Anfang schon im April vom Prinzen August mitgeteilt worden war und alle Weimaraner, auch Goethe und Herder, entzückt hatte, dessen Ende aber erst jetzt von Gotha gekommen war. Von Dornburg ging Karl August nach Waldeck zur Rehjagd. Tags vorher hatte er an Knebel geschrieben: „Hier geht sonst alles ziemlich gut. Verliebt ist fast niemand mehr. Ich mache Feueranstalten, gute und schlechte. Mein Bruder ist ziemlich gut, meine Frau schindet ihn etwas, und die übrigen schreiben, spielen Komödien, sehen zu, dejeunieren an der Esplanade und geben Stoff zu herrlichen politen Gesprächen.“

Nach der Rückkehr von Waldeck war Goethe viel mit dem Herzog zusammen, der an dessen jetzt vollendeten „Vögeln“ großen Spaß hatte, sie von ihm im Kloster in Gegenwart der Frau von Stein und der Hofdame von Waldner zur Erheiterung sich vorlesen ließ und leidenschaftlich auf ihrer baldigen Aufführung bestand. Goethe selbst lebte damals in dem sein Herz aufregenden „Tasso“. Als der Herzog mit dem ganzen Hofe am 9. nach Allstedt ging, wo er seiner Stuterei große Sorgfalt widmete, blieb Goethe in Weimar zurück, doch begleitete er ihn eine Strecke. In die bis zum 15. dauernde Abwesenheit des Hofes fällt ein Besuch des berühmten Schauspielers Schröder. Dieser kam von Gotha mit Goethes Jugendfreunde Gotter, der lange Zeit gegen ihn als Zerstörer des wahren Geschmacks verstimmt gewesen, jetzt, wo sein Beschützer, Prinz August, dem Weimarischen Minister und Dichter sich freundlich zugeneigt hatte, ihm wieder näher getreten war. Um dieselbe Zeit besuchte ihn auch Leisewitz, der Dichter des „Julius von Tarent“. Die Neigung des durchaus tüchtigen Mannes, dessen große Einfachheit bei der unwillkürlich sich verratenden Geistesgewalt ihn sehr anzog, that ihm wohl; ist ja lebendige Anerkennung einer wohlgestimmten Seele der schönste

Lohn dessen, welcher der Eingebung seiner Natur und seiner Pflicht mit aller Anstrengung folgt. Ein Brand, diesmal in Lobeda bei Jena, rief ihn an die Unglücksstätte. Nach der Rückkehr des Herzogs mußte die endliche Aufführung der „Vögel“ eifrig betrieben werden, deren Proben, besonders des Chores der von Mädchen gegebenen Vögel, gar viele Zeit kostete. Dafür war aber auch die am 18. zu Ettersburg erfolgende Aufführung eine wahre Prachtleistung und rief den höchsten Jubel hervor. Goethe als Treufreund, Einsiedel als Hoffegut, in den Kostümen des Scapin und Pierrot, erregten große Heiterkeit und Corona Schröter als Nachtigall riß alle hin. Der Prinz hatte sich nicht zu der ihm zugedachten Rolle bequemen wollen.

Länger als sonst war der Hof, da er viele Ausflüge gemacht, in Weimar geblieben; erst am 19. August zog man nach Belvedere, wobei Goethe wieder mancherlei zu besorgen hatte. Karl August wurde dort sogleich von einem Gallenfieber befallen, woran er drittehalb Tag zu Bette lag. Hufeland stellte ihn so rasch her, daß er schon am 24. ausreiten durfte. Da er noch immer an der Verdauung litt, ließ er sich vom Arzte seine Lebensweise vorschreiben, damit er wenigstens, wie er launig an Knebel schrieb, bei seinem Unwohlsein gewiß wisse, wo er gefehlt habe. Dieses Leiden des Herzogs war aber um so unangenehmer, weil sein Geburtstag und gleich darauf eine längere Reise in Begleitung von Goethe und Stein nach den Fränkischen Fürstentümern bis Meiningen bevorstand, auf welcher man Battys neue Anlagen besichtigen, auch den Zustand dieser Gegenden kennen lernen wollte, welche diesmal zum erstenmal das Glück hatten, den Herzog als Fürsten zu begrüßen. Da Goethe auf seine längere Abwesenheit alles vorbereiten mußte, hatte er viel zu besorgen. Mitten in dieser angestrengten Thätigkeit wurde er kurz vor seinem Geburtstage durch einen Besuch der Branconi überrascht, die er im vorigen Jahre in Lausanne kennen gelernt hatte. Die Pflicht, ihr alle Artigkeiten zu bezeigen, konnte er um so leichter erfüllen, als ihre feenhaften Reize sie zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen machten, wenn er auch durch seine einzige Liebe zu Frau von Stein und die Achtung, welche die Branconi ihm abnötigte, gegen leidenschaftliche Aufregung geschützt war. Der Herzog, der am Abend des 26. sie bei Goethe traf, verrückte ihm, wie er sich ausdrückte, „ein Eckchen seines Krams“; wir wissen nicht wodurch, vielleicht durch eine launige Äußerung. Goethe führte sie nach Tiefurt, speiste mit ihr im Kloster und brachte sie abends nach Belvedere.

Wie immer, stellte er an seinem Geburtstage ernste Betrachtungen über sein Leben an. Er „überlegte, wo und an welchen Ecken es ihm fehle, bedachte, was er in seinem einunddreißigsten Lebensjahre nicht zu Stande ge-

bracht, und machte sich über gewisse Dinge so klar als möglich". Zu diesen gehörte vor allem seine Stellung zum Hofe und zu Frau von Stein. Zum erstern stand er besser als je: nicht blos der Herzog hielt treu und fest an ihm, sondern auch die Herzogin war „sehr gut"; der Herzogin-Mutter hatte er sich in Ettersburg äußerst gefällig erwiesen und auch zum Prinzen hatte sich ein leidlich Verhältnis gebildet. Aber er hütete sich wohl, die gebührenden Grenzen der Vertraulichkeit zu überschreiten, und es fiel ihm nicht ein, den Herzog zu seiner Geburtstagsfeier am Abend des 28. einzuladen; er wollte blos die Familie der Freundin und viele lustige Leute bei sich sehen, doch dachte er daran, etwa den Prinzen zu holen, da er diesen, der gern trüb in sich versank, in heitere Gesellschaft ziehen wollte. Den Herzog hatte er indessen bestimmt, Lavater tausend Thaler zu leihen. Der Züricher Freund hatte freilich gewünscht, er möge sie vom Herzog für ihn auf seinen eigenen Namen leihen, aber ihm mußte es gar zu unangenehm scheinen, seines Fürsten Schuldner zu sein oder zu scheinen. Hatte Karl August ihn nicht an seinem Geburtstage besucht, so lud er sich dagegen selbst auf den 1. September zum Mittagsessen nach dem Conseil bei ihm ein. Goethe frug Frau von Stein, ob sie auch teilnehmen wolle, was sie ablehnte. Damals kam es zu einem „ausgebreiteten Gespräche über moralische Verhältnisse", wobei der Herzog „sehr klar und kräftig war". Zwei Tage später fiel dessen Geburtstag, den Goethe mit in Belvedere feierte, wo aber viel Langeweile herrschte. Die Ausstellung der herzoglichen Zeichenschule fand erst am 4. statt, wahrscheinlich weil der 3. ein Sonntag war; deshalb ward auch wohl in Ettersburg die Vorstellung von Einsiedels vermehrtem und verbessertem Walddrama „Die Zigeuner" auf einen der vorhergehenden Wochentage, vielleicht auf Dienstag oder Mittwoch, verlegt, von denen Goethes Tagebuch nichts berichtet.

Das Traurigste war für Goethe, daß Herder sich wieder gegen ihn verfinstert hatte. Sein sich immer neu ansammelnder Groll wider Goethe und der noch ärgere gegen den Herzog, daß sie kein Herz für die Schulen und die Hebung der Religion hätten, wurde durch die von unbegrenzter Verehrung ihres Gatten und leidenschaftlicher Hitze getriebene Gattin geschürt. Die kurze Zeit der Erholung, welche sie im Juni zu Ilmenau gesucht, hatte den Unmut auf die Spitze getrieben. Als sie von dort zurückkehrten, brachten sie Dinge zur Sprache, die sie nichts angingen. „Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen," schrieb Goethe den 30. Juni an Frau von Stein; „sie mag alsdann referieren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet." Wahrscheinlich führte man über den Herzog bittere Klage, der doch damals besser zur Herzogin stand, deren Vertrauter Herder

während ihres argen Mißmutes gewesen. Daß es zu keiner Verständigung kam, zeigt die von der Reise aus gegen Lavater gemachte Äußerung, Herder fahre fort, sich und andern das Leben sauer zu machen.

In ernster Stimmung ritt Goethe am 5. nach Ilmenau, wohin ein paar Tage später der Herzog und Stein zum Antritte der Reise nach den Fränkischen Ämtern kommen sollten. Vorher wollte er einige Tage sich selbst in der schönen freien Natur leben. Seine Begleiter waren außer der Liebe und seinem rastlosen Streben die griechischen Dichter, unter ihnen Euripides und die Griechischen Spruchdichter, die ihn so lebhaft anzogen wie die Selbstbetrachtungen des Weisen auf dem Throne, des Marcus Antoninus. Alles, was er sah und hörte, wollte er sich innerlich aneignen, sich ein klares Urteil darüber bilden. Er war der ewige Betrachter und Erwäger, der weise Mambres, wie er sich launig nach dem Magier eines Voltaireschen Romans nannte. Die wenigen Tage vor der Ankunft des Herzogs wollte er den Ilmenauer Angelegenheiten, die, da die Rechtsverhältnisse noch nicht geordnet waren, wenig Tröstliches boten, und seinen Freunden, den Bergen, widmen. Die erste Nacht schlief er in dem Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn, dem höchsten Punkte des Gebirges; von dort machte er am andern Tage in kundiger Begleitung die für seine mineralogische Kenntnis bedeutende Reise auf den Schneekopf. Den 8. erwartete er in Ilmenau die Ankunft des Herzogs, die sich etwas lange verzog. Die Berichte, die er von hier und der Reise aus an Frau von Stein sandte, sind für seine Beurteilung des Herzogs und seine eigene Stellung zu ihm von höchster Bedeutung. Das Streben des Herzogs erkennt er ehrenvoll an, seine Ansichten des Lebens rühmt er als groß und klar; aber mit Bedauern bemerkt er, daß er noch immer sich nicht zu mäßigen weiß, sondern sich von der Leidenschaft und dem Hange zum Abenteuerlichen leicht hinreißen läßt. Daß die von ihm selbst übernommene Stellung seinen Neigungen und seinem herrschenden Triebe widerstrebe, drängt sich ihm auf, aber er ist entschlossen, seine Pflicht treu zu erfüllen und alles Unangenehme gefaßt zu ertragen, da das Vertrauen des Herzogs und sein Wirkungskreis ihm trotz allem so viel Erfreuliches bieten. Launig spottet er über sich selbst, der über alles seine tiefsinnigen Betrachtungen anstelle. Auch benutzt er die Reise zur Vermehrung seiner Kenntnisse, besonders in der Landwirtschaft und in der Mineralogie, und zur Wirkung auf den Herzog; seine Liebe zu diesem leuchtet selbst aus seinen scharfen Urteilen über dessen Schwächen hervor.

Daß Karl August in Bezug auf seine Gesundheit sich täuscht, indem er sich vor Unschädlichem hütet, das wirklich Schädliche nicht meidet, fällt ihm auf. „Es sind bei seinem vielen Verstand so vorsätzliche Dunkelheiten und

Verworrenheiten hier und da", klagt er. „Auch ists kurios, daß ihn, wenn er von Hause weg und z. E. hier ist, wie gewisse Geister des Irrtums anwehen, die mir sonst so viel zu schaffen gemacht haben, weil ich noch nicht vom Moly [dem Wunderkraut, das Widerstandskraft giebt] gegessen hatte, davon ich nun anhaltende Kuren gebrauche." Doch weist er sich launig selbst zurecht: „O weiser Mambres, wann werden deine Spekulationen aufhören?" Besonders ärgert es ihn, wenn sie durch ihn auf der Reise gehindert werden. So bedauert er gleich den ersten Tag, der besser hätte angewandt werden können. Doch hat er mit dem Herzog, obgleich er aus Scheu vor dem Unreinen anfangs sich weigerte, das Gefängnis besucht, wo dieser alle wegen ihrer Schuld befragte, was denn später ein langes bedeutendes Gespräch über den Wert und den Unwert menschlicher Thaten veranlaßte. Freilich hat er auch seine lieben Berge besucht, aber zuviel Zeit ist vertrödelt worden, obgleich ihm auch die Trümmer des Tages genützt haben. Am folgenden Tag geht es nach Stützerbach, wo ihn die Erinnerung an die hier verübten Tollheiten betrübt, dagegen sind ihm am Morgen einige Briefe seines Romans über das Weltall gelungen, die ihn freilich bedauern lassen, daß er nicht vier Wochen Ruhe habe, um wenigstens einen Teil davon zu vollenden. Der 11., wo sie nach Schmalkalden reiten, war ein „schöner und fröhlicher Tag", von dem er jeden Augenblick genützt hat. Seine mineralogische Lust hat er reichlich gebüßt; an allen Felsen ist geklopft worden und die Granite haben ihn und seine mineralogischen Begleiter gefreut. Der Herzog nahm freilich daran so wenig Anteil als an Steins Freude über die schönen Ochsen, nur der Anblick so vieler Gewehre in der Fabrik machte ihm wieder Lust. Am 12. schreibt er abends: „Wieder einen Tag ohne eine augenblickliche unangenehme Empfindung. Teils hab' ich gesehen, teils in mir gelebt und nichts geredet, wenn ich nicht fragte." Solche Fragen that er besonders im Stahlberge bei Schmalkalden, wo er reichliche Betrachtungen machte. Der Herzog stellte die Geduld seiner Umgebung auf eine harte Probe, als er in Schmalkalden mit dem Probieren von Flinten und Pistolen nicht fertig werden konnte, wodurch der Aufbruch verspätet wurde. Stein klagte, daß Prinzen und Prinzessinnen niemals zur rechten Zeit von einem Orte wegkommen könnten. Goethe wußte sich die unschmackhafte Viertelstunde durch das Lesen in seinem Euripides zu würzen. Der Freundin muß er, als er ihr abends in Zillbach berichtet, seine große Freude darüber aussprechen, daß er durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen solchen heitern Tag in Millionen Teile spalten und eine kleine Ewigkeit draus bilden könne. In Zillbach trafen sie Batty. Hierher hatte der Kammerpräsident Herda in Eisenach die Mennoniten geschickt, denen der Herzog, weil er von der Zuverlässigkeit und Treue dieser

Glaubensgenossen das Beste erwartete, ein Kammergut verpachten wollte. Herda hatte mit ihnen nicht fertig werden können, da sie zu wenig boten, aber er merkte, daß der Herzog auf das Zustandekommen der Sache versessen war. Obgleich Batty entschieden abriet, ging Karl August auf ihr Angebot ein. Goethe verrät seinen Ärger darüber bald darauf seinem Freunde Merck. „Es sind Juden und Schelmen so gut als andere, sonst mögen sie in ihrer Sache vortrefflich sein .... Batty verschwendete vergebens seine Beredtsamkeit, und wenn ich recht sagen soll, so hatte der Herzog, da wir sie zuletzt ihm brachten, unsere Gesinnungen verhört, und weil große Herren mit Zahlen nicht umzugehen wissen, ihnen wirklich vom Pachtquantum zu viel erlassen. Inzwischen ist die Sache eine Kleinigkeit und an dem Gute, wenn sie's wieder herstellen, hat man doch immer den Vorteil."

Dem Hauptzwecke ihrer Reise näherten sie sich, als sie am 13. gegen Mittag in Kaltennordheim ankamen. Was Batty hier Goethe von seinen Wiesenwässerungen in der Gegend sagte, zog ihn einzig an, und mit gespannter Freude sah er dem nächsten Tage entgegen, wo er diese, besonders auch sein liebes Dorf Malbers, von dem ihm Batty früher so viel erzählt hatte, sehen werde. Der 14. war sehr bewegt, so daß Goethe erst abends und sehr zerstreut der Freundin berichten konnte. „In Malbers habe ich viel Vergnügen gehabt. Batty hat seine Sachen trefflich gemacht .... Hiernach haben wir heiß gehabt und ein sehr pfiffiges Kind dieser Welt bei uns zu Tische. Dann hat mir ein böser Prozeß einige Stunden Nachdenkens und Schreibens gemacht .... Stein spricht viel von Ökonomie, und da fast nichts weiter vorkommt, ists ihm wohl; übrigens sitzt er und macht Anmerkungen, die ich ihm an der Nase ansehe. Der Herzog ist gar brav gegenwärtig und mäßig, aber sein Körper will nicht nach; man merkts nicht eher, als wenn er sich so ziemlich ordentlich hält, wo man die schlimmen Augenblicke nicht auf Rechnung des Zuviel schieben kann .... Von Gesteinen ist sehr viel gesammelt worden, und über den Basalt der hiesigen Gegend hat der Dekanus von hier einen kühnen Einfall gehabt." Des Herzogs große Freude, daß hier endlich einmal etwas ordentlicher, geschwinder und ausführlicher, als er befohlen, vollbracht worden, that Goethe wohl, wenn dieser auch an den Unterhaltungen mit Batty nicht den Genuß und Nutzen hatte wie er selbst. Doch darauf erregte er wieder seine ärgste Mißstimmung. Vier Tage später (in die Zwischenzeit fällt seine Ode an die Phantasie, die mit dem Preise der Hoffnung endet) schreibt er bei Übersendung einer „leiblichen Skizze ihres leidigen Aufenthaltes", den sie eben verlassen: „Ich habe nichts zu thun, als die Verworrenheiten unseres Diegos auseinanderzuklauben", mit Beziehung auf die in Sternes „Tristram Shandy" angedeutete Geschichte: „The intricacies of Diego and Julia". Der

Herzog machte sich in seiner Weise den Spaß, die der Frau von Stein bestimmten Briefe mit einem eigenen Blatte launiger Verse an die Hörner der Mastochsen zu binden, welche ihr Gatte eben ihr nach Kochberg sandte. Am Abend desselben Tages bemerkte Goethe der Freundin von Ostheim aus, er habe deshalb einige Tage nicht geschrieben, weil er zu wenig und weil er zu viel zu sagen gehabt. „Gott giebt mir zur Buße für meine eigenen Sünden die Sünden anderer zu tragen. Und in meinem immer bewegten Zustand beneid' ich den, der mich um etwas bittet und dem ich durch eine kleine Gefälligkeit seine Wünsche ausfüllen kann, und selbst niemand habe, der mir — doch ich will nicht ungerecht und undankbar sein." Am 19. sehen sie bei Ostheim die von Batty bei drei Dorfschaften gemachten Wiesenverbesserungen; es gereicht ihnen zu besonderer Freude, wie sehr dieser, den die Bauern mehr lieben als ihren Amtmann, sich rührt, so daß er vor dem Winter noch manches zu Stande bringen werde. Zwei Tage später hören wir von einem merkwürdigen Spaziergang, zu welchem der Herzog Goethe abgeholt. „Wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einemmal herabzustürzen. Nachdem wir uns dann bedächtlich entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmutigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnißvoller Warnungen herum, und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Not des Lebens und seine Mühe wie Schlacken uns zu Füßen lag, und wir, im noch irdischen Gewand, schon die Leichtigkeit künftiger seliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele unserer Fittige spürten." Durch die spottende Laune fühlen wir, wie selbstbewußt und hoffnungsvoll beide mit den besten Vorsätzen in die Zukunft schauten. Während er dies schrieb, wurde er durch den Herzog unterbrochen, mit dem es zu einem langen Gespräche kam, das „so lebhaft und luminos" wie das vorige war, „worin einiger guten Werke Rechenschaft gegeben und ein neues zu Stande gebracht wurde, und so ein fröhliches Ende eines sonst elenden Tages." Von Ostheim aus antwortete Goethe auch Lavater, dem er berichtet, sie hätten in einigen entfernten Ämtern verschiedene neue, gute und nützliche Veranstaltungen in der Nähe gesehen. Sein Tagewerk, das ihm täglich leichter und schwerer werde, erfordere wachend und träumend seine Gegenwart, und diese Pflicht werde ihm täglich teurer, und lasse kaum augenblickliches Vergessen zu. Der Herzog sei sehr gut und brav; nur wünschte er von den Göttern noch einigen Raum für ihn zu erhalten, da die Fesseln, an denen die Geister uns führten, ihm an einigen Gliedern gar zu eng anlägen.

Hatte Goethe mit dem Herzog schon den Hof zu Gotha besucht, so trug er jetzt auch kein Bedenken, ihm nach Meiningen zu folgen. Die beiden Prinzen hatte er bereits, ehe er nach Weimar kam, kennen gelernt, ohne von ihnen besonders angezogen zu werden. Karl August war hier gleich in seinem Elemente, während Goethe sich erst nach einigen Tagen in die ungewohnte Umgebung und das Nichtsthun zu schicken wußte. Der Herzog tauschte daselbst vier schöne Gemälde gegen andere Wertgegenstände ein, Goethe erhielt einige treffliche Zeichnungen. Vier Tage verweilte man in dem vier Stunden von Eisenach an einem Felsen angebauten Schlosse Altenstein, von dem eigentlich nur ein Thurm übrig war. Die wunderschöne Lage war das einzige, was Goethe hier anzog; trotz aller Zuvorkommenheit des Hofes fühlte er Langeweile. Endlich entschloß sich Karl August Eisenach zu besuchen, von wo Goethe sofort nach Kochberg zu seiner lang entbehrten Freundin zu eilen gedachte. Hier erfuhr man, daß Knebel am 27. von seiner Reise zurückgekehrt sei und sich von Eisenach nach Ilmenau begeben hatte. Als Goethe, der die Nacht wieder auf der Wartburg zugebracht hatte, ihn zu Ilmenau aufsuchte, vernahm er, daß dieser der Jagd wegen nach Stützerbach gegangen sei. Der Herzog, der dem Heimgekehrten sehr freundlich gesinnt war und ihn gern in Weimar behalten hätte, lud ihn ein, mit seinem Bruder oder allein nach Meiningen zu kommen, wohin er sich von Eisenach zurückbegeben hatte. Knebel mochte darauf nicht eingehen, da er den Prinzen gebeten hatte, zu ihm nach Stützerbach zu kommen. Am Abend des regnerischen 2. Oktober wurde er durch Goethes Ankunft erfreut. Vom 3. berichtet Knebels Tagebuch: „Glaser [der in den frühern Jahren das Stichblatt der derben und zuweilen unsaubern, immer tollen Neckereien des Herzogs und seiner Umgebung gewesen] kommt morgens und erzählt seine Geschichte [wie es ihm in der letzten Zeit ergangen]. Goethe las mir von seinen Sachen vor. Ode an die Phantasie. Briefe &c. Goethe ritt abends weg nach Ilmenau." Zu den vorgelesenen Sachen gehörten auch die „Briefe", ohne Zweifel die auf der Reise begonnenen des „großen Romans über das Weltall". Der Dichter eilte von Ilmenau nach Kochberg, wo er am 4. in dem Schreibtisch der Frau von Stein unmittelbar unter die vor fünf Jahren erfolgte Eintragung seines Namens das bedeutsame „Ebenderselbe" mit dem Datum schrieb. Nach Stützerbach kam am späten Abend der Prinz, mit dem Knebel morgens spazieren, abends auf die Jagd ging. Um 7 Uhr traf auch der Herzog ein, der von Meiningen aus nach der Ruhla sich begeben hatte und von dort über Erfurt nach Ilmenau geritten war, doch blieb er nur kurze Zeit, da Prinz Georg von Meiningen diesen Abend zur verabredeten Jagd in Ilmenau eintreffen sollte. Am nächsten Morgen kam er bereits um 8 Uhr zurück,

um sich einige Stunden mit Knebel allein zu unterhalten, dann stellte sich Prinz Georg ein, und so wurden die nächsten Tage dem edlen Waidwerk gewidmet. Die Nacht auf den 7. schlief der Herzog mit Knebel in dem Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn, wie Goethe vor einem Monate. Knebels Tagebuch vom 7. beginnt: „Morgens schön. Mond. Goethes Verse. Mit dem Herzog auf die Pürsch." Die Verse Goethes, die Knebel wohl beim Heraustreten aus dem Bretterhäuschen sprach, können nur die des Liedes an den Mond sein, dessen zweiter Teil den selig preist, der einen Freund am Busen halte (der Herzog war gemeint) und mit ihm genieße, was durch das Labyrinth der Brust in der Nacht wandle. Auch die folgende Nacht brachte Knebel auf dem Gickelhahne zu, von wo er nach Gabelbach und Stützerbach ging. Dort wurde Faro gespielt, dann kam der Herzog mit dem Prinzen von der Hetzjagd, und es wurde zu Mittag gespeist. „Abends die Leute tanzen lassen bis gegen 12 Uhr", schließt Knebels Tagebuch. „Die Leute" sind die von der Glashütte, denen der Herzog vor seiner Abreise ein Fest geben wollte. Den andern Morgen um 10 Uhr ging Prinz Georg weg. Karl August, sein Bruder und Knebel ritten nach Ilmenau, später fuhr der Herzog mit Knebel und Stein nach Kochberg, wo sie um 6 Uhr eintrafen.

Goethe, der sich unterdessen bei Frau von Stein der vertrautesten Tage erfreut hatte, empfing den Herzog in der Verkleidung eines Bauers, der ihn bat, sich das bäuerische treue Blut angelegen sein zu lassen, das immer sein bestes Gut sei, erfreulicher als Pferde und Stutereien, wonach er ihn aufforderte, das Zauberschloß in der Nähe zu betreten. Leider ließ sich Goethe gerade an diesem Abende in Gegenwart des Herzogs und des Gatten der Freundin zu einem leidenschaftlichen Ausbruche seines Gefühls hinreißen, der die Geliebte so sehr verletzte, daß sie, als sie am nächsten Morgen beim Abschied ihn über den von Kochberg bis zur Landstraße sich erstreckenden Berg begleitete, ihm insgeheim ernst vorhielt, daß sie ihre Verbindung mit ihm lösen müsse, wenn er seine Leidenschaft nicht beherrsche.

Als er tief betrübt am 10. nach Weimar zurückkehrte, empfingen ihn die während seiner monatlichen Abwesenheit gehäuften Geschäfte. Sehr freuten ihn die fertig gewordenen neuen Wege. Sein bester Trost waren der Herzog und Knebel, von denen dieser den 11. auf des Herzogs Pferd, jener am 12. zu Fuße nach Weimar zurückkehrte. „Den guten Lands- und Hausvater würdest du n ä h e r mehr bedauern", schrieb Goethe an Lavater. „Was da auszustehen ist, spricht keine Zunge aus. H e r r s c h a f t wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat." Immer leb-

hafter empfand er die Schwierigkeiten, welche der Fürst außer den Dingen selbst in seiner eigenen Natur findet, die ihm die wahre Ansicht trübt. Davon hatte freilich Herder keine Ahnung, der ihm und seinem Minister Goethe noch immer grollte, wodurch jede nähere Verbindung unmöglich wurde. Herders Gattin erweiterte eifrig die Kluft. Auf der Reise mit dem Herzog hatte Goethe einmal, als er vernahm, Herders hätten seine Abwesenheit benutzt, um Frau von Stein zu besuchen, die Äußerung gethan: „Ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge, was bei der Sache an mir liegt; bis dahin ist mirs ekelhaft.“ Jetzt mußte Goethe viel um den Herzog sein, der einige Zeit wieder an den Folgen eines Hundebisses litt. Leidenschaftlich betrieb dieser seine Kupferstichsammlung unter Goethes treuer Hülfe, der mit Merck in lebhaftem Briefwechsel wegen neuer Erwerbungen stand und sich im Auftrage des Herzogs eine Anleitung zur Ordnung der Kupferstichsammlung geben ließ. Karl August wollte darauf vierteljährlich 5 Karolin, sei es nun für ein Blatt oder für mehrere, verwenden. Auch betrieb Goethe die Vermehrung seiner eigenen Sammlung. Neben dieser und der mineralogischen Liebhaberei setzten ihn besonders die Kriegskommission, das Conseil und das Theater in Thätigkeit. Schon am 14. war die Probe von Guiglielmis Operette „Robert und Kalliste“; an demselben Tage zog der Hof von Belvedere in die Stadt, wobei es für Goethe manches zu besorgen gab. Merck hatte eine Zusammenkunft mit dem Freunde gewünscht. Da Goethe einige Tage abkommen konnte, wurde dieselbe für Mülhausen verabredet. Eben wollte er am 20. abreisen, als die Herzogin-Mutter von ihrer mit Oeser gemachten Mannheimer Reise eintraf. Sie hatte auch Frau Aja besucht, aber leider war eben der alte Rat bettlägerig krank, so daß diese von den zwölf Tagen, welche die hochverehrte Mutter Karl Augusts in Frankfurt verweilte, fast nur den Verdruß hatte, ihre Anwesenheit nicht genießen zu können. In Mülhausen verlebte Goethe mit Merck einen sehr guten Tag und ein paar Nächte, doch konnte er sich nicht verhehlen, daß diese Zusammenkunft ihm nicht bloß genutzt, sondern auch geschadet habe, was sich in der Welt nicht trennen lasse. Der Drache, schrieb er an Frau von Stein, mache ihm immer böses Blut; es gehe ihm, wie Psyche, als sie ihre Schwestern wiedergesehen (er fühle sich verstimmt). Merck hatte den Druck, unter dem er bei so vielen, oft geringfügigen Geschäften leide, scharf hervorgehoben und darin eine Vergeudung seiner Kraft gesehen, wenn er auch sein erfolgreiches Streben, auf den Herzog zu wirken, gebührend anerkannte.

Kaum zurückgekehrt mußte er sich an der Geburtstagsfeier der Herzogin-Mutter beteiligen, der zu Ehren das Theater mit „Robert und Kalliste“ eröffnet wurde. Leider herrschte wieder eine Spannung zwischen der damals

leidenden Herzogin und ihrem Gatten, auch wohl ihrer Schwiegermutter, die äußerst heiter von ihrer Kunstreise zurückgekommen war. Prinz Konstantin, der noch in Tiefurt wohnte, während Knebel das Jägerhaus schon bezogen hatte, blieb verstimmt. Aber zum Glücke war der Herzog, wie Goethe an Frau von Stein meldete, recht vergnügt, rasch und wohl. Sein eigenes Verhältnis zu dieser stand noch immer nicht gut. Am 29., einem Sonntage, schrieb er ihr: „Um diese Stunde hofft' ich bei Ihnen zu sein. Knebel ist allein weg [zu Ihnen], weil mein alter Beruf [alle Mißverhältnisse zu ordnen] mich hält. Ich will heute den Tag in Tiefurt zubringen; es sind gewisse Dinge in Gährung, denen Luft muß gemacht werden. [Prinz Konstantin wollte noch immer nicht in die Stadt ziehen]. Knebel ist gar brav, und wenn er beharrt, kann er uns unendlich nutzen. Gebe Gott sein Gedeihen dazu! Die Mittlerschaft kleidet ihn gar gut; er sieht alles reiner und wirkt nur zu wahren Zwecken." Auch für den Herzog schien ihm Knebels Gegenwart wichtig, nur zu einer amtlichen Stellung, die stetes, rastloses, auch dem Unangenehmen sich gefaßt unterziehendes Wirken fordert, hielt er ihn eben so wenig wie der Herzog für geeignet. Leider brachte der Freund ihm diesmal von der Freundin kein herzlich die Rückkehr der alten Vertraulichkeit aussprechendes Wort, wie er es erwartet hatte; über ihre Gesinnung gegen ihn war er so beruhigt, daß er sich an die Ausführung des durch die Liebe zu ihr entstandenen Planes des „Tasso" wagte. Als die Herzogin-Mutter am letzten Tage des Monats von Ettersburg nach Weimar zog, mußte Goethe bei ihr zu Mittag speisen; war er ja ihr treuer Rat in allen Kunstbestrebungen, besonders bei ihrer Bildersammlung und dem Theaterwesen, das sie in Ettersburg so eifrig betrieb. Freilich sollte letzteres in Weimar zunächst ruhen (nur das Singspiel und „Jery und Bätely" wurden wiederholt, auch eine Vorstellung auf den Geburtstag der Herzogin geplant); an seine Stelle traten maskierte Schlittenfahrten und Redoutenaufzüge.

Was das Tagebuch vom Ende des Monats bemerkt: „Ordnung und Fleiß", blieb der eigentliche Wahlspruch Goethes. Leider wurde er gerade am 1. November (er hatte eben morgens an „Tasso" gedichtet) durch einen Brief betrübt, in welcher Charlotte ihm ernst wiederholte, was sie ihm schon beim Scheiden von Kochberg gesagt hatte, aber die „neuen Nebel, die seine schönsten Aussichten deckten", schreckten ihn nicht; er war überzeugt, sie müsse und werde ihm ganz verzeihen. Nachdem er die dringenden Arbeiten des Monatsschlusses beendet, am 2. November Knebel und den mit ihm gespannten Prinzen bei sich zu Tische gehabt und auf die gewünschte Ausgleichung gewirkt hatte, ritt er am 4., einem schönen Tage, mit dem Herzog nach Kochberg, wo die volle Aussöhnung zu stande kam. Den 5. schrieb er sich zum

drittenmal auf ihrem Schreibtische ein. Den folgenden Tag ritten Fürst und Minister, die sich des vollbrachten Werkes freuten, unter dem ersten, und zwar sehr starken, Schnee nach Weimar zurück. Durfte Goethe auch an den nächsten Tagen bei Hofe nicht fehlen, wo Herders früherer Landesherr, Graf Wilhelm von Bückeburg nebst seiner neuen Gattin anwesend war (am 7., dem Tage seines Eintritts in Weimar, speiste er mit ihnen), so wurde doch zu Hause fleißig gearbeitet.

Auch als die Ankunft der Freundin am 9. sein Leben erneut hatte, „ging es immer Schritt vor Schritt vorwärts“. Aber das Tagebuch fügt hinzu „nach Vermögen“, und es gedenkt seiner Furcht, die Krankheit der beiden ersten Monate werde zurückkehren. Der Freundin durfte er davon nichts verraten, um sie nicht zu beunruhigen, ja trotz seines Unwohlseins schrieb er leidenschaftlich am „Tasso“, und der Beifall derselben ließ ihn jetzt die erste Szene des zweiten Aktes vollenden. Auch sonst durfte niemand wissen, wie schwach er sich fühle. Den Herzog begleitet er nicht bloß bei bösem Wetter auf einen Tag nach einem Gute des Herrn von Münchhausen, des Vaters der Frau von Werther, sondern er muß auch an den durch fürstliche Besuche veranlaßten herzoglichen Jagden teilnehmen. Freilich mochte er die Bewegung in der freien Luft für wohlthätig halten, aber bei seiner großen Empfindlichkeit strengte er sich zu sehr an, und das damit verbundene flotte Leben wirkte so ungünstig, daß er mehrfach litt. Der Herzog selbst klagt am 6. Dezember über seine eigene „erschreckliche Obtusität“ infolge von Flüssen, Schnupfen und fürstlichen Besuchen. Goethe wagte sich indessen wieder auf das Eis, fühlte sich aber bald unwohl. Mercks Bericht über die von Moser eingesetzte Landkommission gab dem Herzog ein schreckliches Beispiel von dem Aberwitze, durch den ein Mann von Mosers Fähigkeit, Erfahrung und moralischer Träumerei gefallen sei. Wie hoch erhaben fühlte er sich dieser jämmerlichen Wirtschaft gegenüber in seiner auf lebendiger Einsicht und Thatkraft beruhenden Wirksamkeit, die keinen solchen Eingriff dulden konnte, wie sie Moser sich gegen den Landgrafen herausgenommen. Am 19. mußte Goethe, obgleich die fürstlichen Besuche vorüber waren, den Herzog zu einer Jagd mit Tafel begleiten. Wie viel er bei seinem leidenden Zustande zu besorgen hatte, bezeugt die Angabe des Tagebuchs, er habe viel Arbeit und Bearbeitung in diesem Monat gehabt und es sich sauer werden lassen. Erst jetzt hatte er es durchgesetzt, daß der in der Kriegskommission ihm hinderliche Volgstedt ausschied. Schon am Anfange des Monats hatte Prinz Konstantin endlich das Jägerhaus bezogen, wo Knebel bereits zwei Monate wohnte. Auch für die Kupfersammlung des Herzogs war Goethe sehr thätig, schrieb unter andern die Sachen auf, die sie noch notwendig bedürften. Karl August

freute sich, daß so viel gutes Zeug sich doch bei ihm gesammelt habe. Dem Herzog von Gotha sandte Goethe Zeichnungen der Erdschichten der thüringischen Gebirge und der dortigen Steinarten, und er bat ihn, auch in seinen Landen die gewonnenen allgemeinen Begriffe durch Erfahrung noch näher bestimmen zu dürfen. In gleicher Weise wolle er den Berghauptmann Trebra in Klausthal bitten, von den Granitfelsen des Brockens bis in die tiefsten Schachte der Bergwerke des Harz die Schichten stufenweis zu verfolgen. So würde es ihnen gelingen, ein hübsches Stück Land für die Naturgeschichte zu gewinnen, und dabei zu erfahren, was man besitze.

Während er so mit aller Anstrengung sich seinen Geschäften und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen widmet, fällt der erste düstere Schatten auf seine Freundschaft zu Karl August, die ihm an alter Herzlichkeit verloren zu haben scheint; denn darauf bezieht es sich, wenn er Frau von Stein vertraut, am Abend des vorletzten Tages des Jahres sei es ihm „herzlich weh geworden, recht von Grund aus". Es war wohl nicht allein ein Wort des Herzogs, das den leiblich und geistig Angegriffenen verletzte, sondern er vermißte in dessen Verhalten gegen ihn den warmen Hauch brüderlicher Liebe. Oder war er dadurch verletzt, daß Karl August ihn nicht eingeladen, ihn und den Herzog von Meiningen nach Gotha zu begleiten? An Herzog Ernst von Gotha schrieb er am 1. Januar, gern hätte er die gnädigsten Herrschaften gebeten, sie begleiten zu dürfen, zeigte nicht das neue Jahr ihm ein mühseliges Gesicht. Mag ihn die Freundin darüber beruhigt haben oder geschah es aus reinem Pflichtgefühl, trotz seiner äußerst leidenden Gesundheit und der vielen Geschäfte, besonders der Kriegskommission, wo er nach Volgstedts Ausscheiden „alle Fäden an sich knüpfen mußte", widmete er sich der Belebung der mit dem neuen Jahre beginnenden Hofvergnügen. Zu dem Dreikönigenabend dichtete er das Lied „Epiphanias", das zu allgemeiner Ergötzung von Corona Schröter und zwei männlichen Sängern dramatisch vorgetragen werden sollte. Ob dazu der Komponist Kayser eine Melodie gemacht, wissen wir nicht. Diesen, der ihn durch die Nichtlieferung der Musik zu „Jery und Bätely" verstimmt hatte, finden wir am 4. mittags bei ihm; er war etwa schon am 1. mit dem Postwagen angekommen, um an den Konzerten der Herzogin-Mutter teilzunehmen, da sie den Kammermusikus Kranz auf einige Zeit zu seiner weitern Ausbildung nach Mannheim gesandt hatte. Goethe erfreute sich nicht nur des musikalischen Talentes, das Kayser in Konzerten bewährte, sondern benutzte auch dessen genaue Kenntnis der Freimaurerei, da er den Wunsch hegte, möglichst bald den Meistergrad zu erhalten, wozu er sich genügende Ordenskenntnisse erwerben mußte. Die Aufführung der „Heiligen drei Könige" am 6. in Gegenwart des zwei Tage vorher mit Karl

August zurückgekehrten Prinzen Georg von Meiningen, erregte höchste Heiterkeit. Wenn er, da er „Tasso“ hatte zurücklegen müssen, jetzt „Gespräche“ über die deutsche Litteratur auf Veranlassung der seinen „Götz“ so scharf verdammenden Schrift des großen Preußenkönigs schrieb, so glaubte er auch mit der Vorlesung derselben den Hof zu erfreuen. Auf den Redouten erschien er, wenn er auch zur Belebung derselben zunächst nichts beitrug, da die auf den Geburtstag der Herzogin zu gebende Theatervorstellung ihn beschäftigte. Anfangs beabsichtigte man „die Mitschuldigen“ zu geben, entschied sich aber später für „Iphigenie“, in welcher Pylades nicht vom Herzog, sondern, wie zuerst, wieder vom Prinzen gegeben werden sollte. Mit dem Herzog finden wir Goethe mehrfach zusammen; auch Büttners beabsichtigte Schenkung seiner Bibliothek an die Universität Jena, über die ihm Prof. Eichhorn berichtet hatte, wird er mit ihm besprochen haben. Als der Herzog ihn am 18. einlud, ihn nach Gotha zu begleiten, nahm er sich Bedenkzeit, erklärte aber dann brieflich, er müsse sich entschließen zu Hause zu bleiben, da es nicht klug sei, ein noch unbefestigtes Reich (er meinte die Kriegskommission) zu verlassen; auch würde sich in der Woche (denn früher werde er nicht wegkommen) so viel sonst anhäufen, da er doch wider des Teufels List und Gewalt die „Gespräche“ zu Ende führen möchte. Bedenke er noch dazu den Zug auf dem Gothaischen Schlosse, die herrschende Kälte, und daß man dort nicht Herr seines Rockes und seiner Fußbekleidung bleibe, so schrecke ihn dies ganz in sein Dachsloch, wo ihn ohnedies eine hypochondrische Vorliebe gefangen halte.

Auf der Redoute des 19. erschien nach Knebels Tagebuch ein „Aufzug der Herzoginnen“, woran Goethe, der sich zu Hause halten mußte, keinen nähern Anteil nahm. Zu dieser Maskerade scheinen die beiden Herzoginnen mit ihren Hofdamen sich rasch entschlossen zu haben. Auf ihn bezieht sich wohl das undatierte Billet, worin der Herzog Goethe auffordert, den Theaterschneider und den Theaterdiener auf abends 9 Uhr zur Garderobe zu beordern, da einige Leute auf der Redoute sich Kurzweil machen wollten, was aber geheim gehalten werden solle. Am 21. fuhr der Herzog mit Wedell zur Schweinsjagd nach Markfuhl bei Eisenach. Während seiner mehrtägigen Abwesenheit nahm Goethe an einer Schlittenfahrt nach Belvedere mit vielen Postzügen teil, leitete eine Probe der „Iphigenie“, zu welcher der Maler Schumann eine Dekoration so gut, als ihm möglich, gemacht hatte, hielt der Hofdame Wöllwarth Vorlesungen über die Perspektive, die auch von andern Damen eifrig besucht wurden, und diktierte der Göchhausen auf ihrem Zimmer bei einer Flasche Champagner an den Gesprächen, die er zu vollenden hoffte. Auf der Kriegskommission ging es sehr gut und leicht, da alles von

ihm abhing. Für die lange verwahrloste Garnisonschule ließ er eine geräumige Stube im Waisenhaus zurecht machen; dabei hoffte er, daß man von der feinen äußerlichen Zucht zum Innern kommen werde. Dem mit Wedell von Gotha zurückkehrenden Herzog sandte er am Morgen des 25. ein heiteres Schreiben nach Erfurt, das alle Neuigkeiten und die allgemeine Erwartung berichtete, ihn auf der Redoute des folgenden Abends zu sehen. „Unsere Maskerade schleicht im stillen, jedes scheut die Kosten. Die Stein hat sich ein paar Kleider ausgewählt, die sie will zerschneiden lassen. Wenn Sie selbst kommen, wirds schon gehen. Die Redoute nach der Herzogin Geburtstag (am 2. Februar) wird an Erscheinungen reich sein; es werden Verse von allen Seiten gemacht." Als Goethe von der Redoute, auf welcher der eben zurückgekehrte Herzog wirklich erschien, spät nach Hause ging, erkältete er sich, so daß er am 29. bei der Hauptprobe der „Iphigenie" kaum erscheinen konnte. In der Nacht wurde sein Hals schlimmer, und er mußte sich den Tag sehr still halten, um bis zum Abend auszulangen, wo sein lebhaftes Spiel niemand ahnen ließ, daß ihm etwas fehle. Trotz seines andauernden Unwohlseins unterließ er nicht zur Geburtstagsredoute des 2. Februar die Huldigungsverse an die Herzogin zu dichten, welche dieser von einem Zuge Lappländer überreicht wurden. Auch ein Vogelballett, zu welchem man einige vor fünf Jahren zu „Lila" angefertigte, aber nicht gebrauchte Vogelmasken benutzte, erfreute auf dieser Redoute oder auf der des 9. Wohl an demselben Abende führte der Herzog mit drei Hofleuten einen Maurischen Tanz auf. Aber noch etwas Bedeutenderes wollte man diesen Winter versuchen. Goethe ließ sich bestimmen, einen dramatischen Aufzug der Lustbarkeiten des Winters zu liefern, an welchem sich der Herzog, der Prinz, Frau von Stein, ihr Gatte und ihre zwei Brüder, Knebel und mehrere hoffähige Bekannte beteiligten. Am 16. wurde derselbe mit so außerordentlichem Beifall aufgeführt, daß der Herzog ihn durch den Maler Schumann malen lassen wollte. Aber Goethe widersetzte sich einem solchen anspruchsvollen Hineinzerren dieses „gewagten Scherzes" in die Öffentlichkeit, indem er, als der Maler im Auftrage des Herzogs sich von ihm die Liste der Mitwirkenden erbat, damit er die Kleidung und Gestalt genau wiedergebe, schriftlich bei seinem „besten Herrn" Bedenken dagegen erhob. „Bei hellem Tage mit nüchternem Mute muß man so was nicht betrachten", bemerkte er. „Ich wünschte sogar, daß Sie verböten, etwas davon ins Wochenblatt zu setzen. Lassen Sie die Zuschauer sich untereinander davon unterhalten und es Fremden, es künftig ihren Kindern erzählen, der größte Reiz wird bei aller Überlieferung das Unaussprechliche bleiben. Die Imagination wird arbeiten und sie ihres Zwecks nicht verfehlen, statt daß Schumanns Handwerksfaust diese Schmetter-

linge sicherlich und jeden schönen Effekt ihres flatternden Lebens ermordet." Der Herzog war bei dem Zuge als Führer des Chores der Masken in glänzendster spanischer Tracht aufgetreten. Goethe hatte als Schlaf Frau von Stein als Nacht an der Hand geführt. Die Furcht, dadurch böses Gerede zu veranlassen, hatte ihn besonders zu dem scharfen, freilich durch ein salvo meliori gemilderten Einspruche veranlaßt, den Karl August als berechtigt anerkannte. Zwei Tage später schickte er dem Herzog, der ihm einige Zeichnungen durch Merck hatte kommen lassen, zwei vor kurzem von Schlosser aus dem Nachlasse von dessen Schwiegermutter erhaltene Gemälde Elzheimers, die er in deren Hause immer mit besonderer Neigung gesehen hatte; er hatte bemerkt, wie sehr dieser sie zu besitzen wünschte. Die Sendung begleitete er mit den Versen:

So groß, als die Begierde war in mir,
Die altgeliebten Bilder zu erlangen,
Mit gleicher Lust geb' ich sie Dir,
Und scheine sie dadurch erst zu empfangen.

Das „Du" gestattete er sich nur in Versen; brieflich redete er den Herzog mit „Sie" an, fügte auch wohl bei der Anrede ein „bester", „lieber" oder „lieber gnädiger Herr" hinzu, nur in amtlichen Berichten trat „Gnädigster Herr" ein.

Seine damalige Stimmung und Lage verrät uns ein vertrauter Brief an Lavater vom folgenden Tage. „Ich bin auch [Lavater litt am Husten] zeither krank, meist ohne es zu sagen, daß niemand frage und der Kredit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen. Sonst geht alles recht gut. Die Herzogin giebt uns Hoffnung zu einem Prinzen, der Herzog wächst schnell und ist sich treu. Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel anders auch nicht fallen lassen." Er traute sich zu neben den amtlichen Pflichten seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen einen Teil seiner Zeit zuwenden zu können, ja die Abwechslung schien ihm für beide förderlich. So schrieb er auch damals noch an seinen Gesprächen fort, und im Laufe des Monats erfreute er den Hof mit Vollendung des ersten. In demselben Briefe heißt es weiter: „Die letzten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not. Ich traktiere diese Sachen als Künstler, und so gehts noch. Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit. Es ist billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben." Die Belebung der vom Hofe besuchten Redouten hielt er für seine Pflicht; schon seine heitere, geistsprudelnde Gegen-

wart allein verlieh diesen einen besondern Reiz, und so würde er sie pflichtmäßig besucht haben, hätte auch nicht die Anwesenheit der Frau von Stein denselben eine eigene Anziehungskraft verliehen, und er einer solchen Abspannung bedurft. An der Redoute des Fastnachtsdienstags nahm er lustigen Anteil und bei der letzten Freitagsredoute am 2. März wurde der Aufzug des Winters zu allgemeiner Freude wiederholt. Karl August gab sich leidenschaftlich diesen Vergnügungen hin, ja am Freitag vor Fastnacht, wo die Redoute ausfiel, ging er zur Freiredoute nach Gotha. Damals muß Herder wieder Goethe näher getreten sein, kaum, wie man vermutet hat, durch den Tod Lessings, der freilich beide gleich tief erschütterte, eher durch Vermittlung der Frau von Stein, der er eine Woche später während seiner Abwesenheit aufträgt, sein „Gespräch" von der Herzogin sich zurück zu erbitten und ihr und Herders Urteil darüber ihm mitzuteilen. Herder war bitter verstimmt, daß er vom Oberkonsistorium in allem, was er Neues vorschlug, beständig gehindert wurde. Als er im Oktober 1780 nach langem Zaudern den verlangten Plan zu einem Schulmeisterseminar vorlegte, hatte ihn dessen Einsprache so entrüstet, daß er erklärte, die ganze Anstalt der Ausführung eines Bessern überlassen und sich nur die ihm als Generalsuperintendenten zustehende Aufsicht und Prüfung vorbehalten zu wollen. Darüber blieb die Sache liegen, aber Herder wurde immer erbitterter und unzufriedener mit seiner jedes ordentliche Wirken hindernden Stellung.

Gleich nach den Fastnachtsvergnügungen, bei welchen es an fürstlichen Besuchen nicht fehlte (vom 9. bis zum 21. Februar war Herzog Karl August von Meiningen, vom 27. Februar bis zum 1. März der Herzog von Gotha anwesend), trieb es Karl August zur schönen Gräfin in Neuenheilingen. Goethe wollte sich dem mehrtägigen Besuche, der ihm selbst eine sehr nötige Erholung bot, um so weniger entziehen, als er von der so bedeutenden Frau einen wohlthätigen Einfluß auf den Herzog erwartete. Doch sollte dieser zu seinem Ärger sich dort nicht von knabenhaftem Gebaren enthalten können. „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind", schrieb er der Freundin, welcher sein ganzes Herz erschlossen war. „Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz [die übermütige Fürstenlaune] gucken, eh' man sichs versieht, wieder hervor. Das größte Übel hab' ich auch bemerkt. So passioniert er fürs Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel kennt, und doch, wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas

Albernes vornehmen, und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt, und daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde bewegen kann." Aus dieser Äußerung spricht die Gereiztheit, daß selbst die Gräfin, das Ideal einer feinen Weltdame, keinen Einfluß auf Karl August übte, und der Ärger über des Herzogs Spott auf Goethes schmachtende Liebe. Als dieser ihn einlud, ihn auf einige Tage nach Kassel zu begleiten, lehnte er entschieden ab, aus vielen Ursachen, von denen er ihm einige sagte, wie die ihm obliegenden Arbeiten, einige verschwieg, unter denen die bedeutendste sein Verlangen nach Frau von Stein, das der Herzog spottend ergänzte: er sei ans Brot gewöhnt und möchte sich deswegen nicht leicht verlaufen. Besonders die Kasseler Gemäldesammlung, über die Merck neuerdings in Wielands „Merkur" mit solchem Preise berichtet hatte, zog den Herzog an, ja er hoffte diesen ihm immer bedeutender scheinenden Freund noch dort zu finden, wo er im Auftrage des Landgrafen von Hessen ein wichtiges Geldgeschäft betreiben sollte. Aber Goethe konnte es nicht billigen, daß der Herzog, dem schon die fürstlichen Besuche in Weimar so viel Zeit geraubt hatten, längere Zeit vom Hause bleibe. Dieser rächte sich neckisch, indem er einen vom Freunde sehnlich erwarteten Brief der Frau von Stein, welchen diese dem herzoglichen Husaren mitgegeben, einige Zeit zurückhielt und ihn vor der Übersendung in zehn übereinander gesiegelte Kouverte einschloß, ja er richtete auch launige Verse an die Absenderin, die des winzigen Billet doux spotteten, bei dem es dem Husaren unheimlich geworden sei.

Goethe kehrte am 15. über Ringleben, wo er die Wasserbauten besichtigte, nach Weimar zurück. Sein Herzog besuchte auch Göttingen, wo er einige Professoren, wie Lichtenberg, sprach, aber zugleich ein gutes Werk für Jena that, indem er mit Hofrat Büttner wegen der Schenkung seiner Bibliothek abschloß. Auch konnte er es nicht unterlassen, den Dichter der „Lenore", den unglücklichen Amtmann Bürger, dem man von Weimar aus vor fünf Jahren eine Unterstützung zur Ausführung der angekündigten Übersetzung der Ilias angeboten und Goethe diesem, obgleich er die Bedingung des Versprechens der Vollendung derselben nicht erfüllt, vor drei Jahren geschickt hatte, in seinem traurigen Appenrode zu besuchen. Er nahm ihn mit sich nach Heiligenstadt, wo sie die Nacht zusammen verweilten. Den Herzog drängte es, auch diesen an den unglücklichsten Verhältnissen leidenden begabten Dichter kennen zu lernen, der in seiner leidenschaftlichen Verworrenheit den schärfsten Gegensatz zu seinem sich immer sicherer beherrschenden Goethe bildete. Aber Bürger nach Jena zu ziehen durfte er ebensowenig wagen als ihm ein sonstiges Amt anzubieten. Zu Kassel verlebte Karl August einige vergnügte

Tage mit Merck, der seinen hellen Verstand und seinen festen Charakter immer mehr bewunderte.

Goethe war von der Liebe zu Frau von Stein bei allen auf ihm lastenden Arbeiten mehr als je beglückt. Auch mit Herder schien ein leidliches Verhältnis in Aussicht zu stehen, da dieser ihm seine berechtigten Bedenken gegen einzelne Stellen seines „Gesprächs“ freundlich mitteilte. Dankbar nahm er sie an, und äußerte, er wolle, was verändert werden müsse und könne, gleich abthun und, „wenn er möge“, noch einmal darüber mit ihm sprechen. Aber auch diesmal muß der Faden rasch wieder abgebrochen worden sein. Den am 22. rückkehrenden Herzog, der ihm einige Zeichnungen mitgebracht hatte, bewillkommnete Goethe mit alter Liebe und zutraulicher Freundschaft. Davon zeugen die am folgenden Morgen an ihn gerichteten Zeilen: „Danke tausendmal für die schönen Zeichnungen und wünsche, daß die Reise in allem Sinn wohl bekommen möge. Gehen Sie nur auf dem wiederbetretenen Hausboden sachte und nehmen sich in Acht, daß nicht die gewöhnliche Wirkung Sie überfalle [er, weil er sich nicht schone, unwohl werde]. Ich hoffe auf das Frühjahr, wo, ich hoffe, uns die Dialogen in freier Luft besser als noch nie bekommen sollen. Es geht mit dem Guten wie mit den Quecken; die Kur schlägt erst im dritten Jahre Wiederholung recht an.“ Mit Freuden erinnerte er sich ihrer häufigen für sie beide aufklärenden Gespräche, und gab sich der Hoffnung hin, diese würden in Zukunft noch wirkungsvoller sein, der Herzog besonders sich mehr beherrschen lernen. Mit diesem lebte er vertraulich zusammen, wenn auch das böse Wetter den noch immer Leidenden sehr angriff. Eine Verwundung des Herzogs in das Dickbein hatte keine üblen Folgen. Außer den Geschäften boten ihre Kunstsammlungen reiche Unterhaltung; an Goethes Fortschritten in der Mineralogie nahm der Herzog keinen nähern Anteil. Der schönen Frühlingstage freute er sich ganz besonders. „Die nächsten Wochen des Frühlings sind mir sehr gesegnet“, schrieb Goethe an Lavater; „jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Not, ihre moralischen, noch mehr physischen Übel.“ Noch herzlicher beseligte ihn das Glück seiner Liebe. Frau von Stein hatte ihm jetzt auch die süße Anrede des „Du“ gestattet. So fühlte er sich denn auch wieder zur Fortsetzung der aus dem Verhältnisse zu dieser Freundin hervorgegangenen Dichtung des „Tasso“ gestimmt.

Je glücklicher ihn seine stille Ruhe machte, um so empfindlicher zeigte er sich, als der Herzog ihn zu einer Reise nach Dessau und Leipzig einlud. Seine abschlägige Antwort sandte er am 27. April der Frau von Stein mit der Bemerkung: „Hierbei ist eine Epistel; wenn Sie meinen, so schicken

Sie das Blatt dem Herzog. Reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn nicht. Ich will nichts als Ruhe, und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu thun. Mach' es nach deiner Klugheit und Sanftmut." Die Freundin wird ihn beruhigt haben, doch blieb er auf dem Entschlusse, den Herzog nicht zu begleiten; dessen ewige Beweglichkeit war ihm zuwider, obgleich ein solcher Wechsel ihm durchaus nötig war, da es ihn noch mehr, wie Goethe selbst, drängte, Menschen kennen zu lernen und sich daran zu erfrischen. Die Reise wurde einstweilen verschoben.

Wie sehr Goethe von seinen Geschäften verschlungen wurde, vertraut er am 2. Mai der Geliebten. „Ich bin geschäftig und traurig", schreibt er. „Diese Tage machen wieder in mir Epoche. Es häuft sich alles, um gewisse Begriffe bei mir festzusetzen und mich zu gewissen Entschlüssen zu treiben." Zu den Angelegenheiten, die ihn so sehr beschäftigten, daß er jetzt zum erstenmale sich durch das Feuersignal nicht bestimmen ließ, zur Brandstätte zu eilen, gehörte auch wohl das Ilmenauer Bergwerk, zu dessen Wiederaufnahme diese Jahre über nur vorbereitende Schritte geschehen waren. Hier waren zunächst Verhandlungen mit den übrigen Sächsischen Höfen zu führen, die bei Teilung der Grafschaft Henneberg eine Gemeinschaft an sämtlichen Bergwerken sich vorbehalten hatten, dann aber die Forderungen von Privatleuten zu prüfen, welche Gelder darauf verwendet. Auf eigene Kosten hatte der Herzog den Markscheider Schreiber aus Marienberg angestellt, der sich äußerst thätig zeigte, auch eine Karte der Gegend und des ganzen Werks anfertigte, die eben gestochen werden sollte. Leider folgte derselbe einem Rufe des Herzogs von Artois nach Allemont, doch hatte man gegründete Hoffnung ihn später für Ilmenau wieder zu gewinnen. Der schon 1776 angestellte Geschworene Schreiber hatte sich in bester Weise thätig gezeigt und neuerdings hatte man einen Steiger angestellt, der auf einem dem Ilmenauer völlig ähnlichen Flötze gearbeitet hatte. Um die Sache zu beschleunigen, wollte man in diesem Sommer die übrigen bei dem Bergwerk beteiligten Ernestinischen Höfe zusammenberufen. Zu diesem Zwecke entwarf Goethe eine „Nachricht von dem Ilmenauischen Bergwesen", welche nach kurzer Darlegung der frühern Geschichte des Bergwerks, besonders der Bemühung und des Aufwandes des Hauses Weimar zur künftigen Wiederaufnahme, dasjenige anführte, was von seiten des Herzogs seit 1776 geschehen war und zunächst noch von der herzoglichen Regierung zu bestreiten sein werde. Er schloß mit der Bemerkung, daß, „wenn es bei Serenissimus nicht eine Art von Leidenschaft wäre, eine einmal angegriffene Sache, von der sich etwas Gutes hoffen läßt, nicht wieder fallen zu lassen, wohl schwerlich unter diesen Umständen

das Werk jemals wieder emporkommen würde", und man mit Vergnügen sehe, daß die übrigen Häuser zur möglichsten Erleichterung die Hände zu bieten bereit seien.

Der Herzog hatte sich, von einem Kammerdiener und zwei Jagdlakaien begleitet, zunächst nach Dessau begeben. Der Fürst schien ihm jetzt, wie er bald darauf an Merck schrieb, „eine neue Bergart"; er fand in ihm Vermischungen, die er sich nie hatte träumen lassen, und eine Reichhaltigkeit, wie er sie nie bei solchen Versetzungen vermutet. „Ich halte für ein gutes Mittel, über die menschliche Natur Lichter zu bekommen", fügte er hinzu, „wenn man sich nie zuläßt ein Faktum zu überhüpfen, weil es uns inkonsequent vorkommt; geht man jedem scharf nach, so findet man solche seltsame Verbindungen und Zusammenhänge, daß, hat man sich an allgemeine Begriffe gewöhnt, man durch die Widersprüche zum Narren werden möchte. Sachen und Säfte, welche man sonst für lauter Gift gehalten hätte, findet man bei manchen Menschen so notwendig vermischt, daß nicht nur uns diese Mischung wohl thut, sondern daß man wirklich Lücken in einer solchen Zusammensetzung finden würde, wären sie auf einen oder andern Flecke nach unsern angenommenen Begriffen besser. Man findet Farben, welche uns einzeln häßlich erscheinen, in so sonderbaren Vermischungen die herrlichsten Tinten hervorbringen." Von Dessau begab sich Karl August nach Halle, um das dortige Bärenburgische Regiment exerzieren zu sehen; denn die soldatische Schulung des preußischen Heeres zog ihn wegen dessen Bedeutung für Deutschland an, das ihm längst auf Preußens Leitung angewiesen schien. In Leipzig fand er bei Oeser den Vater des ihm längst bekannten Joh. Georg Forster, der nach einem wechselvollen, der Wissenschaft mit den größten Anstrengungen gewidmeten Leben und den traurigsten Erfahrungen seit zwei Jahren sich mit einer Professur der Naturgeschichte in Halle hatte begnügen müssen. „Doppelt interessant war mir das, was Sie mir von ihm geschrieben haben", äußerte Karl August gegen Merck, „weil es mir bewies, daß ich ihn nicht falsch beurteilt habe. Mir fiel das dreist Unternehmende in seiner Natur auf, ich vermißte aber sehr bei ihm eine gewisse Stille, welche die Sachen gehen und den Treiber nicht leicht was übersehen macht. Er redet sehr viel und sehr gerne, und wahrscheinlich überstolpert er sich manch schönes Mal. . . . Es ist dieser Mann immer eine fremde Erscheinung auf einer kursächsischen Messe; denn die freie laute Undeutschheit [seine Familie stammte aus Schottland, doch war sein Vater Bürgermeister in Dierschau bei Danzig gewesen] sticht gewaltig gegen die stille Geschmeidigkeit der Hochdeutschen ab. Oeser [ein geborener Ungar] stallt ganz vortrefflich mit ihm; er hat eine hohe Freude an dem tollen Seefahrer. Wie sich nun der alte Oeser leicht imponieren

läßt in gewissen Studien und viel aufs amüsieren hält, so vergißt er, scheints, alles bei ihm und läßt sichs herzlich wohl sein." Auch den Philosophen Garve lernte er kennen, der schon vor neun Jahren seiner Schwäche wegen seine Professur niedergelegt hatte, und eben zu Pferde umherreiste, um seine Schwermütigkeit loszuwerden.

Am 20. Mai kehrte der Herzog nach Weimar zurück, wo Goethe von seinen Geschäften und der Liebe zu der leidenden Freundin in Anspruch genommen war. Zu den erstern gehörte die wiederholte Herstellung am Landschaftshause. In einem Zimmer war eine Decke eingefallen, und die des großen Saales drohte infolge des liederlichen Baues mit dem Einsturz. Die Arbeit mußte beeilt werden, da der Hof wegen der bevorstehenden Niederkunft der Herzogin sehr frühe von Belvedere nach Weimar kommen sollte. Am 24. kehrte Kayser nach Zürich zurück. Die Absicht, ihn mit Gluck in Verbindung zu bringen, scheint Goethe ihm schon angedeutet zu haben. Wenn er ihn damals noch nicht dem Herzog und der Herzogin-Mutter empfahl, so mag er infolge seines körperlichen Leidens gegen den Hof verstimmt gewesen sein. Doch finden wir ihn am 24. und am 27. mittags bei der Hoftafel. An letzterm Tage schrieb er der Freundin, er könne die Hofnot nicht den ganzen Tag ausstehen. Zwei Tage später kam Garve nach Weimar, wo er am 31. bei Hofe speiste. Sein Bericht aus Weimar an Zollikofer erwähnt nur den Besuch bei der Herzogin-Mutter, die er außerordentlich höflich, zuvorkommend und leutselig gefunden habe. Es gebe dort sehr brave Menschen; am Hofe sei man mehr deutsch als in Gotha, er habe nicht so viele Sitten angenommen wie anderswo; jeder folge mehr dem Gange seines Naturells, nur zeige sich allgemein eine gewisse Mischung von Metaphysik und Poesie, mehr in den Ausdrücken als in den Gedanken; gewisse sonst nicht oft gebrauchte Worte seien gang und gäbe; auch rede man oft dunkel, weil man zu tief empfinden und denken wolle. Am 31. lud Goethe Garve mit dem Herzog, Herder, Knebel u. a. zum Abendessen in seinen Garten und er begleitete später die Gesellschaft zur Stadt. Damals hatte er mit dem Herzog eine sehr sinnige Unterredung, wie er der Frau von Stein vertraut. Wenn er hinzufügt: „In dieser Welt, meine Beste, hat niemand eine reichere Ernte als der dramatische Dichter, und die Weisen sagen: ‚Beurteile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden'", so deutet dieses darauf, daß der Herzog ihn einen Blick in seine Lage thun ließ, welcher manches entschuldigte, das man wohl ohne Rücksicht darauf mißbilligen mußte. Von demselben Abend berichtet Goethe weiter der Freundin: „Herder war gar gut; wenn er öfter so wäre, man möchte sich nichts Besseres wünschen." Zu einer nähern Verbindung war es zwischen beiden seit dem März nicht ge-

kommen. Der alte Groll, daß unter Goethe und dem Herzog die Schulen vernachlässigt wurden, dauerndes Unwohlsein seiner Gattin und seines ältesten Sohnes und das Gefühl, daß er vor der Zeit altere, verstimmten den zum Unmut geneigten reich begabten Mann, dessen Stellung in Weimar freilich seinen auf lebendigste Wirksamkeit gerichteten Wünschen nicht genügen konnte.

Goethe selbst war oft verstimmt, weil seine Gesundheit durch das üble Klima und den Mangel an Schonung angegriffen war; sichtlich magerte er ab und der alte frische Lebensmut schwand. Wieland weiß gegen das davon nach dem Rheine gelangte Gerücht nur zu bemerken, fetter werde man freilich in seiner Lage nicht, und er finde ihn wohl und munter, obgleich er gestehen müsse, er sei so sanft und gutmütig gegen alle Leute geworden, daß man ihn von dieser Seite nicht wiedererkenne. Wenn Kayser von Goethes Gesundheitsabnahme spreche, so meine er wohl, jedermann müsse so wohl genährt aussehen wie er selbst. Als Seckendorff und Kalb, welche am 18. Mai Weimar verlassen hatten, Merck in Kassel trafen, hatten auch sie von dem bösen Einfluß des leidigen Klimas auf Goethe gesprochen und von der Absicht, sich demselben zu entziehen. Freilich war ihr Entschluß, von Weimar wegzugehen, nicht hierdurch veranlaßt, aber die Klage über das unglückliche Klima war allgemein. Goethes Gesundheit hatte wirklich seit der Rückkehr aus der Schweiz sehr geschwankt und er war neuerdings außerordentlich angegriffen, so daß man wohl fürchten mußte, er werde unter der Last der Geschäfte, denen er mit aller Gewalt gerecht werden wollte, zu Grunde gehen. Merck hatte sich im vorigen Jahre überzeugt, wie es mit diesem stehe, und er war für ihn so besorgt, daß er bei aller Verehrung des Herzogs sich gedrungen fühlte, der Frau Aja dringend ans Herz zu legen, sie möge suchen ihren Wolfgang nach Frankfurt zurückzubekommen, da das Thüringische Klima ihm gewiß nicht zuträglich sei; auch habe er in Weimar seine Hauptaufgabe zu Stande gebracht, da der Herzog nun sei, wie er sein solle; für das übrige Dreckwesen, das ein anderer thun könne, halte er ihn zu gut.

Unterdessen rüstete sich Prinz Konstantin zur Abreise. Als Goethe am 7. Juni eine größere Abendgesellschaft in seinem Garten gab, frug er Frau von Stein, ob er nicht auch die Seckendorff, deren Schwester (Gustchen Kalb) und die beiden Abreisenden, den Prinzen und Albrecht, dazu nehmen solle. Drei Tage, ehe der Prinz seine Reise antrat, begab sich der Herzog, ohne Goethes Begleitung zu verlangen, nach Leipzig und zum Sächsischen Lager, wo es ihm sehr wohl gefiel. „So viel ich von der Sache verstehe“, schrieb er an Merck, „so finde ich, daß es meine Herren Landsleute schon sehr weit gebracht haben. Die Sächsische Armee ist wirklich fast interessanter zu sehen als die andern deutschen Truppen, weil es doch eigentlich die einzige Natio-

nalarmee in Deutschland ist, alle andern sind zusammengeraffte oder gestohlene Fremde. Die Freiheit, die wegen der Sicherheit der Leute unter ihnen herrscht, macht sie noch angenehmer; aller militärische fatale Druck fällt da weg, und es scheint eine Gesellschaft freiwillig zusammengekommener, sich in den Waffen übender Menschen zu sein." Trotz des großen Königs war ihm doch, wie Knebel, dessen geworbene Armee zuwider, wohl nicht allein, weil er selbst die Willkür der Freiwerberei im eigenen Lande erfahren, sondern weil sein lichter, vaterländischer Sinn eine wirkliche deutsche Nationalarmee ersehnte.

Am 15. kehrte er von diesem Ausfluge zurück. Zwei Tage später schrieb er an Merck den äußerst bedeutenden Brief, aus dem wir schon eben eine Stelle ausgehoben. Höchst bezeichnend sind darin auch die Äußerungen über das vielbewunderte freisinnige Vorgehen des Kaisers Joseph II. Seine Handlungen, meinte er, hätten sehr viel ähnliches von Meisterzügen, zeigten eine große Kenntnis der innern Staatsumstände und seien das Gegenteil von Furchtsamkeit, doch schienen sie ihm nur die Ausführung allgemeiner Begriffe zu sein, ein bischen brutal und vornehm mit den Menschen und den menschlichen Begriffen umzugehen. „Man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanzübersicht vielen Respekt: aber mich dünket doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faulenzen und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen." In ähnlicher Weise urteilte Goethe, dem Kaiser fehle es am Herzen, das zum großen Manne, zur That wie zur Kunst, unentbehrlich sei. Auf Mercks Bericht über sein Zusammentreffen mit Kalb und Seckendorff erwiderte der Herzog daselbst: „Daß Meister Kalb sich ziemlich möge prostituiert haben, zweifle ich gar nicht. . . . Ich weiß, daß dieser absurde Mensch andere Dienste sucht und ein Malkontenter nach Natur ist; wie er diese Unzufriedenheit aber an den Tag legt und welches seine Projekte sind, und wie er sie auszuführen gedenkt, wünsche ich doch teils als Faktum der Menschheit und wegen politicis zu wissen. Sie thun mir wahrlich einen Dienst, wenn Sie mich davon benachrichtigen und aufstellen lassen, was diese beiden Freunde am Niederrhein treiben, thun und reden. Man kann diesen Burschen nicht genug aufpassen, und bezahlt man sie nur manchmal in der Münze, in der sie uns lohnen, so ists nicht mehr als recht und billig." Das war jener Kalb, auf dessen Redlichkeit und Tüchtigkeit er so fest gerechnet hatte, daß er ihn trotz seiner Jugend der Kammer vorsetzte, derselbe, der Goethe als Bruder be-

grüßte und vom Herzog beauftragt wurde, die Erlaubnis zu dessen Anstellung von den Eltern zu erbitten. Wie sehr hatte sich der Dichter bewährt, während Karl Augusts Jugendfreund liederlich mit den Finanzen wirtschaftete, so daß es darüber zu den schlimmsten Verhandlungen kam. Der Herzog selbst hatte sich unter Goethes Leitung so ausgezeichnet entwickelt, daß Merck ernstlich meinte, er bedürfe derselben nicht weiter. Jetzt hatte er die Hohlheit des Menschen erkannt und auch Seckendorffs fortwährendes Gegenwirken ekelte ihn an.

Gegen Goethe war Karl August wieder zutraulich. Mit diesem, der vorher in der Loge den Meistergrad erhalten hatte, und, wie er launig schrieb, das Unglaubliche wußte, begab er sich am 25. nach Ilmenau, wohin die Vertreter der Ernestinischen Höfe, die Anteil an den Hennebergischen Bergwerken hatten, eingeladen waren. Die Zusammenkunft lief ganz glücklich ab; schon am 1. Juli fand der Abschiedsschmaus statt und den folgenden Tag kehrte der Herzog nach Weimar zurück, während Goethe mit Knebel eine dreitägige Erholungsreise in die Gebirge bis Rudolstadt machte, auf welcher er den Freund „in die Klüfte der Erde initiierte“. Dann hielten ihn noch verschiedene Bergwerkssachen, besonders Verhandlungen mit einem alten Bergmeister, in Ilmenau zurück. Mit dem Herzog blieb er in vertrauter brieflicher Verbindung. „Behalten Sie mich lieb“, schrieb er diesem am 5. „Die Welt ist voll Thorheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit; es gehört viel Mut dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich bei seite zu begeben.“ Einen guten Teil seiner Verstimmung verschuldete sein körperliches Unwohlsein. Gegen Frau von Stein äußerte er, augenblicklich mißbrauche ein böser Geist seine Entfernung von der Geliebten, halte ihm die lästigste Seite seines Zustandes vor und rate ihm, durch die Flucht sich aus der ihn aufreibenden Lage zu retten: aber nicht bloß die ihn beseligende Liebe, deren er gedenkt, auch das Gefühl der Pflicht, das übernommene Werk auszuführen, und des Herzogs Freundschaft verscheuchten diese Gespenster des Unmutes.

Als er am 11. nach Weimar zurückkehrte, war der Hof bereits wegen der bevorstehenden Niederkunft der Herzogin von Belvedere nach der Stadt zurückgekehrt. Mit diesem war er jetzt wieder in nächster Beziehung. Zur Erheiterung scheint ihm damals die Musik gedient zu haben. Er selbst begann Lieder in maurerischem Sinn zu dichten, von denen er wünschte, Freund Kayser möge sie in Musik setzen. Diesen dachte er mit Gluck zu Wien, den Kayser schon vor Jahren in Wielands „Merkur“ begeistert gefeiert hatte, in Verbindung zu bringen, und schon hatte er einen Brief an den Meister der Töne zu seiner Empfehlung geschrieben, als die Kunde von dem Schlaganfall desselben ihn von der Absendung zurückhielt. Doch bald hörte man von seiner

Genesung. Da bestimmte denn Goethe den Herzog, dem er jetzt wieder näher getreten war, wegen Kaysers an Gluck zu schreiben, was am 8. August geschah. Drei Tage später erwiderte Goethe endlich eingehend seiner Mutter. Die Not, in welche Mercks dringende Aufforderung, ihren Sohn von Weimar zurückzuziehen, diese gesetzt hatte, war durch einen unmittelbar darauf eingetroffenen Brief Wolfgangs, in welchem dieser sein Wohlsein gemeldet, in jubelnde Freude verwandelt worden. „Du mußt am besten wissen, was dir nutzt", schrieb sie ihm am 17. Juni. „Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin [ihr Gatte war geistesschwach geworden] und dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst du dir leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn du Gesundheit und Kräfte in deinem Dienste zusetztest; das schale Bedauern hintennach würde mich zuverlässig nicht fett machen .... Doch dich ohne Not aus deinem Wirkungskreis herausreißen wäre auf der andern Seite ebenso thöricht. Also du bist Herr von deinem Schicksal; prüfe alles und erwähle das Beste." Erst jetzt fand er die Stimmung, der Mutter zu erwidern und sie vollständig zu beruhigen, da er sich augenblicklich wohler fühlte. „Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie in vorigen Zeiten [während der ersten drei Jahre in Weimar] vermuten und hoffen konnte", schrieb er, indem er den kurz vorhergegangenen leidenden Zustand übergeht, „und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, unerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte: denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Über-

eilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich eine neue Fähigkeit entwickelte, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen, bald im kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle [er denkt an die völlige Trübung seines Verhältnisses zum Herzog und die Lösung der ihn beseligenden Liebe zu Frau von Stein oder den Verlust beider] mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen; und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte brächte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden: denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden." Er leugnet demnach keineswegs die Beschwerden seiner Stellung, ja daß es Zeiten des Mißmuts gebe, betont dagegen die Notwendigkeit einer solchen Thätigkeit für seine immer neuer Gegenstände bedürfende und nur in steter, auf einen sichern Erfolg hingerichteter Anspannung sich behaglich fühlender Natur, und die Pflicht, das Begonnene durchzuführen. Des Herzogs gedenkt er dabei so wenig wie der Liebe zu Frau von Stein, der er jetzt näher stand als je. Freilich war die brüderliche Freundschaft zu dem sich selbständig entwickelnden Herzog verflogen, aber, gab dieser auch noch manchmal ihm zum Ärger Anlaß und schien zuweilen kälter gegen ihn, seinen hellen Verstand und seine geniale Tüchtigkeit gereichten ihm zu hoher Freude, und gerade damals hatte sich die engere Verbindung mit dem Hofe wieder hergestellt, welcher eben der für das Land so ersehnten Geburt eines Erbprinzen freudig entgegensah.

Seit dem August war Goethe wieder heiter gesellig geworden. Seine wärmere Stimmung veranlaßte ihn auch, jetzt sein Tagebuch wieder aufzunehmen, das er ein halbes Jahr lang vernachlässigt hatte. Trotz der mancherlei geschäftlichen Thätigkeit für die Kriegskommission, das Conseil, das damals mit dem Konkurspatent beschäftigt war, die Anlagen im Park, die Zeichenschule und vieles andere, um das er sich kümmern mußte bis zur Aufstellung des Etats für die dritteyhalbjährige Prinzessin, giebt er sich dem geselligen Leben hin. Mit dem Herzog ist er viel zusammen, nimmt auch an ein paar Jagden teil, ja einmal übernachtet er mit diesem und Knebel nach der Jagd auf freiem Felde. Er bestimmt diesen auch zur Unterstützung Kaysers. Die Herzogin sieht er häufig, am 4. spaziert er abends mit der Herrschaft auf dem Paradeplatz, am 8. mit der Herzogin allein, wobei „viel geredet" wird. Vielfach ist er bei der Herzogin-Mutter, welche diesen Sommer nebst der Göchhausen allein in Tiefurt verweilt, besonders mit der Kunst, Musik und Theater beschäftigt. Dort beteiligt er sich an der lustigen und glänzenden Feier des Erntefestes. Er besucht die schöne, vielbegabte Schröter und diese kommt zu ihm; ihr Vortrag von Liedern, besonders den neu bekannt gewordenen Rousseaus, entzückt ihn. Er wünscht diese für Instrumente setzen zu lassen; da aber die Schröter Fehler in der Harmonie gefunden haben will, die sie für Druckfehler hält, läßt er Kayser ein Exemplar derselben zugehen, damit er ihm seine Ansicht sage. Auch zur Dichtung fühlt er jetzt wieder Lust. Nicht allein dichtet er Arien zu einem in Tiefurt zu gebenden Singspiel und geht „Iphigenie" durch, er schreibt am „Tasso" weiter, ja er sinnt auf ein neues antik gehaltenes Schauspiel „Elpenor", das er am 11. anfängt, am 19. fortsetzt; es sollte am nächsten Geburtstage der Herzogin aufgeführt werden, woraus sich ergiebt, daß dieses Drama kein tragisches Ende haben sollte. Die spätere Bezeichnung als Trauerspiel beruht auf Versehen. Lykus sollte auf dem Wege zu Antiope umkommen, ihr Sohn und dessen Vetter zur friedlichen, das Volk beglückenden Herrschaft ihrer Reiche gelangen. Die unendliche Mutterfreude nach trauriger Zeit war der Keim der Dichtung. Unter dem 15. berichtet das Tagebuch: „Kriegskommission. Rekapitulierte im stillen, was ich bei diesem Departement geschafft. Nun wärs mir nicht bange, ein weit größeres in mehrere Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Mut verleihe." So sehr war aller frühere Mißmut verflogen. Vielleicht schwebte ihm schon damals die Möglichkeit vor, daß, da Kalbs Entlassung nur eine Frage der Zeit sein konnte, der Herzog ihm auch die Kammer übertragen werde. Kalb war jetzt wohl mit Seckendorff zurückgekehrt, aber, während wir Goethe mit diesem gewandten Hofmanne in freundlicher Verbindung sehen, von Kalb schweigt das Tagebuch.

Die Freundlichkeit des Hofes und Goethes frische, muntere Thätigkeit steigerten sich. Mit dem Herzog speiste er mehrfach unter der Laube und bei Frau von Stein. Auch der Herzogin stand Goethe nahe; er las ihr abends die beiden vollendeten Akte des „Tasso“ vor und dichtete an dem zu ihrem Geburtstage bestimmten „Elpenor“ fort. Viel bewegter nnd heiterer war seine Verbindung mit der Herzogin-Mutter, die sich in ihrem Tiefurt außerordentlich behaglich fand, den Plan zu einem von ihr unter der Hülfe ihres Kammerherrn von Einsiedel herauszugebenden handschriftlichen Wochenschrift, dem „Tiefurter Journal“, faßte und Goethes Geburtstag, an welchem sie ihr Tiefurter Theater eröffnete, durch Seckendorffs Schattenspiel „Minervens Geburt“ auf die ehrenvollste Weise feierte. Der Herzog selbst trat dabei als Vulkan auf, der dem Jupiter (dem Maler Kraus) den Schädel spaltete, aus dem Minerva (Corona Schröter) hervorsprang. Letztere las im Buche des Schicksals, daß dieser Tag, wo vor zweiunddreißig Jahren einer der besten und weisesten Männer geboren worden, ein Glückstag sei. Karl August selbst lieferte in das am 1. September erscheinende dritte Stück des „Tiefurter Journals“ einen launigen für ihn recht bezeichnenden Bericht über das „an einem Tage von so glücklicher Bedeutung mit so glänzendem Succeß eingeweihte Tiefurtische Waldtheater“. Die beiden Tage vor seinem Geburtstage hatte Goethe in der Stille meist mit sich selbst sich seines Glückes gefreut, das nur durch das Unwohlsein der Frau von Stein getrübt wurde. Dieser schrieb er an seinem Geburtstage: „Außer deinem Übel empfind' ich keins an dem heutigen Tag. Meine Freunde sind freundlich und schicken mir allerlei Gutes. Hier hast du vom Angebinde deinen Teil. Gegen 10 geh' ich ins Conseil.“ Mittags speiste er bei der Freundin. Zum Geburtstage des Herzogs bereitete er die Ausstellung der Zeichenschule. An demselben Tage gab ihm Karl August eine Gehaltszulage von 200 Thaler. Mittags aß er bei der Herzogin-Mutter mit dem Herzog. Abends hatte er viel Besuch in seinem Garten.

Es gelang ihm, den Herzog zu bestimmen, Kayser auf seine Kosten nach Wien reisen zu lassen. Am 10. September schreibt er diesem unter Beilegung von Glucks Antwort an den Herzog, er möge sogleich abreisen, um noch an den durch die Anwesenheit des Großfürsten Paul veranlaßten Festlichkeiten teilzunehmen; sobald er sich dazu bereit erkläre, wolle er ihm Geld und Empfehlungsbriefe zuschicken: ja, da er vor Absendung seines Briefes die ihn erfreuende Antwort Kaysers über Rousseaus Lieder erhält, teilt er ihm nachschriftlich seine Absicht mit, sofort mit der heutigen Post seinen Bankier in Eisenach anzuweisen, ihm auf Verlangen 200 Thaler in Zürich auszahlen zu lassen; die Empfehlungsbriefe werde er bei Gluck finden. Der Jahrszeit

und der Umstände wegen gelte es höchste Eile. Wenn er hier des Herzogs als großherzigen Gönners nicht gedenkt, so geschah dies wohl auf dessen Wunsch. Goethes frische, frohe Geistesstimmung verrät sich in der warmen Freude, womit er von Rousseaus Liedern spricht, die zu hören man nicht satt werde, an denen er bei der Einfalt die große Mannigfaltigkeit und das reine Gefühl bewundere, wo alles an seinem Platze stehe. Sehnsüchtig verlangt er nach einem Brief von Kayser, wenn er auf seiner Reise so viel mehr gesehen und gehört habe. Leider entsprach dieser auch diesmal so wenig seinem dringenden Wunsche, wie vor zwei Jahren bei „Jery und Bätely“.

Am Nachmittag desselben 10. wurden Hof und Land durch die Geburt einer toten Prinzessin in tiefe Trauer gesetzt. „Der Herzog erträgt diesen traurigen Fall männlich und gefaßt, als ein Opfer des Schicksals“, schreibt Bertuch. Doch der Schlag wirkte nachhaltig verstimmend. Noch tiefer schnitt der Schmerz in die Seele der Herzogin, der freilich ein Traum diesmal ihr Unglück vorhergesagt hatte. Herders Gattin meldete Gleim, die Herzogin habe sich in ihrem mütterlichen Schmerz wie ein Engel, wie ein Liebling eines höhern Wesens betragen. Dem Herzog grollte sie bitter, wie ihr Gatte. Goethe hatte jetzt vollauf zu trösten und zu der am 13. stattfindenden Beerdigung die nötigen Anordnungen zu treffen. Er kam dabei wieder mit dem noch immer auch gegen ihn verbitterten Herder zusammen. Der gemeinsame Schmerz schloß die Freunde wieder näher aneinander. Den 14. ritt Goethe nach Erfurt zum Statthalter, mit dem er ein unendliches Gespräch hatte. Dort fand er die Gräfin von Werther-Neuenheilingen, die unter dem Drucke der Tollheit ihres Gatten litt. „Sie sieht aus“, berichtete Goethe, „und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnt.“ Mit der Familie eines russischen Grafen Schuwalow aus Paris kam er am 16. nach Weimar, wo er bis zum 19. an den diesem zu Ehren veranstalteten Hoffestlichkeiten sich beteiligen mußte. Daß er jetzt wieder Herder nahe gekommen, bemerkt das Tagebuch. Er hatte sich entschlossen, zu dem längst unterlassenen Besuch des Dessauer Hofes den Geburtstag der Fürstin zu wählen und von da aus zur Leipziger Messe zu reisen, die er dem geliebten jüngsten Sohne der Freundin zeigen wollte. Vorher galt es mancherlei aufzuräumen. Als er am 21. Herder und dessen Gattin seine morgige Abreise meldete, bemerkte er, daß er bald und um so lieber zurückkehren werde, als er auch ihres freundlichen Empfanges versichert sei, und er sandte, da Herder von seinen Gedichten zu sehen verlangt hatte, diejenigen, die er einmal zusammengetragen. Herder schrieb sich 36 derselben ab. Frau von Stein hatte

eben Goethe dadurch ganz glücklich gemacht, daß sie, zum Zeichen ihres vollsten Vertrauens, ihn mit dem herzlichen „Du“ anredete.

Als Goethe, erfreut über einige schöne Bekanntschaften, die er in Leipzig gemacht, nach Weimar zurückkehrte, fand er eine sehr verbindliche Einladung des Herzogs von Gotha, der er sogleich am 3. Oktober folgte; besonders anziehend war es ihm, daß er dort den berühmten Baron Grimm kennen lernen sollte. Hatte er vor vier Jahren diesen Freund der französischen Encyklopädisten kaum beachtet, so freute er sich jetzt, durch diesen weltkundigen Beobachter „ein groß Stück Land kennen zu lernen“, auch ein richtiges Urteil über ihn selbst zu gewinnen. Er blieb dort noch mehrere Tage nach Grimms Abreise. „Es geht mir wohl“, schrieb er der Freundin, „und ich lerne endlich die Weltgebräuche.“ Der Hof war außerordentlich freundlich gegen ihn und er selbst fühlte sich von ihm angezogen. Besonders glücklich machten ihn die schönen Handzeichnungen, die der kunstsinnige Herzog besaß. Auch an Karl August schrieb er mit vollstem Vertrauen, ja er verriet ihm, daß er Kochberg besuchen werde. „Wenn ich noch einen Schluck aus dem Becher weiblicher Freundschaft gethan habe, kehr' ich vergnügt in mein Thal zurück. Diese drei Wochen waren eben hinreichend, die Summe des vergangenen Jahres zu ziehen und noch auf den Winter etwas einzutragen. Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir, wie es geht, und ob Sie mich noch einige Tage in der Welt wollen herumstreifen lassen. Wenn man nach mir fragen sollte, so bin ich auf mineralogischen Wegen.“

Während Goethe sich in Gotha ganz glücklich fühlte, war Knebel, der noch eben mit dem Herzog in Ettersburg gewesen, darüber in Verzweiflung, daß man ihn zu jeder amtlichen Stellung untauglich halte und ihn müßig seinen von vielen ihm beneideten Ruhegehalt verzehren lasse. Deshalb sprach er Karl August brieflich seinen Entschluß aus, Weimar zu verlassen und anderswo Dienste zu suchen. Des Herzogs Antwort vom 4. Oktober ist eines der herrlichsten Denkmale edlen Fürstensinnes. „Achtest du dich so wenig,“ schrieb er, nachdem er ihm seine Selbstverblendung und unrichtige Beurteilung dessen, was er ihm und den Freunden sei, zu Gemüte geführt, „oder hältst du dich für so allein, daß du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt ein so zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich (nehmen) und das Übel nicht für so unheilbar halten! Ists deiner Natur gut sich zu verändern, so reise! Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet dich, Glücklicher,

keine Stunde. Gehe also deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfnis von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann rekonvaleszierend wieder zu uns, sättige uns, die wir dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich immer ersäufen wollen, wenns mit einem schönen Bade gethan ist?" Dieser Brief bildet die schönste Erläuterung zu der freilich begeisterten Äußerung Mercks, den am wenigstens der Verdacht eines Fürstenschmeichlers oder Schwärmers treffen kann: „Mir ist noch nie ein Mensch vorgekommen, der die gleiche Gabe hätte, die feinsten Nüancierungen seiner Gedanken mit dieser Präzision und Reinheit aufs Papier zu werfen. Denn ich muß aufrichtig sagen, daß, wenn ich eine Periode von Ihren niedergeschriebenen Bemerkungen anfange, so wird mir angst und bange, sie ginge zu Grunde, wie bei den gefährlichen Kadenzen der Virtuosen. Mich freuts nur, daß ich einer von denen bin, die mit Überzeugung, lebend und sterbend, versichern können, daß dieser seltene Kopf einem Fürstenmanne angehört."

Als Goethe am 14., dem Tage des Kirchganges der Herzogin, nach Weimar zurückkehrte, fand er sich bald von den während seiner Abwesenheit unerledigten Geschäften umringt, neben denen er aber seine Liebhabereien, Mineralogie, Anatomie und Osteologie, nicht vernachlässigte, ja letztere nahmen ihn mehr als je in Anspruch. Frau von Stein wurde leider noch längere Zeit in Kochberg zurückgehalten. Seine Verbindung mit dem Hofe hatte ihren Fortgang; am 18. finden wir ihn mit der schon am 9. angekommenen verwitweten Markgräfin von Baireuth, der Schwester der Herzogin-Mutter, an der Hoftafel. Am 15. war der Herzog mit seiner Mutter und der Markgräfin nach Erfurt gegangen, wohin Goethe sie nicht begleitete, der auch wohl am 15. nicht an der Mittagstafel bei der Herzogin-Mutter teilnahm, dagegen kaum von der zu Ehren des hohen Gastes am 17. gegebenen Freiredoute fernbleiben konnte, jedenfalls war er bei dem dieser vorhergehenden, von Seckendorff ins Werk gesetzten Aufzuge „Fête des Lanternes" bloßer Zuschauer. Die Markgräfin schied am 19. Das freundliche Verhältnis zu Herder erhielt sich, wenn es auch keineswegs vertraulich wurde; dieser verstand sich sogar dazu, dem Herzog seine freimütige, für einen hochgestellten Geistlichen nicht ungefährliche Verteidigung Lessings zu übersenden, die er nebst manchen andern Beiträgen in Wielands „Merkur" gab. Karl August erwiderte voller Anerkennung; Lessing, bemerkte er launig, könne dieses herrliche Denkmal nicht besser anerkennen, als wenn er ihm sein Bild aus dem Elysium schickte.

Aber schon damals muß im Benehmen des Hofes gegen Goethe eine

gewisse Kälte und Zurückhaltung eingetreten sein. Als der Herzog am 26. einen längern Ausflug nach Eisenach, wie das Fourierbuch angiebt, machte, nahm er blos Wedell mit. Goethe wurde am folgenden Tage durch einen Liebesdienst, den er der Familie Einsiedels leisten mußte, auf einige Tage nach Jena geführt. Die freie Zeit von seiner dortigen Wächterschaft über den irrsinnigen Vater von Einsiedels brachte er bei Loder zu, der ihm alle Beine und Muskeln erklärte, ja er stand diesem auch bei Leichenöffnungen bei. Um die Sammlungen der Universität hatte sich der Herzog in diesem Jahre neue Verdienste auf Betreiben Loders und Goethes erworben. Zu dem vor zwei Jahren erworbenen Naturalienkabinett hatte er die von Herzog Wilhelm im Jahre 1700 angelegte, manche Naturseltenheiten enthaltende Kunstkammer geschenkt, eine ansehnliche Summe zur Verwaltung und Vermehrung festgesetzt und die Mineralien durch Voigt nach dem Wernerschen System ordnen lassen. Auch für das anatomische Theater sorgte er in mannigfacher Weise. Zu einem chirurgischen und medizinischen Hospital wurde der Plan entworfen; vorläufig unterstützte der Herzog die von Prof. Starck errichtete klinische Anstalt. So war Karl August nach Kräften bestrebt, Naturwissenschaft und Arzneikunst in Jena zu heben, dessen Universität freilich die frühere Blüte so sehr eingebüßt hatte, daß die Zahl der Studierenden von 4000 bis auf 600 herabgesunken war, aber das Leben war auch nicht mehr so ausschweifend wie früher. In Jena verabschiedete sich Goethe auch von Knebel, der sich auf unbestimmte Zeit nach seiner Heimat zurückbegab.

Als Goethe am 3. November nach Weimar zurückkehrte, fand er einen Brief des Herzogs, auf welchen er am folgenden Tage mit mancherlei Mitteilungen erwiderte, durch die aber eine gewisse Zurückhaltung durchscheint. „Ich sah daraus“, heißt es hier, „daß Sie sich auf dem Gipfel menschlicher Dinge, von Liebe und Freundschaft begleitet, in Betrachtung des Fürtrefflichen ergötzten . . . Lassen Sie sich auf Ihrer Reise wohl sein und kommen vergnügt zurück . . . Leben Sie wohl, lieben Sie mich und grüßen Sie Ihre schöne Freundin [die Gräfin von Werther-Neuenheilingen] . . . Ihre Frau Gemahlin trägt mir auf, Ihnen viel Schönes und Gutes zu sagen.“ Von Loder heißt es, dieser freue und bereite sich auf den fürstlichen cursum physiologicum (der Hof wollte bei ihm Vorlesungen über Physiologie hören), doch habe er, wie der Herzog leicht denken könne, sich wohl gehütet, ihm über die Studia der Prinzen nähere Begriffe zu geben.

Am 7., an dem Tage, wo er vor sechs Jahren nach Weimar gekommen, begann er in dem neuen, allen erfreulichen Saal der Zeichenakademie seine wöchentlich an zwei Abenden zu haltenden Vorlesungen über den menschlichen Knochenbau, um die Schüler und Lehrer auf das Merkwürdige dieser

einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen. Hatte er dabei zunächst den Nutzen der herzoglichen Zeichenschule im Sinne, so genoß er zugleich den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und über ihm werte Dinge sich mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, welchem Vergnügen er im gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen mußte, auch selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen. Karl August kehrte am 8. zurück, neun Tage später ging er nach Ettersburg zur Jagd, ohne Goethes Begleitung, den wir nur am 9. an der Hoftafel finden. Je mehr dieser die alte Herzlichkeit des Herzogs vermißte, um so lebhafter gab er sich seinen mannigfaltigen Geschäften hin, und hielt sich an seine Liebe, die jetzt, außer seiner Pflicht, das einzige war, das ihn noch in Weimar fesselte. Auch vom herzoglichen Liebhabertheater hielt er sich nicht zurück. Am 20. und 29. trat er als Barbier in Seckendorffs „Urteil der Midas“ auf. Seinen früher für den Geburtstag der Herzogin bestimmten „Elpenor“ hatte er nach der so unglücklich getäuschten Erwartung aufgegeben.

Seine Unzufriedenheit mit dem Herzog spricht sich am 12. in einem Briefe an Frau von Stein aus, die sich beklagt hatte, es werde eine Ewigkeit dauern, ehe man in den neuen Parkanlagen des Schattens genießen könne. Er habe die Sache durchdacht, erwidert er, und werde ihr einen Plan vorlegen, diesem Übel abzuhelfen. Ärgerlich fügt er hinzu: „Der Herzog hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart; und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“ Von sich selbst schreibt er zwei Tage später recht zufrieden: er schicke sich nach und nach immer besser in das Beschwerliche seiner Ämter, schnalle sich die Rüstung nach dem Leibe zurecht, schleife die Waffen auf seine eigene Weise, richte sich in dieser Welt ein, ohne ein Haar breit von dem Wesen nachzugeben, das ihn innerlich erhalte und glücklich mache. An demselben Tage mietete er sich auf künftige Ostern eine geräumige Wohnung in der Stadt, um seine Sammlungen besser unterzubringen und es bequemer zu haben; dabei freut es ihn besonders, daß Frau von Stein in der Straße wohnt, an welche der Gartenausgang seiner neuen Wohnung stößt. Freilich hatte Frau Aja die Herzogin-Mutter dringend gebeten, doch dazu beizutragen, daß ihr Sohn nicht mehr im Winter draußen wohne, was sie seiner Gesundheit schädlich hielt, und diese wird es ihm auch als Wunsch des Hofes ausgesprochen haben, aber nicht diesem zu Liebe wollte er den stillen Ruheplatz seines Gartens verlassen, es war dies kein Sieg des Hofes,

wie die Herzogin Amalia es seiner Mutter darstellte. Der Herzog gedenkt in seinen Zeilen an Frau Aja vom 15. dieser Neuigkeit noch mit keinem Worte, die Herzogin-Mutter erst am 23. Letztere hatte am 16. dem bürgerlichen Geheimerat weitläufig auseinandergesetzt, der Herzog müsse und wolle ihn adeln lassen. „Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt, und dabei einiges nicht verhehlt", berichtet er an Frau von Stein. Ohne Zweifel sagte er ihr, daß der Adel ihm keine Ehre verleihen könne, er diese und sein Glück nur in sich selbst und in wahrer Anerkennung dessen finde, was er leiste. Am 20. kam der Erbprinz von Hessen, der Herzogin Bruder, am 25. Landgraf Christian; beide schieden am 27. Während dieser Zeit war Goethe nur einmal (am 22.) bei der Hoftafel. Man scheint ihn absichtlich von den verwandtschaftlichen Besuchen ferngehalten zu haben. Wenn die Herzogin-Mutter, wie sie an Frau Aja rühmt, ihm einige Möbel versprochen, weil er so hübsch fein und gut sei, so konnte Goethe dies nicht für ein besonderes Zeichen wahrer Zuneigung halten. Der Mutter rühmt diese freilich: „Unser Wolf läßt Sie tausendmal grüßen; er ist recht wohl und brav": aber nach einer für Frau Aja so sehr erfreulichen Erwähnung traulichen Zusammenlebens mit dem Hofe und beiden darmstädtischen Prinzen sucht man vergebens. Der Hof hielt diesmal Goethe fern. Das freilich sehr kurz den November abmachende Tagebuch enthält davon keine Andeutung.

Am 1. Dezember zog Karl August in Begleitung von Wedell, Stein, dem Hofmarschall und dem Oberforstmeister von Staff mit vielen Pferden, Jägern, Stallleuten, Husaren und 10 Hautboisten nach Eisenach zu dreiwöchentlichem Jagdvergnügen aus. Goethe entschuldigte sich zunächst mit seinen Geschäften, versprach aber nachzukommen. Trotz seiner Verstimmung gegen den Hof dachte er neben seinen Arbeiten und wissenschaftlichen Bestrebungen (er begab sich der Osteologie wegen einen Tag nach Jena) auf dessen Erheiterung im Winter; zur Feier des Weihnachtsabends bei der Herzogin-Mutter ersann er mit Kraus das launige Gemälde der neuesten deutschen Litteratur, das er als Marktschreier erklären wollte, und er entwarf ein großes pantomimisches Ballett zum Geburtstag der Herzogin, da er „Elpenor" nicht beendigen konnte. Auf dem Wege nach Eisenach besuchte er den „voller Kenntnisse und Interesse für tausend Dinge steckenden" Statthalter in Erfurt, mit dem er einen vergnügten Abend zubrachte. Am Gothaischen Hofe traf er gerade zur Nicolaibescherung ein. Alle Arten von Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten erschöpfte man gegen ihn, und man machte ihm so wohl, daß er auf der Rückreise ein paar Tage dort verweilen wollte. Von Eisenach ging er nach Wilhelmsthal und folgte dem Herzog nach Barchfeld, wohin dieser sich eben begeben wollte. Nachdem er sich dort den Sonntag über

gelangweilt, weil er sich am Kartenspiel nicht beteiligen wollte, kehrte er nach Eisenach zurück, wo er sich von allem losmachte, um nur der Erinnerung an die Geliebte zu leben, an der er jetzt ganz allein hing. Mit Herder stand er nicht vertraut genug, um ihm seine Mißstimmung zu verraten, besonders da dieser selbst gegen den Herzog erbittert, dagegen der Herzogin äußerst gewogen war, die ihm das Unglück ihrer Ehe vertraute. Seiner einzigen Lotte öffnete er seine Seele. „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt, macht viel Aufsehen“, schreibt er; „es ist mir lieb um meinetwillen und um der guten Sache willen. Es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein passiv Wesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsrigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publiko auch die notwendige Sensation gemacht. [Er muß dies in Eisenach erfahren haben]. Es bleibt immer gewiß, dieses so geehrte und verachtete Publikum betrügt sich über das einzelne fast immer und über das Ganze fast nie .... Der Herzog ist vergnügt, nur find' ich den Spaß zu teuer; er füttert achtzig Menschen in der Wildnis und dem Frost, hat noch kein Schwein, weil er im Freien hetzen will, das nicht geht, plagt und ennuyiert die Seinigen und unterhält ein paar schmarutzende Edelleute aus der Nachbarschaft, die es ihm nicht danken. Und das alles mit dem besten Willen, sich und andere zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein, und die andern frägt er weder um Rat noch spricht er mit ihnen, was er thun will. Ich hab' ihn auch nur Augenblicke gesehen. Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können.“ Wie ungerecht ihn hier seine Verstimmung gegen den Herzog machte, zeigt Karl Augusts Bericht an Knebel vom 24. Daß das Ausbleiben des Schnees ihm die Jagd verderben werde, war nicht vorherzusehen, und immer hoffte er auf Änderung der Witterung: freilich hätte er nur bei günstigem Wetter ausziehen sollen, aber wie leicht schlägt auch dieses um? Es ist dies eben eine Sache des Glücks, auf das Goethe selbst so oft rechnete. Des Herzogs bekannte Gastfreiheit zog aus der Umgegend die Kavaliers mit ihren Damen an, was bei schönem Jagdwetter weniger der Fall gewesen wäre. Ihm selbst war die Sache langweilig und ärgerlich. Aber der große Aufwand machte Goethe, der den Vorteil des schon sehr verstimmten Landes im Sinne hatte, äußerst besorgt, wie wir auch aus dem Tagebuche ersehen. Am 11. fuhr er nach Wilhelmsthal, um sich den nächsten Tag nach Gotha zu begeben, doch blieb er, da es verletzend gewesen, hätte er seinen Willen durchsetzen wollen. Der Geliebten, der er dies am 12. mitteilt, schreibt er: „Der Herzog thut was

Unschickliches mit dieser Jagd, und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden; die andern spielen alle ihre Rollen. Ach, Liebe, wie lieb ist mirs, daß ich keine spiele! Ich lasse mich als Gast traktieren und lasse mir als einem Fremden klagen; es geht nichts besser und nichts schlimmer als sonst, außer daß der Herzog weit mehr weiß, was er will. Wenn er nur was Bessers wollte! Sein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist; denn er mag gerne Hof haben ꝛc." Die Sucht, sich zu vergnügen und als vornehmer Herr zu erscheinen, ward ihm immer widerwärtiger; die große Kur bei Lavater hatte nicht geholfen. Die Sehnsucht nach der Geliebten ließ Goethe die Jagd des 14. nicht abwarten, noch weniger das große Gastmahl, über das er sich bitter äußert, und den Ball des 16., zu dem auch die Herzogin von Gotha kam; nur eine Nacht blieb er in Gotha, am Abend des 15. war er in Weimar zurück. Auf die nach Wunsch vollendete Reise bezieht sich der Eintrag des Tagebuches: „Überall Glück und Geschick." Der Herzog blieb bis zum 24., wo er, froh, daß die Sache endlich zu Ende sei, der Einladung nach Meiningen folgte. Zumeist hatte ihn die Zeit über die längere Anwesenheit des ältern Forster erfreut, bei dem er viele „Geordnetheit" fand. Am 29. traf er mit der Herzogin in Gotha zusammen.

Goethe genoß unterdessen zu Weimar die schönsten Tage. „Ruhe und Ordnung im Hause. Mit der Stein still und vergnügt gelebt", berichtet das Tagebuch. Neben den Geschäften gelangen ihm die lustigen Verse zu dem Bilde der neuesten deutschen Litteratur; auch das pantomimische Ballet ward fast ganz abgeschlossen und schon die Tanzproben begonnen. Am Christabend wurde bei der Herzogin-Mutter „Das Neueste von Plundersweilern" (er selbst machte den Marktschreier) mit unendlichem Beifall aufgenommen. Ihn selbst erfreuten damals Herders „Gespräche über die Seelenwanderung", welche der „Merkur" brachte.

Am Neujahrstage 1782 sprach er viel mit Frau von Stein über „die gegenwärtigen Verhältnisse" (des Hofes), worüber sie meist klar und einig waren. Den folgenden Tag lud ihn die ihm sehr gewogene Herzogin von Gotha, die ihm auch auf einen dramatischen Stoff aufmerksam gemacht hatte, durch Stafette, ohne Vorwissen von Karl August, zur nächsten Redoute ein, was er höflichst ablehnen mußte. Den 3. besuchte ihn Kalb und redete über verschiedenes mit ihm, besonders über die bedenklichen „Kammerzustände". Schon in nächster Zeit wurde darüber „ziemlich laut gesprochen", und ließ einer und der andere den Mut fallen". Den 4. kamen die Herrschaften aus Gotha zurück; sie wohnten der Redoute bei. Am Abend des 5. ging Goethe, dem Loder morgens auf der Zeichenschule den Arm demonstriert hatte, zum Herzog, den 6. war er bei der Hoftafel, am 7. wartete er der Herzogin auf.

So war seit der Rückkunft von Gotha, wo man seines Lobes voll gewesen, das Verhältnis zum Hofe wieder vertrauter geworden. Als er denselben Abend zu Seckendorff kam, traf er dort den Herzog; es war von Aufzügen die Rede. Auch bei der Waldner fand er Karl August; dieser nahm ihn mit auf sein Zimmer, um die Erfindung seines pantomimischen Ballets von ihm zu vernehmen. Der eben angekommene Dalberg wurde mit dem Herzog und Goethe zur Herzogin-Mutter geladen, wo der Dichter das auch vom Herzog noch nicht gehörte „Neueste von Plundersweilern“ wieder zum Besten geben mußte. Der darin sich findende Spott auf den Hessenkasselschen Soldatenverkauf mußte Karl August sehr behagen, obgleich derselbe auch den nahe verwandten Braunschweiger Hof traf, dem Goethe noch immer fern geblieben war. Die Kriegskommission, das Conseil, die osteologischen Vorlesungen, Balletproben und die zum Geburtstagsstücke nötigen Veränderungen des Theaters nahmen den Dichter außerordentlich in Anspruch. Nach dem Conseil des 11. speiste er beim Herzog; es gab dann „wieder eine radikale Erklärung“, wobei er mit nichts zurückgehalten haben wird. Zur nächsten Redoute mußte er einen wahrscheinlich vom Herzog erfundenen Anfzug anordnen, in dem er selbst mitwirken sollte. Dieser kam, als er am 13. damit beschäftigt war, um mit ihm wegen der künftigen Stellung Wedells und seiner Verlobten, der Wöllwarth, und ihrer Wohnung auf dem andern Flügel des von Frau von Stein bewohnten Hauses zu sprechen, da die Heirat in einigen Monaten erfolgen sollte. Dann nahmen die Proben zu des Herzogs Aufzug ihn mehrere Tage in Anspruch. „Die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit ist mir unangenehm“, schreibt er den 14. an Frau von Stein, „und doch seh' ich, daß es höchst notwendig ist, mich mit diesen Sachen abzugeben, und daß man Gelegenheit gewinnt das Gute zu thun, indem man zu scherzen scheint.“ Den 15. erfreute ihn ein vom Herzog von Gotha ihm geschenkter schöner Abguß des Vatikanischen Apoll, zu dessen Ansicht Karl August ihn den folgenden Tag besuchte; in Weimar besaß man nur einen sehr rohen. Denselben Abend beendete Goethe in der Zeichenschule seine osteologischen Vorlesungen, die er am 7. November begonnen hatte. Den 16. teilt er Wedell die Vorschläge zu seiner bessern Einrichtung mit, hält eine Probe des Aufzugs, speist bei der Herzogin-Mutter und besucht die Herzogin. Der am Abend des 18. unter Goethes Teilnahme dargestellte Aufzug des Herzogs gefiel so, daß er eine Woche darauf wiederholt werden mußte. Aber über allen Zerstreuungen vergaß Goethe die Geschäfte nicht, und auch die Wirkung auf den Herzog lag ihm jetzt wieder am Herzen. Das Tagebuch berichtet am 19.: „Schön Gespräch mit der Stein. Mit dem Herzog gegessen. Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher

Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen. Wedell stimmte mit ein, bis auf einen gewissen Punkt. Jeder Stand hat seinen eigenen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen. Ich blieb bis 6 Uhr. Zur Herzogin-Mutter zum Thee." Der Freundin schrieb er den nächsten Morgen: „Ich habe den Kopf voll Ideen und Sorgen. Keine für mich; denn mir bläst das Glück in den Nacken: desto mehr für andere, für viele. Für sich kann man wohl noch den rechten Weg finden, für andere und mit andern scheint es fast unmöglich. So lang mich deine Liebe und mein guter Mut nicht verläßt, mag es gehen, wie's will." Denselben Morgen las er Kalbs gewiß nicht erbauliche „Betrachtungen"; dann kam des Herzogs Chatoullier Bertuch und klagte ihm seine Not. Nachmittags ging er zu Bode, der ihm die „Präparation" vorlas, womit der Herzog nächstens seinem von Goethe unterstützten Wunsche gemäß in die Loge aufgenommen werden sollte. Den 21. hielt er überhäufter Geschäfte wegen sich von der großen herzoglichen Jagd zu Apolda zurück. Auch die folgenden Tage waren sehr besetzt. Am 24. finden wir Goethe und den Hof bei der Herzogin-Mutter zur Geburtstagsfeier des Preußenkönigs. Nachdem am folgenden Tage der Ritteraufzug auf der Redoute wiederholt worden, mußten die Proben zu dem für die Geburtstagsfeier der Herzogin bestimmten pantomimischen Ballett „Der Geist der Jugend" ernstlich betrieben werden. Dabei hatte er am 27. noch ein „gutes Gespräch" mit dem Herzog und denselben Abend ging er zu Herder, bei dem er speiste. Er stand mit dem alten Freunde wieder auf gutem Fuße, dem er auch nicht verhehlt haben wird, daß er es für seine Pflicht halte, die Hofvergnügen, die er nicht beschränken durfte, künstlerisch zu beleben. Die Aufführung des pantomimischen Balletts am 30. war eine höchst bedeutende theatralische Leistung, die dem Hofe zur Ehre gereichte; freilich hatte sie einen Aufwand von fast 700 Thaler gefordert, dafür waren aber auch alle andern Theatervorstellungen von seiten des Hofes unterblieben. Das schöne Huldigungsgedicht, das Amor der Herzogin überreichte, mußte dieser und allen ihren Verehrern innigst wohl thun. Ein anderes hatte Goethe zu dem Aufzuge der neun weiblichen Tugenden geliefert, welchen Damen des Hofes am 1. Februar auf der Geburtstagsredoute aufführten. Schon vorher hatte eine andere Gesellschaft sich zu einem Aufzuge der vier Weltalter für die Fastnachtsredoute vereinigt, dessen Anordnung und Dichtung Goethe übernommen. Am Abende desselben Tages, wo er diesen entwarf, trafen liebe Gäste, der Herzog und Prinz August von Gotha, in Weimar ein, denen Goethe viele Zeit widmen mußte. Am Morgen des 3. schrieb er an Knebel: mit dem Herzog habe er gute Stunden, die Herzoginnen schienen zufrieden und leidlich mit sich und andern, das Prinzeßchen wachse in seiner Prinzeß-

heit; dann besuchte er den Prinzen August und war von Mittag an bei Hofe. Der Herzog verhandelte mit Fritsch als Meister vom Stuhle wegen der Anordnung seiner Aufnahme in die Loge. Goethe verschwieg, daß er leidend war, und er ließ sich dadurch in seiner Thätigkeit nicht aufhalten, da er wußte, daß man seiner Hülfe nicht entbehren konnte. Karl August vertraut dem fernen Knebel, daß dieser gelb und bleich umhergehe und an sich herumflicke. Der Hof war am 4. mittags und abends mit seinen Gästen bei der Herzogin-Mutter. Goethe hielt sich am Tage zu Hause; abends erweckte er wieder durch „Das Neueste von Plundersweilern“ allgemeine Heiterkeit. Am nächsten Abend wurde der Herzog in Gegenwart der beiden hohen Gäste, die warme Förderer der Gothaischen Loge zum Rautenstrauch waren, in den Freimaurerorden aufgenommen. Goethe blieb mit den Herrschaften bis um 11 Uhr. Herder, der vor langer Zeit in Riga Freimaurer geworden, hielt sich in Weimar von der Loge fern. Den nächsten Abend wurde das pantomimische Ballett unter großem Beifall der Gothaischen Herrschaften wiederholt. Der Herzog von Gotha reiste am Morgen des 7. ab, der Prinz blieb bis nach der letzten Redoute. „Seine immer gute Laune, der Anteil, welchen er am Guten nimmt, und sein freundliches Nichtsverlangen macht mir die Tage, die ich mit ihm verlebe, sehr angenehm“, schrieb der Herzog. Auch Goethe, Herder und Wieland freuten sich des geistreichen und leutseligen Prinzen; ersterer rühmte, daß er keine fürstlichen Queren habe. Die beiden Herzoginnen hatten Goethe mit der Anordnung eines Zuges beauftragt, in welchem sie selbst auf der nächsten Redoute erscheinen wollten. Schon am 7. war er mit den Touren zu demselben beschäftigt. Auf der Redoute des 8. wurde der vorigjährige Aufzug des Winters wiederholt, wobei Seckendorff die Stelle des abwesenden Knebel vertrat. Goethe freute sich wieder Frau von Stein an der Hand zu führen. Den nächsten Morgen brachte er den Aufzug der Herzoginnen in Ordnung, abends war er zum Thee und Abendessen bei der Herzogin mit dem Herzog, dem Prinzen, Herder und Wieland; man las des in Weimar beliebten Zürichers Tobler Übersetzung des Äschyleischen „Agamemnon“. Es ging vergnügt und angenehm zu, obgleich es zwischen Herder und Wieland eine Szene gab und der Herzog den Abguß der Dresdener Vestalin umschmiß, wobei die Herzogin, obgleich ein Finger der Statue absprang, sich „himmlisch schön“ betrug. Am 10. fühlte sich Goethe so angegriffen, daß er den Fastnachtssonntag zu Hause blieb: aber wie hätte er sich die nächsten Tage zurückhalten können! Am 11. mußte er bei der Probe des Aufzugs der Herzoginnen sein, abends war er „der Fünfte zu vier Fürstlichkeiten“ (dem herzoglichen Paare, der Herzogin-Mutter und dem Gothaischen Prinzen). „Sie waren alle recht gut, und der Prinz munter und unter-

haltend", berichtet er der damals leidenden Freundin. Fastnachtsdienstag muß er zur Probe des auf der Redoute dieses Abends aufzuführenden großen dramatischen Aufzugs der vier Weltalter. „Noch nie hab' ich den Schluß des Karnevals so sehnlich gewünscht als diesmal", vertraut er der Geliebten. „Von morgen an zähle ich eine neue Epoche, und muß und werde ein neues Leben anfangen." Die Redoute, auf welche der Aufzug der Herzoginnen und der größere dramatische der vier Weltalter erschienen, war glänzend. Aber auch mit dieser waren die Zerstreuungen noch nicht zu Ende. Am andern Morgen aß er nach dem der Redoute wegen auf den Mittwoch verlegten Conseil bei Hofe, machte nach der Tafel der bei derselben nicht anwesenden Herzogin seine Aufwartung und ging dann ins Konzert bei der Herzogin-Mutter. Den folgenden Tag blieb er zu Hause, abends hatte er selbst eine große Gesellschaft. Außer dem Herzoge und dem Prinzen waren Frau von Stein mit ihrem Gatten, Herder und Seckendorff mit ihren Frauen und Karoline von Ilten anwesend. Endlich fand am 15. die letzte Redoute statt, auf welcher der Prinz sich verabschiedete; früh war Conseil gewesen, nach welchem Goethe bei der Hofdame von Waldner speiste.

So war endlich dieser Karneval zu Ende, in welchem Goethe immer gehetzt worden war. Er habe viel ausgestanden, gestand er Knebel, „da er sich aus alten und neuen Ursachen (da der Hof sich ihm wieder genähert) dienstfertig erwiesen, verschiedene Aufzüge erfunden und besorgt", er seine von andern Expeditionen schon herzlich müde Hand, wie er ein andermal schreibt, hergeben mußte, den Kreisel zu treiben. Aber auch zu einer ernsten Dichtung war er durch den kurz vor der Aufführung des großen pantomimischen Balletts erfolgten Tod des Theatermeisters Mieding veranlaßt worden. Sie war von dem edlen Gefühl durchwärmt, daß es bei Würdigung des Menschen nicht auf hohe Stellung und weitverbreitete Wirksamkeit ankomme, sondern jeder volle Achtung verdiene, der den übernommenen Beruf mit unverwandt sich durchsetzender Thatkraft ausfüllt, wie er selbst es that, wogegen ihm ein trauriges Beispiel gewissenloser Leichtfertigkeit sein alter Freund Kalb darbot. Dem Herzog teilte er die noch nicht vollendete Dichtung mit. Schon den 8. schrieb dieser an Knebel, es seien treffliche Sachen in diesem Werke, das Goethe à sa façon dem Andenken Miedings geweiht.

Bereits am 16. hatte Goethe mit dem Herzog, bei dem er mittags auf dem Eise speiste, eine „lange und gute Unterredung", worin die leidige Lage der Finanzen und die Notwendigkeit der Beschränkung wieder zur Sprache kamen. Goethe hatte nicht allein vieles aufzuräumen, was liegen geblieben war, sondern mußte auch manches vorarbeiten, da er nach einigen Wochen die Aushebungsreise antreten mußte. Am 19., wo das Conseil abgesagt worden,

weil der Herzog von einem langen Nachtritte nach dem Brande des Dorfes Klein-Sömmering ermüdet war, besuchte er diesen, bei dem sich auch bald die Herzogin einfand; es wurde im niederdeutschen „Reinecke Fuchs“ gelesen. Den folgenden Abend ist er bei Herder, den er wohl durch den herrlichen Anfang des Gedichtes auf Miedings Tod erfreute. Am 21. schrieb er der Freundin: „Ich gehe still in meinem Wesen fort, bin fleißig und sehe einige ruhige Tage vor mir.“ Drei Tage später kommt Kalb zu ihm, der sich über verschiedenes mit ihm zu bereden hat. Den 25. geht Goethe morgens zu Herder, um wegen des der totgeborenen Prinzessin in der Kirche zu widmenden Denkmals zu verhandeln. Mittags speiste er mit dem Herzog, der Herzogin und Frau von Stein. Den Abend des 26. war er bei der Herzogin mit Herder und Frau von Stein, wo Herders „Brutus“ gelesen wurde. Den am 27. auf einen Tag nach Gotha reisenden Herzog begleitete Goethe nicht.

März und April gingen in stillem Fleiße und ruhigem Genusse hin. Goethes Tagebuch bricht leider im März ab, es bietet nur noch einen Eintrag vom 5. Aus dem Fourierbuche wissen wir, daß der Herzog am 1. im Kloster zubrachte, abends Komödie war (vom bürgerlichen Liebhabertheater?), Goethe am 3. mittags bei Hofe speiste, am 13. die sehr leidende Gräfin Werther von Neuenheilingen auf zwölf Tage nach Weimar kam. Der Herzog nennt sie die beste aller Gräfinnen, die er kenne, und berichtet Knebel, ihre Anwesenheit habe einige Stockungen resolviert. Gleich am nächsten Morgen mußte Goethe seine Aushebungsreise antreten. Der Herzog ließ ihn des üblen Wetters wegen in seinem Wagen nach Jena fahren. Er versprach, trotz der Anwesenheit der Gräfin, ihn mit Frau von Stein am 16. in Dornburg zu besuchen, doch mußte er ohne die Freundin kommen, von der er ihm zwei in Jena „aufgefangene“ Briefe brachte. „Der Herzog ist vergnügt“, berichtet Goethe dieser, „doch macht ihn die Liebe nicht glücklich; sein armer Schatz ist gar zu übel dran, an den leidigsten Narren geschmiedet, krank und für dies Leben verloren.“ Er machte mit ihm einen Spaziergang, dann lasen und unterhielten sie sich. Das Gedicht auf Mieding war jetzt vollendet; die neuen, Corona Schröter zu Ehren darin angebrachten zwölf Verse nahm der Herzog sehr gut auf. Als Karl August wieder in Jena eintraf, zog man die Leiche des angesehenen Kirchenrates Prof. Danow, der einst „Werthers Leiden“ so scharf verdammt hatte, aus der Saale, in der er sich aus Schwermut ertränkt hatte. Der Herzog sorgte dafür, daß der Unglückliche mit allen Ehren seines Standes bestattet wurde. Loder mußte Karl August in der Anatomie unterweisen, ja in Weimar wurde die Reise des Herzogs als eine anatomische bezeichnet. Am Abend des 19. kehrte dieser nach Weimar zurück. Ganz unerwartet traf dort auch Goethe von Osmannstedt ein, wo ihn

die Sehnsucht nach der vergebens erwarteten Frau von Stein nicht hatte ruhen lassen, obgleich er schon in der Frühe des nächsten Morgens Weimar wieder verlassen mußte. Vom Schreibtisch des Herzogs sandte er ihr einen Nachtgruß, aus seinem Garten in der dunklen Frühe des nächsten Tages schmachtende Abschiedsworte, mit Gruß und Dank für den Herzog, der ihn bei dem argen Wetter in seinem Wagen nach Buttstedt fahren ließ.

Den 25. kehrte er nach Weimar zurück, wo seit vier Tagen Graf Moritz von Brühl und dessen Gattin, die Tochter eines Feldwebels, sich befanden. Letztere bildete den schärfsten Gegensatz zu der so unglücklichen wie durch edle Weiblichkeit und feinste Welterfahrung ausgezeichneten Gräfin von Werthern. Ihre Kokettheit, womit sie selbst den Herzog zu gewinnen meinte, war diesem ekelhaft. Auch Goethe fühlte sich von ihrem anspruchsvollen Wesen abgestoßen, wenn er auch weniger bitter als der Herzog über sie urteilte. Am 28. finden wir ihn zu Mittag an der Hoftafel. Schon am folgenden Tage begab er sich nach Gotha, wo er die Ostertage zubringen wollte, um von da nach Eisenach zu reiten; mit dem Herzog hatte er verabredet, ihn am 4. April in dem vor kurzem abgebrannten Kreuzburg zu treffen und durch die vor zwei Jahren besuchten Fränkischen Ämter nach Meiningen zu gehen; denn Karl August wollte sich durch den ihm widerwärtigen Hofbesuch nicht in Weimar zurückhalten lassen, was Goethe selbst als eine starke Rücksichtslosigkeit empfand. In Gotha, wo der Herzog und die Herzogin leider krank waren, erfreute Goethe sich auch jetzt der freundlichsten Aufnahme. Dagegen fielen ihn in Eisenach die Sorgen „wie hungrige Löwen“ an. „Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstentums auf einem so guten Fuß als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen“, vertraut er der Freundin. „Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für andere! daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist Menschen zu nutzen! Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts, für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht.“ Die Angelegenheiten des ganzen Landes lagen ihm als Mitglied des Conseils und vertrautem Berater Karl Augusts am Herzen. Am andern Tage bemerkte er, in Eisenach herrsche ein mehr genießender Geist als in Weimar. „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen.“ Vom Herzoge, der in Kreuzburg zweckmäßige Anordnungen zum Aufbau des Abgebrannten gab, konnte er melden, daß er gar gut und verständig sei. Er begleitete ihn aber nicht nach Barchfeld zum Landgrafen Adolf, sondern zog den einsamen Sonntag in Tiefenort einem gesellschaftlichen an dem kleinen Hofe

vor, wo er sich schon einmal gelangweilt hatte. „Die Prinzen und Prinzessinnen haben sich immer was zu sagen", schrieb er der Freundin, „uns andern wird die Unterhaltung bei gewissen Umständen schwer. Das zeugt nicht von der sichersten Lebensart, doch mag ichs vor der Hand nicht ändern." Dagegen zog es ihn an, sich von Batty in der Beurteilung des Bodens und der Landesart unterrichten zu lassen. Der Herzog kehrte von Barchfeld nach Weimar zurück.

Goethe benutzte den Weg über Kaltennordheim und Ostheim nach Meiningen, sich mit dem Lande genauer als früher bekannt zu machen, ja, da er vernommen, daß auf die Probstei Zella ein junger Adliger vom Main als Probst gekommen, wollte er sich dort von den Anschauungen und der Verfassung jener katholischen Provinzen unterrichten. Vor dem Anblick der beiden erst seit dem 4. Februar nach Beendigung der Vormundschaft der Mutter zur gemeinsamen Regierung gelangten Meininger Prinzen graute ihm, da er die Wirkung der plötzlichen Freilassung nach so strenger Zurückhaltung fürchtete, besonders bei diesen, die er gegen Karl August für unbedeutend hielt. Er hatte sie beide schon bald nach diesem kennen gelernt. Der ältere war bald nach diesem großjährig und Mitregent geworden; er war so leidend, daß er sich sehr schonen mußte, aber er vermehrte sein Übel durch falsche Behandlung. Aus Meiningen schreibt Goethe an Frau von Stein: „Meine Sachen gehen gut. Die Herzoge wenden Erde und alte Mauern um, und machen Thorheiten, die ich ihnen gern verzeihe, weil ich mich meiner eigenen erinnere. Sie fragen mich um Rat, und ich habe gelernt, nicht mehr zu raten, als was ich sehe, daß auszuführen ist." Näher lag ihm das Mißverhältnis zwischen Karl August und Luise, von denen er einst geglaubt, sie müßten noch ein glückliches Paar werden. Jetzt gesteht er der Freundin, daß er das Übel für unheilbar halte. „Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht für sie. Die Gräfin ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ists auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Das Zugeschlossene schließt alle zu und der Offene öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in beiden ist." Daß auch die Gräfin nicht die gehoffte Wirkung auf den Herzog übe, ist bloß angedeutet.

In Barchfeld vergnügt ihn das lustige Treiben der dort versammelten Meiningischen Prinzessinnen. Dann reitet er über den Thüringerwald nach Ilmenau, wo alles seinen Gang geht und ihn das Beste hoffen läßt. Dort, wo er noch im vorigen Jahre mit Knebel so freundliche Tage verlebt hatte, fühlte er sich getrieben, an diesen zu schreiben. Er habe, vertraut er

ihm, auf seiner weiten, oft beschwerlichen Reise vieles gesehen und erfahren, was ihm Freude mache. Endlich habe er es so weit gebracht, daß er von der Art jedes Berges und jeder Flur Rechenschaft geben könne, und seine Theorie stimme mit Battys richtiger Praxis überein. Aber auch ihm klagt er, daß oben immer mehr verzehrt werde, als der Fleiß des Bauersmanns beibringen könne. Als dichterischen Ertrag dieser Reise kann er ihm nur den Geschmack an Inschriften angeben, wovon bald die Steine in Weimar zeugen würden. Weder im Park noch in Tiefurt war bisher eine Inschrift zu sehen, wie er sie in Gotha gefunden hatte; das Denkmal der Schweizerreise war leider nicht zu Stande gekommen.

Am 18. kehrte er nach Weimar zurück, wo er schon am folgenden Tage und dann jede Woche zweimal bei der Hoftafel war. Mit dem Herzog stand er wieder ganz vertraut. Dieser fühlte, mit welcher aufopfernden Treue er an ihm und seiner Pflicht hing, mochten ihm auch seine Mahnungen zuweilen unbequem fallen. Goethe fand in Weimar Geheimerat von Diede nebst Frau, die von dem Merck, Goethe und dem Herzog befreundeten Herrnhuter, dem feinen Diplomaten und Menschenkenner von Schrautenbach in Lindheim, erzählten. Den 25. kam Prinz August mit dem berühmten Raynal auf eine Woche als Gast des Hofes. Für Goethe war dieser eine sehr anziehende Erscheinung wegen seines „französisch-philosophischen Weltgeistes", seiner umfangreichen Kenntnisse, seiner französischen Zungengeläufigkeit und Galanterie bei größter Anmaßung. Seine „philosophische und politische Geschichte der Handelsniederlassungen in beiden Indien" zog ihn so an, daß er darauf eine dreimal wöchentlich zusammenkommende philosophische Gesellschaft von Herren und Damen gründete, an welcher auch der Herzog und dessen Gattin teilnahmen. Er selbst versuchte sich in einigen für den Park und Tiefurt bestimmten Inschriften in der Weise der von Herder übersetzten Epigramme der griechischen Anthologie. Die Herzogin-Mutter hatte, wohl nicht ohne Goethes Rat, neue Anlagen zu Tiefurt gemacht, unter andern eine Grotte, jenseit der Ilm der Einsiedelei gegenüber, wozu Goethe eine Inschrift gab. Beim Herzog von Gotha erwirkte er darauf eine Reiseunterstützung für den talentvollen Maler Tischbein, da er Karl August jetzt gern von solchen unnötigen Ausgaben abhielt. Dieser hatte schon damals im Sinne, da Kalbs Entlassung sich immer notwendiger zeigte, Goethe an dessen Stelle zu setzen, und so benutzte er die Gelegenheit, ihn an die kleinen Thüringischen Höfe als seinen Vertreter in feierlichster Weise zu senden. Es handelte sich besonders um zwei theologische Professuren in Jena, worüber Goethe im Namen des Herzogs mit den bei der Universität Jena beteiligten Höfen mündlich verhandeln sollte. Am 7. Mai kam der französische Philolog Villoison, der sich vor

acht Jahren in Paris an den Herzog und besonders an Knebel angedrängt und für sein Hochzeitsgedicht ein Bild des Herzogs erhalten hatte, zu längerm Aufenthalte am Hofe an, wo er trotz seiner Unsauberkeit und des unhöfischen Wesens wegen seiner selten mit so reicher Gelehrsamkeit verbundenen lebhaft sich aussprechenden Gutmütigkeit freundliche Aufnahme fand.

Schon am 9. trat Goethe beim schönsten Wetter seine diplomatische Reise an, die als neue Übung Reiz genug für ihn hatte, obgleich die Sache selbst weder bedeutend noch schwierig war. Die Gewißheit von Lottens Liebe, die Geneigtheit des Herzogs und der Herzogin und die Aussicht seiner baldigen Einrichtung in der geräumigen Stadtwohnung in nächster Nähe der Geliebten gaben ihm die heiterste Stimmung, wenn ihn auch die Trennung von seinem Garten zuweilen wehmütig stimmte, ja ihn so gewaltig ergriff, daß er den ihm vorschwebenden Abschied von demselben nicht zu dichten vermochte. In Gotha fand er die Herzogin sehr krank, den Herzog verzweifelnd über den drohenden Tod seiner Geliebten, dagegen freute er sich des Prinzen, der eine gar liebe Seele und ihm herzlich geneigt war. Sonst stand dort alles so wunderbar gegeneinander, daß er glaubte, als Einheimischer es nicht acht Tage daselbst aushalten zu können. Da war es doch zu Weimar ganz anders! In Meiningen, Hildburghausen und Koburg wurde er feierlich als Gesandter empfangen. Seine Reden bei der Vorstellung am Hofe wurden als geschickt gerühmt. Freilich kam er sich in dem Sechsgespann, womit er in Koburg an den Hof geholt wurde, sonderbar vor, aber mit großer Freude beobachtete er die Physiognomie dieser Städte und Höfe; hatte ja jeder Hof einen ganz bestimmten eigenen Charakter, der sich von oben herab bildete. Diese Beobachtungen und die gute, liebevolle Aufnahme machten ihn ganz glücklich. „Wäre das, was ich gewinne, Geld, so wollt' ich bald eine Million beisammen haben", schrieb er der Freundin. „Verschiedene sind auf verschiedenes in der Welt angewiesen. Goldreich werde ich nie, desto reicher an Vertrauen, gutem Namen und Einfluß auf die Gemüter." Da er einmal begonnen hatte, sich den Ernestinischen Höfen als Gesandter vorzustellen, so ging er am 16. von Koburg durch die Ämter Sonneberg und Schalkau, in denen er sich seiner mineralogischen Lust hingeben konnte, nach Rudolstadt und besuchte zum erstenmal den dortigen mit Weimar nahe verbundenen Hof. Wie die Gegner des Herzogs gesinnt waren, beweist die Äußerung Seckendorffs, der vergebens große Reisen gemacht hatte, um anderswo anzukommen. „Stelle dir alles mögliche Außerordentliche auf demselben Raume vor und du hast nur eine Skizze von dem, was hier wirklich ist, eine Folge von Schritten, die niemand erwarten konnte, weil sie von einem System ausgehen, das man sich nicht vorstellen kann, ohne den Kopf derjenigen, die es sich vor-

stellen. Deshalb täglich so sich widersprechende wie unbegreifliche Auftritte, beständige Prellereien derjenigen, die schlecht und recht gehen." Leider war auch das Herdersche Haus trotz Goethes Freundlichkeit solcher feindseligen Beurteilung zugänglich; besonders ward Frau Karoline, die immer über die Zurücksetzung ihres Gatten verstimmt war, dadurch, daß Goethe ein großes Haus in der Stadt beziehen wollte und jetzt sogar Gesandter geworden, bitter gereizt, wodurch die Verbindung mit Goethe schon jetzt gelöst worden zu sein scheint.

Pfingstabend den 18. kehrte dieser nach Weimar zurück. Dort war seit dem 13. der Prinz von Philippsthal-Barchfeld zum Besuch. Goethe, der am 20. mittags bei der Hoftafel war, fand viel zu thun. Wenn der Herzog am 24. nach Jena reiste und abends nach der Rückkehr Goethe bei ihm auf dem Zimmer speiste, so hatte dieser ihn wohl der Universitätsangelegenheiten wegen nach Jena begleitet. Eben war er mit dem Umzuge in die Stadt beschäftigt, als Freitag den 31. Mai die Kunde vom Ableben seines Vaters eintraf, die erschütternd wirken mußte, da die vom Heimgegangenen auf sein Zusammenleben mit ihm in Frankfurt gesetzten Hoffnungen so arg getäuscht worden, was dieser, trotz des Glückes, das er zu Weimar gefunden, nie ganz verwinden konnte. Freilich war der Tod für den Vater selbst und besonders für die Mutter, obgleich diese die letzte Zeit frei über alles verfügt hatte, eine große Wohlthat. „Ihm ist wohl", schrieb Frau Aja selbst der Herzogin-Mutter; „denn so ein Leben, wie die letzten zwei Jahre, davor bewahre Gott einen jeden!" Die Nacht vom 1. auf den 2. Juni war die erste, welche Goethe in seiner neuen Wohnung am Frauenplan schlief. Sein Garten diente ihm von jetzt an nur zur Erholung, besonders Sonntags besuchte er ihn gern. An den für ihn so bewegten Tagen der Einrichtung in der Stadt hatte der Hof manche längere Besuche. Vom 3. bis zum 13. war der Meininger Hof anwesend, am 4. kam der Statthalter von Erfurt, den der ganze Hof am 9. besuchte, um die Frohnleichnamsprozession zu sehen; am 7. traf der Fürst, am 11. die Fürstin von Dessau ein, die Karl August bei ihrer Abreise am 13. bis Eisenach begleitete. Der Fürst von Dessau war mit den noch immer weiter geführten Parkanlagen sehr zufrieden, ja er fand seine Erwartung übertroffen. Während dieses vielfachen Besuches, bei dem Goethe dreimal (am 4., 8. und 11.) an der Hoftafel erschien, entschied es sich, daß Kalb sein Amt niederlegen mußte und Goethe an dessen Stelle trat, wenn er auch den Titel eines Kammerpräsidenten ablehnte. Schon am 10. erhielt Goethes Mutter durch ihren Sohn die Kunde von dieser ganz unerwarteten Gnade; der Brief war spätestens am 7. geschrieben. Den 11. meldete Karl August dem mit Kalb befreundeten Knebel, dieser habe quittiert,

was er „durch andere Federn aus mehrern Lichtern erfahren" werde als durch die seinige. An demselben Tage, gerade sechs Jahre nach Goethes und Kalbs Anstellung, erließ der Herzog an die Kammer, der er Kalbs Rücktritt schon bekannt gemacht hatte, folgendes Schreiben:

„Wir lassen Euch anburch ohnverhalten, welchergestalt Wir, da bekanntlich durch den Abgang des vormaligen Präsidenten von Kalb das Direktorium in Eurem Kollegium erledigt worden, bis wir Uns in Ansehung desselben völlig entschließen, folgende interimistische Anordnung zu treffen für gut gefunden haben. Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung unter Leitung des jedesmal vorsitzenden Geheimen Kammerrats fort. Ihr zusammen expediert die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlichern, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rat Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fache in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache zu halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nötig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet. Wir begehren solchem nach, Ihr wollet Euch hiernach gehorsamst achten!"

Ein ähnlicher des Herzogs volles Vertrauen aussprechender Erlaß erfolgte an Goethe. Freilich wurde demselben, ohne den Titel eines Präsidenten, die Direktion der Kammer nur vorläufig übertragen, doch mit entschiedener Hindeutung auf die spätere Erhebung zum Präsidenten. So wie der Herzog sich in Kalb vollständig getäuscht hatte, so vollständig hatte er Goethes Treue und Aufopferung erprobt, und er lebte der Überzeugung, daß dieser eben so pünktlich, wie er die kleine Kriegskommission in Ordnung gebracht hatte, auch die viel schwierigere Leitung der in Verwirrung gerathenen Finanzen der Kammer durchführen werde. Eine große Stütze fand er darin, daß Fritsch mit seiner neuen Bestimmung einverstanden war; auch bei ihm hatte er sich unerwartet erprobt. Daß man über diese Veränderung in Weimar sich entsetzen werde, kümmerte den Herzog nicht. Schon am 8. schrieb Seckendorff: „Unsere Angelegenheiten gehen unterdessen immer außerordentlicher. Herr Geheimerat Goethe wird auf Kosten des Herzogs geadelt werden und, was noch überraschender, er wird Kammerpräsident an Stelle

meines Schwagers werden, der seinen Posten gegen ein Ruhegehalt von 1000 Thaler aufgiebt. Ich halte mir vor, dir seine Beweggründe zu diesem Schritte mitzuteilen. Die Dinge werden dadurch nur verworrener werden; die große Ordnung, worin Kalb diesen Zweig zu halten gesucht, hat nicht allein die Maschine erhalten, sondern auch das auf seine Verwaltung gegründete Vertrauen. Man muß sehen, wie ein Mann sich aus der Sache zieht, der von diesen Dingen so wenig versteht wie ich vom Syrischen." Zu solchen Verleumdungen ließ sich der mit Goethe auf gesellschaftlichem Fuße stehende Weimarische Kammerherr hinreißen, der doch wissen mußte, mit welchem Eifer Goethe sechs Jahre lang sich den Arbeiten des Conseils gewidmet und in manchen Fällen dem Kammerpräsidenten seine Nachlässigkeit vorgehalten hatte, und daß Kalb die Finanzen in heillose Verwirrung gebracht hatte. Aber nicht nur die entschieden Unzufriedenen, wie Seckendorff, dem seine Stellung am Weimarischen Hofe von Anfang an unbehaglich gewesen war, der sich immer weggesehnt hatte und jetzt durch den Sturz seines Schwagers tief verletzt war, auch ruhige Geschäftsleute schüttelten den Kopf. Der Regierungsrat Voigt, der bereits fünf Jahre in Weimar wirkte, äußerte einen Monat später einem Freunde: „Herr Geheimerat Goethe ist geadelt worden; wollen sehen, was er als Herr von Goethe leisten wird. Der Herr Kammerpräsident von Kalb erhielt schleunig seinen Abschied mit 1000 Thaler Pension. Warum, weiß eigentlich niemand. Herr von Goethe übernimmt die Kammerdirektion." So wenig wußte dieser von Kalbs Mißwirtschaft, so wenig von Goethes angestrengter Thätigkeit, so sehr betrachtete er diesen noch als einen ehrsüchtigen Streber. Auch bei ihm hatte die Adelung Goethe geschadet. Der Hof hatte diesem damit ein sehr schlimmes Geschenk gemacht, wie er selbst die Übelwollenden dadurch gegen sich aufgeregt hatte, daß er in eine anständige Stadtwohnung gezogen war. Auffallen muß, daß der Klatsch dies nicht mit seinem Verhältnisse zu Frau von Stein in Verbindung brachte. Unter den neidischen Schwarzsehern befanden sich leider auch Herder und dessen leidenschaftliche Gattin, die alle Schuld, daß das untere Schulwesen nicht mehr gefördert werde, der Gleichgültigkeit des Herzogs und seines allmächtigen Ministers zuschrieben, den sie jetzt mit offenbarster Verkennung, ja gegen ihr besseres Bewußtsein für einen von unersättlichem Ehrgeiz gestachelten Streber hielten. Herder selbst schreibt seinem jungen theologischen Freunde J. G. Müller in Schaffhausen: „Goethe ist, wie Sie wissen, Herr von Goethe und hält Hof." Von der bittersten Mißstimmung zeugt der an denselben gleichzeitig gerichtete Brief der Gattin, die sich nicht vor der schnöden Unwahrheit scheute: „Groß und Klein verachtet und verflucht den Goethe. Der Kammerpräsident ist darum fortgeschickt, weil er ihnen (dem Herzog und

Goethe) schon seit vier Jahren Vorstellungen gethan, sie müßten sich einschränken, er könne so nicht bestehen. Die besten Leute werden verachtet, disgustiert und die ganze Dienerschaft ist dem Herzog verächtlich gemacht worden: darum nimmt Goethe alle bedeutenden Stellen ein." Der Wahnwitz des Hasses hatte sie befallen und ließ sie das Allerschlimmste, auch ohne jeden Schein der Wahrheit, ja gegen alle Möglichkeit glauben und sich einbilden. Aber auch Wieland konnte sich gegen Merck in seiner Weise der spöttischen Frage nicht enthalten, ob die Amphiktyonen dem Homer den Tempelbau zu Delphi oder das Kommando einer Flotte übergeben und er sich dazu verstanden haben würde, obgleich er versicherte, daß er Goethe unter allen Formen und Figuren lieb habe, und sich mit allem, wie es sei, zufrieden erklärte.

So hatte also Goethe nach so langer bewährter Dienstzeit fast noch einen schlimmern Stand der öffentlichen Meinung gegenüber als zur Zeit, wo er sich der Weimarischen Verwaltung dem Herzog zu Liebe widmete, weil er den selbstbewußten Mut hatte, die Finanzen, welche Kalbs gewissenlose Trägheit in die schlimmste Verwirrung gebracht hatte, durch jahrelange Mühen wieder herzustellen. Kalb wurde jetzt als Opfer von Goethes Ehrsucht bedauert, obgleich er sich Dinge hatte zu Schulden kommen lassen, die den Herzog später veranlaßten, ihn von der Vertretung der Jenaischen Ritterschaft auszuschließen, was einen erst dreizehn Jahre später zu Kalbs Ungunsten entschiedenen Rechtsstreit beim Reichshofrat zur Folge hatte. Mit welcher Pflichttreue Goethe in seine neue Stellung eintrat, ergiebt sich, wie aus der ganzen Weise seiner bisherigen rastlosen Thätigkeit, aus seinen jetzigen vertraulichen Äußerungen. An Frau von Stein schreibt er schon am 13.: „Da alles epochenweise mit mir geht, so hoff' ich, die neue Veränderung und Erweiterung meiner Bestimmung soll mir und andern wohlthun." Gegen Merck scherzte er, es werde ihm, wie seinem Treufreund in den „Vögeln" ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. „Diesmal muß mirs nun freilich Ernst und sehr Ernst sein", fügt er hinzu; „denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht. Für deine Liebe und gute Meinung danke ich dir. Das Leben geht geschwind und mit mir nimmts einen frischen Gang. Manchmal wird mirs sauer; denn ich stehe redlich aus. Dann denk' ich wieder: Hic est aut nusquam, quod quaerimus." Die Horazischen Worte, die er gegen Knebel als sein altes Motto bezeichnet („Hier oder nirgends ist, was wir suchen"), deuten darauf, daß alles auf redliche Anstrengung ankomme. Ausführlicher erklärt er sich gegen Knebel, der wissen werde, daß mit Kalbs Scheiden auch diese Last auf ihn gefallen sei. „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, seh' ich, wie notwendig dieser

Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt, und wenn du nun [dazu?] nimmst, daß ich diese drei wohl mit der Feder sondern kann, im Leben aber es nur ein und derselbe ist — so denke dir [welche Last mir zugefallen] — doch du kannst dirs und brauchst dirs nicht zu denken — es ist vorüber. Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links .... Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich ein. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet, hilft mir unendlich; ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch." Dabei empfand er es als ein großes Glück, daß der Herzog und die beiden Herzoginnen „ein leichtes und leidliches Leben unter sich hatten", so daß man „die wenigen Stunden des geselligen Lebens in Friede, auch wohl in Freude zubringe", und die Hoffnung auf einen vom ganzen Lande ersehnten Erbprinzen sich wieder zeigte. Und den duftendsten Kranz schlang die Liebe um das Haupt des von der Last der meist unerquicklichen Geschäfte gedrückten, aber vom Selbstbewußtsein, eine schwere Pflicht zum Wohle des Landes zu erfüllen, gehobenen Dichters, der bei seiner wunderbaren Ausnutzung der Zeit und der Erholung, welche die Abwechslung der Beschäftigungen ihm gewährte, doch auch der Wissenschaft und der Dichtung nicht ganz zu entsagen vermochte. Um den Titel eines Kammerpräsidenten war es ihm nicht zu thun, ja er wehrte diesen auch später entschieden ab, da er dadurch den Neid gegen sich nicht neu aufreizen wollte. Auch eine Zulage erhielt er nicht, erst fast drei Jahre später verlieh der Herzog ihm eine solche gelegentlich.

V.

Goethe als Leiter der Kammer.

Hatte Goethe auch zu seinen bisherigen Geschäften die Leitung der Kammer, nicht bloß die Beaufsichtigung der laufenden Geschäfte, sondern die Lösung der argen durch Kalb angerichteten Verwirrung übernommen, so war er doch heiter und wohlgemut, da er der Überzeugung lebte, dieser schweren Aufgabe nach der in den letzten Jahren gewonnenen Erfahrung gewachsen zu sein, und ihn das Gefühl hob, das Beste des Landes, dem er sich geweiht, mit redlichem Ernst zu fördern. Daneben hatte er noch Zeit und Lust, sich der Unterhaltung der beiden Herzoginnen zu widmen, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen nachzugehen und den Eingebungen der Muse zu horchen; eine Liebe einziger Art vollendete sein Glück. „Am Himmel ist kein Wölkchen, auch nicht in meiner Seele“, schreibt er einmal der Freundin; „droben regiert die Sonne, hier unten deine Liebe.“ Schon am 15. genoß er die Freude, die Herzogin mit der kleinen Prinzessin auf dem Altan seines Gartenhauses zu Tische zu haben. Dieser gefiel es dort so wohl, daß sie Frau von Stein bat, dort an einem der schönen Morgen mit ihr zu frühstücken. Die Nacht auf Sonntag den 16. schlief Goethe selbst dort, stand um halb 4 Uhr auf und erfreute sich des herrlichsten Morgens. Abends führte er Frau von Stein in den Garten, den er auf den folgenden Tag ihr übergab; am andern Morgen frühstückte die Herzogin mit ihr. Unter den Angelegenheiten, die ihn zunächst beschäftigten, war auch die Besetzung der erledigten kriminalistischen Professur in Jena, die er, nach vorhergegangener Erkundigung bei Merck, dem Vizekanzler Koch in Gießen antrug. Goethes Erwiderung auf einen von Kaltennordheim geschriebenen außerordentlich freundlichen Brief des Herzogs gestattet uns einen anziehenden Blick in seine heitere Stimmung. „Seitdem mein Garten mir ist, was er soll, Zufluchtsort, so hat er für mich einen unaussprechlichen Reiz“, schreibt er am 17. „In meinem neuen Hause breite ich mich aus, und alles kommt in die schönste Ordnung. Dabei rekapituliere ich mein Leben, vergleiche die Epochen und setze das Charakteristische der gegenwärtigen fest. Sie gewährt mir gute Hoffnungen und Aussichten. Wie viel mir die neue Einrichtung an Arbeit erleichtert, ist kaum zu sagen;

ich kann in eben der Zeit und mit gleicher Mühe noch einmal so viel thun. Die neue Staatsveränderung hat zu einer Menge Anekdoten Gelegenheit gegeben, die Sie bei Ihrer Rückkunft unterhalten sollen. Das Publikum verabschiedet auch [den Kammerrat] Wettken und [den Chatoullier] Bertuch; jenem wird fast einstimmig der Stab gebrochen .... Geleite Sie der Himmel. Dieses Blatt trifft Sie also in Sonneberg [dem Meiningischen Schlosse] sehr richtig. Der artigen Fräulein [von Thunger?] und den schönen Damen überhaupt werden Sie ja wohl gelegentlich etwas Verbindliches von mir gesagt haben." Der Herzog hatte ihn von seiner Absicht unterrichtet, den Unteroffizier Venus an sich heranzuziehen. Goethe fand diesen Gedanken sehr glücklich. „Unter allen Subalternen dieser Klasse, auch wohl weiter hinauf, hab' ich keinen, der so resolut, gescheidt, ehrlich, aufmerksam und unverdrossen wäre. Ich habe ihn über seine beim Brand [beim Feuerlöschen] beschädigten Füße examiniert; sie sind wieder ganz zu .... Ich verliere dabei; denn auch bei der Kriegskasse ist mir seine Maître-Jacques-schaft fast unentbehrlich geworden. Auch in der Folge zum Kammerdiener wäre er zu brauchen, da Ihnen auch näher sein strackes militärisches Wesen nicht unangenehm sein wird."

Am 19. fühlte er sich so wohlgestimmt, daß er an eine neue Bearbeitung des „Werther" dachte. Den folgenden Tag hielt er zu Tiefurt die erste Probe seines Singspiels „Die Fischerin", zu welchem er noch den prosaischen Dialog geschrieben, da die Lieder schon im vorigen Jahre zusammengestellt waren. Am 21. griff er das zweite Buch von „Wilhelm Meister" wieder rüstig an. Von Kaltennordheim empfing er einen zweiten Brief des Herzogs, der noch nicht nach Sonneberg gekommen war. Ein beigelegtes Briefchen an die Gräfin von Werthern-Neuenheilingen sollte er nach ihrem Gute Nehausen senden. Er begleitete es mit einigen Zeilen. Da aber die Gräfin abwesend war, erhielt er erst am 25. außer einem Briefe an den Herzog ein an ihn gerichtetes „sehr artig stilisiertes" Zettelchen, das in der Form so abgefaßt war, als hätte ihr Gemahl „das Konzept signiert". Die Zeilen, mit denen er am 26. die Antwort der Gräfin und einen Brief der Herzogin dem „lieben gnädigen Herrn" übersendet, zeigen wieder die herzlichste Vertraulichkeit. „Wenn es möglich ist und Sie noch länger außen bleiben", lesen wir hier, „so bitt' ich um einige Nachrichten Ihrer Zurückkunft und des Meiningischen Besuches, eins wegen des Abfeuerns [der zur Schießübung zu treffenden Vorbereitungen], das andere wegen dramatischer Einrichtungen für Tiefurt [zur Aufführung der „Fischerin"]. Friede und Einigkeit haben bisher unter uns gewohnt; Ihre Frau Gemahlin ist vergnügt, Ihre Frau Mutter auch, jedes in seinem Wesen. Die Wärme [drückende Hitze] ist eine allgemeine Unterhaltung, wie vor kurzem die Influenza und die kalten Winde. Die Ober-

Hofmeisterin ist [aus Karlsbad] zurück und das Brautpaar [Wedell und die Wöllwarth] geht im Mondenscheine spazieren. Mit der größten Philisterbehaglichkeit sitze ich in meinem Neste, nachdem ich mich vorher, nach der Art der Windhunde, mehrmal herumgedreht habe, um ihm eine meinem Körper analoge Form zu geben. Kalb hat Abschied genommen [er hatte auch Goethe besucht] und ist heute weg [zunächst nach Kalbsrieth]. Unsere Johannisloge war magerer als ein Hof zur Kurzeit, und wenn Bode [deputierter Meister vom Stuhle an Stelle des abwesenden Fritsch] nicht noch durch einen Spaß bei Tisch die Vorsteher beleidigt hätte, so daß gar der alte Germar den Hammer niederlegen wollte und Rothmaler eine lange Rede aus dem Stegreife hielt (beide waren Kammerherrn und Hauptleute), so wären wir ohne das geringste Interesse geschieden. Mehr Böcke sind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen. Ein deputierter unpräparierter Meister vom Stuhl, zwei Vorsteher aus dem Stegreife ꝛc. ꝛc.! Und sobald von so etwas der Pedantismus getrennt ist, dann gute Nacht! Leben Sie wohl und genießen des Lebens. Hitze werden Sie mitunter ausstehen."

Bald darauf kehrte der Herzog zurück. Schon am 2. Juli war abends Tafel im Kloster, zwei Tage später nahm Goethe nach dem Abfeuern der Infanterie an der Hoftafel teil. Mit dem Herzog war er ein Herz und eine Seele; daß er „alle Hände voll zu thun hatte", that ihm wohl, wenn ihm auch manches Unangenehme begegnete; so mit der juristischen Professur zu Jena. Koch hatte abgelehnt, und es hielt schwer einen anerkannten Mann dafür zu gewinnen, da das eigentliche Gehalt unbedeutend war und die übrigen Höfe die Anstellung genehmigen mußten. Eifrig betrieb er die Proben des „Wald- und Wasserdramas"; die erste in Tiefurt gehaltene fand am 15. statt; Tags drauf zog der Hof nach Belvedere. Einen Abdruck des Stückes sandte er der Freundin, einen andern an Herder. Die Sendung an letztern begleitete er mit lustigen Knittelversen. In diesen scherzte er darüber, daß die Hälfte des Stücks [die Volkslieder] Herder und seiner Gattin angehöre, die schon lange für eines gälten, und er lud beide im Namen der Herzogin-Mutter zu der nach einer Woche stattfindenden Aufführung in Tiefurt ein; sollte „Mütterchen" bei kühler Nacht in die Nähe des Flusses zu gehen nicht wagen, so möge ihr ein Zauberschatten das Schlußbild des Stückes vorgaukeln. Aber mit dieser treuherzigen Einladung war er übel angekommen, da die so freundlich Angesprochenen auf den einstigen Freund fürchterlich erbittert waren, den von der Gunst des Herzogs Beschienenen für den schlechtesten Menschen hielten, der alles seinem Ehrgeiz opfere. Ja daß Herzogin Luise ihm neuerdings so nahe getreten war, erbitterte sie um so mehr, als sie auf diese besonders gezählt hatten und sie darin einen Raub ihres eigenen Besitzes sahen.

Es erfolgte wohl eine kühle Ablehnung. Die Trennung trat auch bald offen hervor. Zwei Monate später meldete Ludecus dem noch immer fern weilenden Knebel: „Herder und Goethe sollen etwas entfernt sein." Auch mit diesem Freunde hatte das Herdersche Haus gebrochen. Als Goethe am 16. sein neues Stück Merck ankündigt, bittet er ihm zu verzeihen, daß es wie ein Protokoll behandelt sei; bei der Aufführung thue es eine gute Wirkung. In demselben Briefe wünscht er, Merck möge ihm bald offen sagen, was er von einer Berufung des Professor Gatzert in Gießen oder des Oberappellationsrates Höpfner in Darmstadt nach Jena denke. Hatte er früher die Auslagen des Herzogs für eine Gemäldesammlung gebilligt, so verzichtete er jetzt darauf. „Der Herzog hat doch eigentlich keine Existenz in diesen Sachen", schrieb er, „obgleich viel Liebhaberei dazu. Und wie ich jetzt stehe, muß ich mich für nichts so sehr hüten als eine Ausgabe zu veranlassen, die man meiner Leidenschaft zuschreiben könnte."

Am 22. fand die Aufführung der „Fischerin" zu allgemeiner Ergötzung statt; der Anblick des Schlußbildes war von wunderbarer Wirkung. Eine Woche später kam der Fürst von Dessau auf der Rückkehr aus der Schweiz durch Weimar. Denselben Tag schrieb Goethe an Lavater, er gönne ihm, daß er auch diesen merkwürdigen Sterblichen kennen gelernt habe. Von sich selbst könne er ihm nur sagen, daß er sich seinem Berufe aufopfere, indem er nichts anderes suche, „als ob dies das Ziel seiner Begriffe wäre". Der Herzog begleitete den Fürsten bis Naumburg. Dieser war eben auf den etwas sonderbaren Gedanken geraten, einen gewaltigen kegelförmigen Tuffblock des Ettersberges im Parke aufstellen zu lassen; wir wissen nicht, ob schon damals in der Absicht, denselben durch eine einfache Lateinische Inschrift dem Fürsten von Dessau als seinem treuen Freunde und dem Gründer des Wörlitzer Parkes zu widmen, wenigstens hielt er diese geheim. Zunächst wurde er nach dem Jägerhause geschafft. Ganz Weimar wallfahrtete zu dem mächtigen Blocke, der den Herzog so glücklich machte. Goethe, der noch immer nicht verschmerzen konnte, daß es zu seinem würdigen Denkmal der Schweizerreise nicht gekommen, war ärgerlich, daß ein solcher roher Stein das erste Denkmal des Parkes werden sollte, aber dem Herzog wollte er seinen Spaß nicht verderben.

Fritsch gebrauchte unterdessen auf seinem Gute zu Seerhausen eine Kur. Diesem berichtete Goethe von allen Vorkommnissen mit heiterer Offenheit. Da er seinen ersten Brief freundlich aufgenommen, ließ er am 5. August einen zweiten folgen. „Unsere gnädigsten Herrschaften sind allerseits wohl und vergnügt", heißt es hier. „Serenissimus haben seit Ihrer Zurückkunft ziemlich bei uns ausgehalten. Der Fürst von Dessau war auf seinem Wege

nach Hause auf einige Stunden hier, und Durchlaucht der Herzog fuhren mit ihm bis Naumburg. Seit einigen Tagen wird ein großer Stein im Ratsbruche in Bewegung gesetzt, der irgendwo im Parke zur Verzierung eines Platzes aufgestellt werden soll. Die mechanischen Operationen bei dieser Arbeit unterhalten einen Geist, dem es an sinnlicher Beschäftigung nicht fehlen darf, wenn er nicht Unmut und Langeweile empfinden soll. Serenissima dagegen richtet ihre Spaziergänge ganz in die Stille, sind dabei munter und scheinen zufrieden. In Tiefurt haben die dramatischen Musen eine Erscheinung gemacht; vielleicht unterhält diese Kleinigkeit die Frau Geheimderätin, der ich mich bestens empfehle, einige Augenblicke; ich lege deswegen ein Exemplar des Stückchens bei. Prinz Konstantin hat befohlen, seine Pferde zu verkaufen und seine Leute abzudanken; es scheint, als wenn er seinen Aufenthalt in fremden Landen verlängern wolle. Unser Prinzeßchen endlich wird täglich artiger und zeigt einen sehr lebhaften Geist." Nach einem leichten Scherze über ihren guten Kollegen Schnauß, der nächstens wieder taufen lasse, fährt er fort: „Die Angelegenheiten unseres kleinen Staates gehen so sachte vor sich hin. Ich unterhalte Ew. Exc. nicht davon, sondern werde mir nach Dero Wiederkunft über verschiedenes ein kurzes Gehör erbitten. In allem wird die von Ew. Exc. mir zugesicherte Gunst eine der ersten Triebfedern sein, mich selbst täglich zu bearbeiten und, indem ich mich verbessere, mich nützlicher zu machen. Möge Ihr Wohlsein, Zufriedenheit und die gute Meinung von meinem besten Willen und den aufrichtigsten Gesinnungen sich immer gleich erhalten, und ich zu meiner Aufmunterung manchmal davon versichert werden."

Der Herzog selbst war um diese Zeit ganz heiter. „Hier werden Inschriften geheckt und gesetzt", schrieb er an Merck, „Komödien unter freiem Himmel gegeben und das Leben so bunt als möglich angestrichen." Das wirkliche Setzen von Inschriften in Tiefurt und im Parke erfolgte wohl erst später. Freilich hatte die Herzogin-Mutter schon im Frühjahr die Büsten von Wieland, Goethe und Herder zu Tiefurt im Lohhölzchen aufgestellt und Villoison gebeten, lateinische Inschriften dafür zu machen, aber die von Villoison auf sie gedichteten benutzte sie nicht, wohl weil sie zu großsprecherisch waren. Goethe wollte andere, nicht auf die Personen, sondern auf die Schönheit der Gegend bezügliche liefern; von ihnen hat sich nur die unter Wielands Büste erhalten, die Verse „Geweihter Platz". Wann sie dort angebracht wurden, ist nicht zu bestimmen. Dagegen wissen wir, daß die jetzt „Einsamkeit" überschriebenen Verse spätestens im Juni 1783 auf einer Tafel an einer Felsenwand im Park eingehauen worden. Vielleicht brachte er gleichzeitig an einem Felsen hinter seinem Gartenhause die noch jetzt erhaltene „Erwählter Fels" an. Von dem Maler Tischbein, den Karl August, wäre er

nicht auf Sparsamkeit angewiesen gewesen, gern nach Italien geschickt hätte, hatte dieser Zeichnungen aus Goethes Werken als Geschenk zu dessen Geburtstag bestellt, aber statt derselben erhielt er ein Bild, wie Götz den Weislingen in sein Zimmer führt. Dem Herzog gefiel dasselbe, wenn er auch besonders Einheit daran vermißte, so gut, daß er es für sich behielt. Goethe meinte, er lasse diesem Bilde nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Am 8. August wandte sich dieser an Merck wegen eines in Darmstadt stehenden Kapitals der Herzogin, das er heranziehen wollte, um ein anderes zu höhern Zinsen stehendes zu kündigen. Auch teilte er ihm den Wunsch der Herzogin mit, ihrem Gemahle ein recht schönes Gemälde zu schenken, dessen Auswahl sie ihm überlasse. Noch ehe er den Brief absandte, meldete Merck, daß er auf Höpfner für Jena nicht rechnen könne, doch gab derselbe bald darauf noch einige Hoffnung, so daß Goethe ihm am 28. die Bedingungen der Berufung genau mitteilte, wobei er dringend um Geheimhaltung bat, damit nichts zum Nachteile Jenas davon verlaute.

Der Herzog verfolgte indes mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer, der in Weimar nicht ohne Kopfschütteln bemerkt wurde, das kolossale Steindenkmal. Hinter dem Kloster an einem Abhange des untern Parkes in der Nähe der ältern, in klassischer Weise errichteten Ara des Genius loci mit der Schlange ließ er einen Untersatz für den mächtigen Steinblock bauen. Die Arbeit wurde am 13. begonnen und dieses Fest mit einem Frühstück begangen; jetzt war es bereits ausgesprochen, daß das Ganze ein Denkmal der Freundschaft für den Dessauer Fürsten sein solle. Am 17. speiste der Herzog mit sechs Personen, unter denen Goethe nicht fehlen durfte, auf diesem Unterbaue, den das Fourierbuch den „Stein“ nennt. Karl August war inzwischen in Eisenach und in Meiningen gewesen, wo nach dem plötzlich eingetretenen Tode des längere Zeit leidenden ältern Herzogs dessen jüngerer Bruder Georg einziger Regent war. Am 23. speiste Goethe (am vorigen Tage war Frau von Stein auf längere Zeit nach Kochberg gegangen) mit dem Herzog, der Herzogin und der Hofdame von Wöllwarth im Kloster. Abends las derselbe im Parke unter dem Zelte dem herzoglichen Paare das bald vollendete zweite Buch „Wilhelm Meister“ vor, das gut aufgenommen wurde. Später spazierte er mit dem Herzog auf dem Paradeplatz und begrüßte den Mond. Den 24. speiste die Herzogin bei ihm im Garten und war allerliebst; denselben Tag kam Prinz August von Gotha zu längerm Besuche. Goethe sprach am folgenden Tage bei diesem vor, den er wieder gut, freundlich und gesprächig fand, und er speiste an der Hoftafel. Dagegen hielt er sich am 26. von der großen Tafel in Tiefurt zurück, wo „die schöne Gräfin (von Werthern-Neuenheilingen) und die abgeschmackten Grafen“ (ihr Gatte und der Graf von

Werthern-Beichlingen) sich befanden. Den 27. vertraut er der Freundin: „Diesen Abend war allgemeiner Frost unter dem Zelte. Um 8 ging ich nach Hause .... Der Prinz ist gar verständig und lieb; es läßt sich mit ihm etwas reden und treiben .... Er ist außerordentlich bescheiden, bei sehr richtigem Gefühl, und hat keine fürstlichen Queren. Die Herzogin ist so angenehm, als man sein kann; der Herzog ist wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte, und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nötigte, über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden. Es ist eine kuriose Empfindung seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm- und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau, indes viele Sorgliche abgehen." Es sind dies die alten Klagen. Der Herzog konnte sich noch immer nicht beschränken und seine fürstlichen Queren lassen; bei aller Anhänglichkeit an Goethe war er weit entfernt, immer auf dessen Rat zu hören. An seinem Geburtstage wollte Goethe mit dem Prinzen nach Tiefurt fahren, aber er blieb allein zu Hause, als er hörte, daß dort große Gesellschaft sei. Wir wissen nur, daß er an diesem Tage einiges Geschäftliche betrieb und an „Wilhelm Meister" dichtete. Gegen Merck, dem er Höpfners wegen schrieb, klagte er, noch immer sei er der Sündenbock, den man in die Wüste sende. Am nächsten Tage, den er meist mit dem Prinzen zubringt, scheint ihn der Herzog morgens besucht und eingeladen zu haben, ihn nach Dresden zum kurfürstlichen Lager zu begleiten. „Er hat mich gar gut eingeladen mitzugehen oder zu folgen; ich werde aber wohl bleiben", schreibt er am 29. der Frau von Stein. Karl August eilte so sehr nach diesem militärischen Schauspiel, daß er die Feier seines Geburtstages nicht abwartete und den Prinzen verließ. Die zu jenem bestimmte Posse Einsiedels „Das Urteil des Paris" wurde deshalb schon den 31. August gegeben. An diesem Tage klagt Goethe der Freundin: „Die Anstalten zur Dresdener Reise sind mir zuwider. Der Herzog macht sie auf seine Art, das heißt nicht immer die nächsten, und disgustiert einen nach dem andern. Stein ist auch ungehalten, daß er [vor kurzem] im Oberland [in Franken] hat für Wedell vikariieren müssen, der nunmehr [trotz seiner bevorstehenden Heirat] mitgeht. Ich bin ganz ruhig; denn es ist nicht zu ändern, und es freut mich nur, daß es keine Fürstentümer gilt, um welche oft mit dergleichen Karten gespielt wird." Abends sah er den Herzog bei der ziemlich guten Aufführung zu Ettersburg. Am 1. September war er mittags bei der Hoftafel. Abends um 10 Uhr reiste Karl August mit Wedell, Kammerdiener, Bereiter und Laufburschen, drei Jagdlakaien und eben so vielen Reitknechten über Dessau nach Dresden.

Tags drauf speiste die auf acht Tage nach Weimar zurückkehrende Frau von Stein in Goethes Garten. Widmete er auch dieser und dem Prinzen August manche Zeit, so nahm ihn daneben doch vieles andere in Anspruch. Den 4. drang er in einem Briefe an Lavater darauf, daß Tischbein doch ja die Reise nach Italien antrete und in Rom den beim Herzog von Gotha einflußreichen Hofrat Reiffenstein sich geneigt mache. „Der Herzog ist schon über das Zaudern und über meine Vorstellungen, die ich nicht gespart habe, verdrießlich“, schrieb er. „Ein großer Herr will gehorcht sein. Sie sind nicht alle wie der Herzog von Weimar, der jeden gerne auf seine Weise das Gute thun läßt, und doch daran teilnimmt.“ Am 8. und 9. sah er sich „in einen unangenehmen Handel verflochten, eigentlich von keiner Bedeutung, aber nach seiner Art, Sachen aneinander zu knüpfen und Entschließungen auf die Spitze zu treiben, von Folgen, die sich nicht übersehen ließen“. Er habe sich nicht nachgesehen, vertraut er der Freundin, sich so wacker als möglich gehalten, und das Glück ihn begünstigt. Am Abend des 10. war er zu Tiefurt, wo er einmal in Gedanken an seine Geschäfte laut vor sich redete. Den 11. ging er mit dem Prinzen in die Zeichenschule; es war ein für die Damen bestimmter Mittwoch. Mittags hatte er die Sängerin Schröter mit den Ihrigen zum Essen, abends war er zu Thee und Abendessen bei der Herzogin, wo es artig zuging. Dem Prinzen und den Mädchen gab er am 12. im Zeughause ein Frühstück, bei welchem er sich den Spaß machte, seine Gäste dadurch zu erschrecken, daß ein Harnisch sich plötzlich belebte. Der Herzog, der Fritsch auf seinem Gute abgeholt hatte, war zu Dresden, im Lager und zu Pillnitz auf das ehrenvollste aufgenommen worden. Der Kurfürst hatte großen Gefallen an ihm, und überall sprach man von ihm auf das vorteilhafteste. In der zum erstenmal gesehenen Dresdener Galerie, die ihn höchst glücklich machte, übte die Sixtinische Madonna den außerordentlichsten Einfluß auf Karl August. Selbst die schönsten Correggios schienen ihm „sinnlich palpabel“, wogegen Raphael ihm wie ein Hauch von den Erscheinungen war, „die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich und unglücklich zu machen“. Aber ärgerlich wurde Goethe, als er hörte, der Herzog wolle von Dresden noch einmal nach Dessau, wo seine von ihrem Hofstaate begleitete Mutter mit ihm zusammentreffen sollte. „Er vergißt über der Parforcejagd, daß der Prinz hier ist und im stillen Glossen darüber macht“, fährt er in seinem Briefe an die Freundin fort. „Wenn auch vielleicht nicht er, doch gewiß die Gothaner. Gastfrei ist der Herzog, und er weiß auf jede Art sich von seinen Gästen frei zu machen. Gut, daß es die Menschen nicht so genau miteinander nehmen, und Fürsten sich immer wechselsweise viel zu verzeihen haben, wenn sie miteinander leben wollen. Zwar mit dem Prinzen

ist dies der Fall nicht." Freilich war für dessen Unterhaltung gesorgt, da die Herrschaften fast täglich Thee gaben, wobei meist Wieland war. Auch wurde den 18. wieder „Die Fischerin" aufgeführt, leider zu Goethes Ärger sehr schlecht. Am 22. war klein Konzert; die Herzogin-Mutter war an diesem Morgen nach Dessau abgegangen, Goethe hatte sich auf zwei Tage nach Kochberg begeben. Den 23. war großer Abschiedsthee für den Prinzen, da dieser die sich verzögernde Rückkehr des Herzogs nicht abwarten wollte. Am Morgen des 24. nahm er vor der Abreise bei Goethe noch das Frühstück ein. „Ich bin ihm herzlich gut, und wollte, er wäre unser", schreibt Goethe etwas scharf; „es wär' ihm nütze und uns auch. Er hat die Kenntnis und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was bei uns so reichlich vorrätig ist und was außerdem jeder für sich behält." Wedell blieb nicht in Dessau, wo der Herzog durch die Parforcejagd lange festgehalten wurde; schon am 30. wurde er in der Stille im Hause des Geheimen Kriegsrat von Felgenhauer getraut.

Endlich am 7. Oktober kehrten der Herzog und seine Mutter, wie auch Frau von Stein nach Weimar zurück. Goethe freute sich, daß die Reise gut abgelaufen und der Herzog frisch und gesund zurückgekehrt sei. Die Herzogin verehrte ihrem Gemahl das durch Goethes und Mercks Vermittlung erhaltene vortreffliche Bild Karls V. von Dürer, dessen große Schönheit ihn aufs äußerste erfreute. Goethe war zunächst viel an der Seite des Herzogs, der ihm wohl that, wenn ihn auch die leidenschaftliche Hast störte, womit er Nebendinge betrieb, wie jetzt eine neue Hof- und Jagduniform. Vor allem widmete Karl August sich dem Park und dem Denkmal des Fürsten, dessen Wörlitzer Park ihm jetzt noch näher gekommen war. Schon am 14. wurde das Fortwälzen des Steines begonnen, aber die Arbeit war so schwierig, daß sie so bald nicht beendigt werden konnte; noch am 17. speiste der Herzog mit sechs Personen auf dem „Stein". Im Park wurde manches geändert, anderes geplant. Die Herzogin-Mutter war von den Wörlitzer Anlagen so entzückt, daß sie ihr Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zustand zu versetzen beschloß. Den Tag vor ihrem Geburtstag kam Oeser, den Goethe sofort aufsuchte. Ihren Geburtstag feierte sie diesmal im stillen, doch war Goethe mittags bei ihr zu Tische. Er schenkte ihr (sie selbst hatte ihm zu seinem Geburtstage ein Bild verehrt) eine Abschrift seiner ungedruckten Schriften, wie er eine solche zu Weihnachten der Frau von Stein verehrt hatte. Auch gab er ihr einen Plan zur Erweiterung des engen Einganges in Tiefurt an. In Belvedere wurde ein Tierzaun gemacht für die aus Dessau kommenden Hirsche. Auch schreibt sich wohl von dieser Zeit die Hegung von Wildschweinen am Ettersberg her, die der Herzog trotz Goethes Widerspruch durchsetzte.

Seit dem November wollte Goethe seiner gesellschaftlichen Pflichten sich dadurch entledigen, daß er wöchentlich in seinem großen Saale einen allgemeinen Thee gab, von dem niemand ausgeschlossen sein solle; in Wirklichkeit erfolgten Einladungen. Es war natürlich, daß Herder und dessen Gattin, die sich ganz von ihm zurückgezogen hatten, nicht geladen wurden. Frau Herder war in ihren Äußerungen so unvorsichtig, daß manches davon, und sehr arges, ihm zu Ohren kommen mußte. Ja Goethe machte selbst aus der Art, wie Herders Kinder sich beim Begegnen gegen ihn betrugen, den Schluß, wie man zu Hause gegen ihn gesinnt sei. Frau Karoline berichtete ganz der Wahrheit zuwider nach der Schweiz: in seine Sonnabendgesellschaften, die er seit seiner Adelung halte, kämen nur junge Fräulein, Offiziere und Jagdjunker, die Frauen von Stein und von Schardt und ihre geliebteste Herzogin, die nur zu ihm gehe und bei ihm esse, weil er von Adel sei und er sie von ihrer schwachen Seite gefaßt habe, aber das Gute solle er ihnen nicht verderben. So schnöde hatten Neid und Haß sein Bild in ihr verzerrt, so leidenschaftlich gab diese Elektranatur sich der Schmähung hin. Freilich mochte Herder damals darüber stutzig geworden sein, daß der Herzog, nachdem er am 2. von ihm die Einreichung des Planes zu einem Schulmeisterseminar wiederholt gewünscht hatte, gleich darauf diese Angelegenheit mit der Bemerkung vertagte, daß er damit noch andere Absichten zu verbinden gedenke. Goethe selbst berichtet den 21. November an Knebel: „Ich sehe fast niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat; ich habe mein politisches [amtliches] und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten .... Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größern Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter seh' ich manchmal u. s. w. [ihren Kreis]. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. [Am 7. jagte er bei Ettersburg, am 18—21. war er zur Jagd bei Dalberg.] Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Teil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben. Beide seh' ich selten. [Nur am 1. war er bei der Hoftafel, auch ein paarmal bei der Hofkur.] Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in diese irdischen Kronen der Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt." Die letzte Äußerung deutet auf eine schwermütige Stimmung und eine gewisse Spannung mit dem Her-

zoge, der schon wieder kälter gegen ihn geworden schien. Die Hoffnung, dieser werde ein treuer Haushalter nach seinem Sinne werden, der allen seinen nobeln Passionen entsagen und sein Leben mit dem seinigen ganz verschlingen werde, hatte er längst aufgegeben, wenn auch die treue Freundschaft zu dem edlen Herrn, der mit seiner fürstlichen Beschränktheit zu kämpfen habe, noch auf festem Grunde ruhte und durch nichts erschüttert werden konnte. Mit welchem Eifer Goethe sich noch immer der Geologie und Mineralogie widmete, zeigt ein Brief an Merck. Die ganze Naturgeschichte, schreibt er selbst an Knebel, umgebe ihn wie Bacons großes Salomonisches Haus. Im Herzog hatte er bisher nur die Kunstliebe zu wecken vermocht, die ihm jetzt fast gefährlich schien, da sie ihn zu großen Ausgaben zu verleiten drohte. An seinen dichterischen Arbeiten nahm dieser nur mäßigen Anteil, und sie traten jetzt auch bei Goethe zurück, der nur an „Wilhelm Meister“ langsam fortarbeitete, gar nicht an ein Feststück zu der erwarteten Geburt eines Erbprinzen dachte, die im vorigen Jahre so arg getäuscht worden war.

Noch vor dem Ende des Monats wird der kolossale Steinblock auf den Untersatz geschafft worden, auch anderes im Park geschehen sein, wohl ohne Goethes Zuthun. An der Schlittenfahrt vom 29. scheint dieser sich nicht beteiligt zu haben, doch finden wir ihn zwei Tage später, an einem Sonntage, bei der Hoftafel. Gleich am folgenden Tage kam der Herzog zu ihm, um ihn zu der außerordentlich großen Schlittenfahrt einzuladen, die am 4. Dezember mit Postillons und Husaren unter Musik zu Thee und Glühwein nach Belvedere stattfinden sollte. Da er Frau von Stein dabei als Begleiterin zu erhalten hoffte, ging er darauf ein. Wie bei der vorigen Schlittenfahrt war abends Ball; von Bühnendarstellungen war diesmal keine Rede mehr. Vier Tage später lud ihn Karl August ein, ihn auf einer achttägigen Reise nach Neuenheilingen, wo er seit zwei Jahren nicht mehr gewesen, und nach Dessau zu begleiten. Goethe entschloß sich nur zur Fahrt nach Neuenheilingen. Auch von der Treibjagd, die der Herzog am 9. in Apolda anstellte, entschuldigte er sich. Den 10. schrieb der Herzog wieder einmal an Knebel, dem er für ein ihm geschenktes Fohlen dankte. Er hatte sich damals beim Lesen alter Visitationsakten des Gymnasiums recht geärgert, wo er gesehen, wie die Herren des Oberkonsistoriums von der allermenschlichsten Handlung, der Erziehung, die tollsten Begriffe hatten. Leider war das Oberkonsistorium ein wunder Fleck, an dem man kaum rühren durfte, wenn man nicht streng durchgreifen wollte. Am 11. fuhr Goethe mit dem Herzog über Erfurt nach Neuenheilingen, wo es Karl August so gefiel, daß er zunächst auf Dessau verzichtete. Den 14. kam Goethe, am nächsten Abend der Herzog zurück. Da Karl August sich nicht wohl befand, leistete ihm Goethe am 18. Gesell-

schaft, und er ließ sich bestimmen, mit ihm nun doch am Abend des 20. nach Dessau und Leipzig zu reisen. Augenblicklich wollte es gar nicht mehr mit ihm fort; er fühlte, daß er einer Auffrischung bedürfe, da er aus Mangel neuer Anschauungen krank werde. In Dessau fand er „wenig Gutes und viel Langeweile“, wozu wesentlich der Umstand mit beitrug, daß er sich angegriffen fühlte. Als der Fürst sie am 24. eine Stunde weit auf dem Wege nach Leipzig begleitete, „war der interessanteste Augenblick“. Daß „es eine wunderbare Sache gegeben“, die ihm den Fürsten als einen trefflichen Menschen gezeigt, vertraute er der Freundin; er wollte es ihr erzählen, wenn nicht der Herzog ihr früher es mitteile; sie könnte diesen auch fragen, wie er auf der Reise gewesen sei. Später hören wir, daß Goethe dem Fürsten seine Reisebriefe aus der Schweiz mitzuteilen versprochen; vielleicht kam es zu einem Ausdrucke des Dankes von seiten des Fürsten für Goethes vortreffliche Leitung des Herzogs. Noch vor kurzem hatte Goethe an Lavater geschrieben, das Gute, das der Freund ihm von dieser schönen und großen Natur gemeldet, habe sein Verhältnis zu dem würdigen Manne bestätigt, doch seien sie bisher einander noch nichts geworden, wie er denn alle Tage weniger anbringend gegen gute und treffliche Menschen werde. Jetzt hatte ein Augenblick lebendiger Anerkennung von seiten des Fürsten die Seelen einander geöffnet, und sollte es auch infolge der Verhältnisse zu keiner nähern Verbindung kommen, daß der Fürst sein Wirken in Weimar anerkenne, gereichte ihm zu höchster Freude, da ihm neben dem eigenen Bewußtsein der Treue gegen sich und seine Pflicht das anerkennende Vertrauen anderer, besonders bedeutender Menschen, den schönsten Lohn bot.

Leipzig zog ihn diesmal so mächtig an, daß er sich eine lebendige Anschauung dieses mannigfaltigen bewegten Lebens verschaffen mußte. Deshalb bat er den Herzog, der am 26. die Stadt verließ, dort noch einige Tage verweilen zu dürfen. Viele bedeutende Menschen und Verhältnisse lernte er hier kennen und erfreute sich der ihm überall entgegenkommenden Achtung, die er durch Freundlichkeit und Aufmerksamkeit erwiderte. Einmal war er vom Kommandanten, dem Grafen von Vitzthum, zu einem großen Essen eingeladen; auch besuchte er einen Ball und ein Konzert. Neben der Verwaltung und dem Leben, die für ihn als Staatsmann und Dichter bedeutend waren, schenkte er vor allem der Kunst seine Aufmerksamkeit; an Gemälden und Zeichnungen sah er, „was sein Herz erfreute“. Besonders lehrreich war ihm die Unterhaltung mit Oeser, der „in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebte“ und das Glück hatte, als Künstler „hervorbringen, nachahmen und die Werke anderer doppelt und dreifach genießen zu können“. Mit ihm besprach er auch die vom Herzog beabsichtigte Ver-

zierung des Brunnens im Parke am Floßplatz und was weiter für das Denkmal des Fürsten von Dessau geschehen müsse.

Erst am 3. Januar 1783 kehrte er nach Weimar zurück, wo man mit großer Spannung der Entbindung der Herzogin entgegensah. Er konnte noch denselben Abend der zweiten Redoute beiwohnen. Freilich hatten diese neben neuen adeligen Dienstagspickenicks ihren Fortgang, aber an Aufzüge dachte man diesmal eben so wenig als an dramatische Vorstellungen. Von den gehäuften Geschäften war er zuweilen, nach seinem Lieblingsausdruck, „gesotten und gebraten". Wie ernst es ihm mit der Ordnung der Finanzen war, beweist ein Briefchen an Bertuch vom 10. Diesem, der über seinen Gehalt für das erste Vierteljahr noch mehr als 500 Thaler empfangen hatte, zeigt er an, daß er anfangs April den monatlichen Gehalt erhalten könne, den für den Mai erst am Ende desselben. „Haben Sie die Güte, lieber Rat, und machen Ihre Einrichtung darnach", fügte er hinzu; „denn ich muß entweder Johanni in Ordnung sein oder abdanken." Das war wohl nur ein Schreckschuß, aber wir sehen, welche schwer zu beseitigende Lässigkeit in der Leitung der Finanzen herrschte. Der Herzog beteiligte sich redlich an den Geschäften, und suchte auch sonst das Beste des Landes zu fördern. So fragte er bei Merck an, ob man nicht einige der Juden von Minorca und Gibraltar, die im Mainzischen Fabriken anlegen wollten, nach dem Weimarischen ziehen könne, wo die außerordentlich gute und wohlfeile Wolle noch nicht gehörig benutzt werde. Auch erkundigte er sich, ob noch immer Genfer auswanderten, und Merck nicht durch seine Verwandten ihm solche Ansiedler verschaffen könne. Über die Freimaurerei dachte er durch diesen näheres zu vernehmen, da er die Weimarische Loge, die auf keineswegs förderliche Art wirke, schließen wollte. Seine leidenschaftliche Neigung galt seiner Kunstsammlung und dem Parke. Goethe mußte Oeser bitten, möglichst bald die Zeichnung des Brunnens zu schicken. Mit diesem sei der Versuch gemacht worden; man habe ihn in die Höhe gestaucht, wo er freilich in einer starken Röhre und in einem schwachen Spiegel laufe; auf Oesers Zeichnung warteten die Anlagen und Pflanzungen, mit denen die Herrschaften trotz der strengen Jahreszeit immer beschäftigt seien. Auch seien große Steine zu dem berühmten Felsen geschafft worden, und nur Oesers schöpferischer Befehle gewärtig, sie zu einem schönen Ganzen zu bilden. An den gewohnten Vergnügungen ließ es der Herzog nicht ganz fehlen. Das Fourierbuch gedenkt einmal einer Jagd bei Apolda mit Tafel, ein andermal des Mittagsessens auf dem Eise. Goethe blieb davon fern. Vor lauter Geschäften konnte er kaum einmal zum Zeichnen kommen. Ein paarmal war er an der Hoftafel, auch bei der Herzogin-Mutter, und den Redouten entzog er sich nicht, da solche Vergnügungen ihm eine er-

frischende Abwechslung brachten. Am 27. schrieb er der Freundin, er mache sich an diesem Tage von vielem los: nicht allein gab der Monatsschluß viel zu thun, sondern er mußte auch, da in jedem Falle sehr bewegte Tage bevorstanden, manches vorarbeiten. Mit tiefer Bewegung sah er der Entbindung der Herzogin entgegen, da, wenn auch diesmal des Herzogs Hoffnung nicht erfüllt werden sollte, die allerschlimmste Wirkung auf das herzogliche Paar zu fürchten stand. Der Geburtstag der Herzogin ging ohne Festfeier vorüber. Auf den Abend war er zu dieser aufs Zimmer geladen; er nahm zum Vorlesen die von der Herzogin so geliebte „Iphigenie" mit. Wohl mag ihm zuweilen die Vollendung seines „Elpenor" vorgeschwebt und er den Plan desselben weiter bedacht haben, aber bei der Ungewißheit der Lage konnte er nicht an die Ausführung gehen. Noch am 1. Februar ist er mit alten Akten und Büchern beschäftigt, wo er „manches Menschliche in einem Wuste von Formalität" findet. Erst in der folgenden Nacht um 3 Uhr wurde die Herzogin in Gegenwart von Frau von Stein und der Gattin Herders von einem Prinzen entbunden; er kam scheintot zur Welt, wie Goethe selbst, und schon verzweifelten alle, als die unermüdete Sorge der Frau Herder ihn ins Leben brachte. Und hoch stieg die Freude, als sich fand, das Kind sei stark und gesund. Wenn die frohe Kunde, wie Wieland sagt, allen Menschen die Köpfe verrückte und schon am frühen Morgen sich die Menge in die Kirche drängte, um Gott durch stille Gebete und Lieder zu danken, so fühlte sich Goethe von einem Alpdrucke befreit, da das Glück des Herzogs und des Landes auf dem Spiele gestanden hatte. Auf Mercks warmen Glückwunsch erwiderte Karl August: „Sie haben recht, wenn Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore." Die Herzogin fühlte sich jetzt ganz glücklich. Leider wurde diese Freude durch die wüste Geschichte des Prinzen Konstantin getrübt, der sich von seinem alten Diener und den ihm lästig gewordenen Albrecht getrennt hatte und mit seiner Geliebten, einer Frau von Darsaincourt, nach London geeilt war. Seinem Chatoullier hatte er schon über Teurung geklagt und auf Geldsendungen bestanden: aber wie ward dieser überrascht, als die Darsaincourt ihm anzeigte, sie sei von London angekommen und er solle für ihre Unterbringung sorgen, wenn sie nicht gar bestimmte Geldforderungen stellte. Goethe war um so ärgerlicher, als sie alle vom Prinzen schmählich hintergangen worden; er selbst hatte gegen den Herzog stets behauptet, die Reise werde dem Bruder förder=

lich sein, während Karl August nur über die Schläfrigkeit der beiden Reisenden gespottet, und nun stand man vor solchen Streichen. Goethe mußte auch hier aushelfen. Ludecus hatte sich gleich an ihn gewandt; am 3. kam er „mit einer Nachricht, die den garstigen Handel verschlimmerte“, wohl mit der Angabe ihrer Schwangerschaft. Goethe hatte so viel zu betreiben, daß er am 4. gegen die Freundin äußerte, es stürme wieder einmal scharf auf ihn zu. Abends kamen der Herzog und Prinz August von Gotha, denen zu Ehren Tafel im Redoutensaale war. Am andern Tage stellte sich auch der Fürst von Dessau ein; abends um 6 Uhr fand die Taufe statt, bei welcher Herder betete: „Das edle Blut, aus dem du, Vater des Lichts und der Freiheit, ihn gebildet hast, durchwalle sein Herz! Das tapfere Wahrheitsgefühl seines Vaters, die stille, goldene Großmut seiner Mutter müssen auch der Grund seines Daseins, das felsenfeste Fundament seiner Tugenden, Bestrebungen und Verdienste werden!“ Erst am 8. schieden die Gothaischen Herrschaften. Den 9. war Dankgottesdienst, wobei Herder wieder herrlich sprach. Goethe vermißte in dieser Predigt nur ein tröstliches, wohlthätiges Wort für den Herzog, da der bessern, glücklichern Zukunft unter den Prinzen gedacht war, ohne jede Hindeutung, daß sein Vater für sich darauf hinarbeiten und ihn dazu anleiten werde; auch schien ihm der Einfluß der schönen Künste und Wissenschaften auf die Fürsten zu sehr in Schatten gestellt. Die allgemeine Freude hatte auch Herder und seine heftige Karoline milder gestimmt, so daß die getrennten Freunde sich wieder einmal herzlicher begegneten. Goethe dachte seinen „Elpenor“ jetzt rasch zu vollenden, um, wenn auch nicht den Tag des Kirchgangs, doch vielleicht den Jahrestag der ersten Aufführung der „Iphigenie“ oder den Osterdienstag, auf welchen diese gefallen war, den 22. April, damit zu feiern. In diesen Tagen beschäftigte ihn die Darsaincourt, die er wohl selbst zur Försterei in Tannroda brachte, wie Wilhelm im Romane Lydia zu einer solchen schafft. Auf der Redoute des 14. überraschte Goethe in der Morgenstunde, in welcher vor vierzehn Tagen der Erbprinz geboren worden, die Gesellschaft durch ein lustiges Ständchen, das nach so manchen großatmigen Versuchen seinwollender Dichter durch seine natürliche Einfalt einen hübschen Eindruck machte. Wenige Stunden später begab sich der Herzog mit Goethe, Wedell und Stein nach Jena zum Empfange des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg und seiner Gemahlin; waren sie ja auf der Rückreise aus der Schweiz so ehrenvoll vom Würtemberger Vetter aufgenommen worden. Dieser besuchte alle deutschen Universitäten, ließ manche Vorlesungen durch einen alten Husarengeneral nachschreiben, auch die Professoren sich vorstellen, und er sprach auch eingehend mit einzelnen, wobei teils diese, teils der Herzog sich prostituierte, wie Karl August

launig berichtet, der selbst Augenzeuge von acht „Operationen“ dieser Art gewesen. Goethe ward besonders durch den großen Elephantenkopf im Naturalienkabinett angezogen. Am 16. kam Karl Eugen nach Weimar, wo er der Kur und dem Konzert beiwohnte. Vor allen unterhielt er sich mit Goethe, der ihm als thätiger Staatsmann Achtung abnötigte, wogegen er Wieland unbeachtet ließ. „Elpenor“ beschäftigte diesen fortwährend; die Ehren des Weimarischen Parnasses hatte er gern Wieland und Herder gelassen, deren Kantaten, die eine bei Hofe, die andere in der Kirche, zur Aufführung kommen sollten. Er fühlte sich ganz wohl, nur die Sorgen der Frau von Stein wegen ihrer Vermögensverhältnisse „verrückten ihm den Kopf“. Am 1. März hören wir zum erstenmal, daß er an „Elpenor“ schrieb, womit er wohl früher begonnen hatte. Den folgenden Tag arbeitete er weiter; das Stück zog sich ins Weite und bekam mehr Körper, doch sah er, daß er zur bestimmten Zeit unmöglich fertig werde. Freilich waren am 5. die beiden ersten Akte vollendet, aber weiter kam er nicht, obgleich man bei Hofe wußte, daß er ein Feststück vorbereite, was die Herzogin-Mutter an Frau Aja meldete. Am 9. war der Herzogin Kirchgang, wozu Prinz August von Gotha herübergekommen war; so glänzend war noch keiner gefeiert worden. Verschiedene Festzüge begleiteten die Herzogin zur Kirche, wo sie Herders Festpredigt und Kantate hörte. Zu Hause fand sie von Frau von Stein und Frau Herder einen weißen Milchflor mit Sternen, den Fackeln der Geburtsgöttinnen und Versen in goldnen Buchstaben von Herder, da die Herzogin die beiden Frauen mit der Frage geneckt hatte, ob sie nicht auch, wie alle Welt, Verse machen wollten. Nach der Tafel erschien im Saale ein ländlicher Zug mit einer Huldigungsgabe. Abends wurde Wielands Festkantate aufgeführt, darauf war Abendmusik; endlich erschienen zwei Fackelzüge, ein berittener der herzoglichen Jägerei und einer der Jenaischen Landsmannschaften, die ein Glückwunschgedicht überreichten. Den folgenden Abend führte der Herzog bei Fackelschein und Musik die berittenen Jäger mit ihren Meuten und Wagen voll Jagdgerät und Trophäen durch die Stadt. Den Glanzpunkt bildete eine maskierte Kavalkade, die der Herzog selbst als Anführer des türkischen Vortrabs in einer vor allen glänzenden Tracht bei Tage am Landschaftshause vorüber geleitete. Goethe erschien dabei als altdeutscher Ritter, doch scheint er sonst bei der Anordnung der Festlichkeiten sich zurückgehalten zu haben, da manche andere sich vordrängten. Bemerkenswert ist die Äußerung der Frau von Stein an Knebel: „Viele Freunde oder Teilnehmer des Hauses haben sich in der That recht herzlich dabei bewiesen, aber ich habe leider gesehen, daß der Zugang der Herzlichkeit verschlossen ist, und habe den Zustand der Großen beklagt, die nicht unterscheiden können, was man ihrem Stand oder ihrer Person thut.“

Hat auch Goethe eine ähnliche Empfindung gehabt und wurde dadurch von der Vollendung seines „Elpenor“ abgehalten oder lag der Grund des Aufgebens in der Schwierigkeit der Lösung und dem Mangel an Stimmung und Muße? Auch die nächste Zeit war noch mit allerlei Festlichkeiten besetzt, denen sich Goethe selten entziehen konnte. Am Abend des 16. war er beim Festessen, das der Herzog am Hofe sämtlichen Brüdern und Schwestern der Loge gab, obgleich er schon damals die Absicht gehabt zu haben scheint die Loge zu schließen, was er wohl noch vor dem Johannistage that. Auch eine Theatervorstellung kam noch zu Stande; am 21. spielte man Gozzis „Zobeis“ in Einsiedels Bearbeitung, aber ohne besondern Erfolg.

Zu Herder, welcher damals in einen für ihn ungünstigen wissenschaftlichen Streit mit Nicolai verwickelt war, bestand noch das freundliche Verhältnis. Als dieser zweimal von Abgesandten der Bürgerschaft aufgefordert worden, seine Dankpredigt in Druck zu geben, erbat er sich über diese Goethes Urteil, wie dieser vor zwei Jahren bei seinem Gespräche über die deutsche Litteratur gethan. Wir erwähnten schon oben, was er an Herders Predigt auszusetzen fand, hier gedenken wir nur dessen, was er zum Schutze der schönen Künste bemerkte. „Ich weiß wohl“, schrieb er am 20. März, „daß jeder, der für sich und andere zu sorgen hat, wohl thut, sich dem Guten und Nützlichen zu widmen, und daß es gefährlich ist, der Leidenschaft zum Schönen so viel Raum zu geben. Ist es denn aber nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen! Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Baarschaft stecken darinnen, und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Musen um einen wohlfeilern Preis gewähren! Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höhern Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als dem, der sich unter den Staubwolken des mühseligen Erdelebens herumtreibt! Mich dünkt, man kann nicht bestimmt genug sprechen, wenn man vor dem Übermaß eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will.“ Da Herder die ganze Stelle, weil sie wirklich gesprochen worden, nicht weglassen könne, so möge er nur eine Äußerung am Anfange streichen, und am Schlusse dafür hinzufügen, daß selbst schöne Wissenschaften und Künste, die sonst für die größte Zierde der Staaten gegolten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürsten mit zu großer Vorliebe genossen würden, dem Regenten keinen so schönen und dauernden Kranz knüpften als eine wahre, lebendige, auf die ersten Bedürfnisse, das Nötige und Nützliche gerichtete Wirksamkeit. Goethe fühlte, daß er Herder schonen müsse, wozu er Knebel ausdrücklich ermahnte; deshalb machte er seine Gegenbemerkung so milde, besonders da er wußte, daß dieser

und noch mehr seine Gattin ihm vorwarfen, er fördere die falschen Neigungen des Fürsten, um ihn zu beherrschen, ihn von dem wirklich Nützlichen abzuhalten und gegen alle Religion gleichgültig zu machen. So fein, wie möglich, deutete er darauf, daß er selbst, indem er die Neigung des Fürsten auf Edleres hinrichte, ihn von den gewöhnlichen so kostspieligen fürstlichen Leidenschaften abzuhalten suche, ja er sprach sogar seine Verwunderung aus, daß Herder von den christlichen Motiven keinen Gebrauch gemacht habe, zum Zeichen, wie weit er entfernt sei, die Bedeutung derselben gering zu schätzen. Er selbst war jetzt bestrebt, den Herzog von großen Auslagen für die Kunst abzuhalten.

Freilich wurde er bei den mancherlei Geschäften, die ihm oblagen, oft müde und mißmutig, besonders wenn er mit dem Ungeschick der Untergebenen zu kämpfen hatte, das ihn ganz unglücklich machte. Da schreibt er einmal (am 7. April): „Es sind schon wieder allerlei Geister los, die mich umsumsen; am schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstandes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen." Mit dem Herzog war er zufrieden, da dieser an den Geschäften regen Anteil nahm, woneben er sich mit den Pflanzungen des Parkes beschäftigte (das Denkmal des Fürsten von Dessau war jetzt vollendet) und für die zweckmäßige Vermehrung seiner Sammlung von Gemälden und Kupferstichen sorgte.

Am 14., dem Anfang der Karwoche, ging der Herzog mit Goethe, Einsiedel und dem Kammerjunker von Staff auf einige Tage nach Ilmenau, wo Goethe als Kommissar des Bergwerks manches zu berichtigen und zu besorgen hatte. „Ich bin fleißig und bekümmere mich um irdische Dinge um der Irdischen willen", schrieb er der Freundin. Daneben benutzte er die Zeit zu Spaziergängen und zum Zeichnen. Die Hoffnung des Herzogs auf die Auerhahnbalz ward durch den eintretenden Regen zerstört. Schon am 18. (Karfreitag) kehrte man nach Weimar zurück, wo die trefflichen von Karl August und Goethe auf einer Regensburger Versteigerung erstandenen Kupferstiche beide äußerst erfreuten. Daß Frau von Stein ohne ihn am Ostersonntage mittags zum Hof geladen ist, verstimmte ihn; da er sie entbehren mußte, wollte er zu schreiben versuchen, vielleicht am „Elpenor". Nachmittags war er wohl bei der Kur und der Aufführung eines Oratoriums. Den nächsten Tag ist er mit dem Hofe bei der Herzogin-Mutter, den 23. bei der Hoftafel. An Knebel schreibt er um diese Zeit: „Man lebt hier ein klein wenig egaler, sonst aber weder besser noch schlimmer als vordem, und man kann, ohne Prophet zu sein, das Prognostikon auf die andere Zeit hinaus stellen. [Knebel wollte so lange in seiner Heimat bleiben, bis die gesellschaftlichen Zustände in Weimar sich gebessert hätten.] Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner

Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen. Der Herzog pflanzt viel, und möchte auch schon, daß es gewachsen wäre .... Der Prinz [Erbprinz] ist frisch und wohl, und wird ein sehr starkes, munteres Kind geben; er scheint mir von einer sanguinischen behäglichen Komplexion zu sein.“ Wenn er am 24. der Freundin gelegentlich klagt, es sei ein sauer Stückchen Brot, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen, das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, man werde von Not und Ungeschick der Menschen immer hin und wieder gezogen, so deutet dies freilich auf manche Schwierigkeit, die er in seinem Geschäftskreise fand, kaum auf die Geschichte des Prinzen Konstantin, mit dem man verhandeln mußte, da die Darsaincourt bald niederkommen sollte und den Prinzen als Vater angab. Am 24. kamen der Graf und die Gräfin Werthern-Neuenheilingen zu längerm Besuche nach Weimar. Da der Herzog am 26. wieder auf ein paar Tage nach Ilmenau, wohl zur Auerhahnbalz, ging, so nahm das Conseil des vorhergehenden Tages lange Zeit in Anspruch; es handelte sich auch wohl um bedeutende Dinge. Während der Abwesenheit des Herzogs war der berühmte Anatom Blumenbach aus Göttingen in Weimar. Am 27. speiste dieser mit größerer Gesellschaft in Goethes Garten, abends bei ihm in der Stadt. Wenn Goethe am 28. auf einen Tag nach Jena ging, so geschah es wohl in dessen Begleitung. Auf den Mittag des 30. lud die Herzogin den berühmten Gelehrten zur Hoftafel ein, an welcher aber Goethe nicht teilnahm. Denselben Tag kamen abends der Herzog, die Herzogin und Prinz August von Gotha zu längerm Besuch; letzterer wohnte bei Goethe, doch lieferte der Hof alles Nötige. An den nächsten vier Tagen konnte sich Goethe den Hoffestlichkeiten nicht ganz entziehen, wenn er auch lieber mit Prinz August sich unterhalten hätte, mit dem er gute Stunden genoß. Herder hatte schon am 29. April seine längere Reise nach Halberstadt, Braunschweig und Hamburg angetreten, wo er Klopstock, den bittern Gegner Weimars, zum erstenmal zu begrüßen sich sehnte. Goethe mußte am 4. Mai nach Tannroda, wo die Darsaincourt, die wohl in nächster Zeit ihrer Niederkunft entgegensah, bringend ihn zu sprechen verlangt hatte. Nach der am 5. erfolgten Abreise des Gothaischen Hofes erbat sich Goethe zur Besichtigung der Wasser- und Wegebauten vom Herzog Urlaub bis zum 10. Den folgenden Tag war er mittags bei der Hoftafel, an der auch der Graf und die Gräfin von Werthern-Neuenheilingen teil nahmen, weshalb er diese vorher besuchte. Während dieser Zeit hatte die Herzogin-Mutter wieder ihr Tiefurt bezogen, wo er zuweilen sich zeigen und an ihren neuen Anlagen teilnehmen mußte. Ihre Theaterspielerei war ganz versiegt. Die Finanzgeschäfte nahmen ihn jetzt, da der Abschluß des ersten Jahres bevorstand, außer-

ordentlich in Anspruch, so daß er selbst seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen wenig Zeit zuwenden konnte. Er selbst scherzte, seitdem er die Rolle des Al Hafi (des Geldmannes in Lessings „Nathan") übernommen habe, müsse er ganz andern Betrachtungen nachhängen. Am 25. hatte für ihn ein neues Leben damit begonnen, daß er Fritz von Stein ganz in sein Haus genommen, für dessen Ausbildung er sorgen wollte. Den 27. ißt er mit dem Herzog und Wedell im Kloster; den Nachmittag reist er nach Jena wohl in Angelegenheiten der Universität, etwa auch wegen des Unterkommens des in nächster Zeit erwarteten Hofrat Büttners, der im Schlosse wohnen sollte, und seiner Bibliothek, doch unterläßt er es nicht, sich auch mit landwirtschaftlichen Dingen zu beschäftigen, die sein Amt ihm immer näher legte; auf dem Wege besieht er ein Gut und eine Mühle. Dieser bis zum 31. dauernde Ausflug that ihm sehr wohl; denn er fühlte sich durch die Last der Geschäfte um so mehr gedrückt, je näher der Abschluß des ersten Jahres rückte. Der Herzog gedenkt launig der Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten, die er zuweilen mit dem Geschenk einer Handzeichnung entrunzeln könne.

Die tollen Abenteuer des Prinzen Konstantin sollten Goethe bald neuen Ärger bringen. Ludecus war der Einladung der von London Zurückgekehrten nach Wiesbaden gefolgt. Am 2. Juni erhielt Goethe durch eine Stafette „schändliche Nachrichten vom Prinzen". Ludecus hatte ihn über seine Vermögensverhältnisse aufklären und ihm die in Aussicht genommenen Maßregeln mitteilen wollen, aber zu seiner äußersten Überraschung bei ihm eine englische Geliebte gefunden, welcher man sich entledigen mußte, während noch die französische erst wegzuschaffen und ihre Forderungen zu erfüllen waren. Man beschloß die Engländerin zunächst nach Markfuhl bei Eisenach, wohl wieder in eine Försterei, zu bringen und den Prinzen, der bei der Verwirrung, in die er geraten war, sich alles gefallen lassen mußte, nach Wilhelmsthal zu weiterer Verhandlung kommen zu lassen; dorthin wollte der Herzog sich mit Goethe begeben. In Weimar war unterdessen Hofrat Büttner angekommen, dessen Bibliothek bald folgen sollte; er ward am 2. und 3. zur Hoftafel gezogen. Wegen der bevorstehenden Reise mußte Goethe manches vorarbeiten, doch fehlte es auch nicht an Erholung. Am 10. war er bei der großen Abendtafel, welche die Herzogin-Mutter auf der Hottelstedter Ecke gab. Eine für Weimar wichtige Angelegenheit bildete die Verteilung der Besoldung des im vorigen Oktober gestorbenen Kammerrats Berendis, da manche Beamte auf Erhöhung ihres Gehaltes warteten. Der Bruder der Frau von Stein ging leer aus, da andere eben mehr Ansprüche hatten oder der Herzog sie begünstigte. Die Freundin schreibt an ihre Schwägerin, sie habe von Goethe darüber Antworten bekommen, die sie nicht verstehe.

Am 12. begab sich der Herzog nach Ilmenau. Goethe ritt an demselben Tage nach Erfurt zum Statthalter, den er wieder „sehr gut und voller Verstand“ fand. Die freundlichste Aufnahme erfreute ihn zu Gotha, wo er auch die neuen Anlagen von Prinz August sah. Im englischen Garten fand er es recht bezeichnend, daß hier alle Teile des Gartens gegeneinander verschlossen seien, während Karl August neuerdings alle Thüren und Brücken seiner Anlagen geöffnet habe. Zu Wilhelmsthal ließ der Prinz lange auf sich warten. Schon am 14. war Lubecus von Wiesbaden angekommen; was dieser erzählte, ließ sich nicht armseliger denken. Noch am Mittag des 16. hatte „der verlorene Sohn“ sich nicht eingestellt. Vom Herzog schreibt Goethe, er sei auf sehr guten Wegen. „Wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen. Es klärt sich vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andere wohlthätiger werden.“ Am 16. hören wir, die Verworrenheit des Prinzen habe noch einige Knoten, die mit Geduld gelöst werden müßten. Der Herzog wollte nach Meiningen. Goethe, den die Liebe und der Abschluß seiner Geschäfte nach Weimar zogen, nahm den Prinzen mit, da dieser jetzt nicht wohl den Meininger Hof besuchen durfte. Zwei Tage vor Pfingsten, am 20., trafen sie zu Weimar ein.

Hier stürmten bei dem bevorstehenden Jahresabschlusse wieder die gehäuften Geschäfte auf den Heimkehrenden ein. Auch die wegen der Übergehung ihres Gatten heftig aufgeregte Schwägerin der Frau von Stein mußte er beruhigen; sie hatte sich vor der Reise in einem leidenschaftlichen Briefe an ihn gewandt. Seidel reiste spätestens noch in diesem Monate mit der Darsaincourt ab, um sie nach Paris zu bringen, wo man wohl mit ihren Verwandten verhandelt hatte. Am 26. kehrte Karl August nach Weimar zurück, wo er sich seines Bruders annahm, der sich freilich in Weimar, wo alle von seinen mehr als tollen Streichen wußten, nicht gefallen konnte. Goethe mußte sich diesem möglichst freundlich bezeigen. Häufig war er in Tiefurt, das der Prinz sehr zu seinem Vorteil, meist nach Goethes Plan, verändert fand. Am 10. Juli beteiligte er sich an der vom Hofe im Walde bei Berka gegebenen Abendtafel, bei der auch Trebra sich befand, der mit seiner Gattin seit dem 4. in Weimar anwesend war. Wegen des Ilmenauer Bergwerks und seiner mineralogischen Ansichten war ihm die Unterhaltung mit diesem seit sieben Jahren bewährt gefundenen Freunde von Wert. Eine sehr kühle Aufnahme mußte der jetzt von Paris zurückgekehrte Hofrat Albrecht finden, von dessen Einfluß auf den Prinzen man so viel erwartet, und der o wenig ihn zu leiten gewußt hatte. Als der Herzog mit seinem Bruder, wohl in Begleitung Trebras, am 12. nach Ilmenau ging, konnte Goethe ihm nicht folgen. Dieser hatte sich bereits wegen vorläufiger Unterkunft der eng=

lischen Geliebten an seinen Jugendfreund Riese in Frankfurt gewandt. Da Riese sich der „kleinen, artigen, traurigen Person“ anzunehmen versprach, erwiderte Goethe sofort am 14., sie sei krank geworden, er wünschte aber zu wissen, ob er nicht schon weitere Schritte gethan habe. „Am besten wäre es, wenn man sie bei guten Leuten unterbringen könnte, wo sie ihre Versorgung und Bedienung fände, damit man diejenigen, die gegenwärtig um sie sind, gleich abdanken könnte. Es wäre zur Ersparnis und wegen anderer Umstände gut.“ An demselben Morgen war der Herzog mit dem Prinzen nach Weimar zurückgekehrt, aber sogleich dem nach Eisenach fahrenden Fürsten von Dessau, der sich nur eine Stunde aufgehalten hatte, dorthin auf kurze Zeit gefolgt. Am 17. kamen der Prinz und die Prinzessin von Philippsthal-Barchfeld, die er begrüßen mußte; mehr zog ihn der an demselben Tage von Leipzig eintreffende Oeser an, den die Herzogin-Mutter wegen ihrer neuen Anlagen in Tiefurt sehnlichst erwartete; auch wollte der Herzog ihn über den Park zu Rate ziehen. Goethe war es sehr recht, daß dieser ihn zur Zeit vertrat. Die Geschäfte lasteten so auf ihm, daß es ihm zuweilen schwer hielt, selbst in Gegenwart der Geliebten leiblich zu sein. Von der Hoftafel hielt er sich ganz fern, auch am 21., wo in Belvedere Vogelschießen war. Aber auf den Abend dieses Tages lud er Oeser mit andern Herren in seinen Garten. Der Freundin berichtet er: „Ich habe mich eben so durchgeholfen. Oeser war gar lustig, Herder gut, Wieland gesprächig, Musäus gutmütig und platt wie immer.“ Herder war vor fast sieben Wochen, voll von Klopstock und Gleim, nach Weimar zurückgekehrt, wo er seinen vor fünf Tagen geborenen Sohn Emil mit Freudenthränen begrüßte. Hatte sich auch kein näheres Verhältnis zu Goethe wieder gebildet, so war doch der düstere Groll verschwunden, wozu Frau von Stein und die über alle Erwartung förderliche Verwaltung Goethes beigetragen haben werden. Jedenfalls deutet Goethes Einladung auf eine günstigere Stimmung.

Am 25. reiste der Herzog mit dem Prinzen nach Würzburg. Es galt ihm bei dem Fürstbischof, dem überfrommen Franz Ludwig von Erthal, dem Bruder des Kurfürsten von Mainz, darauf zu wirken, daß die neuanzulegende Straße statt auf Meiningen auf das freilich etwas aus dem Wege liegende Ostheim gerichtet werde. Mit Ausnahme des Fürsten von Dessau glaubte er keinen tugendhaftern Herrscher zu kennen, keinen, der größern Eifer und brennendere Leidenschaft für das Gute und das Wohlthun besitze als der Fürst von Würzburg, doch sei dieses ein neuer Beweis, daß es bei einem Fürsten nicht allein auf dessen Tugend ankomme; denn nirgends gingen die Geschäfte, das Recht, die Thätigkeit langsamer und versäumender als eben hier unter der zaudernden, immer zweifelnden, mit dem Vergrößerungsglas

die Billigkeit suchenden Tugend. Karl August benutzte die Gelegenheit, sich gegen ihn über die politischen Zustände Deutschlands auszulassen, dessen Reichsstände sich wider die Übergriffe Österreichs vereinigen müßten. Obgleich der Herzog in Würzburg vortreffliche Gemälde zu billigen Preisen erhalten konnte, ließ er sich doch nicht zu einer solchen Ausgabe verleiten. Im Bade Brückenau hätte eine von zwei trefflichen Frauen beinahe seine Leidenschaft entflammt. „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel schießen zu lassen", schrieb er vertraulich an Knebel. „Es ist gar zu schwer, sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu finden, in welchem unsereiner leben muß und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt; jede kleine Unregelmäßigkeit wirft einen so weit wieder aus seinem Rade heraus." Es war dies dieselbe Selbstkenntnis, die ihn im vorigen Jahre auf Mercks Bitte, den Landgrafen von Homburg an sich heranzuziehen, hatte erwidern lassen, er sei leider mit sich selbst noch so wenig fertig, daß er sich nicht mit gutem Gewissen auf die Kur eines andern einlassen könne. Mit seinem Bruder Konstantin war er auf der Reise ganz zufrieden, nur konnte er es nicht billigen, daß dieser überall und in allen Stücken so wenig verlange. Der Prinz war eben ganz niedergeschlagen, ohne die Kraft, sich wieder zu erheben.

Am Morgen des 8. August kehrten sie nach Weimar zurück, wo sie gleich dem Abschiedsfrühstück der Herzogin-Mutter beiwohnten, die am folgenden Morgen an den Hof ihres Bruders, des Herzogs von Braunschweig, sich begab. In ihrer Begleitung war auch Seckendorff, der sich nun an sie herangedrängt hatte, nicht allein weil jener auf strengste Etikette haltende Hof ihn anzog, sondern auch weil der Herzog großen Einfluß in Berlin hatte. Während der Abwesenheit von Karl August hatte Goethe am 4. die Weimarischen Landstände empfangen, mit denen er, zum erstenmal seit fünf Wochen, der langweiligen Hoftafel beiwohnte. Seine Geschäfte nahmen ihn um so mehr in Anspruch, als er manches für den längern Aufenthalt im Harze vorarbeiten mußte, auf dem er sich erholen und seine Kenntnis der Bildung der Gebirge wesentlich fördern wollte. Der Herzog schrieb um diese Zeit an Merck, er treibe Goethe, dessen Gesundheit besser sei, als sie im Winter gewesen, so viel er könne, von Weimar fort. Besonders nahm das Ilmenauer Bergwerk Goethe wieder in Anspruch. Hatte auch die im Namen der Kommission an Goethes Geburtstag erlassene „Nachricht von dem ehemaligen Bergbau in Ilmenau in der Grafschaft Henneberg und Vorschläge, ihn durch eine neue Gewerkschaft wieder in Aufnahme zu bringen" den Hofrat Eccard zum Verfasser, so war sie doch nicht ohne vorherige Beratung mit Goethe entworfen worden und sie konnte erst nach seiner Durchsicht veröffentlicht werden. Die

zu Wiederaufnahme des Ilmenauer Werks erforderlichen Kosten von 200000 Thaler wollte man auf 1000 Kuxe verteilen. Das alte Sturmheider Werk und auch der Johannisschacht sollten aufgegeben und das Flötz da angegriffen werden, wo nach den Akten und den Aussagen früher dabei angestellter Bergleute große Ergiebigkeit zu erwarten stand.

Goethes Verhältnis zu Herder war jetzt so freundlich geworden, daß er gern die Glückwunschverse dichtete, mit welchen Frau von Stein am 25. August dem alten Freunde einen Festkuchen zu seinem Geburtstage übersenden wollte. Drei Tage später fiel Goethes eigener Geburtstag. „Meine hiesigen Freunde und Guten waren gar artig und lieb, und haben mir viel Freundlichkeit erzeigt", berichtet dieser an Knebel; „nach allen Aspekten hoffe ich eine glückliche Zeit." Unter den Glückwünschenden war auch Herders Gattin, die ihn über ein Mißverständnis aufklärte, das zwischen ihnen stattgefunden. Herder hatte geglaubt, und seine Gattin ihn in dem Wahne bestärkt, die Schulen seien ihm so gleichgültig, daß er nichts zu ihrer Förderung thun wolle. Die Schuld, daß nichts geschah, lag an dem Oberkonsistorium und an den mangelnden Mitteln. Schon am nächsten Tage bat Goethe den alten Freund, er möge zum Anfang seines eigenen neuen Lebens seine Gedanken über das sämtliche Weimarische Schulwesen sammeln und nach der Rückkehr von einem kleinen Ausflug mit ihm darüber sprechen. Karoline Herder entdeckte damals wieder, daß Goethe ein edler Mann sei, den man lieben müsse, und die Gatten sagten sich heilig zu, ihn nicht mehr verlieren zu wollen. Und daran hielten sie zehn Jahre lang fest.

Schon zwei Tage vor dem Abschied der Stände, am 30. August, begab sich Goethe auf einige Tage nach Ilmenau, mit der Absicht, dem Herzog zu seinem Geburtstag, den derselbe diesmal mit seiner Gattin in Gotha zu feiern gedachte, ein das Vertrauen auf seine gesegnete Wirksamkeit aussprechendes, gleichsam eine neue Zeit einweihendes Gedicht zu widmen. In Ilmenau gab es wieder manches zu besorgen. Dort befand sich noch immer sein unglücklicher Schützling, der ihm von den Ilmenauer Zuständen und allen Vorfallenheiten berichten sollte, aber eben wieder von Unmut und dem unmöglich zu erfüllenden Wunsch einer Anstellung ergriffen war. Auf der zu seiner Absicht ausersehenen Spitze des Gickelhahns gelang ihm am Morgen des 3. Septembers das herrliche Gedicht, welches so herzlich die Hoffnung auf Karl Augusts rastloses Wirken zu eigener Zufriedenheit und zum Besten des Landes aussprach.

Am 4. kam er nach Weimar zurück. Die Herzogin war schon am 5. wieder von Gotha heimgekehrt, während der Herzog noch einen weitern Ausflug machte, von dem er erst eine Woche später zurückkam. Goethe sandte ihm wohl das Geburtstagsgedicht zu und teilte ihm Herders Wünsche mit.

Karl August befahl am 8. dem Oberkonsistorium, nicht nur einen Plan zu dem von den Landständen wieder in Anregung gebrachten Schulmeisterseminar auszuarbeiten, sondern auch Vorschläge zur nötigen Verbesserung der Schuleinrichtung zu machen. Zwei Tage vorher hatte Goethe mit Fritz von Stein seine Herbstreise angetreten. Über Langenstein, wo er Frau von Branconi besuchte, ging es in den Harz. Am 14. begrüßte er zu Halberstadt die Herzogin-Mutter, einen ganzen Tag war er um sie und die sie begleitenden Braunschweigischen Herrschaften, von denen er besonders den ihm nicht gewogenen Herzog beobachtete. Auch sah er Gleim, dem er steif und kaufmännisch schien. In Zellerfeld genoß er bei Trebra die herzlichste Aufnahme. Höchst erfreut war er, als seine neuen Beobachtungen ihn überzeugten, er sei in seinen Ansichten über die alte Kruste der Erde auf dem rechten Wege. Zum zweitenmal besteigt er den Brocken. Nur seinem kleinen Begleiter zu Liebe dehnt er seine Reise bis Kassel aus. In Göttingen besucht er alle Professoren, wodurch er in die Universitätsverhältnisse nähere Einsicht gewinnt und auch wissenschaftlich gefördert wird. Zu Kassel schöpft er aus der Unterhaltung mit den bedeutenden Naturforschern Sömmering und Forster manche Belehrung; auch den Hof besucht er, dessen Gelehrsamkeit „nur eine Seite des monstrosen Tableaus“ war. Überall fand er die beste Aufnahme und erwünschte Anregung. Das wunderschöne Herbstwetter jenes ausgezeichneten Weinjahres begünstigte ihn, doch widerstand er der Versuchung, in Frankfurt seine Mutter zu begrüßen.

Neu erfrischt und durch die Überzeugung erfreut, in seinen naturgeschichtlichen Ansichten auf dem rechten Wege zu sein, kehrte er am 6. Oktober nach Weimar zurück. Der Hof befand sich noch in Ilmenau, wohin er sich am 27. September mit der Erbprinzessin von Baden, der Schwester der Herzogin, und dem nur von Jagd, Hunden und Pferden sprechenden fünfzigjährigen Prinzen Karl von Sachsen begeben, der schon seit 1758 zum Herzog von Kurland gewählt worden war, ohne je zur Regierung zu gelangen. Da hatte es ein lustig tolles Leben, auch in Stützerbach und Gabelbach, gegeben, ja auf dem Rathause zu Ilmenau hatte man einmal Komödie gespielt. Was Goethe davon hörte, konnte ihm nur höchlich mißfallen, besonders bei der Roheit des Hauptgastes, dem zu Ehren diese Feste gegeben wurden. Die Herzogin-Mutter war bereits am 16. September mit Seckendorff zurückgekommen; der Anblick des strengster Etikette folgenden, nur Französisch sprechenden Braunschweiger Hofes hatte diesen noch ärger gegen Weimar erbittert, das durch die gerade entgegengesetzten Grundsätze der Zerrüttung entgegengehe. Kalbs Schwager, dessen Weissagung über Goethe so arg zu Schanden geworden, klagte, daß nicht alle Fürsten von Geist auch Urteil oder wenigstens

den Takt hätten, sich Führer zu wählen, die geschickt das Schiff lenkten, wenn sie selbst es nicht vermöchten oder nicht wollten.

Erst zwei Tage nach Goethe kehrte der Hof nach Weimar zurück. Trotz der während seiner Abwesenheit aufgehäuften Arbeiten mußte er schon am 9. mit der Erbprinzessin von Baden und dem Kurländischen Herzog bei Tafel sein. Vor der erst am 12. erfolgten Abreise dieses nicht allein den Damen höchst lästigen Gastes gab es noch Feste in Ettersburg. Am Abend des 13. kam der Markgraf von Baden nebst dem Erbprinzen und Edelsheim, und sie blieben bis zum 17. Goethe mußte sich dem Besuche des verwandten Hofes, bei dem ihn Klopstock so gewissenlos verleumdet hatte, gefällig erzeigen, was ihm leicht war, da er Edelsheims Einsicht und Geschick hochschätzte, doch nur einmal, am ersten Mittag, finden wir ihn bei der Hoftafel. Der Markgraf kam von Dessau, wo man dem Fürsten Edelsheims Plan eines Bundes der Reichsstände gegen die Übergriffe Österreichs mitteilte. Dieser ging, wie auch Karl August, mit voller Seele auf die Sache ein und versprach sie auf jede Weise zu fördern. Goethe wurde absichtlich noch nicht in das politische Geheimnis eingeweiht. Der Herzog begleitete die scheidenden Gäste bis Eisenach, von wo er am folgenden Abend zurückkehrte.

Mit Herder traf Goethe mehrfach zusammen; eine Büste desselben wollte er von Klauer machen lassen, um sie Jacobi zu schicken. Dies scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß er am 19. diesen nebst seiner Gattin und Frau von Stein zum Thee einlud. Herder berichtete Goethe von dem Widerstande, den er beim Oberkonsistorium fand (denn nur darauf kann es beruhen, daß der herzogliche Erlaß vom 8. September gar keine Folgen hatte), und dieser verhehlte ihm nicht seine drangvolle Lage und die Unmöglichkeit, mit manchen Vorschlägen beim Herzog durchzubringen oder die nötigen Mittel zur Ausführung nützlicher Einrichtungen zu gewinnen. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück“, schrieb Goethe einen Monat später an Jacobi, „daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten. Es würde dir jetzo gewiß recht wohl bei uns werden.“ Am 21. speiste er mit dem Herzog allein, und wahrscheinlich befand er sich unter den neun Personen, mit denen derselbe am vorigen Tage nach Jena gereist und diesen Morgen zurückgekehrt war. Wenn vom 23. Oktober bis zum 8. November sechsmal Vorstellungen der Opera buffa erwähnt werden, so wurden diese wohl von der Truppe des Italieners Bellomo gegeben, und mit diesem damals der Vertrag verabredet, nach welchem er mit Unterstützung des Herzogs vom Januar einige Jahre lang dreimal wöchentlich im Winter zu Weimar spielen sollte. Je glücklicher sich Goethe in der Liebe zu Frau von Stein

fand, um so widerwärtiger ward ihm das Hofleben, doch wird er am 24. die Herzogin-Mutter zu ihrem Geburtstag begrüßt haben. Vom 3. November an machten ihm die Verhandlungen des Jenaischen landständischen Ausschusses zu thun, dessen Abschiedsaudienz erst am 21. stattfand. Mit der Geliebten und Herder nebst Gattin kam er vielfach abends zusammen; zuweilen wurden Reisebeschreibungen gelesen. Herder fühlte sich damals glücklich, da er ganz in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" lebte. Goethe war mit „Wilhelm Meister" beschäftigt, dem er aber weniger Zeit widmen konnte, als er wünschte; am 12. kam endlich das vierte Buch zu Stande. Denselben Tag schrieb er an Jacobi: „Ich stecke mitten unter meinen Geschäften noch immer so voll Leidenschaften, Liebhabereien, Erfindungen, Einfälle, Grillen und Pläne, daß mir wirklich manchmal das Leben sauer wird. Indessen nimmt unsere Konstitution eine bessere Konsistenz, und ich habe noch immer mein altes Wesen [die freudige Unermüdlichkeit], das mich durch alles durchbringt." So war er also mit der Besserung der Verwaltung zufrieden, wenn er auch vom Hofe sich weniger angezogen fühlte. Mit Herder stand er so wohl, daß er mit ihm und seltsamer Weise auch mit dem stets mißgünstigen Seckendorff die Gedichte der sieben berühmten Arabischen Dichter übersetzen wollte. Die Anwesenheit des aus der Schweiz kommenden Dessauischen Fürstenpaares vom 20. bis zum 24. brachte ihn mehrfach an den Hof, wo er am 21. speiste. Jedenfalls war damals zwischen den fürstlichen Freunden auch von dem reichsständischen Bunde die Rede. Der Fürst übernahm es, Edelsheims Plan dem in Berlin höchst einflußreichen Herzog von Braunschweig mitzuteilen. Karl August wandte sich an den Herzog von Gotha. Man beschloß, auch Gotha und Hannover heranzuziehen. Kaum war der Dessauische Besuch abgefahren, als Lavater Goethe aufforderte, den fürstlichen Gatten einige Verhaltungsregeln zur Förderung des häuslichen Friedens zu geben. Er hatte sie ihnen nachgeschickt, als er von Lavater ein zweites darauf bezügliches Blättchen erhielt, auf das er sofort am 28. erwiderte: „Der Fürst hofft das Beste von deiner Wirkung, und ich wünsche, daß sie ihm das Leben leidlicher machen möge. Ich weiß zwar ihr eigentlich Verhältnis nicht, habe auch nie darnach gefragt. Unsere Herzogin kann der Fürstin nie etwas werden, noch umgekehrt. Wir stehen hier ziemlich alle auf menschlichen Füßen [im Gegensatz zu der idealen Schwärmerei]. Der Herzog ist recht brav, nur machen ihm die fürstlichen Erbsünden, mit denen er zu kämpfen hat, das Leben oft sauer." An demselben Tage ging dieser, wie es im Fourierbuche heißt „zur Jagd nach Troistedt wegen Vollzugs einer Exekution". Auf eine augenblickliche, durch Unwohlsein gesteigerte Verstimmung Goethes gegen Ende November deutet die

Äußerung an Frau von Stein: „Sei wegen meiner unbesorgt! denn alles, was mir widerfährt, freut mich, weil es mir um deinetwillen geschieht; denn auch das Entfernteste duld' ich, weil du bist, und wenn du nicht wärst, hätt' ich alles lange abgeschüttelt." Am 2. Dezember ging er, obgleich unwohl, ins Conseil, das er nie ohne die höchste Not versäumt hatte. Den 3. las Herder bei ihm in Gegenwart der beiden Frauen den herrlichen Anfang seiner „Ideen". Auch am 5. war der kleine Kreis bei ihm, doch störten in der nächsten Zeit Unwohlsein und böses Wetter das vertrauliche Zusammensein. Von der Innigkeit des Verhältnisses der alten Freunde zeugt Karolinens Äußerung vom 14. an denselben J. G. Müller, vor dem sie anderthalb Jahr früher Zeter über Goethe gerufen hatte: „Unser Horizont fängt an heller, sanfter und ruhiger zu werden. Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemütsverfassung ist beiden Balsam aufs geknickte Herz; denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann [dadurch, daß der Herzog noch immer an seinen Queren litt und er manches nicht erreichen konnte]." Im Frühjahr rühmt Herder selbst, dieser habe den Winter über freundlich und mit seiner alten Biedertreue zu ihm gehalten. Rührend ist es, wie Goethe die ganze Schuld der Störung der Freundschaft auf sich nimmt. Am Ende des Jahres schreibt er an Lavater: „Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte. Wäre ich nicht ein so ehrner Schweiger [in Bezug auf seine Verwaltung], so hätte sich alles früher gelöst, dafür ists aber auch für immer und mir eine freudige Aussicht: denn eines edlern Herzens und weitern Geistes ist nicht wohl ein Mensch [als Herder]." Den 23. kann er Knebel melden, daß er durch „viele physische und politische trube Materie" sich glücklich durchgearbeitet habe. Als der Herzog am 26., wahrscheinlich auch des Fürstenbundes wegen, nach Dessau ging, begleitete Goethe ihn nicht. Er scheint ihm wieder etwas ferner gestanden zu haben, wogegen er an Lavater melden kann, die Herzogin betrage sich gar schön gegen ihn, sei auch sonst richtig und gut. Doch sein immer leidender Zustand bedurfte Schonung, so daß er sich auch von der Herzogin-Mutter, selbst Weihnachtsabend, zurückhalten mußte. Diese gab sich die Zeit über viel mit dem körperlich leidenden Prinzen Konstantin ab, der eine armselige Figur spielte: um sich beliebt zu machen, hatte er bei aller Welt Besuche gemacht. Der Herzog, der ihn für einen halben, unzuverlässigen und unaufrichtigen Menschen hielt, suchte ihm eine Stelle als Stabsoffizier in Kursachsen zu verschaffen, welche ihn in der nächsten Zeit nicht frei lasse und ihm Aussicht gebe, da ein eigenes Regiment für ihn, der sein häusliches so übel geführt habe, zunächst noch nichts sei. Goethe mochte mit dieser Bestimmung so wenig zufrieden sein wie Herder, hütete sich aber, in Familien-

angelegenheiten einzusprechen. Er selbst fand damals in dem stillen Kreise der Geliebten, deren Fritz ihm viele Freude machte, und der Herderschen Familie sein Glück. Allen fiel seine Kränklichkeit auf. Davon hatte Jacobis Gattin unvorsichtig genug auch seiner Mutter gesprochen. „Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt", antwortete er dieser zur Beruhigung, „und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will .... Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für ein- und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." Wieland meldet an Merck, Goethe schicke sich in alles gut, leide aber nur allzusichtlich an Seele und Leib unter der drückenden Last; er lasse den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen, schone dabei möglichst seine Gesundheit. Aber von Gram war Goethe so frei, daß er sich innerlich ganz glücklich fühlte, wenn er auch dem schönen Traum von dauerndem brüderlichem Zusammenleben mit dem Herzog und von dessen Entwicklung zu einem streng haushälterischen Landesvater hatte entsagen müssen, auch bei aller zeitweiligen Zutraulichkeit manches bei ihm nicht hatte durchsetzen können. Zu den Neigungen, in welchen sie miteinander übereinstimmten, waren jetzt Montgolfiers Luftfahrten getreten. In Kassel hatte Goethe einem durch Übereilung verunglückten Versuche Sömmerings beigewohnt. Auch der wohlhabende Hofapotheker Buchholz in Weimar, der jede neue naturwissenschaftliche Entdeckung eifrig verfolgte, hatte sich vergeblich damit bemüht. Da ließ der Herzog sich das Hauptwerk über Montgolfiers Versuche von Faujas de St. Fonde kommen. Goethe hoffte, es werde ihm, obgleich viele Zwischenfälle zu befürchten seien, doch gelingen, einen Luftballon in die Lüfte zu jagen. „Ergötzen dich nicht auch die Luftfahrer?" äußerte er gegen Lavater. „Ich mag den Menschen gar gerne so etwas gönnen. Beiden, den Erfindern und den Zuschauern."

Gleich am Anfang des neuen Jahres sinnt Goethe auf einen glänzenden Maskenzug, um den diesmaligen Geburtstag der Herzogin als doppelt glücklicher Mutter würdig zu feiern. Bei seiner schwachen Gesundheit muß er sich sehr schonen, doch begrüßt er am Neujahrstage auch die Herzogin-Mutter. Denselben Tag begann der Theaterunternehmer Bellomo seine Vorstellungen. Am 8. fühlte sich Goethe nach Paisiellos „Mädchen von Frascati" so unwohl, daß er auf der am 9. zu Ehren des am 6. angekommenen Herzogs von Meiningen gegebenen Extraredoute nicht erscheinen konnte. Der Herzog beteiligte sich lebhaft an den Wintervergnügungen, der Eisbahn, der

Schlittenfahrt, dem Theater, den Maskeraden, dem „himmlischen“ Spiel des Waldhornisten Punto (Stich) und dem endlich von ihm erlernten L'hombre, das jetzt bei ihnen die Leidenschaft der Liebe völlig ersetze. „An diesen Zerstreuungen nehme ich gern Anteil“, vertraut er Knebel, „da mir der Tag durch sehr häufige Geschäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt ist. Sonst komme ich wenig aus, genieße aber demungeachtet einer ziemlich guten Gesundheit an meinem Kamin.“ Das am 14. eingetretene trübliche Wetter bekommt Goethe nicht wohl. Auf den Mittag des 15. ladet sich der Herzog bei ihm ein; nachmittags besucht Goethe die Herzogin-Mutter, abends das Theater. Am 18., wo er morgens an der Abhandlung über den Granit diktiert, war der schöne Maskenzug „Planetentanz“ vollendet, in dem fast allein die Hofdamen mit der Oberhofmeisterin auftraten. Von der Hoftafel entschuldigte er sich, doch erschien er abends mit Frau von Stein auf der Kur. Die Proben zum Maskenzug nahmen ihn sehr in Anspruch; die Aufführung am 30. bereitete der Herzogin große Freude. Am 2. Februar hatte er „böse Akten“, den 3. durfte er im Theater bei der Festfeier der drei Geburtstage des Hofes (der Herzogin, des Prinzen und der Prinzessin) nicht fehlen; auch war er wohl Zeuge, wie der kleine Luftball aus Ochsenblasen, den der Herzog im Saale seiner Mutter steigen ließ, bis an die Decke und, da man die Thüre öffnete, die Treppe hinauf zur Mansarde flog. Besonders hielt ihn das Ilmenauer Bergwerk in Thätigkeit, dessen 1000 Kuxe man möglichst unterzubringen suchen mußte, was in Weimar, wo man dem Unternehmen nicht günstig war, aber vielfach zur Beteiligung aufgefordert wurde, bei manchen Mißmut erregte. Seit diesem Winter hatte Goethe zum Mitkommissar beim Bergwerke den Regierungsrat Voigt, der sich als tüchtiger Geschäftsmann bewährt hatte, weshalb ihm auch schon im Sommer das Archiv übertragen worden war, wohl auf Goethes Vorschlag, der ihn auch zum Mitkommissar gewählt haben dürfte. Voigt las, wie er einem Freunde schreibt, an 200 Folianten alte Archivakten durch, wo er unzählige Gründe fand, welche die Hoffnung auf den Erfolg äußerst vernünftig machten. Doch war dies zum Teil schon durch Goethe selbst geschehen. Als dieser den 16. an Knebel Einladungen zur Übernahme von Kuxen sendet, meldet er: „Wir haben schon 500, und eröffnen den neuen Johannisschacht auf Fastnacht. Es macht mir viel Vergnügen, daß nach überwundenen so mannigfaltigen Hindernissen auch dieses Unternehmen so weit ist .... Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind [wohl durch den Herzog, der nicht immer seinen Vorschlägen folgte, zuweilen mit leidenschaftlicher Hast vorging], so steht doch das Ökonomikum [dessen Ordnung er selbst

übernommen hatte] auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe.“ Unter diesen Freunden stand allen voran Herder, welcher aber leider mit den Seinen einen traurigen Winter verlebte, da seine Frau krank war, dazu kurz vor Mitte Februar durch den Tod ihres Bruders erschüttert wurde, auch Herder selbst, an Leib und Seele verstimmt, sich höchst unmutig darüber fühlte, daß bei der altsächsischen kollegialischen Verhandlung nichts Ordentliches zustande komme, da „auch der platteste Mensch sein Steinchen oder Felsstück in der alten Tasche habe, es in den Weg zu schieben“. Dadurch war der vom Herzog verlangte Plan einer Neugestaltung des Unterrichtswesens ihm verleidet worden.

Karl August blieb in Weimar zurück, als Goethe mit Voigt und den beiden jüngern Söhnen der Frau von Stein am 21. Februar im Schlitten nach Ilmenau fuhr, wo drei Tage später an dem von den Ilmenauer Bergleuten seit ältester Zeit gefeierten Fastnachtsdienstag die Eröffnung des „neuen Johannes“ mit der von Goethe vortrefflich im Saale des Posthauses gehaltenen kurzen Festrede und feierlichem Gottesdienste eingeleitet, der Martinröder Stollen von den Kommissaren befahren und mit allem, was zur alten Gewerkschaft gehörte, der neuen frei zugewiesen, ein Bergbauamt aus vier Personen eingesetzt und die Abteufung des neuen Schachtes begonnen wurde, in welchen Goethe den ersten Hieb that. Dieser hatte es so eingerichtet, daß Herder in der Stunde, wo er die Rede hielt, einen Abdruck derselben in der Hand hatte. Unterdessen begab sich Prinz Konstantin unter Begleitung des Kammerherrn von Hendrich nach Dresden, um in kursächsische Dienste zu treten. Kaum von Ilmenau zurückgekehrt, mußte Goethe mit dem Herzog und dem Rittmeister von Lichtenberg nach Jena, wo ein gewaltiger Eissturz die Vorstadt zwei bis drei Ellen hoch überschwemmt und in höchste Not gesetzt hatte. Da die Verunglückten ratlos, die Vorgesetzten verstört waren, nur wenige brave Menschen sich hervorthaten, hielt er hier wacker aus, weil auch ein gemeiner Verstand, wenn er Gewalt habe, in solcher Bedrängnis nütze. Von hier schrieb er an Jacobi, dessen Meldung vom Tode seiner Gattin ihn tief bekümmert hatte, Worte lebendigster Teilnahme. Der Gedanke an ihn und seinen Zustand sei ihm auch nach Jena gefolgt, wo er von Wassern, Eis und Not umgeben sitze und Beruf und Gelegenheit habe, menschliche Schicksale wiederzukäuen. „Herder wird dich bitten, diesen Sommer eine Reise zu uns zu machen. Wenn ich auch nur gewiß wäre zu Hause zu sein! Ich hoffe, es soll sich thun lassen .... Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat. Drum verzeihe,

wenn ich trocken und träge scheine." Der Herzog rühmte, Goethe habe zu Jena die besten Anstalten getroffen. Am Tage nach seiner Rückkunft, am 5. März, speiste dieser bei Hofe. Auch in nächster Zeit kamen abwechselnd der Herzog und Goethe zur Besichtigung der getroffenen Anstalten nach Jena. Seine Schritte wegen des Fürstenbundes scheint der Herzog noch immer Goethe verheimlicht zu haben, da er wußte, daß dieser solchem politischen Hervortreten Weimars nicht geneigt war, weil es ihn von der eigentlichen Aufgabe des zum Wohle des Landes bestellten Fürsten ablenke. Gotha hatte sich für den Beitritt erklärt, der Fürst von Dessau die Unterhandlungen zwischen dem Prinzen von Preußen und dem Herzoge von Braunschweig vermittelt. Auch Karl August hatte sich an den Prinzen als künftigen König von Preußen gewandt, und dieser versprochen, wenn die deutschen Fürsten sich zu der vorgeschlagenen gesetzmäßigen Vereinigung bereit finden ließen, die Konstitution des deutschen Reiches zu schützen und sich als wahrer, patriotischer deutscher Reichsstand zu beweisen. Daß Prinz Konstantin am 17. als Oberstlieutenant des in Naumburg und Merseburg liegenden Infanterieregiments Franz Xaver und zugleich als Kommandant von Merseburg von Dresden zurückkehrte, gereichte mehr dem Herzog, der so seinen Willen durchgesetzt hatte, als denjenigen zur Freude, die den Gemütszustand des schwächlichen Prinzen kannten, der auf diese Weise am wenigsten aufgerichtet werden zu können schien. Goethe hatte jetzt wieder mit den Weimarischen Ständen und nach Beendigung des Ausschußtages mit ihrer Deputation zu verhandeln.

Ein schwerer Schlag für den Hof war es, als am frühen Morgen des 25. die zur Freude der Eltern sich entwickelnde fünfjährige Prinzessin an einem Stickflusse starb. Die Herzogin wurde auf das tiefste erschüttert, aber auch der Herzog fühlte sich stärker angegriffen, als man erwartet hatte. Wieland berichtet: „Er ward bei dieser Gelegenheit an Geberde als ein Mensch erfunden so gut wie unser einer, welches ihm zum Ruhme nachgesagt sei." Leider nahm er geringen Anteil an dem Schmerze seiner Gattin, wodurch das Verhältnis, statt durch gemeinsamen Anteil enger geknüpft zu werden, wieder loser und der Herzog noch mehr nach außen getrieben wurde. Goethe bemerkte einen Monat später gegen Knebel, dieser Todesfall habe viele Hoffnungen zerstört und Sorgen vermehrt. Bei der tiefen Betrübnis der Herzogin versprach Goethe, ihr am Abend des 25. etwas vorzulesen. Deshalb bat er Herders Gattin um die Druckbogen von Herders „Ideen", welche diese „erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüberheben" würden. Wenn er gleichzeitig sein Gedicht auf den vorigen Geburtstag des Herzogs, das er nur den allernächsten Freunden mitgeteilt hatte, zu erhalten wünschte, so hoffte er wohl, auch dieses werde

der Herzogin wohlthun. Wegen der Trauerfeierlichkeit und der Bestattung hatte er viel zu besorgen, auch mit Herder wieder eine Begräbnisstätte in der Kirche auszuwählen. Am 26. wurde die Leiche auf dem Paradebett ausgestellt [dies hatte wohl der Herzog befohlen] und in der frühesten Morgenstunde des 27. in der Kirche bestattet. Noch an demselben Morgen begab Goethe sich nach Jena nicht bloß wegen der Wasseranlagen und der Aufstellung der endlich vollständig angekommenen Büttnerschen Bibliothek, er wollte auch seine osteologischen Beobachtungen weiter verfolgen. Längst hatte er die allgemeine Behauptung, der Mensch unterscheide sich von den Tieren besonders dadurch, daß er in der obern Kinnlade keinen Zwischenknochen habe, für einen Widerspruch gegen die Bildungsgesetze der Natur gehalten, und fast wie als Lohn für so manches, was er die Zeit über ausgestanden, gelang es ihm an diesem Tage in Loders Gegenwart jenes Knöchlein auch am Menschen nachzuweisen. Diese „wichtige und schöne“ Entdeckung teilte er als Geheimnis sofort Frau von Stein und Herder mit. Seine Freude war so groß, daß er darüber die Datierung der seine Entdeckung an beide mitteilenden Zettel vergaß. An Herder schrieb er: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht, das os intermaxillare am Menschen. Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur, und siehe da ist es. Nun bitt' ich dich, laß dich nichts merken; denn es muß geheim behandelt werden. Es soll dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mirs auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird!“ Herder behauptete, der Mensch sei durch das Ganze seiner Organisatiou dem Tiere verwandt, aber eine höhere Stufe auf der Leiter der Geschöpfe. Die schönste Bestätigung erhielt diese Lehre durch die Entdeckung, daß der Zwischenknochen beim Menschen vorhanden, aber in ein sehr kleines Maß zurückgezogen sei. Schon am Abend des 28. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er mit Herder die Wichtigkeit der Entdeckung und die weitere Verfolgung des Zwischenknochens bei den verschiedenen Tieren besprach. An demselben Tage schickte er die Abschrift der Protokolle der Verhandlungen mit der Ständedeputation dem Herzog zur höchsten Genehmigung.

Am 2. April geht Prinz Konstantin zu seinem Regiment. Der Herzog verreist am 10., besucht am 25. den Bruder in Naumburg, von wo er am 1. Mai mit diesem zurückkehrt, der aber schon am 2. Weimar wieder verläßt. Goethe besucht im April ein paarmal Jena, wo er seine Entdeckung weiter verfolgt, aber auch die Unterbringung der Büttnerschen Bibliothek, die Wasser-

bauten und die Herstellung des Überschwemmten betreibt. In Weimar nehmen ihn die gewohnten Arbeiten und besondere Aufträge während der Abwesenheit des Herzogs in Anspruch. Zu seiner Freude nimmt die Beteiligung an den Ilmenauer Kuxen erfreulich zu und mit dem Baue geht es gut. „Wir sind schon 16 Lachter nieder“, meldet er den 24. April an Knebel, „und haben nunmehr den Gips erschroten, in welchem wir bis fast aufs Flötz immer bleiben werden. Die 16. Lachter stehen in verlorener Zimmerung, und soll dieser Teil des Schachtes in der Folge ausgemauert werden. Wir haben wenig, aber gute Leute bei der Anstalt, und bis jetzo betragen sie sich auf das beste. Man kann das Werk mit gutem Gewissen empfehlen. Die Kommission führt die Direktion umsonst, und hat also die Gewerkschaft nur Unterbeamte und eigentliche Arbeit zu bezahlen.“

Während Goethe die Angelegenheiten des Landes neben seinen wissenschaftlichen Neigungen betrieb, beschäftigte sich der Herzog unausgesetzt noch mit dem Fürstenbunde. Er hatte durch Dalberg auch auf Kurmainz zu wirken gesucht, aber man fürchtete sich vor Preußens unredlichen Absichten. Der Herzog schrieb deshalb den 16. April an Dalberg: „Wir hatten Hoffnungen, da wir die Gesinnungen des preußischen Thronfolgers kannten, daß die Reichsstände bei der gesetzmäßigen Verbindung von dieser Seite Sicherheit hätten, und diese bewog uns beide zu versuchen, ob wir ein Werk zu Stande brächten, das für Deutschland so allgemein nützlich sei. Diese in der Wahrheit begründeten Umstände beweisen damit auch augenscheinlich, daß hier von keiner Partei und keinem Parteigeist die Rede sein kann. Ferner bezeuge ich auf meine Ehre, daß die Gesinnungen des Prinzen Thronfolger lauter sind, und daß seine Absicht dahin läuft, die deutschen Stände aus ihrem Schlaf zu wecken, und ihnen fühlen zu lassen, daß es unschicklich sei, nichts für ihre Erhaltung zu thun. Es ist hierbei nicht zu leugnen, daß, wenn ja hier an einem Punkt von Interesse die Rede sein kann, der Prinz von Preußen dasjenige besitzt, ein so mächtiges Reich, wie Deutschland ist, zusammen verbunden zum Freunde zu haben und diesen gesetzmäßigen Alliierten als ein starkes Gegengewicht gegen alle usurpierenden Mächte zu besitzen.“ Aber man betrachtete eben das protestantische Preußen als Partei, und die Notwendigkeit eines Bundes gegen Österreich schien nicht so dringend; dazu kam, daß der König von Preußen sich nicht erklärte. Herzberg hatte diesem von den Einigungsbestrebungen der Reichsstände bereits am 9. Kunde gegeben, wobei er Gotha und Weimar als schon mit Baden und Zweibrücken verbunden angab, doch schienen diese dem König zu unbedeutend, als daß man auf eine solche Verbindung viel bauen könnte. Unter den einheimischen Angelegenheiten, die den Herzog beschäftigten, war damals auch die Umänderung des Freitisches

beim Gymnasium, mit dessen Regulativ Herder betraut wurde, doch verschuldete es dessen Reizbarkeit, daß diese erst vier Monate später wirklich erfolgte. In demselben Jahre wurde auch das Waisenhaus geschlossen und die Unterbringung der Kinder bei ordentlichen Leuten unter sorgfältiger Beaufsichtigung festgesetzt, was man an manchen Orden als zweckmäßig erkannt hatte.

Im Mai mußte Goethe der Wasserbauten wegen wieder nach Jena. „Mein Geschäfte geht gut", schreibt er den 7. an Frau von Stein; „ich habe so viel Geld, Gewalt, Verstand, Menschen und Geschick dazu, als nötig ist, und da kanns mir wohl nicht fehlen." Abends unterhielt er sich mit Loder, der nun an seiner Untersuchung über das verschiedene Hervortreten des Zwischenknochens bei den einzelnen Tierarten großen Anteil nahm. Am 9. kehrte er nach Weimar zurück, wo ihn Herders Absicht, Weimar zu verlassen, in Unruhe setzte. Schon im März hatte Heyne bei diesem angefragt, ob er eine Professur in Göttingen annehmen würde; erst beim dritten bestimmtern Antrag war er darauf eingegangen, und so sah er der Mitteilung der Bedingungen entgegen, als am 20. Gleims leichtfertige Gutmütigkeit die Aussicht, als Abt nach Klosterberge zu kommen, in ihm erregte. Er wäre lieber nach der einsamen Klosteranstalt als an die ihm widerwärtige Universität gegangen. Da traf es sich, daß Prof. Döderlein in Jena den vor zwei Jahren bei seiner Berufung ihm versprochenen Titel eines Geheimen Kirchenrates in Erinnerung brachte, den das Oberkonsistorium ihm jetzt nicht abschlagen konnte. Herder sah darin eine Zurücksetzung. Goethes Vorschlag, daß man ihm gleichzeitig dieselbe Ehre erweisen könne, beruhigte ihn nicht; er wollte von dieser nachträglichen Ernennung nichts wissen, obgleich er selbst nie Verlangen nach diesem Titel verraten hatte. Herder war so aufgeregt, daß Goethe am Morgen der entscheidenden Conseilsitzung des 11., statt mit ihm, mit seiner Gattin verhandeln mußte. „Ich kann nicht verhindern, daß Döderlein Geheimer Kirchenrat wird", schrieb er, „so unangenehm mirs auch von mehr als einer Seite ist. Für Herdern kann ich das Vergangene [das Versprechen, das mit seinem Wissen geschehen war] nicht wieder gut machen. Die Situation, in der Sie sind, kann ich fühlen, weil ich ähnliche kenne. Nähme Herder den Geheimen Kirchenrat an, betrachtete es weder als Ehre noch Schande (denn welcher Fürst kann seinem Namen Ehre oder Schande anhängen!), so wäre er dadurch in der Klasse, in die er gehört, in der er lange sein sollte; wer vor ihm drinne ist, sei es, über Titulaturen rückt er ohnedies gleich über. Es fragt sich, ob Ihr das Unangenehme, das in der Sache liegt, überwinden wollt und könnt. Nimmt Herder den Titel nicht, so gebe ich Euch für hier verloren; denn es wird sich alles so verbittern, daß Euch die Verhältnisse unerträglich werden. Könnte man jetzt auch Döderlein zurückhalten, so käme viel-

leicht in kurzem ein anderer Fall, und es wäre wieder dasselbe. Der neulich vorgeschlagene Ausweg [das Kanzelariat der Universität?] gefällt mir selbst nicht; man mag verdrießliche Sachen wenden, wie man will, so werden sie nicht angenehm. So viel sag' ich als Freund. Habt Ihr Lust, Aussicht, Hoffnung, von hier wegzukommen, nun so laßt es dabei bewenden, laßt Titel haben, wer will, und wartet, bis Ihr erlöst werdet. Wollt Ihr aber, müßt Ihr aber bleiben, so überwindet das Unangenehme des Momentes und Herder nehme das Dekret [der Ernennung zum Geheimen Kirchenrat] wie ich meinen Adelsbrief. Im heutigen Conseil erwartet der Herzog Antwort. Nach Herders letztem Billett muß ich nochmals alles ausschlagen. Wenn Sie mir nur vor 10 Uhr ein Wort schreiben wollten. Ich kann nichts mehr sagen; in meinem Obigen liegt alles. Adieu. Behalten Sie mich als Freund lieb, wenn ich Ihnen als Minister fatal werden muß." Herder beharrte auf der Ablehnung; wie sehr er aber von Goethes „Biedertreue" überzeugt war, zeigt sein Tags vorher, am 10., an Hamann gesandter Klagebrief. Die Aussicht auf Klosterberge hatte ihm die Professur in Göttingen durch den Gegensatz der heitern Ruhe verleidet; diese selbst war nur eine Luftblase des guten Gleim. Allmählich beruhigte sich Herder. Goethe war, obgleich stets beschäftigt, ganz glücklich in seiner Liebe. Den Herzog, der ein paarmal verreiste, begleitete er nicht. Was ihn selbst beunruhigte, war der drohende längere Aufenthalt in Eisenach, wo er mit den Landständen verhandeln mußte.

Die Abreise wurde durch die am 29. Mai erfolgende Ankunft der Grafen von Stolberg verschoben. Obgleich die reichsgräflichen Brüder den Herzog und Goethe auf das schnödeste verleumdet und der jüngere sie durch den ärgsten Wortbruch verletzt hatte, wagten sie auf ihrer Karlsbader Reise mit ihren Gattinnen vorzusprechen. Die Beleidigten übten mehr als christliche Verzeihung, sie nahmen sie mit liebevoller Freundschaft auf, als wären sie früher nicht zurechnungsfähig gewesen. Freilich hatte Goethe schon vor zwei Jahren auf die Anzeige der Verlobung des jüngern Grafen, die Auguste ihm gemacht, alles Glück dem neuen Paare gewünscht. Bei Hofe, in Tiefurt und in Goethes Garten verlebte man die schönsten Stunden. „Der Herzog und die beiden Herzoginnen waren viel unter uns, störten uns aber nie", schrieb Fritz; „sie sind, wie Fürsten nicht sind." Die Herzogin zog die Gräfin Luise ihrer aristokratischen Vornehmheit wegen vor. Als Agnes Goethe bat, noch einen Tag zu bleiben, scherzten die Brüder, sie thue es nur, um den Herzog so lange zurückzuhalten; denn in ihrem Herzen nehme Goethe nur den zweiten, der Herzog den ersten Platz von allen Weimaranern ein. Goethe ging auf den Scherz ein, und erklärte, er habe sich fest vorgesetzt, mit einem Fürsten weder um ein Herz zu streiten, noch es mit ihm zu teilen.

Als er am 3. Juni mit Fritz Stein abreiste, schrieb er der in Kochberg weilenden Freundin: „Herder verlass' ich ungern; er ist gar gut, lieb und herzlich." Der Herzog, die Herzogin und der Hof waren schon am Morgen des 2. nach Eisenach gereist, wo sie abends ankamen. Goethe ritt erst am 3. nach Gotha, von dort drei Tage später nach Eisenach. Hier fand er es, wie er es erwartet hatte; die Hofleute langweilten sich, nicht weniger die Herzogin, die aber munter aussah, der Herzog streifte in der Gegend herum. Das Gefühl, wie sehr das brüderliche Verhältnis zum Herzog geschwunden sei, sprach sich in den Worten an Frau von Stein aus: „Ich bin mit der größten Gelassenheit angelangt, und werde alles eben so gleichmütig abwarten. Wie unterschieden von dem törichten, dunklen Streben und Suchen vor 4 (7?) Jahren, ob ich gleich manche anmutige Empfindung voriger Zeiten vermisse." Am 7. mußte Goethe der Audienz der Landstände und der Festtafel beiwohnen. Über die Anstellung des neuen Leibarztes Prof. Osann von Göttingen wurde damals verhandelt. That es Goethe auch der Kasse wegen wehe, daß dieser so starke Bedingungen stellte, so mußte er ihm doch recht geben, daß er sich nicht durch die unbestimmte Aussicht auf spätere Verbesserung ködern ließ. Die Geschäfte gingen einen leidlichen Gang, aber alles Verhandeln mit den Landständen war Goethe zuwider, weil er in ihnen nur eine Hinderung jeder tüchtigen, das erkannte Beste des Landes durchsetzenden Regierung sah. Fritsch suchte alles möglichst zu beschleunigen, da er sich nach der Wasserkur auf seinem Gute Seerhausen sehnte. Der Herzog begab sich nach der Komödie des 8. (in Eisenach spielte die Bellomosche Gesellschaft) auf einige Tage nach dem Forsthause die hohe Sonne, von wo er am 12. zurückkehrte. Am 9. bezog die Herzogin das Lustschloß Wilhelmsthal. Dort besuchte Goethe sie am nächsten Mittag; er fand sie anmutig und offen, so daß er vertraulich manches mit ihr besprechen konnte. In Eisenach lebte er in schmachtender Sehnsucht nach der Kochberger Freundin sehr einsam und zurückgezogen, worüber man sich allgemein wunderte; neben den Geschäften verwandte er manche freie Stunde auf mineralogische Wanderungen, bis das einfallende Regenwetter ihn in die Stadt einsperrte. Selbst die zeitweilige Anwesenheit des Herzogs und des Prinzen August von Gotha vermochten kaum ihn aufzuthauen. Mit Karl August kam es zu keiner nähern Verbindung; er lebte in seinen politischen Plänen und seinen Vergnügungen. Goethe ward durch die Briefe der Freundin, des Herderschen Paares, das sich „gar lieb und gut" gegen ihn zeigte, und der Göchhausen erfreut. Auch zogen ihn endlich die Geschäfte an. „Sobald man die Verhältnisse recht klar sieht", bemerkt er am 17. der Freundin, „haben die Dinge auch bald ein Interesse; denn der Mensch mag immer gerne mitwirken und der Gute gern ordnen, zurecht-

legen und die stille Herrschaft des Rechten befördern." Erfreulich war ihm am 19. die Ankunft des Leibarztes Osann, der am Hofe wohnte und bald darauf angestellt wurde. Am 20. äußerte er gegen Herder: „Bei unsern Geschäften interessiert mich ein einziger Punkt [die Bewilligung der geforderten Gelder], und der ist abgethan. Übrigens ist da keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird .... Erhaltet mir eure Liebe; denn ich bedarf ihrer. Ich liebe euch herzlich und freue mich aufs Wiedersehen. Ich gehe hier herum, wie ein verloren Schaf, und finde nicht, was meine Seele sucht." Auch gedenkt er des guten Nachmittags, den er mit der Herzogin genossen; übrigens bleibe alles eng und verschlossen. Dem Freunde vertraut er, daß er beim Herumsteigen auf den Felsen vieles gefunden, auch einen einfachen Grundsatz entdeckt oder vielmehr angewendet habe, aus dem sich die Bildung größerer Steinmassen völlig erkläre. Alle Felsarten, meinte er, hätten das Bedürfnis sich in Parallelepipeden zu trennen, die in der Diagonale sich durchschnitten. Schon am 28. war der Abschied der Stände unterzeichnet; die Verabschiedung erfolgte am 1. Juli. Nun aber mußte er auch noch die vielen Abschiedsschmäuse bestehen, wovon er nur einen verdorbenen Magen und weniger heitere Sinne hatte. Gleichzeitig setzte ihn Osanns schwere Erkrankung in Sorge; schon am 6. starb dieser, wodurch Goethe tief erschüttert wurde, da besonders die leidende Herzogin auf seine Hülfe gehofft hatte. Erfreulich war ihm der kurze Aufenthalt des Prinzen von Preußen, der sich auch gegen ihn gnädig zeigte, ohne zu ahnen, daß er und seine Begleitung ihm gleichsam zu seinem „Wilhelm Meister" saßen. Der Herzog wird sich vertraulich gegen diesen ausgesprochen und der Prinz ihn mit der Herbstreise an den Zweibrücker Hof beauftragt haben. Persönlich wurde Goethe dadurch sehr erleichtert, daß Schmidt, sein Amtsgenosse im Conseil, eine Stimme erhielt. Wie wenig er aber jetzt, wo der Herzog gegen ihn erkältet war, mit seiner Stellung zufrieden war, zeigt die Bemerkung, mit welcher er die Nachricht von dieser Erleichterung im Briefe an die Freundin begleitet: „Indessen ist das Leben für den, der etwas Vernünftiges und Planmäßiges drinne sucht, immer eine wunderliche Aufgabe." Der Herzog ging jetzt seine eigenen Wege, kümmerte sich wenig um ihn; zu vertraulichen Unterredungen, worin Karl Augusts heller Verstand und großer Geist ihn früher oft erfreut hatten, kam es nicht mehr, woran freilich Goethes Erbitterung, die durch den vertrauten Umgang mit Herder genährt wurde, auch einen Anteil gehabt haben mag.

Erst am 9. Juli verließ er Eisenach, wo Karl August noch drei Wochen blieb und sich vieler fürstlichen Besuche erfreute. Dieser hatte ihn zu einer

Reise an den Braunschweigischen Hof eingeladen, da er eines Vertrauten bei den dort beabsichtigten Verhandlungen über Braunschweigs Anschluß an den Fürstenbund bedurfte, der den Herzog in Eisenach besonders beschäftigte; es galt den Braunschweigischen Oheim zu gewinnen, der die Sache nur für einen schönen Traum hielt. Da das schlechte Wetter der letzten Zeit Goethe von den Ausflügen in die Berge zurückgehalten, mußte er diesen jetzt noch einige Tage widmen. Bergsekretär Voigt, der ihn begleitete, hatte vorher diese Berge durchstrichen, um ihn zu den bedeutendsten Punkten zu führen. Wie erfreut war er, als er bemerkte, daß der einfache Faden, den er sich gesponnen, ihn gar schön durch diese unterirdischen Labyrinthe führe.

Über Kochberg kehrte er am 19. nach Weimar zurück, wo er den nach dreijähriger Abwesenheit vor einigen Tagen gekommenen Knebel zu seiner großen Freude wiedersah. Goethe hatte ihn so wenig dazu eingeladen, daß er vielmehr die Furcht ausgesprochen, sein Besuch werde ihm nicht zur Freude gereichen, da er zu viel verändert finde [in Tiefurt], um sein altes Leben anzuknüpfen, zu wenig [im Weimarischen Leben], um von vorne anzufangen. Doch mit voller Herzlichkeit nahm er ihn auf und ließ ihn bei sich wohnen, da Knebel die Einladung, er möge, sollte er noch in Eisenach sein, die ihm in seinem Hause bestimmte Wohnung beziehen, nicht angenommen hatte. Herders erneuerte Bekanntschaft war Knebel um so wohlthätiger, als dieser nun auch mit Goethe innig vertraut war, den er wenig verändert fand. Der Herzog bestand von Eisenach aus, wo er viel mit dem Fürsten von Dessau verkehrte, auf dem Wunsche, daß Goethe ihn nach Braunschweig begleite. „Ich werde wohl mit müssen", schreibt dieser der Freundin, der er nicht verraten durfte, daß dort politische Verhandlungen stattfinden sollten, was Karl August ihm erst jetzt angedeutet haben wird. Der Herzog hatte sich von Eisenach an den Prinzen von Preußen gewendet und ihn über manches in Bezug auf die Zweibrücker Reise befragt. Die während des Aufenthalts in Eisenach gehäuften Arbeiten nahmen Goethe sehr in Anspruch, doch fuhr er am 24. mit Knebel nach Jena, wo es auch manches zu besorgen gab; nach Kochberg konnte er diesen nicht begleiten. Den 30. kam endlich der Herzog abends um 6 Uhr in Begleitung des Fürsten von Dessau nach Tiefurt. Der Fürst fuhr noch denselben Abend ab, von Goethe bis Auerstedt begleitet. Auf dieser Fahrt wird der Fürstenbund vertraulich zur Sprache gekommen sein. Goethe wußte es freilich dem Fürsten nicht Dank, daß er den Herzog zur leidenschaftlichen Betreibung desselben verleitet hatte, aber er sah, daß hierin nichts zu ändern sei. Karl August zeigte sich jetzt wieder vertraulicher gegen ihn. Auch um die Besetzung der eben durch den Tod des Geheimerat Schmidt erledigten Kanzlerstelle wird er ihn befragt haben, wobei er einen Augenblick

an Goethes Schwager Schlosser dachte, dessen man sich in Baden auch wegen des Fürstenbundes bedient hatte, ohne daß dieser auf den Gedanken eingegangen wäre. Am 1. August begab er sich mit Goethe, Knebel und Castrop besonders der Wasserbauten wegen einen Tag nach Jena; Goethe kehrte erst am folgenden Abend zurück, da er mit Loder sich unterhalten und die schöne Gegend genießen wollte. Den Abend des 6. waren die Freundin und Herder nebst Frau bei ihm zum Abschiede. Am frühen Morgen des 7. begab sich der Herzog nach Gotha, wo es sich auch um den Fürstenbund handelte; nachmittags trat Goethe mit dem Maler Kraus die Reise nach dem Harz an. Ein Achsenbruch des Wagens nötigte sie zu mehrstündigem Aufenthalte in Dingelstedt. Von hier aus sandte Goethe den Anfang des Herder und Frau von Stein versprochenen Gedichtes „Die Geheimnisse“ an diese. In Zellerfeld fand er wieder bei Trebra die herzlichste Aufnahme. Auf den Bergen, die er von hier aus bestieg, gewahrte er zu seiner Freude überall, was er suchte. Als er einst auf Trebras Schultern ein merkwürdiges Mineral herabholen wollte, erwiderte er, da dieser auf die Gefahr hinwies: „Wir müssen erst noch berühmt werden, ehe wir den Hals brechen; drum hat es jetzt keine Gefahr.“ In Goslar ließ er Kraus zurück, der ihm die merkwürdigsten Felsenbildungen zeichnen sollte. Am Braunschweiger Hofe traf er mit dem Herzog zusammen.

Niemand ahnte, was den Herzog mit seinem Minister hierher gebracht; man hielt den Besuch für einen bloßen Ausflug zum Vergnügen, besonders da die Höfe nahe verwandt waren. An dem der strengsten Etikette unterworfenen Hofe, der für Seckendorff ein rechtes Eldorado gewesen, langweilte sich Karl August, da er immer mit den Hoheiten zusammen sein mußte, welche ihm Fragen stellten, die er nicht beantworten konnte, und er war mißstimmt, wenn er dabei nicht wohl bestand. Auch mußte er seine Pfeife entbehren, die er fast so sehr wie Knebel liebte, während Goethe sich des Rauchens ganz enthielt. Dieser hoffte, schon nach einer Woche wegzukommen und seinen Geburtstag auf dem Brocken zu feiern. Da beschloß der Herzog bis Ende des Monats zu bleiben, wahrscheinlich der Verhandlungen wegen, die ihn nach Braunschweig geführt hatten, wovon Goethe der Freundin noch immer nichts verraten durfte. Dieser schreibt er am 27.: „Unser Herzog hat seine Sache sehr gut gemacht; er ist ganz sacht gegangen, und das Publikum, das, wie du weißt, täglich Wunder verlangt, ohne je solche zu thun, hat ihn für einen beschränkten Fürsten gehalten. Allmählich hat man gesunden Sinn, Kenntnisse und Geist gefunden; und wenn er noch einige Contretänze macht, wenn er fortfährt, wie er auf dem letzten Balle gethan, den Damen den Hof zu machen, so wird man ihn zuletzt entzückend finden. Besonders die Großmutter

[die Schwester Friedrichs des Großen] ist von ihm bezaubert, wie sie mir hundertmal gesagt hat. Er hat sich für sie malen lassen.“ Am 29. berichtet er: „Der Herzog von Braunschweig hat unsern Herzog gut behandelt; sie haben mehrere Beratungen gehabt, wo er recht offen war. Er scheint seinen Neffen zu schätzen, und fürwahr ein großer Herr, der zu urteilen weiß und meist sieht, daß seinesgleichen etwas mehr als Tölpel sind, muß sehr überrascht sein, einen Verwandten zu finden, der mehr als Menschenverstand hat. Die Höflinge sprechen sehr frei über ihren Herrn, und ich kann mir darnach eine recht deutliche Vorstellung von diesem merkwürdigen Wesen machen, aber alle stimmen darin überein, daß sein Ziel schön und groß ist, daß er sich über die Mittel nicht täuscht und fest und folgerecht bei der Ausführung ist. Und das ist alles, was man sagen kann, um einen großen Mann zu bezeichnen, wagt man es, ein in jeder Beziehung so beschränktes Wesen einen großen Mann zu nennen .... Der eigentliche Zweck unserer Reise ist vollständig erreicht worden.“ Der Herzog von Braunschweig schrieb darüber an Friedrich den Großen, bei dem er viel vermochte. Dieser wußte freilich schon von diesen Bestrebungen, aber die Mitteilung, welche er über die Gährung unter so vielen Reichsständen erhielt, bestimmten ihn jetzt, seinen Einfluß zu verwenden, daß die bedeutenden Mächte Kursachsen und Hannover einträten, wobei er die Thätigkeit der kleinen nicht unterschätzte, nur wollte er sich mit diesen nicht in unmittelbare Verbindung setzen; der Prinz sollte mit diesen verhandeln.

Am 1. September ging der Herzog mit Goethe nach Goslar; von dort trieb es ihn zum Dessauer Bundesbruder, während Goethe mit Kraus den Harz weiter durchforschte. An Herder schreibt dieser den 6. von Elbingerode aus: „Wir sind den ganzen Tag unter freiem Himmel, hämmern und zeichnen. Ihr werdet Freude haben an dem, was ich mitbringe.“ Besonders war er darauf ausgegangen, die kleinsten Abweichungen und Schattierungen, die eine Steinart der andern näher bringen, in schönen Stücken zur Anschauung zu bringen. Auch hatte er vieles darüber aufgeschrieben. Den Winter über sollte ihm diese Sammlung die reichste Unterhaltung gewähren und dabei Liebe und Freundschaft ihn erfreuen. Um so unangenehmer mußte ihm der Antrag des Herzogs sein, ihn auf seiner Reise nach Zweibrücken zu begleiten, welche er im Auftrage des Prinzen von Preußen unternahm, da es galt, jenen Hof heranzuziehen. Der Herzog von Dessau hatte bei seinem Besuche Zweibrückens nichts ausgerichtet, da dieses auf Frankreich und Preußen zählte. Schon am 21. konnte Goethe der Freundin melden, daß der Herzog ihn von der Begleitung befreit habe. Seine Weigerung war ihm deshalb sehr unangenehm gewesen, weil er durch dessen Begleitung, besonders wenn sie die Reise wie vor fünf

Jahren bis Zürich ausdehnten, den Schein einer diplomatischen Sendung am leichtesten vermeiden konnte.

In Weimar waren unterdessen Jacobi und dessen jüngere Halbschwester angekommen, die bei Goethe wohnten. Dieser Besuch brachte Herder und dessen Gattin sehr häufig mit Goethe zusammen. Als die drei Freunde am 20. die Herzogin-Mutter in Tiefurt besuchten, mit welcher Goethe, durch die Anwesenheit des alten Oeser angezogen, damals viel verkehrte, wurde der Garten beleuchtet, was man schon zum Geburtstage Goethes beabsichtigt hatte. Oeser hatte dazu ein durchsichtiges Gemälde geliefert, auf welchem Tugend und Genie sich über einem Altare die Hände gaben und mit der Fackel die Flamme des Altars anzündeten, oben die mit Ölzweigen bekränzten Silhouetten Goethes und Herders erschienen. Darunter las man Knebels Verse:

Reine Glut entflammet vom Himmel; ihr bracht't sie hernieder.
Nehmt von unserm Altar Freundschaft und Liebe zurück!

Auch das gegenüberliegende Lohhölzchen, zu welchem Oeser einige große Gestalten als Bildsäulen gemalt, war erleuchtet. Am folgenden Tage gab Wieland ein Festmahl, an welchem außer den drei eng verbundenen Freunden auch der von der Herzogin-Mutter nach Tiefurt eingeladene Knebel teilnahm. Goethe hatte diesen am 19. in Jena besucht, wo er jetzt auf dem ersten Stocke des alten Schlosses mit Genehmigung des Herzogs seine Wohnung genommen hatte. In der Nacht auf den 22. kamen der Herzog und Prinz Konstantin. Knebel speiste mit ihnen und der Herzogin in Tiefurt; der Prinz ging abends ab. Mit dem Herzog traf Goethe im Conseil und zweimal (am. 23. mit Jacobi und am 28.) an der Hoftafel zusammen. In Begleitung von Jacobi und dessen Schwester, dem am 25. bei Herder angekommenen Claudius, Herder, dessen Gattin und Fritz Stein fuhr Goethe am 27. nach Jena, wo sie bei Knebel einen sehr vergnügten Tag verlebten. Schon am 28. trieb das Heimweh Claudius nach Hause, Jacobi schied am folgenden Tage, nachdem er an der Hoftafel, an welcher der Herzog fehlte, gespeist hatte. Die beiden letzten Tage des Monats mußte Goethe den Geschäften widmen. Von Herder verabschiedete er sich, ehe er am 2. Oktober über Kochberg nach Ilmenau ging. Auch vom Herzog, der vor seiner Rückkehr nach Zweibrücken reisen wollte, muß er freundlich geschieden sein, obgleich man in Weimar von einem Zerwürfnisse munkelte. Auf Knebels bezügliche Frage erwiderte Herder, auch ihm sei die dumme Märe zu Ohren gekommen; in seiner letzten Unterredung mit Goethe sei kein Wort vom Herzog und dessen Reise gesprochen worden, weil er über politische Dinge mit ihm so wenig als möglich spreche. Goethe konnte es freilich nicht billigen, daß der Herzog sich so lange dem Lande entzog und

sich einem Dienste widmete, von dem er keinen Erfolg erwartete; besonders schien ihm die Reise nach Zweibrücken aussichtslos, und er fürchtete, der Herzog werde sich nicht auf diese beschränken, sondern auch mit Baden anknüpfen und weitere Pläne sich vorsetzen.

Fritz Stein begleitete den Dichter den 4. nach Ilmenau. Am folgenden Tage berichtete Goethe der Freundin: „Gleich wie wir ankamen, eilte ich nach dem neuen Schachte, dem Gegenstande so mancher Hoffnungen und Wünsche. Es steht alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen rechten Weg. Es sind nicht stärkere Hindernisse, als die zu überwinden sind, die noch dabei vorkommen, und ich hoffe auf mein gutes Glück. Heute haben wir einen weiten Spaziergang gemacht, der sehr schön war, um die alten Teiche und Gräben, davon ein Teil hergestellt werden muß." Der Herzog, der während Goethes Abwesenheit viel mit Dalberg zusammen gewesen, auch den Landgrafen von Homburg zum Besuche gehabt hatte, trat am 11. mit vier Bedienten seine Reise an. Goethe kehrte am Abend des 15. zurück. Drei Tage später richtet er an den Herzog seinen ersten Brief, worin er ihm den genauesten geschäftlichen Bericht giebt und den vertrautesten Ton anschlägt. Zunächst gedenkt er seines längern Aufenthaltes in Ilmenau. „Wir [ich mit Voigt] haben dort mancherlei zu thun gefunden, und da es uns angelegen war aufs Innere zu bringen, so konnten wir unsere Behandlungen nicht übereilen, wie es bei mechanischer Papierexpedition wohl angeht. Ich hoffe, es soll Ihnen dieses Werk zur Freude wachsen, wo schon für wenig Geld und in kurzer Zeit viel geschehen ist. In einigen Wochen werden sie auf dem nassen Orte durchschlägig und noch vor Ostern auf dem Stollen sein. Wir haben das Inventarium berichtigen lassen; den neuen Schacht und tiefen Stollen vom zehnten Lichtloche an befahren; die Gräben bis zu den Freibächer Teichen begangen; einen heimlichen Handel angelegt, um die fatale Schneidemühle auf dem Gothaischen Grund durch Kauf an die Gewerkschaft zu bringen; wegen Führung der Gräben und Erbauung des Treibwerks die nötigen Voranstalten gemacht; die Haushaltung, das Personale, Material rc. rc. fleißig untersucht und durch eine scharfe Aufmerksamkeit auf die geringsten Dinge der Thätigkeit der Unterbeamten, hoffe ich, eine gute Richtung gegeben." Leider fehle es dem Geschworenen, der ein vortrefflicher Subaltern sei, ganz an Urteil, wenn er nicht an bestimmte Vorschriften gebunden sei. Unter manchem andern, was er von Ilmenau berichtet, gedenkt er des zu erwartenden Aufsatzes des Oberforstmeisters von Staff wegen des Holzes. „Er verspricht und dreht sich, macht Vorschläge und wendet sich. Das herrschaftliche Interesse ist sein drittes Wort, und doch nur ein sehr kurzer Mantel, unter dem die Röcke, die ihm und seinen Forstbedienten und übrigen Günstlingen besser an-

passen, sehr merklich hervorstoßen. Ich will indessen mit Wedelln alles präparieren, und man wird schon sehen, wie man zum Zwecke gelangt." Weiter gedenkt er des wohl eingerichteten Laboratoriums, das von den nach Afrika abgegangenen Brüdern Einsiedels in Oberweimar zurückgelassen worden und um 170 Thaler, vielleicht noch billiger, zu haben sei. „Nun wäre mein Vorschlag, Sie kauften es als Fonds zur künftigen Ausstattung Götlings [den man von Weimar, wo er bei Buchholz arbeitete, als Chemiker nach Jena ziehen wollte]. [Hofrat] Büttner [in Jena] hat auch ein klein Hauslaboratorium, das man in der Folge dazuschlagen könnte. Was noch abgeht, schaffte man nach und nach an, und es wäre zuletzt unmerklich beisammen. Ich würde es diesen Winter auch gebrauchen können, teils um die letzten Bewegungen der Siewerschen Thätigkeit [der alte Dr. Siewer in Oberweimar hatte ein Laboratorium und seit diesem Jahre auch ein Wetterbeobachtungsmuseum], die für sich nie zu einem Ziel kommt, zu nutzen, teils meine mineralogischen Ideen aufzuklären und mich zum Hüttenwesen vorzubereiten. Wenn es Göttling gesehen und geschätzt hat, will ich einstweilen bis auf Ihre Ratifikation in Handel treten." Auch gedenkt er der Anschaffung eines Baro- und Thermometers, das er in sein Haus hängen lassen wolle, um Beobachtungen anzustellen. Zur Weiterführung der Armenanstalten werde er alles beitragen. Büttner wolle jährlich 100 bis 150 Thaler für seine Bibliothek zahlen, wenn der Herzog 100 dafür aussetze. Goethe empfahl dies, da man doch etwas thun müsse, um die vielen rohen Bücher einbinden zu lassen. Launig erzählt er, der ihm wegen seines „Staatsanzeigen" widerwärtige Schlözer, „der deutsche Aretin", sei angekommen und habe bedauert, den Herzog nicht zu treffen. Buchholz habe diesem zu Ehren einen Luftballon steigen lassen; Knebel sei vor ihm aus Jena geflohen. Wegen des Kammergutes in Dasdorf hätten sie eine Sitzung gehalten. „Es wird sogar über unsere Deliberation ein extractus protocolli zu den Akten gebracht, damit man sehe, wie alles wohl durchdacht, durchdisputiert und wie reiflich ponderiert worden. Nachher kam Schmidt [der vor kurzem eine Stimme im Conseil erhalten] und sprach viel, wie unsern Finanzen sollten die Reisen stärker angetrieben werden, daß es recht schade ist, daß Sie nicht wenigstens hinter dem Schirm zugehört haben. Es ist wirklich ein Mensch, dem es Ernst ums Gute ist." Man sieht aus dem mit den Worten: „Viel Glück auf Ihren Wegen und Stegen. Ich bin auf Ihre Rückkehr sehr neugierig", schließenden Briefe, wie manches Goethe zu besorgen hatte und daß er von bester Laune war. Absichtlich verschwiegen hatte er ihm, daß Knebel über das ihm ausgefertigte Majorspatent ungehalten gewesen, da er eine Anstellung in der Verwaltung erwartet hatte. Goethe, bei dem er zu Besuch war, dachte ihn für die Mineralogie zu gewinnen, was aber mißlang. „Das Steinreich

lockt ihn nicht", schrieb er an Frau von Stein; „er ist ein Freund des menschlichen Wesens, und ich kann es ihm nicht verdenken." Mit diesem und Herder fand er sich viel zusammen. Frau von Stein war noch nicht zurückgekehrt. Goethe begrüßte die Herzogin-Mutter am 24. zu ihrem Geburtstage, aber während „alle dichterischen Federkiele sich geregt hatten", konnte er ihr keine Musengabe bringen.

Am 26. erfuhr er von der Herzogin, daß Karl August einen weiten Umweg nehmen werde. Auf der Reise hatte dieser vernommen, daß vor kurzem der Major von Bischoffwerder dem Zweibrücker Herzog 100000 Dukaten im Namen des Prinzen angeboten, welche dieser zurückgewiesen, weil er von Frankreich die weit höhere zur Bezahlung seiner Schulden nötige Summe erhalten hatte. Deshalb bat er den Prinzen am 24. um Entbindung von seinem Auftrage, in Zweibrücken seinen Brief zu überreichen und mit dem Hofe zu verhandeln. Um nicht den ärgerlich verfehlten Zweck seiner Reise zu verraten, ging er wieder, wie vor fünf Jahren, den Rhein herab nach der Schweiz. Gleich darauf brachte die Stafette Goethe einen Brief, auf den dieser am 28. antwortete: „Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefes nicht befremdet hat; denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genau zu kalkulieren ist und ein fehlerhafter Zug manchmal Vorteil bringt, so schien es mir doch beinahe unmöglich, daß die Schritte des Fürsten von Dessau zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen sollten. Besonders war seine letzte Reise [nach Zweibrücken] ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgange, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte. Ihre Verwunderung beim Anblick des Kriegsrates Merck [soll wohl heißen „Die Verwunderung des Kr. M. bei Ihrem Anblicke"] konnte ich mir voraus denken. Es ist mir denn aber doch jetzt sehr lieb, daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in der Folge sich entweder zurückziehen oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Überzeugung handeln." Von seinem klaren Verstande hoffte er das erstere, wenn er auch wußte, wie schwer es Karl August falle, das einmal Vorgesetzte fahren zu lassen. Unbekannt war es ihm, daß gerade um diese Zeit Friedrich der Große eigenhändig den Entwurf zu einem solchen Fürstenbunde machte und Schritte dafür thun ließ. Von Weimarischen Angelegenheiten teilt der Brief zunächst dem Herzog mit, was für das Gut Dasdorf geschehen und noch zu thun sei, daß im Grimmenstein, dem „Raub- und Rattennest", die Umänderung zu einem Spinnhause für die Armen im vollen Gange sei und wie man dabei verfahre, auch daß nach der Untersuchung von Göttling es mit dem von Dr. Schwabe in Ilmenau entdeckten Gesundheitsbrunnen nichts sei. „In Jena ist auch alles in Ordnung, das Hospital abgetragen und kann der

Platz nun den Winter über liegen bleiben. (Es sollte ein neues akademisches Hospital gebaut werden.) Der Brückenbogen ist frei und wäre dadurch die letzte Hindernis, die sich dem Ablaufen des Wassers entgegenstellte, gehoben. Der abgestochene Rand der Mühllache wird auch beflochten. Wir haben diese Arbeit, die jeder Besitzer unter Aufsicht verrichten muß, dadurch erleichtert, daß wir ihnen die benötigten Pfähle dazu verwilliget haben. Es macht dieses gegen den Vorteil, der für das Publikum [dadurch] erreicht wird, eine kleine Summe." Auch hören wir, daß er das Kammerrechnungswesen fleißig durchgehe; bei seiner Rückkehr werde er dem Herzog deshalb einige Vorschläge machen. Da sein Schwager Erbprinz Ludwig auf die Sendung eines Kuxes ihm gar nicht geantwortet, noch weniger die darauf erfallenen 20 Louisdor bezahlt habe, so möge Karl August, wenn er auf der Rückreise von Zürich dahin komme, ihn ersuchen, wolle er mit ihren unterirdischen Operationen nichts zu thun haben und könne die Erinnerung an die zu Ilmenau verlebten Tage ihm das Geld nicht aus der Tasche locken, doch die Gewährscheine zurückzuschicken und sich loszusagen. Das Vertrauen des auswärtigen Publikums auf das Bergwerk wachse immer, während die Weimaraner „sich gutmütig mit Fatalitäten beschäftigten, die ihm zustoßen sollten"; neulich hätten sie das Werk ersäuft und die Arbeiter durch Schwefeldünste umgebracht. So mißgünstig sah die Erbitterung gegen den Herzog und gegen alles, was er that, ein mit großer Vorsorge begonnenes aussichtsvolles Unternehmen an. Auch von seinen eigenen Arbeiten unterhielt ihn Goethe; er habe das fünfte Buch „Wilhelm Meister" und die Abhandlung über den Zwischenknochen vollendet, die er Sömmering übersenden wolle. Den Probedruck einer Radierung seines hoffnungsvollen Zöglings Fritz Stein nach einer Zeichnung Kobells legte er bei. In Bezug auf den Fürstenbund rät er: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben. Die Reise des B. [Major von Bischoffwerder] fiel mir gleich auf."

Erst am 29. kehrte Frau von Stein nach Weimar zurück. Denselben Abend las Goethe ihr, Herder und dessen Gattin das neue Buch seines Romans, bald darauf die osteologische Abhandlung vor, welche beide großen Beifall fanden. Herder schreibt den 2. November an Jacobi: „Die Arbeiten und die Stunden sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst wiedergeben, wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzigste und eigenste für ihn wäre!" Die Abende, welche Goethe in dem kleinen Freundeskreise von jetzt an häufig verlebte, waren ihm Trost, Stärkung und

Wonne. Freilich griffen ihn seine geschäftlichen Arbeiten oft an, sie „machten alle Säfte stocken und sperrten alle natürliche Wärme ein“, aber sein Pflichtgefühl ließ ihn auch dies ertragen, und die mannigfache Abwechslung, auch das gesellschaftliche Leben, dem er sich nicht ganz entziehen konnte, erleichterten sie ihm. Am 18. geht er auf zwei Tage der Geschäfte wegen nach Jena. Dort empfängt er einen Brief des Herzogs aus Zürich, von wo dieser bald nach Frankfurt zurückgehen wollte. Bei Übersendung desselben an Frau von Stein bemerkt Goethe: „Du wirst sehen, daß ihm wohl ist. Möge diese Reise zur Berichtigung seines Wesens beitragen!“ Er hoffte, daß sie ihn von dem Drange nach großer Politik heilen werde. In seiner Erwiderung vom 26. teilte Goethe ihm mancherlei mit. Das zweideutige Benehmen Frankreichs machte bei dem zwischen Österreich und Holland drohenden Kriege manchen besorgt. Holland wollte sogar in Deutschland Truppen werben, und durch ein sonderbares Spiel des Schicksals teilte der aus Afrika zurückgekehrte Einsiedel als Vertreter der holländischen Regierung die Bedingungen für die anzuwerbenden Hülfstruppen in Weimar mit. „Wir fahren indessen mit unsern Ameisenbemühungen fort, als wenn es gar keine Erdbeben gäbe“, schreibt Goethe. Wegen des Steigens und Fallens der Fruchtpreise, des zu befürchtenden Mangels und der dadurch notwendigen Sperre herrschte viel Sorge. Von Gotha aus war ein Vorschlag gemacht worden, den Goethe sehr eigennützig fand. Er glaubte, die sehr gefallenen Preise würden zu Weihnachten und später steigen. Die Kammer hielt schon seit einiger Zeit mit dem Verkaufe guten Kornes inne; nach Abzug aller Bedürfnisse werde man, meinte er, 9 bis 10 tausend Scheffel zu verkaufen haben. Schubart hatte einen Ausfall auf das Weimarische Reglement gemacht, das Goethe längst für schlecht gehalten; aber der Fehler liege darin, daß man überhaupt unter den bestehenden Umständen eines gemacht habe. „Man muß Hindernisse wegnehmen, Begriffe aufklären, Beispiele geben, als Teilhaber zu interessieren suchen. Das ist freilich beschwerlicher als befehlen, indessen die einzige Art, in einer so wichtigen Sache zum Zwecke zu gelangen, und nicht verändern wollen, sondern verändern. Ich habe zu dieser Handlung ein besonder Concilium bestellt, welches sich lustig ausnimmt: der Assessor Büttner, der Kammerkalkulator Trauter, der Heichelheimer Pachter, der Postmeister Lüttich, der selbst schon in der Stille diese Proben durchgemacht hat.“ In Jena sei nunmehr alles berichtigt und fast vollendet, meldet er weiter; der ganze Aufwand werde auf 4000 Thaler steigen. Knebel finde sich nach und nach in die Einsamkeit und in die Naturlehre. Diese Wissenschaft werde ihm von großem Nutzen sein, da sie sicher, wahr, mannigfaltig, lebendig, immer, wie man sie auch treiben möge, befriedigend und doch unendlich sei. Auch berichtet er über

einen in französischen Diensten stehenden Grafen Morelli, der vielfache Empfehlungen hatte, aber dem Herzog von Braunschweig verdächtig geworden war. Goethe hielt, ohne davon zu wissen, den durch musikalische Begabung und leichtes, geselliges Wesen ausgezeichneten Mann, den er gleich einmal zu sich eingeladen hatte, für einen ziemlich klugen Abenteurer, der die Schwächen der Menschen leicht auffinde und sich in sie zu finden wisse. Er blieb bis zum 26. Februar, ohne bei Karl August seinen Zweck zu erreichen. Der Herzog von Braunschweig wünschte diesem Glück zu seiner Entfernung. Von sich schreibt Goethe dem Herzog, er lebe, insofern es die Umstände erlaubten, nach Vorschrift seines Genius und befinde sich wohler als sonst in diesem Monat.

Der Herzog war auf der Rückreise aus der Schweiz zu Mannheim mit dem Markgrafen von Baden und Edelsheim zusammengetroffen, die eine ausführliche, mit Urkunden versehene Erklärung an den Prinzen von Preußen aufsetzten zur Entkräftung der vom Herzog von Zweibrücken ihnen gemachten Vorwürfe. Karl August verglich selbst die Urkunden, um deren Echtheit verbürgen zu können. Von Mannheim reiste er mit Edelsheim nach Frankfurt. Der Badische Minister hatte im nahen Höchst mit dem Mainzischen Staatsrat von Diel und dem geistlichen Rate Heimes eine Zusammenkunft, worin diese erklärten, der Kurfürst, die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg und andere Bischöfe seien bereit, sich gegen die Übergriffe des Kaisers zu vereinigen, und sie wünschten eine Zusammenkunft des Markgrafen mit ihrem Kurfürsten, der zu diesem das größte Vertrauen von allen Fürsten der Union habe. Da eine Zusammenkunft des Kurfürsten mit dem Markgrafen, die bisher in keiner Verbindung miteinander gestanden, auffallend sein würde, so bestimmte Edelsheim den Herzog von Weimar zu einem Besuche des Kurfürsten, der kein Aufsehen erregen könne, da dieser mit Mainz, dem Kurfürsten und dessen Bruder in Würzburg bekannt war. Sie kamen darin überein, wie weit man in der Eröffnung der Absichten der weltlichen Fürsten gehe. Der Herzog begab sich nach Mainz, wo er ruhig die Zeit einer Einladung von seiten des Kurfürsten erwartete, der seine Anwesenheit bald erfahren mußte. Bei diesem Besuche aber wollte sich trotz aller Freundlichkeit keine Gelegenheit zu vertraulicher Äußerung über die Lage der Reichsstände finden, und da der Kurfürst am andern Tage erkrankte, verließ der Herzog Mainz, ärgerlich, daß er seinen Zweck verfehlt habe. Eine Woche später erhielt er von Mainzer Freunden die Einladung zu einem Maskenballe. Da der Kurfürst seine Rückkunft erfuhr, lud er ihn zu sich ein, wo er sich denn offener zeigte. Er sagte ihm alles, was Edelsheim vom Staatsrat von Diel vernommen hatte, nur nicht, was dieser gestanden, daß sie der Wahl des Prinzen von

Preußen zum römischen Könige nicht entgegen wären, wenn dieser katholisch würde. Sie schieden mit dem Versprechen, sich im Frühling wiederzusehen, und sich mitzuteilen, was sie bis dahin erführen; zur bestimmten Erklärung seines Anschlusses an die weltlichen Fürsten konnte der Herzog den Kurfürsten nicht bestimmen. Indessen war doch eine Verbindung angebahnt.

Am 3. Dezember sprach Karl August von Darmstadt aus gegen Goethe den Wunsch aus, er möge zu seiner Mutter, bei welcher er kürzlich gefrühstückt hatte, nach Frankfurt kommen, um von dort, wie nach der Schweizerreise, mit ihm zurückzukehren. Dieser aber entschuldigte sich nach reiflicher Erwägung, wie unangenehm dies auch Karl August sein mußte. Von den „vielen innern und äußern Ursachen“ die ihn abhielten, nennt seine Erwiderung nur eine: „Mich heißt das Herz das Jahr in Sammlung zu schließen: ich vollende mancherlei im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer stillen Thätigkeit aufs nächste vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel; der Haushalt ist eng und die Seele unersättlich .... Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so festhänge.“ In einem Briefe an Frau von Stein nennt er als Bestimmungsgründe das Wetter, die Jahreszeit, sein Befinden und die bösen Erinnerungen an den Aufenthalt bei den kleinen Höfen Ende 1779 und anfangs 1780.

Seckendorff hatte unterdessen sich an den Herzog mit der Bitte gewandt, ihn zu entlassen, wenn er eine Anstellung am Berliner Hofe erhalte, wozu ihm Graf Görtz Aussicht eröffnet hatte. Karl August ging darauf ein, wahrte aber zugleich vorläufig seine Rechte auf ihn. In dem Briefe, den dieser von Darmstadt aus den 8. an Knebel schrieb, gedachte er des Nutzens der Naturwissenschaft für unsere Zeit, ohne Zweifel durch Goethes Mitteilung veranlaßt, dieser neige jetzt zu derselben hin. „Sie muß doch endlich“, hieß es hier, „die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, beständigen Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.“ Leider stand diese Äußerung mit dem Hange des Herzogs zu Abenteuerlichem, Außerordentlichem in Widerspruch. Knebel erwiderte dem Herzog, er könne nicht finden, daß wir durch unsere tiefere Naturkenntnis glücklicher geworden. Goethe war von der Äußerung des Herzogs, die Knebel ihm mitgeteilt, sehr überrascht,

da Karl Augusts Organe ihm am wenigsten vorbereitet geschienen, das Wehen des Naturgeistes zu vernehmen. Daß seine eigene Bemerkung an diesen dazu die Veranlassung gegeben, ahnte er nicht. Er gab sich unterdessen eifrig seinen Geschäften und Neigungen hin und genoß das reinste Glück in seinem engen Kreise, so weit es das Dezemberwetter gestattete. Als er am 19. seine osteologische Abhandlung in Loders von Herder durchgesehener lateinischer Übersetzung an Merck sandte, bat er diesen um ein aufrichtig Wort über den Herzog und den Eindruck, den dieser in Darmstadt gemacht. Karl August selbst berichtete Goethe von seinem großen Vergnügen an der schönen Schweinsjagd. Die Kunde davon erregte in Weimar um so größern Unmut, als man dort über den Schaden erbittert war, den die am Ettersberg seit ein paar Jahren gehegten wilden Schweine anrichteten. Goethe benutzte am 26. seine Antwort auf einen vor kurzem vom Herzog empfangenen Brief zu einer ernst dringenden Hindeutung, wie sehr dieser sich durch jene Schweinekolonie, von der er selbst ihm entschieden abgeraten, bei seinen Unterthanen schade, die freilich einen großen Teil der Schuld auf seine selbst darüber empörten Räte schöben. Die meisterhafte Mahnung gereicht dem Geiste und Herzen des Dichters, der schon in der Ode „Harzreise im Winter“ dieses Unheils des Landmanns gedacht hatte, zu gleicher Ehre. „Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen“, beginnt er, „und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. Ungern erwähne ich diese Tiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestiert, und es einer Rechthaberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fast gelobtes Stillschweigen [er hatte sich vorgenommen, weiter keine Vorstellungen zu machen gegen einen vom Herzog hartnäckig festgehaltenen Entschluß] zu brechen, und ich schreibe lieber; denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen bei Ihrer Rückkehr vorgebracht werden [was er durch des Herzogs freiwillige Abstellung der Beschwerde verhindern will]. Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Herde zu unserer Gegend sag' ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, alles vereinigt sich in dem Wunsche, diese Gäste vertilgt zu sehen. Von der Regierung zu Erfurt ist ein Kommunikat deswegen an die unsrige ergangen. Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie [illegible] als wenn die Tiere

wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, andere gleichsam nur ungern, und alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unrecht, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrtum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen ganz widerspricht. Der Landkommissär [Batty] hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei, und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Kreaturen völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusamt den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Kultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüt ihre Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ists gewiß; mit welchen Übeln hat er zu kämpfen! Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so manchem entsagen sehen, und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüts, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinette mit doppelter Freude aufzustellen." Damit er den Stachel, der für den Herzog in der Sache lag, noch mehr abstumpfe, fügte er hinzu, nur die Gemütslage, in welcher er sich durch einen anfangs scherzhaften Gedanken versetzt, habe ihn zu dieser Vorstellung vermocht. „Ich überdachte die neun Jahre Zeit, die ich hier zugebracht habe, und die mancherlei Epochen meiner Gedankensart; ich suchte mir das Vergangene recht deutlich zu machen und einen klaren Begriff vom Gegenwärtigen zu fassen, und nach allerlei Betrachtungen nahm ich mir vor, mir einzubilden, als wenn ich erst jetzt an diesen Ort käme, erst jetzt in einen Dienst träte, wo mir Personen und Sachen zwar bekannt, die Kraft aber und der Wunsch zu wirken noch neu seien. Ich betrachtete nun alles aus diesem Gesichtspunkte: die Idee heiterte mich auf, unterhielt mich, und zwar nicht ohne Nutzen, und ich konnte es um so eher, da ich von keinem widrigen Verhältnis etwas leide und wirklich in eine reine Zukunft trete." Unter den weitern Mitteilungen, die er dem Herzog macht, ist die bedeutendste, daß Seckendorff am folgenden Tage nach Berlin gehe, wo aber, nach seiner eigenen Angabe, seine Aussichten noch sehr entfernt seien. Der, um den Herzog nicht zu verfehlen, nach Eisenach gehende Brief schließt mit

der feinen Hindeutung, daß diesem Weimar vor allem am Herzen liege. „Seien Sie uns also bei sich willkommen und langen bald wohl und vergnügt in dem Kreise an, der Ihnen doch der nächste ist und bleibt."

Der Herzog ließ das über sein langes Ausbleiben verstimmte, um die Zukunft besorgte Land wegen der Rückkunft in Ungewißheit. Den 3. Januar schreibt Wieland an Merck: „Ich bin begierig zu sehen, wie ihm diese lange Abwesenheit zugeschlagen hat, und ob das, was er bei diesem Vagieren für seine eigene Person gewonnen hat, wenigstens für etwas an dem Schaden gelten kann, der seinem Lande durch eine so lange Abwesenheit und durch so viel fortgehendes und nicht wiederkommendes baares Geld zuwächst. Der lange Aufenthalt an gewissen Höfen und die Schweinsjagden dürften eben nicht von guter Vorbedeutung sein. Wir wollen aber auch über diesen Punkt so lange das Beste hoffen, bis uns der Hals völlig zugeschnürt wird. Bisher ist die Herzogin-Mutter [deren Hauptunterhaltung jetzt die Musik bildete] unser einziger Trost gewesen." Drei Tage später äußerte Goethe gegen Knebel, der Herzog mache noch keine Miene zu kommen. Am 8. besuchte er den Freund zu Jena, wo er sich wieder im Naturalienkabinett etwas zu Gute that. Den 10. ritten sie zusammen nach Weimar; auf der Mitte des Weges wurden sie von Frau von Stein, Herder und dessen Gattin empfangen. Endlich am folgenden Abend kam der Herzog zurück. Er hatte in Darmstadt schon am 27. Dezember Schiller, der ihm den Anfang seines „Don Carlos" am Hofe vorgelesen, den Ratstitel erteilt.

Mehr als die Verhandlungen der Reichsfürsten untereinander hatte unterdessen das Vorgehen Österreichs beim Herzog von Zweibrücken gewirkt. Der russische Gesandte beim oberrheinischen Kreise hatte diesen auf die Notwendigkeit hingewiesen, sich seine Anwartschaft auf Baiern vom Kaiser abkaufen zu lassen. In größter Bestürzung wandte er sich den 3. Januar an Friedrich den Großen mit der Bitte, die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das er schon einmal so großmütig errettet habe. Der König geriet in Wut über diese „unbändige Räuberei des verfluchten Wiener Tyrannen", und so geschahen alle Schritte, diesen saubern Plan zu hintertreiben, wozu der beabsichtigte Fürstenbund eine um so erwünschtere Handhabe bot, als Minister Herzberg bereits die Unterhandlungen mit den beiden mächtigen weltlichen Kurfürsten begonnen hatte. Karl August berichtete über den Erfolg seiner Reise an den Prinzen von Preußen und den Herzog von Braunschweig, am ausführlichsten an den erstern, den er bat, was freilich längst geschehen, den König im allgemeinen mit den Bestrebungen der weltlichen Fürsten bekannt zu machen. Daneben nahmen seine eigenen Geschäfte Karl August in Anspruch; auch hielt ihn, wie das ganze Land, die in etwa sechs Wochen

erwartete Niederkunft der Herzogin, welche diesmal sich nach den Vorschriften des Kasseler Geburtshelfers Stein richtete, in großer Spannung. Die Redouten entbehrten deshalb des gewohnten bewegten Lebens. Goethe dachte um so weniger daran, sie dichterisch zu heben, als die Wünsche, die er im vorigen Jahre bei der Huldigung seines „Planetentanzes“ ausgesprochen hatte, durch den plötzlichen Tod der jungen Prinzessin ihm so arg verbittert worden waren; auch eine dramatische Dichtung zum Kirchgange lag ihm fern, da er den Ausgang der erwarteten Niederkunft fürchtete, und für eine Zauberoper auf dem Theater hatte schon Seckendorff vor seinem Abgange nach Berlin gesorgt. Dichterisch beschäftigten ihn nur seine „Geheimnisse“, deren Vollendung er Frau von Stein zugesagt hatte. Aber auch diese schlichen nur langsam voran, da neben seinen Geschäften, „dem stillen Chaos, das sich immer schöner sonderte und im Werden reinigte“, ihn die metallischen Vegetationen, die Übergänge des Metallischen in das Pflanzenreich, lebhaft in Anspruch nahmen. Keine Silbe Metaphysik wollte er schreiben, wie er Jacobi vertraute, ehe er das Physische abgethan, worin er so fleißig sei, wie es seine Zeit und der Zustand seines hin und her gezerrten Gemütes leide. In voller Blüte stand seine Vereinigung mit Herder, der ihm Weihnachten zum Geburtstage der Frau von Stein einen Spinoza verehrt hatte. In den Widmungsversen hieß es:

Deinem und unserm Freund sollt' heut den heil'gen Spinoza
  Als ein Freundesgeschenk bringen der heilige Christ . . . .
Reich' ihm seinen Weisen, den du gefällig ihm machtest,
  Und Spinoza sei euch immer der heilige Christ.

Der Herzog lud Goethe auf den Abend des 1. Februar ein, wo er ihm und seiner Gattin etwas vorlesen solle; er wählte dazu die Operette „Scherz, List und Rache“. Schon am 7. schrieb der Herzog von Braunschweig, welcher Karl Augusts weise Mäßigung in Mainz bewunderte: der zum Gesandten nach Franken bestimmte Seckendorff werde nächstens mit sehr patriotischen Aufträgen ins Reich gehen und wahrscheinlich auch seine Aufwartung in Weimar machen. Fastnacht ging stille vorüber. Goethe betrieb damals die Zerschlagung der Güter, weshalb er Merck um einen Aufsatz über die beste Art derselben bat, da diese bei ihnen etwas Gemeines sei. Sie hätten ziemlich vorgearbeitet, bemerkte er; die Sache sei zwar simpel, doch wünschte er, daß ihr erster Versuch, den sie mit einem sehr ansehnlichen Gute machten, zum besten ausfiele; er wollte sich deshalb auch an den darmstädtischen Kammerrat Martin wenden. Der Jahresbericht über den Fortgang des Ilmenauer Bergwerkes bis zum Ende des vorigen Jahres mußte jetzt geliefert

werden; dieser erschien am Jahrestage der Wiedereröffnung des neuen Schachtes, am 24. Februar, im Namen der beiden Kommissarien. Über diesen und den im erforderlichen Stand gehaltenen tiefen Martinröder Stollen, den die Bergwerkskommission selbst befahren hatte, war bloß Gutes zu berichten. Sämtliche Ausgaben beliefen sich nur auf etwa 2900 Thaler. Man hatte neben andern Erleichterungen der Bergleute auch ein Getreidemagazin aus dem herrschaftlichen Kornvorrat errichtet, wo diese ihre Frucht zu mäßigen Preisen erhielten. In seinen Geschäften gehe es ihm so gut von statten, schrieb Goethe am 19. der Freundin, daß er gegen sonst im Himmel zu sein meine.

Vier Tage vorher empfing der Herzog Seckendorff, der am 18. feierlich als Kammerherr entlassen worden war, als Preußischen Kammerherrn und Gesandten beim Fränkischen Kreise, der aber auch zugleich für die Sächsischen Höfe beauftragt war, da man sich dieser versichern wollte, besonders des Herzogs von Weimar als des bedeutendsten Förderers des Fürstenbundes. Herder war damals äußerst verstimmt und nicht weniger Goethe, weil ihm des Herzogs leidenschaftliche Teilnahme am Fürstenbunde, der ein Mittel in der Hand Preußens werde, für das Land schädlich schien. Daß er damals sehr mit Geschäften überhäuft war, zeigt die Datierung der Zeilen vom 20.: „Gegeben vom Rade Ixions“, womit er die mit hohem Beifall gelesene Handschrift des achten Buches der „Ideen“ an Herder zurücksandte. Dieser bedurfte des warmen Beifalls gar sehr, da eine scharfe Beurteilung des ersten Teiles in der neuerdings zu Jena begonnenen „Allgemeinen Litteraturzeitung“ ihn tief verletzt hatte. Von der Begeisterung, mit welcher der Herzog von Gotha für den Fürstenbund schwärmte, zeugt dessen Erwiderung vom 24. auf einen Brief Karl Augusts. Dort heißt es: „Ich beharre fest und stehe auf der Meinung, daß Wir deutsche Fürsten eine armée auf die Beine stellen müssen, um unsere Länder, unsere Personen vor dem Joche des Josephs zu sichern; niemand anders als Ihr Herr oncle, der regierende Herzog von Braunschweig, darf sie kommandieren und ich werde mirs zu Ehre rechnen, unter seiner Anführung zu dienen.“

Noch ehe die Unterhandlungen mit Seckendorff begonnen hatten, am Morgen des 26., wurde das Land durch die unglückliche Niederkunft der Herzogin (das Kind starb gleich nach der Geburt) in Trauer versetzt, da man auf einen zweiten, starken Prinzen gehofft hatte. Auch diesmal mußte Goethe das wegen des Trauerfalls Nötige besorgen. Am Abend des 27. kam der über den Verlust seiner vertrauten Freundin Auguste Schneider untröstliche, aber für die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung feurig einstehende Herzog von Gotha. In der Frühe des nächsten Morgens fand die Beerdigung des Kindes statt. Da die Verhandlungen geheim gehalten wurden, so mußte

sich Goethe dazu hergeben, ein langes französisches Aktenstück abzuschreiben. Noch ist seine Abschrift des Gesprächs erhalten, welches sein Schwager Schlosser im Januar 1784 mit dem Prätor Gérard in Straßburg über den Fürstenbund gehalten; Karl August hatte es von Edelsheim empfangen. Die Abschrift muß um diese Zeit fallen. Von der Konferenz des 2. März, bei welcher der Herzog von Gotha und Goethe anwesend waren, bemerkte der letztere launig, sie sei ihm eine der besten Szenen wert; denn die Welt- und Menschenhändel seien absolut nur zur dramatischen Dichtkunst zu gebrauchen. So setzte er sich über seinen Ärger hinweg.

Erst am 5. konnte er den lange vorgehabten Ausflug nach Jena machen, wo er einige zurückgelegte Sachen durchdenken und ausarbeiten wollte. Die Stunden, welche ihm davon frei blieben, wurden dem Naturalienkabinett, der Bibliothek und der Unterhaltung über naturwissenschaftliche Dinge gewidmet. Besonders war es ihm um die Lehre von den Samen zu thun. Kokusnüsse wurden zerschnitten, um die Anfänge dieses merkwürdigen Baumes zu untersuchen. Der Herzog kam auch eines Morgens, reiste aber nachmittags wieder ab; er ging mit den Freunden spazieren, auch wurde ein Luftballon aufgelassen, aber zu bedeutenden Gesprächen kam es nicht. Obgleich Goethe seine Arbeit noch lange nicht vollendet hatte, trieb ihn doch die Liebe schon am 12. nach Weimar zurück, wo er sich sehr zurückhielt. Bei der Schlittenfahrt, die der Herzog am Mittag des 14. mit Damen und Herren nach Tiefurt machte, fehlte er. Am 18. trat Seckendorff seine Rundreise in Sachen des Fürstenbundes an; Goethe, der nichts Gutes davon erwartete, hatte ihn drei Tage vorher besucht. Die innigste Seelengemeinschaft mit Herder dauerte fort. Dieser nahm auch seinen Rat wegen des neunten Buches der „Ideen“ in Anspruch, wo von den Regierungen als festgestellten Ordnungen unter den Menschen die Rede war. Das, was er darüber zu sagen hatte, legte ihm große Rücksichten auf. „Lügen will und kann ich nicht“, hatte er darüber an Knebel geschrieben; „darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit.“ Goethe wird ihn bestimmt haben die volle Wahrheit, aber ohne Bitterkeit zu sagen und ohne irgend eine Folge derselben anzudeuten. Karl August selbst dachte darüber freisinnig genug und war fern von der eitlen Annahme eines eigenen göttlichen Rechtes der Fürsten.

Während Goethe einige Tage das Zimmer hütete, erhielt er vom Herzog einen längern Besuch, um sich, so schreibt er an Frau von Stein, in einer Sache raten zu lassen, die schon durch Leidenschaft ausgemacht war. Es handelte sich wohl um das Versprechen, mit seinen Truppen zum Bunde zu stehen. Noch vor dem Kirchgange der Herzogin, am 26., reiste Karl August mit

zwei Bedienten nach Leipzig, wohl auch nach Dresden, da es sich um den Beitritt Kursachsens handelte. Seine Erbitterung spricht Goethe am 2. April gegen Knebel in den Worten aus: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguiert mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ist, als wenn ich mit ihnen träumte [da er sich auch dadurch in seinem Wirken gehindert fühlt]. Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug! Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf anderer Unkosten machen möchten. Ich habe auf dieses Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige dich auch dieses Kreuz auf dich zu nehmen und mir nachzufolgen.“ Das abenteuerliche Verfolgen großer Pläne zu einer Fürsteneinigung zum Vorteil Preußens schien ihm eine Thorheit, da jeder kleine Fürst in seinem eigenen Staate so viel zu thun habe. Welche Kriegslust in die Fürsten gefahren war, sahen wir aus dem Briefe des Herzogs von Gotha. In diesem lesen wir auch: „Noch fließt deutsches Blut in meinen Adern und gerne werde ichs für Vaterland vergießen, auch lieber unter den Trümmern der Reichsverfassung mein Grab suchen und finden, als mich unthätig und kleinmütiger Weise unter ein schändliches Joch schmiegen.“ Solche Redensarten waren Goethe ekelhaft. Dieser trieb unentwegt die ihm obliegenden Geschäfte, neben denen besonders das Pflanzenreich ihn anzog, wobei ihm der Hofgärtner Reichert in Belvedere sich hülfreich erwies. So begann er denn seine Abhandlung über die Pflanzenbildung zu diktieren, während Karl August sich mit der höhern Politik abgab. Aber dessen längere Abwesenheit erregte in Weimar große Unzufriedenheit. Man beschwerte sich auch darüber, daß die Kanzlerstelle noch unbesetzt sei, ja es entstand das geradezu tolle Gerücht, der vom Herzog gehaßte Moser sei dazu bestimmt.

Bei seiner Rückkehr, am Mittag des 10., fand er Goethe krank, doch am 14. war dieser wieder hergestellt, nur vermißte er noch eine gewisse Elastizität des Gemütes. Am Abend des 15. speiste der Herzog mit Frau von Stein und Knebel bei ihm, aber noch am 23. fühlte er sich nicht freudig; außer dem Wetter drückte ihn des Herzogs politisches Treiben, das kein offenes Vertrauen aufkommen ließ. Trotz des in Jena wachsenden Wassers bleibt er am 20. in Weimar und überläßt die Sache dem Hauptmann Castrop, was er bei guter Gesundheit und Stimmung nicht gethan hätte. Wie sehr die Freundin um ihn besorgt war, zeigt seine gleichzeitige Versicherung: „Wir wollen immer zusammen bleiben, meine Liebe; darüber sei ohne Sorge!“ Die Verbindung mit auswärtigen Freunden hatte er eingestellt. Am 24. meldet er Frau von Stein, er wolle am nächsten Tage nach Jena

gehen, „wegen der Wasserbaue und anderer Dinge willen“, aber nicht diese, sondern Mißmut und Verzweiflung trieben ihn fort, da er den Herzog sich entfremdet und von seinen auswärtigen Plänen hingerissen fühlte, die für das Land und ihn verderblich werden könnten. Da er die Nacht über blieb, bat er die Freundin, ihn am folgenden Tage abzuholen; dem Herzog möge sie sagen, daß er erst an diesem zurückkehre. Seine Stimmung verrät sich in den Zeilen an Knebel vom 30.: „Wie gut es ist, vertraulich über seinen Zustand mit Freunden hin und widerreden! Ich ging mit viel freierm Mute von dir weg, und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte. Ich danke dir, daß du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in dein Dasein verwebt bin; fern sei es von mir, solche Bande vorsätzlich zu trennen.“ Sie hatten verabredet, im Sommer zusammen durch das Fichtelgebirge nach Karlsbad zu gehen, wohin auch Frau von Stein und Herder mit seiner Gattin sich begeben wollten. Knebel verrät dem beiderseitigen Freunde Herder eine Woche später: „Goethe hat sich hier wieder etwas Mut geholt. Er giebt sich selbsten, was er empfängt, aber er weiß sich doch sehr glücklich zu nehmen und sein Herz hat einen tiefen Ton der Freundschaft. Sein reifendes Gefühl für das, was menschlich im Leben ist, nimmt ihm nachgerade alle Freude seines politischen Zustandes. Dies ist nicht trostvoll, weder für seine Freunde, noch für das armselige Land.“ Noch am 7. Mai klagte er Knebel, er flicke an dem Bettlermantel, der ihm von der Schulter zu fallen drohe. Und wie wenig es ihm gelang, wieder frischen Mut zu fassen, zeigt die Äußerung vom 15. an die Freundin, die nebst Herder und Knebel ihn allein in Weimar festhielt: „Wir müssen noch eine Zeit zusehen, und dann wird sichs geben.“ Da er zu nichts anderm sich gestimmt fühlte, ordnete er seine aus dem Harz mitgebrachten Steine. Eine solche mechanische Thätigkeit war ihm immerfort ein Hausmittel, um sich zu beruhigen. Einige seiner Steine nebst ein paar mineralogischen Büchern schickte er schon den 7. an Knebel, den er zugleich bat, vor der Karlsbader Reise auf einige Tage nach Weimar zu kommen, um die Gebirgslehre zusammen durchzusprechen und sich so auf ihre mineralogische Wanderung vorzubereiten. Auch solle er zu oder nach Pfingsten mit ihm nach Ilmenau. Dieser Gedanke erfreute ihn so, daß er ihm schon am folgenden Tage einige Ilmenauische Mineralien schickte: vielleicht hole er ihn nach Pfingsten ab, um mit ihm durch den Saalgrund nach Ilmenau zu gehen. Dem Herzog stand er fern, da dasjenige, was diesem besonders am Herzen lag, ihm widerwärtig war. Ganz natürlich war es, daß dieser sich nicht an ihn, sondern an Wieland wandte, um ein sachkundiges Urteil über die Szenen des „Don Karlos“ zu erhalten, welche Schiller im ersten, ihm als „dem edelsten von Deutschlands Fürsten und

dem gefühltesten Freunde der Musen", der jetzt auch der seinige sein wolle, gewidmeten Hefte der „Thalia" veröffentlicht hatte.

Doch Karl August rüstete sich schon wieder zur Abreise. Auch diesmal betrieb er die Geschäfte des Fürstenbundes, dessen Gründung damals Preußen lebhaft beschäftigte. Der arme Seckendorff war bereits am 26. April in Ansbach einem Lungenleiden erlegen; an seine Stelle trat ein Bruder der Frau von Werther in Neuenheilingen, Oberbergrat von Stein, dessen Bruder Oberst in Potsdam war. Am 20. Mai schrieb der Herzog an Lavater: „In ein paar Tagen gehe ich ins Reich, Frankfurt, Darmstadt; aus dem Reiche geh' ich ins Pyrmonter und Meinberger Bad, um meine sehr kränkelnde Frau herzustellen und meine gesteiften und gestauchten Glieder zu biegen. Goethe ist den Winter wohl (?), das Frühjahr aber krank gewesen. Jede kleine Umwandlung drückt ihn wie ein ausländisches Gewächs, er braucht dann lange, um sich zu erholen. Künftigen Monat geht er ins Karlsbad; das soll ihm gut thun, hoffe ich." Seine diplomatische Absicht mußte er verschweigen. Der Prinz von Preußen, dem er seinen Reiseplan mitgeteilt, erwiderte ihm freundlich am 22.: „Ich bin erfreut, daß Sie den Kurfürsten von Mainz sehen. Er muß die besten Gesinnungen haben und Ihre Anwesenheit wird dazu beitragen, ihn darin zu erhalten, besonders wenn Sie ihm mitteilen, daß der Bund sich immer mehr befestigt." Er meldete ihm, daß Kaunitz, um diesen zu sprengen, alle Mittel in Bewegung setze, und deshalb Graf Trautmannsdorf nach Mainz sende, aber der Kurfürst werde sich hoffentlich gut halten. Der Ort der Zusammenkunft der Gesandten von Preußen, Kursachsen und Hannover sei noch nicht bestimmt; man müsse letzterm einen deutlichen Anteil an der Leitung geben, um es zunächst in guter Stimmung zu erhalten. Karl August erkannte Goethes treues Handeln zum Besten des Landes dankbar an, auch wohl, daß dessen Widerwille gegen seine politische Wirksamkeit nach außen aus tiefster Seele floß: um ihm ein Zeichen seiner dauernden Gunst zu geben, gab er ihm vor seiner Abreise eine Besoldungszulage von 200 Thaler und ein Geschenk von 40 Louisdor, was Goethe der Frau von Stein mit der Bemerkung meldete, der Herzog sei bekanntlich ein großer Freund der Gewissensreinigungen.

Am 24. Mai verließ der Herzog Weimar; es begleiteten ihn nur drei Bedienten. Die Abreise der Herzogin nach Pyrmont verspätete sich. In Weimar war, wie Wieland an Merck schrieb, das Gerücht verbreitet, Karl August ziehe mit dem Herzog, der, falls dieser Name vom Herziehen oder Herumziehen abzuleiten sei, demselben kein Dementi gebe, und mit dessen Waffenbruder oder Schildknappen, dem Herzog von Meiningen, im Lande auf und ab, begleite sie wenigstens nach der Düsseldorfer Galerie. Merck ging später mit

dem Herzog von Gotha nach Holland. Goethe hielt sich an seine Geschäfte, unter denen noch immer die Zerschlagung der Güter einen Hauptgegenstand bildete; er sandte deshalb den Kammerkonsulenten Schwabhäuser nach Darmstadt, der das dortige Zerschlagungswesen in der Nähe sehen sollte. Am 25. Mai ging er auf ein paar Tage nach Jena zu Knebel; in seiner Begleitung war Fritz Stein. Die Tage wurden angenehm verlebt, auch mit Loder manches verhandelt. Am 28., dem Tage vor Pfingsten, holten Frau von Stein und Herder Goethe in Jena ab. Pfingstdienstag, den 31., kam Knebel nach Weimar. Am 2. Juni ritt er mit Goethe nach Ilmenau, wo sie abends in Regen ankamen; später traf der Regierungsrat Voigt mit seinem Bruder, dem Bergsekretär, und Fritz Stein zu Wagen ein. In Ilmenau gab es manches zu thun, aber alles ging gut, da die Arbeit durch gemeinsame Freude an allem, was vorkam, belebt wurde, und die mineralogische Liebhaberei reichliche Nahrung fand. „Es wäre Menschen und Geschäften geholfen, wenn es immer so werden könnte", äußerte Goethe gegen Frau von Stein. Er war wieder so heiter gestimmt, daß er nicht bloß an seiner Gebirgslehre schrieb, sondern auch an „Wilhelm Meister" fortdiktierte. Erst am 16. konnten sie nach Weimar zurückkehren, wo sie die Herzogin noch anwesend fanden. Einen Tag vor der Abreise derselben nach Pyrmont, am 20., begab sich Frau von Stein nach Karlsbad, am 21. folgten ihr Herder und Voigt mit ihren Frauen. Den 22. kam Goethe nach Jena, mit welchem Knebel den nächsten Morgen um 11 Uhr nebst zwei Bedienten nach Neustadt an der Orla fuhr. Die Absicht, von dort sogleich nach dem Fichtelgebirge zu gehen, wurde durch ein sehr angreifendes Backenleiden Goethes vereitelt; erst am 28. konnten sie von Neustadt aufbrechen. Über Schleiz und Hof begaben sie sich nach Markleuthen, von wo sie den ersten Ausflug in die Gebirge machten. Am 4. Juli kamen sie in Zwota an, von wo Goethe einem durchgehenden Postillon einige Zeilen an Frau von Stein mitgab. „Wir kommen von Wunsiedel", schrieb er, „haben die Fichtelberge bestiegen; es ist uns recht wohl gegangen. Ich bin auch wieder ganz wohl. Wir wollen morgen zeitig abfahren, und sind gegen Mittag bei dir." Von Frau von Stein, Herder und Gattin, Voigt, der Gräfin von Bernstorff und vielen andern Freunden und Freundinnen aus Weimar und Jena wurden sie freundlichst empfangen. Es waren glückliche und heitere, auch für Goethes mineralogische Kenntnis sehr förderliche Tage, die sie hier genossen. Unter den fremden Gästen befand sich auch die Gräfin von Werthern-Neuenheilingen, mit der sich Goethe viel vom Herzog unterhielt, ja er konnte auch durch sie diesen grüßen; sie war „die schöne Korrespondentin", deren Goethe gegen ihn gedenkt. Knebel blieb bis zum 28. Herder und Gattin schieden am 1. August,

Frau von Stein bald darauf. Der Herzog erfreute Goethe von Pyrmont aus durch einen recht freundlichen Brief, auf den er erst am Tage vor seiner Abreise, am 17. August, in heiterer Weise erwiderte. Nach dem Danke für seinen Brief, von dem er schon eine Vorempfindung gehabt, und dem Wunsche, daß Reise und Kur ihm und seiner Gemahlin recht wohl bekomme, er ihnen auch einen geschickten Arzt mitbringen möge, berichtete er: „Ich bin während meines hiesigen Aufenthalts in eine solche Faineantise verfallen, die über alle Beschreibung ist. Die Wasser bekommen mir sehr wohl, und auch die Notwendigkeit, unter Menschen zu sein, hat mir wohl gethan. Manche Rostflecken, die eine zu hartnäckige Einsamkeit über uns bringt, schleifen sich da am besten ab. Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen.“ Von Menschen, von denen der Herzog so viel in seiner geistreichen, freilich oft derben Weise berichtet hatte, will er ihn mündlich unterhalten. Beim nochmaligen Durchlesen des Briefes des Herzogs schämt er sich, daß er selbst jetzt so ungeschickt zum Schreiben sei. „Ich danke für Ihren herzlichen Anteil an dem Übel, das mich zu Neustadt acht Tage hielt“, fährt er fort; „es war eine Repetition meiner letzten Krankheit. Wir wollen hoffen, daß es seltener kommen werde. Herder war recht wohl hier und auch meist zufrieden. Er hat sehr gefallen, und man hat ihn außerordentlich distinguiert, besonders Fürst Czartorisky. Die Fürstin Lubomirska, seine Schwester, ist erst vorgestern weg. Weil sie zuletzt fast ganz allein blieb, hab' ich meinen Aufenthalt um acht Tage verlängert. Sie ist eine interessante Frau, wird auch nach Weimar kommen, und sie und ihr Bruder haben, halb Scherz halb Ernst, versichert, daß sie ein Haus dort haben wollten, um eine Zeit des Jahres daselbst zuzubringen. Es wird sich darüber reden lassen, und ich habe die Sache eingeleitet, wie ich erzählen werde.“ In Weimar fehlte es so sehr an passenden Wohnungen für Fremde, daß man noch in diesem Jahre im „Deutschen Museum“ den Vorschlag machte, man solle Geld zusammenschießen, um einige geräumige Häuser für Fremde zu erbauen, deren viele gern den Winter nach Weimar zögen. Auf des Herzogs Erwähnung seiner Neigung zu Elise Gore (die Bekanntschaft derselben in Begleitung ihres Vaters und ihrer jüngern Schwester wird er in Pyrmont gemacht haben) erwidert er: „Viel Glück zur neuen Bekanntschaft der schönen Engländerin! wenn anders Glück genannt werden kann, wieder auf ein gefährliches Meer gesetzt zu werden! Auch ich habe von den „Leiden des jungen Werthers“ manche Leiden und Freuden [heitere Anspielung auf Nicolais Parodie] unter dieser Zeit gehabt [Nachfragen über die zu Grunde liegende Geschichte und Beifallsäußerungen über den Roman]. Ich freue mich nun noch zum Schlusse

auf das Bildchen [eine Szene aus „Werther", von Elise Gore gemalt?], das Sie mir bringen. Die liebe Stein war meist wohl hier und jedermann wollte ihr wohl." Auch den Wunsch Knebels, den Schwager der Frau von Stein, den Major von Imhoff, einen begabten Maler, nach Weimar zu ziehen, bringt er zur Sprache. „Knebel war sehr lieb, treu und gut. Er ist zu Imhoffs, der wirklich sein Gut [Mörlach] verkauft hat und der, wenn man ihm einiges Agrément machte, wohl nach Jena zöge. Knebel läßt sichs recht angelegen sein, um Ihnen auch etwas nütze zu werden, und ich glaube, daß, wenn nur einmal ein Anfang ist, sich in Jena bald ein artiger Kreis versammeln wird." Freilich war Imhoff ein innerlich zerrissener, nichts weniger als wohlthuender Mensch, und Knebel, der selbst ihn eine „halbvergoldete ekelhafte Pille" nennt, wollte nur der liebenswürdigen und gutmütigen Frau eine Wohlthat erzeigen. Weiter teilt er dem Herzoge mit, er habe von ihm durch Edelsheim erfahren, der am 15. angekommen sei, und sie seien sonst im politischen Fach [in der Verwaltung] weit herumspaziert. Durch diesen, wenn nicht schon durch den Herzog selbst oder andere, vernahm er, außer nähern Mitteilungen über Karl August, der sich wieder redlich für den Bund bemüht hatte, auch wohl in Hannover gewesen war, daß am 23. Juli zu Berlin, das man endlich zum Orte der Zusammenkunft bestimmt hatte, wesentlich nach dem Entwurf des Hannoverschen Ministers von Beulwitz ein „Assoziationstraktat" zwischen den Kurfürsten von Brandenburg, Hannover und Sachsen abgeschlossen worden, worin die Aufnahme anderer Reichsstände vorgesehen sei. So war wenigstens etwas erreicht, wenn auch nicht in der von Karl August gewünschten Weise, dieser aber ließ sich dadurch nicht abhalten, weiter für den Fürstenbund zu wirken. Goethe hatte sich mit dem Herzog, trotz ihrer abweichenden Ansichten über seine Betreibung der äußern Politik, jetzt, wo wirklich die kleinern Reichsstände weniger in Betracht kamen (aber ihre Thätigkeit hatte auf die Beseitigung der Beschwerden über die Hinderung des Reichstages gewirkt) so völlig ausgesöhnt, daß er nach der Mitteilung, er werde morgen seine Rückreise über Joachimsthal und Schneeberg antreten, mit dem Wunsche schließen konnte: „Treffen Sie auch glücklich wieder ein und lassen Sie uns jede Neigung, Freude und Hoffnung beim Wiedersehen erneut empfinden. Leben Sie tausendmal wohl."

Vier Tage vor Goethe waren der Herzog und die Herzogin zurückgekehrt. Schon am Tage nach seiner Rückkunft, am 22., speiste Goethe am Hofe. Hier war unterdessen eine neue sparsame Hoforddnung eingetreten, die allgemeines Mißfallen erregte. Die Tafel ward auf dem Zimmer des Herzogs gehalten; regelmäßig wurden nur die drei Hofdamen und zwei Gäste zugezogen, abends fand keine Tafel statt. Die gewöhnlichen Mitesser bei Hofe

erhielten ein Kostgeld. Nachdem der Assoziationsvertrag am 21. genehmigt worden, wurde der Geheimerat von Böhmer zuerst nach Weimar gesandt. Der Fürst und der Prinz von Dessau sprachen bei Hofe ein. Am 28. und 29. speiste Goethe bei Hofe. Am letzten Tage trat Weimar dem Vertrage bei; Goethe war bei der Verhandlung, konnte aber dem ausgesprochenen Willen des Herzogs nicht widerstreben. Seine arge Verstimmung spricht sich am 1. September in der Äußerung an Knebel aus: „Hier gehts im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte, und leider keinen Grund hat. Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde!“ Am 30. war Prinz August von Gotha zu längerm Besuche gekommen, der Goethe stets lieb war, wenn er auch bei seinem Unmut, der Entbehrung der Gegenwart der Frau von Stein und den während seiner Abwesenheit gehäuften Geschäften anfangs sich weniger ihm hingeben konnte. Am 3. September, dem Geburtstage des Herzogs, fand die Ausstellung der Zeichenschule statt; mittags speiste Goethe mit dem herzoglichen Paare, der Herzogin-Mutter und deren Hofdame, der lustigen Göchhausen, den drei Hofdamen der Herzogin und dem Prinzen, dem auch die neue Einschränkung der Hoftafel auffallen mußte. Der Herzog freute sich der Jagd und der neuern Anlagen im Park, an denen Goethe längst keinen Anteil mehr genommen. Dieser schrieb den 5. der Freundin, er gönne es dem Herzog, daß er in seiner (von dem aus Ansbach verbannten Oberkammerherrn von Pöllnitz ihm geschenkten) Meute glücklich sei. „Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an; es ist immer dasselbe, viel Lärms, um einen Hasen tot zu jagen, und ich brauche beinah so viel, um einen Hasen zu erhalten.“ Drei Tage später vertraut er derselben: „Zu Zeiten seh' ich den Prinzen und unsere Fürsten, wo es dann ganz gut jetzt leben ist. Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenbergs [von Gotha] da waren [am 6.], mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mit gerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen.“ Der Arbeiten, die er jetzt zu leisten hatte, waren, besonders da er auch den abwesenden Amtsgenossen Schnauß vertreten mußte, so viele, daß er, wie gern er auch das schöne Wetter genossen hätte, doch Voigt allein nach Ilmenau gehen ließ. Dieser ward auf Goethes Wunsch auch zum Mitkommissar bei den Ilmenauer Steuerangelegenheiten ernannt. Er selbst kam nur zu einem kurzen Ausflug nach Jena, wo er auch wohl Geschäftliches zu besorgen hatte. Daneben las er mit größtem Anteil Neckers berühmte Schrift über die Finanzverwaltung und dessen Gegner. „Wenn Stahl und Stein so zusammenkommen“, bemerkt er, „springt der Funke hervor, an

dem man sein Licht anzünden kann, wenn man klug ist. Überhaupt ist es in diesen Materien wie in allen: aufs Thun kommt alles an." Daneben machten einige unterhaltende Schriften ihm gute Stunden. Auch gelang es ihm, an „Wilhelm Meister" fortzuschreiben. Manchen in Weimar eintreffenden Besuchen konnte sich Goethe nicht entziehen. Am 14. war der als Professor nach Wilna berufene J. G. Forster nebst seiner jungen Frau, einer Tochter Heynes, mittags bei Hofe, abends mit Herders, Wieland und einer Freundin der Frau Forster bei Goethe. Den 17. kam Edelsheim auf einige Tage als Gast des Hofes. „Sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals", schreibt Goethe der vertrauten Freundin am 20.; „ich kenne keinen klügern Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Könnt' ich nur ein Vierteljahr mit ihm sein! Da er sieht, wie ich die Sachen nehme, so rückt er auch heraus. Er ist höchst fein; ich habe aber nur wenig vor ihm zu verbergen, und das soll er auch nicht vermuten." Ist hier sein Widerwille gegen des Herzogs und Edelsheims Wirken für den Fürstenbund gemeint? Am 18. aß er mit ihm und dem Prinzen bei Hofe. Auch die von Jacobi warm empfohlene Fürstin von Galizin kam mit dem Philosophen Hemsterhuis und dem verdienten frühern Minister Generalvikar von Fürstenberg von Münster, der durch Österreichs Eintreten für seinen Erzherzog Maximilian Franz um die ihm gebührende Koadjutorstelle gekommen war. Leider war die Fürstin anfangs krank. Am Abend des 19. fand sich die Gesellschaft mit Herder nebst Frau und dem Prinzen bei Goethe, Fürstenberg war am 21. und 26. an der Hoftafel. In den letzten Tagen wurde die Fürstin zutraulicher. Goethe mußte seine neue Operette lesen. Um so vorzüglichen Menschen alle Achtung zu bieten, folgte er den Abgereisten nach Jena, wo „zuletzt alles ganz gut ging und ein menschliches Ende gewann". Als er von dort nach Kochberg wollte, sah er sich, da er kein Pferd bekommen konnte, durch das Wetter genötigt, nach Weimar zurückzukehren. In der Nacht wurde er durch Feuerlärm geweckt. Er eilte zur Brandstätte, die in Weimar selbst war. Zu seiner großen Freude bewiesen sich ihre Löschanstalten gut und die Maschinen bewährten sich vortrefflich. Auch auswärts galten die nach langen Versuchen unter Goethes und des Herzogs lebhafter Teilnahme eingerichteten, durch ein „Regulativ" vom vorigen Jahre festgesetzten Feueranstalten als musterhaft, und die von dem Mechanikus Neubert erfundenen wohlfeilen Feuerspritzen als sehr brauchbar. Der Herzog war damals nicht in Weimar. Schon am 28. hatte er sich mit Wedell und Lichtenberg zur Jagd nach Ettersburg begeben; seine Abwesenheit auf der Jagd dauerte längere Zeit, so daß er am 9. Oktober seine Verspätung einer Antwort an Knebel mit einem kleinen Aufenthalt auf dem Lande entschuldigte. Knebel

hatte, da der Herzog sich dazu bereit erklärt, Imhoff einen Jahresgehalt zu geben, die von diesem gewünschte Unterstützung auf 300 Thaler bestimmt, und in der sichern Erwartung, daß dieser darauf eingehen werde, war Frau von Imhoff nach Weimar gekommen. Am 8. hatte sie sich dem Herzog vorgestellt, der den folgenden Tag Knebel für seine Bemühungen dankte, mehrere Gesellschaft nach Weimar zu bringen. „Dein Geschmack ist gut, und ich bin sicher, daß du niemanden, als der uns Ehre macht und moralischen Wert bringt, anwerben wirst.“ Die Seltsamkeit Imhoffs konnte auch dem Herzog nicht unbekannt sein. Doch schrieb er Knebel: „Dem Herrn von Imhoff bin ich bereit, die gewünschten 300 Thaler so lange zu geben, als er in Weimar oder sonst irgendwo in meinem Lande leben wird; nur mache ich mir zur Bedingung, daß er es niemandem sage, daß er diesen Gehalt von mir habe, und daß diese Abgabe also ein unverbrüchliches Geheimnis bleibe [weil die Mißvergnügten ihm diesen Gehalt an einen Fremden, der nichts thue, verübeln würden]. Mit Freuden erwarte ich ihn bei uns.“ Weiter berichtet er: „Das erbärmliche Wetter hält mich doch nicht ab, Hirsche zu schießen [zu Ettersberg], Hasen par force zu jagen und Entwürfe zu Winterarbeiten in meinen Anlagen zu machen. Diesen Winter lass' ich ein Stück Arbeit machen, welches dem Ganzen ein viel anderes Ansehen geben wird, indem es die Spaziergänge der kalten Küche [des untern Teiles des Parkes] mit dem Webicht verbindet, die Wiesen genießbarer macht und dem Exerzierplatz die Unannehmlichkeit nimmt, die er bisher gehabt hat, und ihn dafür zu einem Orte verändern wird, wo man sich künftighin gern aufhalten wird. Viele Menschenhände werden beschäftigt und mehrere Klumpen Erde umgekehrt werden. Die Hölzer, welche ich nun zwei Jahre hintereinander aus England bekommen habe, wachsen in Belvedere vortrefflich; ich hoffe sie füglich fortpflanzen zu können.“ Auch muß er Knebel seine Freude über die erwartete Ankunft des Oberkammerherrn von Pöllnitz aussprechen, der Parforcejagd methodice lehren werde, und seinen Spaß an der Furcht der Damen verraten, daß dieser wie früher Herzog Karl von Sachsen und Kurland, sie sehr genau in der Kenntnis der Hunde, Wildprete und Pferde unterrichten wolle. Auch in Sachen des Fürstenbundes hatte er fortgewirkt und den Markgrafen von Baden zum Beitritt zu bestimmen gesucht. Darüber kam es zu einem kleinen Mißverständnis mit dem Prinzen von Preußen, worüber dieser ihn am Ende des Monats in anerkennendster Weise beruhigte.

Unter Goethes Liebhabereien nahm jetzt die Pflanzenwelt die Hauptstelle ein; auch schrieb er an „Wilhelm Meister“. Ein neues Leben begann für ihn am 12. mit der Rückkehr der Frau von Stein. Ihre Schwester kam mit, um hier mit ihrem Gatten und den drei jüngern Kindern in dem

Wertherschen Hause an der Esplanade ihre Wohnung zu nehmen. Auch hierbei hatte Goethe manches zu besorgen. Am 15. waren der Herzog und die Herzogin von Gotha und die Prinzen von Dessau und Nassau-Saarbrücken bei Hofe. Goethe wird besonders den erstern aufgewartet haben, aber an der Tafel nahm er nicht teil; seit dem 28. September hielt er sich von ihr fünf Wochen lang ganz zurück. Sehr freute ihn die Rückkehr der Fürstin Galizin und ihrer Begleiter, die wohl seinetwegen und wegen der Bekanntschaft seiner Freundin gekommen waren, die sie wirklich bei ihm machten. Leider konnte Herder wenig bei ihnen sein, da er an Rückenschmerz litt. Mit dem Herzog kam er seltener zusammen, doch bestimmte er ihn, der frühern zweiten Gouvernante der verstorbenen Prinzessin, Amalie Seidler, als Hochzeitsgeschenk ein Jahr ihres Gehaltes zu geben. Höchst widerwärtig mußte Goethe der siebenwöchentliche Aufenthalt des Oberkammerherrn von Pöllnitz sein, der am 23. mit einem Hauptmann dieses Namens angekommen war. Am 4. November war er einmal mit den Pöllnitz an der Hoftafel. Dieses ewige Jagen des Herzogs mit solchen Genossen war ihm so widerwärtig, daß er trotz des Winters am 6. nach Ilmenau eilte, das er seit dem Juni nicht mehr gesehen, wenn er auch gute Nachrichten von Voigt erhalten hatte. Eine wahre Lust war es ihm, daß er bei einem Spaziergang den ganzen so lange trockenen Graben hinauf die Wasser, die das Werk treiben sollten, zum erstenmal sich entgegenkommen sah. „Es geht gut, was ich angelegt habe“, schrieb er am 9. der Freundin, „und wird jährlich besser werden. Wenn ich noch eine Zeitlang daure und aushalte, dann kann es wieder eine Weile von selbst gehen. Ach, meine Liebe, wie viel wäre zu thun und wie wenig thun wir!“ Und am folgenden Tage: „Es ist die Art der Geschäfte, daß sie sich vermehren, wie man tiefer hineindringt. Sie machen mir Freude, weil ich auf viele Seiten wirken kann, und wenn man nur Licht wohin bringt, schon viel gethan ist.“ Außer den Geschäften beschäftigten ihn im eingeschneiten Ilmenau Linnés „botanische Philosophie“, die wieder einige artige Ideen in ihm anregte, die Vollendung des sechsten Buches von „Wilhelm Meister“ und eine zweite Operette, die gleichfalls Freund Kayser setzen sollte. Wegen der Aufführung der ersten hatte er sich bereits nach Wien gewendet. Da am 11. seine Geschäfte abgethan waren, wollte er, ehe er nach dem von Pöllnitz beherrschten Weimar zurückkehrte, sich in Gotha auf einige Tage etwas zu gute thun, seinen dortigen Freunden eine Freude machen und an dem Anblick von Tischbeins jenseit der Alpen gemalten Konradin, den der Maler Hackert so günstig beurteilt hatte, sich auf den Thüringischen Winter stärken. An Herder meldete er denselben Tag die Vollendung des sechsten Buches seines Romans, mit dem Wunsche, daß er, wenn er ihn an seinem

Kamine lese, ihnen Freude mache, wie er ihm Sorge gemacht habe, da man, wenn man auf die Reinlichkeit der Kontours sehe, sich nie etwas zu Danke mache. „Meine Sachen gehen hier hübsch und gut; es wird doch, regt sich, entwickelt und ordnet sich. Für das übrige sollen die Götter sorgen.“ Weiter bemerkt er, daß er, um nicht wieder in das verhaßte Ilmthal zu kommen, in Gotha ihren guten Epimetheus (Prinz August), Konradin u. s. w. sehen werde. Dort fand er wieder die freundlichste Aufnahme, freute sich der sonderbaren Art des Prinzen; Konradin zog ihn sehr an, auch die übrigen Schätze des Herzogs und die für ihn aufgestellten physikalischen Instrumente. Man hielt ihn einen Tag länger zurück, so daß er erst am Abend des 16. nach Weimar zurückkehrte.

Der Herzog scheint ihn gleich aufgefordert zu haben ihn nach Berlin zu begleiten; darauf dürfte Goethes Äußerung an Knebel vom 18. deuten, dieser gehe im Januar mit Wedell und Klinkowström dorthin, er selbst aber weiche nicht vom Platze, ehe er nach Karlsbad reise. Der Herzog hatte in Berlin den Wunsch geäußert, den König zu besuchen, in der Hoffnung, man werde ihn zu den Frühjahrsrevuen kommen lassen, die für ihn immer anziehend waren und in eine bessere Jahreszeit fielen; wider Erwarten hatte man ihn zu den Karnevalsfestlichkeiten beschieden, wozu wohl des Prinzen von Preußen Wunsch mitgewirkt hatte, ihn wegen der schwebenden Angelegenheiten des Fürstenbundes zu sprechen. Jedenfalls war es ihm angenehm, persönlich mit dem Prinzen und dem Minister zu verhandeln und den großen König noch einmal zu sehen. „Das zusammengeschmolzene Licht fängt an seinen Leuchter glühend zu machen“, schrieb er an Knebel; „einzelne aufschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an.“ Jetzt kam Goethe auch der Herzogin-Mutter, welche ganz in der Musik lebte, wieder näher, da er Kayser zu fördern suchte. Er dachte damals auch an die Aufführung seines Singspiels in München, weshalb er Knebel um Mitteilungen über den dortigen Zustand der Operette bat. Die Herzogin-Mutter schenkte ihm für Kayser die Partitur von Paisiellos „König Theodor“. Die Geschäfte gingen ihren Gang; sie bildeten ihn, indem er sie bildete, wie er einen Monat später gegen Knebel äußerte. An der Hoftafel ist er selten. Der Dezember bekommt ihm diesmal besser. Am 11. treiben ihn die Geschäfte auf ein paar Tage nach Jena, wo er bei dem schönen Wetter viel im Freien verweilt. Zwar fehlt ihm Knebel, der in München weilt, aber mit Loder, der ihm manches Neue mitteilt, hat er die anregendste Unterhaltung. „Wer doch nur einen aparten Kopf für die Wissenschaften hätte!“ schrieb er der Freundin. An seiner zweiten Operette arbeitete er viel, da die Fortsetzung des Romans stockte. „Meine Sachen gehen gut und



in Ordnung; meine Gegenwart war notwendig", hören wir am 13. Kaum war er am 15. zurückgekehrt, als der Herzog seine Begleitung nach Gotha verlangte. Er ging darauf ein, da, wie er der Freundin meldete, Umstände vorkommen könnten, die eines Dritten Gegenwart nötig machten. Es handelte sich um die Entwicklung des Fürstenbundes. Schon am 20. September war Gotha diesem beigetreten, im Oktober hatten dies der Herzog von Zweibrücken und dessen Bruder Maximilian, der Kurfürst von Mainz, auf den Karl August durch den Gesandten von Stein bedeutend gewirkt hatte, und der Herzog von Braunschweig gethan, im November der Markgraf von Baden und der Landgraf von Hessen-Kassel, erst im Dezember die drei Anhaltischen Fürsten von Köthen, Bernburg und Dessau (Franz von Dessau war zuletzt am 30. Oktober in Weimar gewesen) und der Bischof von Osnabrück. Den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in Pirmasens hielt die Furcht vor den Franzosen zurück, obgleich sein Schwiegersohn den Hof in Darmstadt günstig gestimmt hatte; der Prinz von Preußen wollte wissen, einer seiner Räte sei österreichisch gesinnt. Goethe kehrte von Gotha schon am 20. mit dem Herzog zurück. Den 22. mußte er zur Hoftafel. Am Abend des 23. war bei Hofe Probe von Kaysers Musik zum ersten Akte seiner Operette; Goethe hatte sie vorher mit den Sängern durchgegangen, jetzt wurde sie mit allen Instrumenten aufgeführt und fand allgemeinsten Beifall. Der Herzog, der, im Ärger, daß diesen Winter jedes rege Leben fehle, die Weimarische Gesellschaft für die allerennuyanteste auf dem ganzen Erdboden hielt, bemerkte, das bessere Publikum werde durch Kaysers Komposition und des Waldhornisten Hey vortreffliches Blasen etwas erfrischt. Von Goethes äußerst langem Briefe an Kayser vom 23. ist nur die Nachschrift gedruckt. Im Briefe selbst muß die von Riemer angeführte Stelle sich finden: „Über Ihren zweiten Akt ist nur eine Stimme; man wünscht nichts anderes und nichts besseres. Möchten Sie hören, was Herder darüber sagt, der mir unter allen nahen Musikfreunden der werteste und zuverlässigste ist." Am 30. genehmigte der Herzog durch einen Erlaß an das Oberkonsistorium Herders von diesem empfohlenen neuen Schulplan, zu dessen Ausführung ihm als Ephorus mit voller Anerkennung seines Eifers und seiner Einsichten freie Hand gelassen wurde. Aber freilich war die Anstellung neuer Lehrer so lange ausgeschlossen, bis das dazu nötige Geld vorhanden war. Doch gab der Herzog einen Zuschuß für die von Herder beantragte Schulbibliothek.

Kurz vor der Abreise des Herzogs nach Berlin, am 29., finden wir Dalberg wieder an der Hoftafel. Karl August hatte Veranlassung gehabt, sich für dessen Zuverlässigkeit zu verbürgen, und es stand zu erwarten, daß diese auch in Berlin zur Sprache kommen werde. Für den Fürstenbund war

es von Wichtigkeit, daß man sich auch des Nachfolgers des alten und schwächlichen Kurfürsten von Mainz möglichst versicherte. Dieser selbst wünschte die Wahl eines Koadjutors mit dem Rechte der Nachfolge; da er Dalberg geneigt war, durfte dessen Wahl für unzweifelhaft gelten. Aber dieser war unterdessen unvorsichtig genug gewesen, den Kurfürsten so gegen sich zu verstimmen, daß er jetzt den Domherrn von Dienheim bevorzugte. Herzberg wollte nun Dalbergs Wahl durch seinen Einfluß durchsetzen. Aber dieser erklärte am 30. Oktober dem Minister, sein Gewissen verbiete ihm die Einwilligung zur Beeinflussung der Wahl. Gleichzeitig wandte er sich an Karl August. Er habe vernommen, äußerte er, daß die Gesandten von Berlin und Hannover die Wahl nach ihren patriotischen Gesinnungen lenken wollten, wodurch sie den kaiserlichen Gesandten zu einer entgegengesetzten Wirkung treiben würden. Inständigst bitte er, man möge sich nur dann in das Wahlgeschäft einmischen, wenn andere Höfe ein gleiches thäten. In diesem Sinne hatte Karl August am 3. November an Herzberg geschrieben. Die Domherren hätten ihre eigenen Kaprizen und ließen sich nicht gern beeinflussen, und so erreiche man durch einen Versuch oft das Gegenteil, wie sich in Münster gezeigt habe, wo dadurch Fürstenbergs Wahl hintertrieben worden. Deshalb möge man keinen Schritt zu Gunsten Dalbergs ohne dessen Einwilligung thun. Herzberg entschied ganz in diesem Sinne. Dalberg dankte am 19. November sprach aber auch als Privatmann den Wunsch aus, daß immerhin der Gang des Geschäfts sorgfältig und genau beobachtet werde, da oft ein Schwert das andere in der Scheide halte. Am 6. Dezember meldete er dem Minister, eine Koadjutorwahl stehe so bald nicht zu erwarten. „Großen Höfen bin ich als Privatmann Ehrfurcht schuldig", heißt es weiter. „Deren Versicherung, sich nicht einzumischen, traue ich als ein gutmütiger — aber nicht als ein blinder Mann; auf alles achtsam, würde ich bei jedem ihrem gegenteiligen Schritte meine sonst schwache Stimme so laut erheben, daß sie in ganz Deutschland erschallen sollte." Er schloß mit der Bitte, der preußische und der hannoversche Gesandte möchten auf alle gegenseitigen Schritte wachtsam sein. Fünf Tage später konnte er mitteilen, augenblicklich sei für ihn eine bedeutende Mehrheit im Domkapitel, aber der Kurfürst werde eine Wahl nicht anordnen, ehe er überzeugt sei, daß sein Kandidat gewählt werde. Herzberg erwiderte am 24., man werde keine unechten Mittel zur Lenkung der Wahl gebrauchen und verlasse sich auf den patriotischen und einsichtsvollen Charakter desjenigen, dem man diesen wichtigen Stuhl wünsche. Diesen Brief besaß Dalberg bereits, als er am 29. Dezember zum Herzoge kam.

Am 2. Januar 1786 trat der Herzog mit Wedell und Klinkowström die Reise nach Berlin an. Sie muß über Dessau gegangen sein; denn noch

am 6. schreibt diesem der Prinz von Preußen, er freue sich unendlich, das Vergnügen zu haben, ihn binnen kurzem zu sehen, und er schmeichle sich, daß er schon heute in Dessau angekommen sei. Der König kam wider Erwarten während des Karnevals gar nicht nach Berlin; Prinz Friedrich von Braunschweig hatte den Auftrag Karl August nach Potsdam zu bringen, wo Oberst Stein den Dienst bei ihm versehen sollte. Der Herzog nahm Dalberg beim Prinzen besonders in Schutz. Letzterer schreibt Mitte des Monats an Herzberg, der Herzog scheine viel auf Dalberg zu halten und gebe sich viele Mühe zu beweisen, daß sie ihn nicht kennten, und irrig glaubten, er sei nicht für sie. Gegen den Prinzen, den Minister und seinen frühern Erzieher Staatsminister von Görtz, der eben von Petersburg zurückgekommen war, sprach Karl August sich offen aus, wodurch das auf ihn gesetzte Zutrauen wuchs. Sein Aufenthalt in Berlin verlängerte sich, so daß er nicht vor dem Geburtstage der Herzogin zurückkehren konnte.

Goethe begann das Jahr 1786 unmutig, da er infolge der Krankheit des zweiten Sohnes der Frau von Stein seltener die Abende mit ihr verleben konnte. Am 6. ersuchte er als Vorsteher der Kriegskommission Freund Herder, seinen Schulverbesserungsplan auch auf die Militärschule zu erstrecken, über die er nach Belieben schalten möge; durch den Kriegssekretär Seeger wolle er ihn, wenn es ihm recht sei, in forma darum ersuchen lassen, damit er was zu den Akten bekomme. Auch bat er, ihm in betreff der Erziehung der jungen von Mandersloh zu raten, und er empfahl ihm der Konfirmation wegen den kranken Ernst von Stein. Dabei äußerte er den Wunsch, er möge auch den jetzt dreizehnjährigen Fritz einmal vornehmen, damit man die Zukunft vorbereite und einleite. Darüber wolle er ihm seine Ideen sagen; da er selbst nichts wisse, verstehe er sich auch darauf nicht, was andere und besonders Kinder wissen müßten. Einige Zeit später, als der Garnisoninformator Goethe dringend bat, er möge, da eine Besoldung eben erledigt sei, ihn berücksichtigen, fragte er Herder, ob dies nicht mit der Verbesserung der Garnisonsschule verbunden werden könne.

Obgleich er sich wieder nicht ganz wohl fühlte, hielt er sich fleißig an die Geschäfte, die zuweilen seinen lebhaften Anteil erregten. Um frische Luft zu genießen, fährt er am 10. nach Jena, wo er bei dem großen Wasser die Wirkung ihrer neuen Bauten beobachten will. Den folgenden Mittag ist er an der Hoftafel, den 12. zieht es ihn wieder nach Jena. Jetzt war auch endlich Major von Imhoff angekommen, der sich bei Goethe durch ein Geschenk von Mineralien empfahl. Den 16. klagt er, kaum könne er es noch ertragen, so von der Freundin getrennt zu sein; abends wohnt er einer Liebhabervorstellung und einem lustigen Mahle bei der Herzogin-Mutter bei. Den

18. speiste er wieder bei der Herzogin, wo er wohl Nachricht vom Herzog erhielt. Mit dem Prinzen August von Gotha stand er damals in vertrauter brieflicher Verbindung. Da es ihm in Weimar unbehaglich ist, folgt er gern, trotz des im Schlosse herrschenden Zuges und der ihm lästigen Etikette, einer Einladung dorthin, zur Vorlesung seiner ungedruckten Schriften. Zum Abschied ladet er auf den Abend des 19. Frau von Stein und Herder nebst Gattin ein; erstere kann nicht kommen. Am folgenden Mittag fährt er mit dieser nach Belvedere; dort will er den Hofgärtner über manches Botanische befragen. Gleich darauf fühlt er sich so unwohl, daß er den Arzt in Anspruch nimmt. Trotzdem will er reisen. Der Freundin, bei welcher er am 22. gespeist, meldet er zu ihrer Beruhigung am folgenden Tage, er sei ganz leidlich, und unmittelbar vor der Abreise versichert er, daß er jetzt mit besserm Zutrauen gehe.

In Gotha freute man sich seiner Ankunft außerordentlich und nahm großen Anteil an seinen Vorlesungen. Trotz des starken Windes, der durch sein ganzes Zimmer bläst, fühlt er sich „wider Hoffen wohl", aber der in ihm nistende Unmut spricht sich in der herben Beurteilung seiner eigenen Sachen aus, deren er sich schäme, und in der Klage über die barbarische deutsche Sprache. Schon am 23. Dezember hatte er Kayser geschrieben: „Könnte ich nur um Ihrentwillen meine Sprache zur italienischen umschaffen, damit ich Sie schneller ins große Publikum brächte", aber diese Äußerung zeugt von krankhafter Aufregung. Erst am Vorabend des Geburtstages der Herzogin kehrte er zurück. Während seiner Abwesenheit hatten sich die Geschäfte wieder gehäuft. Am Geburtstage wurde Paisiellos „Barbier von Sevilla" mit einer Festkantate Einsiedels nebst Musik von Sacchini gegeben. Der Versuchung, bei einer Liebhabervorstellung, wahrscheinlich bei der Herzogin-Mutter, mitzuwirken, widerstand Goethe. Am Abend des 1. Februar muß er notwendig arbeiten und rechnen, weil sein erster Monat vorüber ist. Denselben Abend kehrte der Herzog von Berlin zurück, der dem Freunde gleich über seine Berliner Reise Mitteilung machte, wenn auch von dem Fürstenbunde weniger die Rede gewesen sein wird. Besonders mußte Goethe die Unterredung mit dem König anziehen, dem „abgelebten Löwen", von welchem er gewünscht, er möge mit seinem letzten Atem seinen Großneffen segnen. Am 5. nahm er an der Sonntagstafel des Hofes teil. Nachmittags ließ er den zweiten Akt seiner Operette mit Begleitung der Musik in seinem Hause aufführen, wobei auch Herder und dessen Gattin zugegen waren. Zum Ersatz für die im vorigen Monat ausgefallenen Festlichkeiten gab der Hof am 13. dem ganzen Adel einen Ball im Redoutensaale mit Abendessen; an letzterm nahm auch Frau von Stein teil, nicht Goethe, der wohl um 10 den Ball verließ. Den 15. speist er im engsten Kreise bei Hofe, doch kann er

sich nicht dazu verstehen, der Sonntagstafel vom 19. beizuwohnen. „Ich mag dem Hofe gern alles zu Gefallen thun, nur nicht bei Hofe“, schrieb er der Freundin. Damals mag er wieder verstimmt gewesen sein, weil der Herzog sich zu weit mit Berlin einließ, wo man wünschte, daß er auch den geheimen Artikeln des Bundes beitrete, von denen der zweite „Hülfeleistung nach Umständen“ versprach. Am 20. schrieb Karl August wegen des Fürstenbundes an Görtz. Diesem erklärte er: für den Nachdruck und das Leben des Bundes sei es unerläßliche Vorbedingung, daß die Verbündeten der drei Höfe allen sich anschließenden Fürsten genaue Nachricht von dem Fortschreiten des Bundes erteilten, damit sie untereinander wissende und anerkannte Bündner seien. Auch sollten sie um Rat gefragt, ihre Vorschläge gehört und erwogen werden. Görtz möge Deutschland diesen Dienst erweisen, sollte auch Preußen dadurch ein wenig das Ansehen der Oberdirektion verlieren. „So innig ich persönlich dem Preußischen Hause und den Gliedern desselben ergeben bin, so muß ich doch vermöge meines Standes noch mehr dem allgemeinen Vaterland und dem Staate, dessen Mitglied ich bin, anhänglich sein, und Sie werden hoffentlich diese Gesinnungen nicht mißbilligen, da Sie so viel beigetragen haben, mir Patriotismus einzuflößen.“ Eine solche ehrliche und ehrenvolle Sprache mußte auch Goethe, wenn er davon wußte, zu schätzen wissen, aber auch erkennen, wie wenig er damit durchdringen werde, da die Großen die Kleinen nicht neben sich aufkommen lassen würden, was die Folge nur zu sehr bestätigte.

Drei Tage vorher war die Herzogin-Mutter schwer erkrankt, so daß man Prinz Konstantin nach Weimar kommen lassen mußte. Auch Goethe, der mit dem herzoglichen Paare und dem Prinzen am 25. speiste, nahm mit allen, welche die Bedeutung der Erkrankten für das Weimarische Leben kannten, innigen Anteil. Er selbst fand sich vom Wetter so angegriffen, daß er am 26., obschon schon frisiert, auszugehen nicht wagen durfte. Doch war er am folgenden Abend bei der Freundin und am 28., Fastnachtsdienstag, konnte er diese, Herder, Imhoff und ihre Frauen zum Thee einladen, aber nicht zum Nachtessen behalten, da er noch Arzenei nehmen mußte. Abends kam Knebel, der vor zwei Tagen wieder in Jena eingetroffen war. Goethe freute sich herzlich der Rückkunft des Freundes, der ihn mit sehr schönen Zeichnungen von Kobell beschenkte. Karl August hatte sich wegen einiger Punkte der Geschäftsordnung an Goethes Schwager Schlosser gewandt. Da er aus dessen Erwiderung zu seiner Überraschung ersah, dieser sei mit seiner Stelle unzufrieden, dachte er ihn zu der lange erledigten Kanzlerstelle zu berufen. Goethe, den er deshalb befragte, wollte weder zu- noch abraten und hielt es für das zweckmäßigste, ihn an Fritsch zu verweisen. Dieser erklärte

sich am 12. März entschieden dagegen, vor allem weil Sachsens Rechtsverfassung und Prozeß Schlosser unbekannt sei, aber zugleich drang er auf baldige Besetzung der so wichtigen Stelle, zu welcher der sie vorläufig versehende Geheime Regierungsrat Hetzer ganz untauglich sei. So unterblieb denn Schlossers Berufung, die im Lande wieder große Aufregung gegen Goethe hervorgerufen haben würde. Auch in andern Beziehungen mochte diesem Schlossers so späte Versetzung bedenklich scheinen.

Daß der Herzog am 10. die geheimen Artikel des Fürstenbundes unterschrieb, von denen der eine sich gegen den Tauschplan mit Baiern und alle ähnlichen Veränderungen des Reichsstandes erklärte, der andere nötigenfalls Hülfeleistung zusagte, konnte Goethe nur unangenehm berühren, doch litt seine gute Laune darunter nicht, da er an keine nahe Gefahr dachte. Er war damals fleißig, um das nachzuarbeiten, was er in der Zerstreuung der vorigen Tage versäumt hatte. Gleich darauf finden wir ihn mit der Fortsetzung von „Wilhelm Meister“ beschäftigt, der zu gelingen schien, aber schon am 14. läßt er ihn gegen die Operette liegen, dann beobachtet er eifrig Infusionstierchen, doch auch dieses giebt er auf, und nun schreiten Roman und Operette zusammen fort. Die Unruhe, die ihn bei keiner Thätigkeit stetig verweilen ließ, war die Folge körperlichen Unwohlseins. Am 21. speiste er an der Hoftafel; die Hoffnung, den Abend an seinem Roman zu schreiben, um am 23. den Freunden etwas vorlesen zu können, täuscht ihn. Den 24. treibt es ihn zu Knebel, der schon am 11. nach Jena zurückgekehrt war. Hier fühlte er sich recht wohl in lebhafter Unterhaltung mit dem Freunde; auch hatte er „allerlei Gedanken und Erfindungen“, wie er Frau von Stein vertraut, der er freilich das Geheimnis seines Herzens, daß er in diesem Jahre seine Sehnsucht nach Italien befriedigen müsse, nicht verraten durfte. Den 25. kam auch der Herzog nach Jena. Am Tage nach seiner Rückkehr, am 28., ist Goethe mit Herder bei der Hoftafel. Den 29. hat er viel zu thun, doch besucht er abends die wieder genesene Herzogin-Mutter und er will später an seiner botanischen Abhandlung schreiben. Den 30. kam Knebel wieder auf länger als eine Woche nach Weimar. Abends war er mit Goethe, Herder, Wieland, Voigt u. a. beim Herzog. Wieland las vor und der Herzog gedachte auf eine so feine wie wahre Art einer Beurteilung von dessen Schriften in der „Litteraturzeitung“, die ihn seit ihrer Gründung als eine bedeutende Erscheinung der Jenaischen Universität anzog.

Anfangs April bezog Goethe seinen Garten. Damals nahmen ihn Botanik und mikroskopische Beobachtungen sehr in Anspruch. Wenn er, wie er bald darauf an Jacobi schreibt, in einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt lebt, die ihn zuletzt stumm wie einen Fisch macht, so trug dazu

das Geheimnis seiner Reise nach Italien wesentlich bei. In seinem Garten zieht er sich eine geschwollene Backe zu, die ihn sechs Tage ans Zimmer fesselt. Eine briefliche Aufforderung des seit einer Woche im Schlosse zu Tannroda weilenden Herzogs, ihn zur Auerhahnbalz nach Ilmenau zu begleiten, muß er deshalb ablehnen. „Ich bin recht unglücklich, daß ich Ihrer Einladung nicht folgen kann und zu Hause bleiben muß“, schreibt er diesem am 7. „Ein Knötchen an dem Zahn, der mir vorm Jahr in Neustadt so viel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimuliere, ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt, so daß ich mich jeden Augenblick eines üblen Anfalls versehe. Garten und Wiese habe ich verlassen und bin mit Papieren und Akten wieder herauf [in die Stadt] gezogen. Ihre Expedition können Sie gar wohl ohne mich vornehmen, und ich werde [Kammerrat] Wettken, der die Sache inne hat, hinauf [nach Ilmenau] schicken; nur thut es mir leid, daß ich Sie nicht in unsere Grüfte einführen soll. Ihre Frau Mutter grüßt und läßt sagen: sie übe sich Ihnen entgegenzukommen, wenn Sie zurückkehren. Ihrer Frau Gemahlin ist sie heute schon entgegengekommen. Hier ist die Note zurück [welche Karl August wohl nach Berlin schicken wollte]. Die Situation des Französischen Ministerii scheint mir sehr richtig geschildert, und eben deswegen glaube ich nicht, daß etwas zu befürchten ist. Wenn man [in Frankreich] auch im einzelnen zu schwanken und der Gegenpartei nachzugeben scheint, so wird man gewiß doch in Hauptpunkten festhalten und den Kaiser nicht gewähren lassen. Wer Frankreich bereden will, es könne ohne Schaden in den Umtausch von Baiern willigen, glaubt es selbst nicht, und kein vernünftiger Mensch wird es ihm glauben. Auerhähne und Schnepfen und die Begattung dieses wilden Geflügels werde ich diesmal weder zu hören noch zu sehen kriegen; es scheint, als wenn mir nur die Jagd der Infusionstiere beschieden wäre. Heute Abend ist das große Ehrenfest der Schauspieler [bei welchem jeder Schauspieler und jede Schauspielerin einen der dabei beteiligten angesehenen Herrn als Hälfte erlosen sollte]. Wir wünschen Wielanden alle die Metzner. Einsiedel ist sehr verdrießlich und die Schröter [deren Liebhaber Einsiedel war] in Verzweiflung! Der Baron Charles traktiert die bewußte Rolle [in der auf den 23. beabsichtigten Armenvorstellung, zu welcher anfangs „Iphigenie“ gewählt worden war] mit der größten Negligenz, und will erst drei Tage vor der Aufführung zu lernen anfangen. Aus seinem Lesen hat man nicht die geringste Hoffnung schöpfen können.“ Der Herzog blieb in Tannroda, worüber Goethe sehr erfreut war, da derselbe dadurch vor einem Ritte im schrecklichsten Wetter bewahrt worden war. Noch besser sei es, heißt es in Goethes Brief vom 10., daß er sich auf dem alten Schlosse wohl befinde und sich dort ein neues Quartier bereiten

wolle; den dazu verlangten Bauinspektor werde er nach Tannroda beordern. Mit dem Briefe sendet er dem Herzog die verlangten Akten und das Buch, zugleich „das Büchlein aller Bücher, das ABC“, Herders eben ausgedrucktes „Buchstaben- und Lesebuch“, das an Stelle des gangbaren ABC-Buches eingeführt werden sollte. Die Gebrauchsanweisung dazu ist vom 8. Mai datiert. Sein Übel dauere noch fort, aber ohne Schmerz, fügt er hinzu. Auch einen „Traum aus dem Weimarischen“ (wir wissen nicht, was gemeint ist) sendet er und wünscht dem Herzog zur stillen Woche (bis zum 15.) ein still glückliches Leben. Schließlich legt er noch die bis jetzt vollendeten sechs Bücher seines Romans bei, mit der Bitte, im sechsten die Schreibfehler zu entschuldigen. Die Beurteilung des Herzogs erfreute ihn. Noch im Dezember 1787 zu Rom gedachte er der Tannroder Stimmung des Herzogs, die dem Roman so günstig gewesen. Der Schluß der Nachschrift betrifft die Bitte einiger jungen Leute im hintern untern Zimmer des Komödienhauses Ostermontag die Wiedergenesung der Herzogin-Mutter mit Essen und Tanzen zu feiern.

Schon am 13. konnte Goethe wieder ausgehen, zwei Tage später kehrte der Herzog zurück, aber schon Ostermontag, den 17., begab dieser sich mit Stein, um Pferde zu kaufen, nach Querfurt, von wo er am 20. zurückkehrte. Das schöne Wetter bestimmte Goethe am 25. wegen mancherlei Angelegenheiten nach Jena zu reiten, wo ihn der gegen die Überschwemmung gemachte Durchstich so anzog, daß er sogleich, ohne anzuhalten, durchritt und von da die Unterstützung bedürfende Naturdichterin Bohl in Lobeda besuchte. Dann erst begab er sich nach Jena ins Schloß, verließ dieses aber, um in dem hochgelegenen Garten des Kommerzienrates Paulsen seine Wohnung zu nehmen. Unter den vielerlei Menschen, die er sah, war auch der durch seinen Rat zum akademischen Lehramte bestimmte Batsch, mit dem er viel über Pflanzen, Infusionstiere und andere naturwissenschaftliche Dinge zu gegenseitiger Belehrung verhandelte. Knebel kam in Begleitung des Mecklenburgischen Grafen Taube. Goethe hatte diesen und seinen Hauslehrer Dr. Ridel, einen geborenen Hamburger, die sich am 22. bei Hofe vorgestellt hatten, schon in Weimar gesehen. Ridel, der Verlobte von Amalie Buff, der Schwester der Wetzlarer Lotte, war von Kestner an ihn gewiesen worden, und wenn Goethe auch sonst schwer zu bestimmen war, die ihm empfohlenen Fremden nach Weimar zu ziehen, so nahm er doch an Ridel solchen Anteil, daß er an dessen Berufung dachte. Damals machte Goethe zufällig auf der Büttnerschen Bibliothek die flüchtige Bekanntschaft des Philologen Prof. Fr. Aug. Wolf, der seit drei Jahren in Halle bedeutend wirkte. Erst am 29. kehrte er wieder nach Weimar zurück und schon am Nachmittag des 1. Mai mußte er mit Wedell trotz des Regenwetters Karl August nach Ilmenau begleiten. Der Herzog von

Meiningen kam dorthin zum Besuche, und es wurde „auf Waldweise gelebt, doch ziemlich mäßig“. Das burschikose Wesen hatte für Goethe allen Reiz verloren; seine Gedanken waren jetzt ernster gespannt als jemals, da er das Geheimnis seiner großen Reise nach Italien allen verbergen mußte und die baldige Trennung von seinen Lieben in Weimar ihm bei aller Sehnsucht schwer auf der Seele lag. Karl Augusts nahe Verbindung mit dem Meininger Herzog war ihm nicht besonders erwünscht und sie hinderte seine vertrauliche Hingabe; er hielt sich möglichst an seine Geschäfte, die ihn auch noch in Ilmenau fesselten, als Karl August seinem herzoglichen Freunde nach Meiningen folgte. Wenn Goethe in einem Briefe an die Freundin zur Bitte um ihre immer gleiche Liebe hinzufügt, mit vielem andern wolle es nicht recht mehr fort, so liegt dabei die augenblickliche Verstimmung gegen Karl August zu Grunde.

Am 7. kehrte er von Ilmenau zurück. Fünf Tage später wollte er nach Jena, aber die Ankunft des Fürsten von Dessau hielt ihn zurück, und da dieser Knebel zu sehen wünschte, mußte er auf des Herzogs Wunsch diesen nach Weimar einladen. Er selbst speiste diesen Mittag mit dem Fürsten, am folgenden mit ihm und dem eben angekommenen Herzog von Gotha bei Hofe, dagegen hielt er sich am 14. von dem Ausfluge nach Schwansee zurück, wohin der Herzog mit seinem fürstlichen Besuche und Knebel sich begab. Der Fürst reiste am Morgen des 15. ab. Goethe speiste mittags mit dem Gothaischen Herzoge bei Hofe, abends war er beim Herzoge allein. Auch an den beiden folgenden Tagen mußte er bei der Hoftafel sein, am 17. mit Knebel. Den 18. reiste der Herzog, der vorher noch die von Herder beantragte und durch dessen eigene Ersparnis begründete Schulkasse genehmigt hatte, zur Revue nach Magdeburg. Seine Lust an solchen militärischen Schauspielen war Goethe eben nicht angenehm, doch drohte zunächst kein Krieg, der Weimars zugesagte Mitbeteiligung gefordert hätte.

Schon am 19. begab er sich mit Knebel nach Jena, obgleich er noch an seiner geschwollenen Lippe litt. Hier fühlte er sich „still und wohl“. Manches Geschäftliche wurde besorgt, auch an „Wilhelm Meister“ gedichtet. Sein Aufenthalt verlängerte sich bis zum 26. Leider durfte er auch Knebel sein großes Geheimnis nicht verraten, doch freute er sich des vertraulichen Zusammenlebens mit diesem gutmütigen, an allem teil nehmenden Freunde, der so wenig wie Goethe Karl Augusts Bemühungen um den Fürstenbund billigte, die ihn seinem eigenen Land entzogen und nur Preußen zu Gute zu kommen schienen. Auch Herder war darüber sehr mißstimmt. Dieser hatte indessen sich zur Aufstellung des neuen Plans eines Schulmeisterseminars ermannt, wozu ihn Goethe aufgemuntert haben wird. Das Oberkon-

sistorium machte an seinem vom 2. Mai datierten Plan wieder die schon früher von Herder zurückgewiesenen Änderungen; mit einem Schreiben vom 17. schickte Herder am 23. den von ihm begutachteten Plan an den Herzog, der noch abwesend war. Wiederum hatte er sich über den schleppenden Geschäftsgang zu ärgern, woran freilich auch des Herzogs häufige Abwesenheit von Weimar einen Teil der Schuld trug. Ein Jahr später ward endlich die Sache, freilich zu seinen Gunsten, entschieden.

Erst in Weimar scheint Goethe sich zu einer Ausgabe seiner Werke, deren Ertrag er wenigstens zum Teil für den Aufenthalt in Italien verwenden wollte, fest entschlossen zu haben. Auch der Freundin und Herder teilte er dies mit, doch natürlich ohne der Bestimmung des Honorars zu gedenken. Wegen des Verlags trat er mit Bertuch in Verbindung. Auch dem Herzog muß er davon gesprochen haben. Dieser kam erst den 31. zurück; am 1. Juni war Goethe bei der Hoftafel. In seinem gespannten Zustande bedurfte er sehr der Erholung; deswegen ging er auf die Pfingsttage nach Jena. Dort wurde gleich am Pfingstmorgen die Naturdichterin in Lobeda besucht, der Goethe wohl schon früher Unterstützungen vom Hofe erwirkt hatte; darauf deutet seine Äußerung an Frau von Stein, er werde bei den Herrschaften um ein außerordentlich Geschenk für die Enkel an Leinwand, Kattun ꝛc. bitten. Knebel schickte unmittelbar vor Goethes Ankunft „Brief und Geld nach Lobeda“, wie schon im vorigen Jahre gleich nach Goethes Ankunft „an Frau Burgemeister Bohl in Lobeda 6 Rthlr.“ abgingen. Den Nachmittag des 6. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er wegen der bevorstehenden Geschäftsreise nach Ilmenau viel zu arbeiten fand. Über die Ausgabe seiner Werke besprach er sich mit Wieland, der die ihm gewährten Bedingungen sehr günstig fand. Den 9. aß er mit Knebel und den drei diesem empfohlenen Engländern, die er in Jena kennen gelernt hatte, und mit Graf Werther von Neuenheilingen bei Hofe. Am 11. begleitete er den Herzog nicht, der die Engländer und Knebel mit zu Jagd und Scheibenschießen nach Ettersburg führte.

Den 12. geht Goethe mit seinem Mitkommissar Voigt nach Ilmenau, wo er, da ihn seine große Reise so lange von dem seit zehn Jahren eifrig betriebenen Bergwerk entfernt halten soll, alles, was ihm dabei obliegt, in Ordnung bringen muß, durfte er auch Voigt getrost die Weiterführung überlassen. „Meine Sachen gehen so fort“, schreibt er am 15. der Freundin, „und ich habe Heiterkeit genug, ihnen nachzugehen und nachzuhelfen. Das schöne Wetter hilft zu allem.“ Unaussprechliche Freude machte ihm die Gewißheit, daß ihm jetzt das Buch der Natur lesbar sei. Auch die Durchsicht seiner Schriften schritt glücklich fort. Am 16. verließ Voigt Ilmenau, den folgenden Tag wollte er selbst nach Gotha gehen, was Frau von Stein dem

Herzog mitteilen sollte. Vorher äußerte er noch im Namen des Herzogs, den er freilich nicht nannte, an Kestner: „Euer Dr. Ridel hat mir sehr wohl gefallen und hat überhaupt hier Beifall gefunden. Schreibt mir doch etwas Näheres über ihn, seine Familie, seinen Charakter, seine Schicksale und Aussichten, besonders ein näheres von diesen letzten. Vielleicht fände sich etwas für ihn in unserer Gegend. Sagt aber weder ihm noch sonst jemand davon.“ Goethes bis zum 20. dauernder Besuch in Gotha sollte ein stiller Abschied für längere Zeit sein.

In Weimar war er zwei Tage nach seiner Rückkehr, am 22., dann noch zweimal vor Ende des Monats, an der Hoftafel. Er benutzte die freie Zeit zur Durchsicht seiner Schriften, wobei ihm Wieland und Herder beistanden. Leider ging seine Hoffnung, noch vor dem Ende des Monats nach Karlsbad zu reisen, nicht in Erfüllung, da die Niederkunft der Herzogin sich über alle Erwartung verzog, worüber man in große Sorge geriet. Frau von Stein, die sonst mit Herders Gattin der Herzogin bei der Niederkunft zur Seite gestanden, reiste am 1. Juli nach Karlsbad. Gleich darauf schloß Goethe den Vertrag über die Ausgabe seiner Werke wesentlich nach den von ihm gestellten Bedingungen ab. Häufig wurde er, allein oder mit Herder oder mit Wieland, auch einmal mit beiden, zur Hoftafel gezogen. Eine seiner merkwürdigsten Bekanntschaften war die des Bruders der Herzogin-Mutter, Prinz Ludwig, der als Statthalter des Prinzen von Oranien vertrieben worden war, was nie geschehen wäre, meinte er, wenn dieser regierender Herr gewesen. Am 4. ließ der Herzog durch Goethe Knebel und die Engländer nach Weimar einladen. „Ich selbst bin schon nicht mehr hier“, schreibt er am 6. der Freundin; „ich mag fast nichts mehr thun, ob ich gleich noch zu thun habe, und sehne mich fort. Der Herzog ist noch unruhiger, und wenn die Fremden nicht wären, er verginge, daß er so lang aushalten muß.“ Und drei Tage später: „Ich bin von tausend Vorstellungen getrieben, beglückt und gepeinigt. Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüte; ich kann es nicht einen Augenblick loswerden, mache aber auch schöne Fortschritte.“ Eine sonderbare Prüfung war es für ihn, daß er auch noch Lavater, von dem sein Geist, je tiefer er in die Naturreiche blickte, um so entschiedener sich losgesagt hatte, in Weimar sehen, ja bei sich aufnehmen sollte. Auch betrübte ihn die Aussicht, Herder zu verlieren, an dessen Berufung eine bedeutende Partei in Hamburg dachte; freilich mußte er sich sagen, daß dieser unter den gegebenen Verhältnissen kaum in Weimar zu halten sei, wo er sich von einem beschränkten Oberkonsistorium gehindert sah, ohne daß der Herzog dessen Widerstand mit der ihm sonst eigenen raschen Entschiedenheit gebrochen hätte. „Ich verliere viel, wenn er geht“, bemerkt er der Freundin; „denn außer dir und

ihm wäre ich hier allein. [Der Herzog lag ihm, wie sehr dieser auch von seiner Bedeutung überzeugt war, nicht mehr als brüderlicher Freund am Herzen.] Ich habe viele, viele Gedanken, und bin ein wenig dunkel." Unter den „vielen Gedanken" überwog das Geheimnis seiner Flucht nach Italien, welche ihn die schmähliche Art, wie er die Zeit seines ersehnten Zusammenlebens mit der Geliebten in Karlsbad verpassen mußte, um so drückender empfinden ließ. „Ich habe auch fast nichts mehr zu sagen", heißt es am 17.; „denn ich denke und thue kaum etwas, und alle Empfindungen lösen sich ins allgemeine Warten auf. Ich will heute nach Jena gehen, einige Sachen bei Seite zu schaffen." Am folgenden Tage hielt Herder beim Schulexamen eine Rede, in welcher er den Lehrern für den Eifer dankte, womit sie seinen veränderten Schulplan zur Ausführung gebracht. Von der guten Laune des Herzogs zeugt seine Aufnahme des eben von Halle kommenden Schlesischen Schulkandidaten Dietmar, den Wieland diesen Nachmittag ihm als einen Schüler Garves im Schloß vorstellte. Dietmars eigene Erzählung scheint wesentlich zuverlässig, doch ist es ein Irrtum, wenn Goethe bei dieser Vorstellung zugegen gewesen sein soll. Dieser reiste, als er abends um 6 Uhr zu Jena die Nachricht von der bevorstehenden Niederkunft der Herzogin erfuhr, sofort nach Weimar zurück. Bei seiner Ankunft war diese bereits erfolgt, und zu gleicher Zeit Lavater mit dem Fürsten von Dessau eingetroffen. Der Züricher Prophet wohnte bei Goethe, der ihm zu Ehren am 19. ein Abendessen gab, woran der Herzog, Wieland, Herder und Bode, der leidenschaftliche Förderer der Freimaurerei, teilnahmen. Doch kam es zu keinem vertraulichen Worte mit dem einst von ihm als bester der Menschen gepriesenen christlichen Schwärmer. Auch Herders Herz hielt sich fern von dem „frömmelnden Schwätzer", dem „Fürstenschmeichler" und „Blender", obgleich Lavater ihn offen und gut fand. Wieland verehrte ihn. Der Herzogin-Mütter gefiel er wegen seiner aus allen Handlungen sprechenden Liebe und Güte. Schon am Morgen des 20. schied Lavater. Den 21. fand die Taufe der Prinzessin statt, wobei Herder sehr schön sprach. Der Herzog hatte freilich seine Hoffnung auf einen zweiten, starken Prinzen wieder getäuscht gesehen, war aber froh, doch endlich vom langweiligen besorgten Warten befreit zu sein. Die Herzogin fühlte sich wohl, aber die große Not, welche ihr die Schwangerschaft gemacht, hatte ihre mütterliche Liebe gegen die Prinzessin erstickt. Noch vor der Taufe ging im Namen des Herzogs Goethes Anfrage an Dr. Ridel ab, ob er als Erzieher des dreijährigen Erbprinzen eintreten wolle. Er hatte sie vorher dem Herzog zur Einsicht übersandt, mit der Bemerkung, er wolle sie abschicken, wenn er und seine Gemahlin noch des Sinnes seien. Zugleich hatte er einen Brief an Elise Gore zum

Einschließen beigelegt, der wohl für das vom Herzog ihm überbrachte Bildchen aus „Werther“ dankte. Die eigentliche Veranlassung seiner Zeilen an den Herzog war die Übersendung des verlangten Auszuges, welche Baumaterialien aus dem von Goethe angelegten Magazin zu seinen Anlagen im Park abgegeben worden. Dabei äußerte er den Wunsch, derselbe möge den Betrag erst am Ende des Jahres im ganzen an die Baukasse zahlen, weil der Bauschreiber das Geld erst dann der Hauptkammerkasse abliefern könne, und es nicht gut sei, daß derselbe eine Art von Kasse habe, doch könne er wöchentlich einen Auszug von dem Gelieferten anfertigen, auch zusammenstellen, was im ganzen zu jedem Bau erforderlich gewesen.

Erst am 24. konnte Goethe Weimar verlassen. Von Jena eilte er in der Frühe des nächsten Morgens nach Karlsbad, fest entschlossen, von hier nach Italien zu fliehen. Karl August hatte noch von ihm Abschied nehmen wollen, war aber erst eine Viertelstunde nach dessen Abreise von der Begleitung des Herzogs Ludwig zurückgekehrt und dann noch durch einen andern Besuch zurückgehalten worden. Er blieb noch eine Woche. Am 1. August schrieb er an Herder, der ihm seinen neuen Stundenplan mitgeteilt hatte: „Hier schicke ich Ihnen die typos lectionis wieder. Sehr bin ich überzeugt, daß Ihnen das Schulmeistern der Kleinen so gut wie das Lehren der Großen gelingen wird. Mich wirds immer sehr freuen, wenn Sie, Lieber, Ihren Geist auch mit der Pflanzung der Blumengärtchen beschäftigen und sie ebenso auszuputzen verhältnißmäßig sich bemühen, wie Sie es an großen Pflanzungen gewohnt sind. Hierbei eine bequeme Münzsorte in Karlsbad.“ Bei lag ein entsprechendes Geschenk in Louisdor. Über das gleichfalls zurückgesandte Bild Herders scherzte die Nachschrift: „Es sieht einem welschen improvisatore ähnlicher als Euer Hochwürdigkeit.“ Denselben Abend kam der Herzog auf der Reise zum Karlsbade nach Jena. Zwei Tage später begab sich Herder mit seiner Gattin und seinem Sohne August an den Heilort.

Goethe widmete sich in Karlsbad dem heitern Gesellschaftsleben, ging aber zugleich seine Schriften durch, die er abends einer gewählten Gesellschaft vorlas. Der Herzog, dem das tägliche Bad neben dem Trinken des Sprudels wohlthat, war lustig und überließ sich den Eingebungen seiner guten Laune, die alle Welt erfreute, wenn auch seine Späße, selbst den Frauen gegenüber, zuweilen durch ihre Derbheit verletzten. Am 14. verließ Frau von Stein Karlsbad. In dem Briefe an Knebel, den Goethe ihr mitgab, heißt es: „Ich bin wohl und werde nach dem Bade noch eine Zeitlang der freien Luft und Welt genießen, mich geistig und leiblich zu stärken .... Lebe dein Leben wohl. Wills Gott, komme ich nicht zurück als mit gutem Gewinnst.“ Die scheidende Freundin begleitete er bis Schneeberg, wo er das

Ilmenau ähnliche Silberbergwerk befuhr. Nach der Rückkehr hielt er sich an die Durchsicht seiner Schriften; die vier ersten Bände hoffte er vor seinem Geburtstag zu vollenden, den er nicht mehr in Karlsbad zu erleben gedachte. Die Änderung des Schlusses von „Werther“ hielt ihn länger auf, als er gedacht hatte; er vollendete sie am 22., und hoffte noch immer, obgleich es „physisch kaum möglich“ sei, vor seinem Geburtstage mit den vier Bänden fertig zu werden. „Ich lese alle Abende vor, und es ist ein recht schönes Publikum geblieben“, schrieb er denselben Tag der Freundin. „Gestern haben ‚Die Vögel‘ ein unsägliches Glück gemacht. Heute les' ich ‚Iphigenien‘ wieder, morgen noch etwas.“ Und am nächsten Tage: „Gestern Abend ward ‚Iphigenie‘ gelesen und gut sentiert. Dem Herzog [dem die Erinnerung an die frühere Zeit lebhaft vor die Seele trat, wo sie wie Pylades und Orest verbunden gewesen, wo er selbst auch einmal den Pylades gespielt] wards wunderlich dabei zu Mute. Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich schreibe dran und denke morgen [mit der nach der Vorlesung wiederholten Durchsicht] fertig zu werden. Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben; dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.“ Wohin die Reise gehe, hatte er der Freundin nicht verraten, die seine ihm zur Notwendigkeit gewordene Geheimhaltung der bedeutendsten Entschlüsse kannte und gefaßt hinnahm. Eben war die Nachricht vom Tode Friedrich des Großen eingetroffen, die aber Goethe nicht beunruhigte, da der Gang der äußern Politik Preußens dadurch keine Veränderung erleiden werde, wenn man auch auf die innere Verwaltung gespannt sein konnte. Darüber mußte es zu einer Unterhaltung mit dem Herzog kommen, der immer darauf gerichtet war, im Fürstenbunde allen Reichsständen die ihnen gebührende Stellung zu verschaffen. Karl August verharrte auf dem auch von Goethe früher für seine Abreise festgestellten Tage seines Scheidens, er verließ Karlsbad am Morgen vor Goethes Geburtstag, dem 28. Goethe hatte sich am Vorabend von ihm beurlaubt, ohne das Ziel seiner Reise zu nennen. Der Goethe und dem Herzog besonders befreundete Kreis hatte sich verbunden, dem Herzog, als er in aller Frühe sich vor seinem Gasthofe aufs Pferd schwang, einen herzlichen Abschied darzubringen, dann aber in Goethes Gasthof zum Frühstück zusammenzukommen und mittags ihn durch eine lustig feierliche Verherrlichung seines Tages zu ehren. Als der Herzog an das nächste Dorf Engelhaus kam, wurde er von geputzten Bäuerinnen empfangen und ihm ein lustiges von Goethe verfaßtes Gedicht überreicht, welches den Schmerz über seine Ent-

fernung aussprach und der Freundlichkeit, Gnade und Milde des „edlen Brunnengastes“ gedachte, der besonders alle schönen Frauen löblich und fein gewartet habe. Mittags wurde Goethe zu dem im Elephanten für ihn errichteten Weihealtar mit einer Dekoration aus den „Vögeln“ geführt, an welchem vier Priesterinnen und ein Meßdiener (August Herder) standen. Das Bild Goethes prangte in der Mitte, auf dem Altare lagen die Geschenke und Sprüche der Damen. Fräulein von der Asseburg hielt im Namen der Vögel als Papagei die Festrede. Am Tage vor seiner Abreise, am 2. September, beurlaubte sich Goethe vom Herzog durch folgenden, die innigste Anhänglichkeit aussprechenden Brief, der sich nicht an den gebietenden Herrn, sondern an den fürstlichen Freund wandte:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung [der Befestigung des Fürstenbundes] entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten [die vor vier Jahren von ihm übernommenen Finanzen] sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert [für seine Gesundheit zu sorgen]. Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich; und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind [die Bergwerk-, Kriegs- und Wegebaukommission], diese hab' ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstellungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen, und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände bringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt' ich, lassen Sie niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle, die mir mit- und untergeordnet sind oder sonst mit mir in Verhältnis stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das so bleibe und ich auch abwesend als ein Immererwarteter wirke. Hier schick' ich Ridels Brief. Wenn es Ihnen um ihn zu thun ist, so lassen

Sie etwa durch Schmidten mit ihm handeln. Das Beste wäre, dünkt mich, da er ohnedies den Grafen verlassen will, Sie ließen ihn kommen, bezahlten ihm die Reise, ließen ihn ein wenig prüfen, durch Herdern und sonst, und sähen, wie Sie alsdann mit ihm einig würden. Imhoffs Jahr geht auch zu Ende. Ich habe auf alle Fälle dem Rate [Kriegskassierer J. Gottlieb] Götze gesagt, er solle 300 Thaler zur Seite legen; vielleicht würden sie Ew. Durchlaucht gegen eigenhändige Quittung abholen lassen. Sonst fällt mir nichts ein, was ich zu erinnern hätte. Leben Sie wohl! das wünsch' ich herzlich. Behalten Sie mich lieb, und glauben, daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in dem Ihrigen besser als bisher zu genießen. Möchten Sie in allem, was Sie unternehmen, Glück haben und Sich eines guten Ausganges erfreuen! Wenn ich meiner Feder den Lauf ließe, möchte sie wohl noch viel sagen. Nur noch ein Lebewohl und die Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen.

„(Nachschrift.) Noch ein Wort! Ich habe den Geheimen Assistenzrat Schmidt bei meiner Abreise, wie gewöhnlich, gebeten, sich der Kriegskommissionssachen anzunehmen; er pflegt aber alsdann nur pressante Sachen abzuthun und läßt die übrigen liegen. Wollten Sie ihn wohl veranlassen, daß er die kurrenten, wie sie einkommen, sämtlich expediert? Ich habe ihm ohnedies geschrieben, daß ich Sie um verlängerten Urlaub gebeten. Seeger [Sekretär bei der Kriegs- und der Bergwerkskommission] ist von allem unterrichtet und Schmidt thut es gerne."

Auch in dem Abschiedsschreiben an Frau von Stein hatte er keine Andeutung über seine Reise gegeben. Er wiederhole, hieß es, daß er sie herzlich liebe, ihre letzte Fahrt nach Schneeberg ihn recht glücklich gemacht, und ihre Versicherung, daß ihr wieder Freude in seiner Liebe aufgehe, ihm ganz allein Freude ins Leben bringen könne. „Ich habe bisher im stillen gar mancherlei getragen, und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe." Ende September solle sie eine Rolle Zeichnungen von ihm empfangen und erfahren, wohin sie ihm schreiben könne.

Auch an Herder, der ihm so treu bei der Durchsicht seiner Dichtungen beigestanden, dessen Absicht, Weimar zu verlassen, ihn sehr beunruhigte, durfte ein letztes Wort nicht fehlen. „Wohin ich auch gehe, werdet Ihr mich begleiten und das Andenken Eurer Treue und Liebe", schrieb er. „Lebet recht wohl! ich freue mich Euch wiederzusehen. Grüßet und küsset den guten Gustel und kommt glücklich nach Hause. Sagt den Überbleibenden viel Schönes und,

wo möglich, etwas Vernünftiges in meinem Namen, damit sie mir den heimlichen Abschied verzeihen." In Bezug auf den Ruf nach Hamburg äußerte er: „Die Sache werden zu lassen, halt' ich für gut, damit nur einige Bewegung in die Schicksale komme, dem Ruf zu folgen kann ich nie raten." Besonders hob er hervor, die zehn Weimarischen Jahre wären ihm dann verloren, da er an jedem andern Orte wieder von vorn anfangen müsse. „Ich weiß, daß bei uns viel, wie überhaupt, auch dir unangenehm ist, indessen hast du doch einen gewissen Fuß und Standort, den du kennst u. s. w. Es kommt doch am Ende darauf an, daß man aushält und die andern ausdauert. Wie viel Fälle sind nicht möglich, da sich das Gesicht unserer Existenz ins Bessere verändern kann."

Mit dem Bewußtsein, das geleistet zu haben, was er sich selbst vor vier Jahren gelobt hatte, daß er als Leiter der Kammer die Finanzen auf einen guten Fuß gebracht habe, durfte er am Morgen des Geburtstages des Herzogs aus Karlsbad sich entfernen. Im Conseil waren der augenblicklich noch auf seinem Gute zur Kur weilende Fritsch, Schnauß und Schmidt thätig, von denen der letztere bei seiner großen Arbeitskraft und Treue auch bei der Kammer, deren Räte gut eingeschult waren, verwandt werden konnte. Bei der Bergkommission war Voigt eine durchaus tüchtige Kraft, welcher der Herzog auch manches andere auftragen konnte. Dauerte die Reise, wie er beabsichtigte, nur bis Ostern oder bis zum Herbste, so konnte sie keine Verwirrung in die Geschäfte bringen, und nach ein paar Monaten war die Möglichkeit schriftlicher Verhandlung gegeben. Ein Jahr Urlaub durfte er nach der Last, die er viermal so lang treu getragen, als Lohn seiner Dienste beanspruchen. Daß er aber dem Herzog bei seinem Urlaub das Ziel seiner Reise verschwieg, konnte er nur bei der vertraulichen Stellung zu diesem wagen. Freilich war das brüderliche Verhältnis zu Karl August längst geschwunden; dieser hatte bei aller Bewunderung der außerordentlichen Natur Goethes, den Herder jetzt als Geschäftsmann eben so hoch ja noch höher wie als Dichter stellte, seine Hoffnung, daß er sich allein dem Haushalte seines Landes widmen werde, nicht erfüllt, er hatte neben seiner nächsten fürstlichen Pflicht, der Förderung des Landes, der sich Goethe mit Leib und Seele hingab, die Sicherung der deutschen Fürsten gegen Österreichs Herrschsucht sich vorgesetzt, aber bisher nur Preußens Macht gefördert, das sich der geringern Reichsstände bloß als Mittel bediente; dabei hatte er seinen sonstigen fürstlichen Leidenschaften eben so wenig entsagt, wie über seinen Drang zum Abenteuerlichen, Außergewöhnlichen, über seine Hast und heitere Derbheit sich erhoben, doch trotz zeitweiliger Verkennung und Verstimmung sich immer zu ihm zurückgefunden, ja Karl August schätzte ihn als sein kostbarstes Kleinod, das er nie

verlieren dürfe. Und Goethe wußte die außerordentliche Begabung des seine eigenen Wege wandelnden Herzogs wohl anzuerkennen, dessen Gunst eine der schönsten Gaben des ihm stets gewogenen Schicksals sei. Mit dem festen Vertrauen auf dieses und mit der innigen Verehrung seines Fürsten schied er; beides verklärte ihm seinen Aufenthalt in Italien, wenn er auch manches dort von Karl Augusts Leben und politischem Auftreten Vernommene nicht billigen konnte, was ihn, wäre er noch in Deutschland gewesen, augenblicklich sehr unmutig gestimmt haben würde, aber in der weiten Ferne verlor es meist seine Schärfe, besonders da die außerordentlich gnädigen Gesinnungen seines Fürsten, sein heller Blick und hoher Geist ihn erfreuten und er von der Ahnung erfüllt war, daß über Karl August, wie über ihm selbst, die Gunst des Schicksals wunderbar walte, das sie für einander bestimmt habe.

VI.

Während der italienischen Reise.

Erst von Rom aus sollten der Herzog und Frau von Stein erfahren, daß er nach Italien geflohen, doch vorher wollte er es an brieflichen Grüßen nicht ganz fehlen lassen, die aber den Ort, woher sie kamen, nicht angaben, und seinem Hausverwalter, dem Kammerkalkulator gewordenen Philipp Seidel, war die strengste Bewahrung des Geheimnisses anbefohlen. Schon am 18. schrieb Goethe von Verona dem Herzog: „Aus der Einsamkeit und Entfernung einen Gruß und ein gutes Wort! Ich bin wohl und wünsche, daß Sie glücklich mögen in dem Ihrigen angekommen sein. Ich bin fleißig und arbeite die ‚Iphigenie‘ durch. Sie quillt auf; das stockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräumt. Ich hoffe glücklich zu sein. Alsdann gehts an die Zueignung [eine dichterische Widmung der Werke], und ich weiß selbst noch nicht, was ich denen avibus [Vögeln, den Lesern] sagen werde. Und dann soll es immer so weiter gehen. Wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit. Es geht mir so gut, daß es mich nur oft betrübt, das Gute nicht teilen zu können. Schon fühl' ich in meinem Gemüt, in meiner Vorstellungsart gar merklichen Unterschied, und ich habe Hoffnung, Ihnen einen wohl ausgewaschenen, wohl ausstaffierten Menschen wieder zurückzubringen. Manchmal wünscht' ich denn doch zu wissen, wie es in Berlin geht und wie der neue Herr sich beträgt, was Sie für Nachricht haben, was Sie für Teil daran nehmen. Leben Sie wohl und empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin, die ich mir mit dem Kleinen gern wohl denke, aufs beste. Es wäre möglich, daß der Fall käme, da ich Sie unter fremdem Namen etwas zu bitten hätte. Erhalten Sie einen Brief von meiner Hand, auch mit fremder Unterschrift, so gewähren Sie die Bitte, die er enthält.“ Ähnlich unbestimmt über seinen Aufenthalt äußert er sich an demselben Tage der Freundin; er verspricht ihr aber sein von Karlsbad an treu geführtes Tagebuch, das sie seiner Rechnung nach Mitte Oktober haben könne; er habe so viel zu erzählen, dürfe ihr aber nichts sagen, um sich nicht zu verraten. Hätte er gewußt, was er jetzt wisse, so hätte er doch ihren Fritz mitgenommen. Gleich-

zeitig erkundigt er sich bei Voigt sehr besorgt nach den Bergwerkssachen; jetzt müsse nun bald die „Zweite Nachricht“ davon ausgegeben, auch die Bevollmächtigten nach den von ihnen festgesetzten Grundsätzen bestellt werden. Auch ein Blättchen an Herder fehlte nicht. Fast vier Wochen später fällt die zweite, am Ende seines Venediger Aufenthalts geschriebene Nachricht an die Geliebte. „Ich bin wohl, habe das schönste Wetter und geht mir alles glücklich“, meldet er. „Mein Tagebuch ist zum erstenmal geschlossen; du erhältst ehstens die genaue Geschichte jedes Tags, seitdem ich dich verließ, alles, was ich gethan, gedacht und empfunden habe .... Du mußt nur noch vom Empfang dieses Briefs etwa 14 Tage Geduld haben, so hast du alles .... Meine Hoffnung ist dich wieder zu sehen. Ich verliere keine Stunde und bleibe nicht länger aus, als nötig ist.“ Auch Herder wurde wieder begrüßt. Dem Herzog schrieb er zu derselben Zeit: „Bald darf ich den Mund öffnen und sagen, wie wohl mirs geht .... Wie sonderbar unser Zusammentreffen in Karlsbad mir vorschwebt, kann ich nicht sagen. Daß ich in Ihrer Gegenwart gleichsam Rechenschaft von einem großen Teil meines vergangenen Lebens ablegen mußte [da er seine ältern Sachen, besonders ‚Iphigenie‘, durchging], und was sich alles anknüpfte! Und daß ich meine Papiere [sein Tagebuch] just von Ihrem Geburtstage datiere! Alles dieses läßt mich abergläubischen Menschen die wunderlichsten Erscheinungen sehen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ Nachdem er der von den Zeitungen gebrachten Nachrichten über Holland gedacht, wohin der König Graf Görtz als Vermittler gesandt hatte, fährt er fort: „Was wird das werden? An allen Ecken und Enden saust das Menschengeschlecht wieder einmal. Und ich indes mitten in dem, was der Krieg erwarb (Fleiß und Klugheit nicht ausgeschlossen), genieße der schönsten Gaben des Friedens! Wie oft wünsche ich Sie zu mir, um Sie manches Guten teilhaftig zu sehen! Leben Sie recht wohl, bleiben Sie mir!“ Nach wiederholtem Gruße fällt ihm noch ein: „Es versteht sich, daß man glaubt, Sie wissen, wo ich sei.“ Daß es Frau von Stein empfindlich sein müsse, wenn der Herzog sich so gegen sie äußere, bedachte er dabei nicht.

Von Rom aus, wo er am 29. Oktober angekommen, sandte Goethe am 4. November ein außer dem Herzog für die Herzogin, die Herzogin-Mutter, Prinz August von Gotha, Herrn und Frau von Stein, Herder nebst Gattin und Knebel bestimmtes Rundschreiben, dessen größter Teil später in die „Italienische Reise“ als zweiter Brief vom 1. November aufgenommen worden ist. An den Herzog selbst schrieb er am 3. November: „Endlich kann ich den Mund aufthun und Sie mit Freuden begrüßen. Verzeihen Sie das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir

selbst zu sagen, wohin ich ging; selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben. Und lassen Sie mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig an Sie denke, in der Nähe der Gegenstände, die ich ohne Sie zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Sie mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen und die Gegenstände zu suchen, nach denen mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja die letzten Jahre wurd' es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswert. Wird es dann in der Folgezeit möglich, es auch mit Ihnen zu sehen, und Ihnen durch die Kenntnisse, die ich jetzt erwerbe, hier, und indeß zu Hause nützlich zu werden, so bleibt mir fast kein Wunsch übrig. Die Dauer meines gegenwärtigen Aufenthalts wird von Ihren Winken, von den Nachrichten von Hause abhängen. Bin ich einige Zeit entbehrlich, so lassen Sie mich das gut vollenden, was gut angefangen ist und was jetzt mit Einstimmung des Himmels gethan scheint. Aber zugleich bitte ich, schreiben Sie mir, sobald als möglich, von Sich, den Ihrigen, und was vorgeht und wie es in Norden aussieht; seit dem halben Oktober bin ich zurück, hier hab' ich noch an keine Zeitung denken können .... Gemälde und Statuen zu sehen hilft mir des Hofrat Reiffenstein lange Praktik und Tischbeins Künstlerauge, und ich sehe denn nur so hin. Überhaupt bleibt nun meinen Wünschen nichts übrig, als daß Sie mir Ihre Liebe erhalten, damit ich zurückkehrend eines neuen Lebens, das ich in der Fremde erst schätzen lerne, mit Ihnen genießen möge."

Durch auffallende Verzögerung erhielt der Herzog den am 4. November abgesandten Brief erst anfangs Dezember in Berlin, wohin er sich am 15. November begeben hatte. Am 2. sandte er den Einschluß an Frau von Stein und verkündete Knebel, Goethe sei in Rom. Am 24. hatte Goethe an Frau von Stein geschrieben: wenn die Herzogin eine kleine oder große Summe an die Kunst zu verwenden habe, so hoffe er ihr etwas mitzubringen, das ihr bleibende Freude machen solle. Den Herzog nahm damals die Wahl des Mainzer Koadjutors lebhaft in Anspruch, da Dalbergs sonderbares Verhalten diese in Verwirrung gebracht hatte. Auch wegen seines Bruders Konstantin war er in Sorgen. Ein Brief Knebels, der sich auf diesen bezog, fand ihn „innerlich in seinem Gemüt" mit dessen Schicksal und dem Einfluß

beschäftigt, welchen dessen Bestimmung auf ihrer aller Wohl und Wehe haben könnte. „Die Folgen derselben sind so empfindlich, daß man auch nicht einen Schritt übereilen darf“, antwortet er Knebel schon am 2. Dezember. „Bei meinem jetzigen Aufenthalt kann ich noch nichts thun; einzeln darf hierinnen so nicht gehandelt werden, sondern die Sache muß ganz behandelt werden .... Was du mir sagst, ist sehr wahr und gut gesehen; noch mehreres kann ich zufügen.“ Es scheint sich um des Prinzen Übertritt in den Preußischen Dienst gehandelt zu haben. Die Sache kam aber nicht zu Stande; der Prinz beruhigte sich wohl in seiner Stellung. In demselben Briefe frug der Herzog Knebel, ob er ihn auf einer mehrwöchentlichen Reise begleiten wolle, die er noch diesen Winter höchst wichtiger Ursachen wegen zu machen genötigt sei; doch solle er niemand als sich selbst darüber zu Rate ziehen, da kein sterblicher Mensch eher ein Wort davon wissen dürfe, bis es Zeit sei. Vor der Mitte des Monats stürzte er bei Berlin mit dem Pferde, worüber man in Weimar anfangs in großen Schrecken geriet. Er hatte sich am Kopfe verwundet; der Bergwerkschirurg von Ilmenau, Bergstein, der ihn als Kammerdiener begleitete, pflegte und heilte ihn. Goethe wandte sich, noch ehe er vom Herzog Antwort erhalten haben konnte, wieder in einem ausführlichen Schreiben an diesen. Er habe jetzt, äußerte er, das meiste in Rom gesehen, worüber er einige Worte an seine Gemahlin schreiben werde, auch die Umschrift der „Iphigenie“ sei vollendet; mit dem neuen Jahre werde er nach Neapel gehen, um dort an der herrlichen Natur „seine Seele von der Idee so vieler traurigen Ruinen rein zu spülen und die allzustrengen Begriffe der Kunst zu lindern“. An Sizilien dachte er nicht; er sei dazu nicht vorbereitet genug, habe auch weder Zeit noch Geld dazu, schrieb er der Freundin. Dem Herzog berichtete er, nach Neapel werde ihn der ihm unentbehrliche Tischbein begleiten, den der Herzog von Gotha in Rom unterstützte. „So einen reinen, guten und doch so klugen, ausgebildeten Menschen hab' ich kaum gesehen. Wie leid thut mirs, daß er nicht zu den Ihrigen gehört, nicht allein als Künstler, sondern auch als verständiger, thätiger Mensch.“ Weiter berichtet er, daß er sich auch unter den übrigen neuen Künstlern und den Kunsthändlern umsehe; aber alle Arten von Kunstwerken seien auf einen hohen Preis getrieben. „Für Sie möcht' ich nichts aufpacken als Gipssachen, die zu Wasser gehen könnten. Einige Kolossalköpfe kann ich selbst nicht entbehren; ich meine, man könne nicht leben, ohne sie manchmal zu sehen. Der Bildhauer Trippel hat eine kleine Nemesis in Marmor nach einer größern im Museo gearbeitet, und man kann sagen, sie ist besser als das Original .... Diese Nemesis wäre eine schöne Zierde in die Zimmer Ihrer Frau Gemahlin. [Die Herzogin hatte an Herders 1785 erschienener Abhandlung „Nemesis,

ein lehrendes Sinnbild" große Freude.] Er verlangt 100 Dukaten dafür; wenn ich sie aber wie für mich nehme, glaub' ich sie für 80 zu erhalten." Von den abgekratzten Platten des Marc-Antonio würden Abdrücke billig verkauft; freilich seien sie entsetzlich verdorben, doch könne man die herrlichen Ideen und Kompositionen nicht ohne Entzücken ansehen. „Auch möcht' ich Ihnen die kleinen Modelle der ägyptischen unvergleichbaren Löwen vom Kapitol und von der Fontana felice in Bronze mitbringen, um Ihren Schreibtisch zu zieren; sie werden 20 bis 30 Dukaten kosten. Ich notiere mir alle diese wünschenswerten Kleinigkeiten und werde, wenn ich Auftrag von Ihnen erhalten sollte, eine gewisse Summe auszugeben, das Dauerhafteste wählen. Auch sind zwei Bände des Musei Pio-Clementini heraus, jeder zu 6 Dukaten, die auch kaum zu entbehren sind. An Antiken und Originalbilder ist nicht zu denken; man spricht gleich von 10000 Scudi ꝛc." So sehr hütete er sich, den Herzog zu großen Ausgaben zu verleiten; nur 200 Scudi hatte er bei seinem Abgange von Rom für ihn verausgabt. Der inhaltreiche Brief schließt mit der Bitte, ihm ein Zeugnis seines Andenkens und seiner Liebe nicht zu versagen. „Einsam in die Welt hinausgestoßen, wäre ich schlimmer daran als ein Anfänger, wenn ich das Zurückgelassene nicht auch erhalten könnte." In einer Nachschrift vom 16. bemerkt er, den Brief an seine Gemahlin werde er erst mit der nächsten Post abschicken können. War jetzt auch sein Aufenthalt allgemein in Weimar bekannt, so ließ er doch bei seinen Untergebenen durch Seidel die Ansicht verbreiten, er könne wohl einmal ganz unerwartet zurückkehren. Erst am 23. schrieb er den schönen Brief an die Herzogin, worin er ausführte, weshalb es bequemer und leichter sei die Natur zu beobachten und zu schätzen als die Kunst. Er schloß: „Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, in dem ich das Glück hatte, mich Ew. Durchlaucht vor meiner Abreise zu empfehlen, unaussprechlich die Gewalt, die ich anwenden mußte, mein weiteres Vorhaben zu verschweigen! Lassen mich Ew. Durchlaucht bei meiner Rückkehr eine immer gleich gnädig gesinnte Fürstin wiederfinden!"

Sehr erfreute den Dichter ein „guter, mitfühlender" Brief des Herzogs, der ihm unbeschränkten Urlaub erteilte und ihn über die Fortdauer seiner Gewogenheit beruhigte, aber gleich darauf geriet er über die von Weimar aus ihm zugekommene Meldung seines heftigen Sturzes in große Sorge und Schrecken. „Ich fürchte, er endigt noch so", schrieb er der Freundin. „Wollte Gott, er könnte sich auch einmal von diesen unglücklichen [politischen] Ideen rein baden und waschen und sich und den Seinigen wiedergegeben werden!" Doch vernahm er bald, daß die Sache nicht so schlimm stehe, der Herzog wieder hergestellt sei und noch vor dem Ende des Jahres nach Weimar zurückkehren werde.

Damit die österreichische Partei die Absicht seiner Reise nach Mainz nicht merke, hatte Karl August diese dadurch maskiert, daß der Markgraf den Herzog durch einen Kurier einer besondern Angelegenheit wegen nach Karlsruh einladen ließ. Der Kurier ging von Weimar nach Dessau, dann nach Berlin, wo der Herzog dem Könige die Einladung mitteilte. Hierdurch erreichte man, daß alle diplomatischen Agenten diese Nachricht ihren Höfen meldeten. Am vorletzten Jahrestag war der Herzog nach Weimar zurückgekehrt, wo es manches für ihn zu thun gab. So wurde Herder um ein Gutachten über die Berufung von Wielands Schwiegersohn, Hofrat Reinhold, an die Universität Jena ersucht, die bald darauf erfolgte. Den 7. Januar reiste der Herzog mit Knebel, den Goethes Diener Götze begleitete, nach Mainz. In Erfurt besprach er sich mit Dalberg, dem er aber nicht den Zweck seiner Reise verriet. Von Gotha aus schrieb der Herzog ein lustiges Brieflein an den Römischen Freund. In Frankfurt begrüßte er Goethes Mutter. Karl August sollte verhindern, daß der österreichisch gesinnte Domdechant von Fechenbach zum Koadjutor gewählt werde, und den Kurfürsten in guter Stimmung zu erhalten suchen. Dieser hatte sich entschieden für den Domherrn Dienheim erklärt, aber zugleich, da dieser ohne Vermögen war, an die verbündeten Kurfürsten die Forderung gestellt, ihm, so lange er Koadjutor sei, jährlich 17000 Gulden auszusetzen. Schon am 15. Dezember hatte der Kurfürst von Hannover seine Zustimmung gegeben und von Kursachsen und Brandenburg stand sie nicht zu bezweifeln; aber es war die Frage, ob Dienheim wirklich die Stimmenmehrheit erhalte, und für den entgegengesetzten Fall sollte der Kurfürst von Mainz bestimmt werden, seine Abneigung gegen Dalberg zu überwinden. Karl August wirkte in dieser Richtung äußerst geschickt. Knebel meldete am 13. Januar von Mainz seiner Schwester: „Wir leben hier an dem Hofe von Deutschland, der am meisten an Zeremoniel gebunden ist, täglich, und du kannst dir vielleicht etwas davon denken, was dies für ein Leben für mich sei. Indeß geht es doch; mein innerlich Gleichgewicht erhält sich ziemlich, und ich sehe das Ende davon, da wir in ein paar Tagen nach Karlsruh abreisen werden. Ob es dort viel besser sei, will ich nicht sagen, doch etwas weniger fremd. Es thut mir übrigens wohl, um unsern Herzog ein kleines Verdienst zu gewinnen. Er ist überall beliebt und verdient es. Die Lage dieser Stadt ist einzig, groß, reich und schön. Darinnen leben nun unter vielerlei Menschenarten die wahren Freier der Penelope, die Domherrn, übermäßig im Genuß der ‚Habe, die sie verschlinden'. Hier ist auch der Wohnsitz der Intrigue für Deutschland. Der Kurfürst ist eine seltene Gattung von Menschen, von Ansehen wie ein Portugiese oder Spanier. Er ist klug und hat Kenntnisse und Geschmack in vielen Dingen." Von Mainz, das sie am 18.

verließen, schrieb der Herzog an Goethe einen „gütigen, teilnehmenden" Brief, der mit dem fast gleichzeitig eintreffenden von Gotha „seiner Lauf- und Reisebahn Licht und Freude brachte." Von Mannheim ging die Reise nach vier Tagen auf Heidelberg; am 24. kam man in Karlsruh an, von wo Knebel den 31. an Goethe schrieb; dann verließ er den Herzog, der wieder nach Mainz zurückkehrte. Man hatte verabredet, sich am 10. Februar in Jena wieder zu treffen.

Erst am 20. erwiderte Goethe auf des Herzogs verspäteten Brief: „Wie sehr hat mich nach einem so langen Zeitraum Ihr erster Brief erfreut! Wäre nur der Schluß tröstlicher gewesen [über den Fürstenbund, mit dem es gar nicht nach Wunsch fortging] und hätte die Nachricht von dem Falle mir nicht so viel Unruhe gebracht! Ich warte mit Schmerzen auf die Nachricht, daß Sie wieder zu Hause, daß keine Folgen zu besorgen sind, und ich bitte Sie inständig: Rufen Sie mich, wenn ich Ihnen nur einigermaßen nötig scheine, zurück. [Schon am 6. hatte er Frau von Stein gebeten, sie möge ihm die Gedanken der Herzogin wissen lassen; der Herzog werde ihn nur im Notfall zurückrufen, aber es gebe so viel mittlere Fälle.] So gewiß ich Jahre lang hier mit Nutzen verweilen könnte, so gewiß hab' ich schon die obersten Gipfel des Großen und Schönen gepflückt und kann mein ganzes Leben davon zehren. Gesegnet fühl' ich auch die Folgen auf mein Gemüt, das sich erheitert, das offener, teilnehmender und mitteilender wird. Wie sehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir freundlich entgegenkommen, mir die Hand reichen und mich über meine Flucht, mein Außenbleiben und meine Rückkehr beruhigen. Endlich geht heute die umgeschriebene ‚Iphigenie' ab; nun werd' ich gleich den ‚Egmont' endigen, daß er wenigstens ein scheinbares Ganze mache. Das Wichtigste, woran ich nun mein Auge und meinen Geist übe, sind die Stile der verschiedenen Völker des Altertums und die Epochen dieser Stile in sich, wozu Winckelmanns Geschichte der Kunst ein treuer Führer ist. Mit Hülfe der Künstleraugen und eigener Kombinationsgabe suche ich, so viel als möglich, manches zu finden und supplieren, was uns Winckelmann jetzt selbst geben würde, wenn er in diesen Jahren eine neue Ausgabe veranstalten könnte. Von der neuern Kunst genieße ich, was ich darneben kann. Auch habe ich mich zu den Gemmen gewendet und werde eine kleine Sammlung der besten Schwefel mitbringen." Nach Mitteilungen über den Kunsthändler Jenkins fährt er fort: „An unsere Zeichenakademie hab' ich vielfältig gedacht, auch einen Mann gefunden, wie wir ihn einmal brauchen, wenn Kraus abgeht, daß man mehr aufs Solidere kommt. [Er hatte damals die Bekanntschaft des siebenundzwanzigjährigen Schweizer Malers und Kunstkenners Heinrich Meyer gemacht.] Ich hab' wohl immer bei dem Einfluß, den ich auf die

Schule hatte, gefühlt, daß ichs nicht verstand; nun weiß ich das Wie und Warum." Ausführlich gedenkt er dann seiner Bekanntschaft mit dem Fürsten Christian August von Waldeck, der, als österreichischer General, ihm viel von dem beabsichtigten ungeheuern Sommerlager in Böhmen und Mähren erzählt habe. Weiter berichtet er: „Hier machen die Erklärungen der drei geistlichen Kurfürsten gegen die Anmaßung der Nuntien großes Aufsehen. Vorgestern haben die Mainzischen und Trierschen Geschäftsträger deshalb beim Papst Audienz gehabt." In das neue lebende Rom wolle er keinen Blick thun, um sich nicht durch diese möglichst schlechte Administration die Imagination zu verderben. Zum Schluß bemerkt er: „Man schreibt mir, daß Sie wieder wohl zu Hause erwartet werden, daß Sie gleich nach Karlsruh abgehen. Das ist für Ihr Befinden ein gutes Zeugnis. Ich schicke deshalb diesen Brief an Edelsheim. Bleiben Sie mir wohlgesinnt, damit ich mich meines Rückzugs über die Alpen lebhaft freuen möge." Vierzehn Tage später, am 3. Februar, beginnt er seine Erwiderung an Karl August mit dem Danke für seine beiden neuen Briefe. „Ohne Teilnahme derer, an die mich das Schicksal so fest geknüpft hat, ohne Ihre Zufriedenheit mag und kann ich nichts genießen", fährt er fort. „Alle Ideen von Abgeschiedenheit sind nur Phantome des Selbstbetrugs, die mit dem Fieber verschwinden. Rom fängt nun an, sich über mir zu erleichtern, die entsetzliche Masse von Gegenständen sich zu ordnen und Licht in die Tiefen zu scheinen. Entsetzlich war zuletzt meine Begierde, hierher zu kommen, und nun ist meine Zufriedenheit vollkommen, daß ich diesen Ort nicht eher betreten habe. Recht bedauerlich waren mir einige Reisende, die ich habe kennen lernen, die, jung und unvorbereitet, und doch mit Eifer und Ernst, unter der Last von Begriffen, die auf sie zudrangen, gleichsam erlagen. Ich habe nun überwunden, und bin nun täglich mit mehr Lust und Freude da; besonders wird eine kleine Abwesenheit das Anschauen nur mehr auffrischen. Jetzt suche ich nur zu komplettieren und auch die weniger interessanten Gegenstände zu sehen, die man wenigstens gesehen haben muß. Die Kunstwerke der ersten Klasse müßte man von Zeit zu Zeit wiedersehen können; in ihnen ist ein unabsehlicher Abgrund." Manche anziehende Männer habe er kennen gelernt, von Weibern nur eine außer Angelika; wie überall, könne man sich nicht ohne Zeitverlust mit dem schönen Geschlecht einlassen. Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien sei er gleich übel erbaut. An demselben Tage erwidert er auf zwei Briefe Voigts, dessen Mitteilungen über das Bergwerk ihn sehr erfreut hatten. „Werden Sie nicht müde", bittet er, „bei so mancher Arbeit auch noch meinen Teil in diesen Geschäften zu tragen, indeß ich im fremden Lande auch für Sie mit sammle, um mit neuen Kräften bei altem Anteil zurückzukehren. Was Sie thun und einrichten und

publizieren mögen, billige ich zum voraus. Wenn man über den Zweck einer Sache so einverstanden ist, wie wir es sind, kann über die Mittel kein Zweifel bleiben .... Das Bergwesen erfreut mich sehr; da das Treibewerk geht, wird sich das übrige auch treiben lassen. Hält dann das Seil, so wird die Geduld das Gewordene auch halten .... Über Reinholds Verpflanzung freue ich mich, und über alles, was Jena Gutes widerfährt." Er empfiehlt Voigt den Dr. Ridel, der nun als Landkammerrat eingetreten war und bei der Erziehung des Erbprinzen mitwirken sollte. Auch Frau von Stein bat er, diesem bei seinem Eintritte in die neue Welt zu helfen „um des guten Menschen und der Herzogin willen".

Eine Woche später muß er sich schon wieder an den Herzog wenden. Dieser hatte ihm von Mainz aus geschrieben, daß er ihn vor Weihnachten nicht erwarte. „Der Himmel segne Sie für alles Gute, das Sie mir gewähren und gönnen", erwidert er. Schon am 6. Januar hatte er der Frau von Stein drei verschiedene Reisepläne mitgeteilt; nach dem frühesten ging er gleich nach Ostern zurück, nach einem zweiten, einen Aufenthalt in Sizilien einschließenden erst im Frühjahr darauf, ein mittlerer würde ihn im Herbste zurückführen. Aber gegen den Herzog hatte er am 20. einer spätern Rückkehr noch nicht gedacht, und auch jetzt wurde die Möglichkeit eines Besuches von Sizilien nur leise berührt. „Alles kommt darauf an", hieß es, „ob ich nach Sizilien gehe oder nicht. Das macht, wenn ichs solid angreife, 3 bis 4 Monate Unterschied. Erst dacht' ich schon im August wieder zu Hause zu sein, und jetzt wenigstens wünsche ich mich im Herbst wieder über die Berge zurück. Das träfe, wenn ich Schlossern und meiner Mutter einige Zeit schenkte, mit Ihren Gesinnungen überein. Auf Ostern das Nähere und Weitere." Aber schon die Bemerkung: „Ich möchte mein Schiff in Ophir recht beladen", deutet auf das Verlangen, möglichst lange in Italien zu bleiben. Auf Karl Augusts Äußerung, Goethe werde Miß (Elise) Gore wohl vergessen haben, erwidert er, vielmehr habe er eine große Begierde, sich besser als bisher vor ihr zu zeigen. Der Brief schließt: „Ich frage nicht nach Ihren Wegen und wie es Ihnen drauf ergeht. Ich werde seiner Zeit schon mein Teil erfahren. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Knebeln! Von Neapel schreib' ich wenigstens ein Wort und schicke es auch an Edelsheim." Aber noch in einer Nachschrift muß er seine Freude über den Anteil des Herzogs an „Wilhelm Meister" aussprechen, mit dem er das Wunderbarste vorhabe und den er mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr endigen möchte. „Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns, wenn ich wiederkomme, zu Rate gehen. Ich lege hier den Grund zu einer soliden Zufriedenheit, und werde zurückkehrend mit einiger Einrichtung viel thun

können.“ Aber noch immer will er nach der Rückkehr einen bedeutenden Anteil an den Geschäften nehmen. Am 19., Karnevalsmontag, schrieb er an Knebel, es sei gut, daß er seinen Götze mitgenommen; er möge ihn behalten, bis er wiederkomme, und seines Hauses nach seinem Willen gebrauchen. Den 22. reiste er nach Neapel. Vorher schrieb er einen freundlichen Brief an den ihn vorgesetzten Präsidenten von Fritsch.

Der Herzog hatte in Karlsruh, wo der Fürstenbund eifrig besprochen wurde, auch des Markgrafen Entwurf des Planes einer Stiftung für den Allgemeingeist Deutschlands erhalten. Darauf hatte diesen der Vorschlag des Kapellmeisters Reichardt gebracht, der auf eine Unterstützungskasse deutscher Gelehrten und Künstler ausgegangen war. Eine genauere Würdigung desselben behielt er sich vor. Von Mainz scheint er sich auch noch nach andern Orten gewandt zu haben, um auch jetzt wieder zu verbergen, daß er dort besonders wirken wollte; denn er forderte Knebel auf, ihn nicht am 10. in Jena zu erwarten, sondern sogleich nach Weimar zu gehen und sich öffentlich anzustellen, als habe er einen Brief an die Herzogin, obgleich er diese schon von allem unterrichtet hatte; er solle vorgeben, in Augsburg habe er einen Brief des Herzogs empfangen, wonach dieser nach Frankreich gegangen und seine Rückkunft unbestimmt sei. Erst am Morgen des 18. kehrte Karl August nach Weimar zurück. Dort war man indessen sehr unzufrieden mit dem fortwährenden politischen Treiben, das ihn seinem Lande entfremde. Besonders verstimmt war Herder, dem Goethe damals so außerordentlich nahe getreten, daß er in dem Zusammenleben mit ihm und gegenseitiger Unterstützung das höchste Glück in Weimar hoffte; vor allem wollte er mit ihm Winckelmanns Kunstgeschichte studieren und sich unter Herders Hülfe der Geschichte der alten Völker widmen. Am 3. schloß Goethe einen Brief an den Verfasser der „Ideen“ mit den denkwürdigen Worten: „Ich freue mich auf den Tag, der mich zu euch zurückbringen wird: es scheint mir, als wenn uns das Fleckchen Thüringen festhalten werde. Gern will ich euch alsdann das weimarische Hauskreuz [das Verweilen des Herzogs außerhalb des Landes] tragen helfen, dessen Ende ich vorerst zum Frühling herzlich wünsche.“

Auch in Weimar nahmen den Herzog gleich die Angelegenheiten des Fürstenbundes in Anspruch. In Mainz suchten der preußische Gesandte Geheimrat von Böhmer und Stein zu verhindern, daß die Wahl auf Fechenbach falle. In Berlin drang der Herzog auf günstigere Behandlung der Bundesfürsten von seiten der weltlichen Kurfürsten und auf die Absendung eines Gesandten nach Rom, um die Bestätigung der Koadjutorwahl zu erwirken und den Papst für den Bund zu gewinnen. Knebel mußte zu diesem Zwecke einige Briefe abschreiben. Am 28. schrieb ihm Karl August: „Die mir

gestern zugeschickten Briefe sind gar wacker und gut verfaßt; ich danke dir recht sehr dafür. Einige kleine Konventionalitäten habe ich hier oder da eingeschaltet oder, was dagegen lief, ausgestrichen; es bedeutete aber fast gar nichts. Denen Französischen habe ich gesucht durch einige Versetzung der Worte einen gewöhnlichen Klang zu geben. Ich werde sie alle ins Reine schreiben lassen und expedieren." Zugleich teilte er ihm einen eben von ihm an Miß Gore gerichteten Brief mit, der ihn lachen machen werde. Auch an Goethe, der ihm am 17. von Caserta und von Neapel eben vor der Abreise nach Sizilien schrieb, wird er sich wieder gewandt haben, aber der Brief blieb in Rom liegen und kam ihm mit zwei andern erst nach der Rückkehr aus Sizilien zu. Knebel zog sich am 1. März nach Jena zurück, wo er einen Auftrag bei der Universität zu besorgen hatte. Der Herzog dankte für dessen geschickte Ausführung. „Ich bin gewiß, daß du die Leute, die nicht an einem Strange ziehen wollen, leicht überreden kannst, daß sie besser thun, wenn sie ihre Pflicht erfüllen als sie zu unterlassen. Vermöchtest du doch auch ihnen etwas von der Feinheit und Richtigkeit deines Geschmacks beizubringen, damit sie ihr Leben, Treiben, Wissen und Forschen darnach modelten; sie empfangen aber mit stumpfer Zunge und lernen nie anderen ihre Speise genießbar zu machen." Karl August war so in Anspruch genommen, daß er, um nicht ganz gegen Merck zu verstummen, die Hofdame Göchhausen für sich schreiben ließ. Von Goethe hatte er die Briefe vom 3. und 10. Februar erhalten. Auf die an Herder geschickte „Iphigenie" war er sehr neugierig. Am vorigen Tage hatte er mit dem Bibliothekar und Vorleser des verstorbenen Königs Marchese Lucchesini, der als preußischer Gesandter nach Rom gehen sollte, verhandeln müssen und einige Empfehlungsbriefe geschrieben. Gleich darauf beschäftigte ihn der Entwurf des Markgrafen. Reichardt hatte sich wegen seines Vorschlags auch an den Herzog gewandt, der die Abfassung der Antwort Knebel übertrug. Am 11. dankte Karl August Knebel für diese. „Sie ist sehr gut und ich werde sie abschreiben und abgehen lassen. Ich zeigte sie gestern dem Fürsten von Dessau; sie hat ihn sehr gefreut. Er hat mich wieder verlassen und läßt dich grüßen. Hier schicke ich dir die projektierte Antwort an den Markgrafen von Baden und Edelsheim. Verfahre streng damit und lasse mich deine Meinung darüber wissen. Glaube, daß, wenn ich mich bestrebe, ein wenig besser zu sein, als man im gemeinen Leben für gut passieren läßt, ich es hauptsächlich thue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde wert zu sein, deren wahres und seltenes Verdienst ich zu erkennen glücklich genug bin." Nachdem er ihn gebeten, ein beigelegtes Blatt abzuschreiben, berichtet er, daß er sehr gute und für ihn sehr schmeichelhafte Briefe aus Mainz erhalten habe. Wahrscheinlich kamen sie vom Kur-

fürsten und Stein. Der Herzog legte Herder Knebels Brief an Reichardt und dessen Bemerkungen über seinen eigenen Briefentwurf vor. Dieser erwiderte: „Knebels Brief [über Karl Augusts Entwurf] ist oder dünkt mich wenigstens lautere Wahrheit. Die Fürsten stehen wirklich nicht auf dem Punkte, die Bedürfnisse der Nation im Detail so recht sehen zu können, wie sie da liegen. Sie sehen von oben hinein, und je edler sie denken, desto mehr laufen sie Gefahr, durch Zwang und Güte gegen sich selbst zu arbeiten, bis sich endlich durch die Natur der Sache selbst das Gleichgewicht wieder herstellt. Gegen Knebels Brief an Reichardt habe ich kein Wort zu sagen. Denken Ew. Durchlaucht, der Narr ist seiner schon so gewiß, daß er an mich geschrieben hat: ich möchte doch dafür sorgen, daß alles sogleich seinem lieben Weibe bekannt gemacht und die Versicherung des Königs über seine lebenslängliche Pension ihr nur sogleich brevi manu eingereicht würde. Ich habe von diesen Unverschämtheiten durchaus keinen Begriff." Drei Tage später dankte der Herzog Knebel wieder für Abschriften, und er entschuldigte sich, daß er ihm immer so viel trockene Mühe auf den Hals schicke. „Was du mir über meinen Brief gesagt hast, ist sehr wahr, und nur leider zu wahr. Ich fühle allzu lebhaft, daß im Grunde bei jetziger Lage der Sachen fürs Allgemeine nicht viel zu thun sei; ich suche daher nur das wahrscheinlich Möglichste heraus, um dem Markgrafen nicht ganz roh zu sagen, daß ich alles für unmöglich halte. Herder, den ich auch um Rat fragte und ihm dein Urteil vorlegte, stimmt dir bei. Sobald mein Kopf nur irgend wieder gang und gäbe ist [er litt seit drei Tagen an starken Ohren- und Kopfschmerzen], will ich suchen mein Werk ins Kurze zu ziehen, und mich hauptsächlich auf Reichardts Antrag einlassen."

Indessen war von österreichischer Seite das Gerücht verbreitet worden, einer der Söhne des Königs von Preußen werde katholisch werden und in die erledigte Domherrnstelle einrücken, um dann zum Koadjutor gewählt zu werden. Der Kurfürst vernichtete diese Verleumdung sogleich dadurch, daß er die Stelle anderweitig besetzte, was der Herzog schon am 14. Knebel mitteilen konnte. Dieser begab sich am 18. nach Eisenach, von wo er den jungen Grafen von Lavalette an den jetzt in Mainz weilenden Dalberg mit der Aufforderung sandte, nach Weimar zu kommen, wo er ihn sprechen müsse. Man fürchtete, Dalberg werde bei seiner Anwesenheit in Mainz die Sache verderben. Am 22. kehrte Karl August zurück, wo er denn manches zu besorgen fand. Von Berlin mußten Gelder geschafft werden, um ohne Dalbergs Vorwissen die Dienheim geneigten Domherren zum Zurücktreten zu bestimmen, so daß Dalberg aus der Wahl hervorgehe. Karl Augusts Kämmerer Wagner brachte die erforderlichen 180000 Gulden an den Generalmajor von Hatzleben in

Mainz. Der Herzog hatte den 27. einen scharfen Brief an Dalberg geschrieben, der am 30. mit einem eben so eindringlichen Pro memoria Steins an diesen gelangte. Der sehr geschickt abgefaßte Brief, der ihn aufforderte, für Dienheim zu stimmen, schloß mit dem sehnlichen Wunsche, daß es doch endlich einmal dem Herrn Statthalter gefallen möchte, die Dinge dieser Welt so zu betrachten und so zu behandeln, wie sie es verlangen, oder, solle er finden, daß dieses wider seine moralischen Grundsätze laufe, sich entschließen sich gar nicht mehr damit zu bemengen und nur ja nicht zu glauben, daß er im mindesten die Drehungen unseres Erdballs durch irgend eine menschliche Kraft oder Willen ändern werde. Das war verständlich.

Als der Herzog das letzte Mittel, die goldene „Kolonne Hülfstruppen“, glücklich auf den Weg gebracht, fühlte er sich beruhigt, und so schrieb er den 30. an Goethe einen langen Brief, auf dessen Beantwortung er sehr neugierig war. „Dem Menschen scheints gewaltig wohl zu gehen“, äußerte er gegen Knebel, „und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sichs nicht wohler sein zu lassen, als sichs geziemt.“ Karl August hatte ihm damals über seine künftige amtliche Stellung in Weimar berichtet. Denselben Tag schrieb er an Merck, der auf den Brief der Göchhausen freundlichst geantwortet hatte: seit etlichen Wochen sei er wieder in Ruhe, und hoffe gewiß, sich sobald nicht wieder heraussetzen zu lassen. „Diese Muße wende ich an, um allerhand Ideen, die ich gesammelt habe, zur Wirklichkeit zu bringen, um wieder neuere zu bekommen. Die mehrere Aufklärung seines eigenen Zustandes ist immer eine nützliche Beschäftigung und verlangt mehr Aufwand von Aufmerksamkeit und Scharfsinn als man glaubt. Goethe bereichert sich erstaunlich. Er legt auch wahrscheinlich viel zurück; denn jetzt giebt er gewaltig wenig an seine ärmern Freunde aus. Er ist zu gutherzig, als daß er unmitteilend alles für sich behalten sollte. Er wird gewiß bei seiner Rückkehr uns manche artige Gastmäler geben.“ Merck hatte sich über Goethes Schweigen beklagt; dessen Briefchen vom 10. Februar, worin er meldete, daß er nach Ostern zurückkehren und auch ihn sehen werde, hatte er noch nicht erhalten. Am 31. März war der Herzog mit seinem gutmütig zutraulichen Schwager, dem Landgrafen Christian, auf der Jagd bei Magdala. Den 1. April vertraute er Knebel, am 2., spätestens am 4., erwarte er „das Ende ihrer Ritterzüge“, die Kunde von der Koadjutorwahl, bei welcher seine Mittel hoffentlich das wieder gut machten, was die Herren an jener Flußecke verdorben. Nach Ranke hätte Stein Dalberg zu der beim Kurfürsten allmächtigen Frau von Coudenhoven geführt, welcher er versprochen, nicht für Fechenbach zu stimmen; dadurch sei der Kurfürst umgestimmt worden. Aber gewiß hatten die metallenen Mittel sicherer gewirkt. Dienheim selbst entsagte seiner Wahl

für die ihm gebotenen 60000 Gulden. Dalberg hatte den ihm befreundeten Domherren mitgeteilt: der Kurfürst habe versprochen, wenn er für Dienheim stimmme, seine Wahl als Koadjutor in Würzburg durchzusetzen. Hierdurch wurden vierzehn Domherren bestimmt, sich gegen Dienheims Wahl zu erklären, so daß jede Aussicht schwand, diesen durchzubringen. Rasch entschlossen stellte der Kurfürst am 1. April um 11 Uhr (es war Palmsonntag) die 10 für Dienheim gewonnenen Stimmen Dalberg zur Verfügung; eine Stunde später war dieser mit einer Mehrheit von 14 Stimmen gewählt. Der Herzog erhielt die Nachricht am Nachmittag des 3. in seinem neueingerichteten Schloße Tannroda, wohin er sich am vorigen Tage mit seinem Schwager begeben hätte. Sogleich mußte Lavalette als Kurier die Nachricht nach Potsdam bringen, wo der König, äußerst überrascht durch den unerwartet glücklichen Ausgang, ihn zum Rittmeister eines Husarenregiments ernannte. Der Herzog meldete die Nachricht sofort Knebel, mit der launigen Bemerkung: „Kein ehrlicherer Koadjutor ist seit langer Zeit auf ehrlichere Weise durch ehrlichere Leute zu Stande gebracht worden als Dalberg.“ Hatte dieser ja seiner Wahl entgegengearbeitet und sie war in der besten Absicht gefördert worden. Ärgerlich wurde Karl August als die Domherren die versprochene Verschwiegenheit so wenig hielten, daß sie erzählten, wieviel jeder bekommen hatte, und eine Äußerung verraten wurde, die er vertraulich in einem Briefe gethan hatte. Den 12. zog Knebel in Goethes Gartenhaus, das ihm Frau von Stein eingeräumt hatte. Schon am 17. bestätigte der Papst Dalbergs Wahl; zum Empfange des Breves war der Bibliothekar des Kurfürsten Hofrat Johannes Müller nach Rom gesandt worden. Zwei Tage vorher ward ganz unvermutet Dalberg auch zum Koadjutor von Worms erwählt, wozu freilich in den von Berlin gekommenen Geldern 20000 Gulden vorgesehen waren. Aber auch die Genehmigung der Mainzer Wahl durch den Kaiser und die feierliche Wahlhandlung unter dessen Kommissar war nötig; letztere konnte erst am 5. Juni erfolgen, worauf am nächsten Tag der neue Koadjutor dem Fürstenbunde mit Einschluß der geheimen Artikel beitrat. Vor Mitte Mai schrieb der Herzog von neuem an Goethe, daß er seine Rückreise ja nicht übereilen solle. Unter den mancherlei Dingen welche ihn zu Weimar beschäftigten, waren die Pläne zum Schloßbau und die Einziehung der Stelle des Garnisonpredigers. Herder hatte beantragt, daß die bisher für die Garnison bestimmte Jakobskirche auch der Hofgemeinde zugewiesen, beide Gemeinden von den bisherigen Hofgeistlichen besorgt und das dadurch ledige Gehalt zur Verbesserung von Schul- und geistlichen Stellen verwendet werde. Das Oberkonsistorium widersetzte sich auch diesem Antrage, aber der Herzog genehmigte ihn am 29. Mai, wenn auch zunächst nur vorläufig.

An Goethe wird sich der Herzog wohl wieder gewandt haben, ehe er am 3. Juni sich zum Ausschußtage nach Eisenach begab. Schon am 14. Mai war dieser glücklich und völlig befriedigt von seiner Sizilischen Reise nach Neapel zurückgekehrt. Hier empfing er erst nach einiger Zeit die während seiner Abwesenheit in Rom eingelaufenen Briefe des Herzogs, auf die er am 27. erwiderte. Die Antwort ging am 29. ab. Da Karl August ihn in Bezug auf die Mainzer Wahl auf Lucchesini in Rom verwiesen hatte, verlangte er um so lebhafter dahin zurück. Seine Antwort gedenkt des großen Eindrucks Siziliens und seiner jetzt in Neapel gemachten Bekanntschaften; er wolle am 1. Juni nach Rom zurückkehren und es bald nach dem Peterstage dem 29. Juni wieder verlassen. „Für den ersten Anbiß habe ich nun Italien genug gekostet; wollte ich es mehr und gründlicher nutzen, so müßte ich in einigen Jahren wiederkommen. Ich bin nur von Gipfel zu Gipfel geeilt und sehe nun erst recht, was mir an Mittelkenntnißen fehlt. Daß ich Sizilien gesehen habe, ist mir ein unzerstörlicher Schatz auf mein ganzes Leben .... Was Sie bestellen, will ich in Rom treulich besorgen, auch mir daselbst einige Korespondenz offen halten, daß man im Falle immer an gute Künstler rekurrieren kann. An Ihre Anlagen [im Park] habe ich oft gedacht; die schwarze Tafel soll auch nicht vergessen werden. Ich habe manche Rätsel unterwegs gefunden; vielleicht paßt eines in die Höhle der Sphinx [auf die schwarze Tafel]. Gartenhäuser und Brunnen bringe ich mit. Meine besten Wünsche folgen Ihrer Frau Gemahlin [nach Aachen] ins Bad. [Das Leiden der Herzogin bekümmerte ihn, wie auch die Schwäche des Erbprinzen, und selbst die Gesundheit des Herzogs war schwankend. Leider machen mir die Gesundheitsumstände unserer fürstlichen Personen und ihrer Descendenz keinen glücklichen Rückblick", schrieb er an Frau von Stein.] . . . Auf Ihre Kartensammlung [die unterdessen bedeutend vermehrt worden war] freue ich mich recht sehr. Da ich nun ein schön Stück Welt gesehen habe, interessiert sie mich wieder in allen ihren Teilen. Viel Glück zu Dalbergs Erwählung. Ich hoffe ihm auf meiner Rückreise [in Mainz] aufzuwarten .... In diesen meinen letzten Tagen unterhält mich auch das Theater, an dem ich bisher wenig Freude gehabt habe; doch sehe ich, daß ich auf alle Fälle zu alt für diese Späße bin. Die andern bildenden Künste erfreuen mich mehr, und doch am meisten die Natur mit ihrer ewig konsequenten Wahrheit. Auf dem Schiffe hab' ich manchmal an Sie gedacht, daß die präzisen und schnellen Manövres Sie sehr unterhalten würden. Es ist eine respektable Maschine, an der alles ausgedacht, nichts Willkürliches ist, noch sein kann." Der Herzog hatte ihm für die gute Ordnung, in welche er als Kammerdirektor die Finanzen gebracht, seinen Dank ausgesprochen und ihm mitgeteilt, wie er ihn

in der Kammer zu erleichtern und welche sonstige Einrichtungen er zu machen gedenke. Auf diese „so freundschaftliche und liebevolle“ Sorge bezieht sich der zweite Bogen dieses Briefes. „Es freut mich unendlich, wenn das Compte rondu wenigstens im allgemeinen hat zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen können. Erhalten und vollenden Sie das gute Werk, bei dem ich im Grunde wenig Verdienst habe. [Auch hier zeigt sich Goethes große Bescheidenheit.] Der Gedanke, Schmidten die nähere Aufsicht über die Kameralgeschäfte aufzutragen, hat meinen völligen Beifall; er ist auf alle Weise der rechte Mann. Nur bei dem Modo habe ich zu erinnern, daß, wenn Sie ihn zum Vizepräsidenten machen, und mir eine Art Direktion lassen, alsdann ein Glied des geheimen Konsilii dem andern untergeordnet ist, welches ich nicht für ganz gut halte. Vielmehr wünschte ich, Sie entbänden mich mit einem freundlichen Worte meiner bisherigen Inkumbenz [bei der Kammer] (und mit der gewöhnlichen Formel ‚auf sein Ansuchen‘), machten alsdann Schmidt entweder geradezu zum Präsidenten oder gäben ihm die Direktion, wie ich sie in Wirklichkeit, nicht nach dem Reskripte [vom 11. Juni 1782], gehabt habe. Doch das sei Ihnen alles überlassen. Mein einziger Wunsch war, Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen. Alles was Sie thun, um sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann [also auch schon während seiner Abwesenheit] und wie Sie es für gut befinden! Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter bleiben, um meine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht an ‚Wilhelm‘ und einigen andern Ideen zu arbeiten, so werde ich mich sehr erleichtert finden; denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter mich. Und darum nehmen sie meinen besten Dank für Ihre Gesinnungen, daß Sie mich so gütig erleichtern wollen. Wie jetzt unsere Sachen stehen, können Sie es ohne Nachteil der Geschäfte; ja ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das übrige andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehen. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern jederzeit meine Meinung sagen. So wird auch mein persönlich Verhältnis zu Schmidten mich in den Stand setzen, nach Ihrem Verlangen in allen Sachen mitzuwirken. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr

wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und vieler Menschen Freude leben. Deswegen nehmen Sie den herzlichsten Dank für diesen neuesten Vorschlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus." Doch konnte er nicht umhin, seinem gnädigen Herrn, dem er so treuherzig seine eigenen Wünsche offenbart hatte, die Bitte auszusprechen, er möge auch für den etwas vernachlässigten Voigt sorgen, der so manches für ihn selbst thue, und dem der Herzog wegen seiner Brauchbarkeit immer mehr auflegen müsse; auch Schmidt wisse, wie man diesen bisher zu verkürzen gesucht habe. Der Frau von Stein und Herder möge er im Vertrauen etwas von der ihm bestimmten Stellung sagen, damit diese nicht an seiner Zurückkunft zweifelten; an erstere hatte er schon geschrieben, durch die Veränderungen, die der Herzog in seinem Departement mache, möge sie sich nicht irren lassen, er selbst wünsche sie.

Seine Abreise von Neapel wurde durch die Ankunft Lucchesinis, der ihm so manches zu erzählen hatte, um zwei Tage verschoben. Da erhielt er vom Herzog, am letzten Tage, den 2. Juni, die freundliche Aufforderung, sich ja mit der Rückkehr nicht zu übereilen. Und sofort war er entschlossen, erst an seinem Geburtstage, an dem er gern etwas bedeutendes that, am 28., die ewige Stadt zu verlassen. Am 4. kehrte er nach Rom zurück. Dem Herzoge hatte unterdessen der Fürstenbund wieder zu schaffen gemacht. Am 9. war er der Einladung des Kurfürsten von Mainz gefolgt, in seinem Sommeraufenthalt Aschaffenburg an den Festlichkeiten zur Feier der Koadjutorwahl sich zu beteiligen, zu der er so wesentlich beigetragen hatte. Nachdem die vier Festtage vorüber waren, kam es zu Verhandlungen mit dem Kurfürsten. Dieser wünschte zunächst eine von den Fürsten zu beschickende Zusammenkunft in Mainz zur Berathung über Verbesserung des deutschen Gerichtswesens, Herstellung der Festungswerke von Mainz und Verdoppelung der Soldaten zu ihrem Schutze. Karl August unterstützte nur den erstern Punkt in dem darüber an den König erstatteten Bericht, den er am 15. in Mainz aufsetzte, erst am 1. Juli von Eisenach aus absandte. Diese Zusammenkunft hielt er für das einzige Mittel zur politischen Wirksamkeit des Fürstenbundes, um die es ihm und den kleinen Fürsten vor allem zu thun gewesen war. Er drang darauf, daß die weltlichen Kurfürsten sie beschickten; die übrigen Fürsten sollten sich durch diese vertreten lassen. Von Eisenach aus, wo der Landtagsausschuß ihm die

allerunangenehmste Beschäftigung machte, kehrte er am 10. nach Weimar zurück. Herders von ihm gewünschte Gedanken über die von Preußen einzuschlagende Politik und besonders die Pflege des deutschen Geistes schienen ihm alles zu enthalten, was der König ausführen solle, nur sei diesem das militärische „Puppenspiel“ in Friedenszeiten nötig, damit er immer ein scharfes Schwert gegen die Übergriffe des Kaisers in Händen habe. Nächstens wollte er diese Weisheitslehren an den sehr unweisen Ort (Berlin) schicken. Mit dem Verhalten des dortigen Ministers Herzberg war er äußerst unzufrieden. Um diese Zeit schrieb er an Görtz, dem er seine Unzufriedenheit mit der Unwirksamkeit des Fürstenbundes nicht verhehlte: „Nach einer Abwesenheit von einigen Wochen bin ich nun wieder hier und beschäftiget, die nachbarlichen Irrungen [wohl besonders mit Kursachsen] so beizulegen, daß die Nachkommen einmal ungestört im Genusse des Ihrigen bleiben mögen. Zu diesem Ihrigen gehört auch alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalt zu verfertigen und zu verkaufen suchen; dieses aber wird täglich mehr und mehr erschwert, seitdem die großen Staaten ihre Länder von jenen ihrer Nachbarn wie Inseln in dem offenen Meere absondern, und die sicherste Art, ihre Macht zu vermehren, darin zu finden glauben, daß alle diejenigen, die nicht die Ehre haben, ihre Unterthanen zu sein, aushungern, damit sich diese aus Not unterwerfen.“ So trat schon damals die Zollfrage hervor, die dreißig Jahre später so viele Irrungen hervorrufen sollte. Aber bald trieb es ihn wieder nach Potsdam, um für die von den drei weltlichen Kurfürsten verkannten edlen Ziele des Fürstenbundes einzutreten. Als er Knebel aufforderte, ihn zu begleiten, geriet dieser darüber in Verzweiflung, ja sein Mißmut redete ihm ein, der Herzog habe ihm den Antrag gethan, wie der Herr dem Diener, so daß er, wenn er könnte, seine Pension ihm zu Füßen legen und das Land verlassen würde. Seine Not teilte er Herder mit, der ihn beruhigte. Auf die sein Körperleiden und seinen Widerwillen gegen die Reise aussprechenden Zeilen antwortete Karl August: er selbst müsse am besten wissen, was ihm gut sei; mit seinem Antrage habe er ihm wohlzuthun gedacht; die Reise sei nicht wichtig genug, die mindeste Gesundheit eines Menschen zu verlangen. Am 22. verließ Karl August Weimar, wo Schiller an demselben Abend zu längerm Aufenthalt eintraf. Kurz vorher hatte er sich wieder an Goethe gewandt, dem er die Zeit seiner Abreise von Rom ganz anheim stellte.

In Potsdam und Berlin wußte er, wie Görtz berichtet, durch seine Gegenwart, seine Thätigkeit, seinen Feuereifer für den Bund, in welchem er das Palladium der deutschen Freiheit sah, die Teilnahme und die Aufmerksamkeit neu zu beleben und frühere Besorgnisse zu entfernen. Am 31. schrieb er an Knebel, für dessen Bruder er eine Beförderung zu erwirken gesucht

hatte: „Unsere Reichsangelegenheiten fangen an, blühende Aussichten zu bekommen, die zur Reife gedeihen können, wenn wir nur noch einige Zeit Frieden behalten.“ Demselben teilt er mit: „Daß ich nach Schlesien gehe, wirst du wissen. Ich freue mich sehr darauf, dieses Land und hauptsächlich die Kavallerie in demselbigen zu sehen. Dem König hat es sehr angenehm zu sein geschienen, daß er mich dorten sehe. In seiner Suite zu reisen habe ich selber der Bequemlichkeit halber nicht gewünscht. Die kriegerischen Aussichten werden sich hoffentlich in kurzem in die allerfriedlichsten verwandeln: Frankreich giebt [in Holland] nach, ladet England und Preußen zu Mediatoren ein und kontremandiert das Lager bei Givet. Eine gewaffnete Negotiation schien bei jetziger Lage der Sache nötig zu sein, da man zumal vermuten konnte, daß Frankreich keinen Krieg haben wollte.“ Aber England fand es gelegen, Preußen zum Einrücken in Holland zu reizen, obgleich zu fürchten stand, die Franzosen würden sich der holländischen „Patrioten“ annehmen.

Zu Weimar wußte man jetzt, daß Goethe bis nächste Ostern in Rom zu bleiben sich entschlossen hatte, was wieder böses Gerede unter seinen Neidern erregte. Am 6. Juli hatte er, mehr als vier Wochen nach seiner Rückkehr von Neapel, zum erstenmal an den Herzog geschrieben. „Heil, Gesundheit und alles Gute zuvor, wo Sie dieser Brief auch antrifft!“ begann er. „Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat gefruchtet, und ich finde mich nun zum erstenmal auf meiner ganzen Reise mit dem wahren Gefühl von Sodezz in Rom, wo die Sodezz oder der höchste Leichtsinn hingehört. Lucchesini ist wieder hier. Ich habe die Freude gehabt, mich wieder mit ihm von Ihnen zu unterhalten. Er schätzt Sie ganz vorzüglich, und ich bin überzeugt, es ist nicht, um mir bloß nach dem Sinne zu reden, daß er so viel Gutes von Ihnen sagt. Übrigens ist er ein ausgemachter Weltmann und scheint mir, was ich auch nur von weitem sehe, sein Spiel gut zu spielen. Ich werde täglich fleißiger und treibe die Kunst, die eine so ernsthafte Sache ist, immer ernsthafter. Wenn ich nur über einige Stufen im Machen hinweg könnte! Im Begriff, und zwar im echten, nahen Begriff, bin ich weit vorgerückt. Da ich doch einmal ein Künstler bin, so wird es viel zu meiner Glückseligkeit und zu einem künftigen fröhlichen Leben zu Hause beitragen, wenn ich mit meinem kleinen Talente nicht immer zu kriechen und zu krabbeln brauche, sondern mit freiem Gemüte, auch nur als Liebhaber, arbeiten kann. Auch das, was ich jetzt lerne, bin ich Ihnen schuldig; denn ohne Ihren freundlichen Zuruf, der mir auf meiner Rückreise begegnete, wäre ich schon jetzt von Rom abgegangen. Die Freunde werden schon berichtet haben, daß ich meinen Aufenthalt bis auf den 28. August verlängere.“ Nach Mitteilung einiger Neuigkeiten bittet er um Nachricht über des Herzogs und der Seinigen Be-

finden. Da die Herzogin-Mutter Goethe ihre Absicht mitgeteilt hatte, im Oktober nach Rom zu kommen, schrieb er ihr, weshalb er ihr raten müsse, die Reise auf den nächsten Sommer zu verschieben. Am 11. August erstattete er seinem Fürsten zum Danke für dessen neuen Beweis seiner freundlichen Gesinnung eingehenden Bericht, weshalb er sich entschlossen habe, bis nächste Ostern zu bleiben. Er schreibt:

„Für Ihren lieben, werten Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, danke ich auf das herzlichste. Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße, und beruhigen mich auf alle Weise. Sie geben mir Raum, daß ich erst recht mein werden kann, und sondern mich von Ihrem Schicksale nicht ab; möge sich Ihnen alles zum Besten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen fernern Aufenthalt etwas Festes zu beschließen. Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche, mich noch bis Ostern in Italien zu lassen. Mein Gemüt ist fähig, in der Kunstkenntnis weit zu gehen; auch werde ich von allen Seiten aufgefordert, mein eigenes kleines Zeichnentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspektiv, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben, September und Oktober möchte ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und Dezember der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden, die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte rc. Ich wünsche und hoffe, es nur wenigstens so weit zu bringen, wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie aufs Blatt zu bringen und andere mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben. Bis Ostern werde ich es so weit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehen zu können; denn gewisse Dinge sind es, die man von andern lernen und annehmen muß. Dieses macht den Aufenthalt in Rom so angenehm, weil so viele Menschen sich hier aufhalten, die sich mit Denken über Kunst, mit Ausübung derselben zeitlebens beschäftigen, und wohl kein Punkt sein kann, über den man nicht von einem oder dem andern Belehrung finden könnte. Noch eine andere Epoche denke ich mit Ostern zu schließen: meine erste (oder eigentlich meine zweite) Schriftstellerepoche. ‚Egmont‘ ist fertig, und ich hoffe bis Neujahr den ‚Tasso‘, bis Ostern ‚Faust‘ ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird. Zugleich hoffe ich, sollen die kleinen Sachen, welche den fünften, sechsten und siebenten Band füllen, fertig werden, und mir bei

meiner Rückkehr ins Vaterland nichts übrig bleiben als den achten zu sammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch dieser Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernst an ‚Wilhelm‘ gehen, den ich Ihnen recht zu Erb und Eigen geben möchte. Daß ich meine ältern Sachen fertig mache, dient mir erstaunend; es ist eine Rekapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier nach meiner ersten zurückzubilden, das, was ich nur entworfen hatte, neu auszuführen, so lern' ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen stehen und liegen lassen, ich würde niemals so weit gekommen sein, als ich jetzt zu reichen hoffe. Ostern rückte ich mit Zucht und Ordnung wieder ins Vaterland und käme zur schönen Jahreszeit zurück. Edelsheim in einem gar guten Brief aus Karlsbad giebt mir zwei Jahre; die hätte ich alsdann ohngefähr beendet. Ist mir erlaubt, einen Wunsch, den ich für jene Zeit habe, noch zum Schluß beizufügen, so wäre es: Ihre Besitztümer sogleich nach meiner Rückkunft sämtlich als Fremder bereisen, mit ganz frischen Augen und mit der Gewohnheit, Land und Welt zu sehen, Ihre Provinzen beurteilen zu dürfen. Ich würde mir nach meiner Art ein neues Bild machen und einen vollständigen Begriff erlangen und mich zu jeder Art von Dienst gleichsam aufs neue qualifizieren, zu der mich Ihre Güte, Ihr Zutrauen bestimmen will. Sekundiert der Himmel meine Wünsche, so will ich mich alsdann der Landesadministration einige Zeit ausschließend widmen, wie jetzt den Künsten; ich habe lange getappt und versucht, es ist Zeit zu ergreifen und zu wirken. Mögen Ihre großen auswärtigen Verhältnisse Ihre Existenz ganz ausfüllen und Sie für Mühe, Aufopferung und Gefahren die schönsten Früchte einernten! Noch manches bleibt mir über einzelne Dinge zu sagen übrig, das ich auf einen nächsten Brief verspare. Geben Sie mir bald wieder ein Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Liebe! Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich auf das beste.“

Deutlich tritt hier die Absicht hervor, sich auch in Zukunft der Verwaltung als Mitglied des Conseils zu widmen, ja dieses Fach durch Beobachtungen und wissenschaftliche Behandlung sich ganz zu eigen zu machen, sodaß er seine Stellung vollständig ausfülle und zu jedem höhern Dienste geschickt sei; daneben aber sehen wir nicht weniger bestimmt die Überzeugung, daß er im Vaterlande als Schriftsteller dem ihm verliehenen Talente gemäß wirken müsse. Jetzt, in der Ferne, war er auch mit Karl Augusts auswärtigem Wirken einverstanden, woran dessen Zusammenwirken mit dem so hoch von ihm gehaltenen Edelsheim seinen Teil gehabt haben mag; dieses schien ihm jetzt so notwendig in dessen Natur zu liegen, wie in seiner eigenen die schriftstellerische Wirksamkeit, wenn er auch die Gefahren nicht übersah, welche

darin für das Land lagen; denn darauf scheinen die am Schlusse neben der „Mühe“ und „Aufopferung“ genannten „Gefahren“ zu deuten. Er empfand dies jetzt weniger bitter als die Weimaraner, die daneben die dem Lande entzogene Thätigkeit und das viele Geld bedauerten, das der Herzog besser dem Lande zuwendete. So klagt Knebel, weil der Herzog Krieg und Soldatenleben liebe, sei er unruhig und unbesitzend und das Land nehme seine Gestalt an; auch empfand dieser, wie Herder und Frau von Stein, es sehr schmerzlich, daß Goethes Rückkehr sich immer mehr verzögerte, wenn er auch gestehen mußte, daß es für ihn selbst gut sei, er recht thue, das Leben zu genießen, das er sich durch mancherlei Fleiß zubereitet habe. Dagegen klagten so viele Mißgünstige, daß er das Weimarische Gehalt in Italien verzehre, während andere sich mit seinen Geschäften abquälen müßten; da war es denn nicht zu verwundern, daß der Neid auch die Ausgabe seiner Werke benagte. Knebel feierte in Goethes Garten dessen Geburtstag durch ein Abendfest, an dem auch Schiller Teil nahm, der sogar den Trinkspruch ausbrachte, wie wenig er auch Goethe gewogen war, den er von seinen Freunden, auch von Herder, fast schwärmerisch verehrt sah. Herder war damals leider krank.

Goethe selbst freute sich an seinem Geburtstage der Briefe und Sendungen der Freunde; besonders Herders „Gott“ that ihm unendlich wohl. An den Herzog richtete er damals die Verse:

Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreun.
Stillthätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigst.
Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin;
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundne.

Der politische Himmel hatte sich indessen so wenig aufgeklärt, daß preußische Truppen durch den niederländischen und westfälischen Kreis am 13. September in Holland einrückten. Eine Festung fiel nach der andern in die Hände des Herzogs von Braunschweig; schon am 20. kehrte der Erbstatthalter nach dem Haag zurück. Den Herzog drängte es, sich einmal an einem Kriege zu beteiligen, und so bat er den König, sich als Freiwilliger nach Holland begeben zu dürfen, worauf dieser ihn zum Generalmajor ernannte. Darüber entstand in Weimar, das schon das Herumziehen des Herzogs außerhalb des Landes sehr verstimmt hatte, allgemeiner Unwille. Am 30. September kehrte der Herzog von Berlin zurück. Knebel lehnte es ab, ihn nach Holland zu begleiten. Karl August fand vor seiner Abreise manches zu thun, auch in Angelegenheiten Herders. Er wollte auf Knebels Anmeldung Schiller

einen Tag zum Besuch bestimmen, konnte aber nicht dazu kommen. Wenn er an Herder kurz vor seiner Abreise schrieb, er habe von Goethe einen Brief erhalten, so muß dieser, ehe er am 16. September nach Frascati ging, sich an ihn gewandt haben. Karl August antwortete am 8. Oktober von Eisenach aus. Frau von Schardt schrieb an ihre Schwägerin nach Kochberg: „Es ist hier alles mißmutig, und, was noch schlimmer ist, man ennuyiert sich .... Es ist mir Goethe halber lieb, daß er nun nicht hier ist; es hätte ihn zu sehr geärgert, daß der Herzog so ganz seiner Leidenschaft folgt, ohne Rücksicht auf Vernunft und Weisheit zu nehmen; denn vermutlich hätte er auch nichts vermocht. Der Herzog muß durch eigene Erfahrung klug werden, wenn er es noch wird. Er ist bei dem allen so persönlich gut, daß man ihm doch gut bleibt, aber desto mehr ists schade. Die Cour am Sonntag [den 7.] war wie eine Trauerversammlung, so zahlreich wie fast nie, und wie der Herzog hinaufging [in seine Wohnung, um sich zu der diesen Abend stattfindenden Abreise vorzubereiten], der [Hauptmann von] Wolfskeel [den er zum Begleiter sich gewählt hatte] bald folgte und zuletzt Argus [sein großer Hund] gerufen wurde, traten der Herzogin-Mutter die hellen Thränen in die Augen, sagt man. Die Herzogin Luise war gedrückt sehr merklich; das Avancement zur Generalmajorin scheint ihr nicht sehr zu behagen." Frau von Stein erwiderte: „Mir ists sehr lieb, daß ich jetzt nicht in Weimar bin, und es dem Herzog, der mir das Kompliment machte, mich vor seiner Abreise sehen zu wollen, abgeschlagen habe. Wenn man ihn als Partikulier betrachtet, muß man ihn lieben und ihn um so mehr bedauern, daß er so ganz den Zweck seiner Bestimmung verfehlt. Doch er fühlts ja nicht, und die Menschen müssen, wie ihr Inneres will."

Karl August begab sich zunächst mit Genehmigung des Königs nach Aschaffenburg. Diesem berichtet er am 12. von Frankfurt aus über seinen anderthalbtägigen dortigen Aufenthalt. Der Kurfürst stand mit dem Koadjutor freundlich. Er unterstützte beider Ansicht, daß ohne die Zusammenkunft der Abgesandten der Verbündeten in Mainz der Fürstenbund seinen großen Zweck nicht erreichen könne. Auch drang er beim Könige darauf, daß Oberst Stein von preußischer Seite gesandt werde; dieser sollte über Dresden gehen, um dort den Kurfürsten zur Teilnahme zu bestimmen. Er empfahl sehr, diesen besser zu stellen und den Grafen von Nesselrode als Minister dem Herzoge von Zweibrücken dringend anzuempfehlen. Da Amsterdam schon am 10. Oktober genommen worden war, ging er in das Hauptquartier von Overtoon, von wo er sich in Sachen des Fürstenbundes, der in Berlin etwas zu schlafen scheine, an den Präsidenten des Kammergerichts in Braunschweig, Graf von Hardenberg, wandte.

Goethe hatte unterdessen zwei Briefe an Karl August abgesandt. Der erste, aus Frascati vom 28. September, beginnt: „Ob wir gleich so weit auseinander sind, unterhalte ich mich doch oft mit Ihnen, erzähle Ihnen, wie wohl es mir geht, und lasse mir vom Genius ins Ohr sagen, daß Ihnen auch wohl ist, daß Sie da sind, leben und wirken, wo Sie Sich fühlen und Ihres Daseins genießen. Ich bin an der friedlichen Seite der Welt, Sie am kriegerischen Ende, und, alles berechnet, man könnte keine antipodischere Existenz haben. Hier wird das Pulver gar löblich nur zu Feuerwerken und Freudenschüssen an Festtagen verbraucht; der Soldat hütet sich eben so arg vorm Regen als vorm Feuer. Leben und leben lassen ist das allgemeine Losungswort. Wir werden was zu erzählen haben, wenn wir dereinst wieder zusammenkommen. Daß ich halb unklug vom Zeichnen und aller möglichen Nachahmung der Natur bin, wird Frau von Stein sagen. Ich mag es hier nicht wiederholen; es schwindelt mir der Kopf bei dem Gedanken. Man kann nicht einfacher und nicht mannigfaltiger leben als ich jetzt. Es ist eine ernsthafte Sache um die Kunst, wenn man es ein wenig streng nimmt, und sogar die Kenntnis ist schon ein Metier, welches man doch kaum glauben mag. So viel kann ich versichern, daß, wenn ich Ostern weggegangen wäre, ich eben geradezu nicht sagen dürfte, ich sei da gewesen. Wie sehr dank' ich Ihnen, daß sie mir diese Muße geben und gönnen! Doch da einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen hat, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Diesen Winter hab' ich noch wacker zu thun; es soll kein Tag, ja keine Stunde versäumt werden." Die Bemerkung, er wisse nicht, ob es lobens- oder scheltenswert sei, daß keine Frau, Angelika ausgenommen, Teil an ihm habe, bildet den Übergang zu Miß Gore, welcher der Herzog ein Exemplar seiner Schriften senden möge; erst im Frühjahr werde er so weit sein, daß er ihr einige seiner Zeichnungen schicken dürfe. Sonst macht er dem Herzoge einige Mitteilungen. Gleich nach der Rückkehr von Castell Gandolfo, am 23. Oktober, berichtete er ihm über seinen dortigen dreiwöchentlichen Aufenthalt. Der Brief schließt: „Meine besten Wünsche begleiten Sie auf allen Wegen und Stegen. Wenn Sie einen Augenblick Zeit finden, so bitte ich, mir wieder einmal zu sagen, wie Sie leben, und mich durch ein paar Worte Ihres Andenkens zu versichern. Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser; meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt, und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmern einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren. Leben Sie tausendmal wohl."

An demselben Tage wandte er sich wieder an Voigt, der ihm von der Feier seines Geburtstages und von zwei freilich nicht unvorhergesehenen Unannehmlichkeiten zu Ilmenau berichtet hatte, wo man beim Abteufen auf Wasser gestoßen war. „Ich verlange recht sehr zu hören“, schrieb er, „wie Ihre guten und klugen Anstalten alles wieder ins alte Geleis werden gebracht haben. Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr ich mich, wenn ich Ihre Briefe lese, wieder auf unser Gebirge wünsche. Die Zeit wird auch wieder kommen, ich hoffe zu unserer beiden Freude.“ Auch teilte er ihm wieder einen Gedanken mit, den er schon durch Geheimerat Schmidt an ihn hatte gelangen lassen; früher hatte er ihn erst bei seiner Rückkehr zur Sprache bringen wollen, aber bei der Verzögerung derselben würde er ihn gern schon ausgeführt finden. Da Zeiten kommen dürften, wo Voigt und er anderer Geschäfte wegen sich weniger dem Bergwerk widmen könnten, sollte man junge Leute zu den Ilmenauer Sachen heranziehen, auf welche man einen Teil der Geschäfte des Bergwerks und der Steuer legen könnte. Dazu schlug er Ridel und einen bei der Regierung neu eingetretenen jungen Mann vor. Einige Tage später antwortete er Fritsch. „Als ich aus Sizilien kam“, schrieb er, „äußerten mir unser gnädigster Herr solche Gesinnungen, die ich nicht anders als dankbar verehren konnte, und es haben Höchstdieselben nun solche Anstalten gemacht, wodurch die kleine Lücke, welche durch meine Abwesenheit fühlbar werden könnte, für völlig ausgefüllt geachtet werden kann.“ Um den römischen Staat habe er sich noch wenig bekümmert. Die schlimme Administration sei so eingewurzelt, daß auch eine Folge der besten Regenten und Minister sie zu heben nicht vermöchte.

Von Overtoon wandte sich der Herzog nach dem Haag wegen Unterhandlungen über einen Schutzbund zwischen Preußen, Holland und England, der aber, wie nahe auch der Abschluß schien, in diesem Jahre nicht zu Stande kam. Goethe hatte sich indessen wegen der Reise der Herzogin-Mutter nach Rom mit Hofrat Reiffenstein beraten und ihr über deren Einrichtung geschrieben; jetzt entschloß er sich, den Sohn seines Hauswirts, den jungen Collina, nach Weimar zu schicken, welcher der Herzogin-Mutter über die dortigen Verhältnisse Auskunft geben und sie auf der Reise begleiten sollte. Das war freilich ein etwas sonderbarer Schritt. Schon am 10. November kündigte er ihn Seidel an, der Collina Wohnung in seinem Hause geben und ihn einführen sollte. Am 17. sprach er demselben seinen Ärger aus, daß ein Weimarischer Kammerrevisor und Kassierer seine in der Kasse gefundenen Beläge beanstandet hatte. „Trauter ist ein Schurke“, schrieb er. „Ich habe vor meiner Abreise sehr genau alles abgethan, was ich für Verhältnisse mit den Kassen haben konnte. Wenn nun von mir autorisierte Beläge, Vorschüsse statt baren

Geldes in den Kassen liegen, so hat der Kassierer nichts zu verantworten, sondern sie meinem Nachfolger auf Erfordern vorzulegen, und der hat zu thun und zu lassen was er will, und wenn die Sache zur Sprache kommt, hab' ich sie zu verantworten; das geht aber dem Hundsfutt nicht an .... Überhaupt ists natürlich, da ich so lang die großen Summen Geldes ohne Auf- und Übersicht kommandiert habe, daß die Lumpen auch lumpig von mir denken." Denselben Tag schrieb er auch an den Chatoullier der Herzogin-Mutter wegen Collina. Habe er so oft aus Überzeugung seinen Hofstat zu vermindern gesucht, so müsse er ihn jetzt nach Pflicht und Gewissen vermehren. Ohne einen solchen Mann wäre die Herzogin auf der beschlossenen Reise den größten Unbequemlichkeiten ausgesetzt. Wegen seiner Besoldung verlasse er sich auf die Großmut derselben. Auffallen kann es, daß er auch gegen diesen seiner „Bekümmernisse über die neuesten Veränderungen und Ereignisse" des Weimarischen Staates gedenkt. Im Briefe an den Herzog von demselben Tage heißt es: „Möge ein günstiges Geschick Ihr Unternehmen für Sie und die Ihrigen zum Besten kehren und alle Besorgnisse nach und nach auflösen, die sich über Ihr Beginnen in den Herzen so vieler gesammelt und festgesetzt haben. Mein Schicksal ist mit dem Ihrigen so genau verwandt, daß ich nichts für Sie wünschen kann, das ich mir nicht selbst wünsche. Sie erlauben mir, ja Sie fordern mich auf, Ihnen öfter zu schreiben; ich will es mit Freuden thun, wenn mir vergönnt ist, auf das Papier zu setzen, was der Tag und die Stunde giebt, das dann nicht immer das Bedeutendste sein möchte." Daran schloß sich der Wunsch „Egmont" werde von ihm uud seines Gleichen gelesen, da er nichts mehr schreiben möchte, was nicht auch Menschen, die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben, lesen dürften. Auch gedenkt er der Ankunft seines Freundes Kayser, durch den er erst die römische Musik genieße, da man nichts ohne wahre innere Kenntis recht genieße. Ausführlich berichtet er weiter, weshalb er der Herzogin-Mutter die Verschiebung ihrer Reise geraten und was er ihr zu erwägen gegeben. Aber es folgt auch noch ein politisches Wort, da er aus fleißigem Lesen der Zeitungen und den öffentlichen Verhandlungen eine freie Übersicht der Verhältnisse gewonnen habe. Das Herabsinken von Frankreich scheine ihm deshalb bedenklich, weil der Kaiser, unterstütze er Rußlands Absicht auf Konstantinopel, Italien für einen Nachgeborenen seines Hauses verlangen müsse. Den Kirchenstaat und beide Sizilien könne dieser ohne Schwertstreich durch einige Linienschiffe nehmen. Der päpstliche und der neapolitanische Hof schienen auch einem solchen Plane schon auf der Spur. Er schließt: „Leben Sie tausendmal wohl! Und wenn Ihr neuster Schritt manche Mißvergnügte gemacht, wenn Sie im Dienste manchem streng aufdrücken müssen [als Befehlshaber], wenn Sie in einem halbfeindlichen Lande

nicht immer zufrieden vor Sich sehen: so genießen Sie wenigstens des Gedankens, daß Sie einen Menschen, der Ihnen nahe angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen." Am 8. Dezember empfing er, nachdem er am vorhergegangenen Tage dem Herzog einiges aus seinem jetzigen häuslichen Leben berichtet und ihm die Anstellung Seidels als Rentamtmann empfohlen hatte, einen Brief von Overtoon, welcher ihn veranlaßte, seinem eigenen noch ein neues Blatt hinzuzufügen. Hier vertraut er ihm unter anderm: „Mein Herz geht wieder auf in der Hoffnung, Sie zu Hause zu wissen; mein Wunsch wird wieder lebendig, an dem Orte zu sein, von dem doch im Grunde Ihre Abwesenheit nur mein Gemüt entfernte [was doch in dieser Weise nicht richtig ist] .... Leider haben Sie Sich zu Ihrer angeborenen Bestimmung, die mühsam genug ist, wenn man ihr ernstlich nachgehen will, noch fremde Lasten aufgeladen, deren Schwere Sie noch oft fühlen werden. Gebe Ihnen ein günstig Geschick immer frohen Mut!" Auch des „Egmont" gedachte er wieder. Recht glücklich würde er sich fühlen, sollte diesem eine so günstige Stimmung, wie dem „Wilhelm" in Tannroda, zu Teil werden. „Es ist gar tröstlich für den Dichter, der sichs denn doch sauer werden läßt, wenn so eine Arbeit gleich das erstemal ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich hoffe, er soll Ihnen neu sein, und zugleich alte Erinnerungen [des Anfanges seiner weimarischen Zeit, wo er ihn vorlas] anmuthig anschlagen." Noch während des Herzogs Aufenthalt im Haag am 10. Dezember, hatte Herder ihm und auch dem Markgrafen von Baden, seinen Aufsatz „über das erste patriotische Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" gesandt, wozu er durch mehrere Aufforderungen des Markgrafen, des Herzogs u. a. sich endlich hatte bestimmen lassen. Der König zeichnete den Herzog jetzt dadurch aus, daß er ihm das Rohrsche Kürassierregiment übertrug, wodurch er ihn zum Bedauern der Weimaraner noch näher an Preußen heranzog.

Leider litt Karl August, als er im letzten Drittel des Monats nach Mainz kam an einer schmerzlichen Krankheit, die er durch geschlechtliche Unenthaltsamkeit sich zugezogen hatte. Dennoch beschäftigte er sich eifrig mit einer der Hauptaufgaben des Fürstenbundes, wie er ihn sich gedacht hatte, mit der Belebung des Reichstags. Er hatte bereits einen Plan zur Verbesserung der Rechtspflege entworfen, der von den verbundenen Fürsten gemeinschaftlich dem Reichstage vorgelegt werden sollte; auch wollte er volle Sicherheit derselben gegen jeden Eingriff des Kaisers. Aber seine Entschiedenheit wurde vom mainzer Kurfürsten nicht geteilt, der auch die kleinern Fürsten nicht auf gleichem Fuß mit den Kurfürsten gestellt sehen wollte. Über des Kurfürsten Antwort vom 31. Dezember wurde eifrig mit großer Teilnahme des Koadjutors verhandelt, da der Herzog seiner auf den Fürstenbund gesetzten Hoff-

nung nicht ganz entsagen wollte. So schrieb er denn den 11. Januar an Herder: „Wir bauen hier emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzubauen. Der Koadjutor ist ein guter echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen, und Sie dann zu fragen, ob Sie mit uns zufrieden sind, ob Sie uns loben, woran nicht wenig liegt. Jeder kluge Mann, dem ich Ihren Aufsatz wies, erfreute sich über den großen Gesichtspunkt, aus welchem Sie die Sache angesehen haben; indessen fehlt es nicht an Einwendungen und Zweifeln, wie natürlich der stärkste, der mir dabei einfiel, der Kostenanschlag war, welchen Sie nicht dazu setzen konnten, der aber sehr beträchtlich sein wird bei richtiger Berechnung, und wozu das Materiale schwer zusammenzubringen sein möchte, weil die reichste Quelle sich gewiß gleich verstopfen wird. Indessen ist mir ein Mittel eingefallen, wie wir auch ohne jener Quelle Einfluß vielleicht, obgleich langsamer und einzelner, zu unserm Zweck kommen können. Aber hierüber nichts weiter schriftlich, mündlich bald desto mehr." Am 12. wandte er sich wieder an den König. Um zu irgend etwas zu gelangen, schloß er sich jetzt dem Vorschlage des Kurfürsten an; er bat aber dringend, die verbündeten Fürsten durch Zirkular einzuladen, sich durch einen der Abgesandten der drei weltlichen Kurfürsten in Mainz vertreten und diese von ihrer Regierung bevollmächtigen zu lassen. Der beigefügte Bericht Steins, dessen Ernennung zum preußischen Gesandten Karl August durchgesetzt hatte, ist vom 13. datiert.

Zwei Tage vor dem Schlusse des Jahres hatte sich Goethe wieder einmal an den Herzog gewandt. „Von allen Seiten höre ich, daß es Ihnen wohl geht", schrieb er, „daß Sie im Haag vergnügt sind, und der Kriegshimmel sich aufgeheitert hat. Das Glück bei Frauen, das Ihnen niemals gefehlt hat, wird Sie auch in Holland nicht verlassen und Sie dafür schadlos halten, daß Sie die schöne Emilie in Ihrem Hause verfehlt haben. [Von der Anwesenheit der beiden Schwestern Gore mit ihrem Vater hatte er wohl durch Frau von Stein oder Knebel gehört.] Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegiert. Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei. Jetzt geht die Zeit die Zerstreuung an, für mich weniger als für andere." Er gedenkt der vielen mit dem Beginne des Karnevals eröffneten Theater. Die erste Vorstellung der großen Oper, die mehr durch Gewohnheit als durch einen frischen Geist belebt gewesen, habe er unerträglich gefunden. Die Abende unterhalte er sich meist mit Gesprächen über besondere Gegenstände der Nachbildung der Kunst; jetzt sei er am menschlichen Kopfe. Wenn der Herzog ihm manchmal etwas Bedeutendes schreiben wolle, so könne er es unbedenklich, da seine Briefe ihm immer uneröffnet zukämen. Da er wieder in Nemi gewesen, so hatte er für

den Herzog, der großen Anteil an der Schlacht bei Velletri (1744) nahm, einen Span aus dem Troge geschnitten, den die deutsche Kavallerie damals für ihre Pferde ausgehöhlt. „Mit nächstem Transport wird diese Reliquie sich Ihrem Hausaltare empfehlen." Der Übertragung des Rohrschen Regiments gedenkt er nicht, obgleich diese ihm bekannt geworden. Den nächsten Tag schrieb er an Voigt: „Ich habe noch keine Nachricht, daß Serenissimus zurück sind. Fast zweifle ich, daß der Aufenthalt in Holland unsern Fürsten befriedigt haben werde. Ich höre, er hat das Regiment noch nicht übernommen. Wie findet sich das Publikum in diesen Schritt?" In demselben Briefe gedenkt er seiner Beruhigung durch die Nachricht, daß in Ilmenau die Wasser gewältigt seien, worüber er der nähern Erzählung gespannt entgegensehe. „Die Erweiterung der Radstube war eine böse und gefährliche Arbeit, die ich mir kaum denken kann. Haben Sie doch auch die Güte, mir von dem Zustand der Steuerkasse ein Wort zu sagen, wenn die diesjährige Rechnung abgelegt sein wird. Was Sie wegen der Personen erinnern, welche zu jenen Geschäften angezogen werden könnten, ist Ihrer Klugheit, Ihrer Kenntnis der Menschen und der Umstände gemäß. Suchen Sie die Sache aufs beste einzuleiten und bleiben meiner fernen und nahen Beistimmung immer gewiß. Ihre Liebe und aufrichtige Neigung zu mir erleichtern mir den Gedanken, daß ich Sie so lang in diesen Geschäften ganz allein lasse, wenn Sie auch schon den größten Teil davon bei meiner Gegenwart getragen haben." Auch über das Verfahren des Justizamtmanns Ackermann äußert er sich. Voigt hatte berichtet, Bernstein wünsche aus der Kammerdienerstelle beim Herzog zu scheiden und nach Ilmenau zurückzukehren. „Er hat meinem Rate und meiner Weissagung nicht gefolgt", äußerte Goethe gegen Voigt; „nun wird er zappeln [der Herzog ihn nicht gern entlassen]. Indeß wenn Sie es einleiten können, so wäre es mir ganz recht, besonders da Sie mir nicht schreiben, daß die Bergchirurgusstelle wieder besetzt sei." Aber erst 1790 kam Bernstein nach Ilmenau zurück. In Weimar war jetzt das Gerede, Goethe werde gar nicht zurückkehren, so allgemein, daß es selbst seinen treuen Seidel erschreckte. Diesen beruhigte er, unter der ausdrücklichen Bedingung, gegen niemand von seiner Mitteilung Gebrauch zu machen: alles, was er thue, geschehe mit und nach des Herzogs Willen, auch sein Kommen oder Bleiben hänge von dessen Willen ab, sein Verhältnis zu diesem sei so gut und rein, als es jemals gewesen, könne auch nie gestört werden. Demselben hatte er drei Wochen vorher auf die Kunde, daß man in Weimar von seiner Geistesschwäche rede, lustig erwidert, sein „Egmont" werde das Publikum überzeugen, daß er noch bei Sinnen sei, wie ehedem in gleichem Fall des Sophokles „Oedipus auf Kolonos" die Athener.

In Mainz machte der Herzog überall den besten Eindruck. Prof. Sömmering staunte über dessen Takt; er hatte diesen einmal in der Anatomie besucht und so geurteilt, wie er es kaum von einem Zergliederer von Profession gehört. Da es diesem damals am Herzen lag, daß die Reise seiner Mutter nach Italien für sie recht lehr- und genußreich werde und sie die Bekanntschaft der bedeutendsten Personen mache, so wünschte er, daß Goethe selbst ihre Führung übernehme. Diesen Wunsch sprach er dem Dichter ohne Wissen seiner Mutter gegen den 20. aus. Durch einen Kurier kam der betreffende Brief am 25. in Goethes Hände. Dieser antwortete durch denselben Kurier. Der gestrige Tag wäre der fröhlichste gewesen, den er in Rom erlebt, so begann er, hätte die Sorge für des Herzogs Gesundheit seine Freude nicht wieder herabgestimmt. Auf das schönste danke er für das politische Gemälde, das seinen allgemeinen, aus den Zeitungen geschöpften Begriff der Weltlage ausfülle und bestimme. „Der Anteil, den Sie an den Geschäften des Vaterlandes und der Welt nehmen, liegt mir zunächst am Herzen. Ich freue mich über alles, was Ihnen gelingt; es ist mir tröstlich, daß Ihre Mühe und Aufopferung anerkannt und mit einem ehrenvollen Zutrauen gelohnt wird. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie die Sachen stehen; an Ihrem gestrigen Brief hab' ich nun eine Weile zu zehren." Auf den Wunsch des Herzogs einzugehen, sei er bereit, wenn dieser auch seinen eigenen Plan, nach Ostern zurückzukehren, durchkreuze und er dadurch genötigt sein werde, mit dem 1. April sich auf einen durchaus andern gesellschaftlichen Fuß zu setzen. Wegen seiner Auslagen verlange er nur das ersetzt, was er außer seinem Gehalte und den 1000 Thalern des Honorars seiner vier letzten Bände ausgebe. Der Herzog mußte aus seiner Äußerung entnehmen, wie unbequem ihm sein Auftreten als Reisemarschall sein werde, wenn er sich auch bereit erklärte, den fürstlichen Wunsch zu erfüllen. „Was Ihre innere Wirtschaft betrifft", bemerkt er weiter, „haben Sie an Schmidten einen trefflichen Ratgeber; er ist ein Haushalter von Haus aus. Ohne Ihre Finanzen in seinen Händen zu wissen, könnte ich nicht einen Augenblick ruhig sein. Von Wettkens [des Kammerrates] Tod wird wohl zu profitieren sein. Sollten Sie etwa den alten [Rentamtmann in Allstedt] Bachmann zum Assessor machen, so gedenken Sie Seidels, den ich Ihnen in einem Briefe schon empfohlen. Lassen Sie seine Fähigkeiten prüfen; für seine Treue und Honnetetät steh' ich. Das nunmehr versicherte Glück des Bergwerks freut mich unendlich, und wir können nun mit ernstlichen Anstalten dem Werke entgegengehen. An Voigten haben Sie einen tüchtigen Arbeiter; geben Sie ihm zu den Ilmenauer Sachen einen jungen Mann zu. Ich habe schon deshalb an ihn geschrieben; er wird mit Schmidten sprechen, und man wird Ihnen die Sache vorlegen. Ich wieder-

hole nochmals, daß, wenn Sie bei Ihrer Zurückkunft mich nötig finden sollten, ich auf jeden Wink zu kommen bereit bin. Gar manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist. Ich habe nun so viel in Kunst- und Naturkenntnis profitiert, daß ein weiteres Studium durch die Nähe unserer Akademie Jena sehr erleichtert werden würde. Hier ist man gar zu sehr von Hülfsmitteln entblößt. Dann hoffte ich auch meine Schriften mit mehr Muße und Ruhe zu endigen, als in einem Lande, wo alles einen außer sich ruft, besonders wenn es mir nun Pflicht wird der Welt zu leben." Der Herzog mußte fühlen, daß sein Wunsch, im April zurückzukehren, ihm vor allem am Herzen lag. Weiter gedenkt er Lucchesinis, der sich in Rom ganz von ihm zurückgezogen, was er natürlich finde, da er ihm zu nichts nütze sei. Auf den jungen Fritz Stein möge der Herzog doch auch ein wenig sehen, da ein falscher Schritt in diesem Alter leicht verderblich für immer werde. Schließlich bat er: „Gehen Sie mit Sich selbst so gelind als möglich um. Ihre physischen Übel lassen mich nicht ohne Sorge, und es muß auch Ihr Gemüt in einem immer geschäftigen, doch meist genußlosen Leben leiden. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, ein Geschenk, das mir jeden ältern Verlust ersetzte und mich jeden neuern ertragen machte, und bleiben Sie überzeugt, daß bei einer wahren Harmonie des Gemütes man einander immer wieder begegnet, wenn man auch noch so weit auseinanderzugehen scheint."

Nach langer Behandlung durch den berühmten Direktor des medizinischen Kollegiums Geheimerat Hoffmann fühlte der Herzog sich am 22. Januar so weit hergestellt, daß er abgereist sein würde, hätte er nicht die Ankunft zweier Prinzen erwarten müssen, die sich drei Tage aufhalten wollten; mit ihnen wollte er dann nach Darmstadt reisen, von dort bald nach Weimar zurückeilen. An Knebel, dem er dieses meldet, schreibt er weiter: „Daß mir der König das Rohrische Kürassierregiment übertragen hat, wirst du schon wissen, und dir leicht einbilden, daß ich kurz nach meiner Ankunft nach Aschersleben reisen muß, um mein Völkchen zu übernehmen. Diese Abwesenheit wird aber kaum vier Tage dauern. Erst in der Exerzierzeit werde ich in Aschersleben, jedoch ab- und zugehend, einige Wochen bleiben. Der Erbprinz von Dessau ist als Oberstlieutenant der Kavallerie in preußische Dienste getreten und soll in Potsdam bei der Garde du corps den Dienst lernen. Ich schrieb, da ich diese Veränderung vermuten konnte, seinem Vater und empfahl ihm, im Falle er seinem Prinzen einen guten Offizier geben wolle, deinen Bruder. Aus Nachrichten von Berlin habe ich gesehen, daß man dort vermutet, der

Fürst werde meinem Vorschlag Gehör geben. [Es geschah wirklich.] Niemand hat wohl in neuern Zeiten, wo die Gelegenheit so selten ist, den wahren Göttern des Olymps zu opfern, besser und vollkommener den Dienst der Nemesis verehrt als der Herzog von Braunschweig. Die kriegerischen Handlungen waren das wenigste, was seine Thaten krönte; denn er verscheuchte bloß von Schritt zu Schritt ein Harpyenheer, das weiter nichts thun konnte als die Speisen der Königstafel zu verunreinigen; selbst die Einnahme von Amstelveen, die einzige wirkliche kriegerische That, vermehrt um nicht viel seinen Ruhm als Feldherr. Die Notwendigkeit verursachte den kühnen Schritt, den Feind im Rücken anzugreifen, und der Herzog hat bei dieser Gelegenheit sich der Gefahr auf eine Art ausgesetzt, wo er gerechten Tadel erwarb, wenn er unterlag, und keine Lorbeeren erntete, da er ohne Not vier und eine halbe Stunde nach sich schießen ließ und dadurch seinen Hauptzweck doch nicht erreichte. Die festen Zügel, mit denen er aber den Auftrag ausgerichtet hat, dieses giebt ihm einen unsterblichen und den echtesten Ruhm, den je ein Mensch erhalten konnte. [Eine für Karl Augusts Thatendrang und seinen Widerwillen gegen jeden Aufstand recht bezeichnende Äußerung.] . . . Die Erscheinung der Gores zu Weimar hatte eine ganz besonders gute Wirkung, welche ich mir nicht einmal zu hoffen unterstand. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich mir von dem ausgezeichneten Beifall, den meine Frau und auch meine Mutter dieser so reich begabten Familie gemacht; noch nie habe ich meine Frau jemanden so loben hören, und wenige haben die Verdienste meiner Frau so rein erkannt und gefühlt wie Emilie. Die Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihren und meiner Frauen alten Tagen vielleicht mit uns ein Bündnis knüpfen, das beiden nötig ist, indem meine Frau ganz einsam in der Welt lebt, ohne irgend eine weibliche Kreatur zu haben (das ihr nicht entgeht), die für sie wichtig genug wäre. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu häuslich und wenig à leur aise, sind ihr zu leicht [ein doch zu befangenes und wohl nicht ganz ernst gemeintes Urteil]. Meine Frau, da sie kein Talent hat, welches ihr Wesen einölte und biegsam erhielte, wird steif und verliert gänzlich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nötig zur Existenz ist. Gores sind sehr mit Künsten bereichert, und haben eine Art, sie mitzuteilen, die, mit solidem Anteil verknüpft, fähig ist, die vertrocknetste Seele aufzuthauen. [In diesem Urteile spricht sich das Karl August eigene leidenschaftliche Beharren auf einer einmal gefaßten Vorliebe aus, die durch Widerspruch nur fester wurzelte.] Da ich mich dem Dienst unseres allgemeinen Vaterlandes habe verpflichten müssen, kann ich nicht meiner Frau die Gesellschaft sein, die sie braucht, und bloßer Umgang mit Männern ist

Weibern nicht zuträglich; sie verlieren das schöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswert finden konnte." Er rühmt seinen Arzt Hoffmann und ein von diesem erfundenes blutreinigendes antiseptisches Mittel, das er auch für Knebel mitbringe. Goethe hatte ihm vier vortreffliche Briefe geschrieben. Eine Erwiderung an diesen von demselben Tage überschickt er Knebel, um ihn durch Frau von Stein besorgen zu lassen. Wunderlich ist dies der Brief, in welchem er dem Freunde von seiner überstandenen syphilitischen Krankheit berichtet und ihn auffordert, sich doch deshalb ja des Genusses sinnlicher Liebe nicht zu enthalten. Diesen Weg der Sendung des Briefes muß Karl August für den sichersten gehalten haben.

Erst in Darmstadt, wohin er am Ende des Monats abging, erhielt er die vom 2. Februar datierte Antwort des Königs nebst einem an Stein gerichteten Schreiben. Darin wurde der Vaterlandsliebe, der Thätigkeit, dem Geiste und den außerordentlichen Kenntnissen des Herzogs alles Lob gespendet, aber seine Vorschläge nur mit wesentlicher Abschwächung angenommen. Karl August schrieb diese Änderungen Herzberg zu, der immer zu dem Gemachten noch etwas von dem Seinigen hinzuthun müsse. An Stein berichtete er am 9. Februar ärgerlich über das offenbare Streben, die ganze Sache rückgängig zu machen, dieser möge durch den Hannöverschen Gesandten Preußens Meinung nach Hannover melden, er selbst wolle an Herzberg schreiben. „Sagen Sie doch dem Koadjutor", fügte er hinzu, „daß ich ihm völlig alle Komplimente des Reskripts für mich abtrete, da ich sie auf seine Kosten erhalten habe; ich fühle mich deren ganz unwürdig, da sie doch bloß dienen sollen, um mich einzubalsamieren." Auf Württembergs Absicht, sich dem Bunde anzuschließen, und die Bereitwilligkeit des Markgrafen, darauf einzugehen und danach einen Verteidigungsplan Schwabens gegen Frankreich und Österreich zu entwerfen, bezieht sich ein anderes Schreiben des Herzogs von demselben Tage. „Möge der Markgraf", bemerkt er spöttisch, „wenn er einen guten Plan geliefert, ihn einmal nach England tragen, und durch dieses diejenige thätige Beihülfe zu Stande bringen, die von seiten jenes Teils von Deutschland und von Hannover noch immer ein Rätsel war." Es schien ihm Pflicht, diesen Eifer anzufachen und ihm die Richtung zu geben, die er für nützlich hielt. In Darmstadt sah der Herzog auch Merck, der ihm Pläne für die allgemeine Kultur der Wissenschaften in Deutschland, insbesondere für die mineralogische Gesellschaft versprach. So suchte er alle bedeutenden Männer zu Entwürfen für Deutschlands geistiges und bürgerliches Wohl zu veranlassen.

Endlich am 14. kehrte Karl August, den die Mißwollenden als den Kurier des Fürstenbundes verspotteten, nach viermonatlicher Abwesenheit zurück.

Die Herzogin war ihm entgegengefahren, wobei sie die Begleitung des Rittmeisters von Lichtenberg abgelehnt, da dieser eben ganz Weimar durch die unmenschliche Bestrafung eines Husaren eines unbedeutenden Vergehens wegen wider sich aufgeregt hatte. Manches Geschäftliche harrte in Weimar seiner Erledigung, die aber in den wenigen Tagen vor der Abreise nach Aschersleben nicht erfolgen konnte. Von Weimar aus muß er Goethe wegen des Auftrages, seiner Mutter als Reisemarschall zu dienen, beruhigt haben; denn nur ein solcher Brief kann es gewesen sein, auf den sich eine unten anzuführende Erwähnung Herders bezieht. Eine der dringendsten Angelegenheiten war die Beruhigung Herders, der wegen der Verteilung des Gehaltes der eingezogenen Pfarrstelle und seiner liturgischen Verbesserungen mit dem Oberkonsistorium zerfallen war, und hätte sich der Herzog nicht seiner angenommen, es seinen beschränkten und neidischen Amtsgenossen gegenüber nicht länger ausgehalten haben würde. Am 17. wandte Karl August sich wieder an den König, der ihm zwei Briefe zur Besorgung übersandt hatte, und teilte zugleich das an diesen gerichtete Schreiben des Markgrafen mit, dessen Plan, Württemberg für den Fürstenbund zu gewinnen, er mit lebhafter Hervorhebung der Bedeutung dieses Schrittes empfahl. Er möge den Markgrafen durch ihn beauftragen lassen, sich der Gesinnungen des Herzogs von Württemberg zu versichern, besonders zu erfahren, wie weit dieser auf den Plan einer wirklichen Landesverteidigung eingehe. Die Thätigkeit des Bundes dürfe man nicht einschlafen lassen, müsse vielmehr jede sich darbietende Gelegenheit zu dessen Stärkung benutzen. Den Schluß bildete der Dank für die Übertragung seines Regiments, das er nach zwei Tagen übernehmen werde. Von demselben Tage ist sein Brief an den mit dem König äußerst vertrauten Bischoffwerder, dem er seine Verwunderung mitteilt, daß dieser und der Herzog von Braunschweig seinen Plan, wie man in Holland verfahren solle, zwar beifällig aufgenommen, aber unberücksichtigt gelassen; der letztere habe sogar vier seiner Briefe darüber unerwidert gelassen, da er doch wenigstens gern gewußt hätte, worin er sich geirrt habe. Da Bischoffwerder ihn zu einem Besuche Berlins eingeladen, bat er dringend, ihn „mit jedem Rufe nach Berlin oder Potsdam zu verschonen, wenn nicht die äußerste Notwendigkeit es verlange"; sein neues Handwerk, das Regiment und seine „Nahrungsgeschäfte" [eine eindringliche Bezeichnung der Pflicht gegen sein Land] verlangten seine stete ununterbrochene Anstrengung und Anwesenheit in Weimar und Aschersleben; bis nach der Magdeburger Revue möge er alle Reisen von ihm abhalten. Sehr begierig sei er den Schutzvertrag zwischen Preußen und den vereinigten Niederlanden zu sehen, von dem Herzberg ihm geschrieben habe; dieser würde ihn vielleicht mathematisch überführen, daß aus dieser Verbin-

dung ein wahrer Nutzen für Preußen entsprieße, woran er bis jetzt politischer Weise die größten Ursachen zu zweifeln habe. Wahrscheinlich werde dieser holländischen Verbindung eine englische folgen. Mit Bitterkeit sprach er sich über Herzbergs Politik aus, welche „andere weniger weit aussehende Männer für gefährlich und der Ruhe und Dichtigkeit Europens für nachteilig hielten“.

Von Aschersleben, wohin Karl August sich am 19. mit seinem ihn immer begleitenden chirurgischen Kammerdiener begeben, kehrte er nach einigen Tagen zurück. Herder fand seine Lage dem Oberkonsistorium gegenüber ganz unhaltbar, aber Karl August schätzte ihn so hoch, daß er ihn nicht verlieren wollte. Wo hätte er auch einen andern Generalsuperintendenten finden sollen, der seinen Wünschen entsprach! Und was hätte es wieder für Kämpfe mit dem Oberkonsistorium gesetzt, wenn es diesem gelungen, ihn zu verdrängen. Mit Herder sprach der Herzog auch vertraulich über Goethes künftige Stellung zu Weimar, ja er teilte ihm vor der Absendung seinen in der Nacht vom 24. auf den 25. geschriebenen Brief an diesen mit, dessen am 16. abgesandte Antwort auf die vertrauliche Mitteilung vom 22. Januar noch nicht eingetroffen war. Goethe sprach in dieser zunächst seine Freude über des Herzogs Wiedergenesung aus. Bei dessen früherm Briefe sei er gutmütig genug gewesen, an Hämorrhoiden zu denken, sehe aber nun freilich, daß die Nachbarschaft gelitten habe. Er wünsche nur, daß durch diese verdrießliche Inokulation alles Böse auf einmal aus dem Körper getrieben sei. Der Herzog hatte mit launigen Worten eine magische Beschwörung gegen das leidige Übel, die aus den Zeichen des Merkur (als Hauptmittel), der (auf die Herstellung deutenden) Wage und dreier schlimmen Tiere, Widder, Löwe und Skorpion, bestand, entweder beigelegt oder im Briefe gezeichnet, und ihn ermahnt, sich durch das Übel, das er sich zugezogen, nicht vom Liebesgenusse abhalten zu lassen. „Ich werde nicht verfehlen“, erwiderte Goethe, „mit dem geheimnisvollen Sigillo den bösen Geistern zu trutzen. Sie schreiben so überzeugend, daß man ein cervello tosto sein müßte, um nicht in den süßen Blumengarten gelockt zu werden. Es scheint, daß Ihre guten Gedanken unterm 22. Januar unmittelbar nach Rom gewirkt haben; denn ich könnte schon von einigen anmutigen Spaziergängen erzählen. So viel ist gewiß, und haben Sie als ein Doctor longe experientissimus vollkommen recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüt erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt. Wie ich solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf den engen Pfad der Enthaltsamkeit und Sicherheit einleiten wollte.“ Daß ihn damals der Genuß sinnlicher Liebe beglückte, wissen wir auch sonst-

her; ist die Äußerung wirklich strenge zu nehmen, so dürften wir dessen Anfang nicht vor den 22. Januar setzen. Bedenklicher scheint die Erwähnung des schon in früherer Zeit „mehr als einmal“ genossenen Liebesglückes, welches hier in einer Weise erwähnt wird, daß man glauben muß, Karl August habe davon nichts gewußt; aber wo hierfür in Goethes Leben Raum sei, ist schwer zu sagen. Fast sollte man glauben, er wolle hier vor dem Herzog lieber unsittlich, wie dieser, als beschränkt sich zeigen. Der Brief gedenkt auch seiner dichterischen Arbeiten; er werde Tag und Nacht nicht ruhen, bis er den Hügel „Tasso“ und den Berg „Faustus“ überwunden. Karl Augusts Charakterschilderungen bringen ihn auf „Wilhelm“, den er an seiner Seite ausschreiben müsse, „und wenns in Aschersleben sein sollte“. Weiter heißt es: „Gebe der Himmel, daß ich mich nie wieder appesantiere, und wenn Sie fortfahren wollen, als Leibarzt an mir zu handeln, so sollen Sie Freude wenigstens an der Folgsamkeit des Patienten haben.“ Man sieht, des Fürsten Einladung zu einem sinnlich heitern Lebensgenusse war augenblicklich auf guten Boden gefallen, so daß ihm seine bisherige platonische Liebe, auf die der Herzog gespottet haben mag, widerwärtig schien, eine Verirrung seiner Natur. Als er dies schrieb, glaubte er, da er vom Herzog noch keine Antwort auf seinen letzten Brief erhalten, dieser bestehe auf seinem weitern Aufenthalt in Italien, nur erwartete er, wie er schreibt, die Bestätigung seines Willens, ehe er sich „recht breit“ in Rom niedersetze.

Die Rücksendung der Antwort des Herzogs an Goethe begleitete Herder am 25. mit den Worten: „Gnädigster bester Herr! Es ist doch wirklich schön ein Fürst zu sein, um durch überlegende Güte andern und so vielen Freude machen zu können, und das Gefühl, solche verschafft zu haben, ist wohl die süßeste Belohnung, die ein Sterblicher genießen kann. Nehmen Euer Durchlaucht nochmals den innigsten Dank für Ihr seltenes und einziges Wohlwollen gegen Goethe und für alle das Gute an, das Sie ausführen oder im Sinne haben. Die blühenden Jahre, in denen Euer Durchlaucht sind und in denen sonst so selten sich reife Erfahrung mit Güte des Herzens und Lebhaftigkeit des Verstandes vereinigt, zeigen Ihnen und uns allen frohe Aussichten zum Genuß dessen, was Sie erstreben, wollen und wünschen. Ich danke Euer Durchlaucht für die Mitteilung des Briefes, der mich in einen sonderbaren Zustand der Dankbarkeit gesetzt hat, und empfehle mich Euer Durchlaucht Güte und Gnade.“ Der Herzog hatte in diesem Briefe sich über Goethes künftige Stellung ausgesprochen, daß er ihn von der Last der Kammer befreien wolle, ihm aber einen ehrenvollen Anteil an derselben vorbehalte, zugleich mitgeteilt, daß er für Herder zu sorgen gedenke. Aber schon am nächsten Tage bat Herder Karl August brieflich, den gnädigen Gedanken an

seine Verbesserung so lange auf sich beruhen zu lassen, bis über die Verwendung des Gehaltes der eingezogenen Pfarrstelle entschieden sei, mit welchem einige äußerst dürftige Schulstellen der Stadt und das Archidiakonat verbessert werden sollten. Er habe der Verbesserung nicht so nötig als diese, und er habe in seiner bedrängten, ganz vereinsamten Stellung wirklich nötig, gerade bei einem gewissen Publikum wenigstens den einzigen kleinen Ruhm sich zu erhalten, daß er nicht seiner Verbesserung wegen unterlasse, sich für andere und für die Aufrechthaltung des Ganzen zu bemühen. Aber zugleich zeigte er dem Herzog einen Weg, wie er aus seiner unangenehmen Stellung zum Oberkonsistorium befreit werden könnte, bei dem er gerade jetzt einen so unerwarteten Widerstand gefunden, daß derselbe dem Herzog sehr auffallen dürfte. Sollte Döderlein, der einen Ruf nach Göttingen hatte, wie es heiße, von Jena weggehen, so wünschte er dessen Stelle zu erhalten. „Alle unnötigen Katzbalgereien hieselbst, die mir doch am Ende mein Leben abfressen, hörten auf, und das Konsistorium würde sogleich mit dem höchsten Ruhm von mir reden, sobald ich nur in Jena residierte; denn der lächerliche Wahn, als ob ich jemand von ihnen verdrängen oder es ihnen an Weisheit zuvorthun wollte, wäre damit gehoben." Der Herzog entbot Herder zu sich und es gelang ihm, diesen zum Bleiben zu bewegen, der ihm am folgenden Tage, den 28., schrieb: „Diese wirklich gnädige, teilnehmende und verständige Unterredung hat mich in manchem Betracht von einem Wust alter böser Eindrücke langer fataler Verhältnisse, den ich schweigend an mir trug, da ich ihn niemand zeigen konnte und mochte, zum Teil schon erleichtert, und auf der andern Seite hat sie mir den Vorsatz eingeflößt, alles Alte zu vergessen und frisch anzufangen, als ob ich eben jetzt hier einträfe. Haben Euer Durchlaucht also auch die Gnade, ich bitte inständigst, vor der Hand meinetwegen keine Veränderung vorzunehmen; mir scheint alles dazu noch nicht reif, und entweder wird sichs ändern oder die Zeit wirds reifen." Der Herzog hatte infolge jener Unterredung sofort ein Reskript erlassen, welches Herder in seinem harten Kampfe mit dem Oberkonsistorium über die Einführung der Änderungen der Liturgie vollkommen Recht gab, daß diese ganz in der Stille geschehen solle, gegenüber der Behauptung, dies „scheine nicht der Würde eines Landesherrn, des Publikums und der Sache selbst gänzlich zu entsprechen". Auch in Bezug auf die Verteilung jenes Gehaltes fiel Karl Augusts Entscheidung zu Herders Gunsten aus, so daß die Geistlichen außer dem Archidiakonus nichts davon erhielten.

Äußerst ärgerlich waren dem Herzog die Mitteilungen, die er anfangs März von Berlin erhielt. Man wollte die Lage Württembergs nicht benutzen; in Zweibrücken hatte man Verhandlungen angeknüpft, wodurch man

Steins Ansehen schädigte. Wegen des Vertrags zwischen Preußen und Holland vertraute ihm Bischoffwerder Herzbergs Ansichten, die ihn nicht befriedigten. Dringend forderte er (es war das einzige, was er thun konnte), daß man Steins Ehre rette, indem man ihm sofort durch Kurier oder Estaffette zwei Briefe des Königs zukommen lasse, die dem Herzog von Zweibrücken Nesselrodes Berufung als Finanzminister befehlen sollten.

Gegen den 8. März muß ein Brief Goethes als Antwort auf den des Herzogs aus der Mitte Februar eingelaufen sein, dessen Inhalt aus Herders Äußerung bei der Rücksendung sich ergiebt: „Er freuet mich sehr. Euer Durchlaucht haben dem Tramontaner (denn warum sollen wir ihn nicht auch so nennen, da die Römer uns so zu nennen belieben?) eine gute Laune eingehaucht, die ihm wie ein fröhlicher Vogel der Rückkehr gewesen zu sein scheint. Der nachfolgende Brief [vom 24.], den er in acht, vierzehn Tagen hat, wirds noch mehr sein, und ich freue mich, aus den Indicien auch dieses Schreibens, daß Euer Durchlaucht ihn so gut diviniert haben. Er wird seine Ostern auf dem Rücksprunge sonderbar feiern." Es kann dies nicht der vertraute Brief an den Herzog vom 16. Februar gewesen sein, der von seiner eigenen bösen Krankheit und von Goethes sinnlichem Liebesgenusse Kunde gab. Karl August erfüllte nun auch Goethes Wunsch, „Egmont" in der Handschrift zu lesen. Knebel las diesen ihm wohl am Abend des 10. vor. Knebels Tagebuch bemerkt am 10.: „Abends auf Herzogs Zimmer. ‚Egmont' gelesen." Sein Urteil schrieb der Herzog sogleich dem dadurch freilich sehr enttäuschten Dichter nach Rom. Am Tage vor Ostern, am 20., teilte Karl August Herder brieflich mit, daß er ihm vom 1. April an eine Gehaltszulage von 300 Thaler aus seiner Schatulle gebe, doch wünschte er „verschiedener Umstände wegen", daß dies der „übrigen Dienerschaft" unbekannt bleibe. Mit dem Ausdrucke seines Dankes verband Herder die Bitte, ihm eine müßige Minute zu bestimmen, wo er ihm eine Eröffnung machen dürfe; freilich sei es nur eine Privatangelegenheit, aber diese beunruhige ihn, bis er sie ihm vertraut habe. Er fühlte sich gedrungen, ihm das Geheimnis mitzuteilen, daß er von unbekannter Hand ein Geschenk von 2000 rheinischen Gulden erhalten hatte, ohne daß irgend eine Spur auf den unbekannten Wohlthäter führte.

Da die Kurfürsten das Zirkular zur Einladung nach Mainz verworfen hatten und so nichts geschehen war, um die mit ihnen vereinigten Fürsten von den auf den Bund bezüglichen Vorgängen in Kenntnis zu setzen, so machte Karl August im Einverständnis mit Görtz den Vorschlag, die Höfe von Berlin, Hannover und Dresden sollten ihre Gesandten bestimmen, den verbündeten Fürsten von allem Anzeige zu machen. Am 19. teilte er diesen Vorschlag Stein mit, der, wenn der Kurfürst von Mainz damit einverstanden

sei, ihn in Berlin mitteilen solle, was er selbst in Hannover und Dresden thun werde. Die Beförderung von Görtz zum Reichstagsgesandten in Regensburg war damals in naher Aussicht; deshalb sollte sich auch Stein mit diesem, der von dort aus wichtige Hülfe leisten könne, in Verbindung setzen. Am vorletzten Tage des Monats ließ Karl August seinen an den Konferenzminister von Loeben in Dresden gerichteten Brief, den er in französischer Sprache entworfen hatte, durch Knebel frei ins Deutsche übersetzen. Die erste Probe der Übersetzung fand er schön, meinte aber, erst das Ganze werde zeigen, ob der Brief seinen Sinn klar vorlege. Diesen deutet er denn Knebel ausführlich also an: „Die Union, wie sie jetzt ist, ist fester Grund, eine nicht zu erwartende Grundlage, in Deutschland gelegt, auf die ein großes, schönes Gebäude aufgeführt werden kann, welches Nationalgeist und dessen Wirkung zu bewirken und zu logieren vermag. 2) Weiter ist sie noch nichts, und würde fälschlich für etwas Höheres geachtet, wenn man sie für mehr als festen Grund hält. 3) Das aufzuführende Gebäude steckt just in den Köpfen verschiedener Leute, die Erfindungskraft, Baukunst und Thätigkeit genug besitzen, das Werk aufzuführen, wenn man sie unterstützt, nicht hindert. 4) Da ein Verbindungspunkt das einzige Mittel ist, das Werk auszuführen, so gäbe die vorgeschlagene Versammlung in Mainz den Anlaß dazu. 5) Dieser heilte die Fehler der Zerstreuung de ses intérêts, vues et forces. Er verlangt aber auch gleich Thätigkeit, um bestimmt zu werden; dies abzweckend geschahen die Vorschläge, welche Sächsisches und Berlinisches Ministerium refutiert hat (und fouliert hat), nicht als ob man glaubte, daß diese die besten seien, sondern man schlug vor, um etwas vorzuschlagen, damit etwas geschehe, damit man nicht die Zeit mit Wünschen zubringe. 6) Da die jetzige geschehene Arbeit des Fürstenbundes bloß Legung des Grundes ist, so würde der Defensionsstand desselben bloß en gros bestimmt; feinerer Ausarbeitung dieses Gegenstandes ist er fähig, bedarf ihrer. Mehrere Teile des Gebäudes (die Ausflüsse des aus dem Vereinigungspunkt entstehenden Nationalgeistes, kann jeder erfinderische Kopf dazu denken) sind in den Mainzer Vorschlägen angedeutet worden. 7) Unterabteilungen in dem Fürstenbund, Ausschließungen, Absonderungen &c. verhindern das Aufführen, erwecken Neid, Mißtrauen, Furcht, Unthätigkeit, Spaltung. 8) Wird der noch freiliegende Grund, der Fürstenbund als selbiger, durch das darauf aufzuführende Gebäude nicht unter Dach gebracht, so wird auch dieser, wie in der Natur durch Unsorgsamkeit, üble Witterung, Frost &c., auseinander getrieben, zerstückelt, unhaltbar, vernichtet." Dieses alles ist in dem besprochenen wirklich abgesandten, von einer Denkschrift von Görtz begleiteten Briefe treffend ausgeführt, in einer Nachschrift die Ansicht Kursachsens bestritten, daß der Mainzer Kurfürst von den Verhand-

lungen der übrigen Kurfürsten ausgeschlossen sei und die kleinern Fürsten nach Wohlgefallen bei manchen Gelegenheiten nicht zugezogen werden sollten. Diese Begriffe seien vom Reichstage hergenommen; aber wenn dieser zum Muster einer Union dienen solle, möge die Union nur Abschied nehmen. „Mein Wunsch ist, dem Einsturz eines Gebäudes zuvorzukommen, dessen Grundfeste eben erst gelegt worden, das unserer Denkungsart, unserm Jahrhundert Ehre machen sollte, und welches, wenn es nicht sollte erhalten werden können, wenigstens durch meine Schuld nicht ist vernachlässigt worden.“ Schließlich lud Karl August den Minister zu einer Besprechung mit ihm auf der Leipziger Messe ein.

Gegen den 10. April langte Goethes am 22. März abgegangene Antwort auf des Herzogs Brief vom 24. Februar in Weimar an. Sie begann: „Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: ‚Ich komme!‘ So werden meine Hoffnungen, Wünsche, und so wird mein erster Vorsatz erfüllt. Ich fühle ganz den Umfang Ihrer Güte; mein erster und nächster Dank soll eine unbedingte Aufrichtigkeit sein. Die Zartheit, womit Sie mich behandeln, heißt mich alle sogenannte Delikatesse vermeiden, welche, genau betrachtet, wohl öfter Prätensionen scheinen möchten. Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nötig und schicklich gehalten hätten, gerne meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich durch manche Vorbereitung auch für dieselbe nicht ganz unnütze in Italien gewesen zu sein.“ Sodann berichtet er, daß er Ende April in Florenz zu sein hoffe, von dort über Parma, Mailand, Chur, Augsburg und Nürnberg, da er auf Frankfurt verzichte, in der ersten Hälfte Juni nach Weimar zurückkehren werde. Aber auch für Weimar bittet er zunächst noch um Urlaub. „Mein Wunsch ist, bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemütsart, die mich sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks [in Italien] manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen.“ Auffallen die Nichterwähnung von „Wilhelm Meister“ und die Beziehung auf seine Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen, die gerade auf diesen eher passen würden als auf den Inhalt der drei letzten Bände seiner Schriften. In Italien habe er sich als Künstler wiedergefunden; was er noch weiter sei, werde der Herzog beurteilen und nutzen. „Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen

läßt", fährt er fort; „dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft wie eine neugeöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll." Er hatte ihm geschrieben, daß Schmidt Kammerpräsident werden, er selbst aber, befreit von den Kammergeschäften, berechtigt sein solle, in beständiger Verbindung mit diesen zu bleiben und den Sitzungen daselbst auf dem fürstlichen Stuhl (einem Lehnsessel) beizuwohnen. Allem, was der Herzog in Bezug auf die Neueinrichtung der Verwaltung ihm mitgeteilt, gab er den vollkommensten Beifall. Die Autorität, Responsabilität und der anhaltende unmittelbare Einfluß eines wirklichen Präsidenten (er selbst hatte die Geschäfte ohne diese Würde übernommen) sei nötig, um die Sachen in Ordnung zu erhalten. „Auch an Wedelln [den er wohl zu Ilmenau mit beteiligen wollte], glaube ich, wird Sie Ihre Wahl nicht trügen. „Die Kriegskommission [die Goethe schon vor 1782 geleitet hatte] werden Sie doch auch im gegenwärtigen Falle mit der Präsidio der Kammer verbunden lassen? [Die Wegebaukommission bleibt hier unerwähnt.] Die Kassenrevision und die neue Ordnung ist ein treffliches Institut; dadurch wird dem übelgesinnten Diener das Mittel genommen, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen, dem redlichen wird auf einmal aus mancher Verlegenheit geholfen. Hätte ich beim Antritt meiner Interimsadministration mehr Kenntnis des Details in den damals einigermaßen verworrenen Zuständen, mehr Entschlossenheit bei einem allgemeinen, öffentlichen und heimlichen, Widersetzen, mehr Festigkeit gehabt, so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit ersparen können. [Unzweifelhaft ein Ausfluß der Goethe eigentümlichen Überbescheidenheit.] Es war nur Ihnen selbst mit der Zeit vorbehalten zu thun, was unter andern Verhältnissen andere nur gewünscht hatten." Das Verhältnis, in welchem er zur Kammer bleiben soll, scheint ihm so ehrenvoll, daß die Annahme ihn beschämt macht, aber eine so vorzügliche Gunst wiederholt abzulehnen, würde unbescheiden sein. Jedenfalls werde sein freundliches Verhältnis zum neuen Kammerpräsidenten der Sache förderlich sein. Sehr wünschte er die neue Einrichtung bei seiner Rückkunft schon vorzufinden, damit so viele schwankende Gemüter, welche teils durch des Herzogs Abwesenheit, teils durch unbestimmte Lagen zweifelhaft und ängstlich geworden, beruhigt und nicht die neuen Einrichtungen, wenn sie erst nach seiner Heimkehr einträten, seinem Einflusse zugeschrieben würden. Karl August muß auch der

Gores gedacht haben, die bald den Hof wieder besuchen würden; dadurch dürfte die Bemerkung veranlaßt sein: „Sollte mir das Glück wollen, die Gores bei Ihnen zu treffen, so würden auch diesen lieben Kindern die Blicke ins gelobte, von ihnen wohl gekannte Land, die ich ihnen verschaffen kann, gewiß Freude machen.“ Eine Abbildung der ganzen Familie hatte er in Rom gesehen. Zum Schlusse heißt es: „Der gute Geist segne den allgemeinen Geist im ganzen, wie er bei Ihnen zu Hause ist. Alles, was Herder unter Ihren Auspizien thut, giebt mir die größten Hoffnungen, und ich freue mich, in jedem Sinne daran teilzunehmen. Daß Sie für ihn und für Voigten sorgen [der Herzog berief diesen in die Kammer als ordentliches Mitglied, was freilich für Voigt eine neue Last war], erregt auch meine herzlichste Dankbarkeit. Sie kommen allen meinen Wünschen und Bitten zuvor. Möchte ich doch auch Ihrer völlig wiederhergestellten Gesundheit ganz gewiß werden, möchten Sie Sich durch Ihre mancherlei äußern Verhältnisse, durch Übernahme des Regiments keine disproportionierte Last aufgelegt haben! Es werde und wende sich alles zu Ihrem Besten.“ Um dieselbe Zeit sandte der Herzog eine bittere politische Satire „Junker Plump“ an Stein, der in ähnlicher scharfer Weise über die einfältige Rolle, die man sie spielen lasse, spottete und das Verlangen äußerte, seiner leidigen Stellung enthoben zu werden. „Für 3500 Thaler bekommen Augustissimus 10 Leute, die lieber wie ich wöchentlich dreimal mit Eminentissimo in pontificalibus speisen und aus Mangel anderer Beschäftigungen Geistes und Seele das Supplement zu dem Frankfurter Journal schreiben wollen.“

Goethe hatte sich indessen auch noch einmal (Ostermontag den 24. März) an Fritsch gewandt, um ihm die Nachricht seiner bevorstehenden Rückkehr mitzuteilen. „Ich verehre die Gesinnungen“, schrieb er, „welche mir Durchlaucht der Herzog in Ihren letzten Briefen zu erkennen geben, und bin immer bereit, meine geringen Kräfte, an welchem Platz es auch sei, in Ihrem Dienst zu verwenden. Erhalten mir Ew. Exzellenz Ihre Freundschaft, welche zu verdienen ich mir immer zur Pflicht gerechnet habe.“

Der Herzog teilte erst am 11. April (diesen Monatstag liebte er) der Kammer die Beförderung Schmidts zum Präsidenten mit und die ehrenvolle Berechtigung des von der Leitung der Kammer auf sein Ansuchen entbundenen Geheimerat von Goethe, den Sitzungen beizuwohnen. Denselben Tag reiste er mit der Meininger Herrschaft nach Leipzig, wo er vielleicht den Minister von Loeben traf, und von dort zu seinem Regimente in Aschersleben.

Dorthin schrieb ihm Herder am 21., um ihm den vor vier Tagen erfolgten Tod seines jüngsten viermonatlichen Knaben und einen Brief des Domherrn Dalberg, des jüngsten Bruders des Koadjutors, mitzuteilen, der im

Mai nach Weimar kommen wollte. Dieser antwortete sogleich: „Es ist mir lieb, daß Sie mir das Dalbergische Schreiben zuschickten; ich hätte diesen guten Menschen sonst ganz vergessen. [Dessen Bemerkungen über seinen Plan zu einer allgemeinen deutschen Akademie hatte Herder dem Herzog mitgeteilt.] An Ihrem Verlust nehme ich herzlichen Anteil. Ich habe dergleichen auch erlitten, und es ist immer das Gefühl, welches die Erde haben müßte, wenn sie Nerven hätte und wenn man aus ihrem Schoß eine Pflanze reißt. Der Teil elterlicher Liebe, welchen das verblichene Kind besaß, fällt als ein Erbteil den überbleibenden zu, und sie gewinnen an der Erbschaft. Mögen diese zu Ihrer beider Freude Ihnen dankbar wieder vergelten, was Sie auf sie übertragen. Ich bin hier sehr zufrieden; das centaurische Leben die eine Hälfte des Tages, das menschliche die andere Hälfte hindurch, amalgamieren sich so artig bei mir, daß ich wirklich Wohlsein empfinde. Sollte es ja nicht anders sein und ich mußte meinen neuen Stand erwählen, so war es großes Glück für mich, daß ich es so spät that. Ich handle jetzt mit Ruhe, und genieße ohne Hetze, was aus meinem Soldatenhandwerk in meine Existenz paßt. Leben Sie wohl, sammeln und teilen neue Ideen mit. Grüßen Sie mir Ihre Frau.“ Sehr erfreut war der Herzog, als Herder ihm bald darauf Dalbergs Wunsch mitteilte, er möge sich in nächster Zeit fünf bis sechs Monate freimachen können, um mit ihm nach Italien zu reisen. „Daß Sie ihre Abwesenheit nach Ihrem Gefallen einrichten können, versteht sich von selbst“, erwiderte Karl August.

Noch in Aschersleben erhielt der Herzog Goethes Brief vom 28. März bis zum 2. April. Dieser hatte geschrieben: „Ihr Brief, mein bester Fürst und Herr, in welchem Sie mir ihre Gedanken über ‚Egmont‘ eröffnen, hat das Verlangen nur vermehrt, mich mit Ihnen über solche und andere Gegenstände mündlich zu unterhalten. Bemerkungen, wie die, welche Sie mir schreiben, sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig, und wer beide in sich nie getrennt hat, weiß solche Erinnerungen zu schätzen und zu nutzen. Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Konstitution des Stücks, und war nicht zu ändern, ohne es aufzuheben. Anderes, z. B. die Bearbeitung des ersten Aktes, hätte mit Zeit und Muße wohl nach Ihren Wünschen geschehen können. Noch anderes, z. B. die Äußerung Machiavellens, war mit einem Federstrich ausgelöscht. Es war ein schweres Unternehmen, ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein könnte, als wie es sein sollte. Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leser für das Stück sein als Sie. Wer selbst auf dem Punkte der Existenz steht, um welchen der Dichter sich spielend dreht, den können die Gaukeleien der Poesie, welche aus

dem Gebiet der Wahrheit ins Gebiet der Lüge schwankt, weder genug freuen, weil er es besser weiß, noch können sie ihn ergötzen, weil er zu nahe steht und es vor seinem Auge kein Ganzes wird. Doch alles sei auf die gute Stunde aufgespart, die ich mir neben Ihnen verspreche." Es mußte den Dichter schmerzen, daß Karl August über das Stück, auf das er wegen der lebhaften Anschaulichkeit der Charaktere und Handlungen so viel hielt, dem er eine bedeutende Wirkung auf der Bühne versprach, ungünstig urteilte, weil er es rein vom politischen, nicht vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtete, doch darüber durfte er mit dem gegen ihn so gnädigen Fürsten und Herrn nicht rechten, nur den verschiedenen Standpunkt und das Recht des Dichters andeuten, die weitere Erörterung auf die Zukunft verweisen, wenn er auch kaum an eine spätere Verhandlung über ein Stück, das der in seiner Zuneigung und Abneigung so feste Herzog abgelehnt hatte, denken mochte. Karl August scheint besonders das Auftreten der Statthalterin und des Geheimsekretärs, dann auch die Haltung des Helden nicht gefallen zu haben, obgleich der Charakter Egmonts gerade die Seele der aus der Geschichte Goethe entgegenleuchtenden dichterischen Fabel war und er das dem Herzog aus leidiger Erfahrung nur zu bekannte politische Treiben nur mit wenigen Strichen, so weit es die Handlung forderte, andeuten, die Statthalterin als Frau dem von ihr eifersüchtig geliebten Helden gegenüber schildern wollte. Weiter äußerte sich der Brief über die seiner noch harrende Ausführung des „Tasso" und des „Faust". Leise klingt das Bedauern, daß „Egmont" so wenig den Herzog befriedigt hatte, in den mit Bezug auf letztern geäußerten Worten an: „Möge ich nur halb so reussieren, als ich hoffe und wünsche!" Die Zeilen, mit welchen er am 2. April die Zeit seiner Abreise angab und seine auch den Freunden mitzuteilende Florenzer Adresse schickte, schließen mit dem Wunsche: „Behalten Sie mich lieb und lassen Sie mich an Ihrer Seite die ersten Freuden unseres Zusammenlebens [vom November 1775 bis zum Sommer 1776] wiederfinden!"

Am 5. Mai kehrte Karl August von Aschersleben zurück, wohin er aber nach vier Tagen wieder zurück mußte; des Exerzierens wegen blieb er bis zum 8. Juni. In Aschersleben sah ihn Gleim, der an Herder schrieb, er halte ihn für den besten deutschen Fürsten; dort besuchte ihn auch der Domherr von Dalberg, als er nach Weimar zu Herder reiste, um sich mit diesem wegen ihrer italienischen Reise zu verabreden. Mit Görtz, der unterdessen als preußischer Gesandter nach Regensburg gekommen, stand der Herzog in vertrauter Verbindung; daß die Schritte der Verbündeten beim Reichstage zu glücken schienen, freute ihn. Von Goethe erhielt er einen Brief aus Florenz vom 6. Mai, worin dieser anzeigte, daß er am 9. die Stadt verlassen werde;

er habe dort alle Kunstschätze gesehen, wobei sich ihm immer der Wunsch wiederholt, sie mit dem Herzog zu genießen oder ihm etwas davon aufzupacken. Nur einige Kupfer kaufte er für ihn. Den aus Mailand am 23. Mai geschriebenen Brief erhielt der Herzog erst am 9. Juni in Weimar. Mit lustiger Laune äußerte er hier, daß er ganz entsetzlich verwildert sei. „Ich habe zwar in meinem ganzen Leben nicht viel getaugt, und da ist mein Trost, daß Sie mich eben so sehr nicht verändert finden sollen. Der Abschied aus Rom hat mich mehr gekostet, als es für meine Jahre recht und billig ist, [er hatte in den letzten vierzehn Tagen oft wie ein Kind geweint]; indessen habe ich mein Gemüt nicht zwingen können und habe mir auf der Reise völlige Freiheit gegeben. Darüber habe ich denn jede Stunde wenigstens siebenerlei Humor, und es freut mich von Herzen, daß die Subelei dieses Briefes ins lustige Siebentel fällt .... Leben Sie tausendmal wohl! Verzeihen Sie meinem italienischen Schreibzeug und meinen Possen; ich werde schon wieder dafür büßen müssen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und lassen mich das alte Glück voriger Zeit, einen gnädigen Herrn und einen teilnehmenden Freund wiederfinden!" Nur weniges hatte er für den Herzog angekauft, da er sich scheute, diesen zu großen Ausgaben zu verleiten. Auf Karl Augusts eigenen Wunsch hatte er ihm die Abformung des Schädels von Raphael verschafft; daß der dafür ausgegebene unecht sei, hat sich erst ein Jahr nach Goethes Tod herausgestellt. In Konstanz erschreckte Schubarts „Vaterlandschronik" ihn durch die vom 30. Mai datierte falsche Nachricht, Herder sei mit dem Domherrn Dalberg nach Italien gereist; von der Einladung dazu hatte er nur entfernt gehört. Den Tag seiner Ankunft hatte Goethe nicht nach Weimar gemeldet, um einen großen Empfang zu vermeiden. Knebel ging am 13. nach Ilmenau; ja noch zwei Tage nach dessen Heimkehr konnte er schreiben, er glaube, Goethe komme gar nicht. Schiller hörte, man erwarte ihn am 20. Aber schon den 18. traf er abends um 10 Uhr beim Vollmondschein in Weimar ein, voll Entzücken, die Freunde wiederzusehen und auch seinen Herder noch auf einige Zeit genießen zu können, hatte er auch der Hoffnung entsagen müssen, mit diesem sich dem Studium der Geschichte und Kunst hinzugeben und dadurch den Verlust Italiens einigermaßen zu verschmerzen. Vor fünf Tagen war dessen Reisegefährte von Weimar geschieden, nachdem sie alles genau verabredet hatten; sie wollten ihren Weg durch die Provence nehmen.

Während Goethe sich in Italien geistig und leiblich hergestellt, das Land kennen gelernt und genossen, wo er sich als Künstler wiederfand und auch kurze Zeit einer Künstlerliebe sich hingab, hatte der Herzog sich dem Soldatenstande gewidmet und eben den ersten Versuch in der Leitung seines

Regiments gemacht, aber daneben große Politik im Dienste der Einigung der deutschen Fürsten Österreich gegenüber mit außerordentlichem Geschick und bewunderswerter Rastlosigkeit getrieben, ohne darüber die Verwaltung seines Landes zu vergessen, für das er neue tüchtige Einrichtungen traf, wie er auch dem hartnäckigen Eigensinn des Oberkonsistoriums zu Herders Gunsten entgegentrat. Goethe hoffte auf ein neues schönes Leben mit Frau von Stein und dem Herzog, dessen Bild ihm zu Rom in reiner Verklärung erschienen war: aber erstere empfing ihn mit kalter Zurückhaltung, so daß er nach vier Wochen in höchster Verzweiflung zu einer natürlichen Ehe sich hinreißen ließ, und der Herzog, wie gnädig und freundlich er sich auch zeigte, wie volle Freiheit er ihm auch ließ, wie vielfach auch seine Klarheit des Verstandes und seine lebendige Thatkraft sich bewährten, ärgerte ihn durch sein Soldatenleben, Mangel an Selbstbeherrschung und leidenschaftliche Hingabe an die bald am Hofe eintreffende Familie Gore, wodurch sich die Herzogin bitter verletzt fühlte. So gestaltete sich sein neues Leben in Weimar viel schlimmer, als er hatte ahnen können, aber der Herzog und die Herzogin stimmten jetzt in ihrer Huld und reinen Hochschätzung gegen ihn überein, wogegen er vor dreizehn Jahren bei seinem ersten Eintritt in Weimar lange unter dem Verdachte der jungen Fürstin litt, er sei der Verführer ihres Gatten. Die Herzogin-Mutter hatte ihre alte Liebe ihm bewahrt, ja sie war ihm noch näher gerückt, da er aus Italien kam, dessen Wunder sie selbst nächstens schauen sollte, wozu er ihr manches dort vorbereitet hatte: aber auch sie sollte er ja bald auf längere Zeit vermissen.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

Zweiter Band.

Von der Rückkehr aus Italien bis zum September 1807.

VII.

Goethes Vertrauensstellung und des Herzogs Dienstzeit.

Wie viel hatten Goethe und der Herzog sich zu erzählen, als sie in herzlicher Freundschaft nach fast zwei Jahren sich wieder in Weimar zusammen fanden! Bei Karl Augusts großer Vorliebe für erotische Unterhaltung war es natürlich, daß dieser den Freund auf dessen letztes Liebesleben mit der schönen Italienerin brachte; hatte Goethe ja in übermütiger Laune versprochen, auf dem Pfade freien Liebesgenusses sein gelehriger Schüler sein zu wollen, ein Versprechen, das er jetzt nicht halten konnte, da das Verhältnis zu Frau von Stein ihn fesselte, der er die so oft gelobte Treue zu halten bereit war, und er in dem „gestaltlosen“ und rauhen Deutschland auf das schmerzlichste an das Land der heitersten Natur gemahnt wurde. Sein Zustand war um so unbehaglicher, als die Freunde, vielleicht Herder ausgenommen, seinen Schmerz nicht verstanden, und Frau von Stein, deren trübe Ahnung sie an die Wiederherstellung ihres Verhältnisses nicht glauben ließ, ihn zu sinnlich und herzlos fand und ihn durch Kälte und Unglauben zurückscheuchte. Die Herzogin zeigte sich ihm sehr geneigt, wenn sie auch seiner höhern Kunsteinsicht nicht folgen konnte; sein lebhaftes, begeistertes, ideales Streben und seine edle Offenheit zogen sie an. Mit Herder war er ein Herz und eine Seele und um so inniger ihm zugewandt, als er in einigen Wochen ihn auf längere Zeit verlieren sollte. Leider war dieser mit Geschäften überhäuft, da das Schuljahr am Gymnasium, dessen Oberaufsicht er mit leidenschaftlicher Vorliebe führte, bald zu Ende ging, das Schulmeisterseminar erst vor kurzem in Gang gekommen war, er auch wegen seiner längern Abwesenheit manches vorzuarbeiten und sich auf die italienische Reise vorzubereiten hatte, wozu freilich die Unterhaltung mit Goethe ihm eines der erwünschtesten Hülfsmittel bot. Goethe bestimmte ihn die Reise durch Frankreich aufzugeben. Knebel, der noch immer in dessen Garten wohnte, aber freilich oft von Unmut fortgetrieben wurde, kam erst zehn Tage nach seiner Rückkehr und litt, wenn auch hocherfreut, den alten Freund wiederzusehen, noch immer an bitterer Laune, ja daß er jetzt den Garten verlassen mußte, quälte ihn, da er zunächst sich nicht weit von Weimar entfernen, auch in der Stadt nicht wohnen wollte. Herr und Frau

von Diede, die sich ihm zu Rom in letzter Zeit so freundlich erwiesen hatten, waren ihm bei Hofe eine ihm Italien wiederspiegelnde erwünschte Bekanntschaft. Sonst empfand er in seinem Schmerze über die Trennung von der hehren Kunstwelt „Gleichgültigkeit gegen die Menschen“.

An der Hoftafel finden wir ihn in den ersten zwölf Wochen mit äußerst seltenen Ausnahmen täglich, oft mit Herder, Knebel, Wieland, den Diedes, prinzlichen und sonstigen Gästen; ein paarmal speist er bei der Herzogin-Mutter, mit welcher er ihrer bevorstehenden Reise wegen sich viel unterhielt; leider mußte er ihr auch seinen von Rom mitgebrachten musikalischen Freund Kayser überlassen. In seinem Hause empfängt er oft Besuche, denen er seine aus Italien mitgebrachten Kunstschätze zeigt. Die Kälte der Frau von Stein drückt ihn, dagegen erfreut ihn das volle Vertrauen des Herzogs, der alles mit ihm vertraulich bespricht, ohne ihn mit Geschäften zu belästigen. Zu Regensburg ging es jetzt so gut, daß zum erstenmal seit langer Zeit ein gemeinsamer Beschluß der drei Reichskollegien zu Stande kam, aber diese Freude wurde dadurch getrübt, daß der Kurfürst von Hannover plötzlich von den übrigen verbündeten Kurfürsten abfiel, sogar der Kurfürst von Mainz einen sehr zweckmäßigen Vorschlag von Görtz nicht unterstützte — schlechte Vorzeichen der zum Bestande des Fürstenbundes unumgänglich nötigen Eintracht. Auch über die Art, wie das freilich erst zwei Monate später förmlich abgeschlossene Bündnis zwischen Preußen und England vereinbart wurde, war Karl August ärgerlich. Was er ersehnt, eine lebendige Teilnahme der kleinern Fürsten an der deutschen Regierung unter Preußens Führung war an dessen auswärtiger Politik gescheitert, aber Preußen war dadurch gestärkt worden, was ein entschiedener Vorteil für dieses, das freilich noch einmal auf das schlimmste gedemüthigt werden sollte, ehe es die Sache des Volkes und der Freiheit ergriff und siegreich durchsetzte, leider um sich dann durch Österreichs Ränke verleiten zu lassen und sich selbst zu schädigen.

Für Goethe war der liebste Hofbesuch Prinz August von Gotha, der schon am 22. Juni zur Begrüßung kam und längere Zeit blieb. Auch mit Trebra und dessen Frau konnte er sich gemüthlich ergehen. Um diese Zeit erhielt er Briefe seiner Römischen Freunde, von denen Meyer und Bury ihm einen von ihnen aufgefundenen Carracci zum Geschenk anboten; doch lehnte er diese Gabe ab und wollte das Bild an Prinz August verkaufen. Am 6. Juli kamen auch die vom Herzoge ihm angekündigten Gores, mit denen er seit dem 7. häufig bei der Hoftafel zusammentraf. Karl August war von ihnen entzückt und die jüngere Tochter zog ihn bald leidenschaftlich an; auch die Herzogin war ihnen anfangs geneigt, wogegen Goethe an ihren beschränkten sittlichen und künstlerischen Begriffen keinen Anteil nehmen konnte. Als er am

13. Juli seine natürliche Ehe mit der jugendfrischen Christiane Vulpius geschlossen, drückte ihn das Geheimnis, wie glücklich er auch sich im Liebesgenusse des derben, aber mit herzlicher Treue an ihm hängenden Mädchens fand. Selbst dem Herzog durfte er sein Glück nicht vertrauen. Als Frau von Stein eine Woche später nach Kochberg ging, fühlte er sich durch ihre Entfernung erleichtert. Anfangs August verwundete sich der Herzog an einer Zehe, wodurch er am Gehen sehr gehindert wurde; deshalb mußte Goethe viel um ihn sein. Diesen forderte er auf, im nächsten Monat mit ihm nach Dresden zu gehen, wozu er aber wenig geneigt war. Wie unangenehm der Herzogin ihres Gatten übergroße Freundlichkeit gegen die Gores war, zeigt ihre Klage an Frau von Stein vom 6.: „Stellen Sie sich vor, daß die Gores bis zum 16. bleiben. Gestehen Sie, daß dies zum Verzweifeln ist. Aber ich habe mich so darein ergeben, daß ich sogleich meine Veranstaltungen getroffen. Aber der Herzog ist mir unbegreiflich, er hat mir sogar auf seine Ehre versichert, daß ich entzückt von ihnen sei, und daß sie noch lange hier blieben. Seine Stimmung ist etwas besser als bisher. Errathen Sie demnach die Ursache, weshalb er sie bestimmt hat hier zu bleiben, bis er zur Revue [nach Aschersleben] abreist; er will sie nach Leipzig begleiten und von dort über Dessau dahin gehen. Ich würde sehr zufrieden sein, wenn er einige Tage weg wäre, um eine vollkommene Ruhe zu genießen." Goethe nahm an der leidigen Lage der Herzogin innigen Anteil. Denselben Tag war Herder abgereist. Der Herzog hatte ihn eingeladen, sich persönlich seinen Segen zu holen, wozu dieser aber im Gedränge des Abschieds keine Zeit fand. Vielleicht verlor er dadurch ein von diesem ihm bestimmtes Geschenk.

Zwei Tage später traf ein verzweifelter Brief Mercks ein, der in Folge eines unglücklichen Unternehmens so überschuldet war, daß er alles zu verlieren fürchtete. Deshalb hatte er sich auf das Drängen seiner Frau an Goethe gewandt. „Einige tausend Thaler bares Geld zu rechter Zeit im dringendsten Fall ohne Interessen einstweilen vorgeliehen, würden wenigstens den nahen Umsturz verhüten", schrieb er. „Noch vor der Messe muß geholfen sein; sonst ist alles zu spät .... Wenn Ihnen [der Unglückliche wagte nicht mehr das vertrauliche „Du"] dies verworrene Blatt einiger Aufmerksamkeit wert scheint, so antworten Sie mir entweder selbst oder richten Ihre Antwort an den Herrn Schleiermacher, des Herrn Erbprinzen Sekretär, der von meiner ganzen Lage unterrichtet ist. Vielleicht wäre der Herzog und die Herzogin-Mutter geneigt, etwas für mich zu thun!" Karl August war sofort (es bedurfte dazu keiner besondern Bitte) zur Hülfe bereit; Goethe mußte sich deshalb mit Schleiermacher in Verbindung setzen. Nach Herders Abreise besuchte Goethe häufig dessen Gattin, um ihr in ihrer Verlassenheit

beizustehen. „Er empfindet deine Abwesenheit nach mir am meisten", schreibt Frau Herder am 8. „Durch dein Gespräch, durch die Aufnahme seiner Gedanken und Mitteilung der deinigen, die ihm forthelfen, hattest du ihm viel gedient. Mit Knebel, sagt er, seie das nicht so. Auch im Politischen [hier von der Verwaltung] sieht er, daß nichts zu thun sei; er hat sehr offen darüber gesprochen, das sich aber nicht schreiben läßt, und du alles selbst schon weißt. Sobald der Herzog fort ist, will er an den achten Band seiner Werke gehen. Will dies Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto [das schon in einem Brief von 1776 sich findet] ist abermals: „Wenn du stille bist, wird dir geholfen!" So hatte also Goethe bereits damals auf eine rasche wesentliche Verbesserung der Verwaltung verzichtet, da der Herzog selbst zuviel seinem Lande entzogen war, auch die beschränkten Mittel manches hinderten.

Am 15. trat die Herzogin-Mutter ihre Reise nach Italien an; sie nahm Kayser wirklich mit. Die Einladung, sie zu begleiten, konnte Goethe schon des Herzogs wegen, wie sehr er auch gegen diesen verstimmt war, noch mehr deshalb nicht annehmen, weil er an seine Christiane gebunden war. Der Schmerz über den Verlust seines Römischen Glückes machte ihn launig und unbeständig, wie er schon in Italien auf der Rückreise gewesen war. An demselben Tage schrieb Herders Gattin: es wolle ihr mit ihm nicht wohl werden; er lebe jetzt, ohne seinem Herzen Nahrung zu geben; das Hofgehen und Hofessen habe etwas für ihn bekommen; den Winter über wolle er sich ganz an die Herzogin halten, die ihm allein geblieben sei. Der Herzog ließ sich durch sein Fußleiden in seiner gewohnten Hartnäckigkeit nicht abhalten, die Gores am 16. bis nach Leipzig zu begleiten, aber schon zu Tümpling hinter Jena sah er sich genötigt, die Weiterreise aufzugeben, und so kehrte er am 18. nach Weimar zurück. Am Tage der Abreise des Herzogs sprach Goethe an Voigt, der des Bergwerks wegen nach Ilmenau gegangen war, seine Freude aus, daß das Rad schon einige Lachter gewältigt habe. „Wie sehr ich mit Ihnen zu sein wünsche, können Sie denken. Das Geschäft in Ilmenau muß mir immer wert bleiben, und Ihre Gegenwart dabei, Ihr Wirken macht mir alles doppelt interessant. Güßfeld [Ingenieur beim Bergwerk] hat von mir Abschied genommen; ich bin in allgemeinen Terminis geblieben; er schien ganz leidlich disponiert . . . . Wir sind nun im kleinern Kreise. Kehren Sie bald wieder, damit wir manche Stunde froher und nützlicher Unterhaltung erneuern." Am 24. berichtet er an Frau von Stein: der Herzog werde nun nicht zu seinem Regiment und wahrscheinlich auch nicht nach Dresden gehen. „Es ist wieder ein rechtes Probestückchen", fügt er ärgerlich hinzu, „wie er sich und andern [er selbst mußte jetzt die meiste Zeit bei ihm bleiben] das Leben sauer macht. Ich mache ein so gut Gesicht als möglich, und bin

in einer innerlichen Verzweiflung, nicht über diesen besondern Fall, sondern weil dieser Fall sein und unser ganzes Schicksal repräsentiert [daß sein fürstlicher Eigenwille, der ihn zu kühnen Unternehmungen treibt, ihn und dem Lande zum Schaden gereicht]. Ich mag nichts weiter sagen und klagen." Daß er in seiner Verzweiflung augenblicklich daran dachte Weimar aufzugeben, deutet der Schluß an, der die Hoffnung ausspricht, bald seine Einsamkeit wieder gewonnen zu haben, um sie nie zu verlassen. Freilich war dies nur ein bloßes Aufflackern eines verzweifelten Entschlusses, und selbst bei der scharfen Äußerung über den Herzog muß man beachten, daß er seine eigene traurige Lage im schlimmsten Licht erscheinen lassen wollte. Er hatte sich die Zeit über mit der Zusammenstellung seiner kleinen Gedichte für den achten Band seiner Schriften beschäftigt, den er eben Wieland zur Durchsicht gab, und da es zunächst mit „Tasso" nicht rücken wollte, entschloß er sich, aus seinen Reisebriefen einzelne Beobachtungen für Wielands „Merkur" zusammenzustellen. Auch las er die Handschrift von Herders viertem Bande der „Ideen". Nach Karl Augusts Rückkehr hatte er vier Tage mit dem Herzog allein gespeist, die beiden folgenden mit ihm, der Herzogin und dem Fürsten von Dessau, dem treuen, freilich zuletzt mehr zurückgetretenen Mitarbeiter am Fürstenbunde. Trotz seiner Verstimmung gegen den Herzog kam es zu bedeutenden Gesprächen mit ihm, welche dessen hellen Verstand und lebhafte Entschiedenheit bekundeten. Der Herzogin, die sich höchst gefaßt und liebenswürdig zeigte, trat der Dichter jetzt immer näher; was sie litt, fühlte er. Diese ganze Woche kam er nicht zu Herders Gattin. Als er am Morgen des 25. [es war Herders Geburtstag] um 11 Uhr bei ihr vorsprach erwiderte er auf deren leisen Vorwurf: „Ja ich war schon auf dem Wege nach meinem Garten [wo er meist wohnte] und mußte umwenden; es trieb mich her, nicht die Liebe, sondern vielleicht die Verzweiflung; ich ging so eben vom Herzog weg." Auf ihre Erinnerung, im vorigen Jahre habe er zu Rom Herders „Gott" empfangen, bemerkte er mit bitterm Lächeln: „Ja, um in diesem an keinen zu glauben." Solche arge Verstimmung erfaßte ihn oft, aber, wie seine Gedanken gerade damals rasch die verschiedenste Gestalt annahmen, ohne lange darin zu verharren. Mit dem Fuße des Herzogs ging es endlich besser, doch noch an seinem Geburtstage mußte er Karl August Gesellschaft leisten. Abends ward bis Mitternacht getanzt, wie Goethe am 31. dem nach Jena zurückgekehrten Knebel schreibt. „Auch sind mir sonst allerlei freundliche Dinge begegnet, welche guten Augurii sind", fügt er hinzu. Als die Wunde fast geheilt war, fürchtete er, der Herzog werde die volle Heilung nicht abwarten und dadurch die Sache verschlimmern. Schon am 31. klagt er gegen Frau von Stein über das Wetter, das ihn ganz unglücklich

mache, ihn auch hindere, sie in Kochberg zu besuchen. Einen Blick in seine Lage läßt uns sein erster Brief an Herder vom 3. September, dem Geburtstage des Herzogs, thun. Dessen böser Fuß halte ihn wider seinen Willen auf dem Kanapee, schreibt er; da er die Notwendigkeit sehe, nehme er sich sehr zusammen; er sei innerlich in einer schlimmen Lage, ohne es sich merken zu lassen; er habe sich in der Neigung zu dem Mädchen [Emilie Gore, für die er, wie auch Herder wußte, schwärmte], so „ganz indulgiert“, wie im politischen Getreibe; beides sei zwecklos und könne deshalb keine Zufriedenheit gewähren. „Die Herzogin leistet ihm treue Gesellschaft mit guter Laune und Geduld. Ich esse alle Mittage bei ihnen und bin auch einen großen Teil des Tages dorten, wenn niemand anders da ist. So vergeht eine Zeit nach der andern; man wird des Lebens weder gewahr noch froh. Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertödtet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben! . . . Alles wollte ich gerne übertragen, wenn es nur immer heiter wäre.“ Von seiner natürlichen Ehe, die ihn bei allem Genusse doch beunruhigte, vertraute er diesem seinem ihm innig ergebenen Freunde nichts; nur dem Herzog, der selbst an der Liebe litt, blieb sie kein Geheimnis. Dieser hatte indessen beschlossen, obgleich er noch nicht vollständig geheilt war, das Sächsische Lager in Dresden zu besuchen. Goethe entschuldigte sich; er wollte den am 4. in Weimar angekommenen Prinzen August in nächster Woche nach Gotha begleiten, aber noch vorher mit Herders Gattin und der Schwägerin der Frau von Stein zu dieser nach Kochberg fahren. Am Vorabende seiner Abreise las er dem Herzog und dem Prinzen August Herders Behandlung des Christentums aus dem noch ungedruckten Bande der „Ideen“ vor; diese waren darüber so außerordentlich erfreut, daß sie ihm deshalb nach Kochberg schrieben. Auf der in der Frühe des 5. angetretenen Reise kam Goethe auf die Vorliebe des Hofes für die Engländer zu sprechen, die ihm bei dem vornehmen und bornierten Wesen derselben nicht behagen wollte. In Kochberg selbst las er die für den „Merkur“ ausgezogenen Reisebemerkungen vor. Am 7. fuhr man nach Rudolstadt, wo Goethe Schiller kennen lernte, mit dem er sich freundlich unterhielt. Bei der Rückkehr trug Goethe, während man im Mondschein dahinfuhr, „die Geheimnisse“ vor, und erzählte von „Tasso“. Am andern Tage sprach er auf der Fahrt nach Jena über die Entdeckung der echten Ideale der griechischen Kunst; hätte er zehn Jahre in Rom 10 bis 12000 Thaler zur Verfügung, so getraute er sich die Darstellung derselben auszuführen. Zu Jena vernahm man, daß der Herzog an diesem Morgen nach Dresden durchgereist sei. Dieser hatte bei seinem Abschiede Goethe die Seinigen empfohlen und ihm alle dringenden Angelegen-

heiten in Weimar und Jena zu sofortiger Erledigung aufgetragen. Knebel, bei dem man zu Mittag speiste, war über den Herzog äußerst verstimmt. Er hatte diesen Morgen an Herder geschrieben: „Wir leben bei zur Ruh gesetzter Ehre und Vernunft ein Leben, das kein Leben ist.“ Man trug sich damals mit dem Gerede, für die Gores würde das gelbe Schloß eingerichtet und deshalb Zimmer für die seit 1774 dort untergebrachte Kammer im roten Schlosse zurecht gemacht.

Den 10. begab sich Goethe mit dem Prinzen August nach Gotha, wo er bis zum 17. „gute Stunden hatte“; auch war dieser Aufenthalt „in mehr als einem Sinne fruchtbar“; er dichtete dort „Künstlers Apotheose“. Der Herzog und die Herzogin von Gotha, die sich nach Dresden begaben, speisten mittags mit ihm bei der Herzogin Luise. Am 19. wandte Goethe sich in einer ihm aufgetragenen geschäftlichen Angelegenheit an den Herzog. „Wegen der Merckischen Sache habe ich Briefe“, schrieb er dabei. „Ein Kapitalist, der die Summe als Kapital herschösse, findet sich in diesem Augenblicke nicht, dagegen will Bankier Willemer in Frankfurt sie vorstrecken, und verlangt auch nur 4 Prozent. Nach seinem Brief will er die 4000 Florin gegen einen von Ihnen unterzeichneten Wechsel auf eins oder zwei Jahre vorschießen, bis man entweder sieht, ob Merck solche wieder abtragen kann oder sich ein Kapitalist findet. Ich habe geantwortet, daß Sie nicht in loco seien, daß ich aber gleich schreiben und eine eigenhändige Versicherung von Ihnen, worin Sie Ihren Kredit für Mercken interponieren, beibringen wollte.“ Nachdem er die Formel eines solchen Scheines angegeben, heißt es: „Man wird sehen, ob Willemer mit einer solchen Erklärung zufrieden sein wird“, und er schließt mit „der alten Bitte: Lieben Sie mich“. Am 22. begleitet er einen Brief von Herders Frau an ihren Gatten mit einigen Zeilen, worin er diesem ernstlich zuspricht, Dalberg gegenüber, der durch die Mitnahme der Frau von Seckendorff seine ihm versprochene Reise nach Italien verdorben und ihn in Verlegenheit gesetzt hatte, darauf zu bestehen, daß er für ihn zahle. „Ich lebe sehr wunderlich, sehr zusammengenommen, und harre auf Zeit und Stunde [wieder nach Italien zu gehen].“ Er sei jetzt an „Tasso“, meldet er, der auch geraten werde, wenn er Frieden von außen behalte. Er sah die Kämpfe voraus, in die ihn seine Ehe mit Christianen bringen werde. Am 22. fuhr er mit dem Erbprinzen, dessen Erzieher Ridel und Herders August nach Jena. Dadurch, daß er sich des Erbprinzen annahm, unterstützte er den von ihm empfohlenen Ridel, der am Anfang einen schweren Stand gehabt hatte, aber sich immer besser fand. Dort machte er der Verlegenheit, die ein für den abgehenden Professor Eichhorn von den Studenten beschlossenes Ständchen veranlaßte, durch ein sehr einfaches Mittel ein Ende; man hatte

ihn als bestellten Vertreter des Herzogs um Rat gefragt. Der Brief, in welchem er dies an demselben Abend dem Herzog meldet beginnt: „Mit herzlicher Teilnehmung seh' ich aus Ihrem Briefe Ihr Mißbehagen, Ihren Unmut, die mir um so schmerzlicher sind, da sie ganz außer dem Kreise meines Rats und meiner Hülfe liegen. Beinah darf ich sagen: ich habe jetzt keine Leiden als die Ihrigen. Wie soll es mich freuen, wenn Sie nach Ihrer Rückkunft im Vertrauen wenigstens einen Trost finden!" Die Aussichten auf das Gedeihen des Fürstenbundes waren fast verschwunden, da die Kurfürsten nur ihren eigenen Vorteil im Auge hielten, Preußen sich jetzt in die auswärtige Politik mischte. Die Verschreibung des Herzogs hatte er erhalten und schickte sie sogleich nach Frankfurt, so daß Merck zur Zeit die 4000 Gulden erhielt. „Künstlers Apotheose" wollte er nächstens schicken; sie sei eben beim Abschreiber. Von dem heftigen Sturze des Herzogs mit dem Pferde scheint Goethe erst später gehört zu haben; dieser war vor Dresden erfolgt, wo das ermüdete Pferd, das er zum Laufen zwingen wollte, sich mit ihm überschlug.

Am 24. zog es Goethe zum erstenmal seit seiner Rückkehr nach Ilmenau, wo man noch mit der Gewältigung des eingedrungenen Wassers beschäftigt war. Dem Herzog berichtet er darüber: „Sobald ein Satz steht, sind die Lachter geschwind ausgepumpt, aber die Sätze hineinzubringen ist ein umständliches, ja gefährliches Arbeiten. Inzwischen scheint das Rad sehr gut gebaut und sieht mit seinen Krummzapfen und Kreuzen gar ernsthaft in der Finsternis aus. Die zwölf- und elfzölligen Sätze heben einen gewaltigen Schwall Wasser. Die Wasser sind jetzt 25 Lachter unter dem Stollen gewältigt. Ich bin bis auf sie hinabgefahren, um die Arbeit selbst zu besehen, die nötig ist, die Sätze zu stellen und einzurichten. Übrigens sieht alles recht artig und ordentlich aus." Am 29. war er wieder bei der Herzogin an der Mittagstafel. Schon am 22. hatte er Herder geschrieben, seine Sammlung der lyrischen Gedichte sei in Ordnung, aber sie beschäftigte ihn noch immer, besonders mußte er Wielands darüber gemachte Bemerkungen berücksichtigen und auch sonst über manches sich entscheiden. Nach der Rückkunft legte er Frau Herder die Abschrift der ersten Sammlung vor; durch sie wurde er bestimmt, zwei Gedichte, die sittlichen Anstoß geben könnten, wegzulassen. Aber auch „Tasso" ging von statten, wie er den 1. Oktober an Knebel berichtete. Denselben Tag wandte er sich wieder an den Herzog. „Sie bleiben, höre ich, länger außen, als anfangs Ihre Absicht war", schreibt er; „drum schicke ich noch einige Zeilen und erzähle, wie es mir ergangen. Ich war mit dem Prinzen in Jena, der nach seiner Art ganz vergnügt und aufmerksam auf dieser kleinen Tour war. Es wird ihm gewiß wohlthun, wenn

man ihm von Zeit zu Zeit eine kleine Veränderung dieser Art macht. Giebt es noch einen schönen Tag, so möcht' ich ihn wohl einmal nach Erfurt bringen. . . . . Seit meiner Rückkunft [von Ilmenau] habe ich fleißig an meinen Operibus gearbeitet und hoffe nun bald über den ‚Tasso' das Übergewicht zu kriegen. Es ist einer der sonderbarsten Fälle, in denen ich gewesen bin, besonders da ich nicht allein die Schwierigkeit des Sujets, sondern auch Ihr Vorurteil [daß der in seinen Einbildungen lebende Tasso nicht anziehen könne] zu überwinden arbeiten muß. Je weiter ich komme, desto mehr Hoffnung habe ich zu reussieren. In der ‚Litteraturzeitung' steht eine Rezension meines ‚Egmonts' [man wußte nicht, daß die am 20. September erschienene Beurteilung von Schiller war], welche den sittlichen Teil des Stückes gar gut zergliedert; was den poetischen Teil betrifft, so möchte Rezensent andern noch etwas zurückgelassen haben. Ich empfange Ihren lieben Brief mit meinem Gedichte [‚Künstlers Apotheose']. Es freut mich sehr, wenn es Ihnen einigermaßen gefallen und Gelegenheit zu frommen Betrachtungen [über den Mangel an Anerkennung der Künstler bei ihrem Leben] gegeben hat. Gebe uns der Himmel den Sinn, uns ans Nächste zu halten. Man verwöhnt sich nach und nach so sehr, daß einem das Natürliche unnatürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern. Leben Sie recht wohl und kommen bald und gesund wieder." Auch im Oktober war Goethe viel an der Hoftafel; die Herzogin schenkte ihm das höchste Vertrauen. Er schrieb an „Tasso", dichtete aber auch Lieder, die das Glück seiner Liebe aussprachen. Die Rückkunft Karl Augusts verzog sich immer länger. Vor dem 10. war er in Leipzig, von wo er zum Ärger der Herzogin an diesem Tage mit den Gores nach Dresden sich begab. Der damalige Geheime Legationsrat Johannes Müller, der vom Kurfürsten nach Potsdam und Berlin gesandt worden war, suchte den Herzog in Leipzig auf; dieser gab ihm Aufträge an die Herzogin. Den 12. kam Müller in Weimar an. Herders Gattin berichtet nach Rom von diesem Besuche des Freundes: „Er lobte dich, daß du noch immer hier geblieben bist; es sei nirgends besser, überall schlechter. Vom Herzog und Goethe ward auch gesprochen; er verlangte sehr letztern zu sehen und Gottfried [der älteste Sohn] hat ihn um 4 Uhr ins Tempelhaus [im Park] gebracht, wohin er ihn beschieden hat . . . . Vom Politischen höre ich von ihm, daß die Truppen marschieren werden; darunter verstehe ich denn die Preußen, Sachsen samt dem ganzen Fürstenbund. Doch glaubt er, daß es nur bei dem Marschieren bleiben und in einem Jahre Friede sein wird. Der elende, unglückliche Kaiser! Vermutlich werden wir hier Durchmärsche bekommen, und unser Fürst wird wieder ein Held werden auf vierzehn Tage . . . . In acht Tagen

wird der Herzog erwartet." Als Goethe am nächsten Tage zu Frau Herder kam, äußerte er in Bezug auf die politischen Nachrichten, der Kaiser habe durch diesen Krieg sein Haus so heruntergebracht, daß es sich in hundert Jahren nicht erholen werde. Auf ihre Erwiderung: „So wird's unserm Herzog auch gehen!" ließ er sich nach dem Berichte der Frau Herder zu der mißmutigen Äußerung hinreißen: „Ja, nicht anders. Und so gehts uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mirs von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen." Am 14. nahm Goethe den Erbprinzen, Herders August und Ridel mit zu Knebel nach Jena, wo er einiges zu thun hatte. Die übrigen kehrten am folgenden Tage zurück, er selbst blieb bis zum Morgen des 20. Knebel, mit dem er traulich verkehrte, schrieb von ihm an Herder: „Er ist nicht wohl fähig, eine andere Vorstellungsart aufzunehmen als die seinige oder er macht jene zu der seinigen. Ich habe seinen dringenden Geist in allem, dessen sich seine Vorstellung bemeistern will, noch wahrer als sonst angestaunt. Die Kunst hat ihn ganz eingenommen, er sieht solche als das Ziel aller menschlichen Erhöhung. Ich kann solches in seiner Seele begreifen, wenn nämlich sinnliche Blüte für das höchste Dasein der Menschheit erkannt wird." Goethe hatte sich so gut mit Knebel zusammengefunden, daß es ihn später gereute, nicht länger geblieben zu sein. Gleich nach der Rückkehr besuchte er Herders Gattin, wobei von neuem ihres Gatten unangenehme Lage in Rom zur Sprache kam und er sich wieder mit Entschiedenheit dafür erklärte, daß Dalberg, der ihm die Reise verdorben habe, für ihn zahlen müsse. Aber Herder war schon darüber verstimmt, daß die Gattin ihm gegen sein Verbot etwas von der Geschichte vertraut hatte, noch unmutiger machten ihn dessen Lehren, welche die Gattin ihm zufließen ließ, und das Gerede wegen seiner gepreßten Lage bei Hofe und in der Stadt. Von Goethe vernahm sie, was sie weiter nach Rom berichtete: „Die Preußen ziehen einen Kordon gegen die Dänen; des Herzogs Regiment ist aber nicht dabei." Am 22. sprach Karl August zu Dessau den König von Preußen. Fünf Tage später kehrte er abends nach sechswöchentlicher Abwesenheit zurück.

Jetzt kam es zwischen Goethe, mit dem es die letzte Zeit nicht mehr fort gewollt hatte, und dem Herzog zu den vertraulichsten Mitteilungen. Merck hatte eben seinen Dank in einem Briefe ausgesprochen, der leider zeigte, daß der alte, sonst so gefaßte Freund noch ganz mutlos war. „Es geht mir mit dem Herzog wie mit Gott", hatte er geschrieben; „ich kann

nicht mit ihm reden, so gern ich wollte, mich ihm zu nähern. Es fehlt mir an Köhlerglauben, und was gäbe ich jetzo drum, wenn ich beten könnte!“ Über den Gang der Politik war Karl August äußerst verstimmt, aber er durfte sich dem Dienste nicht in einem Augenblick entziehen, in welchem bald ein thätiges Eingreifen Preußens gefordert werden konnte. Seine neuesten Liebesgedichte vertraute Goethe dem Herzog. Das Geheimnis seiner Liebe drückte ihn; um von seinem gepreßten Zustande die Aufmerksamkeit abzulenken, nahm er an dem Pickenick der adligen Gesellschaft lebhaften Anteil. Herders Gattin vernahm, daß er dort mit keiner gescheidten Frau gesprochen, den Fräulein nach der Reihe die Hand geküßt und viel getanzt habe. Da meinte sie denn, das Gelecke an den jungen Mädchen gebe dem Herzog nicht die besten Eindrücke; sehr gut wäre es, wenn Goethe, wie er zu wollen scheine, nach Weihnachten wieder nach Italien gehe. Die Weimarischen Damen, die Herzogin ausgenommen, waren bitter gegen ihn verstimmt. Es trieb ihn nach Jena, wo er Loders Vorlesungen über Muskellehre hören, den anatomischen Übungen beiwohnen, mit den persönlichen Wünschen der Professoren sich bekannt machen und auf die geselligen Verhältnisse wirken wollte. Auch das Bergwerk machte ihm damals Not; denn in diese Zeit gehören die Zeilen an Voigt, worin er darauf dringt, daß dessen Bruder, der Bergsekretär, daselbst bleibe. „Ich sehe die Möglichkeit nicht“, schrieb er, „wie bei dem gegenwärtigen Stande des Personals, bei bevorstehender rauherer Witterung &c. eine so komplizierte Operation wie die Gewältigung des Wassers immer mehr zu werden scheint, ausgeführt werden könne, ohne eine Aufsicht, wie sie Ihr Bruder zu führen im Stande ist. Denken Sie doch darüber und sagen mir Ihre Meinung. Wenigstens a dato noch vierzehn Tage müßte er bleiben, daß die Sache besser in Gang und Schwung käme, der Steiger völlig eingerichtet wäre &c. Alsdann gingen wir vielleicht hinauf und holten ihn ab. Die ganze Angelegenheit ist zu kitzlich und ernsthaft. Auf dem bisherigen Wege kommen wir nicht zum Ziel.“

Am Nachmittag des 9. November ging er wirklich mit Fritz von Stein nach Jena; zwei Tage später folgte ihm der Erbprinz mit Ridel und August Herder. Am 12. kam auch der Herzog, der auf dem Pickenick war, wo Goethe viel tanzte, und am nächsten Morgen von da zur Jagd nach Apolda fuhr. Die Jagd zog Goethe nicht an. Am 16. schreibt er dem Herzog: „Ich bin fleißig in Anatomicis und fleißig, einige andere gute Lehren [des Herzogs] zu befolgen; auch habe ich Ihre Aufträge nicht versäumt. Schon habe ich ein Blatt frommer öffentlicher und Privatwünsche. Ich halte mich besonders an Griesbachs [deren großen Garten auch der Erbprinz besucht hatte], welche sehr wackere, verständige Leute sind. Im Konzert, Klub [der Professoren

und Studenten] und überall suche ich jeden zu sprechen und ihm Zutrauen einzuflößen. Die Gräfin Pachta aus Prag ist angekommen. Ich habe sie im Konzert [am 15.] gesehen und will sie morgen besuchen. Es ist eine Frau in mittlern Jahren, die wohl aussieht. Die wiederholte Hierherkunft des Prinzen giebt den Einwohnern die Hoffnung, daß er dereinst einige Zeit hier zubringen könnte. Dieser Gedanke verbreitet eine besondere Heiterkeit; man vergleicht sich auch von dieser Seite mit Göttingen, welches den englischen Prinzen besitzt. Ich nähre diese Hoffnung auf eine bescheidene Weise; sie wirkt gewiß Gutes. Leben Sie recht wohl und genießen die Tage. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin." Bei legte er das Erotikon auf die Sorgen der Liebe, die alle andern vertreiben sollen. In einer Nachschrift gedenkt er zunächst der Absicht des Herzogs, den Architekten Bent (Christof Gottlob Benth, wie er sich bis 1802 schrieb) heranzuziehen, doch müsse er ihn ausreichend und ehrenvoll stellen, da er sich auf einen guten Punkt gebracht habe und ein ehrliebender Mensch sei. Dieser wird in dem Staatshandbuch erst 1791 als Fähndrich, 1793 als Lieutenant angeführt. Zuletzt giebt Goethe einen launigen Bericht über seinen und Knebels Besuch beim Vizekanzler von Ziegesar im nahen Drackendorf, der mit den Worten schließt: „Mutter, Töchter und Söhne werden uns beide Hagestolzen ehstens besuchen, und wir werden bei Gelegenheit des Naturalienkabinetts uns zu empfehlen trachten. Leben Sie wohl. Ich schäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt." Dazu hatte die Mahnung des Herzogs das Ihrige beigetragen. Bei dem schon am 17. in Jena erfolgenden Gegenbesuch ging es sehr heiter her. Als er am nächsten Tage Fritz Stein seine Rückkehr auf den 21. anzeigte, wo er auf dem Pickenick nicht fehlen werde, schrieb er: „Es geht mir recht wohl, und ich bin sehr fleißig. Von der Muskellehre habe ich lange nicht, was ich wünschte, auffassen können; man schießt eine solche Wissenschaft nicht im Fluge. Indessen ist sie doch einmal in der Ordnung durchgehört, und der Himmel wird weiter helfen." Auch meldet er von seiner Beschäftigung mit der Münzwissenschaft. Daß er sich mit Zeichnen beschäftigt hatte, zeigte das beigelegte Bild einer Schönen. Am 21. brachte er Knebel mit, der sich eine Wohnung in Weimar gemietet hatte und einige Zeit bleiben wollte, obgleich er sich durch den Herzog gedrückt fühlte, so daß Goethe seine wunderlichen Launen beruhigen mußte. Fürchterlich brauste er auf, als er erfuhr, daß die junge Cäcilie von Ziegesar mit dem abgelebten Kammerherrn von Werther, dem seine Frau entlaufen war, sich verlobt hatte. Herders Gattin fand Goethe sehr heiter. Dieser wußte nichts von dem Gerüchte, 20000 Preußen würden nach Polen marschieren, wobei man denn gleich dachte, der Herzog werde nach Berlin gehen.

Von Goethe glaubte man jetzt, er werde in Weimar bleiben, aber nur die Bergkommission aus Liebhaberei beibehalten. Freilich nahm er an den Sitzungen der Kammer nicht teil, schon weil ihm der Platz auf dem fürstlichen Stuhl als ein ihn über den Präsidenten erhebendes Vorrecht unpassend schien, und auch im Conseil erschien er nicht, aber er besprach zuweilen einzelne Angelegenheiten mit dem Präsidenten der Kammer und den Ministern, und dem Herzog stand er als dessen wirklicher geheimer Rat zur Seite. Damals kam auch die von Voigt geplante Berufung Schillers nach Jena zur Sprache. Goethe beauftragte Voigt, bei diesem anzufragen, ob er eine außerordentliche Professur ohne Gehalt annehmen würde. Auch geschah es wohl um diese Zeit, daß der Herzog bei dem Bildhauer Trippel als Gegenstück der von diesem gearbeiteten Marmorbüste Goethes die von Herder bestellte. Herder gedenkt dieses Auftrags am 20. Dezember. Diesen freute es nur des Künstlers wegen, die Sache war ihm später sogar zuwider, da sein kahler Kopf ein schlechtes Gegenstück zum Apollokopf des in allem Äußern vor ihm bevorzugten Goethe sei. Den 30. begleitete Goethe den Herzog an den Gothaischen Hof, wo er reiche Nahrung für seine Kunststudien fand. Voigt berichtete ihm dorthin, Schiller habe sich bereit erklärt, und er bat, die Sache bei Karl August, dem Herzog von Gotha, als Teilhaber an der Universität Jena, und dem Minister von Frankenberg zur Sprache zu bringen. Diese gingen gern darauf ein.

Als er am 4. Dezember mit dem Herzog zurückkehrte, fand er dort den von ihm begeisterten Römischen Freund Moritz, der für seine Wiederanstellung in Berlin auf des Herzogs Empfehlung hoffte. Goethe hatte diesem längst mit warmem Anteil von ihm gesprochen. Voll herzlicher Freude nahm er ihn auf; Moritz mußte bei ihm wohnen und er wollte von einer raschen Abreise nichts wissen. Brachte ja der treuherzige Freund die reichsten Erinnerungen an das schmerzlich vermißte Römische Leben mit, und dessen schwungvolles Gefühl für seine hohe dichterische Begabung förderte mächtig seinen „Tasso“. Goethe legte ihm auch wohl die Druckbogen der ersten Sammlung seiner lyrischen Gedichte und die Abschrift der zweiten vor, die um diese Zeit zum Drucke abgesandt wurde. Er führte ihn beim Herzog ein, der ihn oft abends mit Goethe bei sich sah, seit dem 26. auch mittags. Moritz war bald der Prophet aller Damen, selbst der gegen Goethe erbitterten Frau von Stein.

Gleich nach der Rückkehr wurde der Herzog ärgerlich, daß das Oberkonsistorium eine von ihm befohlene Dispensation nicht ausgeführt hatte, aber Fritsch wußte ihn zu überzeugen, daß das von ihm als eigenwillig widerwärtige Oberkonsistorium diesmal in seinem Rechte gewesen. Am 9. schrieb Goethe auf des Herzogs Wunsch das Promemoria an das Conseil, das

Schiller zu einer außerordentlichen Professur in Jena empfahl, und schon am 11. erließ dieses den Antrag auf Bestätigung des Rufes an die bei der Universität beteiligten Höfe. Denselben Tag war Karl August mit Wieland abends bei Goethe, der den Abend vorher mit Moritz und Knebel beim Herzog gewesen war. Am 13. begab sich der Herzog auf eine Woche nach Aschersleben. Goethe kam an demselben Abend zu Herders Gattin. Er erzählte dieser, der Herzog habe ihn nach Herders Mißverhältnis zu Dalberg gefragt, auch erklärt, wenn Herder etwas brauche, wolle er es ihm geben, er aber habe erwidert: „Für diesmal muß Dalberg zahlen, und es ist hierüber alles in Richtigkeit; wenn Sie aber zu einer andern Zeit etwas für ihn thun wollen, so thun Sie's.“ Er konnte nicht ahnen, Herder sei so arg gegen ihn verstimmt, daß er diese wohlberechnete und von seiner Frau als gut und verständig erkannte Antwort äußerst albern und abgeschmackt finden würde, weil man der größte Narr sei, wenn man so einen Augenblick beim Herzog vorübergehen lasse. Eben daß es ihm in Italien so schlecht ergangen, hatte Herders Ansicht der Dinge arg getrübt und seinen Stolz geweckt, der jedes noch so gute Wort der Belehrung für eine Beleidigung hielt. Aber gegen Goethe zeigt sich noch sein Brief vom 3. Dezember sehr dankbar und herzlich. Am folgenden Tage machte endlich Schiller seinen lang verschobenen Besuch bei Goethe; dieser redete ihm freundlich zu und versprach ihm selbst und der Universität von seiner Anstellung großen Vorteil. Den 15. schickte er ihm das Schreiben der Regierung, das ihn anwies, sich zur Übersiedlung nach Jena zu Ostern bereit zu halten, da zu seiner Anstellung nur noch die nicht zu bezweifelnde Genehmigung der übrigen Höfe fehle. Frau von Stein und Frau von Kalb, Schillers Freundinnen, speisten am 16. mit Moritz und Knebel mittags bei Goethe. Am 19. kehrte der Herzog von Aschersleben zurück. Bei ihm waren am Abend des 20. Goethe mit Moritz und Knebel bis Mitternacht. Den 21. empfing Karl August durch den Kavalier Andreani Briefe von seiner Mutter und Herder. Den 22. war Goethe mittags und abends mit Andreani bei Hofe, das erstemal nebst Wieland, das anderemal nebst Knebel. Am 24. antwortete der Herzog dem Römischen Freunde. Nachdem er des harten Winters gedacht, äußerte er: „Von allen Teilen des menschlichen Körpers, welche zur Bildung eines Kunststücks anwendbar sind, hat uns in unserm kunstlosen Lande das Schicksal bloß die Zunge gelöst; denn die Produktionen der Hände und Finger fallen täglich ärmlicher aus. Das Organ der Sprache ist auch das einzige, durch welches wir uns Trost mitteilen und welches unsere Existenz von der der Bäume und Pflanzen unterscheidet, die duldend ihre Keime in die Schale und Rinde verschließen. Ein Gast, den wir seit einiger Zeit hier besitzen, der Professor

Moritz, trägt das Seinige bei; sein scharfes Spähen und die seltsame und eigene Art, seine Entdeckungen einzuwickeln, um sie wieder zu zerlegen, erweckt neue Gedanken und giebt Belustigung. Knebel hat das Glück, das Ungemach der Jahreszeit über den Zorn zu vergessen, welchen bei ihm die Heirat des Kammerherrn von Werther mit der mittelsten Fräulein von Ziegesar erweckt. Goethe lebt von den Renten seines großen Kapitals, welches so sicher zu stehen scheint, daß keine äußern Zufälle oder Mängel ihm Furcht für Schwächung desselben einflößen können. Meine Frau ist in ihrem Zustande [sie war wieder guter Hoffnung] wohler und vergnügter, als ich sie je in einer solchen Lage kannte; die Kinder wachsen einfach und ohne Übel heran. Die Ihrigen spielen treulich mit meinem Sohne die Existenz hinweg." Auch geht er auf Herders Äußerung ein, daß es äußerst schwer, ja oft unmöglich sei, den wunderbaren Eindruck der Antiken in Worten wiederzugeben. Natürlich müßten die römisch-christlichen Gebräuche einem an Wahrheit gewöhnten und gereiften Manne ekelhaft und ärgerlich werden. Er unterläßt nicht ihm mitzuteilen, wie rührend bei verschiedenen Gelegenheiten die Liebe und das Vertrauen von Herders Untergebenen sich öffentlich zeige und ausdrücke. In Bezug auf die freilich kraus genug aussehende politische Lage bemerkt er, diejenigen, die den innern Zusammenhang genauer kennten, hofften, daß es keinen alles unterbrechenden Krieg gäbe. So entfernt war er vom Verlangen nach kriegerischem Ruhme. Auf Frieden hoffte er so sehr, daß jetzt der Wiederaufbau des Schlosses fest beschlossen, ja schon Holz dazu beschafft wurde und man um einen tüchtigen Baumeister sich bemühte. Moritz trat nun dem Herzog näher; am 26. war er mittags mit Goethe an der Hoftafel. Den folgenden Tag wandte Goethe sich wieder an den Römischen Freund, mit dem er während der jetzt glücklich überstandenen leidigen Lage herzlich gelitten habe. In physiognomischen Entdeckungen über die Bildung idealer Charaktere habe er großes Glück gehabt. „Tasso" sei noch immer nicht fertig, so daß er davon gar nicht mehr reden dürfe, dagegen der Druck seiner lyrischen Gedichte bald vollendet. Moritz thue ihnen allen, besonders den Damen, sehr wohl, denen er allerlei Lichter aufstecke; er sei ein grundguter Mensch, dem auch sein Aufenthalt in Weimar sehr nutzen werde. Er hatte bereits damals Frau von Stein seine Abhandlung „über bildende Nachahmung des Schönen" mitgeteilt, die bald zu lebhaften Verhandlungen führte. Der Herzog ließ sich von Moritz Unterricht im Englischen geben, womit es ungemein schnell ging. Noch vor dem Schlusse des Jahres hatte Goethe Bertuch und Kraus seine Beschreibung des Römischen Karnevals versprochen, deren Ankündigung diese schon am Januar erließen; Goethe war als Verfasser nicht mit Namen genannt, aber deutlich genug bezeichnet.

Mit dem Anfang des neuen Jahres wandte sich Goethe wieder eifrig dem „Tasso“ zu. Am 5. Januar bat sich die Herzogin eine Theegesellschaft bei Frau von Stein aus, an welcher außer ihrem Hofstaate der Herzog, die Frauen von Schardt und von Kalb und Herders Gattin teilnehmen sollten. Auch Moritz und Goethe kamen; letzterer schied frühe, um an „Tasso“ zu schreiben, den er noch während des Aufenthaltes seines Römischen Freundes zu vollenden gedachte. Karl August veranlaßte Moritz seine Lebensgeschichte von dem Augenblicke an, wo sein „Anton Reiser“ schließt, zu erzählen. Goethe gab bald darauf wieder einiges für den „Merkur“ aus seinen Reisebriefen, erlaubte sich aber auch den Scherz, als Einleitung zu naturwissenschaftlichen Betrachtungen, eine Antwort auf einen Brief des nicht genannten Knebel einzuschieben, worin er dessen Ansicht über die Krystallisation des Eises an den Fensterscheiben zurückwies. Am 13. war Moritz wieder mit Goethe und Knebel bis Mitternacht beim Herzog. Den 14. wurde die Hochzeit der jungen reizenden Ziegesar mit dem alten Kammerherrn glänzend gefeiert. Goethe legte jetzt den „Tasso“ bei Seite, um seine Beschreibung des Römischen Karnevals auszuarbeiten. Damals erhielt er einen guten Brief Herders vom 27. Dezember, der freilich nicht verhehlen konnte, daß auf ihn Italien einen ganz andern Eindruck gemacht habe. Die Kälte drückte ihn und einige Zeit auch die Ungewandtheit in der fremden Sprache. Nie habe er von der Kunst kühler gedacht. In Rom sei er ein echter Deutscher geworden und wenn er könnte, würde er eine neue Irruption germanischer Völker nach Italien, besonders nach Rom, machen. „Mit dir wars in allem anders, weil du ein artifex bist, und mich freuets, daß du deinem Beruf treu bleibst und dort dein Werk fortsetzest. Wenn ich aus Italien komme, will ich mir von dir erzählen lassen, was du gesehen hast und ich hätte sehend sehen sollen, und meinen Mund dazu nicht aufthun. Dann wollen wir dich in den Wagen setzen und wieder nach Rom senden. Ich fürchte, ich fürchte, du taugst nicht mehr für Deutschland.“ Das war denn freilich nicht ermunternd. In demselben Briefe äußerte er den Gedanken, der Herzog solle seiner Mutter nach ihrer Rückkehr „eine Art Intendanz über Musik und Theater“ geben. Am 26. sandte Goethe den eben im „Merkur“ abgedruckten Brief an Knebel, der darüber ganz außer sich geriet. Als sich beide mittags bei dem Festessen trafen, welches Frau von Stein der Ziegesarschen Familie gab, erklärte Knebel leidenschaftlich, er werde auf den Brief im „Merkur“ selbst antworten. Den 27. speiste Moritz an der Hoftafel mit dem Herzog, der Herzogin, Goethe und Knebel. Weder der Versuch von Moritz, noch ein freundlicher Brief Goethes vom 28. konnte Knebel versöhnen; er wies den Brief grob zurück. Hierdurch fühlte sich denn Goethe beleidigt, so daß er Knebels für

den „Merkur“ bestimmte Antwort, vorher zu lesen ablehnte, doch vermittelte Moritz kurz darauf die Aussöhnung. Auch Knebel war demselben sehr gewogen, ja er glaubte sogar, dieser habe mildernd auf den Herzog gewirkt, da er zuletzt immer mehrere Stunden bei ihm zugebracht hatte. „Gott gebe, daß es Bestand habe!“ flehte Herders Gattin, die stets des Herzogs Kriegslust und dessen Leidenschaft für die Gores fürchtete; von letztern hatte sie selbst vernommen, daß sie im Sommer Weimar wieder besuchen wollten. Am 29. befand sich Moritz in derselben Gesellschaft wie vor zwei Tagen bei der Hoftafel. Eine Festvorstellung zum Geburtstage der ihrer Niederkunft entgegensehenden Herzogin unterblieb, doch wurde am Vorabend das der Herzogin seit ihrer ersten Vorstellung so liebe kleine Goethesche Schauspiel „Die Geschwister“ gegeben; auf den Geburtstag selbst fiel die Redoute. An der Festtafel fehlte Moritz, aber am Mittag des 31. speiste er mit Goethe allein bei dem herzoglichen Paare. Karl August war ihm herzlich geneigt und entschlossen, allen seinen Einfluß zu verwenden, daß der vor mehr als zwei Jahren von Berlin nach Italien durchgebrannte Professor wieder angestellt werde.

Am Morgen des 1. Februar reiste der Herzog mit Moritz ab. Ihm galt es damals auf die bevorstehende wichtige politische Entscheidung zu wirken, wobei seine Verbindung mit Görtz und der Wert, den der König auf ihn legte, ihn unterstützten. Die Verhältnisse hatten sich so unerwartet zu Preußens Gunsten gestaltet, daß ihm die Schiedsrichterrolle in Europa zugefallen schien, was man in einer für seine Macht günstigen Weise benutzen wollte. Auch während der jetzigen auf kurze Zeit bestimmten Abwesenheit war Goethe der eigentliche Vertreter und Vermittler des Herzogs, wobei ihm die Gunst der Herzogin sehr zu statten kam. War er während der letzten Zeit vielfach in Anspruch genommen worden, so erfreute er sich jetzt behaglicher Ruhe und seiner ihn beglückenden Christiane. Gleich am 2. schrieb er an Jacobi: „Beinah zwei Monate habe ich meinen auswärtigen Freunden geschwiegen; desto mehr bin ich innerlich beschäftigt gewesen. Prof. Moritz war auf seiner Rückreise von Rom bei mir. Ich wünschte dir ihn zur Stärkung in allem Guten auf einen Monat an die Seite. Ich kann den Vorteil nicht aussprechen, den mir seine Gegenwart gebracht hat .... Ich habe diese Zeit hier nichts zu Stande gebracht als eine Beschreibung des Römischen Karnevals. Bertuch und Kraus wollen es auf Ostern mit illuminierten Kupfern herausgeben .... Es wird, hoff' ich, niemand gereuen einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun. Empfiehl es deinen Freunden. Ich habe bei der Entreprise keinen Vorteil, ich wünschte aber, daß ihn die Unternehmer hätten, weil ich ihnen Mut zu einem wichtigern und kostbarern Werke [über Italien?] machen möchte.“ Am 4. aß Herders Gattin mit der Naturdichterin Bohl

und Knebel bei Frau von Stein zu Mittag; nach der Tafel kamen auch Goethe und Wieland, die bei der Herzogin gespeist hatten. Damals war vom Somnambulismus der Frau von Ziegesar die Rede, an den ihr Gatte, Graf Marschall u. a. nach so manchen anderweitigen Erfahrungen glaubten. „Wir bedauern alle", schreibt Herders Gattin, „daß der Herzog nicht hier ist; der würde die Mondsüchtige kurieren, sie möchte wollen oder nicht, und dem Spektakel ein Ende machen." Lavater hatte die deutschen Fürsten aufgefordert Versuche mit dem Magnetismus anstellen zu lassen, was dem Herzog lustig vorkam. Weiter teilt Frau Herder ihrem Gatten mit: „Das Neueste ist, daß das Schloß nicht für die Kollegia, sondern für den Herzog und die Herzogin gebaut wird. Der Anfang wird da gemacht, wo die Kirche ist [die Kirchwände und das Gruftgewölbe waren noch erhalten], und diese wird dann bei Gelegenheit mit gebaut und in drei Jahren fertig sein. Vielleicht wird dieser Bau den Herzog hier beschäftigen und halten, das Gute ungerechnet, das für die Handwerker und Armen daraus entspringt. Hingegen wird die feinere Region [Bildung und Unterricht] darunter leiden, wie Knebel meint, und ich glaube nicht, daß er unrecht hat." Den 5. einigte Goethe sich mit Knebel über die Schönheit in der Natur und der Kunst; auch wird damals der Brief für den „Merkur" beschlossen oder vorgelegt worden sein, den Goethe zur Erwiderung des von Knebel als Beleidigung empfundenen schrieb. Den 9. beruhigte er Frau Herder über seinen in die Gedichte aufgenommenen „Pater Brey", dessen persönliche Deutung er zurückwies. Damals muß der Herzog Goethe sein längeres Ausbleiben gemeldet haben. Die undatierte Nachschrift eines bisher fehlenden Briefes von ihm beginnt: „Wenn Sie denken, daß Ihre längere Abwesenheit einiger Entschuldigung bedürfe, so muß ich Ihnen zur Stärkung des Glaubens sagen, daß ich unter gleichen Umständen auch den einmal gefaßten Posten nicht verlassen würde. Für Sie ist es von der größten Bedeutung, im gegenwärtigen Moment von allem unterrichtet zu werden, wo nicht gar kräftig mitzuwirken. Jetzt wird das Eisen geschmiedet, und wenn es keinen Krieg giebt, so wird eine neue Gestalt von Europa in kurzer Zeit auf eine Weile sich konsolidieren." Der Schluß gedenkt zuerst eines beiliegenden Aufsatzes über einen Gegenstand, auf den sich schon ein Promemoria des Regierungsrates Hetzer und eine Berechnung des Herzogs bezog. Es scheint sich um den Ankauf von großen Ländereien von Seiten der Kammer gehandelt zu haben. Endlich ist von einer Deduktion die Rede, welche Voigt mit großer Freude machen werde. Zu der Herzogin und Herders Gattin stand Goethe im besten Verhältnisse; er las ihnen den Anfang seines „Tasso". Am 19. wandte er sich wieder an den Herzog. „Wir hören [die Herzogin hatte es ihm gesagt], das Karneval sei zu Ihren Ehren ver-

längert worden", schreibt er; „ich wünsche, daß es auch zu Ihrer Freude möge geschehen sein." Von sich berichtet er, daß er fleißig sei, aber ohne viel zu Stande zu bringen; „Tasso" wachse, wie ein Orangenbaum, sehr langsam, wobei er den Wunsch nicht unterdrücken kann, er möge nur wohlschmeckende Früchte tragen. Dann kommt er auf Geschäftssachen, worüber er mit dem Kammerpäsidenten („Schmidt, der mir gleich ist", nach Klopstocks „Wingolf") im Theater ein langes Gespräch gehabt. Zunächst ist davon die Rede, daß man dem Seiler Wächter neben der Witwe Buchholz die Erlaubnis, Schläuche zu machen, geben wolle. Die Gründe, weshalb sie beide dies nicht billigen können, führt er an, und er bittet den Herzog, mit der Bemerkung, Major Germar solle gegen die Witwe aufgebracht sein, die Sache nochmals zu überlegen; er selbst wisse nicht was man für die Teilung des Gewerbes anführe. Sodann wünscht er für seinen Seidel die Stelle des ausscheidenden Rentamtmanns Wirsing. „Man traut ihm die Fähigkeit zu; für seine Redlichkeit bin ich Bürge. Die Kammer scheint wohl für ihn gesinnt, und ich glaube ihn besonders vor seinen Kompetenten empfehlen zu dürfen. Ich bin überzeugt, das außer den gewöhnlichen Dienstverrichtungen er der erste sein wird, der den magischen Schleier, welcher die Rentamtsgeschäfte noch immer zudeckt, gerne und freiwillig wegzieht. Er kennt das Hokuspokus recht gut, wodurch man Kammer und Fürsten in ewigen Zweifeln und Dunkelheit zu halten weiß, und selbst einiger Verlust an eigenen Einkünften wird ihn nicht abhalten, manches zu entdecken, das auf die allgemeine Ordnung und Klarheit von nicht geringem Einfluß sein wird." Auch befürwortet er die Bitte des Prof. Schütz in Jena, ihm die erledigten 200 Thaler als Zulage zu gewähren. Vom Baumeister Arens in Hamburg, dem er wegen des Schloßbaues geschrieben, habe er noch keine Antwort, nach der er sehr verlange. Vom Kammerpräsidenten sei er freundlich eingeladen, nach Kräften an diesem so wichtigen Werke teilzunehmen. „Das Beste, was man für die Sache thun kann", bemerkt er, „ist für die Menschen zu sorgen, die das, was geschehen soll, kurz angeben und genau ausführen. Wir verstehens ja alle nicht, und höchstens können wir wählen. Alles gehe nach Wunsch, und da sie bauen wollen, werden Sie uns ja auch den lieben Frieden erhalten helfen." Er habe es Ridel merken lassen, daß der Herzog ihm geneigt sei, weil ein munterer Mensch wenigstens thue, was er könne, wenn ohnedies ein Trieb in ihm liege. Auch diesmal hoffe er bei der Rückkunft des Herzogs treffende Personenschilderungen zu vernehmen. Schließlich bittet er, dieser möge ihn auch den Schönheiten empfehlen und seiner zur guten Stunde gedenken. Karl August hatte auch die Gores getroffen. Die Wahl von Moritz zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste und seine Anstellung an

derselben als Professor hatte Karl August durch den Minister Heinitz erwirkt; er selbst war als Ehrenmitglied in einer außerordentlichen Sitzung der Akademie, Goethe, Wieland und Kraus ebenfalls zu Ehrenmitgliedern ernannt worden. Das Versehen, daß man Herders nicht gedacht hatte, machte man im nächsten Monate gut. Der Herzog war eben in Mirabeaus L'histoire secrète de la cour de Berlin gar übel weggekommen. Dieser mit einem geheimen Auftrage in der letzten Zeit Friedrichs des Großen nach Berlin gesandte, aber bald als gefährlicher Spion ausgewiesene talentvolle Pamphletist hatte auch den Herzog kennen gelernt, aber ihn so wenig durchschaut, oder er hielt es seinem Zwecke gemäß, daß er ihn und den Fürsten von Dessau als starke Gegensätze zum Herzoge von Braunschweig darstellte. Den Fürsten bezeichnete er als den schwächsten aller Menschen; der militärische Eifer des von Ehrsucht hingerissenen Herzogs beruhe wohl gar auf einer Finanzspekulation, wodurch er seinen betrübten Verhältnissen aufhelfen wolle. Als Goethe der Frau von Stein das von ihr verlangte Buch nicht sofort verschaffen konnte, meinte er, sie verliere nichts, wenn sie es nicht lese.

Nach der am Fastnachtsdienstag, dem 22. erfolgten Rückkunft des Herzogs stand Goethe wieder mit ihm in vertraulicher Verbindung; schon am 23., und dann noch zweimal im Monate, war er mittags mit ihm im engsten Kreise zusammen. Für Goethe waren diese Tage sehr unruhig bewegt, da Frau von Stein seine geheime Verbindung mit Christiane Vulpius erfuhr, die ihr Zorn ihr als eine ganz gemeine Dirne vorstellte. Die Damen, denen sie ihr Geheimnis mitteilte, waren über eine solche Untreue ganz entrüstet, nur die Herzogin sah die Sache vom natürlichen Standpunkt an. Der Herzog, dem Goethes Schmachten nie gefallen hatte, freute sich, daß es endlich zum Bruche gekommen; denn er wußte, daß Goethe das Verhältnis zu Christianen als ein dauerndes betrachtete, während die Damen und Frau von Stein darin nur eine augenblickliche Verirrung sehen wollten. Goethe teilte dem Herzog auch die ersten Liebesgedichte in Distichen mit, zu welchen ihn der Genuß seines Glückes, spätestens im letzten Drittel des Monats, begeisterte, und diese frisch sprudelnden Erotica hatten sich des freudigsten Beifalls seines Fürsten zu erfreuen. Am 2. März berichtete Goethe an Herder, der seine Verwendung für den Maler Tischbein bei dem Herzog von Gotha in Anspruch genommen hatte. Leider hatte ein Brief des Gothaischen Geschäftsführers Reiffenstein, den Tischbein gegen sich aufgebracht hatte, alles über den Haufen geworfen, was er für ihn versucht; um den üblen Eindruck desselben auszulöschen, hätte er sich stärker für Tischbein verwenden müssen, als er könne, da er sehe, daß es diesem mit der Gothaischen Pension und der Rückkehr nach Deutschland nicht ernst sei: „Wenn es unser Herzog wäre, dem sagte

ich gerade, wie die Sache steht, und der wäre großmütig genug, das so gehen zu lassen. Der Herzog von Gotha aber will für sein Geld was haben, und was man ihm zusagt, soll man halten." Von sich selbst bemerkt er nur, er lasse sich das Beste von Natur und Kunst vortrefflich schmecken, und habe seine ganze Einrichtung ad intus gemacht; sein „Tasso" nähere sich der Verklärung [die am Schlusse eintritt, wo die Not ihn zur Fassung treibt]; seine Frau und Knebel hätten den ihnen vorgelesenen Anfang [die drei ersten Szenen] am meisten genossen und durchgefühlt. Während Goethe so gegen Herder herzlich offen war (nur sein Liebesglück durfte er ihm nicht verraten), fühlte dieser sich gegen den alten Freund auf das bitterste verstimmt, verkannte die früher tief empfundene Reinheit seiner Seele und sein einsichtiges Wirken für ihn, obgleich er selbst sich einbildete, er grolle diesem nicht, ehre ihn noch immer, da er klar sehe, daß er nicht anders sein könne. Und doch hielt er ihn für einen nur in seinen Dichtungen lebenden, herzlosen, eigenliebigen Menschen, der sich für das einzige rückstrahlende All im All der Natur halte, seine Freunde nur für das Papier ansehe, auf das er schreibe. Und zu dieser griesgrämigen Ansicht verleitete er auch seine Frau.

Gleich darauf gerieten Herder und dessen Gattin in große Unruhe, als Heyne ihnen die Absicht meldete, sie nach Göttingen zu ziehen. Karoline Herder empfing den Brief schon am 6., teilte aber den Freunden nichts davon mit, wogegen Goethe ihr eine Woche später seine Absicht nicht verhehlte, im September zur Herzogin-Mutter zu gehen, und erst im folgenden Sommer mit ihr zurückzukehren, ein Plan, worüber er sich mit dem Herzog verständigt haben wird. Jetzt endlich entschied Karl August über die Besetzung der seit 1784 erledigten Kanzlerstelle bei der Regierung. Geheimerat Hetzer, der sie längere Zeit versehen hatte, aber von Fritsch für ungeschickt dazu gehalten wurde, kam als Präsident des Oberkonsistoriums nach Eisenach; die Stelle wurde mit Gehaltszulage dem geheimen Regierungsrat Koppenfels erteilt, der sich des Vertrauens des Herzogs erfreute, Voigt zum Geheimenrat, die übrigen Regierungsräte zu Hofräten ernannt, andere Beamten mit Gehaltserhöhung bedacht. Herder war verstimmt, daß der Herzog ihn nicht berücksichtigt habe, obgleich der Abgang des abgelebten Oberkonsistorialpräsidenten von Lyncker in naher Aussicht stand und er selbst noch vor kurzem eine bedeutende Gehaltszulage erhalten hatte. Auch dieses Übersehen, wie so manches andere, schien ihm bei seiner äußersten Verstimmung gegen Weimar ein Wink der Vorsehung, daß er nicht mehr dahin gehöre. Die Güte der Herzogin sei unkräftig; der Herzog, obgleich gut und brav, könne und möge nichts für ihn thun, und er selbst sei überhaupt des Zusammenhanges mit Fürsten und Fürstinnen müde geworden, die immer unverständige Kinder blieben; Goethe

könne für sie wenig mehr sein, ja im öffentlichen Bezuge sei er es nie gewesen. Alle herzliche Liebe, welche dieser ihm bewiesen hatte, war wie verflogen, das heilige Gelöbnis, ihn nie mehr zu verkennen, wiederum vergessen.

Goethe hatte den Herzog bestimmt, dem Zeichner und Kupferstecher Lips, den er in Rom kennen gelernt hatte, jährlich 150 Thaler zu geben, wenn er nach Weimar ziehe, um den Schülern der Zeichenschule Unterricht im Kupferstechen zu geben. Er theilte dies Lips am 23. mit, indem er zugleich die sonstigen Vorteile, die ihm Weimar biete, hervorhob. So suchte er auf die billigste Weise der Zeichenschule aufzuhelfen, für deren spätere Leitung er Meyer in Aussicht genommen hatte. Am 25. gab der Herzog der zum Schloßbau verordneten Kommission die Punkte an, über die sie zu verhandeln habe; sie wurden von Goethe niedergeschrieben.

Als Karl August sich am letzten März zu seinem Regimente nach Aschersleben begab, unterließ er nicht, Goethe, der in Weimar den Baumeister Arens erwarten mußte, die Seinigen, besonders die ihre Niederkunft erwartende Herzogin zu empfehlen, die jetzt wieder sehnlichst auf einen starken Prinzen hoffte; der schwache Erbprinz litt eben am Husten. „O was würde die Frau anfangen, wenn das Kind stürbe!“ schrieb Herder. „Doch das hoffe ich nicht, und will es nicht denken. Gebe der Himmel ihr jetzt einen zweiten, gesunden und starken Prinzen!“ Und an demselben Tage wünschte er dieser selbst in einem längern Briefe zu der bevorstehenden Niederkunft das beste, herzlichste Glück; noch ehe er Rom verlasse, werde er auch dem Herzog schreiben. Wohl schon am 1. oder 2. erhielt Karl August zu seiner Freude Mercks Dankbrief vom 28. März. Neun ganze Monate sei er wie begraben gewesen, meldete dieser; erst seit drei Wochen befinde er sich wieder unter den Lebenden und habe seit dieser kurzen Zeit mehr gethan als sonst in einem halben Jahre. Die Wollust, welche dieser Genuß seiner selbst ihm gegeben, sei nicht zu beschreiben. Freilich könne er jetzt alles ersetzen, was er in der größten menschlichen Not ihm so großmütig vorgeschossen, aber wenn er ihm alles auf einmal abfordere, so verliere er den Mut und verzweifle an den Menschen. „Ihnen und dem Erbprinzen [von Darmstadt] haben meine *armen* Kinder die Erhaltung ihres Vaters zu danken, und vielleicht fügt es die Vorsehung, daß mein bisher *träges* und *planloses* Leben in ein besseres übergeht, wenigstens bin ich genug dazu aufgefordert! Sie können nicht glauben, was ich vor ungefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Zirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethes Mutter, der Laroche, ihren Kindern und Goethes alten Freunden vereinigt wiedersah. Dies alles hab' ich nächst Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den schönen Kopf von Goethe,

von Necker geschnitten, in den Händen seiner Mutter sah. Sie erlaubte mir einige schöne Abdrücke davon zu machen. Ich wandte sie sogleich an, durch Hülfe des Bethmannischen Comtoirs sie an Wedgewood zur Verfertigung einer Paste abzuschicken. Und so siegeln wir alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe. Ich arbeite jetzo an der Geschichte des vorigen Jahrs, aber, weil sie so unglaublich ist, mit Urkunden und Zeugnissen belegt. Ich werde sie, sobald sie zu Stande ist, an Goethe abschicken, der sie Ihnen vorlegen soll. Ich habe neuerlich durch gute Kanäle von dem so ausgebreiteten Wirkungskreise Euer Hochfürstlichen Durchlaucht einige nähere Nachricht erhalten. Gott erhalte Sie darin! Es ist mit Ihnen wie mit allen guten Menschen beschaffen: Ihr Schicksal ist immer, unglaubliche Dinge zu thun, weil sichs die andern nicht erklären können, daß man so handeln könne." Schon nach einer Woche, am 6. teilte Goethe dem Herzog die Neuigkeiten von Weimar und seine eigenen Beschäftigungen mit. Launig gedenkt er zuletzt des durch den Abgang des Schnees erfolgten Übertretens des Ilm, das keinen Schaden angerichtet habe. Die kommissarischen Unternehmungen [über den Schloßbau] habe man fortgesetzt. „Es ist sehr angenehm mit diesen drei Männern [Schmidt, Voigt und wohl Wedell] etwas verhandeln; sie sehen auf die Sache, wollen das Rechte, und ich bin überzeugt, daß die Einleitung, die wir dem Geschäfte geben, rein und für die Folge wirksam sein werde." Gegen die von Prof. Hufeland, Bertuch und Bode geplante Gründung einer Freimaurerloge in Jena habe er gewirkt, dem letztern, der fest an dieser Puppe halte, erklärt, weshalb der Herzog eine solche weder genehmigen noch dulden könne. Karl August hatte indessen Bertuch selbst seine Ansicht mitgeteilt, auch den von Goethe trefflich gefundenen Gedanken geäußert, in Jena eine Vorlesung über das Unwesen der geheimen Gesellschaften zu halten. Er selbst hatte es durchgesetzt, daß in der Literaturzeitung eine gegen alle solche Verbindungen gerichtete Mitteilung erfolgte. „Und so ist es gut, daß man öffentlich Feindschaft setze zwischen sich und den Narren und Schelmen. Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publizität." Es ist die vom 9. April datierte, im Blatte vom 18. gedruckte „Bekanntmachung" des Direktoriums der Literaturzeitung gemeint, wodurch alle deutsche Gelehrte oder Männer von Namen gebeten wurden, alle Aufforderungen zur Teilnahme an einer geheimen Gesellschaft, die gegen die allgemein anerkannten Grundsätze des Wohls der menschlichen Gesellschaft und des Reichs der Wissenschaft auf nahe oder ferne Zeit abzwecken, unter der Adresse der Expedition einzuschicken, damit sie dort ohne Nennung des Namens abgedruckt würden, da das Direktorium es als eine „Offizialarbeit" betrachte, „diese neuen Attentate auf gesunde Vernunft, Wissenschaft und Glückseligkeit

der Staaten dem Publikum getreulich anzuzeigen", weil dieses das wirksamste Mittel sei „gegen die unterirdischen Gänge der neuern aktiven und passiven Mysteriensucht". Weiter teilte Goethe dem Herzog mit, daß ein Versuch in der Wachsmalerei Kraus sehr artig gelungen sei; für eine leichte Art habe diese viele Vorzüge, wogegen sie für ausgeführtere Bilder nicht zu empfehlen sein möchte, wie denn ein derartiger Versuch Lips mißlungen. Auch über seine eigene Dichtung berichtet er. „Ihre Frau Gemahlin sagt mir, daß Sie Freude an den [drei] ersten Szenen des ‚Tasso' gehabt [die er dieser gelesen hatte]. Dadurch ist ein Wunsch, den ich bei dieser gefährlichen Unternehmung vorzüglich gehegt, erfüllt, und ich sehe desto mutiger dem Ende entgegen. Ich habe noch drei Szenen [des Schlusses] zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum Besten haben, mich bald anlächeln und sich nahe zeigen, dann wieder spröde thun und sich entfernen . . . . Wenn ich vor den Feiertagen [Ostern fiel den 17.] die letzte Szene des ersten Aktes, wo Antonio zu den vier Personen, die wir nun kennen, hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich; fast zweifle ich dran. Sobald sie geschrieben ist, schicke ich sie." Knebel habe eine Elegie des Properz recht glücklich [in Prosa] übersetzt. „Die Frauen sagen, ich könne sie gemacht haben; da fies aber auf den Charakter und nicht aufs poetische Verdienst nehmen, so ists nicht sehr schmeichelhaft. Auch hat Knebel ein gut Quartier gemietet, an der Ecke des Marktes, wo ehemals die [Witwe] Batsch [damals Frau Ettinger zu Gotha] wohnte. Er ist Ihnen [dem vom Hof bewohnten Fürstenhause] so näher und auf den Sommer fixiert. Ich liege ihm sehr an, daß er zu übersetzen fortfahre, und die Erotica den schönen Herzen nahe lege. Ich leugne nicht, daß ich ihnen im Stillen ergeben bin. Ein paar neue Gedichte sind dieser Tage zu Stande gekommen; sie liegen mit den andern unter [dem Abgusse von] Raphaels Schädel, wohin das Cahier in meinem Schranke durch Zufall kam und nun, um des Ominosen willen, da bleiben soll. Moritzen amüsiert diese Kombination gar sehr. Moritz hat mir geschrieben. Er empfielt sich Ihnen; es geht ihm sehr gut. Die guten Götter erhalten ihm Heinitzen [den Minister] lang! Gelegentlich will ich ihm etwas zur [deutschen] Monatsschrift schicken." Schließlich kann Goethe die Furcht nicht unterdrücken, daß das leidige Übel [die Syphilis] den Herzog nicht verlassen habe. „Ich werde ihm ehstens in Hexametern und Pentametern aufs schmählichste begegnen; das hilft aber nicht zur Kur. Leben Sie wohl und lieben mich." Wirklich widmete Goethe eine unterdrückte, noch handschriftlich erhaltene Elegie jener Krankheit.

Am 9. schrieb der Herzog auch dem armen Merck. Nachdem er seine Freude ausgesprochen, daß sein Schwager, der Erbprinz, sich so würdig gegen ihn benommen und Merck nun die Oberhand über Krankheit und Gefahr

gewonnen zu haben scheine, erwidert er: „Was unser pekuniarisches Verhältnis anbetrifft, so haben Sie die Güte, Ihre Maßregeln deswegen mit Goethe durch Schleiermacher [den Sekretär des Erbprinzen] und durch jeden andern Weg, der Ihnen beliebig sein kann, zu nehmen. Es wird sich sehr leicht ein Ausweg treffen lassen, welcher beiden Teilen annehmlich sein wird. Ich werde gewiß nicht unterlassen, soviel ich kann, Ihnen thätig meine Freundschaft zu bezeigen. Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt führt, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken. Ich erwarte das Original selbst ehestens hier, wo es Zeuge sein soll, daß man eine Menge Menschen unter einen Hut oder vielmehr unter eines Menschen Willen bändigen kann." Doch die Erwartung, Goethe werde bald nach Aschersleben kommen, ging nicht in Erfüllung, da der Herzog am 13. wegen der verfrühten Niederkunft seiner Gattin mit einem Prinzen, der gleich nach der Geburt starb, von Aschersleben nach Weimar gerufen ward. Wie tief erschüttert die Herzogin war, zeigt die Erzählung von Herders Gattin. die am 16. zu ihr gerufen worden war. Auf deren Äußerung, von zwei Gefahren sei ihnen nur die kleinste zugeschickt worden, erwiderte sie: „Nein! es wäre besser, ich wäre im Blutsturz geblieben, damit der Herzog eine andere Frau heiraten könnte." Noch nie hatte Frau Herder sie so weinen gesehen, doch sagte sie, der Herzog habe sich sehr gut gegen sie betragen. Von dem Rufe nach Göttingen hatte Herders Gattin nichts verraten, aber an den Gymnasialdirektor Heinze war von dort aus darüber nach Weimar geschrieben worden. Dem Herzog hatte der Fürst von Dessau von dem Gerüchte gesprochen und dieser Goethe darüber gefragt, der entschieden dafür war, daß man diesen Verlust abzuwenden suche, was Karl August selbst, der neuerdings Herder so nahe getreten war, nicht weniger lebhaft fühlte. Goethe war während der drei Tage der Anwesenheit des Herzogs meist um ihn, mittags regelmäßig an der Tafel mit Knebel oder Wieland. Beim Abschied empfahl der Herzog ihm wieder die Seinigen. Unterdessen war die Anstellung Seidels als Rentamtmann in Weimar erfolgt, wozu Goethe eine Bürgschaft von 1000 Thaler stellte.

Als Goethe nach der Abreise des Herzogs gleich zu Herders Gattin kam, erklärte er den Ruf für einen Glücksfall, möchten sie nun gehn oder bleiben; bei der Entscheidung sollten sie nur ihren äußerlichen Vorteil im Auge haben. Auch in Göttingen werde es an Verdruß und Ärger nicht fehlen. Jetzt erst teilte Frau Herder den Ruf auch der Herzogin mit, welche die Überzeugung aussprach, der Herzog werde alles thun, um ihren Gatten zu behalten. Am 23. kam der Kapellmeister Reichardt, mit dem Herder wegen des Rufes nach Hamburg in briefliche Verbindung getreten war, obgleich er ein Jahr vorher

von ihm als einem Narren gesprochen hatte. Frau Herder behielt ihn zu Tische; Nachmittags ging er zu Goethe, dem er früher angezeigt hatte, er werde die Komposition seiner „Klaudine" mitbringen. Als Goethe dem Herzog dies mitteilte, fügte er hinzu: „Wenn er mich nur das Vergnügen, das ich dabei empfinden kann, nicht allzu teuer bezahlen läßt!" So wenig war er persönlich für den Komponisten eingenommen. Als dieser bei ihm einsprach, konnte er nicht umhin, ihm Wohnung bei sich anzubieten, da Reichardt die Absicht hatte, die einzelnen Akte des Stückes an verschiedenen Nachmittagen in Goethes Haus vor größerer Gesellschaft am Klavier vorzutragen. Die Weimarer Damen, die Goethe dazu einlud, waren gegen Reichardt so erbittert, daß Herders Gattin deshalb lange nichts mehr von Goethe wissen wollte, den sie noch einige Tage vorher für den einzigen reinen, guten Menschen in Weimar erklärt hatte. Freilich hatte sie mittlerweile mit Frau von Stein gesprochen, welche gar bitter um Goethe litt, und so mußte ihr auch jene Einladung als Beweis gelten, daß Goethe es zu toll mache. Den 1. Mai kam Prinz August von Gotha, der Goethe immer willkommen, auch einer von Herders besten Freunden war; den nächsten Tag traf der Herzog ein. Freilich hatte Frau von Stein auf den Wunsch der Herzogin an ihn wegen Herders geschrieben, aber dessen hätte es nicht bedurft. Karl August war entschlossen, diesen nicht gehen zu lassen, was er sofort der Herzogin versprach. Mit Goethe wurden die Vorteile, die er Herder bieten solle, ausgemacht. Am 3. gab Karl August diesem ein Blatt, auf welches er sein Anerbieten geschrieben hatte. „1) Will ich seine Schulden bezahlen: [Goethe hatte ihm gesagt, daß diese 1800 bis 2000 Rthlr. betrügen], und zwar auf eine Art, daß im Publiko nichts davon eklatiere. 2) ihn zum Vizekonsistorialpräsidenten mit der Versicherung ernennen, daß er nach Abgang von Lynckern die wirkliche Präsidentenstelle erhalte. 3) ihm vom Quartal seiner Rückkunft an 500 Rthlr. inklusive der 300, welche er schon jetzt von mir hat, jährlich zulegen. 4) ihm die Versicherung geben, daß ich es bei den Konnutritoren der Akademie Jena durchsetzen wolle, daß ihm das Universitätskanzelariat übertragen würde. 5) Seiner Wittib ein Versicherungsdekret eines Witwengehaltes von 200 Rthlr. geben. 6) will ich für die Kosten des Studiums seiner Kinder und für deren Unterkommen sorgen." Goethe überbrachte das Blatt der Frau Herder, die ihm „auf die derbste Weise" sagte, sie müßten so viel haben, daß ihr Gatte nicht mehr zu schreiben brauchte, worauf er bemerkte, die Zulage könne wohl noch erhöht werden unter dem Namen für die Erziehung der Kinder. Der Herzog trug der Gattin, die er auf dem Spaziergange traf, angelegentlichst auf, Herder zu schreiben, daß er auch ohne den Ruf etwas für ihn gethan haben würde.

Am 4. kehrte Karl August zur Revue zurück. Denselben Nachmittag ward bei Goethe der letzte Akt von „Klaudine“ aufgeführt. Den 5. reiste Reichardt ab. Frau von Stein begab sich nach Ems, nachdem sie Goethe einen vorwurfsvollen Brief hinterlassen hatte, der seine Trennung von Christianen forderte. Goethe kam zu Frau Herder und drang darauf, daß Herder sich nicht entscheide, ehe er nach Weimar zurückgekehrt sei. Am 10. brachte er ihr einen Brief an ihren Gatten, den diese ihm mit den Worten übersandte: „Ich setze nichts dazu; seine Stimme redet von selbst, und du wirst sie gut aufnehmen.“ Eindringlich sprach er Herder zu, der leider jetzt für die Stimme der Freundschaft unempfänglich war. „Entschließ dich zu nichts, bis du wieder da bist“, bat er; „laß uns alles erwägen, und dein und deiner Kinder Heil soll entscheiden .... Dich und deiner Frauen Zustand macht mir recht bange. Wenn ihr euch nicht im Glauben und Zutrauen an einen Freund halten mögt, den ihr lange kennt, so seid ihr in Gefahr, euch auf Zeitlebens zu Grunde zu richten .... Mir ists nicht an Weimar und Göttingen gelegen [eine offenbar übertriebene Äußerung], sondern an dir und den Deinigen .... Ich brauchte noch auf mehr als eine Woche deinen Segen und deine Hülfe [dachte er dabei auch an sein Verhältnis zu Christianen?], die du mir nicht versagen wirst, wenn noch dein Entschluß zum Scheiden von uns neigen sollte.“

An demselben 10. Mai ließ Goethe dem Herzog durch den Präsidenten Schmidt ein Briefchen mit den neuesten Nachrichten zukommen. „Indessen Sie im Staub und Getümmel ihre Stunden zubringen, um sich zu einer brillanten Szene vorzubereiten“, beginnt er, „leben wir ganz still und hängen unsern Gedanken unter blühenden Bäumen und bei dem Gesange der Nachtigallen nach. Wir haben unsern Lohn dahin; möge Ihnen auch der Ihrige werden! Ich habe nichts gethan, dessen ich mich rühmen könnte, manches, dessen ich mich freuen darf, und so gehen die Tage vorbei. Gestern las ich Ihrer Frau Gemahlin den ‚Tasso‘ vor; sie schien zufrieden. Die fehlenden Szenen [die drei letzten] erzählte ich, so gut es möglich war. Wenn ich Arens nicht erwartete, so hätte ich mich von der Welt retiriert, um das Stück fertig zu machen. Ihre Frau Gemahlin schien einen Vorschlag zu billigen, den ich that: ich wollte im Juni mit dem Prinzen und Rideln auf einige Zeit nach Belvedere ziehen. Es ist ein sehnlicher Wunsch des Kindes, dessen Erfüllung ihm wohl thun wird, und ich könnte es eine Zeitlang bequem beobachten, und doch ohne Zerstreuung manche Dinge vollenden. Leider zeigt Herder in seinen Briefen [aus welchen ihm die Gattin bloß berichtet hatte] einen großen Hang nach Göttingen, der die Frau selbst verlegen macht. Ich hatte ihm wieder geschrieben, keinen Entschluß zu fassen, bis er wiederkommt.“ Über

Lips berichtete er, dieser sei nicht abgeneigt zu kommen, doch müßte man ihm wohl das einige hundert Thaler betragende Reisegeld zugestehen. Seine Erwerbung sei wichtiger, als man denken möchte; wie viel an einem solchen Manne hänge, werde sich erst in der Folge zeigen. „Leben Sie recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht an einem Platze, wo sie es am wenigsten vermuten, und bitte schon im voraus um Verzeihung." Es war das Epigramm „Klein ist unter den Fürsten der Deutschen mein Fürst, ich gesteh' es", in welchem es ursprünglich V. 8 hieß: „Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld." Zwei Tage später fällt der schöne Brief, in welchem er dem Herzog dringend Herder ans Herz legt. Daß er bisher lange nicht geschrieben, entschuldigte er mit der schönen Jahreszeit, die ihn frühe ins Thal locke und zu rechtem Müßiggang einlade, besonders da alles um sie ganz still sei, die Empfindungen sich wenig, die Begebenheiten gar nicht regten. Über das Ausbleiben von Arens sei er ein wenig verdrießlich, weil er, hätte er auf ihn nicht gewartet, mit dem Herzog den „nordischen campus Martius" besucht hätte. Das ihm geschickte Programm desselben mache ihm Lust, auch so etwas einmal zu sehen. Im nächsten Jahre wolle er seine Zeit so einteilen, daß er dazu gelange, da es eins der merkwürdigsten Dinge der Welt sei. „Indessen treibe ichs in meiner Art immer fort, und hoffe Ihnen in der Folge auf mehr als eine Weise Freude zu machen." Er sei mit gar manchen Dingen (besonders meint er die botanischen, osteologischen und Kunstansichten) auf dem rechten Wege, müsse sie nur noch auf die Spitze treiben. Sehr glücklich würde er sich schätzen, wenn er mit „Tasso", der seiner Frau Gemahlin zu gefallen scheine, ganz fertig wäre. Viel Freude mache ihm die gute Art und der antike Sinn, womit Wieland die ihm vorgelesenen Erotika aufgenommen; er dürfe hoffen, diese kleine Sammlung werde den Nachfolgern manches sowohl an Poesie als an Versbau wegnehmen. Abends mache er den Wirt der Promenaden des Parks und suche bald durch Thee bald durch saure Milch die Gemüter der Frauen zu gewinnen, indessen die gewaltsame Parze die Männer an den Spieltisch fessele. Unter andern unbedeutenden Nachrichten hören wir, daß Wedell von Ilmenau zurückgekommen, von wo er gar verständige Bemerkungen mitgebracht habe. Diese Vertretung (beim Bergwerk?) werde viel Gutes stiften. Daß der Diakonus Schäffer mit Ridel im Unterricht des Erbprinzen abwechsle, billige die Herzogin, doch möge der Herzog diesem noch 50 Thaler zusetzen, damit er das Opfer seiner übrigen Privatstunden nicht fühle und man auch etwas von ihm fordern könne. Endlich gedenkt er Herders als einer seiner vorzüglichen Sorgen. „Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte

Fälle ein Wort aus dem Herzen sage. Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von manchem, besonders dem Nächsten zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach und immer so fort, wenig, aber das wenige zur rechten Zeit, thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von allem: was unterscheidet den Mächtigen, als daß er das Schicksal der Seinigen macht, es bequem, mannigfaltig und im großen machen kann, anstatt daß ein Partikulier sein ganzes Leben sich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Aisance zu versetzen!" Gerade solche allgemeine großartige Gesichtspunkte waren für den Herzog besonders bestimmend.

Auf ein bald darauf eintreffendes Brieschen Karl Augusts, der den strammen Rittmeister Lichtenberg zu sich berief, erwiderte Goethe am nächsten Tage: „Wir leben stille, stille fort. Wenn ich nur irgend wüßte, Ihrer Frau Gemahlin Freude zu machen! Es hat sie der Fall mehr angegriffen, als sie es merken läßt! Ich habe ihr die Abende einigemal etwas gelesen und eile nun, den ‚Tasso' zu endigen, da sie das Stück zu interessieren scheint. Es geht mir damit, wie es einem im Traume zu gehen pflegt: man ist so nah am Gegenstand und kann ihn nicht fassen. Sonst bedenke und besorge ich allerlei in der Stille, das Ihnen auch nach und nach entgegenwachsen soll. Von Lips versprech' ich mir viel." Gerade auf die Hebung der bildenden Kunst in Weimar war Goethe ernstlich bedacht. Mit besonderer Freude gedenkt er weiter seines Lieblings Fritz von Stein, den der Herzog bereits, ehe er die Hochschule bezog, zum Hofjunker und Kammerassessor ernannt hatte. Dieser mache sich über seine Erwartung, so daß der Herzog in einigen Jahren über ihn erstaunen werde; er habe vieles von Wedell, dem fein hofmännischen, heiter offenen Jugendgenossen des Herzogs, dazu die diesem abgegangene Gelegenheit, sich zu unterrichten, und den glücklichsten Humor zum Lernen und Erfahren." Weiter heißt es: „Leben Sie recht wohl und zeigen recht glücklich an den Tagen, wo es gilt, das, was sie bisher so eifrig geübt. Sehen Sie sich doch in Magdeburg [wo gewöhnlich die Revue des Regiments stattfand] nach einem honetten Menschen um, an den ich mich halten könnte, wenn ich einmal zur Revue hinkäme, um alles gut und bequem zu sehen. Kommen Sie gesund zurück." Schon ein paarmal war der Herzog in den letzten Jahren mit dem Pferde gestürzt. Auf die von diesem brieflich geäußerte gespannte Erwartung beziehen sich die Schlußworte: „Um das Rätsel noch rätselhafter zu machen, sage ich Ihnen, daß Sie das bewußte Lobgedicht dereinst in den Eroticis antreffen werden."

Am Nachmittag des 15. las Goethe der Herzogin noch einmal den An-

fang des neunzehnten Buches von Herders „Ideen“ über die Römische Hierarchie in Gegenwart von dessen Gattin vor. „Er las gut und die Herzogin hatte daran Gefallen“, meldete diese. Die Herzogin bot ihr das Geld zu einer Reise nach Karlsbad an, was sie aber ablehnte. Je trauriger am 17. der Kirchgang der Herzogin war, um so zuvorkommender suchte sich Goethe ihr dabei zu bezeigen. Am 20. begab er sich mit dem Erbprinzen und Ridel auf vierzehn Tage nach Belvedere, wo er den „Tasso“ endlich vollenden wollte. Den 21. kam auch die Herzogin dahin; Herders Gattin besuchte Goethe mit ein paar Kindern und Frau von Kalb. Obgleich Herder Goethe dadurch verletzt hatte, daß er kein Wort in der für ihn so bedeutenden Angelegenheit gegen ihn geäußert, war er gegen dessen Gattin unverändert freundlich. Am 29. befragte sie ihn wegen eines nach Venedig adressierten Briefes, den ihr Gatte, da er über Pisa gehe, vielleicht nicht erhalten werde. „Folgen Sie mir“, schrieb er ihr, „lassen den Brief in Venedig liegen, schreiben dem guten Alten sogleich nach Bologna einen guten Extrakt von allem, was wir wünschen und denken. Daß Sie nach Karlsbad gehen wollen und daß ich vielleicht auch hinkomme [er wollte dort den Egerbrunnen trinken]. Daß wir ihn herzlichst lieben und ihn freundlichst erwarten. Nur bitt' ich, thun Sie von nun an nichts im Elektrasinne [Elektra hatte Goethe sie wegen ihrer Hast und Heftigkeit genannt, Herder wollte ihr dafür den Namen Ariadne geben], und fragen mich hübsch. Ich kann in einzelnen Sachen irren, aufs ganze werde ich nie fehlen .... Sonntags [den 31.] komme ich wohl in die Stadt. Ich möchte Euch [sie und Frau von Kalb] wohl einen schönen Morgen einladen. Wir wollen es abreden, daß es ohne weitere Gefahr geschehe. Morgen sage ich noch ein Wort. ‚Tasso‘ ist so gut als fertig, noch aber darf ich nicht groß thun. Adieu, Liebe. Thue sie nur jetzt nichts ohne meinen Rat. Der ist immer zu haben. Adieu. Hier oben geht alles nach Wunsch.“ Herders Gattin hatte die Unvorsichtigkeit, den Brief ungeachtet des „guten Alten“ ihrem Gatten beizulegen; dieser aber fand ihn grob trotz der herzlichen von seiner Gattin ausgesprochenen Anerkennung Goethes, den sie, wie sie vor sechs Jahren sich heilig zugesagt, nicht mehr verlieren wollten, ja wohl gar gerade dieser wegen, und er blieb stumm gegen seinen besten und einsichtigsten Freund. Auch die Anerbietungen des Herzogs ließen ihn kalt; obgleich er den Wert der Punkte 1, 3, 5 und 6 anerkannte, meinte er, im ganzen gewinne er nur jährlich 200 Thaler, bei denen er umkommen müsse, während er zu Göttingen für sich selbst verdienen könne. Weimar war ihm widerwärtiger als je, zum teil gerade Goethes wegen.

Am 31. kamen Herders Gattin und Frau von Kalb nach Belvedere, wo sie trotz des Regens einige sehr gute Stunden genossen. „Der Pan ist

wieder erwacht", äußerte letztere. Denselben Tag kehrte der Herzog von der Revue zurück; am 1. Juni besuchte er mit seiner Gemahlin Belvedere. Unter den mancherlei Angelegenheiten, die Goethe mit ihm besprach, war auch die Berufung von Lips, dem dieser sofort antwortete, man werde ihm zu seinen Reisekosten gern einen Beitrag bewilligen und ihn auf alle Weise zufrieden zu stellen suchen. „Sie sind thätig und klug", schrieb er, „und ich werde Sie gleich in den Stand setzen, Ihre Lage übersehen zu können. Wir wollen manches zusammen denken und arbeiten. Auch werden Sie viele gute und unterrichtete Menschen finden." Erst an dem Morgen desselben Tages hatte er die ihm sauer gewordene Antwort auf den vorwurfsvollen Brief der Frau von Stein zu Stande gebracht. Endlich kam auch der Baumeister Arens von Hamburg, mit dem Knebel schon am 5. bei Goethe zu Mittag speiste. Mit dem kunstverständigen Manne, der auch Italien kannte, kam es zu den anziehendsten Unterhaltungen. Goethe freute sich, wieder einmal einen tüchtigen Künstler, wenn auch nur kurze Zeit, zur Seite zu haben. Den 6. war er mit dem Koadjutor, Wieland und Knebel an der herzoglichen Tafel. Dalberg war damals, was Karl August nicht lieb sein konnte, wieder mit dem Kurfürsten zerfallen, so daß er von Fulda, wo er den neuen Bischof im Mai geweiht hatte, nicht nach Mainz zurückkehrte, sondern länger als ein Jahr in seiner Statthalterei blieb. Den 7. kehrte Goethe mit dem Erbprinzen nach Weimar zurück, von wo er am 8. einen zweiten mildern Brief an die noch in Ems weilende Frau von Stein schrieb, der aber, da er auf die Lösung der ihr verhaßten Verbindung mit Christianen nicht eingehen konnte, ohne Folge blieb. Von Fritz heißt es in diesem Briefe, er werde in den wenigen Tagen der Anwesenheit von Arens viel lernen, da er Verstand genug habe, das Rechte geschwind zu merken. Übertrieben, ganz in der Weise Knebels und der Frau von Stein selbst, ist es, wenn er, um das Unangenehme seiner Lage zu bezeichnen, sich darauf beruft, daß in Weimar durch des Herzogs äußeres Verhältnis und andere Kombinationen alles inkonsistent und folgenlos sei und werde und dort fast kein Mensch in seinem Zustande behaglich sei. Der Herzog war leidend, weshalb er nach Karlsbad zu gehen gedachte, wohin auch die Gores kamen. Bei diesem und der noch immer nicht völlig hergestellten Herzogin war Goethe viel, auch bei Herders Gattin. Da er vernahm, die Gehaltszulage sei Herder zu gering, so bestimmte er Karl August, dieselbe auf 400 Thaler zu erhöhen, wodurch Herders Gehalt auf 800 Thaler, die höchste Stufe für Geistliche, stieg. Dem noch immer grollenden Freunde schrieb er dies am 15., wobei er auch darauf hinwies, daß das von Herder nicht in Anschlag gebrachte Bezahlen seiner Schulden eine zehnjährige Zulage von 200 Thaler sei, die Zinsen nicht einmal gerechnet. Den-

selben Tag äußerte Frau Herder gegen ihren Gatten: „O den [Goethe] mußt du als deinen treuen Bruder lieben und behalten. Mündlich mehr.“ Wenn sie kurz vor der Rückkunft ihn bittet: „Schone Goethe und den Herzog gegen Knebel; urteile nicht, bis du mich gesprochen hast“, so deutet dies auf vertrauliche Mitteilungen, die Goethe ihr gemacht, besonders daß der Herzog sein Bedauern ausgesprochen, nicht mehr geben zu können.

Am 17. und 18. ist dieser bei der Hoftafel in Gegenwart des ihm wohlwollenden Herzogs von Gotha, drei Tage später abends beim Spiel. Den 22. hat er Herders Gattin, Frau von Kalb und andere Damen bei sich zum Thee. An demselben Tage war der Herzog mit Knebel nach Jena gegangen, wo er am 23. das Militär, am 24. die Professoren zur Tafel zog. Goethe, der seiner Geschäfte wegen ihn nicht begleitet hatte, aber gleich darauf Knebel daselbst besuchen wollte, wurde durch die einfallenden Regentage zurückgehalten. Da der Herzog der früher in Aussicht genommenen Karlsbader Kur nicht bedurfte, beschloß er nach Ilmenau und von dort nach Wilhelmsthal zu gehen, wohin auch Goethe mit dem Erbprinzen kommen sollte.

Am 1. Juli speiste Goethe, wie auch dreimal kurz vorher, bei Hofe mit dem Herzog, der nachmittags in Wedells Begleitung nach Ilmenau reiste. Drei Tage später schrieb Goethe, der sich des Glückes seiner Liebe erfreute, an Knebel: „Ich hoffte dich neulich zu sehen; das böse Wetter hielt mich ab. Schwerlich hast du dich der vergangenen Tage gefreut. Ich habe sie genutzt so gut wie möglich, und ‚Tasso‘ steht nun auf dem Punkt, fertig zu werden. Die drei ersten Akte schicke ich dir hoffentlich noch diese Woche und komme vielleicht Sonnabends (den 11.) mit den beiden andern nach. Ungefähr vier, fünf Tage möchte ich bei dir bleiben und der Zeit genießen, wenn sie freundlich ist. In meiner Stille bin ich ganz zufrieden. Ich habe mir auf ein Jahr Arbeit schon bestimmt; wir werden sehen, wie weit wir kommen. Lebe indessen wohl, und schreibe mir, ob ich dir gelegen komme. Morgen erwarten wir Frau von Stein.“ Er speiste an diesem Tage bei der Herzogin. Ehe er am folgenden Tage nach Belvedere ging, schrieb er an den Herzog: „Seit vorgestern scheint uns wieder die Sonne; man wird aber die Abwechslung so gewohnt, daß man sich nicht mehr freut noch betrübt. Ich denke immer mehr auf die Hausexistenz, das sich denn auch ganz gut für mich ziemt.“ Aus der weitern Mitteilung sehen wir, daß der Baukontrolleur Steffany eine genaue Messung des alten Schlosses vornahm und einen Plan desselben zeichnete. Bei gutem Wetter werde er mit dem Erbprinzen nach Erfurt und Jena gehen, sobald der Herzog in Wilhelmsthal sei, sich dahin aufmachen. Auch über seine dichterischen Arbeiten macht er ihm Mitteilungen. „Faust“ wolle er es aus mehr als einer Ursache nur als Fragment geben. Der

Brief blieb vier Tage lang liegen. Mittlerweile war am 6. Frau von Stein, am 9. Herder zurückgekehrt. Erstere blieb für ihn stumm; der Bruch war entschieden, was Goethe doch tief ergreifen mußte. Herder hatte jetzt seine arge Mißstimmung überwunden. Die Eröffnungen seiner Gattin und der warme, herzliche Empfang hatten die alte Liebe zu Goethe, dem sein Wohl sichtlich am Herzen lag und der auch Weimars und des Herzogs wegen ihn nicht ziehen lassen durfte, aufs neue angeregt. In Weimar selbst hatte Goethe eben ein Kunstgenie entdeckt, worüber er am 10. dem Herzog berichten mußte. „Der junge Facius, der eine Zeitlang hier ist [er war aus seiner Vaterstadt Greitz gekommen] und Petschafte sticht, hat einen jungen Herkuleskopf nach einer antiken Gemme ganz über alle Erwartung schön in Stahl gearbeitet. Ich werde suchen, ihn auf alle Weise vorwärts und womöglich zum Steinschneiden zu bringen. Ihre Frau Gemahlin will etwas für ihn thun, und Sie versagen mir eine Kleinigkeit nicht, nur um seine Existenz das erste Jahr zu sichern und ihn von der ganz gemeinen Arbeit zu befreien, mit der er bisher sein Brod verdiente. Dieser Mensch soll uns Ehre machen." Darauf erst gedenkt er Herders, der „guten Humors, gesund" zurückgekommen sei, so daß für ihn und Weimar das Beste zu hoffen stehe; von der Hauptsache habe man noch wenig gesprochen. Trotz Herders Rückkunft ging Goethe am 10. seiner Kunststudien wegen auf ein paar Tage nach Jena. Dann aber ward sein Verhältnis zu Herder so vertraulich, daß er ihm auch einige seiner neuen Liebesgedichte vortrug. Die darauf eintreffende Kunde von der Zerstörung der Bastille durch das Pariser Volk erschreckte ihn. Am 23. begab er sich mit dem Erbprinzen und Ridel nach Wilhelmsthal. Auch den Gespielen des Erbprinzen, August Herder, hatte er mitgenommen; er hoffte, der Herzog werde von diesem angezogen werden, was für seine Zukunft von Nutzen sein könne. Herders Wünsche, die wohl von einer Erörterung seiner ganzen Stellung und seines Lebensganges begleitet waren, hatte er dem Herzog mitgebracht. Bald nach der Ankunft berichtete er dem Freunde: „Ich sage dir nur, daß der Herzog die Papiere gut aufgenommen hat und mit dir über die Sache ordentlich und menschlich sprechen wird. Mache es ihm nur auch von deiner Seite leicht; durch wenig Worte lösen sich beschwerliche Knoten. Ich sitze in Wilhelmsthal und habe, Gott sei Dank! weiches Wachs. Der Prinz ist in Eisenach, August mit ihm. Lebe wohl! Grüße die Deinen! Ich habe mich diese zwei Tage mit dem Profil eines Jupiters beschäftigt und wünsche, daß dir der Bärtige, Gelockte gefallen möge, wenn ich ihn bringe. Bei der Gelegenheit habe ich sehr sonderbare Gedanken über den Anthropomorphismus gehabt, der allen Religionen zum Grunde liegt, und habe mich des bonmots abermals erfreut: Tous animaux sont raisonnables,

l'homme seul est religieux." Herder drängte auf baldige Entscheidung, aber Goethe mußte ihn auf die Rückkehr vertrösten, da der Herzog persönlich mit ihm verhandeln wollte. „Deinen lieben Brief habe ich erhalten und will an den Inhalt [Erleichterung in den Geschäften] zur rechten Zeit denken", erwiderte er am 2. August. „Ich hätte es auch von mir selbst gethan; denn ich halte es für billig. Wie sehr mich freuen muß, wenn dir ‚Tasso' behagt, kannst du denken, da ich mehr, als billig ist, von Zeit und Kräften an dieses Stück gewendet habe. Seit zwei Tagen darf ich erst sagen, er sei fertig; denn ich habe noch immer an den letzten zwei Akten zu thun gehabt. Laß dir die drei ersten von Knebeln geben und von der Frauen vorlesen. Die beiden letzten siehst du schön abgeschrieben, sobald ich nach Weimar komme. Einige Erotica sind gearbeitet worden. [Unter den Erotica waren auch Epigramme in Distichen, die sich nicht auf die Liebe bezogen, wie das Lobgedicht auf den Herzog.] August bleibt sich gleich, ist immer lustig und hat Streiche im Kopfe. Jedermann liebt ihn. Lebe wohl! Nun hoffe ich, kommen wir bald, wahrscheinlich zu Ende der Woche. Lebe wohl mit dem Weibchen." Aber die Rückkehr verschob sich, was Goethe vor allem Herders wegen verdroß. Dem Herzog gefiel es gar zu gut in dem schönen, gewerbreichen Ruhla, ja er wollte auf der Rückreise auch noch in Gotha einige Tage verweilen. Deshalb suchte Goethe am 10. Herder zu beruhigen; gleich nach seiner Rückkehr werde der Herzog, der in den besten Dispositionen sei, gewiß die Sache ordnen. Ihm selbst war dieses Aufhalten der Entscheidung um so unangenehmer, als er Herders und seiner Frau Unruhe kannte. Aber der Entschluß des Herzogs stand einmal fest, erst in Weimar die Entscheidung zu geben, und alles kam darauf an, diesen in guter Stimmung zu erhalten. So bat er denn die freilich bis zur endlichen Beendigung der Ungewißheit mit Recht ungehaltenen Freunde (Herder wollte nicht früher die Kanzel wieder besteigen), ruhig ihr so lang gewünschtes Wiederzusammenleben zu genießen. „Der Herzog hat auf dieser Tour Augusten sehr lieb gewonnen", bemerkte er dabei, „und ich hoffe, der Junge soll dadurch in eine Existenz kommen, die für ihn paßt. Alles übrige mündlich." Seinen eigenen Mißmut über den Herzog wollte er dem Briefe nicht anvertrauen. Die herzlichste Vertraulichkeit und innigste Teilnahme atmet auch der folgende Teil des Briefes. „Wie sehr freut es mich, daß du den ‚Tasso' magst; die zwei letzten Akte, hoff' ich, sollen zu den ersten gehören. Dein Beifall ist mir reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt, mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun sind wir frei von aller Leidenschaft, solch eine konsequente Komposition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotischer Späße behagt mir besser; es sind wieder einige bearbeitet worden. Hier [in Ruhla] sind wir im Lande

der berühmten Bergnymphen [die besonders den Herzog anzogen], und doch kann ich dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewißes kleines Erotikon wiederzufinden, dessen Existenz die Frau dir wohl vertraut haben wird. Lebe wohl. Grüße das liebe Weib und die Kinder und behaltet mich lieb." Seit der entschiedenen Abwendung der zwölf Jahre ihm engverbundenen, schwer um ihn leidenden Frau von Stein hatte die Freundschaft für den Mann, den neben ihr an seinem Leben in Italien den lebhaftesten Anteil genommen, sich immer gesteigert.

Erst am 14. brach der Herzog nach Gotha auf, von wo er am 17. mit Goethe zurückkehrte. Den 18. und 21. waren Herder und Knebel mit Goethe an der herzoglichen Tafel, Goethe mit andern am 19. Dabei muß auf die Beförderung Herders die Rede gekommen sein, Karl August versprochen haben, sie baldigst nach dessen Wunsche zu vollziehen. Der Herzog verlangte Bericht über seine sonstigen amtlichen Einkünfte, und die Herzogin selbst bat Herder, darin aufrichtig zu sein. Goethe forderte ihn auf, seine Aufstellung mit nach Hofe zu bringen, damit er ihm erst seine Meinung darüber sage. Die ihm gewährte Zulage von 400 Thaler wurde beibehalten, auch die Unterstützung der Kinder, das Witwengehalt aber auf 300 Thaler erhöht; das Kanzelariat von Jena hatte Herder mit Goethes Beistimmung abgelehnt, sich aber bereit erklärt, immer gern seinen Rat zu erteilen. Die Hauptsache war die Ernennung zum Vizepräsidenten, wodurch er dem abgelebten Präsidenten gleichgestellt und von den Beschlüssen des Oberkonsistoriums unabhängiger wurde; auch von kleinlichen und beschwerlichen Geschäften, besonders von der Durchsicht der Kirchenrechnungen und von der Leichenbegleitung, ward er befreit, nur alle vier Wochen brauchte er zu predigen. Leider verzog sich die Ausfertigung lange. Goethe, den Herder drängte, erwiderte bei Übersendung der beiden letzten Akte des „Tasso": „Ich habe den Herzog noch nicht sprechen können, sonst würde die Angelegenheit, die uns so lang beschäftigt, schon glücklich geendigt sein." Das Dekret wurde endlich am 24. ausgefertigt und jetzt erst betrat Herder wieder die Kanzel. Die selbstbewußte Art wie er sich über seine Person äußerte, schien manchen ungehörig, aber auf die Herzogin übte die Predigt keinen unangenehmen Eindruck; sie fand dabei, wie auch bei dem Gerede über seine Beförderung, daß so wenige Menschen im Stande seien, ein wirkliches Verdienst anzuerkennen.

Neben Herders Angelegenheit hatte Goethe die Förderung der bildenden Kunst im Sinne. Für Facius suchte er durch Prof. Hufeland einen Empfehlungsbrief an den Graveur Döll in Suhl zu bekommen. Noch eifriger war er bedacht, seinen römischen Freund Heinrich Meyer nach Weimar zu ziehen. Diesem bot er am 21. August auf zwei Jahre je 100 Scudi an;

nach Ablauf dieser Zeit solle er Reisegeld, eine seiner Gemütsart angemessene Stellung und den nötigen Unterhalt bekommen. Der Herzog sei ein Herr, dem anzugehören er sich freuen werde; ihm selbst gebe die Aussicht auf seinen Umgang eine neue Aussicht aufs Leben. Von seinen Arbeiten und von allem, was ihnen gegenwärtig und künftig erfreulich sein könne, möge er ihm schreiben; da sie nun zusammengehörten, müßten sie auch ihren Lebensgang auf jede Weise zusammenleiten. Nur dürfe niemand von seiner Besoldung etwas wissen. Zu seinem Geburtstag begrüßte Herder mit seiner Gattin Goethe in freundlichen Distichen. Er ließ ihn als Joannes Tertius heute durch den Geist des Dichters der „Küsse", Joannes Secundus, grüßen und ihn, der an Weisheit, Alter und Grazie zunehme, wie es den Göttern und den Menschen gefalle, statt seiner weihen; am Ende des Buches [der erotischen Elegien] werde ihn ein anderer, ein Gott, krönen. In diesen Wochen lebte Karl August viel mit Goethe zusammen; mit wenigen Ausnahmen war der Freund täglich an der Hoftafel. Während „Tasso" in Druck war, dessen Bogen Goethe sehr genau durchsah, damit das mit höchster Sorgfalt gearbeitete Stück ohne irgend einen Druckfehler erscheine, war er mit der Bearbeitung, Auswahl, Zusammenstellung und Vervollständigung der Bruchstücke seines „Faust" beschäftigt, der als „Fragment" im siebenten Bande seiner Werke mit zwei Singspielen erscheinen sollte. Auch Herders äußere Stellung bedurfte noch der Nachhülfe. Da diesem durch Abgabe seiner kleinlichen Geschäfte an 112 Thaler der Besoldung verloren gingen, so gaben der Herzog und die Herzogin unter dem Namen von Erziehungsgeldern der drei ältesten Söhne 150 Thaler jährlich als Entschädigung. Frau Herder verlangte, daß der Herzog ausdrücklich erkläre, diese Entschädigung beziehe sich nicht auf die Studienkosten, aber Goethe stellte vor, man würde diesen durch eine solche, Mangel an Zutrauen verratende Forderung unwillig machen. Sehr unangehm war es Herder, als der Herzog bald darauf die Stelle eines für die richterlichen Entscheidungen bestimmten, mit 200 Thaler besoldeten Regierungsrates einzog mit der Bestimmung, von den vorhandenen Regierungsräten solle abwechselnd einer ein Jahr lang unentgeldlich den Dienst beim Oberkonsistorium versehen; denn es mußte immer längere Zeit dauern, ehe ein solcher sich mit den Geschäften bekannt gemacht hatte, und es war natürlich, daß ein unentgeldlicher, zeitweiliger Nebendienst lässiger betrieben wurde. Darüber, daß der Herzog dies verfügt hatte, ohne ihn zu Rate zu ziehen, mußte Goethe ihn zu beruhigen suchen. Schlimmer war es, daß der halb erblindete Präsident, statt seine Stelle, wie er mußte, niederzulegen, immer in den Sitzungen erschien, und Herder, der wirklich den Vorsitz führte, durch sein Kritteln verletzte, dazu die im Geschäftsgange nötigen Änderungen hinderte. Zu

der sachlich gebotenen Entlassung des Präsidenten konnte der Herzog sich eben nicht entschließen. Wahrscheinlich bot Karl August bereits damals Goethe freie Wohnung in dem von ihm schon im ersten Jahre auf kurze Zeit bewohnten Jägerhause in der Marienstraße an, da dessen Miethe in dem Hause auf dem Frauenplan im Herbst auslief, und ihm die Nähe der Frau von Stein jetzt so unangenehm geworden, wie sie ihm vor sieben Jahren erwünscht gewesen war.

Am 12. September begab sich der Herzog zu seinem Regiment nach Aschersleben. Auch diesmal empfahl er die Seinigen dem alten treuen Freunde, der mit der Herzogin ihn in Aschersleben besuchen sollte. Am 16. kam der berühmte Freiberger Mineralog Werner nach Weimar, wo Goethe von ihm ganz in Anspruch genommen wurde. Am andern Morgen fuhr er mit ihm und Knebel nach Jena. Diesmal lernte er Werners neue Meinung über die Vulkane, wonach der Basalt neptunischen Ursprungs ist, in ihrem ganzen Umfange kennen und er überzeugte sich von ihrer Haltbarkeit. Auch sprach er mit ihm über das Ilmenauer Bergwerk, und er freute sich sehr, als dieser den von der Kommission schon für den Bau einer stärkern Maschine zur Gewältigung der Wasser berufenen Geschworenen Baldauf empfahl. Nach Werners Abreise las er Knebel die ersten Szenen seines „Faust“, wohl bis zum Schlusse der Hexenküche, welche diesen sehr ergötzten. An Herder schrieb Knebel den 20., Goethe gehe in Jena mit seinem eigenen Glücke und studire vieles aus, das ihm Freude machen werde. Bei dem wieder eintretenden schönen Wetter konnte Goethe sich nicht so bald von Jena trennen, wo er manche Spaziergänge und Ausflüge mit Knebel machte, doch erhielt er am Abend des 17., als er von Dornburg zurückkehrte, von Weimar Briefe, die ihn zur sofortigen Rückkehr veranlaßten. Er sollte am 29. mit der Herzogin nach Aschersleben reisen. Die Herzogin ward außer Goethe von der Hofdame von Waldner, zwei Kammerdienern und drei Lakaien begleitet. Goethe nahm seinen Götze mit. Gegen Frau von Stein, die sich verletzt gefühlt, daß die Herzogin mit Goethe allein die Fahrt gemacht, äußerte diese, der Herzog habe es gewollt, und in Aschersleben sei für eine größere Gesellschaft kein Raum. Auch habe sie sich dort gerade nicht unendlich vergnügt; eine Garnison sei nicht die angenehmste Unterhaltung und bei dem schlechten Wetter sei sie kaum aus dem Hause gekommen, nur habe sie den Hauptzweck ihrer Reise erreicht, die Roßtrappe bestiegen.

Am 8. Oktober kehrte Goethe mit dem herzoglichen Paar nach Weimar zurück, aber schon den 10. reiste er nach Leipzig, wo sein Schwager Vulpius war, den er dort persönlich empfehlen wollte. Als er nach einigen Tagen zurückkam, hatte der wieder von Mißmut ergriffene Knebel eben den Herzog

brieflich gebeten, ihn auf unbestimmte Zeit aus seinen Landen zu entlassen, da sein dortiges Verhältnis verdorben sei, er ohne einen gewissen äußern Anteil an den Geschäften nicht länger bleiben könne. Er muß dabei auch der vom Herzog mehrfach an Beamte gemachten Mahnung zur Sparsamkeit gedacht haben, die dadurch veranlaßt war, daß einzelne mit ansehnlichen Stellen betraute Personen in große Schulden geraten waren, so daß sie sich nicht halten konnten. Die Erwiderung des Herzogs vom 15. beginnt damit, daß er ihn nie zu mahnen gebraucht habe, da er mit seiner mäßigen Einnahme leidlich auskomme, dagegen könne er nicht leugnen, daß ihm sein Mißmut oft leid gethan. Wie sehr er auch seinen Entschluß bedauerte, gewährte er doch in freundlichster Weise den gewünschten Urlaub, vor dessen Antritt er ihn noch zu sehen wünsche. Aber Knebel fand die Nichtberücksichtigung seines Anspruches auf Anstellung „nicht ganz menschlich“, ohne zu bedenken, daß die Behauptung seiner Unfähigkeit ihn erbittert haben würde. Auch Goethe durfte nichts weiter sagen, als daß sein vom Herzog und von Herder ihm mitgeteilter Entschluß, sich wenigstens eine Zeit zu entfernen, ihm sehr leid thue, da er durch seine Abwesenheit so viel verliere, doch fügte er den Wunsch hinzu, er möge, wenn es ihm möglich sei, den Winter bleiben und freundlich mit ihnen zusammenleben. Auch von Kayser, der sich schon früher wieder an ihn gewandt und ihn um einen Verleger zu seinem „Römischen Nebenstunden“ gebeten, fand er einen Brief vor, den er am 18. beantwortete. Sein Leben sei bisher voller Zerstreuung gewesen, schrieb er; diesen Winter hoffe er auch wieder für abwesende Freunde besser sorgen zu können. Daß Kayser die Musik zu „Scherz, List und Rache“ neu bearbeiten wollte, billigte er, ja er wollte das Erscheinen derselben gleich im siebenten Bande seiner Werke ankündigen, der das Singspiel brachte. In diesen Tagen war Goethe fast regelmäßig an der Hoftafel, auch bei der Anwesenheit des Prinzen Konstantin und des Herzogs von Meiningen. Knebel kam am 19. von Jena herüber und fühlte sich, nachdem er sich der ihn drückenden Last entledigt, freier und beruhigter. Lips hatte seine Ankunft in Zürich gemeldet. Goethe ließ ihm dort 200 Thaler auszahlen, versprach ihm auch den nötigen Vorschuß und lud ihn ein, in seinem Hause abzutreten und bei ihm so lange zu wohnen, bis er sich in Weimar eingerichtet habe.

Als der Herzog sich am 25. auf vierzehn Tage nach Eisenach begab, war Goethe wieder sein Vertreter. Am 2. November erwiderte er auf Reichardts Bitte um einen Operntext, er müsse dazu erst die Bedürfnisse der Berliner Bühne kennen, würde aber vor einem Jahre nichts liefern können. Sein „Conte“ (Cagliostro) werde bald an die Reihe kommen; unter „Faust“ sei ein Strich gemacht; diesmal möge er so hingehen. Auf der italienischen Reise,

zu welcher er ihm Glück wünsche, möge er in Weimar vorsprechen. Drei Tage später berichtete er dem Herzog mancherlei. Den „Faust“ habe er abgethan; dem Registrator Mittelsdorf, der das Fragment abgeschrieben, sei wohl nie ein wunderlicheres Konzept vorgelegt worden. Er wünsche, das Stückwerk werde dem Herzog noch einmal einen guten Abend machen. Jetzt, wo er die Ausgabe seiner Schriften beendet habe, könne er an andere Sachen gehen. Das Griechische werde eifrig betrieben, und er habe gute Hoffnung. Es fehlt uns jede weitere Andeutung über seine damalige Griechische Lektüre. Große Besorgnis hatte wieder das Ilmenauer Bergwerk erregt. Deshalb mußte der Bergsekretär Voigt, den er gemahnt, von seiner öffentlichen Polemik gegen Werner abzulassen, seinen Wohnsitz in Ilmenau nehmen; der Herzog war bereit, ihm den Titel Bergrat zu erteilen. „Unsere Bergwerksbesorgnisse klären sich recht schön auf“, schrieb Goethe. „Voigt geht mit seinem Bruder morgen hinauf. Der Bergsekretär mußte hereinkommen, um seine Frau, die über den Entschluß, sich im Gebirge festzusetzen, krank worden war oder sich krank stellte, zu beruhigen. [Der Herzog wußte, was der jüngere Voigt von seiner Frau zu leiden hatte.] Wir haben alles mit ihm durchgegangen. Er ist recht klar und thätig in dieser Sache; mehr bedarfs in keiner, den guten Willen vorausgesetzt .... Er wird manches Gute oben auch nebenher stiften; bei seinem raschen Kopf ist er ein grundehrlicher Mensch.“ Weiter berichtet er, daß er sich gestern überzeugt habe, der Durchstich bei Jena werde gut. „Das Stück Wiese ist acquiriert, die Bäume gefällt und der neue Durchstich angegeben. Ich habe nun das ganze Werk dreimal angesehen, bei großem, Mittel- und kleinem Wasser, und bin überzeugt, daß der Endzweck erreicht ist. Nur muß man jetzt noch einige Jahre mit Aufmerksamkeit zusehen, was der Strom thun will. Wenig Aufwand wird es erfordern. Ich erwarte sehnlich Ventens Wiederkunft, daß endlich die Stromaufsicht zu Stande komme. Es ist bis auf wenig kritische Punkte ein sehr leichtes Geschäfte, das wenig Tage jährlich erfordert.“ Auch von der Brotausteilung an die Bedürftigsten in Apolda ist die Rede; Voigt und Ludecus seien dort gewesen, Amtmann Heumann habe sich sehr anständig gezeigt. Die von Voigt ihm hinterlassenen Protokolle habe er noch nicht gelesen. Endlich wird der Vollendung eines großen Ofens gedacht, der noch abgetüncht werden müsse, weshalb man bisher keine rechte Probe habe anstellen können. Es solle ihm recht lieb sein, wenn sie damit, wie es den Anschein habe, ihren Zweck erreichten. Er schließt mit dem Danke: „So oft ich ins neue Quartier [an der Marienstraße] komme, freue ich mich der anmutigen freien Lage, des schönen Raums und mancherlei Bequemlichkeit, und freue mich, Ihnen auch das verdanken zu können. Schon einigemal bin ich nach Belvedere zu Fuß gegangen; es scheint mir

nun wieder näher [obgleich er noch auf dem Frauenplan wohnte, von wo der Weg weiter war als von seinem Garten]. Reicherts botanischer Vorrat vermehrt sich immer; leider, daß wir die interessantesten Sachen immer unter Dach halten müssen. Wo Sie dieser Brief auch antrifft, treffe er sie zur guten Stunde!"

Am 13., als er eben mit dem Auszuge beschäftigt war, kam Lips an. Und schon bedrängte ihn die nahe Niederkunft seiner Christiane, die er wahrscheinlich erst jetzt in sein Haus aufnahm. Die weitere Entfernung seiner neuen Wohnung war ihm auch deshalb angenehm. Eine Woche später schreibt er an den Herzog: „Wenn Ihre Träume, von denen Sie mir schreiben, von heroisch-philosophischem Inhalt sind [er hatte ihm von dem politischen Zustand geschrieben, der ihn bald wieder nach Berlin ziehen werde], so sind die meinigen höchstens erotisch-philosophisch, und folglich auch nicht die unangenehmsten. Wie Sie dereinst in der 101. Elegie [die Zahl deutet launig auf die große Anzahl] meiner immer wachsenden Büchlein werden ersehen können. Von ‚Faust' schickte ich einiges, wenn ich mir nicht vorbehielte, einen der ersten Abende nach Ihrer Rückkehr Sie, Ihre Frau Gemahlin, und wen Sie sonst berufen mögen, vorlesend zu bewirten. Wenn Sie so arges Wetter haben als wir, wenn eine eben so ausgebreitete Wolke auch Sie deckt, so bedaure ich Sie, da Sie einen günstigen Himmel nötiger haben als wir. Lips ist angekommen; seine Gegenwart wird viel Gutes und Erwünschtes stiften. Wir arbeiten uns nun sachte zusammen ein. Indessen bin ich auch angespornt worden, meine botanischen Ideen zu schreiben. Es hat den Schein, daß ein auf Ostern angekündigtes Buch mir zuvorkommen könnte. So will ich wenigstens zugleich kommen." Launig beschreibt er sodann seinen begonnenen Auszug: „Das schwere Geschütz ist voraus, das Korps ist in Bewegung und ich decke die Arriergarde. Inwiefern Sie mein als Regimentsquartiermeister bedürfen, werden Sie bei Ihrer Ankunft entscheiden." Er schließt mit dem Wunsche sich wohl zu erhalten, sich die Tage möglichst zu erwärmen und seiner zu gedenken.

Am 28. kehrte der Herzog zurück, nachdem er im Badeorte Ruhla für bessere Unterkunft der Gäste gesorgt und die ärztliche Aufsicht dem Bergrat Dr. Heusinger in Eisenach übertragen hatte. Den 1. Dezember begab er sich mit Goethe und Wedell nach Erfurt. Sie erschienen abends auf der regelmäßig Dienstags bei Dalberg stattfindenden Assemblée, die auch von Weimar aus viel besucht wurde. Die Offiziere und lichtertragende Lakaien gingen herab, um den Herzog zu empfangen. Ein Zeitgenosse berichtet: in seiner Regimentsuniform, weiß und rot mit mächtigen Reiterstiefeln, habe er sich „mit steifen Heldenschritten" bewegt und sich ernst gezeigt, kaum gelächelt; er sei seit der Zeit, wo er ihn nicht gesehen, dick geworden, habe schon einen statt-

lichen Bauch gehabt; Goethe sei im braunen Festkleide, Chapeaubas, den Degen an der Seite, als ein steifer Hofmann erschienen. Die Veränderung gegen die lustige Zeit, wo beide zuerst in Erfurt erschienen, mußte freilich dem Beobachter auffallen. Daß der Minister sich beim öffentlichen Auftreten des Herzogs als Hofmann zeigte, war natürlich. Sie brachten den Koadjutor am 2. mit nach Weimar. Goethe war an diesem und dem folgenden Tage mit ihm bei der Hoftafel. Am Abend des 3. speiste der Herzog mit dem Koadjutor, Herder, Wieland, Wedell, Knebel u. a. bei Goethe, der seinen „Faust“ vorlas. Den 4. fuhr er mit dem Herzog, dem Koadjutor und Knebel nach Jena, wo eine Vorstellung der Professoren stattfand, zu denen nun auch Schiller gehörte. Der Koadjutor, der diesen jetzt zuerst sah, unterhielt sich mit ihm längere Zeit, wurde aber mehrfach vom Herzog unterbrochen. Der Dichter hatte Dalberg schon seinen Wunsch zu erkennen gegeben, in eine bessere Sphäre versetzt zu werden, dieser die Bewunderung seines Genies ausgesprochen, aber ihn an den Kurfürsten verwiesen, von welchem die Anstellungen abhingen. Goethe hielt sich zurück, da er sich nur als Begleiter des Herzogs betrachtete; Schiller ganz besonders zu beachten konnte ihm nicht einfallen, da dieser ihn nicht einmal, ehe er nach Jena gezogen, zum Abschied begrüßt hatte, doch wird er, wenn das Gespräch auf Schiller kam, der mit solchem Erfolg in Jena aufgetreten war, nicht weniger günstig über diesen geurteilt haben, als er gethan, wo es sich um die Berufung handelte. Er wußte bereits von seiner Verlobung mit Lotte von Lengefeld, die er als Freundin der Frau von Stein kennen gelernt hatte, und er zeigte sich dieser besonders freundlich, als er am 3. mit dieser, ihrer Schwester und Dalberg an der Hoftafel war. Auch nach der Rückkehr von Jena speiste er abends mit Dalberg an der Hoftafel. Daß Goethe seine botanische Abhandlung vor dem Schlusse des Jahres vollenden wollte, ergibt sein Brief an Reichardt vom 10. Dieser war auf dem Rückweg von einer kleinen Reise in „jovialischer“ Stimmung bei ihm gewesen. Auf eine damalige Unterredung bezieht sich Goethes Äußerung, er habe der Idee nachgedacht, die Helden Ossians auf die lyrische Bühne zu bringen, was gehen möchte, wenn man die übrige nordische Mythologie und Zaubersagen mitbrauchte; auch habe er sich bereits einen Plan ausgedacht. An seinen „famosen“ Conte, den Reichardt auf seiner italienischen Reise bearbeiten wollte, könne er nicht vor dem neuen Jahre gehen, da er erst mit dem letzten Bande der Ausgabe seiner Schriften, der außer „Faust“ zwei Singspiele enthalten sollte, ganz im Reinen sein müsse. Am 11. beschäftigte ihn wieder Mercks Angelegenheit; der Herzog, der Goethe mit der Sache betraut hatte, hielt seine Verbürgung aufrecht, da Schleiermacher volle Einsicht in die Lage bekommen hatte.

Karl August gestattete ihm gern, sich von seinen Jagden zurückzuhalten, da er wußte, wie sehr er beschäftigt, auch wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner schwer leidenden Christiane in Sorgen war. Den 20. ging Goethe nach Jena seiner botanischen Abhandlung wegen, die er mit Batsch eingehend besprach. Erst am zweiten Weihnachtstage, den 26., wollte er zurückkehren und abends in seinem Hause einen großen Thee geben. In Weimar hatte indessen der Herzog Frau von Stein wegen Schillers Verhältnis zu Lottchen Lengefeld befragt und die Hindeutung auf einen Gehalt nicht abgelehnt, worauf dieser am 23. sich mit einer darauf gerichteten Bitte an ihn wandte. Zwei Tage später, gerade am Weihnachtstage, dem Geburtstage der Frau von Stein, beschenkte Christiane den eilig aus Jena zurückgerufenen Dichter mit seinem ersten Sohne, bei dem der Herzog gern die Patenstelle übernahm. Wie arg man auch in Weimar darüber sich ärgerte, daß Goethe Christianen in sein Haus aufgenommen, am 26. war er mit Herder bei der Hoftafel. Abends fand bei ihm die schon früher festgesetzte Gesellschaft statt, an der auch Knebel teilnahm. Dieser gedenkt in seinem Tagebuch mit keinem Worte der Geburt von Goethes August. Am 27. finden wir Goethe wieder an der Hoftafel. Nachmittags ward die Taufe des unehelichen Knaben der Vulpius in Goethes Hause durch Herder vollzogen. Unmittelbar darauf schrieb Goethe an Voigt: „Auch für diesen neuen Beweis Ihrer thätigen Freundschaft und gütigen Vorsorge danke auf das herzlichste. Eine in eben diesem Momente vollbrachte heilige Handlung erinnert mich aufs neue an die Gefälligkeit, womit Sie mir vor einem halben Jahre in re incerta [in der Not] beistehen wollten, und fordert mich nochmals zur Dankbarkeit auf. Arens ist wohl unterwegs. Wenn nur nicht gerade unsere Baumeister oben und unter der Erde [Arens und der Geschworene Baldauf] zusammentreffen!" Daß im Wochenblatt in den Kirchenlisten die Geburt des unehelichen Sohnes der Vulpius wegblieb, wurde wohl durch Goethe selbst veranlaßt. Auch die folgenden Kinder der Vulpius blieben dort unerwähnt. Am 28. empfing Goethe den damals zweiundzwanzigjährigen, noch in Göttingen studierenden Wilhelm von Humboldt und Schillers Verlobte in seinem Hause, wo er ihnen schöne Abdrücke zeigte. An den drei letzten Tagen des Jahres speiste er bei Hofe, zweimal mit Herder, einmal mit Knebel. Da Schiller am 31. nach Weimar kam, beschied ihn der Herzog zu sich und eröffnete ihm, daß er ihm jährlich 200 Thaler geben wolle; leider könne er ihm nicht mehr anbieten. Schillers Bedeutung für Jena konnte ihm eben so wenig wie Goethe entgehen, den er bei allen Universitätsangelegenheiten zu Rate zog.

Gleich am Anfange des Jahres 1790 begab sich der Herzog nach Berlin, wo er an den politischen Verhandlungen sich beteiligte. Der Krieg zwischen

dem mit Rußland verbündeten Österreich mit dem als Hort der Freiheit Europas geltenden Preußen schien unvermeidlich. Goethe war in Weimar wiederum der Vertreter des Herzogs in allen Fällen, wo eine schnelle Entscheidung nötig schien; die Herzogin schenkte ihm ihr volles Vertrauen. An gesellschaftlichen Einladungen ließ es Goethe nicht fehlen. Amtlich beschäftigten ihn der Schloßbau und das Ilmenauer Bergwerk. „Arens hat uns recht schön aufs klare geholfen", schreibt er dem Herzog am 6. Februar, „und wir können den ersten Schritt mit Zutrauen und gutem Mut wagen. Arens hat auch einige artige Zeichnungen für den Park hinterlassen und sich durchaus als ein geschickter, verständiger und redlicher Mann gezeigt .... Hier werden Sie bei Ihrer Rückkunft alles bereit finden, und man wird sogleich mit der Arbeit anfangen können. Die meiste Zeit des vergangenen Monats habe ich auf dieses Geschäfte verwendet." Auch an die Höfe von Erfurt und Gotha hatte er Arens begleitet. Der Geschworene Baldauf war noch immer nicht gekommen; mit ihm wollten sie sofort nach Ilmenau gehen, wo Bergrat Voigt das Geschäft wieder in Schwung gebracht hatte. Den „Faust" und die botanische Abhandlung hatte er jetzt in die Hände der Verleger geliefert, letztere vorher von Knebel und Batsch durchsehen lassen, mit dem er mehrere Tage in Jena zusammen gewesen. Für Batsch hatte er auch die Erlaubnis erwirkt, einen Teil des Fürstengartens beim Schlosse zu bepflanzen. Dem Herzog, dem er auch das Geheimste vertraute, schrieb er: „Mit Vergünstigung der Göttin Lucina hat man auch der Liebe wieder zu pflegen angefangen .... Gestern ist das erste Erotikon in diesem Jahre zu Papier gebracht." Der kleine Pate werde mager, berichtet er ferner, doch höre er, daß es bei dieser Diät [ohne Mutterbrust] bis in die zwölfte Woche der Fall zu sein pflege. Die Gesundheit der Herzogin habe ihnen einige Sorge gemacht; auch der Erbprinz sei kurze Zeit unwohl gewesen. Außerordentlich beunruhigte ihn der Zustand seines schwer von einer Krankheit genesenden treuen Meyer, dessen Brief er beilegte. „Er mag nur vorerst in die Schweiz schleichen", bemerkte er; „hat er sich ein wenig erholt, so mag er zu uns kommen. Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifle." Den Brief hatte er mit der Bemerkung begonnen: „Daß Sie Sich unter den gegenwärtigen Umständen noch mit der mechanischsten aller Wissenschaften, dem deutschen Theater, abgeben mögen, läßt uns andere Verehrer der Irene hoffen, daß diese stille Schöne noch eine Zeitlang regieren wird." Karl August hatte sich mit Reichardt, der die Berliner Bühne zu einem Tempel der Kunst erheben wollte, über das Theater unterhalten, wahrscheinlich schon in der Absicht, in Weimar an die Stelle der Wandertruppe eine herzogliche Gesellschaft treten zu lassen. Der Wunsch nach Frie-

den tritt nochmals im Schlusse hervor: „Vollenden Sie Ihre Geschäfte glücklich und bringen uns die Bestätigung des lieben Friedens mit; denn da eigentlich der Zweck des Kriegs nur Friede sein kann, so geziemt es einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Friede machen und erhalten kann." Man trug sich damals infolge der manchen Vorschläge zur Hebung des deutschen Geistes mit einer Zusammenkunft der Gelehrten, die man nach Jena berufen wollte. Goethe schlug dafür Eisenach vor, wo man zum Empfange derselben leicht in kurzer Zeit die nötigen Einrichtungen treffen könne, doch müsse man darüber zunächst die Ansichten der Gelehrten vernehmen, die zu einer solchen Versammlung zu kommen bereit seien. Da bei dem Oberkonsistorium Beschwerden über die in Jena erscheinende „Litteraturzeitung" eingelaufen waren, welche Entziehung des Genusses der ihr verliehenen Zensurfreiheit verlangten, ließ Goethe sich von der Redaktion Erläuterungen über die in dieser Beziehung befolgten Grundsätze geben, um solche den erhobenen Beschwerden entgegenzuhalten. Die Zensurfreiheit betrachtete er als ein für den Bestand dieses der Universität höchst wichtigen Blattes unentbehrliches Vorrecht, und er glaubte, daß es bei gutem Willen gelingen werde, die Mittelstraße zwischen Unwahrheit und Schmeichelei inne zu halten.

Mit dem endlich angekommenen Baldauf gingen Goethe und Voigt auf ein paar Tage nach Ilmenau, in der Hoffnung, mit diesem wackern Manne den „unterirdischen Neptun" zu bezwingen. Über eine andere wichtige Sache forderte der Herzog von Goethe eine genaue Ausführung, wozu Schnauß den Stoff zusammengebracht hatte. Nachdem er sich damit bekannt gemacht, entwarf er mit Voigt einen Plan, den der Herzog bei seiner Rückkehr finden solle. Auch die Steuersachen nahmen ihn in Ilmenau wieder lebhaft in Anspruch. Da er das neue Jahr so viel als möglich unter freiem Himmel zubringen möchte, fragte er den Herzog, in welche Zeit die Revuen fallen würden. Reichardt hatte ihm seine Ideen vom Theater als Schule des Geschmacks geschrieben, womit er aber nicht einverstanden war. Daß auch der ihm mitgeteilte Brief des Herzogs an seine Gemahlin vom 16. das Friedlichste hoffen ließ, war ihm um so erfreulicher, als die Herzogin-Mutter ihm durch Einsiedel die Erwartung aussprechen ließ, er werde bei ihrer Rückkehr ihr ein Stückchen entgegengehen. Schon am 28. meldete er dem Herzog durch einen Boten, er werde, wenn dieser nichts dawider habe, sofort nach Augsburg abreisen, wo er durch Einsiedels Briefe erfahren werde, ob er noch Zeit habe, ihnen weiter entgegenzugehen; denn ohne Kosten wieder einmal etwas Fremdes zu sehen, mache ihm großen Spaß, und gewiß werde er der Herzogin-Mutter nützen. Eine Abwesenheit von sechs Wochen störe die Geschäfte nicht, da alles gut vorbereitet sei, auch die Steuersachen, die dem Herzog dereinst

Freude machen sollten; über einiges andere, das in dieser Zeit entschieden werden dürfte, lasse er ihm Aufsätze zurück. Auch legte er einen offenen Brief an Reichardt bei, worin er ausführte: die Deutschen hätten keinen Geschmack; seit zehn Jahren habe man die Rohern durch Abwechslung und Übertreibung, die Gebildetern durch eine Art Honnetität zum Besten.

Der am 20. erfolgende lang erwartete Tod des unglücklichen Kaisers Joseph II. belebte die Aussicht auf Frieden. In Goethes Briefen an den Herzog findet sich nur eine mittelbare Hindeutung darauf in den Zeilen vom 1. März, wo er nach der Bemerkung, die Exkursion mache ihm viel Freude, heiter fortfährt: „Die Römische Kaiserkrönung in Frankfurt werden wir doch auch nicht versäumen; das sind lustige Aussichten.“ Aus dem Schluß dieses Briefes: „Leben Sie bald wohler und vergessen uns nicht“, ergibt sich, daß der Herzog sich unwohl befand, und er, sobald die Erlaubnis desselben eintreffe, abreisen wolle. Aber es ward ihm nicht so gut, er mußte noch erst nach Jena, wo eine Ausbesserung im Schlosse wahrscheinlich durch das Eindringen von Schnee und Regen notwendig geworden war, er auch wieder harte Streitigkeiten im akademischen Körper auszugleichen hatte. Eine Beschwerde der Studenten war vom Herzog eben dadurch erledigt worden, daß er die dorthin gesandte Jägerkompagnie nach Weimar zurückzog. Der Abschied von Christianen und seinem Kinde griff Goethe mehr an, als er gedacht; im letzten Augenblicke wies er jene an, sich im äußersten Falle an Herder zu wenden. Auch setzte ihm noch die Trennung von August Herder zu, den er gern, wenn es angegangen wäre, mitgenommen hätte. Von Jena schreibt er an Herder: sein Geschäft gehe so ziemlich; es sei ein verwickeltes Übel, das er für den Augenblick zu bemänteln hoffe. Erst am 12. konnte er die „Jenaischen Händel“ beendigen. „Der Flecken ist zwar nicht ganz ausgetilgt, das Schloß noch nicht ganz bewohnbar“, berichtet er an Herder; „ich gehe aber doch weiter, das übrige wird auch gethan werden. Noch bin ich in Jena, und wenn mir dieser Ort verhaßt werden könnte, so hätt' er es diese Tage werden müssen. So ein Greuel von Mißverhältnissen, als ich nur einigermaßen zu balancieren hatte, ist mit Gedanken kaum zu fassen, mit Worten nicht auszudrücken.“ Auf Herders Äußerung, Knebel wäre gern mitgegangen, erwiderte er: er habe wirklich daran gedacht, ihn mitzunehmen; aber trotz seiner Gutmütigkeit sei es gefährlich, sich mit ihm zu gesellen, und er selbst habe seine ganz eigene Weise, die er, wolle er nicht ganz elend sein, befolgen müsse. Am 31. März, am Mittwoch vor Ostern, kam er auf des Herzogs böhmischem Chaischen in Begleitung seines Götze in Venedig an; zu Augsburg hatte ein Brief Einsiedels ihn dorthin geladen mit Angabe des Gasthofs. Aber hier erfuhr er, daß ein solcher gar nicht vorhanden war,

und die Ankunft der Herzogin verspätete sich volle fünf Wochen. So ungeschickt hatte Einsiedel sich wieder in leider gewohnter Weise bewiesen.

Schon am 3. April zeigte Goethe dem Herzog seine Ankunft in Venedig an. Die Reise habe ihn recht zusammengeschüttelt, schrieb er; sie werde ihm an Leib und Seele wohl thun, aber seiner Liebe für Italien habe sie einen tötlichen Stoß versetzt, da die erste Blüte der Neigung und Neugierde abgefallen sei. Er werde ein Büchlein Epigramme mitbringen, dem er des Herzogs Beifall wünsche. Aus diesem schickte er ihm das auf ihn gehende Dankepigramm. Erst in der Mitte des Monats vernahm er, die Herzogin-Mutter habe am 10. Neapel verlassen und werde Ende des Monats in Venedig eintreffen. Reichardt war indessen in Rom angekommen, wo er Angelika, wie diese ihm schrieb, durch seine Schöpfungen sehr erfreute. Ihren Gatten fand Goethe in Venedig; er ließ sich von ihm die sonderbare Konstitution des Venediger Freistaates erklären. Neben seiner Hauptbeschäftigung, die der Venediger Malerschule galt, dichtete er gar manche lustige Epigramme; er sah, las und dachte während weniger Wochen mehr als sonst, wenn die Nähe der Freunde und „des guten Schatzes“ ihn erfreute, in einem Jahre. Ganz glücklich machte ihn die zufällige, seine Ansicht von der Tierbildung bestätigende Entdeckung, daß auch die drei Knochen des Vorderhauptes aus Wirbeln zusammengesetzt sind.

Leider vernahm er aus Deutschland viel Unangenehmes. Gegen den Herzog, der noch immer nicht zurückkehrte, sprach sich in Weimar große Verstimmung aus. Herder war krank geworden. Knebel, der jetzt endlich nach seiner Heimat wollte, kündigte ihm, verzweifelt über das lange Ausbleiben des Herzogs, seine Abreise an, nicht ohne zu bemerken, daß er mit seinem Gehalt nicht anständig in Weimar leben könne. „Knebels Lage betrübt auch mich“, schrieb Goethe an Herder. „Sie würde euch noch mehr betrüben, wenn ihr das ganze Innere von der Sache wüßtet, das ich aber nicht entdecken kann. Ich habe nach meiner Überzeugung gehandelt, und gewiß mehr als einmal, seine Zufriedenheit zu bewirken, ernstliche Pläne gemacht. Es war aber gar nicht möglich, sie zu vollführen. Was noch zu thun ist, will ich immer gern thun.“ Der Herzog hatte die feste Überzeugung, daß Knebel bei seiner innern Unruhe und Reizbarkeit zu jeder Stelle, die dauernde Anstrengung und Aufmerksamkeit fordere, unfähig sei; an dieser leider nicht ganz ungegründeten Ansicht scheiterten alle Versuche Goethes, ihm eine solche zu verschaffen. Knebel reiste am 22. April von Weimar ab. Der gleich darauf zurückgekehrte Herzog besuchte sofort Herder, der am 19. einen gefährlichen Anfall seines Rückenleidens erlitten hatte und noch bettlägerig war. Dabei kam es zu einem langen Gespräche über Knebel; Herder ergriff die

Gelegenheit, „alles nur ganz leise hinzuschieben“, was er zu Knebels Gunsten bemerken konnte. Durch den Herzog erfuhr man, daß es schwerlich zum Kriege komme (Englands Einlenken hatte Herzberg eben bewogen, dem Könige die Gefahr eines Krieges ohne Bundesgenossen vorzustellen), vielmehr eine bewaffnete Negotiation eintreten werde. Bei Frau von Stein äußerte der Herzog sich gegen Schiller, der während seiner Abwesenheit sich vermählt hatte, sehr geneigt. Kurz darauf begab er sich auf einige Zeit zu seinem Regiment.

Goethe hatte sich an den Gemälden fast krank gesehen, als am 5. Mai der wieder genesene Meyer zu seiner innigsten Freude eintraf, der die Ankunft der Herzogin-Mutter für den nächsten Abend ankündigte. In ihrer Begleitung war der mit fast kindlicher Liebe an ihm hängende Maler Bury, sein „zweiter Fritz“ (neben Fritz von Stein). Auch Reichardt kam nach Venedig. Der Französische Gesandte Marquis von Bombelles erwies der Herzogin alle Ehre. In Mantua genoß man zwei schöne Tage. Dort wurde Goethe durch die Kunde von Herders jetzt überstandener schweren Krankheit betrübt. „Ich hoffe euch wohl zu finden“, schrieb er am 28. Mai. „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt.“ Bury blieb in Mantua, Meyer ging nach seiner Heimat. Von Verona aus schrieb Goethe an Knebel, die Herzogin-Mutter wünsche ihn einen Tag in Nürnberg zu sehen, was auch ihm selbst eine große Freude sein werde; den 11. oder 12. Juni würden sie dort ankommen. In Innsbruck erschreckte sie die Zeitungsnachricht von Herders Tod, erst zu Augsburg klärte sich die Verwechslung glücklich auf. Aber dort erfuhr man, daß Knebels jüngster Bruder Max sich einige Schritte von diesem erschossen hatte. Von Augsburg schrieb Goethe den 9. an Herder: „Die Herzogin[-Mutter] ist wohl und vergnügt, wie man ist, wenn man aus dem Paradiese zurückkehrt. Ich habe nun schon eine habitude, und es war mir diesmal recht wohl aus Italien zu gehen. Tyrol hat uns sehr höflich behandelt. Dr. Huschke [ihr Begleiter] ist sehr brav und hat viel glückliche Eigenschaften zum Arzte. Wir müssen ihn halten und behalten. [Er ward herzoglicher Leibarzt.] Ich bin diese Zeit her sehr fleißig gewesen. Wenn mir der Himmel günstig ist, will ich noch einiges [in der Naturwissenschaft] vor mich bringen. Grüße deine liebe Frau. Empfiehl mich der regierenden Herzogin. Vermutlich ist der Herzog noch in Aschersleben. Ich sehne mich herzlich nach Hause. Lebe wohl, du Wiederauferstandener. Es war ein verfluchter Begriff, wenn ich mir einige Augenblicke denken mußte,

daß du abgetreten seist." Noch in Augsburg empfing er die Einladung des Herzogs, zu ihm ins preußische Lager in Schlesien an der böhmischen Grenze zu kommen; hatte ja Goethe den Wunsch geäußert, in diesem Jahre recht viel im Freien zu sein. In Nürnberg trafen sie Knebel nebst Schwester die ihr Unglück standhafter trugen, als man erwartet hatte.

Zu Weimar hatte die schaurige Kunde von Knebels Unglück allgemeines Bedauern und das Bestreben erregt, diesem thätige Teilnahme zu bezeigen. Am 12. teilte Knebel die traurige That und ihre Veranlassung Herder mit; den Herzog verwies er auf diesen ausführlichen Bericht. Karl August beschied Herder zu sich, mit dem er höchst teilnehmend in Gegenwart der Herzogin von Knebel sprach, und angelegentlich den Wunsch äußerte, dieser möge mit Mutter und Schwester nach Jena ziehen. Auf Herders Bemerkung, Knebel könne von seinem Gehalt nicht leben, erwiderte er, an einer Gehaltszulage habe es sich nicht gestoßen, sondern daran, daß er eine Anstellung in Jena verlangt habe, die er ihm beim besten Willen nicht habe geben können; ihm 1000 Thaler zu bewilligen, unter denen er nicht leben könne, erklärte er sich bereit. Ehe Frau von Stein sich am 25. nach Jena begab, trug der Herzog ihr auf, Knebel seinen Wunsch mitzuteilen, daß er mit Schwester und Mutter nach Jena ziehe, und die Herzogin hatte ihr vertraut, ihr Gemahl werde gern 200 Thaler zulegen. Karl August selbst richtete an ihn bereits am 27. den herrlichen Brief, worin er die That des Bruders preist, der sich selbst erlöst habe, weil er nicht unter Pflanzen habe leben können, wie sie der Ansbacher Boden trage; sollte man wegen der Fortbeziehung der Pension der Mutter außer Landes Schwierigkeit machen, so würde diese vielleicht durch sein herzogliches Wort gehoben werden. Noch waren die Briefe nicht an Knebel gelangt, als der Herzog in Begleitung Voigts am 30. nach Berlin reiste, wo noch die Verhandlungen über Krieg oder Frieden schwebten. Die Reise war um einen Tag wegen der großen Verwüstungen verschoben worden, welche ein fürchterliches Gewitter im Ilmthale angerichtet, wobei sich der Herzog wieder als entschlossener Retter gezeigt hatte. In Berlin gab es mancherlei zu besorgen. Karl August fand dabei an Voigt den geschicktesten Ausführer.

Am 20. Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein. Voigt war von Berlin zurückgekehrt, während der Herzog sich zur Reise nach dem schlesischen Lager rüstete, wo er die Inspektion der ganzen Magdeburgischen Kavallerie (seines und des Ilowschen Regiments und der Leib-Kürassiere-Karabiniers) haben sollte. Voigt wiederholte Goethe des Herzogs Einladung. „Ihre Frau Mutter ist glücklich angekommen", berichtete dieser den 22. an Karl August. „Sie wünschte sehr, Sie hier zu finden; da Sie

abwesend waren, hat sie die erste und beste ihrer Freuden vermißt. Ich habe das Mögliche gethan, ihr die Rückreise wo nicht angenehm, doch leidlich zu machen. Die Einladung ins Lager . . . ist mir sehr erfreulich. Ich werde alles einrichten, um bald abgehen zu können. Manches möchte ich nicht unvollendet lassen: die völlige Einrichtung Ihrer Frau Mutter [in Belvedere, das sie bezog, weil das Unwetter Tiefurt und ihre Stadtwohnung verwüstet hatte], Einsiedels Situation [bei ihr] ꝛc. Der Schloßbau wird mir auch einige Zeit nehmen. Eine Wunde am Fuße, die mich hindert, Stiefel anzuziehen, wird auch bis dahin heilen; ich erwarte überhaupt noch nähere Nachrichten von Ihnen. Daß Voigt Gelegenheit gehabt hat sich zu zeigen, freut mich sehr. Leben Sie recht wohl. Nach so langer Zeit verlangt mich sehr, Sie wieder zu sprechen. Wirken Sie glücklich und behalten mich lieb.“ Innig freute sich Goethe seines häuslichen Glückes und der Verbindung mit Herder, der sich ja auch seines Mädchens freundlich angenommen hatte. Der Herzogin, die über den Umsturz in Frankreich, die begeisterte Teilnahme, die derselbe auch in ihrer Nähe fand, und den drohenden Krieg zwischen den deutschen Mächten unglücklich war, suchte er Freude zu bereiten. Zunächst mußte er Belvedere für den Sommeraufenthalt der Herzogin-Mutter einrichten, die ihren Schmerz, daß sie das von der Natur und der Kunst gesegnete Land hatte verlassen müssen, zu überwinden suchte. Auch die mancherlei ihm übertragenen Geschäfte nahm er wieder auf und förderte sie so, daß seine bevorstehende Entfernung keine Störung hervorbringe. Am 1. Juli wendete er sich wieder an den Herzog, der nach dem letzten Briefe an seine Gattin jetzt wohl in seinen Quartieren zu Grebischen bei Breslau schon ein wenig eingerichtet sein, auch von dem Marsch einige Tage ausgeruht haben werde. Dabei konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese große Demonstration eines kriegerischen Vorhabens zum Heil und Frommen von Deutschland und ganz Europa ausschlagen und den Frieden bringen möge. „Ich habe indessen alles eingerichtet und eingeleitet“, schrieb er, „daß ich bald von hier abgehen kann. Ich bereite mich nun auf die Reise vor, daß ich sie auch nutzen kann, wie sichs gebührt [für seine wissenschaftlichen Zwecke]. Montags [den 5.] zieht Ihre Frau Mutter nach Belvedere; dieser Aufenthalt wird ihr und andern, hoffe ich, wohlthätig sein. Meiner Mutter hab' ich geschrieben, sie solle die Zimmer, welche der Reichsquartiermeister [für die Tage der Kaiserkrönung] nicht wegnimmt, ja nicht weggeben. Sie freut sich schon in der Hoffnung, Sie bei sich zu bewirten. Ich wünsche noch immer, daß Sie alsdann den [siebenjährigen] Prinzen mitnehmen; es wird das Kind auf einmal weit vorwärts bringen. Der Schloßbau geht ganz munter fort; an Arens schreibe ich gleich, sobald man über das Geschenke, was man ihm

[wegen seines zweimaligen Aufenthaltes in Weimar] geben will, einig ist. Die übrigen Angelegenheiten, die noch einigermaßen an mich geknüpft sind, habe ich auch wieder angesehen und um etwas befördern helfen. Voigt ist sehr zufrieden und neu belebt zurückgekehrt; er war in Berlin recht in seinem Elemente. Da mein letzter [siebenter] Band nunmehr gedruckt ist, scheine ich mir erst ein freier Mensch; in der letzten Zeit drückte dieses Unternehmen doch zu stark auf mich. Desto mehr lasse ich jetzt bloß den Genius walten. An meinem Büchlein Epigrammen schreibe ich ab; es sind freilich manche ganz lokal und können nur in Venedig genossen werden. Das botanische Werkchen macht mir Freude; denn ich finde bei jedem Spaziergange neue Belege dazu. Was ich über die Bildung der Tiere gedacht habe, werde ich nun auch zusammenschreiben. Und die Reise, die ich zu Ihnen thue, giebt mir die schönste Gelegenheit, in mehr als *einem* Fache meine Begriffe zu erweitern. . . . Meine Wohnung danke ich Ihnen täglich; sie wird immer lustiger und anmutiger. Das Chaischen, das Sie so weit herumgeführt hat, ist auch diesmal glücklich von Weimar nach Verona [wo er es hatte stehen lassen] und von da zurückgekommen; es soll mich auch wieder zu Ihnen bringen." Am Schlusse teilt er ihm mit, daß Huschke die Heilung des Rittmeisters Lichtenberg übernommen habe, und er sei sehr neugierig, was dieser ausrichten werde. „Ich habe viel Vertrauen zu ihm. Lassen Sie uns diesen jungen Mann ja festhalten!"

Noch länger als drei Wochen hielt es ihn in Weimar zurück im Genusse seines häuslichen Glückes, in Betreibung der Geschäfte und seiner naturwissenschaftlichen Beobachtungen. Aus dieser Zeit ist uns ein Brief Knebels erhalten, dessen Schreiben an den Herzog er demselben übersandt hatte. Diesem meldet er: sein Gemüt treibe ihn mehr als je zur Naturwissenschaft; von seiner Reise nach Schlesien verspreche er sich außer mancherlei Beschwerden viel Vergnügen und Nutzen; unterwegs gedenke er Dresden zu sehen, auf dem Rückweg Freiberg; sollte er lange Stunden haben, so werde er das zweite Stück seiner „Metamorphose der Pflanzen" und seinen Versuch über die Gestalt der Tiere schreiben. Wir hören auch, daß seine Kasse für den Steinschneider Facius durch dessen Reisen und die Erbauung seiner Maschine etwas schmal geworden, so daß er augenblicklich auf den von Knebel ihm angebotenen vorteilhaften Ankauf von Petschaftsteinen nicht eingehen könne.

Am Morgen des 26. trat er die Reise an; zwei Tage später traf er in Dresden ein. Hier besuchte er gleich den Hausmarschall von Racknitz, den er von Karlsbad her kannte, den Direktor der Kunstakademie Casanova und den Oberbibliothekar Adelung. Die Gemäldegalerie und die Sammlungen der Antiken und Gipse erquickten ihn. Der preußische Gesandte von Geßler

brachte ihn auf den Weinberg des Oberappellationsrates Körner, des vertrautesten Freundes von Schiller, mit dem er sich über Kunst unterhielt. Schon hier verlautete von der Reichenbacher Konvention, wonach er bereits in vierzehn Tagen zurückzukehren gedachte. In der Nacht auf den 31. eilte er zum Herzog, den er im Lager bei Groß-Zirlau in der Nähe von Freiberg traf; er war „wohl, stark und dick, auch der besten Laune“. Von hier schrieb er am 6. August seiner Christiane, die schon eines Briefes aus Dresden sich erfreute und aus Schlesien die meisten Briefe von ihm erhielt. An mancherlei Ausflügen fehlte es nicht. Da schon am 27. die Reichenbacher Konvention geschlossen war, zogen die Preußischen Truppen sich von der Böhmischen Grenze langsam zurück. Er folgte mit dem Herzog der Brigade desselben, nicht ohne alles naturwissenschaftlich Merkwürdige auf dem Wege möglichst zu beobachten. Am 10. lag die Brigade Karl Augusts auf Dörfern bei Breslau; das Zelt des Herzogs, bei welchem Goethe wohnte, befand sich bei Grebischen. Von dort meldete er den 10. an Herder: „Heute war ich in der Stadt und habe nur den Minister [von Schlesien Graf von] Hoym einen Augenblick gesprochen. Seit Anfange des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirgs und der Ebene durchstrichen, und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Ansichten vergütet . . . . Aller Wahrscheinlichkeit nach bricht die Armee vor Ende des Monats aus Schlesien auf. Ich mache eine Reise durch die Grafschaft Glatz und kehre nach Dresden, dann über Freiberg zu euch zurück.“ Goethe folgte am 11. dem Herzog in sein Absteigequartier im roten Hause zu Breslau. An demselben Tage kam der König von Schönwalde zurück und hielt sogleich große Cour, wobei Goethe „sehr verschiedene Gestalten nebeneinander“ sah. Man hörte, das Ende des Feldzugs hänge von Rußlands Erklärung ab. Vom 15. bis zum 19. reihte sich Fest an Fest; der Herzog war meist dazu eingeladen, ein paarmal auch Goethe, der häufig Privateinladungen folgte. Der König scheint ihn, obgleich er bei der Cour und auch bei Festen mit ihm zusammen sich befand, nicht beachtet zu haben. Ihn kümmerte der berühmte Dichter, der doch auch zugleich Minister war, so wenig wie seinen Nachfolger. Am bedeutendsten war für Goethe die Bekanntschaft des Oberbergrichters von Schuckmann. „Wenn du ein Freund von Resultaten wärest“, schrieb er den 21. an Herder, „so könnt' ich gegenwärtig damit aufwarten. Gegenstände genug habe ich gesehen und mir manches dabei denken können. Schlesien ist ein sehr interessantes Land, und der Augenblick ist interessant genug. Eine Menge Menschen lerne ich kennen, neue Verbindungen werd' ich wohl schwerlich eingehen. In wenigen Tagen

hoffe ich von hier abzugehen. Der Herzog ist wohl.“ In der Nachschrift heißt es: wegen der geistlichen Stellen habe er mit dem Herzog gesprochen, an den aber noch nichts gekommen sei; gegenwärtig liege die Sache zu sehr außer dem Kreise von dessen Aufmerksamkeit, als daß er näher auf sie hätte eingehen und auf einen Entschluß hinwirken können. Das Epigramm „Feldlager“ legte er bei und fragte, ob seine Frau ihm noch kein Augustkindchen gebracht habe. An demselben Tage erwiderte er Voigt: „Der Herzog ist sehr wohl; er hat das Unglück, daß die Welt ganz alberne Märchen auf seine Rechnung erzählt. Ich bin gesund und unter dem großen Haufen nach meiner Art still; ich sehe und höre viel, worüber ich mich mit Ihnen zu besprechen wünsche. Wegen des Prof. Hufeland [des Juristen in Jena, der nach Erlangen berufen worden war] werde ich mit Serenissimo sprechen, sobald ein ruhiger Augenblick kommt, welche hier selten sind. Ich wünsche sehr, daß der Mann uns erhalten werde. Die bewußte [uns unbekannte] Angelegenheit möchte wohl nicht weiter vorrücken, als sie von Ew. Wohlgeboren gebracht worden. Es scheint, als wenn erst unsern Nachkommen aufbehalten wäre, dabei Ehre einzulegen. Wenn die Summe zur Gewältigung [der Wasser zu Ilmenau] nicht reicht, werden wir wohl den Rest noch aufnehmen müssen. [Da die neue Maschine Baldaufs nicht genügte, wurden zwei andere nach dessen Vorschlag erbaut.] Bringe uns nur das gute Glück vor Winter hinab! Weyland [der Bruder seines frühern Straßburger Freundes, seit diesem Jahr Geheimsekretär des Herzogs] ist ein gar wackerer Mann.“

Erst am 26. reiste Goethe allein auf etwa sechs Tage nach der Grafschaft Glatz. Er erhielt dazu 100 Thaler aus der Reisekasse des Herzogs. In der Grafschaft zogen ihn die großen Landgüter und die mancherlei merkwürdigen Felsbildungen an. Am 31. schreibt er von Landshut aus an Fritz Stein: „Recht vieles habe ich gesehen, das ich dir gönnte, das du brauchen kannst und das bei mir überlei ist .... In alle dem Gewühle habe ich angefangen meine Abhandlung über die Bildung der Tiere zu schreiben [wohl in Breslau] und, damit ich nicht gar zu abstrakt werde, eine komische Oper [den Conte] zu dichten. Du siehst, daß mein Naturell [seine unermüdete Thätigkeit] aushält.“ Am 2. September (den 1. war er nach Breslau zurückgekehrt) wurde die früher mit dem Herzog und Graf von Reden, dem Direktor der Schlesischen Bergwerke, verabredete Fahrt nach Tarnowitz, Krakau, Wieliczka und Czenstochowa angetreten. Tarnowitz tröstete ihn über Ilmenau, da man dort, wenn auch aus geringerer Tiefe, eine größere Wassermasse durch drei Feuermaschinen zu heben hoffte. Am 11. (Tags vorher waren sie zurückgekehrt) schrieb Goethe in schlimmer Laune an Herder: „Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ

merkwürdig gewesen wäre, gesehen .... Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkigen Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche. Noch will nichts rücken, von der Abreise des Königs wird gar nichts gesprochen; indessen wünscht sich alles nach Hause, weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte. Ob der Kurier, der heute aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird sich zeigen. Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen. Der Herzog ist sehr gut gegen mich und behagt sich in seinem Element." Dagegen erwidert der Herzog denselben Tag Einsiedel: „Ich hoffe nun ganz gewiß, zu Ende dieses Monats zu Hause zu sein, wenigstens werde ich das Meinige ernstlich dazu beitragen. Die Unruhen [der Bauern] in Sachsen machen mir Sorge, und wenn auch mein Wunsch, die Meinigen wiederzusehen, mich nicht triebe, so wäre die Gefahr, welche sich uns nähert, schon dazu hinreichend genug. Der hiesige Aufenthalt gewährt mir wenig Heil und Freude; die Gesellschaften sind steif und ängstlich in engen Stuben. Neugierig bin ich, die Engländerin zu sehen, die dir ein Jucken der Tanzluft in die Füße gebracht hat!" Goethe ging, ehe er nach Dresden zurückkehrte, noch auf das Riesengebirge und kehrte von da über die Schneekoppe nach Breslau zurück. Auf diesem Wege besuchte er den Steinschneider Ludwig in Friedeberg. Am 19. reiste er, nachdem er aus der Reisekasse des Herzogs wieder 100 Thaler erhalten hatte, von Breslau ab, brachte eine Woche im schlesischen Gebirge zu und kam am Abend des 25. in Dresden an. Hatte er Schlesien gewissenhaft ausgenutzt, so machte ihn sein achttägiger Aufenthalt in Dresden recht glücklich. Nicht bloß die „unglaublichen" Kunstschätze, sondern auch die im Zwinger aufgestellten Tierskelette zogen ihn an, da er in Breslau sich mit der Tierbildung ganz besonders beschäftigt hatte. Dazu kamen die lebhaften Verhandlungen mit Körner über Kant, dessen Kritik der teleologischen Urteilskraft ihm sehr zusagte, über die Natur und die bildende Kunst, ja er trat Körner so zutraulich nahe, daß er ihm einige seiner erotischen Elegien vorsagte, deren große Bestimmtheit und lebhafte Darstellung wie auch die gefeilte Sprache und die kunstvolle Behandlung der Verse dem Freunde Schillers sehr auffielen. Auch der Herzog scheint den Weg über das Riesengebirge genommen zu haben; in der Nacht vom 28. auf den 29. war er auf dem Oybin zwei Stunden südlich von Zittau. Am 3. reiste Goethe von Dresden nach Freiberg, wo er das Bergwerk

besuchte. Drei Tage später fand er sich mit dem Herzog in Jena zusammen, wo dieser von der Herzogin und dem ganzen Hofe im Griesbachischen Garten festlich empfangen wurde. Da eben Ferien waren, stellte sich von den Professoren nur Loder ein; auch Schiller hielt sich zurück. Der Herzog aber ließ sich dessen „Geisterseher“ geben, von dem eben in der „Literaturzeitung“ eine höchst günstige Beurteilung erschienen war.

Goethe freute sich, sein Mädchen und Kind wohl wiederzufinden, und genoß nach zehnwöchentlichem, oft beschwerlichem, aber doch an Belehrung und Genuß reichem Umherirren seine stille Häuslichkeit mit ganzer Seele. Auch die engste Freundschaft mit Herder dauerte fort, dessen am 21. August geborenen Sohn Rinaldo Gottfried, den Paten der Herzogin-Mutter, er herzlich begrüßte. Am 7. hatte die Leipziger Zeitung den Tod des Herzogs gemeldet, wodurch manche Freunde in der Ferne schmerzlich berührt wurden; die bei dieser Gelegenheit kundgegebenen Empfindungen rührten diesen sehr und schmeichelten ihm. Es lag der ganzen Nachricht nur ein ungefährlicher Sturz mit dem Pferde zu Grunde. Der Schloßbau war so weit vorgeschritten, daß schon am 9. das Dach gerichtet wurde, wozu Voigt den Spruch in Knittelversen schrieb, den der Zimmergesell vom Dache herab sprach, ehe er einen Becher auf das Wohl des Fürstenhauses austrank. Voigt hatte besonders hervorgehoben, daß kein fremder Baum und Stein zum Baue verwandt werde und der mit dem Frieden wiederkehrende Herzog Licht und Wärme gewähre.

Wohlthätig immer weit und breit,
Strahlt er umher Unsterblichkeit.

Für den Herzog war der Aufenthalt in Schlesien nicht weniger förderlich wie für Goethe; er hatte dort menschliche und staatswirtschaftliche Verhältnisse kennen gelernt, von welchen er „das Gute in sein Land verpflanzen zu können“ glaubte. Zunächst mußten die auf der Reise aufgeschobenen Entscheidungen gefaßt werden. Goethe nahm seine liegen gebliebenen Geschäfte wieder auf. Die Abhandlung über Tierbildung setzte er fort. Seine heitere Stimmung zeigt seine Antwort vom 25. auf einen Brief des aus Italien zurückgekehrten Reichardt, der von seiner Beschäftigung mit Goethes in seinen Schriften neu erschienenen Singspielen berichtet, aber auch wieder an den Text zu einer großen Oper gemahnt hatte. „Ich arbeite an meinem anatomischen Werkchen und möchte es gern noch auf Ostern zu Stande bringen“, heißt es hier. „Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner emanzipierten Kinder annehmen; ich denke nicht mehr an sie. Machen Sie damit, was Ihnen gut däucht; es wird mir lieb und recht sein. Eine große Oper zu unternehmen,

würde mich jetzt viel Resignation kosten; ich habe kein Gemüt zu allem diesen Wesen: wenn es aber der König [der, wie er gesehen, gar nichts aus ihm machte] befehlen sollte, so will ich mit Vergnügen gehorchen, mich zusammennehmen und nach bestem Vermögen arbeiten .... An den Conte hab' ich [nach der Rückkehr aus Schlesien] nicht wieder gedacht; es können die Geschöpfe sich nur in ihren Elementen gehörig organisieren. Es ist jetzt kein Sang und Klang um mich her; wenn es nicht noch die Fidelei zum Tanze ist. Und da können Sie mir gleich einen Gefallen thun, wenn Sie mir auf das schnellste ein halbdutzend oder halbhundert Tänze schicken aus Ihrem rhythmischen Reichtume zu Englischen und Quadrillen. Nur recht charakteristische; die Figuren erfinden wir schon. [Man sieht, seine tanzlustige junge Frau hatte es ihm auch hiermit angethan.] Verzeihen Sie, daß ich mit solcher Frechheit mich an einen Künstler wende. Doch auch selbst das geringste Kunstwerk muß der Meister machen, wenn es recht und echt werden soll. Geht mirs dann im Tanze und Leben leidlich, so klingt ja wohl auch eine Arie wieder einmal an. Kants Buch [‚Kritik der Urteilskraft'] hat mich sehr gefreut und mich zu seinen frühern Sachen gelockt; der teleologische Teil hat mich fast noch mehr als der ästhetische interessiert. [Reichardt war mit Kant befreundet.] Für Moritz [der sich leidend fühlte] hoffe ich noch immer; er ist noch jung und hilft sich wohl durch. Grüßen Sie ihn herzlich .... Leben Sie recht wohl. Diesen Winter komme ich schwerlich nach Berlin. Grüßen Sie die Ihrigen und lieben mich." Aus seiner Frage, ob Freund Schuckmann, der ihm sehr lieb geworden sei, so fest sitze, daß er gar nicht zu verpflanzen wäre, ergibt sich, daß er bereits damals mit dem Herzog an dessen Berufung nach Weimar dachte.

Schon am 15. hatte er einen Aufsatz über die Bearbeitung der Schiefer durch Pochen und Schlemmen und zugleich eine darauf bezügliche Verordnung an das Bergbauamt entworfen, die er Voigt vorlegte. Auch wollte er der Herzogin-Mutter eine Sammlung Mineralien verschaffen, womit diese ihren italienischen Freunden eine Freude zu machen gedachte. In ihrem Auftrage frug er den 17. bei Knebel an, ob dessen Schwester geneigt sei, als Hofdame bei ihr einzutreten, da die Göchhausen mit ihr so zerfallen sei, daß keine Herstellung des Verhältnisses möglich scheine. Vielleicht könne dadurch die Beziehung seiner Familie zu ihnen und dem Lande angenehmer und fester werden, auch sein einmal geäußerter Wunsch nach einem kleinen Besitztum etwa bei Jena bei dieser Gelegenheit in Erfüllung gehen. Am 21. erwiderte der Herzog auf einen ihm sehr spät zugegangenen Brief Knebels vom 12.: „Es freut mich sehr, daß du dasjenige, was ich für dich thun kann, als einen Beweis meiner Freundschaft und meines Anteils an deinem Wohlsein an-

nimmst. Es wird mir recht angenehm sein, wenn du deine Mutter und Schwester bereden kannst, sich zu mir zu wenden, und ich zweifle nicht, daß der Markgraf von Ansbach, sollte auch ein Schreiben von mir dazu nötig sein, ihnen verstatten wird, ihre Pension außer Landes zu verzehren. Goethe wird auch hoffentlich gern und leicht ein Unterkommen in Jena verschaffen." Knebel wollte erst im nächsten Frühjahre mit seiner Schwester zum Besuche kommen. Die Göchhausen war unterdessen von der Herzogin-Mutter wieder zu Gnaden angenommen worden.

Gegen Ende Oktober ging Goethe mit Lips nach Jena, wo er, wie im vorigen Jahre, bei Loder Muskellehre hörte, doch veranlaßte ihn dies nicht zur Vollendung seiner anatomischen Abhandlung, die ihn zu Weimar fast drei Wochen lang beschäftigt hatte. Damals besuchte er auch einmal Schiller, mit dem es zu einer lebhaften, an Goethes Besuch bei Körner anknüpfenden Unterhaltung kam, ohne daß eine nähere Verbindung dadurch herbeigeführt worden. Von Schiller war eben im „Historischen Kalender" der erste Teil seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" erschienen. Dieser ließ ihn dem Herzog durch Voigt mit dem Ausdrucke seiner Verehrung überreichen. Karl August dankte ihm für dieses „hübsche und merkwürdige" Werk. „Heute schicke ich ein Exemplar davon dem regierenden Herzog von Braunschweig, dem es gewiß gefallen wird", fügte er freundlich hinzu. „Für den Anteil, den Sie und Lottchen an meiner Höllenfahrt und Rückkunft daher [dem Sturz mit dem Pferde] haben nehmen wollen, bin ich Ihnen ebenfalls recht sehr verbunden. Ich bitte mich Ihrer Frau zu empfehlen, und beide ersuche ich von meiner wahren Hochachtung und Freundschaft überzeugt zu sein. Leben Sie beide recht glücklich und wohl!"

Als Goethe nach einigen Wochen aus Jena zurückkehrte, suchte er zunächst Schuckmann nach Weimar zu ziehen. „Welches Vertrauen ich zu Ihnen gefaßt", schrieb er ihm, „haben Sie gewiß in den letzten Zeiten unseres Umganges gefühlt, und mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß der Herzog, der Sie nur wenig gesehen, Sie auch aus der großen Menge unterschieden und ein besonderes Vertrauen auf Sie geworfen. Es fragt sich also, ob Sie sich wohl entschlössen, aus einem großen und weiten Kreise [Preußen] in einen kleinen und engen zu gehen. Beide Arten zu existieren haben ihre Vorzüge. Wenn man in einem großen Zirkel weiter wirkt, so wirkt man in einem kleinen sicherer und reiner, der Abdruck unseres eigenen Geistes kommt uns geschwinder entgegen. Doch ich will nur fragen, nicht schildern und überreden. Der Platz, der Ihnen zugedacht ist, ist ein Platz im geheimen Conseil. Es besteht dieses Conseil aus drei Männern, alle von Jahren [Fritsch, Schnauß, Schmidt]. Mein Stuhl, der dritte, steht seit sechs [mehreren?]

Jahren leer, aus Ursachen, die ich Ihnen rein sagen werde. Nehme ich ja wieder Besitz davon, so werde ich mich freuen, mit Ihnen zu arbeiten, und ich hoffe, auch zu Ihrer Zufriedenheit. Sie sehen, es ist eine der ersten Stellen in unserm kleinen Staate; etwa 1400 Thaler würde die Besoldung sein. Mehr sage ich nicht für diesmal. Sollten Sie den Antrag nicht ganz ablehnen, so werden Sie mir so viel spezielle Fragen vorlegen, als Sie mögen, und ich will sie gern beantworten.“ Er bat um baldige Antwort und Geheimhaltung des Antrags.

Um diese Zeit muß Goethe zur Überzeugung gekommen sein, daß die Newtonsche Farbenlehre irrig sei. Er selbst berichtet, daß er, als er längere Zeit nach der Rückkehr aus Rom sich von seiten der Physik den Farben zu nähern gedacht, die gangbare Lehre wieder in einem Handbuche [von Erxleben?] gelesen, wodurch er nicht gefördert worden; doch habe er sich vorgenommen, die von Newton angeführten Erscheinungen selbst zu sehen. Zu diesem Zwecke habe er sich die nötigen Prismen von Hofrat Büttner in Jena geliehen, die aber, da es ihm an einer dunklen Kammer gefehlt, unbenutzt im Kasten liegen geblieben. Auch in der neuen Wohnung sei er nicht dazu gekommen, obgleich in dieser ein zu diesem Zwecke ganz geeignetes Zimmer sich befunden habe. Als Büttner die Prismen wieder zurückgefordert, habe er gebeten, sie ihm noch einige Zeit zu lassen. Nach mehrfach vergeblich wiederholten Aufforderungen habe Büttner ihm endlich einen Boten geschickt, der die Prismen mitbringen solle. Ehe er sie aber übergeben, sei ihm eingefallen, noch einmal geschwind einen Blick in ein Prisma zu thun, und da habe er, indem er durch dasselbe auf eine geweißte Wand geschaut, wider alle Erwartung statt des verheißenen Farbenspiels nur Weiß gesehen, woraus er geschlossen, die Lehre von der Teilung des Lichtstrahls sei falsch, und bald erkannt, daß zur Bildung der Farbe eine Grenze nötig sei. Seitdem habe er versucht, die von ihm in Zimmern und im Freien durch das Prisma gesehenen Erscheinungen mit Benutzung von schwarzen und weißen Tafeln zu Versuchen zu erheben. Zunächst vertraute er seine Entdeckung nur dem Herzog und Herder.

Die Elegieen und Epigramme lagen schon länger abgeschlossen vor. Ihre Herausgabe widerrieten Herder und selbst Karl August. Die Herzogin-Mutter, welcher Goethe sich sehr freundlich zeigte (er nahm auch wohl an ihren Montagabenden teil, wo Dichtungen von Lessing, Wieland und ihm selbst vorgelesen wurden), bestimmte ihn zur Neubearbeitung und Vollendung des „Wilhelm Meister“, womit er aber nicht weit gedieh, da ihn die Farbenlehre in Beschlag nahm. Auch dem gesellschaftlichen Leben mußte er in dem diesmal bei der Anwesenheit des Herzogs und vieler Fremden „sehr

brillanten“ Karneval, manche Zeit widmen. Seine Frau liebte ein lustiges Leben, besonders war der Tanz ihre Leidenschaft. Einen eigenen Eindruck mußte es auf Goethe machen, als die Schwester der Wetzlarer Lotte als Frau Ridel nach Weimar kam. Die Heirat war am 1. Januar vollzogen worden; die notwendige Einwilligung des Herzogs hatte Goethe von Schlesien aus mit den besten Wünschen übersandt.

Auch die Universität beschäftigte ihn wieder. Schon im vorigen Jahre war der Vorschlag gemacht worden, unter Aufsicht der akademischen Behörde die Studenten zu landsmannschaftlichen Verbindungen zusammentreten zu lassen. Der Herzog bat auch Herder um ein Gutachten. Dieser erklärte sich dagegen; man solle die bestehenden Verbindungen leise überwachen, wie es die akademischen Gesetze gestatteten, aber daneben bessere Gesellschaften und wissenschaftliche Ziele befördern. Einen besonders günstigen Einfluß versprach er sich von einer zeitgemäßen Änderung des so tief gesunkenen akademischen Konviktoriums, mit welcher der Herzog bei der Universität nicht durchgedrungen war. Karl August nahm Herders Anerbieten, darüber seine Gedanken aufzusetzen, dankbar an. Dieser arbeitete auch eine ungemein umfangreiche Denkschrift aus, die er am nächsten 28. Februar überreichte, aber die Entscheidung darüber zog sich bei dem Widerstande der Universität und den Verhandlungen mit den verschiedenen Höfen lange hin.

Nicht vergebens hatte der Herzog sich am Anfange des vorigen Jahres mit Reichardt über das Theater unterhalten. Mit dem Frühjahre 1791 sollte die immer schlechter gewordene Bellomosche Gesellschaft Weimar verlassen. Da lag denn der Gedanke sehr nahe, in Zukunft eine unter Aufsicht des Hofes stehende Bühne zu gründen, wobei Karl August besonders auf Goethes Beistand rechnete, obgleich dieser vom Geschmacke der Zuschauer, auf den eine solche angewiesen war, gar wenig erwartete. In diesem Winter wurden die Vorstellungen gehoben durch das Gastspiel des Ehepaares Beck aus Mannheim. Der Herzog bot die Leitung seines Theaters Beck an, dieser aber lehnte die bedenkliche Übernahme ab. Der dann als „ein guter Mensch“ in Aussicht genommene Neumann war bedenklich erkrankt. Die Sache lag zunächst in der Hand des Hofmarschallamtes, das den Landkammerrat und Assessor Kirms damit betraute. Dieser wandte sich nun an den Theaterunternehmer Seconda in Leipzig, der sich am 22. Januar wirklich meldete; aber schon hatte der Herzog eine fürstliche Theaterkommission gebildet, an deren Spitze Goethe stand, der, wie wenig Aussicht er auch bei den beschränkten Mitteln und dem verdorbenen Geschmacke haben konnte, vor allem aus Liebe zum Herzog wenigstens die künstlerische Leitung übernahm. Es war ein gewagtes Unternehmen, ein herzogliches Theater mit geringen Zuschüssen

für eine Stadt von 6000 Einwohnern zu beginnen, die an außerordentlich geringe Preise gewohnt waren. Vom Herbst bis zum Sommer sollte man in Weimar spielen, dagegen in den übrigen Monaten, wie schon Bellomo gethan, oder noch längere Zeit draußen so viel verdienen, um in Weimar bestehen zu können. Man besuchte in den ersten Jahren Lauchstedt und Erfurt. Die Kosten mußten äußerst beschränkt werden. Die Zahl der Schauspieler war sehr geringe, weshalb sie oft mehrere Rollen spielen, ja auch Statistendienste leisten mußten. Der Wochenlohn betrug 5 bis 8 Thaler und noch lange bestand man darauf, daß die Schauspieler wie Tagelöhner wöchentlich abgelohnt wurden. Ein Chor war nicht vorhanden; schon unter Bellomo wurden dazu Seminaristen und Gymnasiasten verwandt, vier für jede Stimme. Bei Dekorationen und Kostümen sollte die größte Sparsamkeit stattfinden. Wenn Goethe trotz allem sich zur Übernahme der Bühne bestimmen ließ, so that er dies zumeist aus Liebe zum Herzog, doch hoffte er dabei auch nähere Kenntnis des Theatralischen zu erhalten und Veranlassung, jährlich zwei spielbare Stücke zu liefern. Sparsamkeit bildete den leitenden Grundsatz. Goethes Bestreben war, die Bühne bei aller Beschränktheit der Mittel durch Beachtung eines guten Zusammenspieles zu heben. Schon im Januar erfolgten die Aufforderungen an Schauspieler, sich in Weimar zu melden; sollten ja die Vorstellungen der herzoglichen Bühne mit dem Mai beginnen. Die Verhandlungen nahmen neben den geschäftlichen Arbeiten und optischen Forschungen Goethe diese Monate über sehr in Anspruch. Die „Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau“, vom 24. Februar datiert, schrieb Goethe selbst; sie berichtete, daß man bis Ende 1790 60 Lachter unter dem Stollen niedergekommen, hob auch den lebhaften Anteil hervor, den der Herzog an dem Unternehmen genommen. Schillers schwere Erkrankung Mitte Februar erregte des Herzogs vollen Anteil; er schickte dem Genesenden sechs Flaschen des besten Madeiraweines. Als er anfangs März mit Goethe und Wedell, der sich seinen Kamm operieren lassen wollte, nach Jena kam, wird Karl August ihn besucht haben; von den Vorlesungen des nächsten Sommers befreite er ihn. Wahrscheinlich verhandelte Goethe damals mit dem Hofrat Voigt, dem Professor der Mathematik und Physik, über seine optischen Entdeckungen, welche dieser ihm vergebens auszureden suchte.

Von Goethes guter Laune zeugen die Verse, mit welchen er am 24. des Herzogs Anzeige erwiderte, daß er des schlechten Wetters wegen einen vorgehabten Ausflug aufgegeben habe. Zur Unterhaltung sandte er ihm ein wunderliches naturphilosophisches Buch und beschrieb im Gegensatze dazu die Aussicht, welche ihm seine neue Wohnung biete:

Indeß macht draußen vor dem Thor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorieen
Mir Amor seine Späße vor.

Aber schon in den nächsten Tagen mußte der Herzog zu seinem Regimente. Am 28. schrieb er dem Ansbacher Freunde: „Morgen früh, mein lieber Knebel, trete ich wieder meine diesjährige militärische Sendung an; alle Revuen, selbst die Schlesischen, sind schon bestellt. Diese Einrichtung läßt vermuten, daß man in Preußen die Hoffnung hat, sich mit den Russen [die der Konvention nicht beigetreten waren und erst durch England für den Frieden gewonnen wurden] nicht schlagen zu müssen. Ich wünsche dieses recht sehr und bitte das Schicksal, daß es uns endlich erkennen lehre, man solle mit Geld, Menschen und politischer Thätigkeit sparsam sein. In dem Zwischenraume der Exerzierzeit denke ich etlichemal herkommen zu können; hoffentlich treffe ich dich alsdann hier an. Ich freue mich recht sehr darauf, dich wiederzusehen und deiner Schwester Bekanntschaft zu machen .... Wenn kein Krieg entsteht, so rechne ich darauf, mit meiner Frau den Monat Juni im Eisenachischen zuzubringen und das Ruhlaer Bad zu besuchen. Im Monat Mai wird unser neues Theater seinen Anfang nehmen; ob wir gleich dieses Unternehmen sehr mäßig beginnen, so hoffe ich doch, daß es mehr Vergnügen reichen wird, als aus den bisherigen Schauspielen zu schöpfen war. In Frankreich sieht es wahrlich noch nicht viel klarer aus als in unsern Märznebeln; bricht auch zu Mittage die Sonne endlich durch, so fehlt doch die alte Wetterregel nicht, daß hundert Tage darauf ein Gewitter entsteht.“ Der Herzog hatte wieder Goethe alle Angelegenheiten anvertraut, die während seiner Abwesenheit rasche Erledigung und stete Vorsorge brauchten. Neben der Optik nahmen die Wahl der Schauspieler (nur vier von Bellomo hielt er bei) und die nötigen Vorbereitungen für die Bühne seine meiste Zeit in Anspruch, da es galt, die von allen Seiten zusammengekommene Truppe zu einem tüchtigen Zusammenspiel zu bringen.

Auch Schuckmann hatte man nicht aus dem Auge verloren; dachte man auch nicht an sofortige Berufung, so beantwortete Goethe doch die von ihm gestellten vorläufigen Fragen. „2000 bis 2200 Thaler sind ungefähr das Höchste, was unser Dienst trägt“, schrieb dieser. „Man reicht hier damit, ich möchte sagen so weit wie in allen mittlern Städten Deutschlands. Die Quartiere sind das Teuerste; im ganzen sind die Lebensmittel im mäßigen Preise. Das einzige, was jene Summe hier wirklich größer macht, ist, daß weder Hof noch Stadt exigeant sind, jeder nach seiner Weise lebt und keiner zu einem Aufwande von Kleidern, Equipage, Gastierungen genötigt ist, wenn

er sie nicht machen kann oder mag. Es ziehen deswegen jährlich Fremde zu uns, die ganz wohl ihre Rechnung finden. Natürlich würden Sie einige Zeit brauchen, die Verhältnisse des kleinen Staates kennen zu lernen. Doch ist er leicht zu übersehen, besonders für einen, der aus dem größern kommt. Es ist vieles bei uns ziemlich im klaren, und jemand, der mit Konsequenz auf Ordnung und Klarheit dringt, wird hier bald zu Hause sein. Die Art, wie sich der Herzog selbst der Geschäfte annimmt, bringt viel Gutes hervor. Das Verhältnis eines neu eintretenden fremden Geschäftsmannes hat immer eine Mißlichkeit; doch würde ich im entstehenden Falle darüber ganz aufrichtig und klar sprechen. Es versteht sich, daß alsdann ohnedem eine Veränderung in dem gegenwärtigen Personal vorginge. Ihre Entlassung aus dortigen Diensten würde der Herzog selbst zu bewirken sich angelegen sein lassen. Und so schmeichle ich mir mit der Hoffnung, Sie einmal näher zu sehen und mit Ihnen manche Knoten zu lösen, die die Menschen verwirren, und unnötiger, ja ungeschickter Weise ihnen das bischen Glückseligkeit rauben, dessen sie noch fähig waren."

Eine Freude war es für Goethe, daß gerade damals der berühmte Schauspieler und Theaterdirektor Schröder aus Hamburg nach Weimar kam, den er über manches befragen konnte. Von Mannheim aus gab dieser ihm über eine dortige Schauspielerin Nachricht, erklärte sich auch ausführlich über seine Kasseneinrichtung. Moritz kam am Ende des Monates; obgleich krank, war er geistig munter und lebhaft, so daß Goethe fast alles, was er in der Kunst, der Naturlehre und Wissenschaft vorhatte, zu großem Vorteil mit ihm durchsprechen konnte. Zur Eröffnung des Theaters mit Ifflands „Jägern" am 7. Mai dichtete er einen Prolog, worin er hervorhob, daß nur aus einsichtigem Zusammenspiel, wobei keiner sich hervordränge, ein Kunstganzes hervorgehen könne. Man mußte sich zunächst an die allen, aus manchen Landen zusammengebrachten Schauspielern bekannten Stücke halten; nur wenige davon waren in Weimar neu. Wie schon unter Bellomo, wurde besonders das Singspiel gepflegt, das die meisten Zuschauer anzog. Goethe faßte guten Mut, da der Anfang günstig war und es ihm gelang, im Besitze seiner 16 Schauspieler das Zusammenspiel immer mehr zu fördern. Am 14. begrüßte er den mit seiner Schwester in Jena angekommenen Knebel, denen er gern dorthin entgegengehen würde, beschäftigte ihn nicht „der solide Bau des Schlosses und der leichte des theatralischen Gerüstes". Von seiner sonstigen gespannten Thätigkeit zeugt sein Brief an den Herzog vom 17. „Es fängt in diesen Tagen an ziemlich konfus mit mir zu gehen", heißt es hier; „wenn Arens kommt, wird es noch besser werden, und der Mai wird verschwinden, ohne daß man ihn gewahr worden. Das Schauspiel überwindet alle feindseligen

Einflüsse; die Einnahme ist gut, die Menschen im Durchschnitt genügsam, und wer ihnen den Spaß verderben will, behält immer Unrecht. Ich habe die besten Hoffnungen, in einem Jahr soll es anders aussehen." Ein besonderes Anliegen hatte er wegen Facius. Da dieser, weil er von der Fabriksucht, mit wenig Kunst und leichter Mechanik etwas zu verdienen, angesteckt sei, das Steinschneiden vernachlässige, so wünschte er, Bent, den der Herzog zu seiner Ausbildung nach Glatz schicken wollte, möge ihn mit nach Warmbrunn nehmen, wo die Steinschneiderei als Handwerk betrieben werde und er das Mechanische, was ihm jetzt sauer werde, in kurzer Zeit erlernen könne. „Der Effekt, der dadurch hervorgebracht wird, ist für ihn und für die Kunst unschätzbar. Bisher dankt er seine Bildung Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin Wohlthaten und dem hiesigen Institut [Bertuchs Industrie-Komptoir]; wie sehr würde es mich freuen, wenn Sie geneigt wären, meinem Vorschlage Gehör zu geben! Er würde diesen Sommer den Mechanismus seines Metiers fassen, auf der Rückreise Dresden sehen [wo er schon das Gravieren gelernt hatte], und wenn auf den Herbst Meyer käme, könnte ich auf den Winter schon Vorzügliches versprechen; denn wenn alles geht, wie ich denke, soll der Name *ΦΑΚΙΟΣ* mit dem Namen *ΠΙΧΛΕΡ* wetteifern [was wirklich gelang]." Auch berichtete er, daß er die Heranziehung des bei der Zeichenschule thätigen Kupferstechers Müller zum Spritzendienste verhindert habe, da sie ihren jungen Künstlern, wenn sie auch die Weimarische Anstalt bescheiden nur eine Schule nennten, doch die Vorteile der Akademisten zugestehen müßten. Von seinen eigenen Arbeiten gedenkt er der in diesen Tagen geschriebenen Theorie der blauen Farbe, wonach das Blaue nur dem Grade nach vom Schwarzen verschieden ist; er werde diese in ein Journal einrücken lassen. Auch teilt er dem Herzog eine günstige Besprechung seiner „Metamorphose" aus der „Hamburger Zeitung" mit, die ihm mehr um der Wissenschaft willen als seinetwegen lieb sei, und er gesteht ihm seine Hoffnung, daß er auch mit seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten Glück machen werde. Eine gleichfalls günstige Anzeige in der „Gothaischen Gelehrtenzeitung" und eine andere, die ihm nur halb Recht gab, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" hatte er übersehen. Am folgenden Tage fügt er hinzu: „Noch kann ich mit lebhafter Freude melden, daß ich seit gestern die Phänomene der Farben, wie sie das Prisma, der Regenbogen, die Vergrößerungsgläser rc. rc. zeigen, auf das einfachste Prinzipium reduziert habe. Vorzüglich bin ich durch einen Widerspruch Herders dazu animiert worden, der diesen Funken herausschlug."

Gleich darauf kam Knebel mit seiner Schwester nach Jena. Leider zeigte dieser sich noch unruhiger, heftiger und unzufriedener in sich; glücklicherweise war die Schwester besonnener, und sie ward bald am Hofe beliebt.

Reichardt hatte unterdessen, da er seinen Berliner Gegnern hatte weichen müssen, sich in Hamburg niedergelassen, wovon er Goethe Mitteilung machte. Dieser erwiderte am 30., die Aufführung der von ihm gesetzten Singspiele „Claudine“ und „Elmire“ werde wohl bis künftigen Winter anstehen müssen. In Gatto besitze er einen trefflichen Bassisten und lebhaften Spieler, doch müsse sich die Oper noch verbessern; besonders fehle eine Sängerin, mit der man Ehre einlegen könne. „Im ganzen macht mir unser Theater Vergnügen“, vertraute er ihm; „es ist schon um vieles besser als das vorige, und es kommt nur darauf an, daß sie sich zusammenspielen, auf gewisse mechanische Vorteile aufmerksam werden und nach und nach aus dem abscheulichen Schlendrian, in dem die mehrsten deutschen Schauspieler hinleiern, nach und nach herausgebracht werden. Ich werde selbst einige Stücke schreiben, mich darinne einigermaßen dem Geschmack des Augenblicks nähern und sehen, ob man sie nach und nach an ein gebundenes, kunstreicheres Spiel gewöhnen kann.“ Ihn zog eben die theatralische Darstellung als Kunst an, die er selbst thätig studieren wollte, wobei er freilich bei dem spärlichen Zuschusse, den der Herzog geben konnte und den er selbst nicht gern erhöhen wollte, sich dem Geschmacke fügen mußte, um die Zuschauer heranzuziehen, doch lag ihm dessen Hebung im Sinne. Auch gegen Reichardt gedenkt er seiner neuen „Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben“, welche, wenn er sich nicht betrüge, mancherlei Revolutionen sowohl in der Naturlehre als in der Kunst hervorbringen werde. Michaeli denke er damit fertig zu werden. Wenn er Reichardt ein Blättchen beilegt, welches ihn auf einen Namen, der ihm künftig gewiß sehr ehrwürdig sein werde, aufmerksam macht, so ist wohl Facius gemeint. Von Lips berichtet er, dieser werde mit seinem Bildnis etwa in vierzehn Tagen fertig werden. Auf diesen hatte er die größte Hoffnung gesetzt, die sich noch mehr verwirklicht haben würde, wenn nicht körperliches Leiden dessen Thatkraft frühzeitig in dem ihm nicht zusagenden Klima gebrochen hätte. An Jacobi berichtet er am 1. Juni, er habe fast in allen Teilen der Naturlehre und der Naturbeschreibung kleinere und größere Abhandlungen entworfen, die er nur hintereinander wegzuschreiben brauche; er attachiere sich an diese Wissenschaften täglich mehr, und merke wohl, daß sie in der Folge ihn vielleicht ausschließlich beschäftigen würden. Außer seiner neuen Theorie der Farben, die lesbarer und allgemeiner faßlich als seine botanischen Schriften und künftig seine anatomischen sein werde, erwähnt er seiner Gedanken über die bildenden Künste, deren Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit er durch seine Verbindung mit mehreren denkenden Künstlern (Meyer, Lips, Kraus) am besten entdecken könne. Auch weist er Jacobi auf die „Deutsche Monatsschrift“ hin, worin eine römische Elegie und eine Reihe Epigramme, auch sein letzter Prolog

standen, was auf den Wunsch deutete, mit dem deutschen Publikum auch dichterisch weiter zu verkehren. Seine Nachrichten über Cagliostros Familie wollte er drucken lassen, damit über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe.

Als er diesen Brief, zu welchem er sich, da er so sehr angespannt war, einer fremden Hand bedienen mußte, an Jacobi schickte, stand er im Begriff nach Ilmenau zu gehen, von wo er erst in acht Wochen zurückkehren zu können glaubte. Dort sollte am 6. ein Gewerkentag eröffnet werden. Goethe und Voigt waren über die Entscheidung desselben nicht ohne Sorgen, da nachteilige Gerüchte über die Stollenarbeit verbreitet waren und man zur Gewältigung der Wasser kostspielige Kunstzeuge hatte bauen müssen, auch noch neue herzustellen und die Schulden von 5000 Thaler zu bezahlen waren, so daß man einen Zuschuß jeder Kuxe von einem Louisdor und den Verkauf einiger Grundstücke beantragen mußte. In der Eröffnungsrede durfte Goethe, nachdem er der Bedeutung des Bergbaues für Ilmenau und die Gegend gedacht hatte, sich darauf berufen, „daß die Gewerkschaft für die verwendete Summe sich in einem ansehnlichen Besitze befinde, daß man sich mit der bisherigen Arbeit dem Zwecke planmäßig immer mehr genähert, daß, wenn auch der Erfolg nicht ganz erwünscht gewesen, doch nichts vergebens unternommen worden, noch das Unternommene ohne merkliche Wirkung geblieben". Am Vorabende des Schlusses des Gewerkentages kam der Herzog selbst nach Ilmenau. Goethe konnte ihn mit der Nachricht empfangen, daß alle Vorschläge einmütig genehmigt worden, auch mehrere nicht erschienene Gewerke erklärt hatten, sich den Beiträgen zu einem entscheidenden Versuche nicht entziehen zu wollen. Den Gewerkentag schloß Goethe am 11. mit einem die glücklichen Ergebnisse verkündenden Vortrage.

Mit dem Herzoge wurde in Weimar alles verabredet, ehe dieser am 13. mit der Herzogin und dem ganzen Hofstaate nach Eisenach und Wilhelmsthal aufbrach; nur die Herzogin-Mutter blieb zurück. Schon am 12. machte Goethe Schuckmann den bestimmten Antrag zum Eintritt in die Weimarischen Dienste. „Der Herzog, durch einige Umstände bewogen, hat sich entschlossen", schrieb er, „Ihnen sogleich die Stelle eines Mitgliedes seines geheimen consilii anbieten zu lassen. Sie würden sogleich den Charakter als geheimer Rat und 2000 Thaler Besoldung, nämlich 1500 Thaler durch Dekret und 500 Thaler aus Durchlauchts Händen, jährlich empfangen. Zu Ihrer Veränderung habe ich den Auftrag, Ihnen 600 Thaler anzubieten. P. S. Wenn Sie den Antrag annehmen, so wünscht der Herzog, daß Sie sich noch mit dem dortigen Finanzwesen, das Ihnen ohnedies bekannt genug sein muß, einige Zeit beschäftigen mögen, um eine vollständige Idee mitzubringen und die Anwendbarkeit auf hiesige Umstände zu beurteilen."

Die nächsten vier Wochen hielten die Geschäfte Goethe in Weimar zurück; neben diesen betrieb er eifrig seine optischen Untersuchungen. Das Theater war am 7. Juni geschlossen worden. Schon am 13. spielte man in Lauchstedt. Die Erlaubnis, die Lauchstedter Theaterbude zu benutzen, hatte man von Kursachsen erhalten. Regisseur Fischer und Landkammerrat Kirms versahen dort die zur Leitung notwendigen Geschäfte, berichteten aber über den Erfolg und frugen in zweifelhaften Fällen bei Goethe an. Außer den in Weimar gegebenen Stücken übte man hier neue ein. Dem Herzoge sandte Goethe am 1. Juli eine „bunte Depesche“, Bittschriften, Theaterzettel und Druckpapier, das Prof. Göttling durch ‚deplogistierte Salzsäure‘, nachdem er es wieder zu Brei gemacht, von der Schwärze gereinigt und zu ganz reinem Papier hatte bearbeiten lassen. „Welch ein Trost für die lebende Welt der Autoren und welch ein drohendes Gericht für die abgegangenen!“ spottet Goethe. „Es ist eine sehr schöne Entdeckung und kann viel Einfluß haben.“ Nachdem er seines wieder aufgenommenen Planes einer gelehrten Gesellschaft in Weimar gedacht, der bis zur Rückkehr des Herzogs reif werden solle, berichtet er: „Ich habe diese Zeit nur im Lichte und in reiner Farbe gelebt und habe wunderbare Versuche erdacht und kombiniert, auch die Regenbogen zu großer Vollkommenheit gebracht, daß der alte [Hofmechanikus] Neubert ausrief: ‚Der Schöpfer selbst kann sie nicht schöner machen!‘ Auf die Michaelismesse gedenke ich das Traktätchen herauszugeben. Beim Schloßbau ist manches vorgekommen, das uns beschäftigt hat; es war gut, daß wir in dieser Zeit hier waren .... In Lauchstedt geht es ganz leidlich; es fügt und schickt sich alles. Kleine Inkonveniensen werden nicht gerechnet; sie machen nur Herrn Fischer [dem Regisseur] zu schaffen. Ihre Frau Mutter ist wohl und vergnügt; sie bedient sich Tiefurts auf eine kluge Weise, fährt manchmal hinaus, dort zu speisen und Thee zu trinken und kommt abends wieder in die Stadt. So genießt sie es und vermeidet manches Unangenehme.“ In acht Tagen will er über Erfurt nach Gotha gehen, wohin er gestern wieder eingeladen worden, und er bittet um die Erlaubnis, den Herzog dann in den Bergen und an den heilsamen Quellen [in Ruhla] aufzusuchen. Am 5. entwarf er mit Voigt die Statuten zu einer Gesellschaft, die vom September an einmal monatlich drei Stunden einer gemeinsamen Unterhaltung durch Vorlesungen und andere Mitteilung sich widme; sie sollte so viele Monate dauern, als sie Mitglieder zähle, der Vorsitz wechseln. Es unterschrieben Wieland, Herder, Knebel, Bertuch, Bode und Buchholz. Drei Tage später berichtete Goethe von neuem an den Herzog. Durch das optische Studium habe er sich eine große Last aufgeladen, oder vielmehr habe der Genius es gethan, und er sei Schritt vor Schritt hineingegangen, ehe er die Weite des Feldes übersehen

habe. Die Ergebnisse seien artig. Da zur Abhandlung etwa dreißig Tafeln gehörten, die er auf einzelnen Kartenblättern gebe, so habe er diese Tage mit dem Mechanischen der Fabrikation, den Patronen, Holzstöcken u. s. w. viel Plage gehabt, und ehe alles im Gange sei, könne er nicht weggehen. Er hoffe, die Theorie werde dem Herzog, wie allen, denen er sie vorgetragen, Freude machen. Göttlings Versuch der Papierreinigung werde doch nicht angehen, da ein gelber Fleck zurückbleibe; ein Gläschen der Säure werde er mitbringen. Aber Göttling kündigte noch in demselben Monate seine neue Entdeckung an, die er bis Weihnachten Buchhändlern und Papiermüllern anbot, nach dieser Zeit werde er sie geheim halten. Weiter berichtete Goethe, der neue Weg, der im Park zu den Ruinen führe, werde eine überraschende Partie werden. In Lauchstedt gehe alles ganz artig; die Anstalt reussiere gewiß. Zum Schlusse sprach er seine Freude aus, den Herzog bald wiederzusehen. Diesem schien das Ruhlaer Wasser, das nach Wilhelmsthal gefahren wurde, wohl zu thun, obgleich er keine besonders wirksamen Bestandteile desselben kannte.

Auf der Reise hatte Goethe zuerst den Koadjutor, dann den damals nicht besonders freundlich mit Weimar stehenden Gothaischen Hof besuchen wollen. An letzterm hielt er sich auf der Rückreise seiner optischen Untersuchungen wegen längere Zeit auf, wo er, da der Herzog ihm sein physikalisches Kabinett öffnete, seine Versuche ins größere führen konnte. Am 28. schrieb Prinz August von Gotha, dem dessen optische Untersuchungen nicht behagten, an Herder: „Unser Goethe ist noch hier, und erst gestern ward mir von ihm zu Farbenversuchen des künstlichen Regenbogens eine alte Schlauchspritze vorgezogen, als ich seinen freundlichen Besuch erwartete." Von Weimar meldete Goethe am 6. August, er habe sich in Gotha des dortigen physikalischen Apparats mit großem Nutzen bedient und sei recht weit vorwärts gekommen. Auf der Reise hatte er auch den dritten Akt seines aus dem „Conte" herausgebildeten Lustspiels „Der Großkophta" gedichtet, der eine bedeutende Aufgabe für die Schauspieler und zugleich ein Zugstück werden sollte.

Der in Eisenach erkrankte Geheimerat Schmidt hatte den Herzog gebeten, Voigt in das geheime Conseil zu versetzen, weil dieses sonst in die äußerste Unordnung geraten würde. Die unter für Weimar außerordentlich günstigen Bedingungen angebotene Stelle war von Schuckmann auf den Rat seiner Freunde abgelehnt worden, wozu wohl auch die angeblich schlechte Finanzlage des Herzogs mitwirkte. Karl August hatte im Grunde nur deshalb Voigt bisher nicht ins Conseil berufen, weil er neben ihm eine bedeutende Kraft erwerben wollte, da Goethe immer mehr sich der Verwaltung, an welcher er früher so lebhaft teilgenommen, entziehen wollte, seine Thätigkeit außer der Äußerung seiner Meinung in wichtigen, vom Herzog ihm vorge-

legten Fragen, sich auf die Kommissionen des Berg- und des Schloßbaues, die Universität und das neuerdings ihm übertragene Theater beschränkte, seine meiste Zeit den Naturwissenschaften gewidmet war, denen er sich bald allein zu widmen gedachte. Der Herzog, der zuletzt in Pyrmont gewesen, war noch im August zurückgekehrt. Gleich darauf wurde Voigt auch als geheimer Assistenzrat in das Conseil berufen, wodurch die Zahl der freilich zum Teil vom Alter gedrückten Mitglieder wieder voll ward, da Goethes Stuhl leer stand.

Die Weimarischen Schauspieler, die in Lauchstedt auch manche neue Stücke gegeben, schlossen am 14. August ihre Vorstellungen und wandten sich nach Erfurt, wo sie schon am 19. das beliebte Singspiel „Das Rotkäppchen“ nebst einem Prolog gaben. Gleich nach der Rückkehr der Herzogin entschied sich die Anstellung von Knebels Schwester, die der Frau von Stein sehr nahe getreten war, als Erzieherin der fünfjährigen Prinzessin Karoline, welcher diese zum Segen wurde, da die Herzogin eine Abneigung gegen die Tochter fühlte, deren Geburt ihr so langes Leiden verursacht und ihre Hoffnung bitter getäuscht hatte. Der Antritt der Stelle sollte erst im nächsten Frühjahr erfolgen. Schon an seinem Geburtstage schrieb Goethe seine „Ankündigung eines Werkes über die Farben“ für das „Intelligenzblatt“ des „Journals des Luxus und der Moden“.

Die zu Pillnitz am 27. abgeschlossene Konvention schien ruhige Zeiten zu verheißen; man ahnte nicht, daß die an die Brüder des Königs von Frankreich gegebene unkluge Erklärung die Leidenschaften des aufgeregten französischen Volkes erst recht entflammen und einen ungeheuern Krieg zum Nachteil Deutschlands und zum Henkertode des unglücklichen Ludwig XVI. entflammen werde. Karl August war fest entschlossen, mit voller Hingabe zum Besten seines Landes zu wirken. Herder, eben von der Karlsbader Reise zurückgekehrt, begrüßte ihn zum Geburtstage mit einigen Distichen, in welchen er rühmte, die Jahre hätten „einen geläuterten Geist, der, sich und andern vertrauend, weise der Zeiten genießt, weise die Zeiten beherrscht“, ihm zurückgelassen. „Möge der heutige Tag“, schrieb ihm Goethe, „Ihnen alles Gute bestätigen, zu dem sich Ihnen in dieser Zeit die angenehme Hoffnung zeigte, und möge ich lange Gelegenheit haben, Ihnen meine Dankbarkeit einigermaßen zu beweisen.“ Der noch immer leidende Schiller wandte sich auf Anraten des Koadjutors an den Herzog mit der Bitte um eine Zulage, die im äußersten Falle ihn außer Verlegenheit setze. Karl August erwiderte am 11. September in einem an dessen Gattin gerichteten Briefe: „Hoffentlich, liebes Lottchen, wird der Krankheitszustand Herrn Schillers nicht von Dauer sein, und er sich bald wieder so erholen, daß sein Geist, von den Unregelmäßigkeiten des Körpers befreit, wieder im Stande sein wird, für die Bedürfnisse des wiederherge-

stellten Begleiters zu sorgen. Da der Mangel der Einnahme hoffentlich nur ein Jahr dauern wird, so schicke ich Ihnen so viel [250 Thaler], als etwa nötig sein möchte, um die Lücke auszufüllen, welche nach Abzug des Zuschusses Ihrer Frau Mutter und meiner Pension noch von dem Notwendigsten übrig bleiben möchte. In einem Jahre wird es sich zeigen, wie alsdann die Umstände sein werden, und alsdann werden sich Mittel finden, den Gang der Dinge bequem fortzusetzen. Verzeihen Sie, daß ich mich alleweile auf die bestimmte Erhöhung der Pension Herrn Schillers nicht einlassen kann. Möge Sie das Glück begleiten und Ihnen Ihren Herrn Gemahl gesund wiederschenken! Leben Sie wohl!" Körner wunderte sich über eine solche Schenkung, da man die ökonomische Lage des Herzogs für nicht glänzend hielt. Aber war sie auch beschränkt, er wußte immer, was die Verhältnisse forderten, zu spenden. Das war dem Koadjutor und auch Goethe bekannt, der ihn so häufig besonders zur Förderung der Kunst in Anspruch nahm.

Am 9. September kam die erste Versammlung der neuen Gesellschaft, bei der sich auch der Herzog und die Herzogin einfanden, im Palais der Herzogin-Mutter zusammen. Goethe leitete sie als Tagespräsident durch einen Vortrag ein, welcher den Nutzen hervorhob, den wir dem zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpften Umgange mit unterrichteten Menschen und dessen Freimütigkeit verdanken. Zum Schlusse hieß es: „Wo in mehrern Menschen ein natürlicher unüberwindlicher Trieb durch die Lage und äußere Verhältnisse immer aufs neue angefeuert wird, wo an dem Platze selbst so viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unterstützung stattfindet, so daß alles gleichsam von selbst gerät, wo so manche Schätze der echten Kunst aufbewahrt, so manche Kenntnisse von Reisenden zusammengebracht werden, wo die Nachbarschaft thätige Männer in allen Fächern versammelt, wo neue Bücher sowohl als Privatkorrespondenz den Gedankenkreis immer in einer frischen Bewegung erhalten: an einem solchen Orte scheint es natürlich, daß man gewisse festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt .... Der Ort, an dem wir zusammenkommen, die Zeit, in der wir uns zum erstenmal versammeln [in der Woche des Geburtstages des Herzogs], die aufmerksame Gegenwart derjenigen, denen wir im einzelnen und im ganzen so vieles schuldig sind, alle vereinigten Umstände lassen uns hoffen, daß diese nur auf eine Zeit lang verbundene Gesellschaft ihre Dauer auf mehrere Jahre nützlich erstrecken werde." Nach Vorträgen von Buchholz, Bode und Voigt gab Goethe eine Einleitung in die Lehre des Lichts und der Farben, Knebel erörterte eine mythologische Frage. Die Herzogin fand, wie sie ihrer Freundin Frau von Stein vertraute, die Sitzung doch zu lang, obgleich artige Sachen vorgebracht worden.

Vier Tage später reiste der Herzog wieder nach Berlin, obgleich die Gores bei Hofe waren, von denen die jüngere die Herzogin floh und sich für krank ausgab. Goethe besorgte während seiner Abwesenheit den Druck des ersten von 27 Tafeln begleiteten Stückes der in Bertuchs Industriekomptoir erscheinenden „Beiträge zur Optik", betrieb Theaterangelegenheiten und schrieb den Prolog zu der auf den 1. Oktober festgesetzten Wiedereröffnung der Bühne in Weimar. Hier wies er darauf hin, daß die Schauspielkunst in Deutschland vielleicht mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen habe als anderswo. Das Theater hatte vom 7. Mai bis zum 25. September nur 4113 Thaler gekostet, wovon die Schauspieler 2924 erhalten hatten. Am 4. ward der neue Direktor des Gymnasiums Böttiger eingeführt. Die Besetzung der fast ein Jahr erledigten Stelle und die Vertretung in den von dem verstorbenen Heinze gehaltenen Stunden hatte Herder viele Not gemacht. Böttiger hatte Herder durch ein diplomatisches Spiel getrieben, seine ungewöhnlichen Forderungen beim Herzog durchzusetzen. Mit dem Direktor wurde auch der Subkonrektor Stiebritz eingeführt, durch dessen Anstellung der Herzog Herders hartnäckigen Kampf gegen den beschränkten Eigensinn des Stadtrates zu dessen Gunsten entschieden hatte. Das Theater und Christianens heftige Krämpfe hielten Goethe vom Besuche Jenas ab. Den 13. wurden die Statuten der „verbundenen Gesellschaft" in einer Beratung in Goethes Hause mehrfach abgeändert, besonders bestimmt, daß Goethe diesen Winter den Vorsitz führen und in Zukunft die Versammlung den ersten Freitag des Monats, nur die nächste ausnahmsweise [wegen des Geburtstages der Herzogin-Mutter] den 21. stattfinden solle. Am folgenden Tage kam Christiane mit einem toten Kinde sehr schwer nieder. Den von Berlin zurückkehrenden Herzog konnte der von seinem Verluste tief erschütterte Freund mit dem ausgedruckten ersten Hefte seiner „Beiträge" empfangen. Die nächste Versammlung der Gesellschaft am 21., bei welcher der Herzog nicht fehlte, eröffnete er mit der Äußerung: „Es sei mir erlaubt, mit wenig Worten zu bemerken, daß unsere heutige Versammlung in eine schöne Epoche fällt: zwischen die Rückkehr unseres gnädigsten Fürsten zu den Seinigen und den Geburtstag seiner geliebten Mutter. Möge jede Lebensepoche unserer verehrten Beschützer so unumwölkt wiederkehren, als es diesmal geschieht, und möge es unsern Bemühungen gelingen, zu Ihrem Vergnügen und zu Ihrer Zufriedenheit einiges beizutragen." So suchte er die im Palais der Herzogin-Mutter sich sammelnde Gesellschaft wie eine Akademie an das herzogliche Haus anzuschließen. In der Versammlung des 21. setzte Buchholz seinen Vortrag fort, Goethe sprach über die Pholaden und die von ihnen angefressenen Säulen eines antiken Tempels zu Pozzuoli, Voigt über die neuesten Versuche zu Gunsten der

Vulkanität des Basalts. Sodann wurde ein von Goethe selbst nach der Vorschrift eines Physikers hergestellter Pyrophan vorgezeigt, eines andern Versuches gedacht, den der Herzog fortsetzen lassen wollte, und über ein in England empfohlenes Heilungsmittel schadhafter Bäume verhandelt. Auch in den folgenden Monaten hatte die gelehrte Gesellschaft, zu der fortwährend neue Mitglieder traten, glücklichsten Fortgang. Goethe wußte immer etwas Anziehendes mitzuteilen; häufig erschienen Gäste aus Jena, und alle waren bestrebt aus ihrer Wissenschaft etwas Bedeutendes beizusteuern.

Im November wurde Goethe durch die Ankunft des vom Herzog mit einem Jahresgehalte berufenen Malers Heinrich Meyer erfreut, mit dem seine Ansichten über bildende Kunst ganz übereinstimmten, dessen Kenntnisse und Einsichten er außerordentlich hoch hielt. Er ward sein treuer Hausgenosse. Von welchem Siegsbewußtsein in Bezug auf die Optik er damals erfüllt war, zeigt sein Brief an Reichardt vom 17., der ihm seinen Besuch auf der Reise nach Paris angekündigt hatte; konnte er diesem auch kein Quartier anbieten, da Meyer jetzt den obern Stock bewohnte, so hoffte er doch mit ihm die wichtigen Angelegenheiten der fünf Sinne durchzusprechen. „Ich werde Versuch an Versuch stellen, und die Theorie nicht eher vortragen, bis sie jeder aus den Versuchen nehmen kann und muß. Lassen Sie uns die Akustik gemeinsam angreifen! Die großen Gegenstände müssen von mehrern, aber zu gleicher Zeit bearbeitet werden, wenn die Wissenschaft fortrücken soll. Ich kann mich nicht genug auf die Chymie und auf den chymischen Teil der Naturlehre berufen .... Ich muß nur langsam gehen, aber ich freue mich schon sehr über die Teilnahme, die thätige nämlich, die ich von allen Seiten bemerke." Von dem lustigen Treiben in Weimar wird Goethe weniger angezogen worden sein. Im Dezember waren Ringelstechübungen an der Tagesordnung, an denen sich auch die Damen zu besonderer Lust des Herzogs beteiligten. Für das Theater verwandte er besondern Fleiß auf die Proben von Shakespeares „König Johann", worin er besonders mit der jungen Schauspielerin Neumann einen großen Erfolg erreichte. Auch die Vorstellung seines Lustspiels „Der Großkophta" war eine bedeutende Erscheinung und ein großer Schritt des Weimarischen Theaters zur klassischen Vollendung. Freilich erregte keine der Personen einen reinen Anteil, aber Goethe hatte die lebendigste Darstellung durch vielfache Proben erzielt, und es war ihm gelungen ein Bild des Sittenverfalles zu entrollen, dessen sich der Betrüger zu seinem schnöden Zwecke bedient hatte. Wenige Tage vor der ersten Aufführung des „Großkophta" erhielt Schiller die Kunde von dem ihn zunächst aus aller Not rettenden großmütigen Kopenhagener Geschenk von 3000 Thaler. Der Herzog stattete dem Dichter nach der Mitteilung seines Glückes am 8. Januar 1792 seinen Glückwunsch ab und er

äußerte seine besondere Freude, daß er Jena nicht verlassen wolle; gern werde er beitragen, ihm den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität durch seine Gegenwart aufzuhelfen. Ein bedeutendes Ereignis für die Bühne war die Aufführung des „Don Juan“ zum Geburtstage der Herzogin. Auch „Don Karlos“ erschien nach einer neuen Bearbeitung Schillers auf Goethes Bühne. Auf den Redouten muß Karl August damals gegen die Schwester seines Stallmeisters Amalie von Seebach sich sehr zuvorkommend bewiesen haben; denn nur dadurch wird es erklärlich, daß die freilich etwas überspannte Sophie von Schardt in höchster Angst war, der Herzog stelle dieser nach und wolle sie zu seiner Geliebten machen, was sie zu den eifrigst betriebenen, aber erfolglosen Versuchen veranlaßte, diese herzlich geliebte Freundin aus Weimar und aus dessen Nähe zu entfernen. Goethe hatte wohl zu einer solchen Furcht keinen Anlaß. Seinen Anteil erregte damals der von der Studentenschaft ausgegangene Plan zur Abschaffung der Duelle, den diese ihm mitgeteilt hatte, um ihn dem Herzog vorzulegen. Sehr höflich antwortete er, er wünsche sich Einfluß genug, diese gute Sache befördern zu helfen; aber die darüber von einer Kommission mit Abgeordneten der Studenten angestellten Verhandlungen schärften leider nur die Gegensätze zwischen den bestehenden Landsmannschaften. Der Herzog suchte damals alle Fürsten zu gemeinsamen Schritten für die Abstellung aller Studentenorden zu bestimmen, wodurch auch dem stark eingerissenen Mißbrauch der Eide gesteuert werde. Herders schon im vorigen Jahr dringend empfohlenen Plan einer Umgestaltung des Jenaer Konviktes unterstützte er, aber die Sache scheiterte am Widerstande des Senates. Da der Jenaischen „Literaturzeitung“ wieder, diesmal von Berlin aus, ein Ungewitter drohte, war er eifrig bestrebt dieses abzuwehren, was besonders durch des Herzogs Einfluß gelang.

Karl August gab Goethe jetzt ein ganz besonderes Zeichen seiner Gunst, da er, als dieser das vor anderthalb Jahren bezogene Haus verlassen mußte, sich anbot, das früher so viele Jahre lang von ihm bewohnte auf dem Frauenplan für ihn anzukaufen und die Kosten des von ihm gewünschten Umbaues zu tragen. Wieland, der ein anderes Haus kaufen wollte, hätte gern gehabt, daß er in seine noch laufende Miete träte, was Goethe nur im Falle zu thun bereit war, wenn der Kauf mit Helmershausen, dem Eigentümer jenes Hauses, nicht zu Stande käme. Da die Sache gerade in die Zeit fiel, wo der Herzog nach Aschersleben mußte, wurde Voigt mit dem Hauskaufe betraut. Der Eigentümer steigerte fortwährend die Bedingungen, da er wohl merkte, daß Goethe das Haus nicht fahren lassen wollte. Deshalb bat dieser Voigt, den Kauf so bald als möglich abzuschließen, die geforderten 6000 Thaler ohne weiteres zu bewilligen, die wenigen hundert Thaler, die man abzudingen

hoffen könne, seien nichts gegen das Risiko (daß das Haus an einen andern verkauft werde), und er selbst wolle die Verantwortung beim Herzog übernehmen. So wurde denn der Kauf abgeschlossen, das ganze Haus nebst Garten sofort abgeliefert, mit den Mietsleuten, die wohl bis Michael gemietet hatten, verhandelt. Noch fehlte die Ratifikation, als Goethe schon mit Meyer und einem Zimmermann ins Haus ging, um einige Maße zu nehmen und das hinzugekommene Nebenhaus einzusehen; denn gleich sollte der Plan zum Neubau gemacht und die Zimmerarbeit vorbereitet werden, wenn auch die Entscheidung über anderes erst nach der Zurückkunft des Herzogs erfolgen konnte.

Die politische Lage der Dinge war unterdessen bedenklich geworden, da die Franzosen infolge der Kriegserklärung der Nationalversammlung gegen den Kaiser schon am 29. April in Belgien eingefallen waren. Hatten auch die Österreicher sie zurückgeschlagen, so mußte doch Preußen nach dem Vertrage vom 7. Februar sofort rüsten. Die Regimenter erhielten den Befehl sich marschfertig zu machen; der Herzog von Braunschweig, dem der Oberbefehl anvertraut war, kam selbst nach Aschersleben. Goethe hoffte freilich, auch diesmal werde aus dem Feldzug kein Krieg werden. Gegen Ostern (6. April) war er einige Zeit bettlägerig gewesen, wodurch die für Herder bestimmten Gelder, die an ihn gelangt waren (die Ostergabe der Herzogin und die für Herders Reise nach Aachen bestimmten 400 Thaler der Herzogin-Mutter) bei ihm ein paar Tage liegen geblieben waren. In Weimar war natürlich die Stimmung sehr aufgeregt; noch immer blieben die meisten, so der damals sehr leidende Herder und Knebel, für die französische Republik trotz aller Ausschreitungen begeistert; einen Kriegszug gegen Frankreich hielt man für leichtfertig, wenn auch für ungefährlich. Goethe und Voigt waren von Anfang an, obgleich freisinnig, doch, wie der Hof, Gegner des immer bedenklichere Bahnen einschlagenden Pariser Umsturzes. Neben diesen kriegerischen Aussichten setzte die bevorstehende Niederkunft der Herzogin Hof und Land in Sorge, da die letzte so unglücklich abgelaufen war. Aber am 30. Mai genas die Herzogin von einem sehr starken Knaben, worüber der Herzog sich äußerst erfreut zeigte, da der neunjährige Erbprinz schwächlich war; in dem Neugeborenen gedachte er sich einen Heldensohn zu erziehen, dem er deshalb auch den Vornamen des großen Ahnen Bernhard gab und sein ganzes Regiment in der Person des Oberstwachtmeisters von Weyhrach bei ihm Gevatter stehen ließ. Herder hielt ihm eine seiner schönsten Taufreden. „Verstand und Menschenliebe mögen Dich auferziehen“, wünschte er, „und Dir frühe den edlen Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekostet hat, vor tausend Abweichungen und Irrwegen bewahret: es ist das unbestochene und nie zu bestechende Gefühl des

eigenen Wertes oder Unwertes, es ist der Zug zur Wirksamkeit in innerer, wahrer, bleibender Größe .... Erleuchte, erleichtere, beglücke andere um dich her! denn du stammest von Vorfahren, denen Deutschland, Europa und die gesammte Menschheit ein sehr schätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein sehr schätzbares Kleinod, Gewissensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe schließest Du Dich an; die Namen, die Du trägst [Karl Bernhard] werden Dich an große Männer Deiner Verwandten und Vorfahren erinnern, und die männliche Bestrebsamkeit Deines Vaters, das edle Gemüt Deiner Mutter Dich leiten." Am folgenden Tage übersandte der Herzog Herder die schuldige Unterstützung von 150 Thaler und den besten Dank für seine gestrige Anstrengung; er würde selbst gekommen sein, ihm seinen Segen auf die Aachener Reise mitzugeben, wäre er nicht so gewaltig mit Ehehaften belegt. „Sie haben uns viel Freude dadurch gemacht und dem Neugeborenen Glück zugewiesen, da er so human in die menschliche Gesellschaft übergebracht worden ist." Herder reiste sofort mit seiner Gattin nach Aachen, von dessen warmen Bädern er Heilung seines schweren Rücken- und Hüftleidens erwartete.

Mit dem Herzog besprach Goethe den Umbau des geschenkten Hauses und alle sonstigen Angelegenheiten. Am Abend des 10. fanden in Jena beim Umzuge der Landmannsschaften der Ungarn und Siebenbürger zur Feier des ungarischen Krönungsfestes bedauerliche Unruhen statt. Der Herzog, der eben den Unionsbestrebungen der Landmannsschaften sich günstig erwiesen hatte, war höchst ungehalten über diesen Unfug und schickte sofort 60 Jäger zur Sicherung der Ruhe; der Prorektor, der den Zug gestattet hatte, erhielt Vorwürfe. Es ward eine Untersuchungskommission eingesetzt. Zum Schlusse der Theatervorstellungen in Weimar dichtete Goethe einen Epilog, der mit der Aussicht der Schauspieler schloß, bei ihrer Rückkehr im Herbst den Herzog wiederzufinden, wo dann neue Friedensfreuden die Tage seiner Gattin, seiner Mutter schön kränzen würden. Leider war die Teilnahme am Theater schon in diesem Jahre gesunken. Außer seinen optischen Untersuchungen (das zweite Stück der „Beiträge" war schon Ostern erschienen) beschäftigte den Dichter eine den Freiheitsschwindel treffende satirische „Reise der Söhne Megaprazons"; auch dachte er ein paar politische Stücke zu schreiben, die man aber wohl nicht aufführen werde.

Weimar bekam jetzt ein kriegerisches Ansehen, da Preußische Truppen durchzogen; des Herzogs Regiment ging über Goslar durch Westfalen nach Koblenz. Am frühen Morgen des 22. begab dieser sich zur Armee, nachdem er Goethe zunächst die dringendsten Angelegenheiten empfohlen, auch schon sein Zusammentreffen in Koblenz mit ihm verabredet hatte. Karl August hatte

die Herzogin dringend aufgefordert, mit dem jüngsten Prinzen zu ihrer Schwester nach Karlsruh zu reisen, wovon diese aber nichts wissen wollte. Die Gores gingen erst am 23. Goethe suchte um diese Zeit ein Anleihen von 1000 bis 1200 zu erhalten, um das er den Herzog, dem er ein so bedeutendes Geschenk verdankte, nicht bitten durfte. Brauchte er es zu seiner Reise? Am 1. Juli erlitt die Herzogin während der Cour einen heftigen Blutfluß, der alle in großen Schrecken setzte und sie selbst dauernd schwächte.

Den 10. reiste der König mit dem Kronprinzen, ohne Weimar zu berühren, nach Mainz, wo er am 19. mit dem vor wenigen Tagen gekrönten neuen Kaiser zusammentraf. Den 25. hielt er zu Koblenz Truppenschau und an demselben Tage ward das wahnwitzige Manifest des Herzogs von Braunschweig an das Französische Volk erlassen. In Jena war es indessen wieder zu Unruhen gekommen; die Studenten hatten die Stadt verlassen und wollten in Weimar einziehen, wurden aber nach Nohra verwiesen, und ihre Abgeordneten begnügten sich mit der vom Conseil gegebenen Erklärung. „Nun wird wohl ein lustiger Einzug erfolgen“, schrieb Voigt, „und ich denke, es sollen sich gute neue Gesetze machen lassen.“ Goethe richtete sich allmählich in seinem neuen Hause ein, so gut es die ihm verfügbaren Räume gestatteten; denn ein bedeutender Teil desselben mußte erst umgebaut werden, was während seiner Abwesenheit geschehen sollte, doch konnte er schon am 29. Juli gegen Reichardt seiner neuen camera obscura und der von Zeit zu Zeit bei ihm entstehenden Maschinen gedenken. Demselben schreibt er: „Es ist im Grunde ein tolles und nicht ganz wünschenswertes Schicksal so spät in ein Fach zu geraten, welches recht zu bearbeiten mehr als ein Menschenleben nötig ist. Wir wollen sehen, was wir noch darinnen thun können.“ Der hieraus sprechende Unmut verrät sich auch in den andern Äußerungen des Briefes. Reichardt hatte ihm von der Vorstellung des „Großkophta“ in Lauchstedt geschrieben. „Es freut mich“, erwidert er darauf, „daß Sie Ihre alte Neigung zum ‚Kophta‘ noch nicht verloren haben, und daß Ihnen die Vorstellung in Lauchstedt nicht ganz mißfallen hat. Ich werde es wenigstens alle Jahre einmal als ein Wahrzeichen [eines bessern Geschmacks] aufführen lassen. Die übrigen deutschen Theater werden sich aus mehr als einer Ursache [auch wegen der Schwierigkeit einer entsprechenden Aufführung] davor hüten.“ Leicht könnte er aus dem Lustspiel eine Oper machen, fuhr er fort, aber er kenne das deutsche Theater zu gut von innen und außen, als daß er Mut dazu fassen könnte; Reichardts Bearbeitung von „Klaudine“ und „Erwin“ sehe man ja auf keiner Bühne, und einer Oper „Der Großkophta“ würden dieselben politischen und Autorverhältnisse entgegenstehen wie dem Lustspiel. Wahrscheinlich lag dabei auch eine körperliche Verstimmung zu

Grunde. Am 6. August war er „nicht ganz wohl“ und wartete noch auf einen Brief des Herzogs. Er hatte geglaubt früher von diesem berufen zu werden; das unbestimmte Warten drückte ihn. „Unentschlossenheit ist die größte Krankheit“, schrieb er damals an Jacobi, gegen den er sich nicht deutlicher erklären mochte, „und mir kommt sie von außen und wirft mich hin und wieder.“

Zwei Tage später fuhr er mit seinem Götze in des Herzogs Chaischen seiner Vaterstadt zu, wo er dessen weitern Bestimmungen erwarten sollte. Bis zum Ende des Monats hatte er dort zu bleiben und einige Ausflüge zu machen gedacht, aber schon vier Tage nach seiner Ankunft, am 16., gelangte ein dringender Ruf des Herzogs an ihn, ihm zur Armee zu folgen. Er durfte sich demselben nicht entziehen, obgleich ihm die Unbequemlichkeiten eines solchen Umherziehens mit dem Heere in Feindesland widerwärtig sein mußten und er für den Zug selbst nichts weniger als begeistert war, da ihm an den aristokratischen Sündern, auf deren Seite Preußen stand, so wenig als an den demokratischen gelegen war. Am 22. begab er sich zum Preußischen Residenten von Stein in Mainz, an den der Herzog ihn empfohlen hatte.

Die Preußischen Truppen hatten am 19. die Grenze überschritten, aber leider war es dabei von ihrer Seite zu argen Ausschreitungen gekommen. An demselben Tage wurde der Herzog von Weimar, als er den Fürsten von Hohenlohe besuchen wollte, bei Fontnoy von einer Überzahl französischer Jäger überfallen, die aber so übel ausgestattet waren, daß der Herzog selbst Mitleid mit den armen Teufeln hatte, die von seinen Husaren rasch niedergehauen wurden, und er selbst sechs bis acht von ihnen rettete. Die Herzogin, der er dies meldete, schrieb an Frau von Stein, dies mache ihr Vergnügen, da es zeige, daß er von Natur nicht hart sei, sich nur dazu zwinge. Selbst sein Stallmeister Fritz von Seebach hatte zwei Jäger getötet, worüber sich Sophie von Schardt so wenig trösten konnte, daß sie die Herzogin fragte, ob er es aus Notwehr gethan. Schon am 22. ergab sich Longwy. Als Goethe fünf Tage später im dortigen Lager ankam, fand er es durch den anhaltenden Regen in einem schlimmern Zustande, als man es ihm geschildert hatte. Nur mit Mühe gelang es ihm, das Weimarische Zelt aufzufinden, wo er mit herzlicher Freude von dem seiner harrenden Karl August aufgenommen wurde. Alle waren der besten Hoffnung. Er selbst brachte die Nacht im Schlafwagen zu. Am nächsten Tage (es war sein Geburtstag) ritt er mit dem Herzog und dessen nächsten Freunden in die Festung, wo tapfer auf das Wohl des Herzogs und seiner Angehörigen, auch des jungen Prinzen Bernhard, getrunken wurde. Beim Aufbruch am nächsten Morgen fuhr Goethe in seinem Chaischen dem Weimarischen Regimente voran und eröffnete, da dieses den Vortritt hatte, den ganzen Zug. Der König ritt an ihn heran;

Goethe erwiderte auf die Frage, wem das Fuhrwerk gehöre, einfach: „Herzog von Weimar.“ Als der Boden etwas fester wurde, schwang er sich aufs Pferd; abends verteidigte er bei Pillon eines von zwei Bassins gegen diejenigen, die es verunreinigen wollten. Auf dem Wege nach Verdun gesellte er sich zum Vortrab, wobei es zu einigen Abenteuern kam. Bei dem zu Mitternacht begonnenen Bombardement von Verdun traf er den Fürsten von Reuß, dem er auf Befragen bis zum Grauen des Morgens seine Farbenlehre auseinandersetzte. Nach der Übergabe ritt er in größerer Gesellschaft in die Stadt, wo man die Liqueurs durchprobierte, und Kistchen mit solchen und mit Drageen sich packen ließ, um sie mit den abgehenden Kurieren den Lieben in die Heimat zuzusenden. Der Herzog schrieb von Verdun am 4. September: „Wir sind nun Meister der letzten Festung, welche unsern Lauf nach Paris aufhalten konnte. Stellen sie uns nichts im freien Feld entgegen, so sind sie verloren, und thun sie dieses, so wird es ihnen darum nicht besser gehen.“ Gegen Voigts Sorge, die kriegerischen Erfolge würden die Denkfreiheit hindern, bemerkte er: nur die Einschränkung werde entstehen, daß Gelehrte nicht auf leere Abstraktionen hin falsche Grundsätze in die Welt sendeten, das Volk gegen scheinbare Bedrückungen aufriefen und den Regenten neu erfundene Pflichten einschärften. Der Eindruck der Umgebung Karl Augusts ist in dieser Äußerung nicht zu verkennen. Voigt meinte, freilich lasse sich hierüber streiten, doch des Mißbrauchs wegen sollte man nicht alle Abstraktionen von Menschenrechten und Gleichheit dem Volke als unverjährbare Befugnisse vorstellen.

Leider wurde der sichere Siegeslauf durch die kopfloseste Führung des Krieges gebrochen. Statt gerade vorzudringen, hielt man sich hinter Verdun auf und ließ dem in schlimmste Not geratenen Dumouriez Zeit die Isletten, durch die man leicht hätte vordringen können, zu befestigen und sich und sein Heer dadurch zu retten, daß er sich auf St. Menehould zurückzog. Niemand konnte diese Tollheit begreifen. Goethe schrieb an seine Christiane aus dem Lager vom Jardin Fontaine ein verliebtes Briefchen, und am 12. diktierte er im Lager von Landres dem Kanzleisekretär Vogel eine vor mehrern Tagen beobachtete Farbenerscheinung und zeichnete, obgleich der Regen ihn belästigte, die Figuren daneben. Damals müssen Karl August und Goethe schon durch Voigt die Nachricht erhalten haben, daß man zu Ilmenau am Geburtstage des Herzogs, den 3., unter festlichen Freudebezeugungen die erste Tonne Schiefer ans Tageslicht gebracht und die Sache guten Fortgang habe; nur sollte sich leider bald zeigen, daß der Schiefer weniger metallreich war, als man nach ältern Erfahrungen hatte hoffen dürfen.

Jetzt, wo man Dumouriez hatte entwischen lassen, meinte man allge-

mein, nun werde es geradezu auf Rheims gehen, aber statt dessen zog man die Aisne aufwärts, und als man im Begriffe stand, zu Massiges das Lager aufzuschlagen, kam unerwartet der Befehl, die Armee solle ohne Gepäck weiter vorrücken. Hierzu hatte die Angabe einiger Husaren veranlaßt, Dumouriez gehe auf Chalons zurück. Der König wollte sich diesen nicht noch einmal entwischen lassen, und obgleich der Herzog von Weimar und General Heymann die sichere Nachricht brachten, die Franzosen machten nicht die geringste Bewegung, beharrte der König eigensinnig auf seinem Befehle. In Somme Tourbe machte man Halt; die Erwartung, daß man in der Nacht wieder aufbrechen werde, ging nicht in Erfüllung. Als dies in der Frühe des folgenden Tages geschah, gesellte sich Goethe zu der den Anfang des ganzen Zuges bildenden Leibschwadron des Regimentes seines Herzogs, die von Husaren begleitet wurde; man war schon weit über die Chaussee von Chalons, als ein Adjutant herangesprengt kam, der sie zurückbeorderte. Allgemein verlangte man, daß es endlich zum Angriffe komme, aber bald stellte sich heraus, daß nun auch, Dank der Nachlässigkeit des Herzogs, General Kellermann sich mit Dumouriez verbunden hatte, um dessen linken Flügel zu bilden. So entschloß man sich denn zu der berüchtigten Kanonade bei Valmy. Goethe wagte sich dabei an eine gefährliche Stelle, um von dem Kanonenfieber einen Begriff zu erhalten. Vergebens suchten bekannte Offiziere ihn zur Umkehr zu bestimmen. Als diese bei der Tafel des Königs seiner Verwegenheit gedachten, hieß es, dies sei bei einem so wunderlichen Manne gar nicht zu verwundern. Nach der schrecklichen Kanonade (man hatte von jeder Seite an zehntausend Schüsse verschwendet, von Preußischer Seite waren 200 Mann gefallen) war die Stellung der Franzosen so wenig erschüttert, daß Kellermann jetzt bequemer stand. Die am Morgen noch siegesbewußte Armee geriet in Bestürzung und ihre Lage war äußerst bedenklich. Als abends Goethe mit dem Herzog und andern bei Regen und Sturm hinter einer Erhöhung sich notdürftig gelagert hatten, antwortete er auf die Frage, was er über ihre Lage denke: „Von hier und heute geht eine neue Epoche an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Ein Bissen Brot und ein Schluck Branntwein bildeten sein Nachtmahl; zur Ruhestätte machte man Gräber in die Erde, in die man sich hineinlegte; der Mantel bildete die Decke, aber Goethe hatte sich am Tage noch den Gebrauch einer andern Decke für die Nacht von einem Jäger ausbedungen. So ruhten der Herzog und Goethe in der Nacht auf den 21. einer Französischen Batterie gegenüber im freiwilligen Grabe nahe bei einander.

Im Hauptquartiere zu Hans fand Goethe sein Chaischen mit allen seinen Habseligkeiten und seinen treuen Götze wieder; auch der Kämmerer

Wagner, der Koch und die andern Hausbeamten des Herzogs stellten sich ein. Am 26. brachten zwei aufgefangene Französische Proviantwagen unerwartete Hülfe. Goethe bepackte sich auf einem derselben für sein gutes Geld mit Tabach, durch dessen Spende der abgesagteste Feind desselben sich vielen Dank erwarb. Den folgenden Tag wurden Briefe in die Heimat gesandt. An Knebel schrieb Goethe: „In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug gibt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das alles mit Augen gesehen habe, und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann: et quorum pars minima fui. Wir sind in einer sonderbaren Lage .... Entsetzliches Wetter, Mangel an Brot, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete, und wie es zu geschehen pflegt bei solchen Übergängen, für mehr zu halten, als recht ist. In kurzem wird sich zeigen, was man beschließt. Es sind nur wenig Wege, aus dieser Lage zu kommen. Der Herzog ist recht wohl; ich bin es auch, ob ich gleich täglich etwas von meinem Fette zusetze, wie meine Westen und Röcke zeigen. Ich bin nach meiner Art im Stillen fleißig, und denke mir manches aus; in opticis habe ich einige schöne Vorschritte gethan. Ich lese französische Schriftsteller, die ich sonst nie würde gelesen haben, und so nütze ich die Zeit, so gut ich kann. Wäre es gut Wetter, so wäre alles anders und man könnte manches versuchen und mehr Menschen sehen; so aber mag man Tage lang nicht aus dem Zelte. Die Gegend ist abscheulich .... Ich wünsche sehr bald wieder bei euch zu sein; da aber unser Weg sehr parabolisch ist, läßt sich die Bahn schwer berechnen. Indessen mag meine Wohnung fertig werden, und wie sie Meyer einrichtet, ein Plätzchen werden, wo meine Freunde gern zusammenkommen.“ Als am Abende dieses Tages von den im Zelte des Herzogs versammelten Kriegsobersten die bedenkliche Lage der Dinge erwogen wurde, gedachte Goethe der Not Ludwig des Heiligen auf seinem Kreuzzuge, und er schloß mit den Worten, mit denen damals der Graf von Soissons den Ritter von Joinville ermutigte: „Bei Gott, wir werden noch von diesem Tage im Zimmer vor den Damen sprechen.“ So wenig hatte seine gute Laune verloren, so sehr war er sich der gesellschaftlichen Pflicht bewußt, zur Beruhigung und Unterhaltung als Freund seines Herzogs das Seine beizutragen. Eben als man sich trennen wollte, erscholl die Kunde, von Grandpré sei eine Brotlieferung angekommen, Goethe aber las noch bis gegen Morgen dem Herzog aus einem auf die wunderlichste Weise ihm in die Hände gekommenen französischen Buche, an dessen verwegenen, frevelhaften Scherzen der Herzog sich ergötzte. Am nächsten Morgen erfuhr man leider, das angekommene Brot sei fast ungenießbar und,

was weit schlimmer, Dumouriez habe infolge eines vom Herzog von Braunschweig an ihn gesandten Manifestes den Waffenstillstand gekündigt. Nie stand es um die Preußische Armee elender als bei Hans; so weit hatte es die eigensinnige Vorsicht des Herzogs von Braunschweig, dann das überstürzte Eingreifen des Königs gebracht. Die Armee des großen Friedrich sollte sich, da die Führer den Kopf verloren, zum schmachvollen Rückzug entschließen, auf welchem man immer vom Feinde vernichtet zu werden fürchten mußte. In der Nacht des 29. brach dieselbe auf, voran das Regiment des Herzogs von Weimar, der den Rückzug der schon am Abend ausgezogenen Bagage decken sollte. Als endlich die Gefahr des nächtlichen Anfalls geschwunden war, sprach Goethe in heiterer Weise seinen Freunden und Bekannten gegenüber die Überzeugung aus, sie würden noch eiumal in guter Gesellschaft von den überstandenen Gefahren erzählen können. Hinter Vaux lagerte das die Nachhut bildende Regiment Weimar zwischen zwei Brücken und unterhielt auf einem Werder ein Küchenfeuer, auf dem man Linsen, Kartoffeln bereiten und Schinken kochen konnte, womit man auch die Vorüberziehenden stärkte. „Wie unser Fürst gern alles mitteilte“, erzählt Goethe, „so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer einzeln zu erzählen, wie viel der vorüberziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerer und Koch erquickt wurden.“ Auch der Kronprinz und Prinz Ludwig Ferdinand [Louis] ließen sich die Linsen schmecken. Das ausführliche Tagebuch des erstern beobachtet über Goethe ein bezeichnendes Stillschweigen.

Von dem weitern Rückzuge heben wir hervor, daß die befreundeten Kriegsgenossen behaupteten, nur einmal, als sie hinter Grandpré an einem Feuer, die Pferde hinter sich am Zügel haltend, einen Kreis geschlossen, habe Goethe ein verdrießliches Gesicht gemacht und sei weder zu einem ernsten noch zu einem scherzhaften Worte aufgelegt gewesen. Erst in Sivry erfreuten sie sich wieder einiger häuslichen Ruhe. Leider waren schon so viele Pferde gefallen, daß man manche Wagen stehen lassen mußte, was Goethe um sein zurückgebliebenes Chaischen besorgt machte, das so vieles ihm Wichtige, Kleider, Papiere und Geld, enthielt. Als sie am 7. Oktober auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, und sich eben auf dem sumpfigen Wiesenfleck befanden, wo sie den Herzog von Braunschweig an sich vorüberziehen lassen mußten, hielt dieser ganz nahe vor ihnen und redete den Dichter an. „Es thut mir zwar leid“, sprach er, „daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden.“ Aber war auch das starke Regenwetter ein guter Bundesgenosse der Franzosen gewesen,

nur zu deutlich lag es vor, daß die Nachlässigkeit des Heerführers das stattliche, dem Feinde gegenüber von Mut beseelte Heer ins Verderben gebracht. Goethe erwiderte verbindlich dem ihm ungewogenen Herzog, der schwer genug an seiner Schuld zu tragen hatte, aber ihn billig nicht in solche Verlegenheit hätte setzen sollen, unterließ auch nicht ihm sein Bedauern über die Krankheit seines Sohnes auszusprechen. Als der Herzog schließlich allen Geduld und Ausdauer wünschte, erwiderte er höflich mit dem Wunsche seiner ungestörten Gesundheit, der es allein bedürfe, um die gute Sache zu retten. Später bemerkt er, der Herzog habe ihn nie geliebt und es ihm zu erkennen gegeben, jetzt aber sei das Unglück als milder Vermittler eingetreten. Goethes Einfluß auf Karl August war dem Herzog von jeher widerwärtig; er ahnte, daß dieser ihn durchschaue, ihn für einen klug seine Zwecke fördernden, aber jeder geistigen Größe ermangelnden Mann halte, wie er sich leider auch gegen Lessing gezeigt hatte. Die Abneigung war gegenseitig. Als man jenseit der Maas sich bei Consenvoye gelagert hatte, war die Not aufs höchste gestiegen. Die Zelte waren durchnäßt, und konnte man sich auch unter einem solchen bergen, so mußte man sich doch auf den feuchten Boden legen. Goethe bediente sich hier wieder eines erprobten Hülfsmittels; er blieb so lange stehen, bis seine Kniee zusammenbrachen, dann setzte er sich auf einen Feldstuhl, von dem er sich bei völliger Erschöpfung zur Erde fallen ließ. Hierunter und bei der magern Verpflegung und dem Unmut über die auf die Armee gebrachte Schmach litt er sichtlich zu Karl Augusts herzlichem Bedauern. Als dieser nach zwei Tagen einen in Grandpré aus dem Lazareth geretteten Junker und einen Kammerdiener in Begleitung seines Kämmerers und eines erprobten Französischen Husaren zu ihrer Herstellung nach Verdun an den Kommandanten sandte, bewog er den Freund, in einem mit sechs Schimmeln bespannten Schlafwagen mit nach Verdun zu fahren. Auf dem Wege hatte Goethe das Glück, seinen Diener mit dem wohl erhaltenen Chaischen wiederzufinden; aus ihm sprangen zwei Weimarische Freunde ihm entgegen. Von Verdun schrieb er am 10. wieder einmal den Seinigen, und machte in einem Briefe an Meyer einige Andeutungen in Bezug auf den Umbau seines Hauses. Leider hatte man jetzt auch die Maasfestungen aufgegeben, und so mußte Goethe mit seinen Gefährten schon am zweiten Tage den zur Erholung ihm bestimmten Ort wieder verlassen und den von Flüchtigen überschwemmten, von umgestürzten Wagen, Leichen, Äsern und Scherben bedeckten Weg bis Longwy im Leichenschritte zurücklegen. Den Herzog, der, da die meisten Kavalleriegenerale erkrankt waren, außerordentlich viel zu thun hatte, und mit der musterhaftesten Sorge überall eingriff, sah er erst vierzehn Tage später in Trier wieder. Von den Geschäften wurde dieser fortwährend durch Voigt

unterrichtet, der ihm auch Hufelands Vorlesungen über die Französische Konstitution sandte. Diese wurden in Dresden gemißbilligt, während der Herzog sie gut fand und gegen ihren Druck nichts einzuwenden hatte. Die leidigen politischen Zustände wirkten auch auf die Weimarischen Kassen so ungünstig, daß Voigt zweifelte, ob die Gehälter viel vor Weihnachten ausgezahlt werden könnten. Von Luxemburg aus schrieb Goethe, der hier zuerst seinen Koffer auspackte, an den lange nicht begrüßten Herder: „Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging .... Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen.“ Aber schon in Trier vernahm er, daß die Franzosen Mainz eingenommen und seine Vaterstadt gebrandschatzt hatten. Sonderbar traf ihn hier die Kunde, daß man ihn an die Stelle seines eben verstorbenen Oheims Textor zum Senator wählen wollte; die Mutter frug an, ob er zur Annahme der Wahl geneigt sei. Aber gerade diese Anfrage mußte ihn recht tief empfinden lassen, welchen Schatz er in Weimar und besonders an dem Herzog besitze. Am Geburtstage der Herzogin-Mutter, am 24., gedachte er dankbar dieser, ja er wünschte ihr einen dem vor kurzem wiedergesehenen Igeler Denkmal ähnlichen Obelisken errichten zu können, woran alle Räume mit Bildern ihres Lebens und ihrer Tugenden geschmückt wären. Den 28. schrieb er an Meyer: sollten die Franzosen, was nicht wahrscheinlich, Mainz und Frankfurt halten, so könnte er immer seinen Weg über Koblenz und Marburg nehmen. „Sagen Sie das alles Ihrer kleinen Wirtin und Nachbarin. Behalten Sie mich lieb und seien im Stillen so fleißig, als es gehen will, da ich in beständiger Unruhe und Zerstreuung bin.“ Welche Freude empfand er, als er am 29. seinen Herzog wieder sah, der auch in Trier, wo er im Kloster Maximin einquartiert war, seine Freigebigkeit zeigte, da er einmal große Tafel hielt. Aber auch seine väterliche Sorge für das Regiment bewährte sich in schönster Weise. Da die Kranken nicht zu Wagen fortgeschafft werden konnten, mietete er ein Schiff, das sie nach Koblenz bringen sollte, und in ähnlicher Weise sorgte er für die Reiter, die, da man ihre Pferde zum Fortbringen der Kanonen hatte verwenden müssen, in ihren steifen, zuletzt durchgegangenen Stiefeln lange schreckliche Wege zu Fuße hatten zurücklegen müssen. Auch auf Goethes bequemste Rückreise war er bedacht. Deshalb riet er ihm, dem beim Könige in höchster Gunst stehenden eben anwesenden Marquis Lucchesini, der ihn freilich in Rom vernachlässigt hatte, einen Abschiedsbesuch zu machen, was ihm aber, wie er vorausgesehen, keinen Vorteil brachte. In Koblenz, wohin er auf einem für sich gemieteten Kahne gefahren war, fand er in dem für seinen Herzog bestimmten Quartier, der Post, gutes Unterkommen. Hier ließ

er sich, nachdem der Herzog mit dem Könige und dem Herzog von Weimar am 5. November angekommen war, den vom Stadtrat verehrten trefflichen Moselwein schmecken. Karl August war meist eingeladen und von seinen Geschäften so in Anspruch genommen, daß er mit dem Freunde, der so viel auf dem unseligen Zuge seinetwegen gelitten hatte, sich nur selten vertraulich unterhalten konnte. Als das Regiment seines Herzogs sich zum Abzug über den Rhein rüstete, bat Goethe ihn um Urlaub, da ihm vor jedem weitern Miterleben des kriegerischen Treibens graute. Karl August, der seinen Zustand empfand, entließ ihn mit den herzlichsten Wünschen und der Hoffnung, ihn nach Beendigung des Krieges und des Wegfegens der wütenden französischen Republikaner vom deutschen Boden gesund und vergnügt wiederzusehen.

Den ihn glücklich herstellenden längern Besuch bei dem alten treuen Freunde Jacobi, das Wiedersehen Plessings in Duisburg und die Tage im frommen Kreise der katholisch gewordenen Fürstin von Galitzin übergehen wir. Leider stieg die Furcht, die Franzosen würden sich des ganzen nordwestlichen Deutschlands bemächtigen, von Tag zu Tage, und wie anmaßlich und frech der Schwarm der französischen Ausgewanderten sich auf Deutschland stürzte, das sie zu dem unseligen Feldzuge verleitet hatten, sollte Goethe auf der Rückreise noch in Kassel erfahren. Freilich war es schon am 3. Dezember unter der tapfern Teilnahme Karl Augusts gelungen, Frankfurt den Franzosen wieder zu entreißen.

Welch ein Jubel war es, als Goethe zu mitternächtlicher Stunde in seinem jetzt erneuerten Hause, das er der Gnade seines Herzogs dankte, unerwartet eintraf. Vorhaus und Treppen fand er sehr wohl geraten, aber sonst das Haupthaus noch ziemlich unwohnbar, da die Tüncher die Herstellung aufgehalten hatten. Außer dem treuen Meyer waren Herder, Knebel und Voigt seinem Hause unzertrennlich verbunden, wenn auch die beiden erstern noch immer an ihren republikanischen Ideen festhielten. Knebel war freilich darin am überschwenglichsten, aber auch Herder verteidigte sich gegen die Herzogin damit, daß er nicht die Franzosen, sondern den Triumph der Vernunft feire. Von Weimar aus meldete Goethe dem Herzog sofort seine Ankunft, indem er sich entschuldigte, daß er, ohne seine Erlaubnis zu erbitten, zurückgekehrt sei. Unter den geschäftlichen Angelegenheiten nahm ihn das Theater, das so lange seiner Leitung entbehrt hatte, vor allem in Anspruch, besonders da mehrere Schauspieler und sogar der Regisseur austraten, so daß an zeitigen Ersatz zu denken war. Erst am 24. erwiderte er den Brief seiner Mutter wegen der Senatorstelle, die er ablehnte, weil es der größte Undank sein würde, in einem Augenblick, wo der Staat treuer Diener so sehr bedürfe, den Herzog zu verlassen, der ihn seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt habe, dem er so viel schuldig geworden sei.

Man hatte des Herzogs Rückkehr vor dem Ablauf des Jahres erwartet, besonders die Herzogin sie dringend gewünscht. Da dieses aber nicht anging, ließ er den Kammerpräsidenten Schmidt nach Frankfurt kommen, um besonders wegen der Kosten der Kontingentstellung mit ihm zu beraten. Am 27. bat er seine Gattin, ihn bald in Frankfurt mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Denselben Tag erwiderte er auf Goethes beide Briefe. Unter den gegebenen Umständen sei es ihm nicht zu verargen gewesen, begann er, daß er in ein menschlicher Leben zurückgeeilt sei, da er das unmenschliche mit ihm so treu ausgehalten habe. Er selbst müsse in Frankfurt bleiben, da der König und der Herzog auch nicht weggingen und sie die Winterquartiere noch nicht bezogen hätten, ja wahrscheinlich würde man nach Ankunft der Österreichischen Kolonne anfangs Januar die Franzosen enger einschließen. Über die Moralität der Sache lasse sich nicht gut schreiben. Er fühlte daß es schlecht um die so dringend nötige Einigkeit der Österreicher und Preußen bestellt sei. „Leider habe ich schon aus manchen Briefen erfahren, daß unser Häuflein sehr zwiespaltig ist", äußerte er; „indessen verwundert mich dieses nicht. Ich hoffe aber sehr auf deine Bindekraft. Deine Ankunft giebt dorten ein allgemeines Interesse und wirkt auf unsere Republik wie der Krieg auf die Fränkische [die dadurch gestärkt worden]. Siehe zu, was du bewirken kannst, und gib mir zuweilen Nachricht davon." Weiter teilte er ihm mit, er habe besorgt [durch Voigt bestimmt], daß bei der Besetzung der erledigten Professur der Theologie in Jena seine und Herders Stimme gehört werde. „Voigtens Briefe, deren ich viel empfange", fährt er fort, „tragen ganz außerordentlich zu meinem Wohlbefinden bei. Ich fühle täglich mehr, welche Seltenheit ich an ihm habe. Laß ihn doch diese Gesinnung von mir einmal bemerken." Gerade Goethe hatte ihn auf Voigts Wert hingewiesen. Konnte dieser auch dem Herzog in mancher Beziehung Goethe nicht ersetzen, so zeigt doch gerade die Art, wie dieser ihm sein Wohlwollen durch Goethe mitteilen läßt, daß das Verhältnis zu dem alten Freunde tiefer gewurzelt ist. Diesem überließ er damals ganz den Bau des Gartenhauses, des spätern sogenannten Römischen Hauses. „Da ich wünschte, bei meiner Rückkunft einen Ruheplatz fertig zu finden", bat er, „so erzeige mir den Gefallen zu besorgen, daß endlich einmal der Plan des Dinges zu Stande komme und schnell ausgeführt werde. Ich muß, um die Landschaftskassen zu schonen, alle neue Baue übers Jahr einstellen, diesen Ruheort möchte ich aber nicht darein begreifen. Wenn man so lange abwesend war, möchte man doch gern sich endlich sicher wohin setzen. Im Plane sind die Feuerungen schlecht und ganz unbrauchbar angebracht; diese müssen geändert werden. Nimm dich der Sache ernstlich an; Bertuch kann nach wie vor das Detail dabei besorgen. Ich werde Schmidten an-

weisen, daß nichts zum Baue dieses Hauses fehle. Decke es, womit und wie du willst, und thue, als wenn du für dich bauetest. Unsere Bedürfnisse waren einander immer ähnlich." Darauf folgt die Bitte, fleißig nach der Instruktion der Kinder zu sehen. Wenigstens einmal wöchentlich möge er ihm schreiben. Herder läßt er grüßen, und in einer Nachschrift muß er noch gestehen, daß Goethes Landsmänninnen ihm sehr wohl behagen.

Auf Goethes weitere Mitteilungen erwiderte der Herzog am 21. Januar: „Meine Frau ist glücklich angelangt [sie wohnte in dem ihrem Stammhause angehörenden darmstädter Hofe]. Ich finde sie zu meinem großen Troste viel gesünder, munterer und stärker, als ich es hoffen durfte. Die Lage der jetzigen Umstände verhindern mich, beständig eine Anwesenheit zu Hause zu machen; sollten wir noch Winterquartiere beziehen, so bin ich vielleicht im Stande einen Abstecher zu machen." Er bat Goethe, fleißiger zu schreiben; auch möge er der Emilie Gore sagen, daß er Briefe von ihr mit Schmerzen erwarte. Diese zog ihn noch immer leidenschaftlich an. Da man die Ankunft des Prinzen von Koburg, des Österreichischen Oberfeldherrn, erwartete, mit dem der ganze Plan des Feldzuges festgesetzt werden sollte, hielt der Herzog Schmidt noch zurück. Von dem am Niederrhein stehenden Herzog Friedrich von Braunschweig erwartete er, daß er tüchtig zuschlagen werde; das linke Ufer des Mains und das rechte des Rheins schützten die mit Macht anrückenden Österreicher. Englands Eintritt werde der Sache den Ausschlag geben, hoffte er. Seine Gesinnung verrät der eine Woche früher fallende Ausspruch an Knebel: „Das Hessische Volk hat [bei dem Salzwerk Nauheim, wo Bauern die eingefallenen Franzosen, die sich als Volksbeglücker aufspielten, vertrieben] eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert .... Gäbe es nur Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in einem Augenblicke wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt wie jetzt in diesem Moment .... Die wirkliche Schlappe in Hochheim [durch die Preußen am 6.] hat die Franzosen etwas gedemütigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht .... Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich beteiligen werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stetig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hochbelobte Attizismus (oder wie man es sonst nennen will) den Franken, dieser Nation, da sonst alles Honnette, Dauerhafte, die Erhaltung und Fortpflanzung bei ihnen erloschen ist?"

Die Hinrichtung des unglücklichen Ludwig XVI. rief allgemeinen Abscheu hervor. In Regensburg wurden 30 Römermonate (2 Millionen Gul-

den) für den Krieg erhoben. Am 1. Februar erklärte der Konvent England und Holland den Krieg. Vom 6. bis zum 14. wurde in Frankfurt mit dem Prinzen von Koburg der Kriegsplan festgestellt. Am 18. übergab der Herzog dem rückkehrenden Schmidt einen Brief an Goethe. Er habe mit diesem, schrieb er, die Disposition seiner Kassen getroffen, wobei er einige Einschränkungen für möglich gehalten. „Unter diese gehört auch der vor dem Jahre geleistete außerordentliche Zuschuß zur Komödie. Sieh zu, inwieferne du ihn wirst entbehren können." Das war freilich bei den so beschränkten Mitteln eine leidige Sache. Vom Hause im Park sollte in diesem Jahre das Erdgeschoß vollendet, etwa auch die Säulen angeschafft und die Vorbereitungen zum Aufsetzen des Stockes getroffen werden. Aus den weitern Bestimmungen ergibt sich, daß Arens hierbei noch thätig war. Die Gegenwart seiner Frau sei ihm höchst nötig gewesen und habe ihm die äußerst bittere Zeit zu Frankfurt versüßt. Wie tief ihn die deutsche Uneinigkeit und Schwäche schmerzte, verrät die Äußerung: „Es ist hart, sich an dem Rande von Hoffnungen zu sehen, deren Erfüllungen nicht eintreffen und womit sich unsere Einbildungskraft von Jugend auf schmeichelte. Indessen trägt diese Lage nur zur Befestigung meines Stoicismi bei, und wenn es etwas hülfe besser zu werden, so glaube ich für mich gewonnen zu haben. Meiner Frau Gegenwart verschaffte mir die Gelegenheit, auf eine anständige Art die merkwürdigsten Leute unserer Welt um mich zu versammeln und da durch nützliche Gespräche die Lähmung meiner Existenz zu vermindern." Bei dem guten Wetter glaubte er die Eröffnung des Feldzugs nahe. Sollte das Frühjahr schön werden, so thäte Goethe wohl, das erste Grün in seiner Vaterstadt zu sehen, von wo er ganz bequem einem der wichtigsten Vorfälle, der Belagerung von Mainz, beiwohnen könnte. Viele Leute wünschten ihn zu sehen; die Dorvillesche Familie nebst Zubehör [der Bernardschen] rühmten sich gar sehr seiner Freundschaft. Er möge sich dies ein wenig überlegen und ihm darauf antworten. Nichts konnte ihm bei seiner kriegerischen Beschäftigung wünschenswerter sein als des Freundes Nähe, der ihm auch nach der Champagne gefolgt war. Weiter bemerkt er, daß man seine Jäger in Sold nehmen wolle; er werde aber erst die Bedingungen hören, und sehen, was die benachbarten Fürsten thun würden. Auffällt des Herzogs Schweigen über Goethes Mutter.

Die Herzogin verließ Frankfurt am 25. Mit dem März begann der Kampf gegen die Franzosen. Jetzt waren auch die kursächsischen Truppen angekommen, unter denen Prinz Konstantin, des Herzogs Bruder, als Generalmajor sich befand. Bald war Mainz infolge glücklicher Angriffe von allen Seiten eingeschlossen. Goethe setzte indessen neben den mancherlei laufenden Geschäften seine optischen Untersuchungen fort und versuchte sich an der Über-

tragung des niederdeutschen „Reineke Fuchs“, dieser „unheiligen Weltbibel“, in neudeutsche Hexameter, zur hohen Freude Herders, der die ursprünglich französische, in den Niederlanden bearbeitete Dichtung für die erste und größte Epopöe deutscher Natur erklärte. Beim Theater hatte Goethe jetzt die Regie unter verschiedene Schauspieler verteilt, welche sie, wöchentlich wechselnd, unter dem Namen „Wöchner“ führten. Auch wollte er für die Bühne eine Fortsetzung der beliebten Posse „Die beiden Billets“ schreiben. Seine Ende April festgesetzte Abreise nach Frankfurt verzögerte sich.

Am 2. Mai wurde sein in wenigen Tagen zu Stande gekommener „Bürgergeneral“ mit großem Beifall aufgeführt; zehn Tage später eilte er nach Frankfurt, wo er einige Zeit verweilte, um des Umganges seiner Mutter und seiner dortigen Freunde zu genießen. Zu diesen gehörte auch der seit kurzem dort angesiedelte Anatom Sömmering. Mit der Belagerung von Mainz wollte es nicht recht vorrücken. Die Belagerten machten viele Ausfälle. Bei einem solchen war am 9. ein Lieutenant des Regimentes des Herzogs von Weimar, mit dem Goethe in der Champagne gewesen, verwundet und gefangen genommen worden. Der Herzog behauptete, ein kursächsischer Hauptmann sei daran Schuld, worauf General von Kalkreuth diesen festsetzen ließ, doch ergab sich, daß Prinz Konstantin das Unglück veranlaßt hatte. Erst am 26. ging Goethe von Frankfurt nach Flörsheim und von da nach dem Lager bei Oberolm, wo er sich kantonnierungsmäßig einrichtete, dann aber ritt er mit Lieutenant Vent nach dem rechten Flügel, wo er von einer Höhe die ganze Gegend von Mainz bis zu den Rheininseln überschaute. Am folgenden Morgen begab er sich zum Lager des Herzogs bei Marienborn, wo er ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments bezog. Er ritt dann nach der Schanze bei dem Chausseehaus, um von hier die Mitte des Blockadekreises zu übersehen, wovon er genaue Umrisse sich zeichnete. Der Herzog war über seine Ankunft erfreut. An den folgenden Tagen ging er zu dem ihm längst bekannten General von Kalkreuth, dem im vorigen Jahre in Mainz besuchten Obersten von Stein und dem jetzt ausgelösten jungen Lieutenant, den seine Verwundung noch am Sprechen hinderte. Bei der Tafel im Hauptquartier kam es zu bedeutenden Unterhaltungen und abends im Zelte des Marketenders ging es bei schäumendem Champagner, dem Spiele französischer Freiheitslieder und heitern Erinnerungen an die leidige Champagne gar lustig zu. Am 29. gab das Victoriaschießen wegen des Österreichischen Sieges bei Famars Goethe Gelegenheit, die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen; dann besuchte er in Begleitung des Herzogs den Landgrafen von Darmstadt, mit dem er vor siebzehn Jahren in Weimar und Ilmenau sich befreundet hatte, in seinem mit kiefernen Lauben geschmückten präch-

tigen Zelte. Abends sah er aus seinem Zelte die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg mit ihren Verlobten, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig von Preußen, vertraulich vorüber spazieren; es waren für ihn himmlische Erscheinungen in dem wilden Kriegsgetümmel. Nichts lag ihm ferner als sich ihnen vorstellen zu lassen, obgleich sie seiner Mutter zugethan waren. Der Kronprinz war ihm nicht gewogen. In der Nacht vom 30. auf den 31. machten die Belagerten einen glücklichen Ausfall auf Marienborn. Goethe, durch das nahe Gewehrfeuer geweckt, eilte aus seinem Zelte, wo er denn sogleich vernahm, was geschehen sei. Er schwang sich aufs Pferd und ritt bis zu einem Punkte, wo er nach früher genommener Kenntnis troß der Nacht die Gegend zu beurteilen vermochte; jeden Augenblick konnte Marienborn in Flammen stehen. Als er zu den Zelten zurückkehrte, fand er die Leute des Herzogs bereits mit Ein- und Auspacken beschäftigt; er empfahl ihnen seinen Koffer und Portefeuille und besprach den Rückzug auf Oppenau, doch wollte er sich nicht eher entfernen, ehe er das Dorf brennen sehe. Aber der Herzog von Weimar und Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen trieben die Franzosen zur Stadt zurück, wobei sie freilich einen bedeutenden, durch einen besondern Zufall vermehrten Verlust erlitten. Beim Grauen des Morgens ritt Goethe zu dem jetzt befreiten und ruhigen Dorfe. Als die Sonne trüb aufging, sah er die Opfer der Nacht nebeneinander liegen, die riesenhaften wohlgekleideten Kürassiere neben den „zwergenhaften, schneiderhaften, zerlumpten Ohnehosen".

Am 1. Juni legte man das Lager näher an Marienborn. Goethe setzte einen Bericht über jenen Ausfall auf, den er am 2. an Herder sandte. Diesem schrieb er: „Daß ich mich wohl und, wie es die Umstände zulassen, vergnügt im Lager bei Marienborn befinde, habe ich durch Gegenwärtiges melden wollen. Das Interessanteste für uns ist, daß der Herzog sich wohl befindet; das übrige geht und mag gehen, wie es in den Sternen geschrieben oder nicht geschrieben ist. Die Situation der Franzosen ist sehr vorteilhaft." Herder hatte ihm die erste Sammlung seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität" nebst einem Schreiben an den Herzog mitgeteilt. „Dein Packet hab' ich noch nicht übergeben", schließt Goethe, „ich weiß nicht warum. Ein Dämon hält mich ab. Die Zerstreuung, Verwirrung, Inhumanität um uns ist zu groß. Vale et ama." Der Herzog berichtete an demselben Tage seiner Gemahlin. Den 4. mußte Goethe wegen Theaterangelegenheiten nach Weimar schreiben. „Unser Theater ist seiner Natur nach ein respektables Institut", heißt es hier, „und ich wünsche nicht, daß unruhige Köpfe es für einen Taubenschlag ansähen, wo man aus- und einfliegen kann, wie es nur beliebt." Am 5. wandte er sich an Jacobi: „Ich finde mich recht glücklich,

in diesem Momente hier zu sein und Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn Mainz sich auf die Blockade ergäbe; die eigentliche Belagerung dauert acht Wochen, wie man sagt, und da muß alles gehen, wie es soll .... Wenn die Franzosen hartnäckig sind, stehen wir Ende Augusts noch hier. Kein Tag oder Nacht geht ruhig vorüber. Heute vor-Tages Anbruch war eine große Kanonade an der Rheinspitze und bei Kostheim. Man weiß noch nicht, was es gegeben hat. Das Wetter ist schon die Nacht höchst lieblich. Ich sehe die Sonne öfter als in meinem ganzen Leben aufgehen. Der Herzog ist wohl. Er grüßt dich und wird Georgen [dem Sohne Jacobis] den [gewünschten Titel] Regierungsrat erteilen. Schreibe dem Herzog ein artiges Wort darüber. Das Dekret will ich besorgen. Erst war ich in einem Dorfe, macht' mich aber bald heraus und kampiere nun. Auf dieser Seite hab' ich mich umgesehen und werde nun auch zu den Sachsen und Hessen gehen; vielleicht einige Tage nach den Bädern. In Gedanken arbeite ich indessen an meinen Lieblingsbetrachtungen [über die Farbenlehre], schreibe auch manches." Den ersten Gesang „Reinekes" legte er bei, zu welchem der Herzog ein Wort schrieb. Den 6. war Goethe bei dem Essen, welches Karl August in seinem neuen von Fichtenreis beschützten Saale der Preußischen und Österreichischen Generalität gab. An diesem Tage fielen die ersten Kugeln der Preußen in die Stadt.

Der 7. war dem Briefschreiben geweiht. „Dein lieber Brief trifft mich hier, und gibt mir einen guten Morgen", schreibt er an Jacobi, „eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein [gegen Sonnenaufgang gerichtetes] Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indessen zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und ihn auch dieser Gegend wiedergebe." Jacobis Gefallen an seinem „Bürgergeneral" thue ihm wohl. „Reineke", dessen Anfang dieser kühl aufgenommen hatte, werde ihm, hoffe er, wenn er ihn im ganzen sehe, doch Freude machen. Er verhehlt nicht sein Bedauern, daß der Krieg seinen kleinen Weimarischen Kunstkreis störe, den er so artig in Bewegung sehe und an dem er so lange arbeite. Zu ihm gehörte jetzt Meyers Freund, der junge Landschaftsmaler Horny aus Zürich. Auch an Herder schrieb er in Erwiderung eines Briefes seiner Gattin vom 2. Diese konnte nicht genug Worte finden,

um den Beifall auszusprechen, mit welchem sie seinen „Bürgergeneral“ gesehen hätten. Sie sandte zugleich den zweiten Teil der „Briefe“ an den Herzog; das vorigemal habe sie diesen beizupacken vergessen. Von der Herzogin-Mutter hätten sie gehört, daß der Herzog das Buch verlangt habe. „Sagen Sie Ihm unsere innigste und gefühlteste Ehrerbietung. Gewiß, das Verlangen, Ihn wiederzusehen, vermehrt sich von Tag zu Tage, und wir erkennen es oft mit Zufriedenheit, was wir an Ihm besitzen. Möge Er auch uns ein bischen hold sein!“ Goethe meldete Herder, daß er dem Herzog beide Teile übergeben habe; dieser grüße und danke. „Oft bin ich im Hauptquartier“, berichtete er weiter; „der General Kalkreuth setzt sein gütiges Betragen gegen mich ununterbrochen fort. Ich sehe viel Menschen, höre und sehe, was begegnet, und bin sehr zufrieden hier zu sein und mich mit so vielen in Geduld zu fassen, da Ihr in der Ferne gewiß ungeduldiger seid .... Dem ‚Bürgergeneral‘ wünscht' und hofft' ich Euren Beifall, und ist mir um so lieber, daß Ihr es gut zuerst [bei der zweiten Vorstellung] habt spielen sehen .... Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben.“ Am 8. arbeitete er an „Reineke“ fort, wobei ihm die von Herder und Knebel am Rande auf eine Änderung deutenden Zeichen zu Hülfe kamen, dann ritt er mit dem Herzog wieder zum Landgrafen; abends ward bei ersterm in Gegenwart des Prinzen von Zweibrücken und des Obersten von Stein auch das offenbare Geheimnis der bald anhebenden Belagerung besprochen. Am 9. machte Goethe in größerer Gesellschaft die Fahrt ins Rheingau, deren der Brief an Herder vom 15. gedenkt. „Mein Unglaube ist durch die Art, wie der Herzog und einige andere, die in der leidigen Kriegsarbeit begriffen sind, dein Buch aufgenommen haben, glücklich beschämt worden“, schreibt er. „Ich schicke hier seinen Brief [vom 14.]. Fahre ja fort, deine Sammlungen zu bearbeiten und laß sie immer so wohlthätig sein. Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, korrigiere an ‚Reineke‘ und schreibe optische Sätze. [An den Späßen des erstern nahm der Herzog teil, wogegen er diesen bei der großen Zerstreuung mit seinen Farbenuntersuchungen nicht unterhalten zu dürfen glaubte.] Die Situation auf unserer Seite habe ich zu wiederholten Malen gesehen, über das Wasser bin ich noch nicht gekommen, außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probierten die Keller durch [nach dortiger Sitte], fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen, und zu Land nach dem Lager zurück. Wir kamen eben zu rechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten. Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe, sehne mich nach meiner camera obscura [in Weimar] und

was dem anhängig ist. Lebet wohl und genießet die Ruhe hinter der Kirche. Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune [die seinem Hause zu seinem steten Ärger gegenüber lag] statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben." So sehr hatte die Neuheit des Lagerlebens schon ihren Reiz bei ihm eingebüßt.

Eine ähnliche Unzufriedenheit spricht aus des Herzogs schon erwähntem Dankschreiben. Herders Buch habe ihn sehr erfreut und die harte Schale etwas erweicht, bemerkte er, die so viele Mühseligkeiten und Verdruß nebst allerhand wunderbaren Schauspielen sehr begreiflicherweise über sein Sensorium gezogen. „Lasse uns das gute Glück die Zeit erleben, wo man nichts mehr zu thun hat als sicher und ungestört die Endzwecke eines jeden wohldenkenden Mannes erfüllen zu helfen." Trotz aller harten Äußerungen Herders und seiner Gattin wider die Fürsten, welche selbst die Herzogin zu hören bekam, trotz aller leidenschaftlichen Ausdrücke über den Herzog und seine Regierung, trotz des Mangels an Vertrauen, da Herder von der Bestimmung seiner Kinder, obgleich der Herzog für deren Studien und Fortkommen zu sorgen übernommen hatte, kein Wort gegen ihn äußerte, blieb Karl August ihm gewogen, und es war keine bloße Redensart, wenn er mit der Versicherung seiner beständigen Freundschaft und Hochachtung und der Freude, sich sein treuer Freund nennen zu dürfen, seinen Dankbrief an ihn schloß.

Um diese Zeit war auch Kraus mit dem alten Gore von Weimar gekommen, um bei der Belagerung malerische Studien zu machen; vergebens hatten sie Knebel mitnehmen wollen, der sich vor einer so gewaltsamen Zerstreuung fürchtete, noch mehr vor den abscheulichen Szenen der Zerstörung. In der Nacht auf den 17. sollten die ersten Laufgräben eröffnet werden, was nur durch ein bedauerliches Mißverständnis verhindert wurde. Am 18. dankte der Herzog Wieland für seine guten Wünsche. „Möchten doch alle ersinnliche menschliche Kräfte auf einem Punkte so zu vereinen sein", äußerte er dabei, „daß in kurzer Zeit der tolle Mut unserer Nachbarn gedämpft würde, der, wie die meisten menschlichen Handlungen, die gewaltsam betrieben werden, nicht zum dauernden Guten, sondern zur Zerstörung führt. Ich fürchte aber, daß es noch viele Mühe kosten wird, ehe wir diesen Endzweck erreichen, weil unsere Gegenspieler vom Kapital ihrer Kräfte und ihres bösen Willens zehren, statt wir, wie gute Haushalter, bloß unsere Interessen daran wagen. In jedem andern Falle wäre der Vorteil auf unserer Seite, nur hier wird der Glaube unserer Widersacher, qu'après eux la fin du monde sei, gefährlich und beschwerlich. Englands Hülfe, wenn sie recht ernstlich ausfällt, kann uns sehr gute Dienste leisten."

Während der Woche vom 19. bis zum 26. wird in Goethes sonst fleißig geführtem Tagebuch manches übergangen, zum Beweise, daß ihm die Sache langweilig geworden. Den 22. schrieb er an Meyer: „Es freut mich, daß sich indeß unser Häuschen baut, indeß wir manches zerstören .... Es ist hier herum ein leidig Leben. Ein Glück, daß man nicht zu sich selbst kommt." Am 28. wurde die zweite Parallele vollendet. Dem schrecklichen Schauspiele des nächtlichen Brandes des Domes und der Jesuitenkirche sah Goethe mit Gore und Kraus auf der Schanze von Marienborn zu. Den folgenden Tag war er Zeuge des Unfalls, daß eine schwimmende Batterie, statt auf den Mainkopf loszufahren, vom einströmenden Main den Feinden zugetrieben und von diesen genommen wurde, was er im Zelte des Herzogs dem darüber sehr betroffenen eben anwesenden Kronprinzen von Preußen ausführlich erzählen mußte, ohne daß er dadurch dem Dichter sich dafür dankbar erzeigt hätte, obgleich dessen Darstellung ohne Zweifel höchst belebt war. Zur dritten Parallele bemächtigte man sich am 7. der Klubistenschanze; in der Nacht wurde Kostheim mit Sturm genommen. Denselben Tag schrieb Goethe an Jacobi: in der Haupt- und Staatsaktion, die sie vorstellten, mache er den Jacques aus Shakespeares „Was ihr wollt", ähnlich wie er sich vor zehn Jahren den „weisen Mambres" genannt hatte. „Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern dargestellt wird .... Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis, und würde auch in historicis etwas thun, wenn dies nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre." Anfangs habe er einiges aufgeschrieben, es aber bald aufgegeben, da man gerade das, worauf alles ankomme, nicht sagen dürfe; eben die Disproportion der Mittel und der Mangel an Einheit verursachten die Erscheinungen, an denen man sich in der Ferne ärgere. Vom 8. bis zum 12. Juli schweigt wieder das Tagebuch. In diese Zeit fällt Goethes höchst gefährliches Suchen nach krankhaften Knochen in dem den feindlichen Kanonen ausgesetzten Gebeinhause von Weisenau. Als Prinz Ludwig Ferdinand wegen seiner Verwundung nach Mannheim geschafft wurde, bezog der Herzog von Weimar das von diesem bisher bewohnte Chausseehaus, das am anmutigsten Punkte der Gegend lag. Goethe ließ sogleich nach dem Einzuge davor kehren.

Während der Verhandlungen über die Kapitulation erhielt Goethe Briefe von Herder, dessen Gattin und Knebel. Frau Herder übersandte die eben vollendete fünfte Sammlung der „Zerstreuten Blätter". Sollte der Herzog Lust haben, bei dem entsetzlichen Bombardement in ein Buch zu sehen, so bitte ihr Mann, er möge sie ihm geben. Die theologische Schrift vom dritten Wunder in der christlichen Kirche (am Pfingstfeste), an der Herder jetzt emsig

arbeite, werde dem Freunde gewiß gefallen. „Wären Sie nur wieder bei uns! Gewiß, unsere Existenz ist näher aneinander geknüpft, als wirs uns sagen wollen, und das ist doch eine Sünde gegen den heiligen Geist so stumm zu sein!“ Herder schrieb: „Es ist jetzt heiß, und ihr macht dem armen Mainz noch heißer. Der h. Bonifacius wird sich im Grabe umkehren, und euch alle Malefacii nennen. Es ist indessen gut, daß die Fremden aus den Grenzen des h. Reiches getrieben werden; nur ihr tastet auch das unheilige Reich nicht an und laßt sie einander würgen .... Die Herzoginnen sind wohl, die Herzogin-Mutter aber körperlich mehr als die regierende Herzogin. Meinem Auge gefällt ihr Ansehen nicht ganz; sie leidet im Innern. Und wer wäre da ganz gesund? Es sei denn, daß man am ‚Reineke‘ dichtet. Lebt also wohl, edler Herr, und empfehlt mich dem Herzoge zu einer guten Stunde. Mein christliches opus wird euch sowohl als der christlichen Welt wohl thun. Lavater ist seine Hebamme, ohne daß er und ich es wußte. Es war so ein Funke unter der Asche geblieben; denn die Heiligen und Krieger lassen Funken. Optimum vale.“ Knebels Brief berichtete von seinem Besuche Ilmenaus mit dem Kammerrat Lyncker. „Mit Zufriedenheit hab' ich daselbst die Betreibung unsers Bergwerkes wahrgenommen. Mehrere tausend Zentner Schiefer, die man aus der Tiefe des Schachts gebracht, sind und werden bereits geröstet. Wir haben auch der ersten Wäsche beigewohnt, wobei sich der Schlicht freilich nicht reichhaltig, doch so gezeigt hat, daß man hoffen kann, die Menge des Gesteins werde den innern Gehalt ersetzen. In vier bis fünf Wochen werden sie schmelzen, wozu die Gebäude und Anstalten nun bald gänzlich im Stande sein werden, und wozu der Hüttenmeister ein zu seinem Werke verständiger rechtlicher Mann scheint. Lyncker hat auch in seinem Geschäfte wegen Zerschlagung der Niederpörlitzer Güter über Erwartung reussiert, und die Leute scheinen damit wohl zufrieden. Überhaupt hat sich uns der gute Sinn dortiger Landbewohner zu unserer herzlichen Freude aufs neue offenbart, und die größere Freiheit, deren sie genießen, macht sie nur williger, arbeitsamer und an ihr Wesen und ihren Landesherrn gebundener. Man zählt in Ilmenau bereits gar keine Bettler mehr; jeder nährt sich und treibt etwas, und die Umstände der Stadt und Gegend wachsen sichtlich.“

Unter der Spannung wegen der Kapitulation hatte Goethe Sammlung genug, endlich seine Lehre von den farbigen Schatten niederzuschreiben. Als am Morgen des 22. der Kommandant von Mainz im Pfarrhaus zu Marienborn, wo Kalkreuth wohnte, zur Verhandlung wegen der Kapitulation erwartet wurde, eilte Goethe mit einigen Freunden dorthin, um ihn zu sehen. Man vernahm bald, daß die Kapitulation abgeschlossen werde. Da konnte er sich denn nicht enthalten, mit dem Herzog auf Mainz hin zu reiten. Die

Auswechselung der Kapitulation fand am 23. um 2 Uhr statt; sofort besetzten deutsche Truppen die Außenwerke von Mainz und Kastel; am Nachmittage fuhr Goethe in einer leichten Chaise im engen Kreise um die wiedergewonnene Stadt. Als er am nächsten Morgen Jacobi seine Abhandlung über die farbigen Schatten durch den Postwagen sandte, schrieb er: „Verzeih, wenn ich dir nicht von der Kapitulation &c. schreibe; ich habe meine Gedanken schon ganz weg aus dieser Gegend gewendet, mein Körper wird auch bald folgen.“ Wie hoch er auch den Wiedergewinn der deutschen Stadt aus den Händen der Jakobiner schätzte, die Eroberung von Newtons theoretischer Festung lag ihm vor allem im Sinne, und er glaubte seines Erfolges sicher zu sein. Jetzt hatte er auch mit dem Herzog darüber gesprochen. Dieser war nämlich dadurch, daß Jacobi in einem Dankbriefe an ihn der Theorie Goethes gedacht hatte, zur Frage veranlaßt worden, von welcher Theorie die Rede sei. Daß er nun auch dem Herzog davon sprechen durfte, erleichterte ihm das Herz, mochte dieser auch einen leisen Spott nicht unterdrücken, daß er in solchem geschichtlich bedeutsamen Augenblicke sich mit den farbigen Schatten beschäftigen könne. An demselben Tage beantwortete Karl August Schillers Gesuch um Urlaub nach der Heimat, wo er seine Gesundheit herzustellen hoffte. „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht“, schrieb er; „das Elend, welches Mainz erlitten, hat gestern sein Ende erreicht; die Garnison kapitulierte, in einigen Tagen zieht sie aus. Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eins meiner lebhaftesten Anliegen. Möge Ihre vaterländische Luft Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzustatten und ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Campagne [ihrer Niederkunft] zu wünschen. Mit der unverbrüchlichsten Freundschaft verbleibe ich Ihr sehr wohlwollender Freund.“ Schiller baute so sehr auf seine und der Herzogin Freundschaft, daß er hoffte, Lehrer des Erbprinzen zu werden. Der Herzog zweifelte wohl an der Herstellung seiner Gesundheit und seiner Wiederkehr aus Schwaben.

Dem am Nachmittag des 24. stattfindenden Auszuge der Garnison schaute Goethe mit seinen Freunden aus den Fenstern seines Chausseehauses zu. Hatten die ausgewanderten Mainzer schon an diesem Tage mehrere der Ausziehenden, welche ihnen als Hauptschuldige an ihrem Unglück erschienen, mißhandelt und fortgeschleppt, so wollten sie am folgenden Tage sich keinen der verhaßten Klubisten entwischen lassen. Als Nachmittags der Architekt, dem man die Plünderung und das Anzünden der Dombechanei zuschrieb, am Chausseehause vorbeiritt, rief das Volk, man solle den Spitzbuben totschlagen. Im Gefühle, daß der Burgfriede vor dem Quartier des abwesenden Herzogs nicht verletzt werden dürfe, sprang Goethe hinunter, stürzte aus der Thüre und

gebot Halt, was er, als die Menge näher herandrang, wiederholte. Hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, rief er, und der Platz davor heilig; für ihren Unfug und ihre Rache fänden sie anderswo Raum genug. Das Volk staunte und verstummte einige Zeit, dann aber drangen einige vor und wollten dem Reitenden in die Zügel fallen. Da er unter ihnen einen Perückenmacher bemerkte, dessen Knaben er vorgestern auf dessen dringenden Wunsch in seinen Wagen genommen und den er vor eigenwilliger Bestrafung der Klubisten gewarnt hatte, fuhr er diesen so heftig an, daß er sogleich zurücktrat. Auch die andern wichen zur Seite. Als Gore später ein solches Wagstück zu Gunsten eines vielleicht verbrecherischen Menschen nicht billigen wollte, berief er sich auf seine Pflicht, den Platz vor dem Quartier des Herzogs rein zu halten, und auf seinen Abscheu vor jeder Unordnung. So hatte er auch hier sich als Vertreter des Herzogs bewiesen, dessen thatkräftigem Sinn eine solche tapfere Verhütung argen Unfugs ganz gemäß war.

Am 26. gelang es Goethe mit seinen Freunden in die Stadt zu kommen, wo er die schaudervollste Verwüstung schaute. Auch das Akademiegebäude, worin Sömmering gewohnt, hatte arg gelitten, doch die kostbaren im Keller aufbewahrten Präparate waren unverletzt geblieben und gaben zu lebhafter wissenschaftlichen Unterhaltung Anlaß. Noch ehe die Truppen die befreite Stadt verließen, erbat sich Goethe vom Herzog Urlaub, um mit seinem Schwager Schlosser in Heidelberg zusammenzutreffen, dann noch einige Zeit in Frankfurt bei seiner Mutter zuzubringen. Aus seiner Vaterstadt schrieb er den 11. August an Jacobi: „Noch einige Tage bleibe ich hier, und gehe dann wahrscheinlich nach Hause. Wenn es mir glückt, hoffe ich manches hervorzubringen; ich habe viel ausgedacht und im Kopfe geordnet.“ Hier traf ihn ein am 17. geschriebener Brief des Herzogs, der zu Gommersheim, eine halbe Stunde von dem Preußischen Hauptquartier Edenkoben, lag. „Hier bin ich seit vorgestern“, schrieb er, „2 ½ Stunde von Landau entfernt, hinter den Österreichern, welche die Festung taliter qualiter blockieren. Man sagt wieder, wir würden ausrücken, um die Kaiserlichen von allen Posten diesseits der Queich abzulösen.“ Der Brief schließt nach manchen Angaben über den Kriegsstand mit den Worten: „Hier sind zwei Briefe. Lasse bald etwas von dir hören und leb wohl.“ Am 19. bat Goethe den Herzog um die Erlaubnis, unmittelbar von Frankfurt nach Weimar zurückzukehren. Denselben Tag erwiderte er Jacobi: „Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann. Doch will ich mich nicht beklagen; denn ich habe manches Interessante erfahren, manches Gute und Brauchbare ge-

lernt .... Hab' ich dir schon gesagt, wie sehr ich Leid um den armen [am 16. Mai seiner Krankheit erlegenen] Moritz getragen habe? Ich verliere einen guten Gesellen an ihm."

Als er am 22. nach Weimar zurückkehrte, fand er sein Haus weiter ausgebaut und auf dieser „kleinen Insel des Festlandes" das schönste Glück herrlichen Familienlebens. An Herder teilte er damals den früher Jacobi gesandten Aufsatz über die farbigen Schatten mit, den dieser mit großem Beifall aufnahm; der Freund zweifelte nicht, daß er durch diese Schrift in der Region des Lichts freien Fuß und Glauben finden werde. Freilich war Herder, und noch mehr Knebel, politisch äußerst verstimmt, so daß Goethe sich hüten mußte, diese Seite zu berühren. Die Herzogin klagt schon am 5., als Herder neulich bei ihr zu Mittag gespeist, sei er ganz unerträglich gewesen, habe nur durch einsilbige Worte gesprochen und all seinen Groll gegen den Adel ausgelassen. Eine Woche später berichtet sie über die Prüfung, welche derselbe neulich drei Stunden mit dem Erbprinzen abgehalten; er habe ihr dabei nicht wohl gesinnt geschienen, doch sei die Sache über alles Erwarten gut gegangen. Herders günstiges Urteil über das Ergebnis habe ihr große Freude gemacht, und es ihr zu Befriedigung gereicht, wie diejenigen, welche bisher eine geringe Meinung von ihrem Karl gehabt, die Überzeugung gewonnen, daß es ihm nicht an Fassungskraft fehle. Wie Knebel seine Galle über die Deutschen ausschütte, sei oft toll, äußerte die Herzogin, und er spreche mit so ernster Miene, daß sie glaube, er werde die ersten Tage den Verstand verlieren. Die Herzogin, die inniger als je an Frau von Stein hing, scheint dadurch gegen Goethe etwas verstimmt gewesen zu sein. Am 26. schreibt sie dieser, er sei schrecklich dick geworden; auf einen Abend habe er sie zum Thee geladen, an dem auch, sie wisse selbst nicht weshalb, die Gores teilnehmen sollten; vielleicht feiere er seine Rückkehr. Wenn sie hinzufügt, daß die Freundin Sonntags kommen müsse, um noch davon Genuß zu haben, so kann dies kaum ernst gemeint sein, wenn sie auch freilich diese als Begleiterin hätte mitnehmen können. Ein paar Tage vor Goethes Rückkehr schrieb sie: „Unsere schönen Geister finden es übel, daß man die Klubisten in Mainz angeklagt hat und sie verurteilen will. Als ob diese Schufte das Vorrecht hätten, ungestraft Verbrechen zu begehen!" Goethe stimmte in seiner Abneigung gegen die Umstürzler mit der Herzogin und seinem treuen Amtsgenossen Voigt überein. Dieser konnte ihm leider keine günstigen Ergebnisse des Ilmenauer Hüttenbetriebs melden. Die Preise der Kuxe waren unterdessen sehr gefallen.

Dem Herzog teilte Goethe unter anderm mit, daß Fritz von Stein die Handelsakademie von Büsch in Hamburg besuchen wolle, wozu er Urlaub be-

durfte. Noch ehe sein Brief in die Hände des Herzogs kam, am 27., hatte dieser ihm geantwortet: „Du hast sehr recht gehabt, deinen Stab heimwärts zu kehren; denn weder in Frankfurt noch hier ist viel Tröstliches einzuernten.“ Weiter schrieb er: „Sage Voigten, er möchte das Dekret, nach gemachtem Vortrag meiner Willensmeinung im Conseil, für (Georg) Jacobi aufsetzen und mir zur Unterschrift zukommen lassen. Gegen den Vorschlag der Bergkommission habe ich nichts einzuwenden.“ Auch vernehmen wir, daß der Herzog den Uhrmacher Weidenheimer aus Mainz für Weimar zu gewinnen hoffe, und er den Bildhauer Mayer wegen des Denkmals für die bei Mainz (Marienborn?) erschossenen Offiziere an Goethe gewiesen habe, der das Nötige besorgen möge. Wiederum bat er ihn fleißiger zu schreiben. Goethe fand so viel zu thun, daß er nicht einmal nach Jena kommen konnte, um manches Wissenschaftliche zu besprechen. Dort war am 14. Juli durch Batsch eine naturwissenschaftliche Gesellschaft gegründet worden, die sich monatlich versammeln sollte; zu Ehrenmitgliedern derselben waren Goethe, Herder und Schiller ernannt.

Am 3. September beglückwünschte Goethe den Herzog zu seinem Geburtstage. Den Bau des Denkmals, bemerkte er, wolle er noch erst etwas reifen lassen. Auch teilte er ihm den Brief von Fritz von Stein mit, worin dieser um Urlaub bat. Karl August hatte vom König die Erlaubnis erhalten, längere Zeit beim Herzog von Braunschweig in Pirmasens zu bleiben, in dessen Nähe sein Bruder Konstantin lag. Aber gerade während dieser Zeit erkrankte der Prinz an der Ruhr und starb bald darauf an seinem Geburtstage. Den 8. September schrieb Karl August an seine Frau und Goethe. „Die Schreckenspost von meines Bruders Tode überschicke ich dir an seinem Geburtstage“, lautet der Brief an letztern. „Gehe gleich zu meiner Frau, welche dir das Detail sagen wird, und besprich dich mit ihr, wie die Pille der unglücklichen Mutter des Verstorbenen beizubringen ist. Bitte die Gores, von meinetwegen alles mögliche beizutragen, um meine arme Mutter zu trösten und zu stärken. Wenn es irgend möglich ist, komme ich vielleicht selbst auf ein paar Tage nach Hause; sage aber nichts hiervon. Meine Frau soll mich mit einer Estafette benachrichtigen, wie die Sachen bei uns stehen; schreibe da mit. Deinen Brief habe ich erhalten; ich werde dir gelegentlich darauf antworten. Ich bin von dem Herumrennen und der Besorgung der Geschäfte, welche der Tod meines Bruders verursacht, durch das Schrecken und die Betrübnis so gehetzt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, zumal da ich hier ganz allein, ohne Sekretär und nichts, auf Urlaub beim Herzog bin. Leb wohl. Spann' alles an, um meine Mutter zu unterstützen.“ Die Leiche ward nach Eisenach gebracht, um dort bestattet zu werden, da man sie

nicht in die Gruft unter dem verbrannten Schlosse bringen wollte, wo seine Ahnen seit 1680 ruhten. Einen Monat später äußerte Goethe an Jacobi: sie hätten den Prinzen ungern im Augenblicke verloren, da er sich des Lebens werter gemacht; er selbst habe als alter Nothelfer diese Zeit her der Herzogin-Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen, wodurch er selbst zerstreut worden.

Erst am 13. erwiderte der Herzog dem Freunde. Wegen des Denkmals möge er nur das weitere besorgen. Daß Fritz nach Hamburg gehe, billigte er, ja er sähe es nicht ungern, wenn er einige Jahre im Mecklenburgischen oder im Holsteinischen die praktische Landwirtschaft beobachtete, doch müßte er Goethe monatlich zweimal über das, was er gesehen, berichten; sein Stuhl in der Kammer solle ihm aufbewahrt bleiben. Sodann berichtete er ausführlich über einen Auftrag, den er auf den Wunsch des Herzogs von Braunschweig bei einem kroatischen General ausgerichtet habe. Leider werde das Zusammenwirken mit Österreich dadurch gelähmt, daß der Plan des Feldzugs noch immer nicht von Wien angekommen sei; auch handle Wurmser nur für sich allein. Der Herzog von Braunschweig sei, wenn er allein kommandiere, ein anderer Mensch, als wie sie ihn seit einem Jahre kennen gelernt. Am 14. schlug dieser die unter Moreau bei Pirmasens vordringenden Franzosen, wobei die Brigade Karl August tapfer mitwirkte; dadurch wurde der Feind so lange aufgehalten, bis die Infanterie anrücken und die Artillerie wirken konnte. Durch Weyland ließ der Herzog eine genaue Beschreibung der Schlacht aufsetzen; er selber berichtete darüber an die Herzogin, Voigt und die Gores. Der Herzog von Braunschweig verlangte Karl August vom König zur Vertretung des am Fuße verwundeten Generallieutenant von Schönefeld, wodurch dieser bis zum Winter beim Heere festgehalten wurde. „Es ist mir sehr tröstlich, daß meine Mutter durch den harten Schlag nicht niedergedrückt wurde“, schreibt dieser den 17. an Goethe, „und ich zähle auf die kräftige Unterstützung ihrer Freunde, daß sie sich aufrecht erhalten werde .... Lebe wohl, schreibe mir ofte, grüße Herders. Sage Wedelln, er solle alle acht Tage von der Zeit, wo der Lerchenstrich angeht, durch die Post eine Kiste mit Lerchen an den König und eine an den Herzog von Braunschweig schicken. Der arme Wedell macht mir viele Sorgen. Sollte er abgehen [er war bereits aufgegeben], so ist für mich sein Verlust unersetzlich.“ Von der Einnahme Toulons hoffte auch Karl August eine glückliche Umwälzung in Frankreich. Goethe war unterdessen mit der letzten Durchsicht des „Reineke“ beschäftigt, dessen Anfang er noch in diesem Jahre zum Druck absenden wollte. Daneben nahm ihn das am 4. Oktober wieder zu eröffnende Theater in Anspruch. Vorher konnte er endlich auf einige Tage nach Jena gehen. Der

Herzog meldete am 25. das baldige Ende des diesjährigen Feldzugs, wo er denn, vielleicht schon anfangs November, nach Hause zurückzukehren hoffte. Goethes zurückfolgender Riß des Denkmals gefalle ihm sehr wohl, nur wünsche er, die Kosten möchten 300 Dukaten nicht übersteigen. Die Abreise der Gores bedauerte er seiner Mutter wegen, doch ging es mit dieser zu seinem Troste gut. Goethe sollte dieser sagen, er wolle ihr mit Trostbriefen nicht beschwerlich fallen. Unterdessen war die dringende Bitte der Bürgerschaft um baldige Rückkunft an den Herzog gelangt.

Am 2. Oktober konnte der Herzog melden, der Reichsboden, vielleicht ein Stück des Saarbrückischen ausgenommen, sei ganz rein von den Franzosen; da der Feind bei Bitsch und im Gebirge stand, hoffte er sich in kurzem einige Zeit losmachen zu können. Freilich hatten die Holländer, Engländer und Hannoveraner bei Hondskote starke Verluste erlitten, aber die Verbündeten waren darauf siegreich gewesen, und mit Spannung erwartete man den Ausgang der nächsten Schlacht. „Der Himmel weiß, was aus uns noch werden wird“, schreibt Karl August. Wegen der Bitte der Bürgerschaft hatte er eine Erwiderung an das Conseil gerichtet, die er, um sie verständlicher zu machen, in die Form von Aphorismen eingekleidet hatte. Weidenheimer, berichtete er weiter, wolle sich, ehe er sich entschließe, im Weimarischen umsehen; Vent solle dessen Werbung ernstlicher betreiben. Unter den zu Grüßenden nennt der Herzog an erster Stelle Herders, die aber gegen ihn und die Herzogin sehr verstimmt waren. Herder selbst hatte die Herzogin Luise durch herbe Äußerungen verletzt; auch seine Gattin hielt sich von ihr zurück, während es gerade in dieser Zeit sich entscheiden sollte, welchen Beruf die Söhne wählten, worüber die Herzogin ihre vertrauliche Mitteilung erwarten mußte. Goethe selbst dürfte hierüber nichts weiter vernommen haben, als die zufällige Mitteilung, daß man Wilhelm nach Hamburg zu Büsch bringen wolle, was er widerriet. Quälte ja Herder sich mit dem von seiner Gattin leidenschaftlich aufgegriffenen Gedanken, sein begabtester, nächstens das Gymnasium verlassender Sohn August sei durch die Gunst, welche die Herzogin-Mutter und Goethe ihm erwiesen, verdorben, und könne nur fern von Weimar wieder auf den rechten Pfad edler Sittlichkeit zurückgeführt werden.

Das Theater war am 4. ohne Prolog eröffnet worden; aber bei der Aufführung von Goldonis „Krieg“ am 15. benutzte Goethe die Gelegenheit, dem allgemeinen Wunsche nach der Rückkehr des Herzogs Worte zu leihen, den der Kampf für das Vaterland so lange von dem der Sicherheit des Friedens sich freuenden Weimar fern halte. Den 20. sandte er diesen Prolog an Karl August, der mit dem Herzog von Braunschweig jetzt in Schweigen bei Hornbach stand. Dieser schrieb, nachdem er ihn wegen der Kriegsvorfälle auf seinen Brief an

Voigt verwiesen: „Für den Prolog danke ich dir recht von Herzen, mein Lieber; er hat mich innig gerührt. Möchte ich gleich im stande sein, so viele Liebe zu erwidern! Das Glück wird mir doch endlich helfen, mich hier befreien und mich in den Stand setzen, meinen lebhaften Wunsch zu erfüllen, bei Euch zu sein, ohne Verdruß und unangenehme Zumutungen von außen befürchten zu müssen. Die Vorstellungen des geheimen Conseils wegen der Disposition über meines Bruders Verlassenschaft werde ich gern annehmen und beherzigen. Über die Art, die Kasse zu führen, hat mir Schmidt schon Einwürfe gemacht; besondere Ursachen haben mich aber zu dieser Methode bewogen, die ich Schmidt detailliert habe und die du dir von ihm kannst sagen lassen. Skells einstweilige Anstellung [als Gärtner in Belvedere] hatte ich meiner Frau überlassen; von ihr hängt es ab, ob sie ihn sehen will oder nicht. Verstoßen kann ich den Menschen nicht; ein Forstdienst irgendwo wird ihn entfernen und mir eine Pension sparen." Da durch den Tod Trippels dessen für Weimar bestellte Büsten Goethes und Herders in die Hände der Erben gefallen waren, genehmigte der Herzog auf Goethes Antrag, daß die Herdersche für höchstens 100 Dukaten zu erstehen sei und bei Angelika niedergelegt werde; für die Goethesche, die sich wohl ebendaselbst befand, sollten gelegentlich wieder 100 Dukaten an die Erben gesandt werden. „Es ist mir bei sehr trüben Zeiten ein wahrer Trost", heißt es weiter, „daß Euer Bemühen meiner Mutter Schmerz lindert." Wir wissen, daß bei dieser sich an den Montagabenden eine Art Akademie versammelte, bei welcher gezeichnet, gelesen und Champagner getrunken wurde.

Die Farbenlehre, über die Goethe mit dem Physiker Lichtenberg in Verbindung getreten war, und die letzte Feile des „Reineke", der nächstens in Druck gehen sollte, beschäftigten den Dichter, während er mit Spannung der Niederkunft Christianens entgegensah, die ihn am 24. mit einem Töchterchen beschenkte. Kurz vorher hatte die Kunde von dem verunglückten Handstreich gegen Bitsch, zu welchem der übervorsichtige Herzog von Braunschweig sich hatte verleiten lassen (Karl August war dabei nicht beteiligt), ihn sehr verstimmt; am 30. wurde der große Thee, welchen Frau von Stein der Herzogin gab, durch die traurige Nachricht verstört, daß die Preußen den Franzosen ihre Magazine und Blockhäuser hatten preisgeben müssen. Um so erfreulicher wirkte der große Sieg bei Kaiserslautern am 29. und 30. November, bei welchem Karl August tüchtige militärische Einsicht und ruhigen Mut bewiesen. Goethe wurde am 4. Dezember durch den Tod seines Töchterchens in tiefsten Schmerz versetzt. „Die trübe Jahreszeit", schrieb er den 5. an Jacobi, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten." An diesem Tage erfuhr man zu Weimar zugleich von

dem großen Siege und von der auf den 15. bestimmten Ankunft des Herzogs, der jetzt nach Gommersheim zurückgekehrt war. Goethe mußte sich bereits am 7. zu dem auf den 9. festgesetzten Gewerkentag nach Ilmenau begeben, auf welchem man keine erfreuliche Mitteilungen über die Einträglichkeit des Werkes geben konnte. Derselbe war so schwach besucht, daß man einen neuen auf das Frühjahr auszuschreiben beschloß, auf welchem Repräsentanten der Gewerkschaft zur Aufklärung der Mißstände zusammen kommen sollten. Das in Eisenach verbreitete Gerücht, der Herzog werde nicht zurückkehren, bestätigte sich glücklicherweise nicht; er traf wirklich zur allgemeinen Freude am 15. ein. Daß er aus Verzweiflung über die einen glücklichen Ausgang hindernde Uneinigkeit zwischen Österreich und Preußen fest entschlossen war, den Preußischen Dienst zu verlassen, ahnte man nicht.

Eine der ersten Angelegenheiten, welche den Herzog beschäftigten, war die Berufung Fichtes, des Verfassers der demokratisch angehauchten „Beiträge zur Berichtigung der Urteile über die Französische Revolution", an die Universität Jena, wohin schon im vorigen Jahre der von Gießen wegen schweren Verdachtes an seiner Rechtgläubigkeit entlassene Professor Erhard Schmidt als Professor der Philosophie zurückberufen worden war; denn Voigt und die Herzogin hatten sich für den im Weimarischen gebürtigen Theologen verwandt, den man von Jena nach Gießen gezogen hatte. Der Herzog hatte darauf an seinen Schwager, den regierenden Landgrafen in Darmstadt, einen aufklärenden Brief wegen der Berufung seines aus Gießen vertriebenen Landeskindes gerichtet. Jetzt konnte Voigt schon am 26. unter Goethes Zustimmung Fichte eine ordentliche Honorarprofessur mit 200 Thaler Besoldung und Ratscharakter anbieten, wobei er es dessen Freunde Hufeland überließ, ihm die sonstigen Vorteile dieser Stellung zu schildern. Voigt und Goethe hatten sich dafür verbürgt, daß Fichte seinen Demokratismus mäßigen und der Weimarischen Regierung nicht durch Überstürzung Unannehmlichkeiten und der Universität Nachteil bringen werde. Während man in Weimar einen so kühnen Schritt wagte, gab der Österreichische General das linke Rheinufer preis, worauf auch der Herzog von Braunschweig zurückweichen mußte.

Vier Tage vor dem Ende des Jahres starb der Gatte der Frau von Stein nach längerm hoffnungslosen Leiden. Goethe hatte den Herzog dringend gemahnt, alles für dessen Sohn Fritz zu thun, was dieser ihr selbst freiwillig versprochen, als sie ihren Ernst so früh verloren hatten. Auch vernahm die Mutter durch Voigt, derselbe habe seine Anstellung als Kammerjunker mit 400 Thaler befohlen. Es war ein seltsamer Auftritt, als Karl August am Anfange des Jahres zur Witwe kam und diese durch Umwege zum Verzicht auf ein Witwengehalt zu bestimmen suchte, da er es für

unschicklich hielt, daß die vertrauteste Freundin seiner Frau ein solches von ihm bezöge. Es machte ihm unendliche Freude, daß sie sich dazu bereit erklärte, und er umarmte sie darauf, wie sie später ihrem Sohne berichtete, so herzlich, als wäre ihm das höchste Glück widerfahren. Trotzdem setzte er das Gehalt ihres Fritz auf 300 Thaler herab, da er wohl nachträglich Bedenken gefunden, andere würden sich auf den diesem gewährten hohen Gehalt berufen.

Karl August fühlte sich durch die gemeinsam in der Champagne und bei Mainz verlebten kriegerischen Zeiten Goethe so herzlich verbunden wie je, war auch der Rausch jugendlicher Schwärmerei verflogen. Doch einen guten Teil seines Vertrauens als Geschäftsmann hatte Voigt gewonnen, da er den Freund möglichst von Geschäften befreien wollte, dessen Drang nach Ergründung der Natur und dichterischem Schaffen er kannte; er sollte, wie er sich äußerte, nur das besorgen, was seiner Natur gemäß war, dabei aber freilich als sein Vertrauter und als Mitglied des Conseils, dem er eigentlich noch immer angehörte, in dringenden Fällen ihn auch persönlich vertreten. Karl August selbst war entschlossen, da die Reichsangelegenheiten ganz hoffnungslos geworden, sich ganz seinem Lande zu widmen und das, was er für dessen Hebung gethan, mit gesteigerter Kraft fortzusetzen. Schon beim Beginne des Jahres 1794 erbat er sich vom König die Entlassung aus dem Dienste.

Mitte Januar gelangte an Karl August die Klage, daß Lehrer der Theologie an der Universität Jena durch unvorsichtige Äußerungen und einseitigen Vortrag Sätze, auf deren Wahrheit die christliche Religion gegründet sei, verdächtig machten oder gar leugneten. Er überwies sie ruhig der zuständigen Behörde, den Oberkonsistorien zu Weimar und Eisenach, zur Berichterstattung. Das letztere hatte bereits kurz vorher auf Betreiben des Generalsuperintendenten Schneider über die bei der theologischen Fakultät herrschende Irreligiösität Beschwerde beim Herzog eingelegt, und so war es nicht zu verwundern, daß dieses die Sache sehr ernst nahm, die Einsetzung einer Untersuchungskommission und strengste Überwachung forderte und darauf drang, daß man bei der Besetzung der Stellen mehr auf gründliche Gelehrsamkeit und christliche Gesinnung als auf den so trüglichen Schriftstellerruhm sähe. Der Angriff war besonders gegen Griesbach und den vor kurzem nach Döderleins Tod zu der erledigten theologischen Professur beförderten Paulus gerichtet. Dagegen erklärte das am 11. Februar von Herder abgefaßte Gutachten des Weimarischen Oberkonsistoriums, man könne den Jenaischen Theologen das Zeugnis „gleicher Behutsamkeit und Vorsicht als Gelehrsamkeit und zweckmäßigen Unterrichtes“ nicht versagen, und es hielt alle „Strafpräzepte“ für unnötig, ja zweckwidrig und dem Ansehen der Universität gefährlich. Freilich leugnete es die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht, aber die

Gründe derselben fand es anderswo, in der weltlichen Richtung und dem Leichtsinn der höhern Stände, in der Armut des Landes, in dem unzulänglichen Interesse und den geringen Mitteln, die nach der Verfassung und den herrschenden Regierungsmaximen der Religion gewidmet würden. Das waren von Herder häufig genug geäußerte Klagen, welche aber nicht bei dieser Gelegenheit erledigt werden konnten.

Unterdessen war Karl Augusts Entlassungsgesuch am 5. vom Könige mit dem Bedauern, einen General verlieren zu müssen, dessen hohen Wert er stets erkannt habe, genehmigt worden. Die Freude des Landes, seinen Fürsten ganz wiedergewonnen zu haben, war um so größer, als selbst die dem Hofe nahe stehenden Personen nichts von der erbetenen Entlassung geahnt hatten. Unter denen, die ihm ihre Freude darüber aussprachen, befand sich auch Herder; er that es bei Übersendung zweier theologischen Schriften und eines Teiles seiner „Zerstreuten Blätter", welcher die politische Betrachtung „Tithon und Aurora" enthielt. In seinem Dankbriefe vom 24. äußerte der Herzog: „Sie bezeigen mir auch warmen Anteil, den Sie an einer Veränderung nehmen wollen, die freilich meine irdische Reise vollkommen in zwei Teile schneidet. Recht sehr bitte ich das Schicksal, den letzten Tom ganz zu lassen und nicht einen dritten daraus zu bilden; die Abschnitte sind keine Punkte der Annehmlichkeit. [Dies galt besonders vom jetzigen.] Eine innerliche unwiderstehliche Überzeugung, daß ich einen Abschnitt machen müßte, zwang mich, einen Schritt zu begehen, den manche für inkonsequent halten könnten [da er sich einmal dem gemeinsamen Vaterland gewidmet]. Mündlich einmal mehr davon. Beliebte Schriftsteller fühlen die Abschnitte in ihrem Leben auf eine andere Art als Menschen, die bloß den sinnlichen Beschäftigungen sich geweihet haben; sie sind gewohnt, teilweise ihren Lesern Vergnügen und Nutzen zu gewähren, und verlängernd vermehren Sie dem Publiko den Genuß." Auf eine weitere Zuschrift Herders erwiederte der Herzog am 28.: „Rechten herzlichen Dank, lieber Freund, daß Sie das Gute meines Willens nicht verkennen wollen und mir versprechen, ihn da, wo es sich thun läßt, anwenden zu helfen. Vermögen und Wollen kehrt Berge um; wie könnten wir nicht bei Ihren Kräften und bei meinem Willen einen Baum pflanzen, unter dessen Schatten sich Enkel, uns ehrend, über ihren bessern Zustand freuten! Das Vorgefühl dieses ist doch auch ein Genuß." Aber noch immer äußerte Herder gegen ihn kein vertrauliches Wort über seine Kinder und die ihm dadurch verursachten Kosten, da er doch Ostern Wilhelm nach Neufchatel, Adelbert zu einem Landwirte, August im Herbst zu seinem Bruder Wilhelm schicken wollte. Er fürchtete, der Herzog werde ein Wort darein sprechen und besonders für August eine Laufbahn in Aussicht nehmen, die ihn an das von ihm jetzt als unsittlich verabscheute Wei-

marische Leben fessle. Dieser Mangel an Vertrauen mußte den Herzog, der sich verbunden hatte, für das Fortkommen der Kinder zu sorgen, und fast noch mehr die Herzogin kränken. Man könnte denken, Herder habe erwartet, der Herzog werde aus eigenem Antrieb, nach seinen Klagen über die Zurücksetzung der Religion in dem Gutachten vom 11. Februar, etwas für die Hebung derselben durch Bewilligung oder Beantragung von Geldzuschüssen thun; vor einer Anstellung ihres August in Weimar schauderten Herder und seine Gattin. Das vom Herzog im Briefe vom 28. in Aussicht gestellte schöne Zusammenwirken unterblieb. Karl August verfügte am 8. März, sämtliche Schreiben, Berichte und Akten, betreffend die Anschuldigung der Jenaer theologischen Fakultät, sollten einstweilen beigelegt werden, obgleich das Conseil in einer von Voigt mit unterschriebenen Entscheidung vorgeschlagen hatte, ein Ermahnungsschreiben an die ganze Akademie zu erlassen oder einzelnen Professoren aufzugeben, auf die Amtsgenossen einzuwirken, daß sie alle Vorsicht anwendeten, damit nicht endlich das ganze Religions- und Regierungssystem dadurch umgestürzt werde. Die Beschuldigung ekelte Karl August an, da er ihre Triebfedern kannte.

Zunächst nahm er sich auf Goethes Vorstellung des botanischen Gartens in Jena an. An den Prof. Batsch schrieb Goethe am 14. Februar, er habe das mit ihm verabredete Promemoria dem Herzog übergeben und den Hofgärtner Reichert um ein Gutachten über den Gewächshausbau ersucht. Drei Tage später fällt des Herzogs Erlaß an Goethe: „Ich habe erfahren müssen, daß weder die Baumschule noch die botanischen Anlagen im Fürstengarten zu Jena sich in dem Stand befinden, in welchem sie vermöge derjenigen Kosten sein könnten, welche darauf verwendet worden. Da ich nun genau 1) von demjenigen unterrichtet sein will, was für das Geld, welches teils auf die botanischen Anlagen teils auf die Baumschule hergegeben worden, geschehen ist, vom Anfange dieser beiden Anlagen nämlich an gerechnet, 2) notwendig den Zustand zu wissen brauche, in welchem sich die botanischen Anlagen und die Baumschule befinden, so gebe ich hierdurch dem Geheimenrat von Goethe den Auftrag, sich genau nach der Lage der Sache zu erkundigen, durch den Hofgärtner Reichert die Baumschule und botanischen Anlagen revidieren zu lassen, dann selbsten über den gefundenen Stand der Sachen zu berichten, Vorschläge zu thun, wie dem Unwesen abzuhelfen sei und, wo möglich, sich mit diesem Geschäfte so einzurichten, daß ich noch vor Anfang des Monats April d. J. die nötigen Anstalten treffen lassen könne." Goethe eilte nun nach Jena, wo er noch manches andere mit Batsch besprach. Diesem schickte er am 26. verschiedene Abschriften, woraus er mit Vergnügen sehen werde, in welchem Umfange der Herzog ihre Wünsche erfüllt habe. „Wir wollen diese Anstalt als einen Vorboten des Friedens ansehen und uns derselben zum besten freuen."

Von Ostern an solle er die Wohnung für eine leibliche Miete haben, was hoffentlich zu seiner Gesundheit und Aufheiterung gereichen werde. „Wenn es mir einigermaßen möglich ist, so komme ich noch zu Ende der Woche [den 1. März], um unsere Angelegenheiten völlig ins Reine zu bringen, damit bei eintretender günstiger Witterung Sie von den Vorarbeiten nicht abgehalten werden." Aber am 1. März mußte er nach Ilmenau, wohin auch der Herzog kommen wollte. Man hatte am 20. die „Siebente Nachricht von dem Bergbaue zu Ilmenau" erlassen, die zu einem neuen Gewerkentag auf den 28. April einlud. Der Herzog wollte sich vom Stande der Dinge in Ilmenau überzeugen, weshalb Goethe während Voigts Abwesenheit einen Tag vorher dorthin ging. Dieser schrieb gleich den Abend des 1. März an Voigt: „Der Herzog wünscht Sie in Ilmenau zu finden. Er kommt Sonntagabend. Ich bleibe hier und warte Ihrer. Mit lebhafter Überzeugung habe ich den Herzog gebeten, jetzt nicht sich in die Zerschlagung der Güter einzulassen. Soll es ja geschehen, so nimmt man in einigen Jahren viel mehr daraus. Sie sind meiner Meinung; bestätigen Sie ihn darin. Tausend Dank für alles, was Sie in meine Seele und an meiner Stelle thun. Ich hoffe auf die gute Stunde, Sie wiederzusehen!" Daß er selbst „ein echtes Quodlibet von Fleiß treibe", schrieb er schon Mitte Februar an Sömmering. Neben den wissenschaftlichen Arbeiten in der Farbenlehre, der Botanik und der Osteologie lag ihm der Schluß der Durchsicht des „Reineke" ob; vielleicht dichtete er auch an seinen „Aufgeregten". Das Römische Haus, wobei manches verfehlt worden, und der Schloßbau mußten gefördert werden. Der Herzog griff dabei wieder lebhaft ein.

Im März machte das Theater, das in den beiden vorigen Monaten auch mehrere große Opern gebracht hatte, Goethe manche Sorge, da wieder mehrere Schauspieler austraten, und zur Annahme neuer Erkundigungen einzuziehen, auch die Verträge mit aller Sorgfalt abzuschließen waren. Damals muß der Herzog von Goethe den ihm einst geschenkten Garten an der Ilm gepachtet haben, um ihn für seine Kinder zu benutzen. Er selbst schreibt im Jahre 1796, er habe diesen vor zwei Jahren ihm abgemietet, da er mit ihm nicht habe handeln wollen, und er gewußt, daß er Geld brauche. Im April kam Fritz von Stein, der nur etwas länger als eine Woche in Weimar weilte; seine Absicht, nach England zu reisen, hatten der Herzog und Goethe gebilligt und sich eingehend mit ihm besprochen. Der lange gefürchtete Verlust seines treuen Jugendfreundes Wedell, der mit großer Ungeduld schwer gelitten hatte, schlug den Herzog nieder, dagegen freute es ihn, daß Schiller, eine der Berühmtheiten von Jena, wider Erwarten bald aus seiner Heimat zurückkehren sollte; freilich war seine Gesundheit noch so wankend, daß die Herzogin darin

ein Hindernis sehen mußte, ihn zum Erzieher des Erbprinzen zu machen. Daß Karl August wohl und vergnügt sei und sein Interesse an den Dingen manches aus dem Schlummer wecke, konnte Goethe an Frau Charlotte von Kalb, die vor kurzem seine Bekanntschaft erneuert hatte, um diese Zeit getrost melden. Sein Meyer ging nach Dresden, um die Galerie zu studieren und eines oder das andere Bild für das Römische Haus zu kopieren. Er selbst wollte sich nach Ilmenau zum Gewerkentag begeben, sah sich aber genötigt, zwei Tage vorher dem dahin abgegangenen Voigt zu melden, daß es ihm fast unmöglich sei, dort am 30. einzutreffen. „Ich habe in meinem Hinterhause einreißen lassen, in Hoffnung, daß während meiner Abwesenheit alles sollte wiederhergestellt werden", schrieb er durch einen Eilboten. „Nun kommen aber jede Stunde Anfragen über nova emergentia [neue Bedenken], obgleich, was gemacht werden sollte, reiflich genug überdacht war. Ich hatte vor, Dienstagabend das ganze Werk zu sistieren und es nach meiner Rückkunft von vorne aufzunehmen. Nun aber schreibt mir heute eine jede Stunde erwartete Actrice [eine Demois. Hold in Baireuth] unter mancherlei Vorwänden auf und schickt das schon empfangene Reisegeld zurück, und auch meine theatralischen Einrichtungen scheitern in einem Augenblicke, wo das ganze Schicksal eines Jahrs von den ersten Einleitungen abhängt und wo jeder seine Manövers macht, um auf irgend eine Weise das Übergewicht zu gewinnen. Dagegen weiß ich, daß unter Ihrer Leitung in Ilmenau alles zum besten gehen und gedeihen wird, und bin über jene Geschäfte ganz ruhig. Da ich aber Mittwochabend zu kommen versprochen und Sie doch vielleicht einige Einleitung darnach machen möchten, so sende diesen Boten, der Dienstag zeitig bei Ihnen sein kann. Fänden Sie meine Gegenwart unumgänglich notwendig, wie ich nach redlicher Selbstprüfung und Kenntnis der Sache kaum glaube, so könnte ich immer noch durch einen reitenden Boten avertiert werden, und werde auf alle Fälle bereit sein, Mittwoch früh abzureisen. Erhalte ich diese Veranlassung nicht, so komm' ich mit Serenissimo [der Herzog wollte später Ilmenau besuchen], und habe das Vergnügen, mich über das Geschehene mit Ihnen zu unterhalten." Goethe scheint aber wirklich nach Ilmenau gegangen zu sein, da er im Mai den Herzog nicht dahin begleitete. Die Repräsentanten faßten damals zweckmäßige Beschlüsse zur Fortführung des Werkes. Gleich darauf erschien der von Herder so hoch gehaltene „Reineke", dessen sich auch der Herzog erfreut haben wird; selbst Schiller war davon entzückt.

Karl August trat darauf eine Reise nach Ilmenau, Meiningen, seinen fränkischen Besitzungen und Ruhla an, wohin ihn Goethe nicht, wie vor vierzehn Jahren, begleitete. Zu Ilmenau fand er alles in recht gutem Stande und wünschte ihren Gewerken nur immer das ausdauernde Vertrauen auf ihr

gutes Glück. Von Meiningen antwortete er am 15. Mai Goethe auf die Meldung, welche Bilder Meyer für das Römische Haus zu kopieren in Vorschlag bringe: „Schade, daß das Kolorit ein solcher Stein des Anstoßes beim Genie ist; sonst wäre dieses Bild eben unsere Sache. Die Venus von Titian, die ich mir sehr wohl erinnere, hat für mich mancherlei Mängel. Das Bild ist lang, aber nicht hoch, passet also nicht auf den bestimmten Platz. Ein ausgestrecktes nacktes Frauenzimmer möchte beim Eintritt ins Haus einen bösen Begriff von der Bestimmung der Wohnung geben. Dann passiert dieses Gemälde für eines der besten Stücke jenes Künstlers, und Meyer möchte wohl schwerlich damit fertig werden. Das Bild ist bloß Fleisch und von der schönsten Sorte. Irgend ein sonstiges gefälliges Sujet, wie du sagst, wird ja wohl hoffentlich unserm Abgesandten in die Hände kommen. Für Meyern selbst wünschte ich, er suchte sich ein Bild aus, wo männliche Figuren die Hauptsache wären; er ist mit diesen glücklicher, und macht sie leichter wie die weiblichen." Erst in den allerersten Tagen des Juni, meldete er, werde er wieder in Weimar sein.

Schiller war schon am 15. Mai, freilich noch immer angegriffen, nach Jena zurückgekehrt. Fichte, den dieser in Tübingen kennen gelernt hatte, stellte sich am 18. bei Voigt und Goethe vor, und er machte auf beide, die ihm dringend Vorsicht empfahlen, einen guten Eindruck. Man hoffte von ihm eine bedeutendere Wirkung, als der nach Kiel abgegangene Reinhold geübt hatte. Goethe selbst hatte sich nun zur Bearbeitung des in erster Fassung nur halb vorliegenden „Wilhelm Meister" entschlossen, welcher von seiner in Italien und in den bewegten folgenden Jahren erlangten allseitigen Ausbildung zeugen und ein auf höherer Kunststufe stehendes, in weitern Weltkreisen spielendes Gegenstück zum „Werther" bilden sollte. Die Herzogin-Mutter hatte ihn besonders zur Vollendung dieses großen Werkes getrieben, dem auch der Herzog mit Spannung entgegensah; beide hatten schon an der frühern in sechs Büchern begonnenen Fassung großen Anteil genommen, auch Herder und Knebel waren ihr gewogen. Die Vollendung sollte neben den wissenschaftlichen Arbeiten ein paar Jahre in Anspruch nehmen. Daß er als Schriftsteller seine volle Kraft dem Vaterlande zuwenden müsse, stand ihm jetzt fest; daneben dachte er das Theater, so weit es die unbedeutenden Mittel gestatteten, auf eine seiner künstlerischen Einsicht entsprechende Höhe zu bringen.

Als am 2. Juni Voß, der Dichter der „Luise", der Übersetzer des Homer, nach Weimar kam, suchte Goethe auch diesen für sich zu gewinnen, obgleich derselbe ihn als stolz mied und sich nicht bei ihm sehen ließ, ja Wielands Frau bestimmte, ihn nicht zu Tische zu laden. Gleim hatte diesem ein Empfehlungsschreiben an Herder mitgegeben. Die offenbare Abneigung des Rek-

tors von Eutin schreckte Goethe nicht ab, er lud ihn schriftlich zu sich ein und gab ihm durch den ehrenvollsten Empfang seine Hochschätzung zu erkennen, ja er äußerte ihm die herzlichste Teilnahme und den Wunsch näherer Verbindung, so daß Voß ganz entzückt werden mußte. Auch bei Hofe stellte er ihn vor; der Herzog befand sich noch auf der Reise. „Es war mir sehr lieb“, schrieb er an Meyer, „ihn gesehen, gesprochen und die Grundsätze, wonach er arbeitet, von ihm selbst gehört zu haben. So läßt sich nun das, was im allgemeinen mit uns nicht harmoniert, durch das Medium seiner Individualität leicht begreifen.“ Der Gedanke, auch ihn gelegentlich nach Weimar zu ziehen, lag nicht fern, besonders da er mit Wieland und Herder befreundet war. Mit dem letztern stand Goethe noch immer trotz dessen innerlicher Spannung gegen ihn und den Herzog in freundlicher Verbindung. Als er diesem gegen den 13. seine Übersetzungen aus Balde zurücksandte, der, wie die Ananas, an alle gutschmeckende Früchte erinnere, ohne an seiner Individualität zu verlieren, legte er das erste Buch seines Romans bei, das „nun umgeschrieben, noch manches Federstriches bedürfe, nicht, um gut zu werden, sondern nur einmal als eine Pseudokonfession ihm vom Halse und Herzen zu kommen“; und er lud ihn auf Sonntag den 15. zu Mittag ein, um mit ihm und Knebel „einige Stunden zu verschwätzen“. Knebel hatte gleichfalls eine Abschrift des ersten Buches, als Goethe ihn am 14. auf den folgenden Tag, wo er Herder erwarte, zum Mittagsessen bat. Herders Bemerkungen müssen unfreundlich gelautet haben; er mißbilligte es, daß man jetzt Wilhelm sogleich auf unsittlichen Wegen sehe, während man in der frühern Fassung ihn von Kind an habe kennen lernen: und doch war dies eine entschiedene künstlerische Verbesserung. Herder reiste mit den Seinigen am 16. zu Gleim nach Halberstadt, von wo er erst am Abend des 26. neugestärkt nach dem ihm widerwärtigen Weimar zurückkehrte.

Noch ehe Herder und Knebel am 15. bei Goethe zu Mittag speisten, hatte dieser Schillers, „unbegrenzte Hochachtung“ ihm aussprechende Einladung zur Teilnahme an den „Horen“ vom 13. erhalten; als Mitarbeiter in Jena waren Fichte, Woltmann und W. von Humboldt genannt. Schon damals hatte man begonnen Fichtes Vorlesungen zu verdächtigen, so daß Voigt meinte, es müsse etwas geschehen, damit die Gelehrten nicht den Fürsten verhaßt gemacht würden. Der Herzog besuchte gleich nach seiner Rückkehr Jena, um die neuen Professoren kennen zu lernen, die er zur Tafel lud. Alle wollten ihm vorher ihre Aufwartung machen, aber er nahm nur Fichte an, mit dem er sich lange, wie auch später nach Aufhebung der Tafel, unterhielt. Man erzählte sich, vor Fichtes Anstellung habe ein entschiedener Gegner dem Herzog eine frühere Schrift desselben übersandt, um ihn vor ihm zu warnen, dieser

aber geäußert: „Nun bin ich erst recht entschlossen, ihn zu berufen.“ Karl August äußerte sich nach seiner Rückkehr über Fichtes Bekanntschaft zufrieden, wie Voigt den 18. an Hufeland berichtet, dem er zugleich meldet: „Goethe wird künftig mehr und länger in Weimar sein, wenn es nur so artig [friedlich] dort bleibt, wie es jetzt ist.“ Gleich darauf kam Fichte selbst nach Weimar, wo er wiederholt Goethe und Voigt höchste Vorsicht versprach. Die Stunden, die er bei Goethe zubrachte, waren diesem recht angenehm. „Ich hoffe, er soll mit uns ganz zufrieden sein“, schrieb er an Voigt, „so wie ich ganz gewiß mir viel Gutes verspreche. Er ist ein sehr gescheidter Mann, von dem schwerlich etwas Unbesonnenes oder Gesellschaftswidriges kommen kann.“ Erst nach diesem Besuche und der Lesung der ihm übersandten ersten Bogen von Fichtes „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“, am 24. sagte Goethe Schiller seine Teilnahme an den „Horen“ zu, deren Mitarbeiter ja Fichte sein sollte. Finde sich unter seinen ungedruckten Sachen etwas zu denselben Zweckmäßiges, so werde er es gern mitteilen, und gewiß werde eine Verbindung mit so wackern Männern manches bei ihm Stockende wieder in einen lebhaften Gang bringen. Schon die Unterhaltung über die bei der Prüfung der eingesandten Beiträge zu befolgenden Grundsätze müsse sehr interessant sein. Bald hoffe er mündlich darüber mit ihm zu sprechen. Aber durch mancherlei wurde Goethe wochenlang vom Besuche Jenas zurückgehalten. Am 28. schrieb er an Charlotte von Kalb: Fichtes Nachbarschaft sei ihm sehr angenehm und bringe ihm manchen Nutzen; seit der neuen Epoche sei auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen die Weimaraner, und er hoffe in seinem Umgange manches Gute. Leider waren die Nachrichten, die man vom Vordringen der Franzosen am Rheine und in den Niederlanden vernahm, um so betrübender, als selbst in Weimar manche ihren Siegen zujubelten. Außer geschäftlichen Angelegenheiten beschäftigten Goethe „Wilhelm Meister“, die Farbenlehre und die Osteologie.

Erst am 4. Juli lud Schiller auch Herder zur Teilnahme an den „Horen“ ein. Je größer sein Anteil sein werde, um so mehr werde er die Mitarbeiter, deren 16 aufgeführt sind, und das Publikum verpflichten. Auch wünschten sie zuweilen sein Urteil über eingesandte Beiträge einzuholen, wozu Goethe sie bereits berechtigt habe. Allen seinen Bedingungen würden sie gern sich unterwerfen. Herder antwortete freundlich. In der ersten Hälfte des Juli war Goethe einmal in Erfurt, wo er den französischen Kommandanten von Mainz, der die Kapitulation hatte abschließen müssen, als Ausgewanderten sah. Am 17. klagt er dem noch in Dresden weilenden Meyer, es sei jetzt mit den Menschen, besonders mit gewissen Freunden [Herder und Knebel], sehr übel leben. „Der Koadjutor erzählte, daß die auf dem Peters-

berge [bei Halle] verwahrten Klubisten unerträglich werden, sobald es den Franzosen wohl geht; und ich muß gestehen, daß einige Freunde sich jetzt auf eine Art betragen, die nah an den Wahnsinn grenzt."

Erst einige Tage später konnte Goethe nach Jena kommen, wo man damit beschäftigt war, den alten Arm der Saale oberhalb der Rasenmühle trocken zu legen und den Fluß gerade zu führen. Er stellte damals Fichte sein eigenes System so klar und bündig dar, daß dieser behauptete, er habe es selbst nicht besser thun können. Mit Schiller hatte er eine eingehende Unterredung über die Kunst, nach welcher sie sich innig zu gleichem Wirken verbunden fühlten. Die baldige Wiederholung des Besuches wurde nur dadurch vereitelt, daß Goethe schon am 25. den Herzog nach Dessau begleiten mußte. Von dort ging er nach Leipzig, und brachte dann acht genußreiche Tage mit Meyer in Dresden zu, wo dieser noch mit der Kopie eines Gemäldes von A. Caracci beschäftigt war. Kaum hatte Schiller durch Frau von Stein Goethes Rückkehr vernommen, als er am 23. August diesem einen von wärmster Verehrung eingegebenen, das Bild, das er von dessen Geistesgange sich gemacht, entwerfenden Brief sandte. Goethe erwiderte schon am 27. von Schloß Ettersburg aus mit Hervorhebung des großen Vorteils, den Schillers Teilnahme bei der ihm eigenen Art Dunkelheit und Zaudern für ihn haben werde; bald hoffe er einige Zeit bei ihm zuzubringen, wo sie denn manches durchsprechen wollten. Schon den folgenden Tag schrieb er an Fritz Stein, er habe Aussicht mit Schiller in ein angenehmes Verhältnis zu kommen und in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, in einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören drohe. Dem neuen Freunde teilte er am 30. einen frühern Aufsatz über das Schöne mit, wogegen dieser ihm Entwürfe über denselben Gegenstand sandte, die er vor anderthalb Jahr geschrieben. Goethe erkannte, daß sie über alle Hauptpunkte einig seien, und bat Schiller, ihm nichts vorzuenthalten, was er über diesen Stoff geschrieben oder habe drucken lassen. Sodann aber that er ihm, wie aus plötzlicher Eingebung, den Vorschlag, er möge da der Hof am 10. auf sechs Wochen nach Eisenach gehe und er dann vierzehn Tage lang so allein und unabhängig sei, wie er es so bald nicht mehr vor sich sehe, diese Zeit über, vom 14. an, bei ihm wohnen. „Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir besprächen uns in bequemen Stunden, sähen Freunde, die uns am ähnlichsten gesinnt wären, und würden nicht ohne Nutzen scheiden. Sie sollten ganz nach Ihrer Art und Weise leben und sich wie zu Hause möglichst einrichten. Dadurch würde ich in den Stand gesetzt, Ihnen von meinen Sammlungen das Wichtigste zu

zeigen und mehrere Fäden würden sich zwischen uns anknüpfen." Mit höchster Freude nahm Schiller die Einladung an; seine Frau sei auf drei Wochen nach Rudolstadt, so daß er schon gedacht habe, ihm in seinem Hause eine bequeme Wohnung diese Zeit über anzubieten. Eine eben erschienene Anzeige von Matthissons Gedichten legte er bei. Goethe aber wollte dem einzigen Bunde, den er einzugehen im Begriffe stand, durch ein Geschenk an Schillers Frau eine besondere Weihe geben, wobei er die Vermittlung der Frau von Stein benutzte, deren Haus er vor kurzem wieder betreten hatte. Den für Charlotte von Schiller bestimmten Schreibtisch sandte diese am 10. mit den Zeilen: „Ich bitte Sie, mein bester Schiller, beikommenden Tisch in Abwesenheit unserm Lottchen in ihre Stube zu setzen. Ein guter Freund von Ihnen beiden hat mir den Auftrag gegeben, und ich habe es mit Vergnügen besorgt. Goethe war letzt bei mir, und hat sehr gut von Ihnen gesprochen; es stimmt mit dem überein, was Sie von Ihrer neulichen Unterredung mit ihm sagten, und es freute mich, daß es bei Goethe kein flüchtiger Eindruck war." Dieser verfehlte nicht mit dem Danke für Schillers Zusage eine Einladung an W. von Humboldt zu verbinden. Schiller kam, weil er so wenig wie möglich von dem ihm bereiteten Vergnügen verlieren wollte, schon am Nachmittag des 14.; Humboldt begleitete ihn, um einige Stunden mit Goethe zu verleben. Dieser Besuch besiegelte den einzigen Bund.

VIII.

Während des Bundes zwischen Goethe und Schiller.

Blieb Goethe auch immerfort der treue Diener seines von ihm verehrten und in seinem ganzen Werte erkannten und geliebten Fürsten, konnte auch Karl August nie dessen hohe, ja einzige Bedeutung verkennen, nie vergessen, was er ihm gewesen, ihre Bahnen gingen jetzt entschieden auseinander. Goethe trat im Bunde mit Schiller als Gründer einer höhern echtdeutschen Kunstdichtung auf, die Förderung der Wissenschaft und Kunst erfüllte sein Herz; auch seine amtlichen Geschäfte bezogen sich immer mehr auf diese allein, ja das Theater, das ihm einige Zeit wegen seiner beschränkten Mittel und des persönlichen Einwirkens des Herzogs zur Last war, sollte bald Schillers Triumphen die schönste Stätte bereiten. Der Herzog hatte an Voigt einen Ratgeber und Ausführer in allen Staatsgeschäften gewonnen; auch sein Geheimsekretär Weyland war ihm jetzt näher getreten. Goethes innige, immer herzlichere Verbindung mit Schiller lockerte das Seelenband, das ihn so lange mit Karl August umschlungen, wenn auch der Verbindungspunkte noch manche blieben und die im Herzen nie erloschene, aber durch äußere Einflüsse gestörte warme Zuneigung zuweilen wieder hervorbrach. Von jetzt an haben wir die Bahnen beider nicht mehr gleichlaufend zu verfolgen, sondern sie bloß da, wo sie zusammentreffen, näher zu bezeichnen, wobei Andeutungen der Hauptströmungen von Goethes rastloser, weitverbreiteter Wirksamkeit genügen.

Nicht bloß zu den geistreicher Unterhaltung gewidmeten „Horen", auch zu einem Musenalmanach hatten sich die Freunde verbunden; sie wollten der Dichtung und der Kunstbetrachtung neue Bahnen gewinnen. Goethe war besonders bedacht, Schiller zum Theater heranzuziehen; deshalb trieb er ihn zunächst zur Vollendung seiner „Malteser", die schon zum nächsten Geburtstage der Herzogin auf der Bühne erscheinen sollten. Wenige Tage nach Schillers Abreise, am 1. Oktober, wurde das Theater wieder eröffnet. Goethe hatte dazu einen wohl Schiller mitgeteilten Prolog geschrieben, welcher Weimar als die Stadt begrüßte, die alles Gute pflege, alles nütze, wo das Gewerbe, sicher und vergnügt, sich an Wissenschaft und Künste schließe, der Geschmack längst die dumpfe Dummheit vertrieben habe, die Bühne mit in den

Kreis des wirkenden Guten gehöre. Leider war Schiller durch Unwohlsein gehindert, der von Goethe mit großem Eifer betriebenen Aufführung des „Karlos“ anzuwohnen, und von der Vollendung der „Malteser“ hielt ihn die Ausarbeitung eines bedeutenden Aufsatzes für die „Horen“ ab. Endlich kam Meyer von Dresden zurück, der Dritte in dem für Kunst und Wissenschaft geschlossenen Bunde. Vergebens suchten Voigt und Goethe Fichte von der Herausgabe der zweiten Ausgabe seiner Schrift über die Französische Revolution zurückzuhalten, da sie fürchteten, man werde in Dresden, Gotha und an andern bei der Universität beteiligten Höfen dies übel vermerken, obgleich Fichte sich nicht als Verfasser genannt hatte. Am 31. wurde die Freitagsgesellschaft wieder eröffnet, in welcher Goethe an vier Abenden die vier ersten Gesänge der Vossischen „Ilias“ vortrefflich las, woran sich einzelne höchst anziehende Bemerkungen knüpften. Am 2. November kam er mit Meyer nach Jena, wo sie mehrere Tage des innigsten Austausches mit Schiller genossen, auch mit Humboldt die anziehendsten Unterhaltungen pflogen. Bald darauf erregte Fichte dadurch Anstoß, daß er Sonntags zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, freilich nach dem akademischen, Vorlesungen hielt. Der Herzog mußte gemäß der Forderung des Oberkonsistoriums dem Senate sonntägliche Vorlesungen untersagen. War auch Herders August, ohne Befragen des Herzogs und Goethes, vor kurzem in ein Pensionat zu Neufchatel gegangen, er hing mit treuer Seele an Goethe, wie sein erhaltener Brief an den väterlichen Freund vom 22. November zeigt. Goethe teilte ihn selbst Herder mit, wobei er wohl über dessen Zurückhaltung geklagt haben muß; denn bei der Rücksendung antwortete dieser: „Unsere Trennung, hoffe ich, ist nur ein periodischer Schein. Mein Gemüt weiß nichts von ihr und begreift sie nicht; in mir ist kein Staubkörnchen verändert. Freitag [den 5. Dezember], wenn du es erlaubst, erscheine ich wieder in der Gesellschaft. Lauter Unseligkeiten haben mich bisher dran verhindert.“ Zu den Dingen, die Goethe anfangs Dezember während Voigts Unwohlseins beschäftigten, gehörte auch das Bergwerk, wobei er „den Berggeistern mitunter das Leben sauer machte“, indem er auf streng geordnete, rastlose Thätigkeit drang. Seine Hauptthätigkeit forderte „Wilhelm Meister“, dessen beide ersten Bücher schon gedruckt oder unter der Presse waren. Große Lust bereiteten Goethe die immer gleichen Schritt mit seinen übrigen Arbeiten haltenden optischen Untersuchungen, die ihm zu seiner Freude eine Übung des Geistes boten, wie sie ihm vielleicht auf keinem andern Wege hätte werden können. Fichte hatte unterdessen auch bei der Ausführung der freiwilligen Auflösung der drei in Jena bestehenden geheimen Studentenorden großes Mißgeschick. Freilich hatten diese sich bereit erklärt, den Entsagungseid in seine Hand zu leisten; da er sich aber zur Abnahme

eines solchen Eides nicht berechtigt glaubte, hatte er die Sache Voigt und auf dessen Rat dem Herzoge vorgetragen, der seine Bemühungen lobte und zur Annahme der eidlichen Entsagung eine besondere Ordenskommission nach Jena zu schicken versprach. Aber infolge böswilliger Zuflüsterungen trat einer dieser Orden zurück und befeindete nun Fichte. Man drohte ihm die Fenster einzuwerfen und diese Heldenthat führte man in der Neujahrsnacht wirklich aus. Einige Tage darauf traf die Ordenskommission ein, die vergebens alle gütlichen Mittel anwandte, um den zurückgetretenen Orden gleichfalls zur Entsagung zu bestimmen. Goethe fand diese noch im Schlosse, als er endlich am 11. Januar mit Meyer nach Jena kam, wo er bis zum 23. weilte. Hier lernte er, wie er längst gewünscht, W. von Humboldts jüngern Bruder, den ausgezeichneten Naturforscher, kennen, der damals Oberbergmeister in Baireuth war. Neben ästhetischer Unterhaltung galt dieser längere Aufenthalt besonders der Naturwissenschaft, vor allem der Osteologie. Selbst der ältere Humboldt übte sich jetzt im Skelettieren. Goethe besuchte täglich im tiefsten Schnee von 8 bis 10 Uhr mit Meyer und den Humboldts Loders Vorlesungen über die Bänderlehre und diktierte in der Frühe, noch im Bette liegend, seinen „Entwurf zu einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie“ dem Sohne Jacobis, der Medizin studierte. Die ihn sehr anziehenden Versuche mit dem Phosphor ließ Göttling ihn sehen. Nach Weimar rief ihn die Feier des Geburtstags der Herzogin durch eine Redoute und die erste Aufführung des „Don Juan“ zurück. Dem Herzog überreichte er den ersten Band seines „Wilhelm Meister“ und das von einigen Zeilen Schillers begleitete erste Heft der „Horen“. Wie innig sich Goethe mit dem Herausgeber der neuen, Jena zur Ehre gereichenden Zeitschrift verbunden hatte, konnte dem Herzog eben so wenig entgehen als sein begeisterter Drang zum lebendigen Wirken für Kunst und Wissenschaft. Fichtes Verantwortung wegen seines Lesens am Sonntag nahm Karl August anerkennend auf und sprach ihn frei von dem „ihm ohne allen Grund beigemessenen Verdacht“, den öffentlichen Landesgottesdienst stören zu wollen. Aber leider konnte er ihn nicht gegen die Ausgelassenheit der gegen ihn aufgeregten Ordenspartei schützen, was Fichte sehr wohl einsah, und deshalb dem Rate des selbst ratlosen Senats, sich an Karl August zu wenden, keine Folge gab. In dieser Zeit antwortete Goethe ablehnend auf die Bitte der Frau Herder, ihnen, da ihr Wilhelm und Adalbert im Frühjahr Weimar verlassen sollten, beim Herzog ein Anlehn von 1000 Thaler auf acht Jahre zu erwirken, ja er riet entschieden davon ab, diesen deshalb anzugehen, da er dessen Stimmung kannte. Am 14. Februar kam Goethe wieder auf ein paar Tage nach Jena, um sich mit Schiller über die Fortsetzung des „Wilhelm Meister“ zu besprechen. In

Weimar wurde die einige Zeit unterbrochene Freitagsgesellschaft fortgesetzt. Goethe las darin aus den „Beiträgen zur Synonymistik“ eines Anhängers von Fichte, Namens Weißhuhn, der durch eine Beleidigung des Prorektors Schmidt zu einer Klage des Senates in Weimar Veranlassung gegeben hatte, zu deren gütlicher Beilegung Goethe Schiller veranlaßte. Auf einen wiederholten Ruf nach Tübingen bat Schiller Voigt, ihm vom Herzog die Versicherung auszuwirken, daß er im äußersten Falle seinen Gehalt verdoppeln werde. Karl August erklärte sich dazu bereit, obgleich Schillers Gesundheit ihm öffentliche Vorträge nicht mehr gestattete. Am 12. März ließ sich Herder durch seine Gattin bestimmen, die von Goethe ihm abgeratene Bitte um ein Anlehn an den Herzog zu stellen. Es erfolgte eine einfache Ablehnung doch gab die Herzogin ein Geschenk von 300 Thaler für Wilhelm und stellte ein gleiches zur Promotion des ältesten Sohnes in Aussicht.

Als Goethe vom 29. März an fünf Wochen lang in Jena weilte, fand er sich jeden Abend bei Schiller ein. Ihre geistreiche Unterhaltung gereichte ihnen gegenseitig zur Förderung und Freude, obgleich Schiller längere Zeit an heftigem Katarrh litt und seine Gattin sehr angegriffen war. Auch die Naturwissenschaft ging nicht leer aus, da Goethe mit Loder, Göttling, Batsch, auch Humboldt manches las und durchsprach. Aber auch geschäftliche Arbeiten wurden betrieben. Im botanischen Garten errichtete man nach den Angaben von Batsch ein zunächst ausreichendes Glashaus. Da es höchst mühsam und kostspielig war, das Wasser auf die Höhe zu schleppen, so beantragte er bei Voigt die Anschaffung eines Druckwerks; es sei dies für 100 Thaler zu haben, die sie nach und nach bezahlen könnten. Bent werde es, wenn Voigt einverstanden sei, gleich herüberschaffen und noch in seiner Gegenwart alles einrichten. Die Trockenlegung des alten Armes der Saale wurde in diesem Frühjahr vollendet. „Das Geschäft geht ganz gut“, schrieb Goethe den 22. April an Voigt, „und da ich täglich zweimal die Arbeit besehe, so komme ich auch immer zu mehrerer Klarheit, was zu machen ist, und hoffe immer mehr mit wenigerm Aufwande zu leisten.“ Drei Tage später erwidert ihm der Herzog, welchem er einen Brief von Fritz Stein gesandt hatte, worin dieser gewünscht, zu seiner weitern Ausbildung nach Schlesien gehen zu dürfen. „Der junge Mensch scheint recht ordentlich und solide geworden zu sein“, schreibt er. „Auf seine Vorsicht kannst du ihm äußern, daß ich nicht gewohnt wäre, jemanden mit Leib und Seele zu kaufen oder von ihm zu verlangen, daß er sich auf immer und ewig verschreibe; keine Ehe halte ich für unzertrennlich. Daß Fritz nicht aus Leichtsinn aus meinem Dienst gehen würde, erwartete ich ohnedies von seinem Charakter, wenn ich auch keine Kosten an seine Bildung wendete.“ Wegen der Höhe der Summe, die er zu seinem

Auskommen in Schlesien brauche, wolle er sich erkundigen. Auf die Frage nach seiner eigenen Gesundheit erwiderte der Herzog, sein Übel sei vorüber doch habe er viel gelitten. Sobald Goethe es wünsche, solle der Erbprinz den von ihm vorgeschlagenen Besuch in Jena machen. Daß Fichte noch immer von der Roheit ungezogener Ordensstudenten litt, war Karl August sehr ärgerlich, wie ihm alle Ausschreitungen der Studenten äußerst widerwärtig waren, da er nie Student gewesen. Fichte kam selbst nach Weimar und bat den Herzog um die Erlaubnis, den Sommer auf dem Lande zu leben; dieser konnte sie nicht verweigern, doch sah er sich veranlaßt, den Senat zu schärferer Bewachung und größerer Strenge gegen solche Roheiten aufzufordern. Den 27. begab er sich auf Einladung des Fürsten von Dessau nach Leipzig. Es handelte sich damals um den am 9. zwischen Preußen und Frankreich zu Basel abgeschlossenen Frieden, der das linke Rheinufer preisgab und Österreich sich selbst überließ. Karl August bedauerte dieses als eine gewissenlose Lossagung Preußens vom Reiche.

Am 2. Mai kehrte Goethe nach Weimar zurück. Dort fand er den Herzog, mit dem er besonders über den Schloßbau verhandelte. In diese Zeit fallen seine Zeilen an Voigt: „Steiners [des Baumeisters] Baubericht, Schmidts Votum und ein Berichtkonzept ad Serenissimum von uns liegt bei mir. Ich will vorher nochmals den Baumeister vornehmen. Es sieht sonst so unförmlich aus.“ Die kalte, unfreundliche Witterung zog ihm ein Flußfieber zu. Damals schrieb er dem Herzog: „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege im Nacken. Was thut man nicht, um an sich die edle Menschengestalt wieder herzustellen? Habe ich schon gemeldet, daß ich in diesen einsamen und mitunter schlaflosen Stunden den ganzen Kreis der Farbenlehre glücklich durchlaufen bin, daß ich die Hauptfäden ziehen konnte und nun wie eine Spinne das Werk mit Fleiß zu vollbringen anfange?“ Den Hauptgegenstand des Briefes bildete der Wunsch von Arens, einen Menschen zu erhalten, der ihm bei den Gartenanlagen Hülfe leiste und für ihn kopiere. Der Herzog muß dafür den Sohn des Baukontrolleurs Steffany empfohlen haben. Goethe hielt diesen für ungeeignet und schlug dazu einen gewissen Schlesier vor, der in drei Jahren in Hamburg so viel lernen werde, daß der Herzog ihn zurückrufen könne; auch würde er mehr Einfluß auf Arens haben, im Falle man von diesem etwas wünschen sollte. Am 14. kam W. von Humboldt mit dem Philologen Fr. A. Wolf zu Goethe. Den 16. war dieser so weit hergestellt, daß er auf kurze Zeit nach Jena hätte kommen können, wäre er nicht durch Geschäfte abgehalten gewesen, dann aber nahmen ihn vierzehn Tage die Proben seiner von Reichardt gesetzten „Claudine“ in Anspruch, deren Aufführung leider bei dem Mangel entsprechender

Kräfte keinen Erfolg hatte. Unterdessen war der zweite Band von „Wilhelm Meister“ erschienen, über den wir kein Urteil des Herzogs kennen. Nach längern Verhandlungen hatten sich die Freunde zum kühnen Schritte entschlossen, die Römischen „Elegieen“ mit einigen Auslassungen in den „Horen“ zu bringen. Am 1. Juni konnte Goethe auf wenige Tage Jena besuchen.

Auf der Rückreise, die er am 4. mit W. von Humboldt machte, erkältete er sich so stark, daß sich wieder eine Backengeschwulst bildete. Der Herzog, dem er das Buch von Schillers Vater „Die Baumzucht im großen“ mitgebracht hatte, erwiderte: „Recht sehr bedaure ich den Zustand deiner Backenstücke; ich vermute, daß die Schwäche an diesen Teilen vom Einbinden herkommt. Gegen Abend komme ich zu dir; laß doch deine Hinterthür wie Gartenthür offen, so um 6 herum.“ Auch nach seiner Herstellung hielt Goethe sich meist zu Hause, da er sich zu erkälten fürchtete; seine völlige Herstellung erwartete er von Karlsbad, wohin er sich am 29. begab. Hier widmete er sich ganz der Gesellschaft. Unterdessen erschien das sechste Heft der „Horen“ mit Goethes „Elegieen“. Der Herzog erwiderte Schiller, der ihm dasselbe mit einigen auf diese Gedichte bezüglichen Zeilen übersandt hatte: „Die Elegieen hatten mir sehr wohl gefallen, da sie mir der Autor vorlas oder hererzählte; indessen glaubte ich immer, er würde sie noch etwas liegen lassen, ehe er sie öffentlich erscheinen ließ. Wenn sie vor den Druck in den Händen [die Hände] mehrerer Freunde wären gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, bloß erraten zu lassen, andere unter geschmeidigern Wendungen mitzuteilen, noch andere zu unterdrücken. Die Furcht wird immer bei mir erregt, wenn ich etwas in einem neuen Genre von einem Schriftsteller auftreten sehe, dessen Namen imponiert, und wo das Werk noch nicht den vollkommensten Grad der Ausbildung erlangt hat, daß so viele Nachahmer dann hinzugeschwommen kommen, welche durch die geschmacklosesten gueuléen den Augenblick oder die Epoke hinausschieben, wo die deutsche Litteratur wirklich den Grad von Humanität erlangen wird, nach welchem alle Schriftsteller streben, denen es ernstlich an der Sache gelegen ist. Die schönen Weiber haben zwar die Eigenschaft, daß sie sich zuweilen ein Vergnügen machen, Moden zu erfinden und zu tragen, die allen Nachahmerinnen lächerlich stehen, wenn diese nicht die Bildung und den Takt der Erfinderin beim Anlegen derselben besitzen, und dieses Gleichnis könnte manchmal auf Dichter passen und manche schriftlichen Durchlassungen entschuldigen: aber ich sollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Namen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des litterarischen Volkes gestempelt sind, diese Launen verbannen sollten.“ Beiden Dichtern mußte diese

Äußerung äußerst ärgerlich sein, besonders auch die Hervorhebung der Unvollkommenheit, da sie auf die Ausführung die höchste Sorgfalt verwandt hatten und sie Karl August in Bezug auf Kunstvollendung kein Urteil zuschreiben konnten. Auch gegen den Herausgeber richtete sich der Tadel, obgleich der Herzog eigentlich dadurch besonders gereizt war, daß Goethe, dem er früher die Herausgabe dieser, wie ihm schien, schlüpfrigen Gedichte abgeraten hatte, ihn jetzt gar nicht gefragt hatte. Auch hätte sein Minister sich sittlich nicht bloßstellen sollen.

Während Goethes Abwesenheit sandte der Herzog Voigt nach Dresden, da Weimar, das an Kursachsen hielt, sich zu Kriegssteuern verpflichten mußte. Dazu, daß Fritz von Stein zu seiner Ausbildung nach Schlesien ging, hatte er seine Einwilligung gegeben und ihm 300 Thaler bewilligt. Mit seiner Gemahlin hatte er sich nach Wilhelmsthal begeben. Als Goethe ihm seine Rückkehr und den guten Stand des Wasserbaues in Jena meldete, erwiderte er freundlich am 19. August. Zu eigener Unterhaltung ließ er jetzt den Schloßgarten in Wilhelmsthal englisch anlegen. Unangenehm war es Goethe und den meisten Weimaranern, daß der Hof für die französischen Ausgewanderten eingenommen war, die das Land immer mehr überschwemmten; waren es auch nur die bessern, die er unterstützte, diese Leute waren doch schuld an dem unseligen Kriege. Einer von diesen, Dumanoir, wollte nach Weimar ziehen und Karl August nahm gern dessen zwölfjährigen Sohn als Pagen an, damit er dem Erbprinzen zum Gesellschafter diene. Ehe Goethe nach Ilmenau mußte, besuchte er mit Meyer auf einige Stunden den Jenaischen Freund. Meyer sollte zwei Jahre nach Italien gehen und Vorstudien zu einem gemeinschaftlich mit ihm beabsichtigten großen Werke über Italien machen. Goethe selbst wollte zu diesem Zwecke im nächsten Jahre ihm dahin folgen. Das Werk war großartig angelegt, da es die ganze Entwicklung des Volkes und seiner Ausbildung in Leben, Kunst und Wissenschaft aus der Natur des Landes und dem dadurch bedingten Volksgeiste nachweisen sollte.

Am 25. begaben sich Voigt und Goethe mit seinem fünfjährigen Knaben nach Ilmenau, wo es manches zu besorgen galt. Voigt kehrte wohl gleich nach Goethes hier gefeiertem Geburtstag zurück, versprach ihm aber den Lieutenant Vent und den Rentamtmann Seidel wegen der Berechnungen zu schicken. „Ich habe Sie in diesen Tagen sehr vermißt", schreibt Goethe diesem am 2. September. „Es ist ein böses Geschäft, diese Danaidenfamilie [die Bergleute] zu kontrollieren, doch bin ich ziemlich aufs klare, und wie die Wahrheit für uns Menschen selten tröstlich ist, so trifft es auch hier. Vielleicht nehmen unsere Entschließungen eine andere Richtung. Es ist schon vorauszusehen, daß unsere Poch- und Waschanstalt sowie unser nächstes Schmelzen betrübte Resultate geben wird, und daß sowohl Wäschen als Schmelzen nicht

Proben des Ertrags, sondern nur Proben der Behandlung sein werden. Alles, ja alles kommt auf ansehnliche Verbesserung der Anbrüche an; man hat das lange gesagt, aber ich möchte sagen, man hat sichs noch nicht genug gesagt. Daß Bertuch und Seidel das Karlaugustenort wollen fortgetrieben haben, ist sehr gut, und wir wollen unsere Plane darnach richten .... Ich freue mich, Sie bald wiederzusehen. Mit Freunden werden auch unangenehme Geschäfte zu einer tröstlichen Unterhaltung. Ich wünsche Sie in öffentlichen und Privatangelegenheiten immer zur Seite zu haben .... Wenn es thulich ist, so gehe ich in drei Wochen nochmals auf einige Tage hierher. Wir können und müssen diesmal alles, was von uns abhängt, wo nicht organisieren, doch mechanisieren, und ich hoffe, es soll thulich sein." Gleichzeitig übersendet er Voigt die Antwort des Herzogs an ihn vom 28. August, mit der Bemerkung, in dem an ihn Gerichteten scheine ihr Fürst sehr guten und heitern und milden Sinnes, wonach die fremden Einflüsse [der Ausgewanderten] vorerst von guter Wirkung seien. Dies deutet auf frühere Mißstimmung. Der Herzog hatte die Mitteilung wegen Meyers Reise nach Italien günstig aufgenommen, da dieser dort, auch zum Ankauf einiger Bilder für das Römische Haus, nützlicher sein werde als einstweilen in Weimar; nur wünschte er, daß er erst nach seiner bis zum 15. erfolgenden Rückkehr abreise, da er ihn noch über mancherlei Dinge sprechen, auch ihm für mehrere dieses Jahr in seinem Auftrage gemachte Wege 100 Thaler als Beitrag zu seinen Reisekosten auszahlen lassen wolle. Zur Reise nach Ilmenau wünschte er Goethe Glück und gutes Wetter, und er fragte, was es dort gebe. Seinen Vorschlag und Voigts Votum über die Verfahrungsart des akademischen Gerichts gegen die Studenten wollte er dem Minister Frankenberg zustellen. Man müsse diesen Leuten die Meinung aus den Köpfen bringen, sie seien etwas anderes als Schutzverwandte des Staates, in dem sie sich aufhalten; deshalb solle man sie nach den Civilgesetzen richten. „Gebe der Himmel, daß unser Bemühen und die aufgewendeten beträchtlichen Kosten fruchten mögen!" Mit dem höchsten Lobe gedachte er des Betragens der Ausgewanderten, aus dem man sehr viel lernen könne; mit kultivierter Bescheidenheit fänden sie sich in ihr Schicksal, wüßten mit Feinheit und Bequemlichkeit sich einzuschränken und sich darüber auszulassen, zeigten auch eine Dankbarkeit ohne Gleichen.

Nach Goethes am 6. September erfolgter Rückkehr nahm ihn neben den laufenden Geschäften und drängenden dichterischen Arbeiten besonders Meyers Reiseausstattung in Anspruch. Da wurde er zu seiner Überraschung von Herders Gattin aufgefordert, dafür einzutreten, daß der Herzog die Bedingung der Sorge für ihre Kinder erfülle, unter welcher Herder in Weimar geblieben sei. Erst nach der Mitte Juli hatte sie des Herzogs eigenes Ver-

sprechen, welches sie lange vergeblich gesucht, aufgefunden, und kaum war der Hof in Weimar zurück, so wandte sie sich deshalb an die Herzogin und zugleich an Goethe, der damals die Sache betrieben hatte. Goethe erwiderte am 22: „Wie leid mir die Eröffnung Ihres Zustandes [ihrer Schulden] gethan, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Ich werde nichts versäumen, auf die Art, wie Sie wünschen, zu wirken. Könnte ich Ihnen doch bald gute Nachricht geben!" Aber dem Herzog war die ganze Angelegenheit widerwärtig, da nur der Mangel an Vertrauen zu ihm die Not verursacht hatte, in welcher Herder sich jetzt befand, und es eine gar zu arge Zumutung war, er solle die Erziehungskosten der Kinder zahlen, über deren Bestimmung man ihm kein Wort gesagt, geschweige ihn zu Rate gezogen hatte. Auch hatte Herder sich nicht enthalten, gegen andere vom Betruge des Herzogs gegen ihn zu sprechen, was diesem zugetragen wurde. Karl August sah wohl, daß er trotz allem etwas thun müsse, doch fiel ihm die Entscheidung schwer, besonders da man auf einmal Unterstützung für mehrere Söhne forderte. Da ihn zur Zeit so vieles andere beunruhigte, verzögerte sich diese immer mehr. Am 20. hatte Mannheim Pichegru seine Thore geöffnet, die Verbündeten waren von der Lahn zurückgewichen. Der Landgraf von Darmstadt und seine Gattin flüchteten nach Eisenach, von wo die Ausgewanderten nach Weimar zu kommen drohten, der Kurfürst von Mainz ward in Erfurt erwartet. Da faßte der Herzog den Gedanken, Goethe auf einige Zeit zu seiner Mutter nach Frankfurt zu schicken, damit er ihn von allem in der Nähe Vorfallenden, auch vom Fortgang der dortigen Friedensunterhandlungen sofort unterrichte. Goethe nahm die Sendung an und schon am 3. Oktober schickte ihm der Herzog, der mit der Herzogin zur Begrüßung des landgräflichen Paares sich nach Eisenach begeben hatte, alles zur Ausstattung Nötige. Doch seine Abreise verzögerte sich bis zum 11., und schon am 16. verzichtete der Herzog auf seine Sendung, nur wünschte er, daß er noch bis zum 21. bei ihm in Eisenach bleibe. Dort schloß er auch auf den Wunsch des Herzogs einen Vertrag mit einem schon ältern Ausgewanderten namens von Wendel über den sechsjährigen Pacht eines der herzoglichen Kammer zustehenden Anteils an einem Hammerwerk in Ilmenau. Der Herzog scheint dabei mehr dem Unternehmungsgeist des unglücklichen Mannes als seinem eigenen Vorteil Rechnung getragen zu haben. Aber die Furcht einer vorzeitigen Entbindung seiner Christiane trieb Goethe schon früher nach Weimar zurück. Hier erhielt er am 28., als er mit besorgter Spannung Christianens Niederkunft entgegensah, den vor vierzehn Tagen an ihn gerichteteten Brief von Herders Gattin, den diese nach Frankfurt gerichtet hatte. In fieberhafter Aufregung hatte sie die ihn und den Herzog verletzenden Worte geschrieben: „Erinnern Sie sich doch mitfühlend,

daß Sie das Instrument des Herzogs bei der Unterhandlung gewesen sind. Dulden Sie nicht, daß der Herzog sein Wort so schnöde brechen will. Hier ist es Ihre Pflicht, des Herzogs Ehre und Moralität zu retten. Wodurch hat mein Mann diese Treulosigkeit verdient? Lassen Sie uns nicht aufs äußerste bringen, ich bitte Sie dringend. Ich kann beweisen, daß mein Mann seine große Krankheit durch die anhaltende Arbeit im Konsistorium bekommen hat. Wer zahlt uns diesen Verlust? Ich bitte Sie um Gotteswillen, retten Sie Ihre und des Herzogs Ehre. Ich habe lange genug geschwiegen, und stehe Ihnen nicht vor den unangenehmsten Auftritt. Wir brauchen Geld und müssen es vom Herzog haben." Dieser hatte jetzt bestimmt, August solle noch nicht zur Universität, sondern zunächst eine Zeit in Weimar auf der Kanzlei arbeiten, Adalbert auf ein Gut im Eisenachischen gehen, für Gottfried wollte er die Promotionskosten bezahlen. Aber Frau Herder war darüber entrüstet, daß der Herzog über ihre Kinder verfügen wolle, und verlangte, er solle ohne weiteres für jeden Sohn etwas Bestimmtes geben. Goethe hätte das vollste Recht gehabt, einen solchen Schmähbrief schon als treuer Diener des Herzogs entrüstet zurückzuweisen, aber er begnügte sich damit, jede unmittelbare Antwort auf ein solches Blatt abzulehnen. „Wir sind in der Denkungsart zu weit auseinander, als daß wir uns verständlich werden könnten", erwiderte er, „doch möchte ich nicht gern schweigen. Vielleicht übernimmt Knebel, meine Meinung zu hören." Doch besann er sich bald anders und setzte in einem ausführlichen Schreiben vom 30. das Ungebührliche des Betragens gegen den Herzog auseinander, dessen jetziges Anerbieten sie mit Dank hätte annehmen sollen, da von Herders Seite die ganze Sache in Verwirrung gebracht worden. „Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern", schloß er, „können Sie wegen der Zukunft und des Vergangenen billige Vorschläge thun, so lassen Sie mich sie durch Knebel wissen. Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat, aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu thun, was ich thun kann." Um dieselbe Zeit wurde der Herzog durch den am 22. erfolgten günstigen Spruch des Reichshofrats in Wien in dem von seinem 1782 abgesetzten Kammerpräsidenten von Kalb gegen ihn angestrengten Rechtsstreite erfreut. Er hatte Kalb als Deputierten der Jenaischen Ritterschaft ausgeschlossen. Der Prozeß war jahrelang geführt worden. Die Freunde der Familie Kalb klagten den Herzog der Härte an; dieser aber ließ ruhig dem Rechte seinen Lauf. Wie groß die Aufregung war, zeigt Goethes Bericht in den „Tag- und Jahresheften" unter diesem Jahre.

Am 1. November wurde Christiane von einem Knaben entbunden, dessen

Goethe sich herzlich freute, aber schon am 18. verlor er ihn wieder, nachdem er selbst eine genußreiche Woche in Jena zugebracht hatte, wo er diesmal Humboldts leerstehende Wohnung bezogen, da das Schloß, wo er sonst wohnte, von Ausgewanderten besetzt war. Der Herzog hatte mit fürstlicher Großmut, aber zu allgemeiner Aufregung den Ausgewanderten auch den Aufenthalt in seinen Landstädten gewährt. Nach seiner Rückkunft vermittelte Knebel die Ausgleichung der Sache mit Herders Gattin. Diese forderte, da sie für jeden Sohn 300 Thaler rechnete, 1200 Thaler, halb zum neuen Jahre und halb zu Ostern, und bat im Verlauf von zwei Jahren um weitere 800 Thaler zur Hülfe ihrer Familie, besonders da ihr Mann eine Badereise machen müsse. Goethe that, was er bei dem Zustande der herzoglichen Kasse am Ende des Jahres thun konnte. Knebel teilte Herders Gattin das mit, was ihm Goethe anvertraut hatte, daß gegenwärtig der Herzog kaum 500 bis 600 Thaler in Kasse habe, und in seiner scharfen Weise fügte er selbst hinzu, derselbe bringe durch, so lange was da sei. Freilich hatte dieser auch auf die Ausgewanderten viel verwandt. Nach Wilhelmsthal, wo dieser sich befand, richtete Goethe, den „hunderterlei Arten von Geschäftigkeiten und hunderterlei Arten von Müßiggang“ an der Vollendung seines „Wilhelm Meister“ hinderten, auch das Gesuch, ihn von der Leitung des Theaters zu entbinden, wozu ihn außer den Unannehmlichkeiten, welche ihm neuerdings die Widerspenstigkeit eines Schauspielers gemacht, besonders die beschränkten Mittel und die großen Störungen in seinen Arbeiten und im Verkehre mit Schiller veranlaßten, abgesehen davon, daß er schon im nächsten August auf längere Zeit nach Italien gehen wollte. Der Herzog erwiderte am 20: „Der gute Fortgang unseres Theaters und die Bequemlichkeit, welche mir bisher die zeitherige Direktion desselben verschaffet hat, läßt mich auf alle Fälle wünschen, daß du selbiges fort unter deiner Aufsicht behaltest. Ich hoffe, du wirst das Verlangen wieder zurücknehmen, dich von diesem Geschäfte befreit zu wissen, und mir den Gefallen erzeigen, in dem noch dauernden Verhältnisse fortzuwirken. Sollten Unannehmlichkeiten, von Personen erzeigt, die bei diesem Geschäfte mit angestellt sind, eintreten, so werden sich gewiß die Mittel, diese in ihren Schranken zu halten, finden; ich werde sie gewiß anwenden, um dir die Beschäftigung der Theaterdirektion so angenehm wie möglich zu machen.“ Goethe ließ sich hierdurch bestimmen, ohne den Gedanken, sich davon zu befreien, aufzugeben, da ähnliche Unannehmlichkeiten immer wiederzukehren drohten, auch seine Zeit zu sehr in Anspruch genommen war und die Verhältnisse eine würdige Ausstattung, wie er sie wünschen mußte, hinderten, er selbst wieder auf längere Zeit nach Italien gehen wollte. Am 21. konnte er Knebel anzeigen, nach Neujahr sollten 600 Thaler an Herder ausgezahlt werden. Zu Weihnachten

kam der Landgraf und die Landgräfin von Darmstadt aus Eisenach zum Besuch, denen Goethe auch einige Zeit widmen mußte. Unter den Angelegenheiten, die ihn am Ende des Jahres beschäftigten, befand sich auch der Schloßbau, an dem er um so lebhafter Anteil nahm, als er gerade jetzt, auf Veranlassung seiner Beschäftigung mit der italienischen Kunst, neue Ansichten über die Baukunst sich gebildet hatte, die auch Schiller mit warmem Anteil aufgenommen hatte.

Am Neujahrstage 1796 schickte Voigt Goethe die neuesten Akte über den Schloßbau. Steiners Entwürfe gefielen Voigt und er hoffte den Kammerpräsidenten in bezug auf die Kosten geneigter machen zu können, so daß der Herzog, besonders bei den Friedensaussichten, Mut fassen werde, darauf einzugehen. Herder machte Goethe seinen Besuch, um ihm für seine Verwendung zu danken, fand ihn aber nicht. Schon am 3. Januar trieb es den Dichter nach Jena, wo ihn am Tage naturwissenschaftliche Studien beschäftigten, er die Abende im vertraulichsten Austausche mit Schiller genoß. Vor der Abreise hatte er Knebel gemeldet: „Da ich auf einige Zeit nach Jena gehe, wünsche ich dir wohl zu leben in deiner einsamen Hütte [in einem Garten bei Weimar]. Hierbei schicke ich eine Rolle Geld; es ist das Ordinarium der Herzogin. Die 600 Rthlr. werden bald auch anlangen. Danke Herder für seinen Besuch am Neujahrstag, bitte ihn, uns doch auch bald etwas vorzulesen." Es ist hier von der Freitagsgesellschaft die Rede, die jetzt in Goethes Hause stattfand. Denselben Tag bat er Voigt, am nächsten Freitag dabei seine Stelle zu vertreten; zum Empfange der Gesellschaft sei alles bei ihm bereit. Dem Herzog sandte er das neueste Heft der „Horen"; den „Musenalmanach", in welchem seine Venediger Epigramme standen, deren Druck er wohl ebenso wenig wie den der Elegieen billigte, hatte der Herzog sich schon angeschafft, da Schiller noch kein Prachtexemplar hatte senden können. Am 13. schrieb Karl August: „Für die ‚Horen' danke ich schönstens. Im Schillerschen Almanach stehen rechte hübsche Sachen; er ist der beste in meiner Sammlung. Die 100 Karolin für Herder liegen bei mir parat. Gestern bei Tisch wurde zwischen meiner Frau, Herder, Schmidt und mir eine große Abhandlung über ‚Wilhelm Meister' geführt [dessen dritter, besonders durch die ‚Bekenntnisse einer schönen Seele' anziehender Band vor einiger Zeit erschienen war]. Ich nehme das Eltersburger Gut zur Administration an, um eine spanische Schäferei dorten anzulegen. [Diesen Entschluß hatte er während Goethes Abwesenheit gefaßt.] Verschiedene Damens schreien hier nach dir, wie der Hirsch nach frischem Wasser, die deines Rates und Thates zu einer Maskerade bedürfen. Leb wohl und grüß Schillern." Goethe ließ das Geld nach seinem Hause holen und von dort aus Knebel

dessen Ankunft melden; schon am 6. hatte er diesen um die Besorgung gebeten. Den 17. zogen ihn die Geschäfte, besonders die Vorbereitung der neuen heroisch-komischen Oper „Die neuen Arkadier“, nach Weimar. Die nächste Zeit, besonders seit dem am 23. erneuerten Besuche des darmstädtischen Hofes, war er sehr gequält, nicht bloß durch die Proben der diesmal besonders große Anforderungen stellenden Festoper und Ifflands „Advokaten“, sondern auch durch die Geburtstagsredoute, für welche er einen Maskenzug anordnen mußte. Und dabei machte ihm wieder die leidige Herdersche Angelegenheit Verdruß. Herder und seine Gattin waren von neuem Feuer und Flamme gegen ihn, als er Knebel, der erst nach seiner Rückkehr das Geld bei ihm abholte, die Zahlung der weitern 600 Thaler nicht vor dem Mai in Aussicht stellte, und erklärte, der Herzog habe sich über die spätere Unterstützung noch nicht so erklärt, daß er dafür stehen könne. Das sei zu arg, schmähte Frau Karoline gegen Knebel, doch habe dieser gut gethan, die 100 Karolin anzunehmen, so bitter es ihm auch angekommen sein werde. Daß Goethe beim Herzog nicht alles durchsetzen konnte, wußte sie von früher, aber wiederum brach sie ihr Gelöbnis, Goethe nie mehr verkennen zu wollen. Nur zu recht hatte dieser, wenn er den Grund des Streites darin fand, daß man sich bloß für den leidenden Teil hielt, dem so oft bewährten treuen Freunde jede Schändlichkeit zuschrieb. Erbittert zog sich Herder jetzt auch von den „Horen“ zurück, trotz des ehrenvollen und einträglichen Honorars von 30 Thaler für den Bogen.

Am 4. Februar hoffte Goethe bald von seiner augenblicklichen, „für den stärksten Realisten zu starken Lebensart“ befreit zu werden, aber noch am 12. „litt er unsäglich am Karneval“, da durch die abermalige Ankunft von fremden Prinzen ihre Theater- und Tanzlustbarkeiten „verrückt und gehäuft“ worden. Zu vertraulichen Unterredungen mit dem Herzoge und der Herzogin kam es die ganze Zeit über nicht; die übertriebene Vorliebe beider für die Ausgewanderten war ihm und den meisten unbehaglich. Um diese Zeit dürften die unliebsamen Verhandlungen mit dem Herzoge in Betreff seines Gartens stattgefunden haben. Darauf beziehen sich zwei von ärgster Verstimmung zeugende Zettel des Herzogs an Voigt. Im ersten heißt es, nach der Mitteilung, er habe Goethe den zu hohen Pacht aufsagen lassen: „Er hat sich neulich geäußert, daß, wenn ich seiner Witwe eine mäßige Pension ansetze, er den Garten wohl feil lassen wollte; die Frau meinte dabei, daß ihr Land lieber sei wie Geld. Auf ungefähr 80 Thaler Interesse schlagen sie den Wert des Gartens an. Ich kann den Garten der Kinder wegen nicht gut entbehren.“ Auf dem andern lesen wir: „Goethe will seinen Garten verkaufen; er hätte gern Geld dafür, aber die Frau will dieses nicht, weil sie weiß, daß es ver-

splittert würde [durch Ankauf von Kunstgegenständen]; sie wünscht lieber Grundstücke. Lassen Sie nachsehen, was die Kammer an Krautländereien in der hiesigen Flur noch besitzt. Den Garten lasse ich nicht gern aus den Händen." Aber die Sache zerschlug sich, vielleicht wegen des dem Herzog widerwärtigen Eingreifens Christianens.

Erst am 15. Februar konnte Goethe auf vier Wochen wieder nach Jena kommen, wo er die zwei vordern Zimmer des ersten Stockes im Schlosse wieder für sich bereit fand, die andern waren von Ausgewanderten, die hintern von dem zur Führung der Polizei nach Jena gesandten Kammerherrn von Milkau besetzt. Wegen der Geschäfte blieb er mit Voigt in brieflicher Verbindung. Am 3. März stellte er an diesen einige Fragen über das Bergwerk, wobei er leider gestehen mußte, daß das Unternehmen einer auslöschenden Lampe immer ähnlicher scheine. Nachdem einiger andern Angelegenheiten gedacht ist, auch der unangenehmen Wendung des Wendelschen Unternehmens, bei dem er die Beharrlichkeit des Herzogs nicht tadeln mochte, dankt er Voigt für seine treue Aufrechthaltung der Freitagsgesellschaft, von der sich Herder jetzt fern hielt. In einem Briefe an denselben vom 12. ist von der neuen Art der Steuererhebung die Rede, über deren strenge Durchführung sie mit dem Amtmann einverstanden waren, dann von seinem Verlangen, zu sehen, was sie sie beim Bergwerk unter den gegebenen Umständen vornehmen könnten. Einen scharfen das Theater betreffenden Erlaß sandte er Voigt, um ihn dem bei der Theaterverwaltung beteiligten Hofkammerrat Kirms mitzuteilen und mit ihm zu besprechen. „So stark ich mich ausgedrückt habe, hilft es doch, wie ich schon im voraus weiß, alles nichts", bemerkt er, „und ich muß mir in der nächsten Woche wieder einen solchen Fall gewärtigen. Doch scheinen solche Menschen [es ist von Beamten des Hofmarschallamtes die Rede] dazu in der Welt zu sein, um uns recht lebhaft fühlen zu lassen, welch ein Glück es ist, mit so gewandten als parteilosen Männern [wie Voigt] in Geschäftsverbindung zu treten." Endlich gedenkt er des Weimarischen Kontingents, das wohl bei seiner Rückkehr abmarschiert sein werde. Weimar hatte sich an Kursachsen angeschlossen und stellte für das Reich sein Kontingent, dessen „Kosten manches zu bedenken gaben". Erst am Tage nach Goethes Rückkehr, am 17., zog dieses zur Freude vieler nach dem Süden. Schon am 19. erfuhr Goethe, daß Iffland Ostermontag, den 25., seine Gastvorstellungen in Weimar beginnen könne. Sofort lud er Schiller ein, während dieses Gastspiels bei ihm zu wohnen, nicht allein um des Genusses der Bühne sich in wünschenswertester Weise zu freuen [er ließ ihm eine besondere Loge im Theater bauen, das keine solche besaß], sondern auch um den Gesellschaften, die er dem berühmten Schauspieler zu Ehren täglich zu geben entschlossen war, einen be-

sondern Anziehungspunkt zu bieten und ihn selbst mit vielen Personen in eine so leichte als anziehende Verbindung zu bringen. Die vierzehn Vorstellungen, welche Iffland vom 28. März bis zum 25. April gab, waren für beide Dichter höchst belehrend. Goethe äußerte gegen Meyer seine Freude, noch vor seiner Reise nach Italien einen solchen Typus, wonach man alles übrige beurteilen könne, mit den Augen des Geistes und Leibes gesehen zu haben. Als am 16. April die Studenten vor den „Räubern“ bei übervollem Haus Unruhe machten, brachte Goethe diese mit ein paar ernsten und derben Worten zum Schweigen. Er hatte Schiller bestimmt, seinen „Egmont“, der unter Bellomo ohne Wirkung geblieben war, für die Bühne zu bearbeiten, worin, wie er vorausgesehen, Iffland als Held einen großartigen Eindruck machte. Für Weimar waren es höchst bewegte Tage. Da Iffland Mannheim zu verlassen entschlossen war, und er sich in Weimar wohl fühlte, bot ihm Goethe die Leitung des Theaters an, dieser aber lehnte sie ab, zeigte sich nur zur Führung der Regie geneigt, doch bloß im Weimarischen und ohne sich um das Ökonomische zu kümmern. Der Herzog erklärte sich schon am 15. April mit diesen Vorschlägen bereit, aber Iffland behielt sich die nähere Einigung und die Zeit seines Eintrittes vor. Nach Verabredung mit Goethe gab der Herzog diesem, der jedes Geschenk abgelehnt hatte, 100 Karolin, und ließ seine Rechnung im Gasthofe bezahlen. Erst jetzt fand Goethe Zeit, sich seinen sonstigen Geschäften zu widmen, und so bat er Voigt, ihm eine Sprechstunde zu bestimmen; vor allem wünschte er zu wissen, ob die Bergwerkskasse gestatte, die Gewältigung des hervorgebrochenen Wassers zu beginnen.

Schon am 3. Mai eilte er wieder nach Jena, wo Körner eben bei Schiller zu Besuch war. Hier kam es mit diesem, Körner und Wilhelm Schlegel zu den eingehendsten ästhetischen Unterhaltungen und die Dichtung trieb volle Blüten. Aber auch geschäftliche Arbeiten besorgte er. Am Wasserbau wurde fleißig fortgearbeitet, der Durchstich der Mühllache vollendet. Der Herzog hatte nun 15000 Thaler zum Schloßbau verwilligt, was unter den damaligen Umständen sehr anerkennungswert war. „Wir können damit schon gute Fortschritte thun“, schrieb Goethe den 10. an Voigt, „die Treppengewölbe und die Hauptmauern aufführen. Sie haben die Güte, sich wegen dem Wochenextrakt an den Bauverwalter zu halten und dem Baumeister zu bedeuten, daß er sich nur an die Hauptarbeiten hält und nichts kleines und einzelnes unternimmt.“ Über die Bergwerkssachen, deren Akte er eben erhalten, will er nächstens seine Gedanken mitteilen. In Jena gehe alles seinen ruhigen Gang fort, und wenn man gute äußere Polizei unterhalte, so werde die innere Disziplin nicht viel zu schaffen machen. Ehe der Herzog am 17. nach Eisenach, wohin er längst hatte gehen wollen, durch einen Brand ge-

trieben wurde, schrieb er Goethe: „Die 100 Karolin für Herder lass' ich hier bei meiner Frau liegen. Ich wünschte, du holtest sie selbst bei ihr ab; sie sind zum Teil in Gold und leicht einzustecken. Mir wäre es lieb, wenn dieses Geld nicht durch Bediente in der Stadt herum getragen würde. ‚Hamlet' ist gestern ganz leidlich abgelaufen. Vohs hat sich erstaunliche Mühe gegeben, sehr gut memoriert und einige Stellen gut deklamiert; nur spürt man bei ihm, daß die Sachen nicht von innen heraus bei ihm kommen und seine Einbildungskraft ihn nicht erhebt. Christel [Becker] hat die Ophelia sehr anständig gespielt; indessen geht es ihr mit der Rolle wie andern auch: sie wissen im Grunde nicht recht, was sie damit anfangen sollen." Dieses Urteil war für Goethe, welcher der talentvollen Schauspielerin die Rolle eingeübt hatte, eben nicht schmeichelhaft. Er ging auf einen Tag nach Weimar, übergab aber das Geld dem Kammerpräsidenten Schmidt, und zeigte Herder an, daß er es von diesem gegen Quittung erhalten könne. Nach der Rückkehr hatte er Voigt manche Privatgesuche zu empfehlen, in welchen sich sein Verlangen kund gab, allen billigen Wünschen zu willfahren. Am 31. spricht er gegen diesen seine Freude aus, daß in Jena unter Bürgern und Bürgergenossen eine unglaubliche Thätigkeit herrsche; denn jetzt, glaube er, könnte man Liederlichkeit und Unart auf ewig von Jena verbannen, wenn man von oben herein eingriffe. „Jeder fängt an, den Wert des Besitztums zu fühlen, mancher wendet Geld und Kräfte hierher, weil er Geld und Kräfte findet, und es wäre doch schön, wenn wir noch manches mit offenen Augen sehen könnten, was wir der Nachwelt hinterlassen müssen zu thun, wenn wir sie zuschließen." Leider machten die Fortschritte der Franzosen in Italien seine für dieses Jahr bestimmte Reise dahin bedenklich, worüber er sich gegen Voigt äußerte. „Sie sehen auch hieraus", fügte er deshalb hinzu, „daß eine gewisse Kraft und Neigung nicht müßig sein kann, und daß ich, da mir die Franzosen den Weg nach Italien abschneiden, zu Hause im kleinen nützlich zu sein wünschte. Wie wohl es mir thut, mich auch hierin an Sie wenden zu können, sagt Ihnen unser alt Verhältnis. Erhalten Sie sich den guten Mut und Ihre Gesundheit, die mir vor allem unschätzbar sind."

Am 7. Juni kehrte er nach Weimar zurück. Obgleich das Theater schon nach einer Woche geschlossen wurde, machte dieses ihm große Unannehmlichkeit. Das Hofmarschallamt hatte wegen einiger während seiner Abwesenheit im Parterre vorgefallenen Unarten an die Theaterdirektion eine ihn beleidigende Rüge erlassen, worin man unbedacht mit der Schließung drohte. Goethe äußerte darüber in einem Briefe an Kirms, er möchte wohl wissen, in wessen Gewalt und Willkür dies stehe, da er das Recht habe, Verträge auf mehrere Jahre zu schließen. In einer Antwort an das Hofmarschall-

hervor, er habe nur das Kunstfach zu besorgen. Man veranlasse ...hen, wenn man Bänke auf Bänke pfropfe und dadurch die ...ere; auch habe er schon längst beantragt, man solle auf Wache stellen; gehe man auf seine Vorschläge nicht ein, ...on aller Verantwortlichkeit los. Diese Erklärung an das ... wirkte. Es hatte sich indessen in Weimar so vieles Geschäft... daß er in der ersten Woche Voigt gar nicht besuchen konnte; ...n ihm manche eigene Arbeiten vor. Scherzhaft äußerte er gegen ..., vor einem halbjährigen Gefängnis wäre ihm nicht bange, wenn man nur Dinte, Feder, Papier und einen Schreiber gäbe. Da der Hof in Wilhelmsthal, die Herzogin-Mutter in Ettersburg war, genoß er in seinem Hause vollen Urlaub. Als er endlich am 26. seinen „Wilhelm Meister“ abgeschlossen hatte, schrieb er an Schiller, in den nächsten zehn bis zwölf Tagen habe er mancherlei in Geschäften nachzuholen, mit denen er wenigstens in Konnexion bleiben müsse. Unter diesen befand sich wieder das Ilmenauer Bergwerk. „Es soll mir lieb sein, die Ilmenauer Ankömmlinge heute Abend zu sehen“, schrieb er den 1. Juli an Voigt. „Auf alle Fälle würde es gut sein, wenn man die sämtlichen Herren auf morgen früh um 10 Uhr einlüde; Sie hätten ja wohl die Güte, um 9 Uhr bei mir einzusprechen. Man sähe, wie weit man käme, und da Bertuch Sonntags nach Jena geht, könnte man mit dem Bergrat und dem Einfahrer verschiedenes durcharbeiten und alsdann beurteilen, wann es Zeit sein möchte, diese gerechte Lage [die während der Unterhandlungen mit den Beauftragten dauernde Unterbrechung] wieder zu schließen.“ Voigt ging bald darauf nach Eisenach zum Ausschußtage, wo auch der Herzog weilte, der gespannt der Entwicklung des Krieges zwischen der Republik und dem Reiche entgegensah. Trotz aller schlimmen Nachrichten konnte Voigt Goethe mitteilen, daß Kursachsen Anstalt zu einem Kordon mache. „Diesmal, wie so oft, wenn wir Zeit gewinnen, ist alles gewonnen“, erwiderte Goethe am 22. Drei Tage später bat er Voigt, ihm über die Bergwerkssachen zu berichten. „Sie haben wohl Gelegenheit“, bemerkte er dabei, „Serenissimo etwas von der Lage der Sache zu eröffnen und auch von der vielleicht notwendigen Garantie in supplementum auf die zwei Jahre etwas vorläufig zu erwähnen. Wenn wir recht thätig sind, sowohl mit Anspornen der alten Gewerken als mit Beiziehung neuer, so hoffe ich, sollen wir nicht nötig haben zuzuschießen.“ Auch wegen des Theaters sollte Voigt dem Herzog Vortrag halten. Von Lauchstedt, wo man für die Kleinheit der Theaterbude wieder gute Einnahmen gehabt, wolle man zur Zeit des Vogelschießens nach Rudolstadt ziehen, doch zaudere man dort bei den ungünstigen Zeitverhältnissen, den Tag des Festes fest zu bestimmen. Da sie nicht gern nach Erfurt gingen, wo sie noch

mehr als ihren Lauchstedter Gewinn zuzusetzen fürchteten, habe man an Jena gedacht, weil man dort längst einmal das Theater gewünscht. Obgleich er wisse, daß der Herzog, wie er selbst, dagegen sei, wolle er doch, da man es verlange und ihm das Heil der Kasse am Herzen liege, nicht verschweigen, was sich Günstiges dafür sagen lasse. „In dem Ballhaus [auf der Rose] wäre sehr leicht ein anständiges Theater zu errichten. Viele Professoren wünschen es, die ältern, weil sie nicht leicht nach Weimar herüber kommen, die jüngern, weil sie das Theater gewohnt sind; von den Studenten versteht sichs von selbst. Alles scheint in dem gegenwärtigen Augenblick, sowohl innerlich als äußerlich, moralisch und polizeimäßig, beruhigt, daß man keinen Exzeß zu fürchten brauchte, ja es wäre gewissermaßen gut, wenn man durch einen solchen Versuch, mit der gehörigen Vorsicht, die Ruhe und Ordnung, die auf der Akademie herrscht, augenscheinlich darlegte. Da jedoch niemand für den Zufall stehen kann, so hängt es, möcht' ich sagen, bloß davon ab, wie Serenissimus die Sache ansehen. Die übrigen Höfe haben sich zwar in eine solche bloße Polizeisache nicht zu mischen; es wäre aber doch, wenn Serenissimus nicht ganz abgeneigt sind, vielleicht gut mit Herrn von Frankenberg [in Gotha] zu konferieren." Kirms hatte auch an Magdeburg gedacht. Goethe gab die Schritte an, die man in diesem Falle thun müßte. Schon am 28. konnte er Schiller melden, der Herzog habe ihm die Sache überlassen, doch wollte er dem Prorektor nicht eher Kunde von seiner Absicht geben, bis er durch Schiller wisse, daß die Mehrzahl der Professoren dafür sei. Am 30. teilte er diesem mit: da wirklich Vogelschießen in Rudolstadt sei, werde das Theater am 11. August dahin gehen; mittlerweile könnten die Wünsche des Jenaischen Publikums nach einer anmutigen Unterhaltung im September laut werden; aber in Rudolstadt ging es so gut, daß man dort auch den ganzen September blieb. Von Voigt erhielt Goethe fortwährend Nachrichten über die politische Lage, die er, soweit es gestattet war, Schiller mitteilte. Den 26. Juli schrieb er an Voigt: „Ich kann mir die Bewegung, in welcher Sie leben, zwar lebhaft genug, doch gewiß nicht so lebhaft, als sie ist, vorstellen. Ich hoffe, daß alles zum besten gehen soll. Daß Serenissimus in diesem Falle Ihre Assistenz hat, ist mir kein geringer Trost .... Daß Sie übrigens ein Bureau halb kriegerischer, halb diplomatischer Art in Eisenach etabliert haben, ist doch, auch wenn die Gefahr vorüberginge, im Augenblick ein großer Trost und Beruhigung für viele, und muß den Platz zu einem interessanten Mittelpunkt machen. Ich schicke einige Ilmenaviensia zur gefälligen Ansicht, Unterschrift und was Sie etwa wegen des Holzbedürfnisses an die Kammer oder an den Herrn Geheimerat Schmidt möchten gelangen lassen, damit die Sache nicht mehr, als eben gerade nötig ist, gerührt werde.

Das übrige werde ich zu dem berühmten 9. folgenden Monats [der Versammlung der Abgeordneten des Bergwerks wegen in Weimar] so gut als möglich vorbereiten; bis dahin, hoffe ich, besitzen wir Sie wieder und manches ist im klaren, wills Gott, im reinen. Fahren Sie fort, mir manchmal auch nur weniges zu sagen; einige unterstrichene Stellen Ihres Briefes sind mir für den Augenblick bedeutend genug. Z. B. daß Kursachsen nur kordonisieren will, wenn die Franzosen kommen. Das heißt in meiner Sprache gar nicht. Desto besser: es müssen also schon gute Einleitungen zum Frieden gemacht sein. Sagen Sie mir etwas Näheres; niemand soll es sehen oder erfahren. Tausendmal adieu. (Nachschrift.) Haben Sie die Güte mich Durchlaucht dem Herzog zu empfehlen."

Unterdessen hatte ihm auch Ifflands Verhalten Ärger und Sorge gemacht, da dieser mit der bestimmten Auskunft wegen seines Eintrittes in Weimar zurückhielt, wahrscheinlich weil man keine Anstalt machte, wie er gewünscht, Beck und seine Frau von Mannheim zu gewinnen oder auf ihre Bedingungen einzugehen, da die Forderungen für die Mittel der Kasse zu hoch schienen. Iffland war, da das Mannheimer Theater augenblicklich aufgelöst worden, mit zwei Monaten Gehalt entlassen worden, doch unter dem Versprechen seiner Rückkehr, wenn die Kriegsgefahr vorüber sei. Statt Goethe ein Wort zu sagen, reiste er, ohne nach Weimar zu kommen, über Gotha nach Hannover; seine Äußerungen in Briefen an Kirms und Böttiger zeigten keine Geneigtheit für Weimar, bestimmt äußerte er nur, innerhalb vier Wochen werde es sich wegen Mannheims entscheiden.

Im Anfange des August, den Goethe im Frühjahr sich für die Reise nach Italien vorgesetzt hatte, fühlte er sich beunruhigt, ja unglücklich, da er nur zu tief empfand, was er verliere, da eine so nahe Hoffnung aufgeschoben werde, was in seinem Alter, wie ihm sein augenblicklicher Mißmut eingab, so gut wie vernichtet heiße. Eine große Reise und viele von allen Seiten auf ihn zudringende Gegenstände seien ihm jetzt nötiger als jemals. An Meyer, der sich nach Florenz zurückgezogen hatte, schrieb er den 1. August: bei den für das Vaterland so wunderlichen und verzweifelten Aussichten könne er nicht daran denken, jetzt vom Platze zu gehen; er habe keinen andern Wunsch als ihn im Frühjahr in Florenz zu finden und dort eine Zeitlang mit ihm ruhig zu leben, die sinnlich-ästhetische Kultur zu erneuern und erst wieder ein Mensch zu werden, ehe er etwas anderes beginne. Aber nicht einmal nach Jena kam er in nächster Zeit, da ihn Geschäfte in Weimar fesselten, vor allem der Schloßbau und das Ilmenauer Bergwerk, für welches die Abgeordnetenversammlung auf den 9. bestimmt war. Auch Voigt kam mit dem Herzog, der sich der von Kursachsen am 5. August geschlossenen

Neutralitätsakte hatte anschließen müssen, unmittelbar vor der Versammlung nach Weimar zurück. Seine Hoffnung, sofort nach derselben Jena auf längere Zeit zu besuchen, hatte ihn getäuscht. Gegen Iffland sprach er am 12. in Erwiderung eines von diesem an Böttiger gerichteten Briefes, den Wunsch aus, er möge seine Entscheidung nicht zu lange verschieben, da sie im Falle seiner Ablehnung eine andere Einrichtung treffen müßten. Als er am 14. Voigt die von ihm erhaltenen Akte zurückschickte, die er mit so viel Aufmerksamkeit als Zufriedenheit gelesen, ließ er ihm auch einen „sehr eiligen Aufsatz“ zukommen, dessen Inhalt er beherzigen und dem Herzog gelegentlich vorlegen möge. Dabei bemerkte er: „Da einmal das Eisen heiß ist, warum soll man es nicht auch an seinen kleinen Enden schmieden?“ Die Sache betraf wahrscheinlich das Bergwerk. Drei Tage später schreibt er an Voigt: „Hierbei folgen die Verordnungen und der Erlaß an die Deputierten. Ich habe auch einige Punkte beigelegt, die Sie wohl indeß gleichfalls besorgen lassen.“ Endlich am 18. gelang es ihm nach Jena zu kommen, wo er nur vierzehn Tage zu verweilen gedachte.

Dort fand er Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, welche nach der Ehescheidung ihren Vetter geheiratet hatte, der Würtembergischer Legationsrat, aber ohne feste Anstellung war. Wolzogens schöne Kenntnisse in der Baukunst veranlaßten die anziehendsten Gespräche, da Goethe sich ganz eigene Ansichten darüber gebildet hatte und der Schloßbau dieser Frage eine praktische Bedeutung gab. Unter den geschäftlichen Angelegenheiten, die ihn auch zu Jena in Anspruch nahmen, bildete, wie die bis zum Ende des Monats an Voigt gerichteten Briefe zeigen, das Bergwerk in Ilmenau die Hauptsorge. Im ersten ist wieder vom Jenaer Wasserbaue die Rede, in welchen er jetzt den Kondukteur Götze eingeführt hat. Gegen die Versetzung des Ilmenauer Chirurgen Bergstein nach Jena, wohin der Mediziner Hufeland ihn ziehen wollte, hatte er nichts zu erinnern. Entschieden war er für Voigts Vorschlag, die Nichtigkeit aller Kuxe auszusprechen, deren Besitzer mit der Zahlung zurückblieben; mit der von ihm aufgesetzten Erklärung müßten die betreffenden Nummern den Deputierten zugestellt werden, damit diese den Johannistermin eintrieben. „Übrigens werde ich Sie, wertester Freund, da mir denn doch meine Italienische Reise bei dem ersten günstigen Sonnenblick bevorsteht, auf das dringendste bitten“, fügt er hinzu, „in dieser Angelegenheit eine andere Organisation befördern zu helfen; denn, wie es jetzt steht, ist es für uns und alle Teilnehmer ein Ideal von einem verdrießlichen Geschäfte, das in einzelnen Momenten immer ungelegen kommt, und beinah nur abgewiesen wird, und dann wieder als Masse uns in gewissen Epochen zustürzt, ohne daß wir uns ihm eigentlich gewachsen finden.“ Gleich darauf war in Ilmenau ein Anfall

auf das Bergwerk geschehen, der militärisches Einschreiten erforderte. „Die Exekution nach Ilmenau bitte bald möglichst zu veranlassen", schrieb Goethe; „es kann gar nicht schaden, wenn ein Offizier mitgeht, damit übrigens alles in der Ordnung geschehe. Wir müssen zum erstenmal recht derb auffallen, damit sie lernen, was das heiße, eine zehnjährig vorbereitete Anstalt auf Bauernweise retardieren zu wollen." Auch der Schloßbau forderte seinen Anteil; über die betreffenden Papiere, schrieb er an Voigt, sei zum Teil entschieden, teils möge ihr Inhalt, wie der von so manchem andern, einstweilen auf sich beruhen. Große Not machte ihm auch die Zukunft des Theaters, da Iffland sich noch nicht erklärte, jedenfalls ein Zuschuß geleistet, und auch wegen der Leitung während seiner Abwesenheit, bei welcher er selbst an Schiller gedacht hatte, Beschluß gefaßt werden mußte. Hierauf bezieht sich des Herzogs Äußerung vom 1. September: „Kirms hat mir Beiliegendes erst mündlich, dann aber schriftlich vorgetragen. Wenn du aufs Frühjahr weggehen solltest, wie du es im Willen zu haben schienest (scheinest?), so ist freilich unser Theater im A—; denn die Idee mit Schillern, die du einmal äußertest, möchte wohl schwerlich ausführbar sein. Ich weiß wirklich nicht, was ich über die Sache raten, thun oder sagen soll, und wünschte deine Weisheit zu vernehmen. Mich dünkt, es ist ein Fehler im Kalkül; denn es war nicht, ni fallor, Ifflanden ganz extraordinarie zu erhalten die Absicht, sondern nur einen außerordentlichen Zuschuß an ihn zu wenden, die Hauptsache aber aus der Theaterkasse durch Dimissionen möglich zu machen, und diese letztern waren eben die, dünkt mir, durch welche Kirms die Becks erhalten will. Antworte mir durch einen Boten .... Leb wohl."

Goethe zog es vor selbst auf einen Tag nach Weimar zu gehen, vielleicht auch wegen Fritz von Stein, der ihm seine Absicht mitgeteilt hatte, in Preußische Dienste zu treten. Sein Besuch des Herzogs brachte keine Entscheidung. Goethe riet Frau von Stein, sie möge der Herzogin sagen, seine Meinung wäre, daß Fritz einige Jahre den Erbprinzen begleite, und ihm die Aussicht gegeben würde, nach Herdas Tod Kammerpräsident in Eisenach zu werden; er selbst habe keinen Einfluß auf den Herzog. Beim Abschied versprach er die Sache noch weiter zu überlegen. Karl August wünschte ihm auch schriftlich glückliche Reise und bat, er möge ihn Schiller empfehlen, den er nach seiner Rückkehr in Weimar zu sehen hoffe. Die Unzufriedenheit mit dem Herzog, der seinerseits von seinem Entschlusse, nach Italien (wer wußte auf wie lange?) zu gehen, nicht erbaut war, sprach Goethe gegen Kirms aus, dem er am 6. Briefe von Iffland und Frau Beck zurücksandte: „Was aus der ganzen Sache werden soll, sehe ich nicht ein. Ich mag, da doch eigentlich, wenn ich früh oder spät weggehe, die ganze Sache auf Ihnen

ruht, nichts raten und vorschlagen, als was Ihrem Wunsche gemäß ist. Was wäre denn aber zu riskieren, wenn man Iffland, statt eines Engagements, wie wir gethan, Direktion und Kontrakt, wie ihn Bellomo gehabt, offerierten, und ihm außer der Bedingung, daß er unsere dreijährigen Kontrakte einhalten müßte, Erlaubnis gäbe zu engagieren, wen er wollte? So weit wäre die Sache abgemacht, und er möchte sehen, wie er zurecht käme; er müßte sich anstrengen, dem Publikum gefällig zu sein, und es würde ihm gelingen. Das war mein erster Vorschlag, und ist noch immer mein Wunsch, ob ich ihn gleich gegen niemand als gegen Sie äußern mag. Wir haben für alle unsere Bemühungen weder von oben noch von unten eine Spur von Dank zu erwarten, und im Grunde seh' ich es täglich mehr, daß das Verhältnis, besonders für mich, unwürdig ist." An demselben Tage begann er die Ausführung seines echt deutschen bürgerlichen Epos „Hermann und Dorothea", mit dem es trotz seiner Verstimmung außerordentlich rasch ging. Den 7. schrieb er an Frau von Stein, in Absicht auf die Stelle habe er seine Ansicht geändert und er mache deshalb einen andern Vorschlag, den er auf einem besondern Blatte that, das sie der Herzogin geben möge: doch werde der Herzog schwerlich darauf eingehen, da er vor solchen Plänen einen „natürlichen und räsonnirten Abscheu habe"; es werde nichts übrig bleiben, als daß Fritz einfach in Preußische Dienste übergehe. Er selbst müsse diesem Recht geben, daß er nach einem größern Staate verlange, da so enge Verhältnisse nur durch die größte Konsequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annähmen, anziehend werden könnten, wie sie ihm selbst es geworden. Denselben Tag äußerte er gegen Voigt, der ihm Zeitungen gesandt und über sein Unwohlsein geklagt hatte: „Daß Sie bei so manchen moralischen und politischen Qualen auch noch physische leiden sollen, und zwar von der ekelhaften Seite, wo man keinen Widerstand leisten kann, thut mir herzlich leid." Die Zeitungen wolle er Sonnabends zurücksenden, wo es sich dann ausweisen werde, ob er zu dem vortrefflichen Dienstag, der Bergwerkssession, kommen könne; komme er aber nicht, so werde er schriftlich sich äußern. Launig bemerkte er, die Sächsische gewaffnete Neutralität sei diesmal den Französischen Truppen zu Gute gekommen, da sonst ihre Truppen durch alle Öffnungen des Thüringer Waldes dem Rückziehenden auf den Hals gefallen sein würden. Den 9. sandte er die Zeitungen zurück mit der Äußerung, er fürchte die schlimmsten Nachrichten von Frankfurt zu hören. In demselben Briefe sprach er sich gegen den Vorschlag von Schütz aus, den Prof. Eichstädt von Leipzig nach Jena zu ziehen, wo er zugleich bei der Redaktion der Literaturzeitung sich beteiligen solle. Auch gedachte er des noch nicht aufgegebenen Planes, ein Theater im Ballhause zu errichten. Sollte er Dienstags nicht

zu der Bergsession kommen, so werde er die Akten und sein Votum schicken. „Die völlige Abgesondertheit, in der ich hier lebe", schreibt er, „setzt mich in sehr gute Stimmungen und macht mir die Ausführung von gewissen Arbeiten möglich, die mir sonst sehr entfernt, ja unmöglich schienen, und da übrigens die Welt völlig ohne mich ihren wilden und ruhigen Gang geht und gehen kann, so erfreue ich mich desto mehr meines abgesonderten Zustandes." Am 11. sandte er die Bergwerkspapiere zurück. Darin hatte ihn besonders verletzt, daß Voigts Bruder das Pochen erlaubt hatte, trotz ihres Verbotes. „Was sollen alle unsere Sessionen und Konsultationen", äußert er ärgerlich, „wenn man oben in Ilmenau immer in dem Schlendrian der Insubordination und des unzeitigen Geldausgebens verharren will, und was spielen wir vor wie nach für eine Figur gegen die Deputierten? Ich hielte deswegen dafür, man untersagte die Pocharbeit sogleich, die wahrscheinlich jetzt erst angefangen worden, weil man einige Leute ernähren will." Die weitern Akte erwarte er zwei Tage später. Über den Theaterbau im Ballhause behielt er sich noch reifere Erwägung vor. Aber in große Sorge versetzten ihn die Nachrichten aus Frankfurt, besonders seiner Mutter wegen, und er bedachte, ob er nicht, wenn der jetzige Sturm vorüber, diese gleichsam nötigen sollte, zu ihm zu kommen, da bei dem Stande der Sachen jene unglücklichen Gegenden noch mehrmals aus einer Hand in die andere fallen könnten. Aber noch hatte er das Packet mit diesem Briefe nicht abgesandt, als er gute Nachricht über Frankfurt erhielt, für die er sofort Voigt dankt. „Mit Ilmenau wird es auf diese Weise recht gut gehen", fügt er hinzu; „sie werden Mores lernen. Da nun Nürnberg und die andern Städte Preußisch werden [wie es hieß], lassen Sie uns ja das Verhältnis mit dem Sächsischen Kreise von unserer Seite aufheben, wenn nur Kursachsen bei dem ohnedies passiven Schritte nur auch passiv bleibt." Am 13. gibt er Voigt zuerst eine Andeutung, daß ihn ein Gedicht beschäftige. Die durch die gute Nachricht vom 11. ihm gewordene Stimmung habe er zu einer Arbeit verwendet, die dereinst auch vielleicht dem Freunde einiges Vergnügen machen solle. Zwei Tage später veranlaßten die neuesten politischen Nachrichten ihn zu der Bemerkung: „Es ist keine Frage, daß Preußen nur so geneigt war, im gegenwärtigen Falle förderlich und dienstlich zu sein, weil man Kursachsen von dem Kaiser zu trennen hoffte. Sie haben wohl Recht, daß man der Kleinern und ihrer Dienstleistungen bald vergißt. Es bleibt uns jetzt nur die Hoffnung und die Zufriedenheit, den Augenblick leiblich überstanden zu haben." So trauten Goethe und Voigt gleich wenig Preußen, das nur seinen eigenen Vorteil im Sinne habe, wogegen Karl August, wenn er auch augenblicklich an Kursachsen und das Reich gebunden war, trotz der bösen beim Fürstenbund gemachten Er-

fahrungen und anderer Zurücksetzungen doch in Preußen den zukünftigen Erretter Deutschlands erkannte. Wegen des über das Bergwerk gemachten Vorschlags möchte er die Entscheidung bis zu ihrer nächsten Sitzung verlegen; das Geschäft habe ihnen schon so viel Unannehmlichkeiten gemacht, daß es zu verzeihen sei, wenn sie keinen Schritt mehr trauten. Er sehe zwar recht gut, daß diese löblichen Zusammenkünfte ihnen die Sorge für die Mittel und die Entscheidung in wichtigen Fällen immer auf dem Halse ließen, da sie aber einmal diese Herren conscios und complices [die Deputierten] herangezogen hätten, so sei es doch gut und nötig, nichts ohne ihre Mitwirkung zu thun. Auch über die Schloßbausache äußerte er sich. Nachdem er jetzt die Akten wegen des Ballhauses durchgesehen, meinte er, der fromme oder unfromme Wunsch, in Jena ein Theater zu sehen, werde kaum verwirklicht werden.

Obgleich er am 15. eine Pause in seiner am 6. begonnenen Dichtung machte, von welcher ihm vier Gesänge gelungen waren, blieb er doch noch in Jena, wo ihn so manches anzog, besonders aber Schiller zurückhielt, der mit der Versendung des Musenalmanachs eine große Mühe übernommen hatte und sehr leidend war. Mit Voigt blieb er in lebhafter Verbindung. Noch immer beschäftigten sie lebhaft die für das Bergwerk zu treffenden Anstalten. In den Steuergeschäften zu Ilmenau war eine „unmittelbare Einwirkung“ (von Seiten des Herzogs?) erfolgt, welche Goethe dringend wünschen ließ, Voigt möge alles thun, daß dieses Geschäft in der jetzigen Krise nicht mißleitet werde, da ihnen sonst eine unendliche neue Gefahr und Arbeit bevorstehe. Am 24. meldete er, Ende des Monats denke er zurückzukehren, vorher aber hoffe er ihm einen neuen Musenalmanach zu schicken, in welchem sie zu gleicher Zeit geflügelte Naturen aller Art, Vögel, Schmetterlinge und Wespen, ausfliegen lassen würden. Es waren die „Xenien“, von denen er, wie sehr sie ihn auch beschäftigt, selbst Voigt kein Wort gesagt hatte. Da zeigte sich ganz unerwartet die Gelegenheit zu einer glücklichen mineralogischen Erwerbung für das Naturalienkabinett, die ihn lebhaft in Anspruch nahm. Voigt sollte die Herzogin zu bestimmen suchen, eine Sammlung Mineralien als Weihnachtsgeschenk für den Erbprinzen anzukaufen; vom Herzog würde dann ein Zuschuß von etwa 50 Thaler für das Kabinett genügen. Hufeland empfahl einen fachkundigen Mann zur Beaufsichtigung der herzoglichen Sammlung von Karten und militärischen Schriften, wovon Voigt wohl dem Herzog Nachricht geben könne. Mit Karl August hatte Goethe jetzt keine briefliche Verbindung. Als er am 30. meldete, daß er Schiller in seiner traurigen Gemütslage, da sein Vater gestorben und sein zweiter Sohn dem Tode nahe sei, nicht allein lassen dürfe, bat er Voigt, gelegentlich dem Herzog über die Ursache seines längern Verweilens ein Wort zu sagen. Diese Zeit wollte er benutzen, um

die Wirkung der beschlossenen Wassermaschine in der Saale zu beobachten, da ihm die Sache mit der Mühllache und der Leutra so gut geraten sei. Der Herzog bewilligte den Zuschuß von 50 Thaler. Goethe selbst wandte sich an die Herzogin und die Herzogin-Mutter wegen des Ankaufs von Mineralien zum Weihnachtsgeschenke für den Erbprinzen.

Anfangs Oktober kam Voigt auf einen Tag nach Jena, wo denn Goethe die Freude einer so lange sehnlichst gewünschten Unterredung mit dem ihm immer näher getretenen Freunde genoß. Damals muß auch die Rede auf die so große Aufregung erregenden „Xenien" der verbündeten Dichter im neuen „Musenalmanach" gekommen sein. Der Herzog war mit dem dadurch aufgeregten Streite seiner beiden bedeutendsten Dichter, von welchen der eine sogar eine hervorragende Stellung in seinem Dienste einnahm, keineswegs zufrieden, und der ganze Hof fand solch ein Auftreten unziemlich: aber diese hatten gethan, was sie nicht lassen konnten; die notwendige Abwehr der Angriffe hatte in den „Xenien" die durchaus entsprechende dichterische Form gefunden, und der deutschen Dichtung und Wissenschaft gereichte es trotz des nicht zu vermeidenden kleinen Krieges zur entschiedenen Förderung, daß die literarische Luft gereinigt, die Mittelmäßigkeiten und falschen Bestrebungen zur Seite geschoben und auf die ideale Höhe der Kunst hingedeutet wurde. Der Herzog war aber auch unzufrieden, daß Goethe des Theaters müde geworden und noch immer in Jena blieb, obgleich die auf den 6. angesetzte Wiedereröffnung der Bühne und der Schluß der Ausstellung der Zeichenschule bevorstanden. Deshalb berief er ihn am 3. zurück. „Die Ausstellung der Zeichenschule wird balde zu Ende gehen", schrieb er; „ich wünschte deswegen, du kämst herüber, sie zu besehen, damit die Austeilung der kleinen Preise nicht gar zu willkürlich geschehe, und man auch Abrede nehmen könnte, was mit der Waitzischen Besoldung [der Lehrer Waitz war gestorben] gemacht werden könnte. Bei dieser Gelegenheit wünsche ich auch, daß du die Sache mit dem Herderischen Sohne oder Söhnen zu Stande und ins Reine bringen möchtest, indem ich nicht gerne zum zweitenmale in die vorige unangenehme Verlegenheit geraten möchte. Ich bin von heute Nachmittag bis Freitag [den 7.] früh in Ettersburg, wo ich hoffe, daß du mich besuchen wirst, wenn du herkommst. Leb wohl." Goethe kam schon am 4. nach Weimar, wo ihn gleich das Theater in Anspruch nahm, das am 6. eröffnet werden sollte. An diesem und dem folgenden Tage war er in Ettersburg und Schwansee. Der Schwansee jenseit des Ettersberges, der durch die Unzulänglichkeit seiner Dämme die Umwohner oft beschädigte, wurde unter lebhafter Beteiligung des Herzogs trocken gelegt, auf dem gewonnenen Boden Holz gesät. Schon von Jena aus hatte Goethe an Voigt geschrieben, gern würde er den Schwansee einmal sehen, doch sich

getröstet, erst im Winter mit ihm dahin zu gehen, wenn der Hauptgraben in Arbeit sei. Es war dies ein sehr glückliches Unternehmen, das auch einträglich zu werden versprach. Mit einem andern, das Voigt hegte, kam man nicht zu Stande; dieser hatte die Hügelgärten an der Ilm gegen Wiesen vertauschen wollten. Goethe befürchtete, hierdurch würden die aus dem Schwansee zu gewinnenden Besitzungen im Werte fallen, da die Wiesen bei der Stadt sehr ziehen müßten, wie er selbst auch bereit sei, seinen Garten gegen 50 Acker zu vertauschen. Über Herder wurde in Ettersburg die Bestimmung getroffen, daß der Herzog im Dezember dieses und der drei nächsten Jahre je 200 Thaler für August zahlen wolle. Vielleicht las Goethe damals auch die vollendeten Gesänge von „Hermann und Dorothea" dem Herzog vor, der große Freude an der herrlichen Dichtung hatte.

Am Morgen des 8. wurde dieser durch einen Brand zu Weimar selbst in Bewegung gesetzt. Eine Woche später eröffnete er in seinem Hause wieder die Freitagsgesellschaft, deren Sitzungen jetzt nur alle vierzehn Tage stattfinden sollten. Am 21. traf endlich ein Brief von Iffland ein, der Goethe bewies, daß dieser auf den ihm von Berlin, wohin er sich begeben hatte, gemachten Antrag eingehen wollte und die zur Entscheidung verlangten vierzehn Tage nur eine Ausflucht seien, um nicht gleich abzuschreiben. Dieser antwortete darauf in freundlicher, auf jede Hoffnung, ihn zu besitzen, verzichtender Weise. Die laufenden Geschäfte gingen neben ästhetischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten ruhig ihren Gang. Goethe hoffte im nächsten Monate wieder nach Jena zu kommen, als ein in der Nacht vom 24. auf den 25. zu Ilmenau erfolgter großer Stollenbruch ihn, da Voigt gehindert war (er hoffte, bloß auf einige Tage) dorthin rief. Er reiste mit seinem Knaben am 29. nach Ilmenau, wo das schöne Wetter bald in Regen umschlug. Über seine Thätigkeit zur möglichen Herstellung des großen Schadens berichtete er an Voigt, dessen Bruder über den Stand der Sache nähere Auskunft gab. Am 3. November sandte er Voigt ein zur Mitteilung an die Deputierten bestimmtes Blatt, worin es hieß: „Erst nach und nach fange ich mich an zu überzeugen, daß meine Gegenwart hier von einigem Nutzen sein wird .... Zwei Hauptpunkte müssen erst ganz ins reine; denn sie machen das Fundament unserer Hoffnung: 1) die Zugänglichkeit durch den Treuen Friedrich von unten, und 2) die Verminderung der Wasser durch den Johannes von oben. Dieses beides war bisher unser Augenmerk, und in einigen Tagen soll, hoffe ich, alles im völligen Gange sein .... Nach Berichtigung dieser Präliminarien kommt nun aber die Hauptsache selbst zur Sprache: ob man durch einen Umbruch oder durch Abbauung des Bruches den Stollen wieder in Gang setzen wolle. Wenn diese Frage ins gehörige Licht gesetzt

ist, schicke ich sie nebst meinem Voto zur Entscheidung ein; denn ich wünschte, daß das, was geschieht, sowohl von Ihnen als den Herren Deputierten gebilligt werde, ja daß Serenissimus selbst darum wisse; denn niemand kann für den Event stehen." Gegen Voigt äußerte er: die Sache sehe sehr weitschichtig und zweifelhaft aus; das Allerschlimmste sei die Mutmaßung wegen des zweiten Bruches. Drei Tage später meldet er: „Die Sache hier steht nicht schlimmer und nicht besser, als Sie solche kennen; das, was vorläufig geschehen konnte, ist geschehen, allein über das, was zu thun ist, verändern sich die Meinungen nach den Umständen alle Tage, und da ich einmal hier bin, so möchte ich gerne bleiben, bis wenigstens, menschlicherweise zu reden, eine neue Einrichtung im Gange wäre. Kann ich das nicht abwarten, so müssen wir ihnen eben hier die Erlaubnis geben, nach bestem Willen und Gewissen das Nötige zu thun; auf Berichte können wirs nicht setzen. Es ist ein Kriegszustand, und ich weiß noch nicht, was morgen rätlich und thunlich sein wird."

Auch als er am 12. von Ilmenau zurückgekommen, sah er keine Möglichkeit, in kurzem nach Jena zu kommen, wo die Angriffe der in den „Xenien" Angegriffenen und der grundsätzlichen Gegner der „Horen" Schiller viel mehr Sorge machten als dem verbündeten Dichter. Als Schillers Schwager die Stelle des Geheimerates von Hendrich, der seine Entlassung genommen haben sollte, zu erhalten wünschte, hörte Goethe davon, doch stand er damals dem Herzog nicht so nahe, daß er zu einer Empfehlung desselben sich veranlaßt gesehen hätte. Das Theater forderte jetzt ganz besonders seine Sorge, da einige bedeutende Stücke gegeben werden sollten, auch eine neue Einrichtung der Regie begonnen hatte. Die persönlichen Schmähungen, welche die Gegner der Xeniendichter auf den litterarischen Markt warfen, verstimmten die Hofkreise immer tiefer, ihn rührten sie so wenig, daß er das Vollbewußtsein seines Wertes in einer herrlichen Ankündigung seines zur Hälfte vollendeten deutschen Epos aussprach, die freilich zunächst nur dem engsten Kreise, auch der Herzogin, mitgeteilt wurde. Diese und der Herzog sollen Goethe nach der Äußerung der bitter gegen ihn aufgeregten Frau von Stein die plumpen Erwiderungen gegönnt haben, aber es wird dies nur eine augenblickliche Aufwallung gewesen sein, wenn sie auch den Angriff selbst bedauerten. Gerade jetzt näherte sich der Herzog Goethe von neuem. Von Allstedt aus, wohin er sich zur Jagd begeben, schrieb er am 8. Dezember ihm vertraulich: „Herr von Wolzogen, der sich schon das erstemal durch den Herzog von Meiningen an mich wendete (sie kennen sich von Kindesbeinen auf), hat an letztern meine abschlägliche Antwort überschrieben und gesagt, daß die Ursache, die ich gebraucht hätte, ihn abzuweisen, nämlich daß ich den untersten und gering be-

soldeten Platz in der Kammer ihm nicht anbieten könnte, ihn nicht abschrecke, sich noch einmal zu melden und zu versuchen, ob er die soliden Weimarischen Dienste statt der sehr zweifelhaften Württembergischen erhalten könne. Er sagt dabei, daß er gelernt hätte sich einzuschränken, daß er glaube, man würde von ihm nicht vielen Aufwand verlangen, und daß er alles thun würde, um nur die Württemberger los zu werden. Wie ich dir schon neulich sagte, so hänge ich ofte vom Aberglauben ab, daß ich etwas bisweilen annehme, das sich mir so unverhofft darbietet und wobei sich mir einiger Anschein von etwas Gefälligem zeigt. Nun ist letzteres bei dieser Gelegenheit wirklich vorhanden, indem Wolzogen überall, wo ich von ihm reden hörte, in Ansehung seiner Konduite (prudentia externa) ein sehr gutes Lob hatte, er die Welt gesehen hat und im gesellschaftlichen Umgange angenehm ist, meine Frau äußerst wünscht, jemanden bei Hof zu haben, der nicht ganz stumm ist, wie unsere übrigen Hofleute, und es gerne gesehen hätte [Frau von Stein hatte auf sie gewirkt], wenn ich Wolzogens Antrag annähme. Hierzu gesellt sich noch etwas. [Kammerherr und Hauptmann] Luck kränkelt sehr und seine Zufälle sind so häufig, daß ich fürchte, er wird nicht lange laufen. Verlier' ich diesen, so habe ich platterdings niemanden, dem ich den Hof anvertrauen könnte. Ging' also Luck ab, so müßte ich denn doch nach einem Fremden greifen; das käme mir dann theuer zu stehen und setzte mich in Verlegenheit. Wenn ich aber derweilen jemanden, wie ich mir den Wolzogen vorstelle, angewöhnt hätte, so brächte mich dieses vielleicht über die Schwierigkeiten hinweg, die sich mir bei einer solchen Veränderung in den Weg stellen würden. Diese Betrachtungen zusammen genommen reizen mich sehr, Wolzogen anzunehmen, wenn er sich gefallen ließe, mit Kammerherrndienste auf dem alleruntersten Platz in der Kammer und 400 Thaler Besoldung sich anstellen zu lassen. Indessen ehe ich hierbei zu- oder abschlage, wünsche ich doch, du erkundigst dich, am Ende geradezu bei Schiller, wie eigentlich der moralische Charakter des Mannes wäre. Einstweilen habe ich dem Herzog gesagt, ich könnte mich noch nicht ganz entschließen und bäte mir Bedenkzeit aus. Die Jagd geht hier vortrefflich, und da heute wieder ein neuer sive frischer Schnee gefallen ist, so werde ich wohl meine Abwesenheit über diese Woche [den 10.] hinaus verlängern. Leb wohl." Goethe wandte sich darauf an Schiller und bat, ihm etwas zu schreiben, was Wolzogen und sein Wesen näher bezeichne; seine Vermittlung aber müsse geheim gehalten werden. Schon am 14. hatte er von diesem Brief Gebrauch gemacht, und so stand Wolzogens Anstellung in nächster Aussicht. Zu derselben Zeit besorgte Goethe die 200 Thaler für August Herder den Eltern. Als der Herzog ihn ersuchte, ihn nach Leipzig zur Neujahrsmesse zu begleiten, ging er gern darauf ein, da er wieder fremder

Eindrücke bedurfte. Wegen des Theaters war er augenblicklich beruhigt; den Absagebrief Ifflands hatte er erwartet. Der Herzog mahnte ihn bei Übersendung eines Briefes der Trippelschen Erben in betreff der Herderschen Büste an sein Versprechen; er werde den Mittwoch vor dem neuen Jahre (den 28.) nach Leipzig gehen, da in der Messe selbst kein Pferdekauf zu machen sei. Vor der Abreise hatte er durch die Vorlesung von „Hermann und Dorothea" manche erfreut, auch am 23. noch die Freitagsgesellschaft gehalten. Herder hatte an dieser teilgenommen, aber sein Gedicht hatte Goethe diesem noch nicht mitgeteilt.

In Leipzig erschien Goethe meist an der Seite des Herzogs, was diejenigen ärgerte, die ihm wegen der „Xenien" grollten, den Herzog aber wird es gefreut haben, öffentlich zu zeigen, daß dieser sich noch seiner vollen Gunst erfreue. Auf dem Rückwege hielten sie sich in Dessau eine Woche auf; von dort kehrten sie am 10. Januar nach Weimar zurück. Die Reise hatte das alte trauliche Verhältnis wieder völlig hergestellt. Nach der Rückkehr fand sich Goethe durch seine zerstreuenden Geschäfte so in Anspruch genommen, daß er kaum einen kurzen Besuch in Jena machen konnte. Unter den Angelegenheiten, die ihn besonders beschäftigten, war die Anstellung der höchst anmutigen, talentvollen zwanzigjährigen Karoline Jagemann, welche die Herzogin-Mutter, deren Bibliothekar ihr Vater war, zu ihrer weitern Ausbildung nach Mannheim gesandt hatte. Sie trat, wie einst die jetzt verblüte Corona Schröter, als Hofsängerin ein, aber auch auf der Bühne sollte sie erscheinen, und Goethe erwartete gerade von ihr ein neues Leben derselben. Das Theater und die Redouten, besonders die den Geburtstag der Herzogin feiernde vom 2. Februar, nahmen ihn sehr in Anspruch. Vergebens hatte er gehofft, gleich nach letzterer Jena zu besuchen: die neue heroisch-komische Oper „Telemach" und die Einübung der Jagemann zum Auftreten auf der Bühne (am 18. in Wranitzkys „Oberon") machten seine Anwesenheit nötig. Erst am 22. kam er zu längerm Aufenthalt nach Jena, wo er auch einen Auftrag des Herzogs auszurichten hatte. Zunächst galt es die Vollendung seines großen Gedichtes. Schon am 27. wurde er von einem starken Katarrh überfallen, aber schon am 1. März faßte er den Mut zum folgenden Gesange, und die nächsten Tage waren der Dichtung ungemein günstig. Der Herzog, dem er dies meldete, erwiderte am 4.: „Wenn der Schnupfen der Geburt nicht hinderlich ist, so ist es doppelt gut, daß sich die Natur reiniget, während daß sie etwas Schönes auf die Welt bringt; aller berühmten Leute Mütter waren in eben diesem Falle." Drei Tage später meldete er, abends werde er nach Jena kommen und bis zum folgenden Abend bleiben; er wollte den Freiberger Oberbergrat Alexander von Humboldt persönlich kennen lernen, diesen und

Göttling über das von letzterm gemachte Steinkohlenprojekt vernehmen. Karl August faßte gleich großes Zutrauen zu dem seltenen Manne, dessen durchdringender Geist und gründliche Kenntnisse er zu mancherlei Zwecken zu benutzen gedachte. Zugleich beschäftigten ihn der Wunsch eines jungen aus Petersburg stammenden Chemikers Dr. Scherer, der mit seiner Unterstützung eine Reise nach England machen wollte, und die Sendung eines tüchtigen Menschen nach Schlesien, der dort das Zusammenbacken der gepulverten Steinkohlen lernen sollte. Nach der Rückkehr dankte er Goethe für seine „gütige Aufnahme". Die schönen galvanischen Versuche hatten ihn auf den Gedanken gebracht, welche Wirkungen das galvanische Fluidum auf die lymphatischen Gefäße übe. Während Goethe des Herzogs Aufträge ausführte, vollendete er sein Gedicht mit Ausnahme des Schlusses. Dieses teilte er dem Herzoge mit, dem er auch seine gewünschte Rückkehr mit Alexander Humboldt Ende des Monats in Aussicht stellte. Er kam wirklich am 31. mit den beiden Humboldt.

Anfangs April meldete der Herzog Goethe: „Ich hatte Humboldten gebeten, diesen Vormittag meiner zu erwarten, weil ich ihn in die Hölle [bei Weimar] führen wollte; das Wetter ist aber so elend, mir thun die Gliedmaßen so weh, und ich muß heute die Geheimräte überhören [es war Conseil], daß ich mir diese Partie erst auf morgen erbitten möchte. Ich wünschte, Humboldt, der mit dir bei uns isset, ließe nach Tisch seine [argandsche] Lampe heraufbringen; sie würde meiner Frau Vergnügen machen und das höchst ansehnliche Publikum instruendo belustigen. Mit Humboldt besprach er auch die Absicht, den eben in Weimar anwesenden August Herder zur Ausbildung im Bergfache nach Schlesien gehen zu lassen, obgleich die Eltern ihn deshalb gar nicht befragten. Nach Humboldts Entfernung wurde die Unterstützung Scherers zu seiner Reise unter Goethes Hilfe eifrig betrieben. Den 28. schrieb der Herzog an Goethe: „Du wirst dich erinnern, daß ich Humboldt ersucht hatte, eine Art von Promemoria für mich aufzusetzen, nach dessen Anleitung ich dem Oberberghauptmann Grafen von Rheden zu Breslau in betreff des jungen Herders schreiben könnte, indem ich letztern einige Zeit bei dem Bergwesen in Schlesien angestellt zu sehen wünschte. Da ein heute eingelaufener, diese Sache betreffender Brief an mich eingekommen ist, der mich wünschen macht, zu Ansetzung der Ökonomie des jungen Herders baldige Einrichtungen treffen zu können, und sich überhaupt im Laufe der künftigen Woche die Geschäfte dermaßen häufen werden, daß ich es gern sehen muß, wenn ich alle Materialien, sie vor meiner Abreise abzuthun, zusammen habe, so wirst du mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn du heute an Humboldten schreibst und ihn bittest, sich so einzurichten, damit ich das Promemoria übermorgen

empfinge; alsdann könnte ich die Sache den Montag besorgen. Am liebsten wäre es mir, Humboldt käme übermorgen selbst herüber und brächte es mit. Ich habe ihn über mancherlei Sachen noch zu sprechen. Leb wohl." August Herder war jetzt von Göttingen zurückgekommen, um nächstens in einem Bergwerk zu arbeiten, und er hatte dem Herzog, wie seiner Hauptgönnerin, der Herzogin-Mutter, seinen Besuch gemacht. An Herder selbst schrieb der Herzog: „Den schwarzbartigen August wiederzusehen hat mich sehr gefreut. Avertieren Sie mich nur, wenn Sie wünschen, daß ich mich für ihn verwenden soll, und alsdann welchermaßen." Dabei bittet er ihm den Gefallen zu erzeigen, daß er den Schullehrern in der Stadt aufgebe, die Schüler, besonders von Sekunda ab, wiederholt zu ermahnen, sich im Park und an andern Orten bescheiden und sittsam aufzuführen; das Zeug sei gewaltig übel gesittet, lärme, beschmiere, beschädige und laufe bei jeder Kleinigkeit zusammen.

Das Ilmenauer Bergwerk machte Goethe die größte Sorge. In Verbindung mit Voigt hatte er am 3. Mai dem Herzog den Entwurf eines Berichtes mit dem Wunsche vorgelegt, durch eigenen Beschluß die Sache zu erledigen, ihn nicht der Kammer vorzulegen, damit nicht der traurige Zustand des Bergwerks allgemein bekannt werde. Aber Karl August bestand darauf, daß der Bericht im Conseil vorgetragen werde, was auch Voigt unangenehm war. Goethe sprach diesem sein Bedauern darüber kurz vor dem Conseil aus, und gab ihm einiges an, was er vielleicht bei seinem Vortrage benutzen könne. „Lassen Sie fühlen, daß wir notwendig bei der montägigen Monatssession [den 6.] ein solches Argument haben müssen, um den Deputierten, und durch sie den Gewerken, die ungesäumte Bezahlung der rückständigen Termine zwischen hier und Johannis anzusinnen, um bis Michael einigermaßen auszulangen, auf welche Zeit sich ein abermaliger Termin unausbleiblich nötig macht. Auch könnten Sie wohl einfließen lassen, daß Herrn Bergrat von Humboldt zu disponieren hoffe, mit mir die nächste Woche hinauf [nach Ilmenau] zu gehen, um teils seine Lampen in loco zu versuchen und denen, die sie brauchen sollen, die nötige Anleitung zu geben. Ich schicke ihm heute einen Expressen, um von der Zeit, die ihm am gelegensten ist, gewiß zu werden. Ich wünsche Glück zu allen heutigen Vorhaben [im Conseil]." Von demselben Tage müssen die Zeilen sein: „Oberbergrat von Humboldt hat meinen Antrag, wenigstens für den Moment, abgelehnt; vielleicht gewinne ich ihn noch für diese Expedition, wenn ich in etwa 8 Tagen nach Jena komme. Es bleibt uns also nichts übrig, als die Maschine mit der Anweisung hinaufzuschicken; ich bitte aber damit noch einige Tage zu warten, weil ich eine Anfrage und Vorschläge mit hinaufzusenden wünschte. Auf alle Fälle habe ich das Vergnügen, Sie morgen zu sprechen; wegen der Stunde will ich bei

Zeiten anfragen lassen.“ In der Sitzung wurde die Sistierung des Grubenbaues auf Michael beschlossen.

Die am Abend des 24. April nach Weimar gekommene Nachricht von den zu Leoben geschlossenen Friedenspräliminarien hatte Goethes Sehnsucht nach Italien wieder geweckt, als ihn die Kunde von Meyers angegriffener Gesundheit erschreckte; dringend bat er diesen, sofort nach seiner Heimat zurückzukehren, wo er ihn aufzusuchen gedenke, um, wenn es möglich, mit ihm das gelobte Land wieder zu betreten. Er nahm seine reichen italienischen Kollektaneen wieder vor, ordnete und schematisierte sie. Erst am 19. Mai gelang es ihm, nach Jena zu kommen. Der Herzog hatte bereits seine Reise nach Teplitz angetreten, auf welcher er Dresden besuchen wollte. Von Leipzig sandte er am 21. Goethe kostbare auf Rechnung des Jenaer Naturalienkabinets gekaufte Opale. In seiner späten Erwiderung vom 6. Juni gedenkt Goethe der Abreise Humboldts und Scherers, die den Übergang bildet zu seiner eigenen Lust, wieder einmal in die Welt hineinzublicken, doch der noch zweifelhaften Reise nach Italien wagte er nicht zu gedenken; er sprach nur von Frankfurt und einem Aufenthalt am Züricher See, hoffte aber vorher noch den Herzog wiederzusehen. Die Aussichten seien noch immer trübe und zweideutig; desto mehr hätten sie Ursache, demjenigen zu danken [dem Herzog], der zur rechten Zeit die Neutralität für sie eingeleitet habe. In seinem zweiten, sechs Tage spätern Briefe entschuldigt er seine vom Herzog gegen Voigt gerügte Faulheit im Schreiben. „Bald werde ich nun auch mich nach Weimar zurückbegeben, da die beinahe völlige Einsamkeit ihre reichen Früchte getragen hat. Das Gedicht, dessen Anfang Ihnen nicht mißfiel, ist nun geendigt, und es wird nun bald in die deutsche Welt ausgehen. Zugleich haben sich eine Idylle, einige Balladen und andere Liederarten eingefunden. Ich wünsche, daß Sie solche nicht ganz ohne Beifall dereinst vernehmen werden .... So mancherlei Wünsche ich auch in dieser an mancherlei Schicksalen schwangern Zeit hege, so steht doch der Wunsch für Ihr Wohl immer obenan, und so waren die Nachrichten, die ich von Weimar erhalte, daß die Kur gute Wirkung thut, mir höchst erfreulich.“ Tags darauf bat Karl August ihn, seine Abreise bis nach seiner freilich erst anfangs Juli erfolgenden Rückkehr zu verschieben. So mancherlei habe er noch mit ihm zu verabreden, das er geschlichtet zu haben wünsche, ehe er auf lange Zeit sich von ihnen entferne; denn kurze Zeit bleibe er wohl auf alle Fälle nicht aus. Den Brief sandte er erst am 17. ab, zugleich mit dem von einer Dame an Goethe gerichteten. Er hatte diese erst gestern kennen gelernt, meinte aber, sie werde ihrer kleinen, sehr ausgesuchten Gesellschaft keinen Abbruch thun. Schon vorher hatte er bemerkt, unter den Personen, die seine Menschenkenntnis bei seinem Badeaufenthalte vermehrten,

stehe ein weiblicher Charakter voran. So zogen auch diesmal die Frauen ihn besonders an, unter den Männern vor allen Fürst Ligne, der auch versprach, ihn einmal in Weimar zu besuchen. Den Brief schloß er mit der Versicherung, daß er sich auf Goethes neue Produkte freue, zumal auf das Gedicht par excellence. Den Anfang desselben hatte auch Herder jetzt gehört, und zwar mit großer Freude, wie er dem Dichter gelegentlich gestand. Am 16. wurde Goethe nach Weimar zurückgerufen. Von dort schrieb er erst den 29. dem Herzog: „Die Ungewißheit, in der ich gegenwärtig vor meiner Abreise schwebe, ist ein peinlicher Zustand. [Er verschweigt dem Herzog, daß er den Gedanken, nach Italien zu gehen, noch keineswegs aufgegeben.] Ich habe manches zu ordnen und einzurichten, dabei ich, um die übrigen Stunden zu nutzen, den wunderlichen Entschluß gefaßt habe, meinen ‚Faust‘ wieder vorzunehmen, eine Arbeit, die sich zu einer verworrenen Stimmung recht gut paßt. Im neuen Hause [dem Römischen Hause im Park] sieht es recht heiter aus; ich wünsche Sie bald darin eingewohnt zu sehen. Die beiden Gemälde gewähren mitten unter der architektonischen Herrlichkeit einen sehr guten menschlichen Anblick. [Im Fronton hatte man ein Basrelief der Nemesis schon im vorigen Jahre angebracht.] Möge doch unter den Kronen, die der Genius trägt, sich auch die Krone des Friedens befinden. Wir stehen noch immer wie bei einer großen Krise zwischen Genesung und Verderben .... Hofrat Hirt, ehemals in Rom als Führer der Fremden bekannt, nun in Berlin sehr vorteilhaft angestellt, befindet sich gegenwärtig hier .... Seine Gegenwart erinnert sehr lebhaft an jene Zeiten, da man unter den herrlichen Monumenten lebte und kein anderes Gespräch, kein anderes Interesse kannte. Mounier [dem der Herzog Belvedere zu einer Erziehungsanstalt für junge Engländer eingeräumt hatte] hat mich gestern besucht und mir Ihr Blatt vom 11. Juni gebracht. Wenn ich ihm bei seiner Einrichtung raten und dienen kann, werde ich es gerne thun. Er schien ganz munter in seiner Art.“

Zu der Herzogin stand Goethe in naher Beziehung. Da er ihr von Schillers Vorspiel zum „Wallenstein“ gesprochen hatte, wünschte sie es zu lesen, und so bat er den Dichter um eine Abschrift. Der Anteil, den die Herzogin an den Wallensteinischen Dramen nahm, freute ihn deshalb ganz besonders, weil er der Hoffnung lebte, die Weimarische Bühne und das deutsche Drama dadurch zu heben, daß Schiller demselben seine volle Thätigkeit widme. Am 7. Juli erhielt er die sehnlichst erwartete Nachricht, daß Meyer in seiner Heimat angekommen sei, und sofort erwiderte er in freudig gehobener Stimmung, er werde nächstens nach Frankfurt gehen, um die Seinigen seiner Mutter vorzustellen, und von dort zu ihm an den schönen See eilen. An demselben Tage bat er Schiller, ihn zu Weimar, da er selbst

nicht auf längere Zeit nach Jena kommen könne, einige Tage zu besuchen. Vom 11. bis zum 18. erfreute sich Goethe der Gegenwart und der vertraulichsten Mitteilungen Schillers, der auch der Herzogin seine neuesten Balladen vorlesen durfte. In fast hoffnungsloser Sorge schwebte Goethe um seine talentvolle Schülerin, die Schauspielerin Becker, die, nachdem sie am 14. Juni zu Weimar bei der Schlußvorstellung noch die Ophelia gespielt, freilich mit nach Lauchstedt gegangen war, aber zum Auftreten zu schwach war, und zusehends hinsiechte, so daß Goethe an einen baldigen Ersatz denken mußte. Er schickte deshalb den Schauspieler Beck nach Leipzig. Kirms, dem Goethe schon jetzt die Theatergeschäfte übertragen hatte, unterhandelte mit zwei Leipziger Schauspielerinnen. Seinem Schwager Vulpius, der mittlerweile Registrator bei der Bibliothek geworden, trug Goethe eine neue Übersetzung des Textes von Paisiellos „Schöner Müllerin" auf. Am 25. wandte er sich an den Kurfürsten von Sachsen wegen der Erneuerung der Erlaubnis, in Lauchstedt zu spielen, und wegen des vom Herzog von Weimar beabsichtigten Baues eines neuen Komödienhauses daselbst. Als der Herzog endlich an demselben Tage nach Weimar zurückgekehrt war, betrieb Goethe ernstlich die Abreise. Schon am 27. bat er den Kanzler von Koppenfels um einen Paß für sich nach Frankfurt und der Schweiz sowie einen für Christiane und seinen August nach Frankfurt. Sein Testament legte er auf der Kanzlei nieder. Mit dem Herzoge wurde manches besprochen und abgethan; besonders lebhaft betrieb dieser den Schloßbau, für den man einen tüchtigen Baumeister wünschte. Goethe versprach fleißig zu schreiben; daß er bei seiner scharfen Beobachtung alles bemerke, was man in Weimar benutzen könne, bedurfte keiner Mahnung.

Der realistische Sinn, welcher Goethe auf seiner am 30. angetretenen Reise begleitete, gab seinen Mitteilungen an den Herzog besondern Wert. Schon am 8. August berichtete er von Frankfurt aus über seine Reiseeindrücke. In und außerhalb der Stadt entständen viele Gebäude, an denen sich meist ein besserer und größerer Geschmack zeige. Im neuen Schweitzerischen Hause auf der Zeil habe ihm eine Art Fenster gefallen, von welcher er ein kleines Modell an die Schloßbaukommission schicken wolle. Das Theater besitze gute Schauspieler, sei aber viel zu schwach besetzt. Am vorigen Abend sei das Gerücht des Friedens erschollen; man halte diesen auch für sicher und schmeichle sich schon, daß der Friedenskongreß zu Frankfurt sein werde. Bei lag ein Bericht über einige italienische Zeitungen, die natürlich ihn um so mehr anziehen mußten, da er die Aussicht nach Italien noch nicht aufgegeben hatte. Am 15. sandte er einen andern über die vortrefflichen Dekorationen der Oper „Palmira" vom Mailänder Maler Fuentes. „Man sieht die Studien einer großen Schule und die Überlieferungen mehrerer Menschen in den unend-

.. wie er zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen könnte." Daß klein sei, durfte er dem Herzog gegenüber nicht aussprechen. ..ch Einschlagen des Blitzes entstandenen Brand bedauert ..heim Neubau der Scheunen wohl größere Sicherheit ..Brandgiebel anbringe. Schon am Schlusse dieses ..n, vom Züricher See wieder vor dem Win.. Durch Natur und Neigung, Gewohnheit . dem Ihrigen zu Hause. Von Frankfurt ..ogelöst, und seitdem habe ich in einer fremden . anzuknüpfen, durch die wir künftig mit mancherlei ..hängen können."

.., wo er am 21. von Zürich angekommen war, schickte ..Tage später Voigt seinen Bericht über die Reise nach Tübingen, ..ch dem Herzog mitteilen möge. Die Lage der Schweiz schien da.. äußerst gefährdet, so daß er an einen längern Aufenthalt daselbst nicht ..ken konnte. Ihn machte damals die durch Schiller gemeldete Krankheit seines August besorgt, doch beruhigte ihn ein an demselben Tage angekommener Brief Voigts, der sich des Knaben angenommen hatte. Dem Herzog ließ er auch durch Voigt sein Beileid über den Brand und seine Freude darüber bezeigen, daß das Übel in Grenzen geblieben sei. Am Schlusse wünschte er Voigt Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie. Den 8. kehrte Goethe mit Meyer von der Reise nach den kleinen Kantonen und dem Gotthardt zurück, auf welcher sie auch brav Steine geklopft hatten. Die Kunde von dem freilich längst gefürchteten Tode der Becker griff Goethe sehr an und ernstlich beunruhigte ihn das gleichzeitig vom Rhein und Italien aus erschallende Kriegsgeschrei, ja die Franzosen schienen bereits mit der Schweiz Händel zu suchen. Den 17. Oktober wandte er sich wieder an den Herzog, dem er versicherte, daß er bei seiner im besten Wetter gemachten Reise tausendmal, ja beständig sich der Zeit erinnert, wo er diesen Weg mit ihm zusammen gemacht habe; auch teilte er ihm mit, eben sei der letzte Kasten Meyers von Rom angekommen, so daß sie, auch von dieser Seite beruhigt und erfreut, ihren Rückweg antreten könnten. In Weimar waren unterdessen die ersten Exemplare seines „Hermann und Dorothea" eingetroffen und auch dem Herzog und der Herzogin überreicht worden, zu deren Freude er sich so herrlich als deutschester Dichter bewährt hatte. Am 25. erwiderte er Voigt auf dessen erst auf der Rückreise in Zürich erhaltene Briefe. Mit der wohl vom Herzog selbst getroffenen Wahl des Dresdener Dauthe für die Dekorationen des Schlosses erklärte er sich keineswegs einverstanden: dieser werde kaum die nötige Mannigfaltigkeit

war berechtigt, auf seine Dienste zu rechnen, da er sich ihm immer gnädig erwiesen hatte; um so unangenehmer war es ihm, daß er sich nicht offen erklärte, sondern noch immer von der Möglichkeit spätern Rücktrittes sprach, wovon der Herzog nichts wissen wollte. Fritz ward gleich darauf wirklich entlassen. Einen weitern Brief sandte der Herzog eine Woche später an Goethe. Unter den mancherlei Neuigkeiten, die er enthält, betrifft die bedeutendste den Bruder der Jagemann, den Karl August in Wien als Maler ausbilden lassen wollte. Füger, der Direktor der Akademie, habe sich bereit erklärt, sich seiner anzunehmen; junge Künstler brauchten in Wien jährlich 500 bis 600 Gulden. „Ich will Jagemann nun auf die Michaelismesse mit nach Leipzig nehmen und dorten suchen, ihn mit Kaufleuten auf die wohlfeilste Art nach Wien zu bringen, ihn besonders an Lersen [Goethes Straßburger Freund Lerse, der den jüngern Grafen Fries von Wien nach Leipzig begleitet hatte und dort von Karl August und Goethe begrüßt worden war] empfehlen und ihm auf zwei Jahre jährlich 300 Thaler geben, auch Unterbergern [dem Maler] selbst noch schreiben, daß er etwas Außerordentliches an dem jungen Menschen thue. Ich hoffe, diese Unternehmung soll gut gelingen. Solltest du jemanden in Wien kennen, so empfiehl ihn ebenfalls noch.“ Schließlich teilt er ihm mit, daß jetzt der Herzog von Meiningen bei ihm sei und mit ihm jage. Launig fügt er hinzu: „Thu' ein gleiches in deiner Art, und schreibe mir, was du gefangen hast.“

Kurz vor der Abreise von Tübingen sandte Goethe dem Herzog einen ausführlichen Bericht über das Stuttgarter Kunstleben, den Hof, das Lager der Österreicher, das Schloß Hohenheim und die Akademie Tübingen. Daß man die notwendigen Einschränkungen bei der Kunst angefangen und dadurch mehrere junge Leute mißmutig und zum Auswandern geneigt gemacht, bedauert er; einige Vorschläge, wie man für den Schloßbau und die Zeichenschule das Stuttgarter Kunstpersonal heranziehen könne, behält er sich vor. Die Absendung des kleinen Jagemann werde gewiß von guten Folgen sein und er hoffentlich einen wichtigen Teil der Vorzüge der dortigen Akademie sich aneignen. „Ich freue mich innig, so oft ich sehe, daß Sie in der Überzeugung verharren, wie löblich und in einem höhern Sinne nützlich es ist, junge Leute durch Absendung in fremde Gegenden sich bilden zu lassen und sich dadurch die mannigfaltige Kultur, die in der Welt ausgesät ist, mehr oder weniger zuzueignen und bei sich fortwachsen zu sehen. Um desto unangenehmer ist mir's, daß Sie an Stein Ihre Hoffnungen nicht erfüllt sehen. Das, was Sie über ihn sagen, scheint mir alles zu erschöpfen, was über das Verhältnis geurteilt werden kann. Jene Existenz hat einen Eindruck auf ihn gemacht, dem er zu widerstehen nicht Herr ist, ohne deswegen einen bestimmten

Plan zu haben, wie er zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen könnte." Daß ihm das Land zu klein sei, durfte er dem Herzog gegenüber nicht aussprechen. Einen zu Weimar durch Einschlagen des Blitzes entstandenen Brand bedauert Goethe, doch werde man beim Neubau der Scheunen wohl größere Sicherheit dadurch gewinnen, daß man Brandgiebel anbringe. Schon am Schlusse dieses Briefes deutet er seine Neigung an, vom Züricher See wieder vor dem Winter nach Weimar zurückzukehren. „Durch Natur und Neigung, Gewohnheit und Überzeugung bin ich nur in dem Ihrigen zu Hause. Von Frankfurt fühlte ich mich bald wieder abgelöst, und seitdem habe ich in einer fremden Welt nur gesucht, Fäden anzuknüpfen, durch die wir künftig mit mancherlei Nützlichem zusammenhängen können."

Aus Stäfa, wo er am 21. von Zürich angekommen war, schickte Goethe fünf Tage später Voigt seinen Bericht über die Reise nach Tübingen, den er auch dem Herzog mitteilen möge. Die Lage der Schweiz schien damals äußerst gefährdet, so daß er an einen längern Aufenthalt daselbst nicht denken konnte. Ihn machte damals die durch Schiller gemeldete Krankheit seines August besorgt, doch beruhigte ihn ein an demselben Tage angekommener Brief Voigts, der sich des Knaben angenommen hatte. Dem Herzog ließ er auch durch Voigt sein Beileid über den Brand und seine Freude darüber bezeigen, daß das Übel in Grenzen geblieben sei. Am Schlusse wünschte er Voigt Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie. Den 8. kehrte Goethe mit Meyer von der Reise nach den kleinen Kantonen und dem Gotthardt zurück, auf welcher sie auch brav Steine geklopft hatten. Die Kunde von dem freilich längst gefürchteten Tode der Becker griff Goethe sehr an und ernstlich beunruhigte ihn das gleichzeitig vom Rhein und Italien aus erschallende Kriegsgeschrei, ja die Franzosen schienen bereits mit der Schweiz Händel zu suchen. Den 17. Oktober wandte er sich wieder an den Herzog, dem er versicherte, daß er bei seiner im besten Wetter gemachten Reise tausendmal, ja beständig sich der Zeit erinnert, wo er diesen Weg mit ihm zusammen gemacht habe; auch teilte er ihm mit, eben sei der letzte Kasten Meyers von Rom angekommen, so daß sie, auch von dieser Seite beruhigt und erfreut, ihren Rückweg antreten könnten. In Weimar waren unterdessen die ersten Exemplare seines „Hermann und Dorothea" eingetroffen und auch dem Herzog und der Herzogin überreicht worden, zu deren Freude er sich so herrlich als deutschester Dichter bewährt hatte. Am 25. erwiderte er Voigt auf dessen erst auf der Rückreise in Zürich erhaltene Briefe. Mit der wohl vom Herzog selbst getroffenen Wahl des Dresdener Dauthe für die Dekorationen des Schlosses erklärte er sich keineswegs einverstanden: dieser werde kaum die nötige Mannigfaltigkeit

der Motive besitzen; er selbst würde dazu „unter der gehörigen Aufsicht und der regulierenden Einwirkung“ Personen wählen, die ganz frisch Rom und Paris gesehen und sich daselbst Reichtum der Mittel und Geschmack der Zusammensetzung erworben hätten. „Indessen bin ich für mein Teil zufrieden, wenn nur jemand die Sache in Teilen angiebt und im ganzen dirigiert; denn auf- oder abgenommen ist alles am Ende ganz einerlei, was gemacht wird. Wenn man einen schönen Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen: was wir in Deutschland, ja aller Orten der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen.“ Aus diesen „gleichsam hypochondrischen Reflektionen“ spricht zum Teil der Unwille, daß der Herzog hierüber ohne weiteres verfügt hatte, obgleich er selbst brieflich auf die Heranziehung Stuttgarter Künstler hingedeutet. Ja er hatte mit Professor Thouret ausführlich über die verschiedenen Dekorationen bei einem Schloßbaue mit Beziehung auf Weimar gehandelt, und dieser hatte sich angeboten, die drei Arten, wie man in Italien den Gipsmarmor nach der verschiedenen Würde der Zimmer darstelle, durch persönliche Anleitung mitzuteilen. Und hatte nicht der Herzog selbst ihn aufgefordert, auf seiner Reise ihrer zu gedenken? Nicht geringe Sorge machte ihm das Theater, wie seine Bitte an Voigt beweist, er möge sich dasselbe einigermaßen empfohlen sein lassen. Einen entsprechenden Ersatz für die Becker hatte man noch immer nicht gefunden, so daß Kirms zum zweitenmal mit den Schwestern Koch in Leipzig anknüpfte, obgleich man früher das Gerücht verbreitet hatte, die ältere Koch sei zur Geliebten des Herzogs auserfehen. Was er vom Herzog hörte, daß er sich mit Dumanoir allein zur Hirschjagd nach Ettersburg zurückgezogen, konnte ihm nicht gefallen, wogegen er sich freute, daß derselbe an die Stelle der in Weimar abgebrannten Scheunen gute Häuser bauen lassen und so für die Sicherheit und Schönheit der Stadt sorgen wollte. Vom Briefwechsel mit diesem fehlt seit dem 17. Oktober jede Spur.

Am 20. November kehrte Goethe mit Meyer nach Weimar zurück. Von dem Hofe, an welchem er die Ausgewanderten mit einer ihm keineswegs behagenden Vorliebe aufgenommen fand, hielt er sich zurück, wenn er auch dort freundlich empfangen wurde. Zunächst nahmen das Theater und der Schloßbau seine Thätigkeit in Anspruch. Sehr erfreulich war das Versprechen Schillers, den er auf der Rückreise in Jena kurz begrüßt hatte, den Winter in Weimar zubringen zu wollen, um sich durch die Anschauung der Bühne in der Dichtung Wallensteins zu fördern, von dem Goethe eine neue Epoche des Dramas erwartete. Auch einen guten Einfluß auf die Schauspieler erwartete er von Schillers Verbindung mit diesen, die auf einem gewissen

ebenen Wege der Natur über die Maßen gut seien, aber gleich falsch oder null würden, wo nur eine Tinktur von Poesie eintrete. Leider sah dieser sich durch seine Gesundheit genötigt, seine Übersiedlung nach Weimar auf den nächsten März zu verschieben. Der einen Monat vor Goethes Rückkunft geschlossene Friede zu Campoformio schien eine lange Zeit der Ruhe in Aussicht zu stellen, die den Herzog ermutigte, den Schloßbau und die weitere Anpflanzung des nach beiden Seiten erweiterten Parks eifriger zu betreiben. Damals gab er auch den Befehl, im Weimarischen nach brennbaren Fossilien zu suchen und dabei besonders diejenigen Gegenden zu berücksichtigen, wo das benachbarte Ausland dergleichen habe. Bergrat Voigt wurde damit beauftragt. Zu dem Mitte Dezember begonnenen Rastadter Kongreß, auf welchem die Reichsdeputation die Integrität des Reiches beantragte, Frankreich auf der im Frieden bestimmten Abtretung des linken Rheinufers bestand, sandte Karl August auch einen Vertreter, mit welchem er in beständigem größtenteils eigenhändigem Briefwechsel blieb, der von seiner edlen Gesinnung und seiner hellen Einsicht das schönste Zeugnis giebt. Einen Monat vorher hatte Friedrich Wilhelm III. den Preußischen Thron bestiegen, von dem der Herzog am 16. einen sehr merkwürdigen Brief erhielt, den er auch Herder lesen ließ. Goethe erwartete von diesem nichts. Herder war, seit er den Erbprinzen unterrichtete, dem Herzog wieder näher getreten. Karl August teilte ihm einen im Nachlaß des im Sommer verstorbenen Eisenacher Generalsuperintendenten Schneider gefundenen Aufsatz mit, worin dieser zur Ausbildung der gewöhnlichen Geistlichen eine besondere Anstalt vorschlug, da der Besuch einer Universität unnötig und schädlich sei. Herder erklärte sich dagegen, erging sich aber sehr scharf über das Verderben, welches die kritische Philosophie verursache, weshalb er auf seinen frühern Plan zurückkam, an den Gymnasien eine Selekta zu errichten, in welcher die Gymnasiasten die nötige philosophische Vorbildung erhalten sollten, so daß sie auf der Universität gleich zu ihren Fachstudien übergehen und ein Jahr weniger auf ihr verweilen könnten. Der Herzog bat ihn, die Erläuterungen seines Planes ihm gelegentlich einzuschicken, wobei er gestand, daß auch er neuerdings manches gehört und gelesen habe, das seine Ohren und seinen schlichten Verstand beleidigt habe. „Bei jungen Leuten habe ich bemerkt, und selbst bei ältern, hauptsächlich Künstlern, die Ästhetik treiben, daß diese Wissenschaft keinen gesunden Einfluß hatte, und hauptsächlich den Takt sehr unfühlbar machte, indem er ihn zergliederte." Herders unzweckmäßiger Vorschlag hatte keine weitere Folge. Am 17. klärte Karl August Herder schriftlich über ein Mißverständnis seiner Absicht auf, dem Erbprinzen durch Mounier Stunden im Französischen geben zu lassen; auch gedachte er der Schwierigkeiten, die er bei dem Vorhaben finde, sei-

nen Sohn, zumal abends, in die Gesellschaft erwachsener Männer zu bringen. Hierüber und über anderes wünschte er sich gelegentlich mit Herder zu besprechen. Goethe traf letztern nur zufällig. Auch jetzt sandte er wieder die für August bestimmten 200 Thaler an dessen Gattin. Darauf besuchte ihn August Herder, dem er die für Wilhelm von der Herzogin bestimmten 50 Thaler mitgab. Die Übersendung der Quittung benutzte Frau Herder am 3. Januar zu einer bescheidenen Anfrage. Als sie im Dezember 1796 200 Thaler vom Herzog erhalten, habe Herder es für unschicklich gehalten, die Weihnachten fälligen 100 Thaler einzufordern, und der Herzog habe sie weder damals noch jetzt geschickt, auch nicht die 50 Thaler zu Augusts Studien. Sie wünschte nun zu wissen, ob sie auf beides nicht mehr rechnen dürften. „Es ist sehr teuer in Freiberg", fügte sie hinzu, „und ich würde des Herzogs Unterstützung sehr vermissen, zumal da Wilhelm in den unglücklich teuern Zeiten nach Hamburg gekommen ist, und wir bis daher vier Söhne ganz allein zu unterstützen haben; ich nehme Adalbert aus, der von dem Herzog Kost, Logis und Licht in Oberweimar erhält. [Seit dem August befand er sich auf dem von einem Mennoniten verwalteten herzoglichen Gute.] Ich möchte durch unzeitige Anfrage nichts verderben, und Sie haben gewiß die Güte, keinen nachteiligen Gebrauch von meiner Privatfrage zu machen. August ist heute nach Freiberg zurück und bittet, falls Sie noch eins und anderes von Mineralien wünschen, ihm Ihre Aufträge gefällig wissen zu lassen. Ich wünsche Ihnen ein glückliches und frohes Jahr." Der Herzog, dem er die Frage mitteilen mußte, war unwillig über die Unordnung, daß Herder das Geld nicht zur Zeit erhoben habe, und bat Goethe um Aufklärung aus den Akten. Dieser berichtete möglichst günstig. Zu Weihnachten seien jährlich 100 Thaler für zwei Kinder gezahlt worden, von denen jetzt eigentlich 50 in Wegfall kämen, da für August besonders gesorgt sei, doch dächte er, ob diese nicht Adalbert zuzuwenden seien. Was August angehe, so sei drei Jahre die gewöhnliche Studienzeit, doch gerade das vierte wegen Reisen und sonstiger Umstände das schwerste, und deshalb ein Beitrag erwünscht. Karl August entschied sich, für August vier Jahre lang zu zahlen, wobei er die Termine genau bezeichnete, die 100 Thaler aber gebe er jetzt zum letztenmal. Dem Adalbert werde er vielleicht bei anderer Gelegenheit etwas, nur keine 100 Thaler, zukommen lassen. Dabei äußerte er, daß später ja auch für die beiden jüngern Söhne wieder frisch gesorgt werden müsse. Da Goethe sah, wie ärgerlich die ganze Sache dem Herzog war, wollte er nicht widersprechen, obgleich er bemerkt hatte, daß strenge von den 100 Thalern nur die Hälfte in Wegfall kommen durfte; es war dies eben ein Versehen. Die 100 Thaler sandte der Herzog Goethe am 25., die andern Zahlungen verwies er

auf das Ende des Monats, da er zur Zeit „etwas vertrocknet“ sei. Bei der Übersendung des Geldes an Herders Gattin schrieb Goethe: „Die 100 Thaler, zu Weihnachten fällig, cessieren, jedoch sind Durchlaucht geneigt, Adalbert, wenn er in seiner Brauchbarkeit zunimmt, etwas zufließen zu lassen, so wie auch für die beiden jüngern Söhne Sorge zu tragen.“ So entledigte er sich aufs beste des häkeligen Auftrages.

Sonst war er im Januar wieder besonders vom Theater und den Redouten in Anspruch genommen. Für die Geburtstagsredoute hatte er einen Festzug von Hofdamen zur Feier des Friedens anzuordnen und dazu das Huldigungsgedicht an die Herzogin zu dichten, für den Geburtstag selbst forderte eine Oper Cimarosas große Vorbereitungen. Am 31. sandte er dem Herzog ein Verzeichnis der etwa in diesem Jahre am Schlosse vorzunehmenden Arbeiten und bat um die Anberaumung einer Morgensitzung der Kommission. Karl August bestimmte dazu den nächsten Morgen, doch möge er sich erkundigen, ob Schmidt und Voigt nicht verhindert seien, sonst solle sie am nächsten Sonntag [den 4. Februar] stattfinden. „Mit blauer Tinte habe ich einstweilen meine Gedanken beigesetzt“, fügte er hinzu. „Der Baumeister war eben bei mir, und da konnte ich mit ihm über die Möglichkeit gewisser Artikel sprechen und über das Bessere und das Mindergute. Bliebe die Sitzung bis Sonntag ausgesetzt, so könnte vielleicht der Baumeister ins Grobe angeben, wie viel die Artikel A, B, C Aufwand erforderten.“ An Schiller schrieb Goethe den 3.: „Ich ergebe mich in die Umstände, welche mich noch hier festhalten, nur insofern mit einiger Gemütsruhe, als ich, wenn nur erst gewisse Dinge teils bei Seite geschafft, teils in Gang gebracht sind, auf eine Anzahl guter Tage in Jena hoffen kann.“ Ihn beschäftigten die mannigfachsten dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Vier Tage später klagt er, daß er, da er von aller Produktion gleichsam abgeschnitten sei, in allerlei Praktischem, obgleich mit wenig Freude, sich herumtreibe. „Es wäre möglich, sehr viele Ideen in ihrem ganzen Umfang auszuführen, wenn nicht die Menschen die Determination, die sie von den Umständen borgen, auch schon für Ideen hielten, woraus denn gewöhnlich die größten Pfuschereien entstehen, und bei Verwendung von weit mehr Mühe, Sorge, Geld und Zeit doch zuletzt nichts, das eine gewisse Gestalt hätte, hervorgebracht werden kann.“ Bald darauf gelang es ihm beim Herzog Thourets Berufung zum Schloßbaue durchzusetzen, weshalb er sogleich nach Stuttgart schrieb. Aber er selbst mußte auch ein neues Geschäft auf sich nehmen, die Aufsicht der Bibliothek, da sein Amtsgenosse Schnauß, der dieselbe bis dahin geführt hatte, schon im Dezember gestorben war. Er dachte hier nicht allein neue Einrichtungen zu machen, sondern auch die Anfertigung eines gemeinsamen Katalogs über diese

Bibliothek und die beiden in Jena befindlichen, die akademische und die Büttnersche, zu veranlassen. Über seine Theaterverwaltung liegt uns ein Brief an Kirms vom 24. vor. Er dringt hier darauf, daß sie ihre Preise nach und nach steigern müßten, dagegen sollte für den obersten Platz nur eine mäßige Zahl Billette ausgegeben werden; dies seien sie dem Hofe schuldig, da sie sonst bald diesen Platz von Studenten angefüllt sehen würden. Dutzendbillette sollten Sonnabends, wo die Studenten kamen, nicht mehr ausgegeben werden. Da neuerdings wieder Unarten vorgefallen, die sie durchaus nicht leiden dürften, so werde er darüber dem Hauptmann von Luck schreiben. Gute Vorstellungen seien nur durch häufige Wiederholungen möglich; wenn sie auf diesem Wege beharrten, werde es in künftigem Winter ganz anders aussehen. „Dafür hat man in jeder Sache die Direktion", bemerkte er, „daß man nach seiner Überzeugung handelt, um das Beste hervorzubringen, und nicht daß man den Leuten zu Willen lebe, wovon man doch zuletzt Undank und durch Hintansetzung des Hauptgeschäftes Schande erlebt." Mit Meyer beschäftigte ihn eine Zeitschrift, welche der bildenden Kunstbetrachtung gewidmet sein sollte, da sie das beabsichtigte allseitige Werk über Italien wegen der unterbliebenen Reise hatten aufgeben müssen. Aber zu allem diesem kann jetzt noch der nachhaltig ihn nach ganz anderer Seite ziehende eigene Besitz eines Gutes zu Oberrosla an der Ilm, 7 Viertel Meilen nordöstlich von Weimar, dessen Kauf ihm zwei Jahre lang von andern sauer gemacht worden war. Am 10. März konnte er Schiller melden, dieser sei endlich abgeschlossen; vier Tage später war er in Weimar „ziemlich mit allem fertig, auch sein Kauf im klaren". Den 18. eilte er endlich nach Jena, wo ihn Schiller, der die „Horen" aufgegeben hatte, mit den drei ersten Aufzügen seines „Wallenstein" empfing. Leider fand er dessen Erscheinen auf der Bühne, wie sehr er auch darauf gerechnet hatte, wegen des Umfanges der Dichtung unmöglich. Anfangs April wünschte der Herzog, der seinen Besuch in Jena des schlechten Wetters wegen hatte aufgeben müssen, ihm Glück zu seinem neuen Unternehmen, der „Achilleis", die ihm eben so wohl geraten werde wie „Hermann und Dorothea".

Doch bald zogen ihn häusliche Geschäfte nach Weimar zurück. Dort fand er Ifflands Anerbieten, vom 19. April bis zum 4. Mai ohne Honorar, bloß gegen Erstattung der Reisekosten, sechs Vorstellungen zu geben. Goethe ging mit inniger Freude darauf ein, bedauerte nur, daß sein Aufenthalt so kurz sei. Den 11. schrieb er an Schiller: „Manches, was hier stockte, mußte wieder in Gang gebracht werden, und nun rücken sowohl allgemeine als besondere Angelegenheiten besser vorwärts. Iffland gibt vom 24. an sechs Repräsentationen. Wenn ich nicht fehl schließe, so wird der Zudrang noch lebhafter sein als das erstemal. Schon in der Stadt haben wir mehr

Fremde [Franzosen und Engländer] als damals, und die Liebhaberei zum Theater ist sowohl hier als in der Nähe gewachsen." Er ließ das Gastspiel mit Angabe der erhöhten Preise und der Mahnung, daß nur eine bestimmte Anzahl Personen in das Theater Eingang finde, in mehrern Blättern ankündigen. Schiller ward leider durch Krankheit gehindert, der freundlichen Einladung zu folgen. Der Gattin, welche ihm dies meldete, erwiderte Goethe: „Ich hoffe, mich an Ifflands Erscheinung für die Zeit, die ich ihm aufopfern muß, reichlich zu entschädigen. Thourets Gegenwart kostet mich ebenfalls vierzehn Tage .... Ist es möglich, so versäumen Sie mit Schillern Ifflands Spiel nicht; es macht in unserm engen Verhältnis immer wieder Epoche." Und darauf: „Ich richte mich ein, bei Ifflands Hiersein zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück zu sehen, wozu Sie auch schönstens eingeladen sind. Die Jahrszeit ist günstig, da er fünf Wochen später kommt als das vorigemal; und mein Haus ist groß genug, da ich alle Zimmer und den Garten brauchen kann; ich werde dagegen die Abendessen aufgeben. Dann habe ich noch meinen Pachter in das Roslaer Gut und Professor Thouret in die hiesige Schloßdekoration einzuführen .... Man sagt, Richter [Jean Paul] werde auch zugleich mit Iffland eintreffen; nicht weniger bedrohen manche fürstliche Personen unsern theatralischen Jahrmarkt mit ihrer Gegenwart." Um dieselbe Zeit hatte der Herzog wieder mit Herder über die Erziehung des Erbprinzen verhandelt. Er schickte ihm nach Ostern (8. April) einen Aufsatz seines Erziehers Ridel über die künftige Einrichtung des Unterrichts, und bat ihn um einige Stunden im Laufe der Woche, um sich mit ihm, etwa in Ridels Gegenwart, zu besprechen. Einen besondern Erfolg aber scheint diese Besprechung nicht gehabt zu haben.

Am 24. begann Ifflands Gastspiel. Vom 25. April bis zum 3. Mai, mit Ausnahme des Sonntags, fanden Goethes ganz auf eigene Kosten gegebene Frühstücke statt, bei denen außer Iffland und seiner durch ihre Häßlichkeit auffallenden Frau 20 bis 30 Personen, unter ihnen der Herzog und die Herzogin, erschienen. Am 25. schrieb Karl August aus dem Römischen Hause, das er schon im vorigen Herbste bezogen hatte, an Goethe: „Ich dachte morgen oder übermorgen ein kleines Diner hier haußen zu geben, wo meine Frau mit einer Hofdame, der Prinz Friedrich [von Gotha], Oberst von Haake [dessen Begleiter] und deine Herrlichkeit daran sein werden. Zu diesem wollte ich Ifflanden bitten und, was noch mehr, seinen Bajazzo Böttiger. Das würde ein rechtes Fest geben .... Mir wäre morgen am liebsten, weil ich Freitags Conseil habe und da die Essensstunde bisweilen unsicher ist. Es wäre mir sehr lieb, wenn du Ifflanden bereden könntest, künftigen Dienstag hier zum letzenmal zu spielen [der Herzog hatte sich verrechnet, da

die letzte Vorstellung auf den 3. Mai, einen Donnerstag, bestimmt war], weil Mellish [ein junger Engländer, der Preußischer Kammerherr war] mit Steins [von Nordheim] erst künftigen Montag kommen werden, und daß er also einen Ruhetag machte oder noch eine Vorstellung zum besten gäbe. [Letzteres geschah wirklich.] Erzeige mir den Gefallen, Vohs und seiner Frau und Graff in meinem Namen recht inständig anzuliegen, lauter und deutlich zu sprechen, und dieses gleich von Anfang ihrer Rollen an zu bewirken; am Ende versteht man sie immer, wenigstens die Männer. Gestern habe ich Ifflanden, selbst wenn er ganz leise sprach, Wort für Wort verstanden; ich sehe daraus, daß es also nicht meine Ohren, sondern das Sprachorgan der Nase ist, welches verursacht, daß der größeste Teil der Stücke als Pantomimen vorbeigeht, welches eine garstige Qual ist und einem den Genuß gewaltig verbittert, den Ifflands Spiel gewährt. Wenn sich die Leute nur ein paarmal die Mühe gäben, ordentlich zu artikulieren, so könnten sie es für immer. Vale. Meyers Ideen [für die Dekoration des Mittelzimmers der Herzogin, die Darstellung des menschlichen Lebens in Kindergestalten] sind sehr hübsch; er wird dir gesagt haben, welche wir wählten." Am 1. Mai lud Goethe auf Befehl des Herzogs Wilhelm Schlegel, den Übersetzer Shakespeares, zu sich ein, um mit ihm ins Römische Haus zu gehen, da Mellish seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ifflands freies Gastspiel, das der Stadt und der Kasse zum Vorteil gereichte, war eine Gabe, die der berühmte Schauspieler zunächst Goethe darbrachte, den er durch die Art, wie er sein ihm gegebenes Wort gebrochen, verletzt hatte. Über den äußern Erfolg bemerkte Goethe den 2. Mai an Schiller: „Das Publikum ist in seiner Assiduität ziemlich gleich; die Anzahl schwankte bisher zwischen 380 und 430, und es läßt sich voraussehen, daß wir keine so starke und keine so geringe Vorstellung haben werden als das vorigemal. Der erhöhte Preis [1, $^2/_3$ und $^1/_3$ Thaler, nur Abonnenten zahlten die gewöhnlichen Preise] hat nur einen gewissen Zirkel der Zuschauer ausgeschlossen. Wir können mit der Einnahme zufrieden sein, nnd ich freue mich, über den ungläubigen Hofkammerrat [Kirms] gesiegt zu haben. Übrigens habe ich außer einer ziemlich allgemeinen reinen Zufriedenheit nichts Tröstliches von einem besondern Urteil gehört." Er selbst freute sich auf die nach Ifflands Entfernung gehoffte Ruhe, obgleich er gestand, daß dieses Spiel ihm diesmal mehr als das vorigemal Bedürfnis geworden sei, es in jedem Sinne gut auf ihn gewirkt habe.

In Weimar hielt ihn so manches, besonders die Erwartung Thourets, zurück, während Karl August sich zur Leipziger Messe begab. Dichterisch beschäftigte ihn ernstlich die „Achilleis", der auch der Herzog gespannt entgegensah, wissenschaftlich die Zeitschrift für bildende Kunst, wodurch er in Verbin-

dung mit Meyer dieser eine höhere Richtung zu geben hoffte. Jetzt war auch Scherer von seiner Reise nach England zurückgekehrt, der ihm als ein „chemisches Orakel“ sehr angenehm war. Sein Verlangen nach Jena und dem verbündeten Dichter war so groß, daß er Thourets sich immer mehr verspätende Ankunft nicht erwartete, sondern endlich am 20. Weimar verließ. Auch in Jena nahm ihn noch manches Geschäftliche in Anspruch, worüber Voigt berichtete, besonders das Bergwerk und die Weimarische Bibliothek; für letztere ließ er eine Abschrift der Jenaischen Kataloge anfertigen. Ein in der Wöllnitzer Flur gefundenes krystallisiertes Erdpech veranlaßte ihn, eine genaue Untersuchung der Sache beim Herzog zu erwirken. Auch regte er Schellings Anstellung in Jena bei Voigt an. Dieser hatte im Namen der Bergwerkskommission die Aufforderung „zur Zahlung der Zubuße“ und eine weitere Nachricht über das Bergwerk entworfen; nur den Schluß der letztern wünschte Goethe etwas geändert. Alles half nichts; die Zubuße ward nicht bezahlt, weil man das Zutrauen zum Unternehmen verloren hatte. Die Kasse war erschöpft und einige tausend Thaler auf Bürgschaft des Herzogs aufgenommen. Der Stollenbruch war freilich geheilt, die seit 1796 gestauten Wasser liefen wieder, aber die Wasserkünste mußten wieder hergestellt und die im Tiefbau 400 Fuß unter dem Stollen angesammelten Wasser emporgehoben werden. Dazu gehörte sehr viel Geld, das man vergebens herbeizuziehen suchte. So mußte man denn das so viele Jahre mit angestrengtestem Eifer betriebene Werk bald ganz aufgeben.

Endlich kam Thouret in Weimar an, aber auch jetzt konnte sich Goethe nicht von Jena trennen. Am 27. bat er Voigt, ihm gelegentlich anzuzeigen, wie dieser sich anlasse. „Wenn ich mich nicht irre“, schrieb er, „so ist er bei seiner Geschicklichkeit resolut und expedit, Eigenschaften, die wir in dem gegenwärtigen Falle sehr brauchen. Nehmen Sie ihn doch im Gespräche einmal vor und hören, wo er hinaus will.“ Am 29. erwiderte er auf Voigts Meldung, er habe Thouret noch nicht gesehen: „Daß doch unsere Hofleute auch das gemeine Höfliche nicht immer beobachten mögen!“ Da er hörte, daß der Herzog noch unwohl sei, sprach er den Wunsch seiner baldigen vollkommenen Genesung aus. Obgleich er damals noch nicht geneigt war, seine Jenaische Einsamkeit bald zu verlassen, konnte er doch dem Wunsche, Thouret selbst zu sprechen und einzuführen, nicht widerstehen, und so kehrte er zu kurzem Aufenthalt am 31. nach Weimar zurück.

Seine Anwesenheit war auch deshalb wichtig, weil damals die neue innere Einrichtung des Theatersaales durch Thouret beschlossen und sogleich damit begonnen wurde. Am 2. Juni trug Goethe Kirms auf, nach der gestrigen Verabredung vom 3. an mittags Thouret das Essen aus der Hof-

küche zukommen zu lassen: Suppe, Gemüse mit einer Beilage, Braten und Salat und eine Flasche Werthheimer; die Schloßbaukasse werde die Vergütung der Hofkasse mit Dank erstatten. Eine kleine Wohnung erhielt Thouret im Schlosse. Der Herzog zeigte sich Goethe sehr freundlich. Aber schon am 4. kehrte dieser nach Jena zurück, wo ihn die neue Zeitschrift beschäftigte, die jetzt den Namen „Propyläen" führen sollte, er auch manche Gedichte für Schillers Musenalmanach vollendete. Den 11. sandte er Kirms zwei Theaterverordnungen der Theaterkommission mit seiner Unterschrift zurück, mit der Bemerkung, es sei gut, daß sie kommissarisch vollzogen würden. Am 21. fährt er nach Rosla, wo er das Gut übernimmt und seinen neuen Pachter einführt: statt nach Jena, wie er gewünscht, kehrt er am 24. auf des Herzogs Wunsch nach Weimar zurück. Dieser aber, den er hier erwarten sollte, kam erst am 27. Damals setzte Goethe, von Voigt unterstützt, Schellings Berufung durch, die Karl August, um Bedenklichkeiten zu vermeiden, sofort, ohne die andern Höfe zu befragen, vollzog. Wenn er den 30. an Schiller schreibt, in Weimar habe er nur gethan und veranlaßt, was recht gut auch ohne ihn hätte werden können, so spricht daraus nur der Unmut, so lange von dichterischem Schaffen abgehalten worden zu sein. Am 4. Juli nach Jena zurückgekehrt, konnte er nur eine Woche bleiben; schon am 11. rief ihn der Theaterbau auf längere Zeit nach Weimar. „Der Riß zum neuen Theater ist nun bestimmt, ja sogar auf dem Fußboden schon aufgezeichnet", meldete er den 14. an Schiller, „und nächste Woche wird wohl angefangen werden. Der Gedanke ist sehr artig und anständig, und wenn das Ganze zusammen ist, wird es gewiß gefallen. Es gehen etwa 200 Menschen mehr hinein als bisher, und wird doch bei weniger zahlreichen Repräsentationen nicht leer aussehen. Ich denke auch, wir wollen zu rechter Zeit noch fertig werden." Da Schillers Schwager Zweifel über die Tragfähigkeit der Säulen geäußert, bemerkte Goethe am 18.: „Mit unserer Theateranlage geht es lebhaft fort; sie wird gewiß artig und gewiß auch fest. Es scheint ein unverbrüchliches Naturgesetz zu sein, daß sich jeder Thätigkeit eine Negation entgegensetzt. Man wünschte so lange eine bessere Einrichtung, und jetzt, da die Anstalten dazu gemacht sind, werden Zweifel erregt und herumgetragen, um die Menschen, die wenigstens künftig bequem sitzen werden, durch eine Sorge um ihre Hälse zu inkommodieren. Da es aber nur ein altes Märchen ist, das sich repetiert, so kann man es wohl geschehen lassen." Eine Hauptveränderung bestand darin, daß man, während der Saal früher gar keine Logen gehabt (nur eine hatte Goethe vor zwei Jahren für Schiller machen lassen), oben eine Reihe schwebender Logen anbrachte. Eine Woche später äußert Goethe dem Jenaischen Freunde: „Alle Tage erliege ich schier der Versuchung, wieder zu Ihnen zu kommen, doch der strömende Lauf unserer

Unternehmungen hält mich jedesmal ab. In vierzehn Tagen soll das innere Gerippe unserer neuen Theatereinrichtung schon stehen; die kannelierten Säulen sind unter der Kondition verdingt, daß sie den 7. August geliefert werden, und was der Späße mehr sind. Thouret und Heideloff [von Stuttgart] malten am Vorhange. Schaffen Sie uns nur jetzt noch den ‚Wallenstein' zur Stelle." Erst als Kirms anfangs August von Lauchstedt zurückgekehrt war und ihn bei Beaufsichtigung und Beschleunigung des Baues vertrat, eilte er nach Jena.

Dort blieb er mit Kirms in beständiger Verbindung. Am 14. schreibt er diesem: „Es freut mich, daß Sie durch eine Promenade auf unserm ersten Platze konsoliert worden sind; denn Sie wissen, wie wünschenswert mir Ihre Zufriedenheit ist. Denn freilich von dort muß man künftig unser Theater sehen, und ich bin überzeugt, daß, wenn alles beisammen ist, so wird der Saal ungeachtet seiner Kleinheit auf eine angenehme Weise imponieren. Freilich wird man jetzt irre, wenn man den großen, leeren und gewissermaßen unnützen Raum sieht. Daß wir Platz verloren hätten, war mathematisch unmöglich, er ward nur von unten nach oben transportiert, und ich hoffe, die Idee soll kourant werden, und das Publikum selbst wird fühlen, was an Anstand, Artigkeit und Bequemlichkeit gewonnen ist, und heraufbegeben wird man sich nach und nach. Lassen Sie uns nur darüber gleiche Sprache im Publiko führen, das ein- für allemal determiniert sein will und bei aller anfänglichen lebhaften Opposition sich doch zuletzt in die Sachen findet. Sie werden sehen, wenn alles zusammenkommt, was es für einen schönen Anblick machen wird und wie gern sich die geputzten Leute drinnen produzieren werden. Daß nicht bei längerm Nachdenken und Durcharbeiten die Sache noch günstiger hätte ausfallen können, davon will ich die Möglichkeit nicht leugnen, ob ich gleich selbst für den Augenblick es nicht anzugeben wüßte. Ich überschicke hier die Risse nebst einem kleinen Aufsatze, worüber ich bitte mit dem Prof. Thouret und dem Baumeister Steiner zu konferieren. Vielleicht nähert sich die von mir vorgeschlagene Idee der untern Loge der Ihrigen, und wir können sie noch reifer werden lassen." Bald darauf besuchte Goethe sein Gut Rosla, von wo er nach ein paar Tagen zur Stadt zurückkehrte. In Weimar besuchte ihn August Herder, der sich ihm wieder freundlich zu nähern suchte.

Hier galt seine Hauptthätigkeit dem Theaterbau. Am 23. kam der Herzog von Berlin zurück, der zu allgemeiner Verwunderung und zur Mißbilligung vieler auf den Wunsch des Königs als Generallieutenant in Preußische Dienste getreten war. Bei der Aussicht, daß es in nicht zu ferner Zeit zu weitern Verwicklungen komme und das Reich kaum zu erhalten sein werde, sah er den einzigen festen Halt in Preußen, und so fühlte er das Bedürfnis, sich diesem anzuschließen. Goethe kannte des Herzogs Drang, bei

der Entwicklung der Dinge nicht unbetheiligt zu sein, und hatte sich längst beschieden, in der Politik ihn seinen Weg gehen zu lassen. Manches galt es jetzt mit Karl August zu besprechen. Noch immer forderte das Theater, dessen Plan der Herzog gebilligt hatte, Goethes Aufsicht. Am 25. schrieb er an Schiller: „Ich habe soeben unsern Theaterbau besucht, wo alles sehr rasch geht. In der Mitte der künftigen Woche wird die Decke fertig, das leichte Gerüst herausgenommen und der größte Schmutz getilgt sein; alsdann wird man sich schon einen Begriff von der Intention machen können. Ich hoffe, es soll deswegen auch recht artig werden, weil von gewissen Plätzen aus das Publikum sich wechselsweise selbst sieht. Auch werden sehr viel Menschen hineingehen." Ein Hauptpunkt war die Wahl des Stückes, womit man das neuhergestellte Theater eröffnen wollte. Goethe hatte früher selbst ein Vorspiel dafür schreiben wollen, jetzt schien ihm Schillers Vorspiel zum „Wallenstein" dazu am geeignetsten, ja er hoffte dadurch Schiller auch zur Vollendung der beiden darauf folgenden Stücke zu bestimmen. Während dessen Besuch in Weimar vom 10. September an gelang es ihm, diesen dazu wirklich zu bestimmen. Auch die Gewinnung passender neuer Schauspieler und Schauspielerinnen machte Goethe viel Sorge; er sandte Vulpius auf Werbung aus und prüfte ein seltsames Paar, das man ihm aus Gutmütigkeit empfohlen hatte; er ließ sich wirklich bestimmen, sie anzunehmen, wovon er ärgerliche Geschichten erleben sollte. Im September berichteten Goethe und Voigt über den glücklichen Erfolg der Aufsuchung von Steinkohlen, wozu der Herzog im vorigen Dezember den Befehl gegeben hatte. Goethes Verhandlungen über das Vorspiel mit Schiller selbst und die Proben waren sehr zeitraubend. Dafür übte aber auch die Vorstellung am 12. Oktober eine ganz außerordentliche Wirkung, wodurch die Erwartung auf den Erfolg der beiden dazu gehörenden Wallensteinischen Stücke auf das höchste gesteigert wurde. Die Vorstellung wurde am folgenden Theaterabend wiederholt. Nun galt es aber, das Eisen zu schmieden und es durchzusetzen, daß die beiden folgenden Stücke noch in diesem Winter die Bühne betreten konnten. Goethe begleitete den Dichter am nächsten Tage nach Jena. Schiller schritt rasch an den „Piccolomini" fort, während Goethe einen Bericht über die Eröffnung des neuhergestellten Theaters an die Cottaische „Allgemeine Zeitung" schickte, worin auch der Saal selbst (seine Anlage sei geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein) genauer beschrieben und bemerkt wurde, die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, die bei einer so allgemeinen Veränderung freilich gar mannigfach sein müßten, könnten nur nach und nach befriedigt werden. Früher, als er gedacht, zogen ihn mancherlei Geschäfte nach Weimar zurück, besonders die Einrichtung des Theatersaales zur ersten Re-

doute, die zwei Tage nach dem Geburtstage der jetzt wieder genesenen Herzogin-Mutter, am 28., stattfand. Auf dieser erschien auch Jean Paul, welcher von der Herzogin und der Herzogin-Mutter ausgezeichnet wurde. Der Herzog, der nicht zu seinen Bewunderern gehörte, war unwohl; dadurch wurde Goethe länger in Weimar zurückgehalten, wo er sich mit der Einrichtung der großen Zimmer im Schlosse und des neuen Ofens beschäftigen mußte. Thouret war für den Winter nach Stuttgart zurückgekehrt. Erst am 15. November kam Goethe wieder nach Jena, wo ihn neben Schillers „Piccolomini" die Farbenlehre und seine Kunstabhandlungen beschäftigten; aber auch das Theater forderte immer seine Aufmerksamkeit, vor allem beteiligte er sich an der Rollenverteilung. Gegen eine besondere Loge für die Schauspielerinnen erklärte er sich entschieden. Lebhaft wurden die Unterhandlungen mit Frau Teller in Regensburg betrieben, da sie einer bedeutenden Mutter für die „Piccolomini" bedurften. Mit dem Herzog stand er in vertrauter brieflicher Verbindung. Dieser wünschte, daß Glucks „Iphigenie in Tauris" gegeben werden könne. Goethes wiederholte Einladung, nach der bei Rosla stattfindenden Jagd auf seinem Gute einzusprechen, lehnte er dankend ab, da die Frage sei, ob das Wetter diese gestatte, er auch vielleicht wegen einer Zusammenkunft mit der verwitweten Königin von Preußen ihr nicht beiwohnen könnte. Dabei wiederholte er seine Absicht, von Scherer in zwei wöchentlichen Stunden eine öffentliche Vorlesung über Chemie für Handwerker halten zu lassen, wozu wohl eine Räumlichkeit im alten Schlosse sich finden würde. Die Vorlesungen kamen wirklich zu Stande, wurden aber in einem Saale des Gymnasiums unter großer Teilnahme der Gebildeten gehalten. Zwei Tage darauf lud der Herzog Goethe nach Weimar ein, da sein alter Freund Lerse mit Graf Frieß von Leipzig gekommen sei, die nach ihm verlangten. Auch habe er ihn über einige Gegenstände zu sprechen, besonders über die Veränderung in der Erziehung des Erbprinzen, für die es ihm gelungen, einen Mann zu gewinnen, nach dem er lange geangelt habe. Er kam an demselben Tage. Der Herzog mußte am folgenden Morgen nach Erfurt zur Königin von Preußen, fand sich aber am Abende mit Goethe und den Gästen bei seiner Mutter zusammen. Auch die folgenden Tage verkehrte Goethe mit diesen viel bei Hofe. Den Dezember wollte er zu mancherlei Geschäften und Arbeiten benutzen, um sich den Januar für Schiller und die Einübung der „Piccolomini" frei zu halten, welche zum Geburtstage der Herzogin gegeben werden sollten. Am 8. Dezember forderte der Herzog ihn auf, mit Meyer und Vent ins Römische Haus zu gehen, um zu entscheiden, ob es nicht besser wäre, statt der Anlegung eines zweiten Bades die Grotte der Sphinx als ein verfallenes Bad (z. B. mit einer in den Berg führenden Thür, Archi-

tekturen u. s. w.) zu verzieren. Auch die jämmerlichen politischen Zustände kamen zwischen den Freunden zur Sprache. England hatte Österreich, Rußland und Neapel zum Bunde gegen die Republik gewonnen, die eben in Rastadt alle ihre Forderungen durchgesetzt hatte. Den 14. schrieb der Herzog an Goethe: „Ich vergaß dir zu sagen, daß ich von dem wirklichen Marsche der Russischen Truppen endlich aus Berlin Nachricht habe; man weiß aber noch nicht, wohin sie bestimmt sind." Ein schriftlicher Versuch des guten August Herder, Goethe wieder mit seiner Mutter zu versöhnen, mußte ohne Wirkung bleiben, da dieser sich zu tief verletzt fühlte. Am 8. hatte August dem vor kurzem wieder besuchten väterlichen Freunde eine kleine auf den Freiberger Bergbau bezügliche Arbeit gesandt und den Wunsch geäußert, ihm mit mehrern seiner Arbeiten Freude machen zu können. Dabei schrieb er: „Daß Sie meiner Mutter die Sorge um mich so freundschaftlich [durch seine Verwendung beim Herzog] haben erleichtern helfen, fühle ich mit dem zärtlichsten Danke. Wenn die allzugroße mütterliche Liebe gefehlt hat, die der Welt unkundig ist, so weiß gewiß Ihre Freundschaft es nach und nach ins bessere Gleise zu bringen. Ich weiß, daß dies meiner Mutter manche bittere Stunde verursacht hat. Ich glaube fast an ein Verhängnis. Vielleicht mußte alles so kommen, ich hätte weder in Weimar noch in Jena diese Kenntnisse erlangt, zu denen ich hier Gelegenheit habe. Das gute Glück helfe mir mein Ziel erreichen." Frau Herder hatte ihre Beurteilung von Goethes Charakter zu deutlich verraten, ihn und den Herzog vor manchen Leuten verleumdet.

Am 18. begab Karl August sich selbst nach Berlin. Von dort schrieb er den 22. an Goethe, er werde vor seiner Abreise Iffland einen Ring von 40 Friedrichsdor mit seinem Bilde als Geschenk für seine Gastvorstellungen verehren. Auch sandte er Proben von Damast, Pferdehaarstuhlzeug und Vergoldungen. Wegen der politischen Nachrichten verwies er ihn auf seine Mitteilungen an Voigt. Auf der Redoute vom 28. überreichte die vor kurzem auf Empfehlung angenommene Schauspielerin als Zauberin dem eben zurückgekehrten Herzog einige französische Verse; diese erregte aber darauf als Diana durch ihre Kleidung und ihr Betragen großen Anstoß. Kirms drang auf ihre Entlassung, aber Goethe wollte sie das Maß ihrer Sünden erst voll machen lassen. Auch war es auf dieser Redoute sonst zu Händeln gekommen. Auf die Mahnung von Kirms, es müsse eine Polizei auf den Redouten geübt werden, erwiderte Goethe: „Ich bin noch derselben Meinung, die ich neulich äußerte, daß wegen des starken Trinkens auf der Redoute irgendwoher eine Warnung ergehen soll. Ich will Gelegenheit nehmen, Durchlaucht dem Herzog was davon zu sagen." Erst am 31. erhielt Goethe nach vielem Drängen die vollständige Theaterhandschrift von Schillers „Piccolomini".

Am ersten Tage des für die Schauspieler und die verbündeten Dichter sauern Januars wollte Goethe nicht bloß gegen seine Gewohnheit die ihn zum neuen Jahre beglückwünschenden Schauspieler empfangen, sondern er ließ ihnen vorher durch den Wöchner anzeigen, daß er ihnen ein kleines Frühstück geben werde. Den 4. kam Schiller an, der auf seinen Wunsch die kleine von Thouret benutzte Wohnung im Schlosse bezog. Die vier nächsten Wochen waren durch Gesellschaften, Proben und sonstige Vorbereitungen zu dem neuen, mit allgemeiner Spannung erwarteten Stücke sehr bewegt. Der Herzog schrieb gegen den 6. an Goethe: „Es wird dir hier nachgesagt, daß künftigen Dienstag [den 8.] Leseprobe von ‚Piccolomini' bei dir sein würde. Lasse dich nur bündig vernehmen, ob dieses wahr sei? ob das ganze Stück oder nur einzelne Teile? zu welcher Tageszeit und Stunde? und — durch wessen Organ alles dieses vollbracht werden solle? Ferner der Ort und Stelle?" Die Leseprobe wurde auf Goethes Zimmer gehalten; Schiller las das Stück vor, dessen Vortrag, wie Karl August wußte, nicht ansprechend war. Goethe befand sich nicht ganz wohl. Am 17. bestellte Karl August den Freund zu sich aufs Zimmer, um manches mit ihm zu besprechen. Außer dem Theater setzte Fichtes „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus" damals Weimar in Bewegung. Kursachsen hatte das erste Heft des neuen Jahrganges von Niethammers „Philosophischem Journal" wegen vorgeblich atheistischer Äußerungen in den beiden ersten Aufsätzen konfisziert. Der Kurfürst wandte sich an den Herzog mit der angelegentlichsten Bitte, Verfasser und Herausgeber zur Verantwortung zu ziehen, und dergleichen Unwesen auf seiner Universität, auch Gymnasien und Schulen kräftigst Einhalt zu thun, damit er nicht genötigt werde, den Besuch derselben seinen Landeskindern zu verbieten. Karl August hatte demnach am 27. Dezember den Senat aufgefordert, die Professoren Fichte und Niethammer sich verantworten zu lassen. Ehe Fichte von des Herzogs Aufforderung an den Senat wußte, hatte er jene Schrift drucken lassen; das konnte noch hingehen, aber jedenfalls war es ungehörig, daß er, da er doch von der Anklage des Kurfürsten beim Herzog wußte, diesem, als wäre sie ihm unbekannt, am 19. die Schrift sandte, da er doch erst hätte abwarten müssen, was die Regierung nach Anhörung seiner Verteidigung thue. An Schiller hatte er schon den 18. die Schrift gesandt, sie auch für Goethe beigelegt, dem er sie in seinem eigenen Namen übergeben möge, da er sie an keinen geheimen Rat senden wolle. Schiller erwiderte Fichte am 26.: „Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehreremale gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde

und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dies letzte nur seine Privatmeinung, und seine Räte würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf die letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren." Alle Freunde Fichtes tadelten seine Unvorsichtigkeit, daß er keine Rücksicht auf die Lage der Universität nehme, ja Kursachsen durch den Hohn, womit er von dessen Verbot sprach, bitter reizte.

Die Vorstellung am Geburtstage der Herzogin, dem 30., war ein Triumph für Schiller und gereichte den Schauspielern und der Bühnenleitung zu hoher Ehre. Nicht so günstig urteilte der Herzog. Er schrieb an Goethe: „Über den gestrigen ‚Wallenstein' (die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist), aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Teil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Teilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden. Bei Gelegenheit lasse doch Graffen avertieren, daß er Hauptstellen, zum Beispiel den Monolog, langsamer und mit weniger Konvulsionen spreche; man hat ihn bei uns hinten fast gar nicht verstanden. Vohs hat sehr schön gespielt. Die Teller wußte auch manchmal nicht recht, was sie anfangen sollte. Der Husar [Isolani] war wohl etwas zu modern gekleidet; die Rugendasschen Figuren zeigen die alte ungarische Tracht." Goethe wird wohl das herzogliche Urteil Schiller nicht vorenthalten haben; beide kannten dessen französische Beschränktheit. Den 1. Februar meldete der Herzog Goethe, er rechne darauf, daß er mit Schiller mittags zu Tische komme; auch wolle er Graff und Vohs jedem 6 Karolin schicken, worüber er ihm seine Meinung sagen möge. Auf Goethes Erwiderung sandte er in seinem und der Herzogin Namen 8 Karolin für jeden. Von der Geburtstagsredoute des 2. ward Goethe so angegriffen, daß er der zweiten Vorstellung der „Piccolomini" nicht beiwohnen konnte. Als er von Schiller hörte, daß diese gelungener gewesen, meinte er, es lasse sich nun überlegen, wie man nach einer Pause die dritte Vorstellung noch weiter treiben könne. Am 5. speiste Schiller mit Goethe beim Herzog auf dem Zimmer. So ehrte der Herzog den Dichter der „Piccolomini", obgleich das Stück nicht nach seinem Geschmacke war.

Den 7. kehrten die verbündeten Dichter nach Jena zurück, wo nun das dritte Stück, „Wallensteins Tod", zum Abschluß gebracht werden sollte. Goethe war mit einem Aufsatze für die „Propyläen" beschäftigt. Am 15.

bat dieser Voigt, es beim Herzog, der eine kleine Reise angetreten hatte, nach dessen Rückkunft zu vermitteln, daß er nicht vor dem Ende des Monats zurückgerufen werde, da er in den beiden letzten Monaten in seinen literarischen Arbeiten sehr zurückgeblieben sei. Sollte wegen des Schloßbaues irgend etwas zu bedenken sein, so könnte Meyer auf einen halben Tag nach Jena kommen und die Sache gleich mit ihm besprechen, alles übrige, worauf er Einfluß habe, lasse sich schriftlich abthun; jedenfalls werde er den 4. März wieder zurück sein, um die Oper „Palmira“, die er von Frankfurt her kannte, vorzubereiten. Den 20. wurde Jena wieder durch den Eisgang in große Not gesetzt. Auf Goethes Anzeige und die Bitte um die Hülfe einer Anzahl Jäger erwiderte Karl August am 21.: „Dieses Kommando schicke ich dir zum beliebigen Gebrauch. Ich wünsche herzlich, daß die Sachen gut gehen mögen. Wenn das Elbeis, das entsetzlich stark ist, zur rechten Zeit geht, so sind wir geborgen; sollte dieser Fluß aber später thauen wie die Saale, dann sähe es böse aus. Die Reise, welche ich hinter mir habe, war äußerst unangenehm und mir ist sie nicht recht sonderlich bekommen. Überhaupt fängt mein organisches System an gewaltig wackelig zu werden. Es ist aber auch eine Manier, das Leben zu genießen, wenn man ofte an sein Dasein erinnert wird. Viel Glück zu den literarischen Arbeiten! Nach dem 4. März sehen wir uns wieder. Leb wohl.“ Den folgenden Tag berichtete er Goethe: „Das ist ja recht schön, daß das Eis gebrochen ist und die Stadt die Gefahr wahrscheinlich überstanden hat. An Fleiß wirst du es gewiß nicht fehlen lassen, daß alles das Nötige, Mögliche geschehe. Des Barons van Haren Acquisition [als Erzieher des Erbprinzen] scheint wieder einer der blinden Glücksfälle zu sein, die zuweilen bei mir eingekehrt sind .... Es scheint, daß er hier allgemein gefällt. Meine Frau besonders ist zufrieden. Mit Ridel [den Goethe Karl August vor dreizehn Jahren empfohlen und gefördert hatte, ohne daß er das Zutrauen der Eltern und des Erbprinzen sich erwarb] will es sich platterdings nicht in der Güte geben. Ich habe ihm endlich den Antrag machen lassen, daß ich ihm gleich sein letztes Gesuch akkordieren wollte, nämlich 1000 Thaler Pension und den Abschied. Dieses hat er angenommen und behält sich vor, bei den Ständen sein Glück zu suchen, um 20 [wie Graf Görtz], wenigstens 15 Mille Thaler zu erlangen. Dieses überlasse ich ihm ganz und werde mich gar nicht rühren. [Er blieb aber später in seiner Stelle als Kammerrat.] Die gestrige Post ist von Frankfurt ausgeblieben; in politicis weiß ich also nichts. Vielleicht ist .... [statt des hier gedruckten widersinnigen „Mahomet“ ist vielleicht „Weyland“ geschrieben] angekommen. Grüß Schillern und leb wohl.“ Zwei Tage später meldet er: Prinz Friedrich von Gotha sei eben gekommen, als sein Bericht über den Eisgang eingetroffen;

in Weimar habe die Ilm die Wiesen und den Stern ohne Schaden überschwemmt und sei gestern Abend zurückgetreten.

Noch vor dem Ende des Monats, vielleicht auf den Ruf des Herzogs, kehrte Goethe zurück. In Weimar raubten die Geschäfte ihm so viele Zeit, daß er gegen Schiller klagte, seine Lage, die im allgemeinen nicht günstiger sein könne, stehe mit seiner anderswohin gerichteten Natur sehr im Widerstreite. Beim Theater erfreute ihn die Aufführung der „Palmira“, die zuerst am 9. März gegeben wurde. Peinlich wurde ihm die Untersuchung, wer die Theaterhandschrift von „Wallensteins Lager“ sich verschafft hatte, um Auszüge daraus nach Kopenhagen mitzuteilen. Der Thäter war der geschäftige Zwischenträger Böttiger. Noch unangenehmer war es ihm, daß Fichte durch den Ton seiner an die Regierung gerichteten „Verantwortungsschrift“ seine Sache verschlimmerte. In diese Zeit fällt auch das Verbot des Privat- oder, wie man es nannte, Salontheaters im Hause von Professor Schütz, das dessen Gattin eifrig betrieben hatte, nachdem die Errichtung eines Theaters in der Rose aufgegeben war. Die Gegner hatten die ärgsten Gerüchte darüber zu verbreiten gewußt. Bei der in den „Propyläen“ ausgeschriebenen Preisaufgabe für Künstler hatte der Herzog sich zur Zahlung der beiden Preise von 20 und 10 Dukaten bereit erklärt; sollten ja die Zeichnungen auf der Kunstausstellung der Zeichenschule erscheinen und das Ergebnis der Bewerbung am Schlusse derselben verkündet werden. Den 20. fand die Konfirmation des Erbprinzen durch Herder in würdigster Weise zu des Herzogs höchster Befriedigung statt.

Am folgenden Tage (es war der grüne Donnerstag, an welchem der Erbprinz und seine Mutter das Abendmahl nahmen) besuchte Goethe wieder Jena. Schiller hatte sich nach Vollendung von „Wallensteins Tod“ für einen neuen tragischen Gegenstand entschieden, Goethe hoffte die „Achilleis“ zu fördern. Nur die beiden letzten Proben von „Wallenstein“ wollten sie in Weimar abhalten, damit Schiller möglichst wenig Zeit auf die beabsichtigte Aufführung aller drei Stücke zu verwenden brauche. An Kirms schrieb Goethe den 27.: „Ich wünschte, daß Sie bei Serenissimo anfragten, wenn es sich gelegentlich schicken sollte, wie lange wir allenfalls das Glück noch haben, Durchlaucht zu besitzen, damit wir uns mit dem ‚Wallenstein‘ darnach richten können. Sobald die Rollen ausgeschrieben und wir wegen der Austeilung ganz gewiß sind, wollten wir die Hauptpersonen herüberkommen lassen, etwa einen Sonntag, Leseprobe halten, sie zu Mittage traktieren und dann sie wieder zurückschicken. Sie können alsdann unter sich durch Studieren und Probieren das Stück sehr weit bringen, ohne daß Hofrat Schiller die ganze Zeit drüben zu liegen braucht und ich meinen hiesigen Aufenthalt diesmal

abkürzen darf .... Ist wegen der Zeit, wann die Unzelmann [von Berlin, die etwa sechs Vorstellungen geben sollte] kommt, nichts näher bestimmt und wird es möglich sein, den ‚Wallenstein‘ noch vorher zu bringen? Die Arbeit wird auf alle Fälle sehr groß, ein solches Stück einzuleiten; denn wir denken Montags ‚Wallensteins Lager‘ zu geben, Dienstag Probe von ‚Piccolomini‘, Mittwoch Aufführung von diesem Stücke, Donnerstag und Freitag Probe und Sonnabend Aufführung von ‚Wallenstein‘. Von Kleidern wird nicht viel zu machen sein, außer daß wir eine Masse Kürassiere brauchen, die sich ohne große Kosten werden zusammenstellen lassen.“ Zwei Tage später schickte er ihm die drei letzten Akte des „Wallenstein“ und die schon ausgeschriebene Rolle des Helden für Graff. „Ich sollte denken“, fügte er hinzu, „da die Gesellschaft durchs erste Stück schon ganz im Ton ist, so könnten sie recht gut ein paar Leseproben für sich halten, bei der ersten die Rollen mit dem Original kollationieren und bei der zweiten mehr auf den Sinn und Zusammenhang des Stücks sehen, und alsdann eifrig lernen, da man sie denn mit allem andern Neuen verschonen müßte. Ich käme mit Herrn Hofrat Schiller Mittwoch den 10. April, Donnerstag und Freitag beschäftigten wir uns mit Vorproben, und die Jubilatewoche würden die Stücke nacheinander aufgeführt.“

Unterdessen hatte Fichtes Angelegenheit durch Entscheidung des Herzogs eine rasche Erledigung zum Leidwesen aller Freunde des ausgezeichneten Lehrers gefunden, der, da er die thatsächlichen Verhältnisse verkannte, die Lehrfreiheit ertrotzen zu können glaubte. Weil er fürchtete, man werde die Sache mit einem Verweise abmachen, hatte er einen Brief an Voigt gesandt, worin er nicht allein jeden Verweis mit seiner Abdankung beantworten zu wollen erklärte, sondern auch mit dem Abgange mehrerer gleichgesinnter bedeutenden Lehrer drohte, ja den Generalsuperintendenten Herder durch die Behauptung angriff, manche seiner Philosopheme sähen dem Atheismus so ähnlich wie ein Ei dem andern. Darüber geriet Karl August so in Harnisch, daß er am 29. dem Senate befahl, den Professoren Fichte und Niethammer nach der übereinstimmenden Ansicht der fürstlichen Höfe ihre Unbedachtsamkeit zu verweisen, und in einer Nachschrift die im Briefe an Voigt gedrohte Entlassung mit der Bemerkung annahm, er sei nicht gewillt, denjenigen, die nach Fichtes Angabe ihm zu folgen gedächten, dieselbe irgend vorzuenthalten. Dieser Schritt schien durchaus notwendig, wie wenig man auch verkannte, daß Fichtes Abgang nicht ohne Nachteil für die Universität sei. Vielleicht wäre er augenblicklich noch zu vermeiden gewesen, aber Karl August war erbittert und verzweifelte an Fichtes Selbstbeherrschung. Am 2. April eilte der Prorektor Fichte die Verfügung mit. Ein zweiter, am folgenden Tag durch den Prorektor an Voigt überbrachter Brief Fichtes, worin er den

Verweis der Unvorsichtigkeit als keinen solchen angesehen wissen wollte, der ihn nötige, sein Amt niederzulegen, konnte die Sache nicht rückgängig machen, da seine Entlassung schon dem kursächsischen und den fürstlichen Höfen mitgeteilt worden war.

Kirms hatte Goethe den Inhalt eines Briefes der Frau Brun in Kopenhagen an Böttiger mitgeteilt, welche dessen gewissenloses Verfahren vertuschen zu können meinte. „Mich gibt nur Wunder", erwiderte Goethe, „wie man unverschämt genug sein kann, einen solchen Wisch vorzulegen, der so dumm und so grob zugleich ist .... Die Sache mag ruhen, da sie ohnehin nicht zu redressieren ist; will man aber mit dem Briefe auftreten und noch groß darauf thun, so werde ich meine Meinung derb und derber äußern; denn ich bin fest entschlossen, in dieser und ähnlichen Sachen nicht den gefälligen Hahnrei zu spielen, der freundlich drein sieht, wenn man ihm Hörner aufsetzt." Die Handschrift des „Lagers", in welchem einiges verändert sei, wollte er vielleicht noch mitschicken. Für den im Herbst verstorbenen Göpfert war jetzt der Musikdirektor Destouches zu Goethes Befriedigung als erster Konzertmeister angestellt. „Wir müssen nun ja sehen", bemerkte Goethe weiter an Kirms, „daß wir bald wichtige Opern zusammenschaffen, um ihn zu beschäftigen, als ‚Iphigenie', ‚Axur' u. s. w. Unser künftiger Winter muß brillanter anfangen als der vergangene. Da meine Arbeiten hier gut gegangen sind und ich in den nächsten acht Tagen noch etwas vor mich bringen kann, so werde ich mit Vergnügen wieder in Weimar sein und an den dortigen Geschäften und Beschäftigungen wieder teilnehmen."

Hier war unterdessen allgemein lebhaft der Wunsch geäußert worden, daß Herders Konfirmation des Erbprinzen, worin dieser das Angelöbnis aller im einzelnen bezeichneten Fürstenpflichten gethan hatte, gedruckt werden möchte. Als Herder den Herzog um die Erlaubnis dazu bat, bestimmte derselbe, daß diese nur an einen engern Kreis, ihren „Landeszirkel und den ausgesuchtern Teil seiner Individuen" verteilt werden dürfe. Die Konfirmation enthalte eigentlich die Religion für höhere kultivierte Stände, die man dem gemeinen, rohen Publiko, das keine Zeit habe, darüber nachzudenken, nicht mitzuteilen brauche. Auch lasse ihn die neuere Katastrophe zu Jena fürchten, sie würden von der Kaste Fichtes, der seiner Entlassung etwas schneller, als er geglaubt, teilhaftig geworden, gewaltigen Anfällen ausgesetzt sein, sobald etwas die Religion Betreffendes unter ihrer Firma erschiene.

Den 10. kamen die verbündeten Dichter nach Weimar, wo die drei Stücke an den früher bestimmten Tagen gespielt, „Wallensteins Tod" am 22. wiederholt wurde. Dieser hatte auch die Unempfindlichsten hingerissen; in den ersten acht Tagen wurde von nichts anderm in Weimar gesprochen. Auch der

Herzog zeigte sich gegen Schiller sehr freundlich, und er sprach den Wunsch aus, dieser möge in Zukunft häufiger nach Weimar kommen und länger bleiben. Außerordentlich war Goethes Freude, der nun von Schiller noch eine lange Reihe künstlerisch vollendeter und allgemein ergreifender Dramen erwartete, die der Weimarischen Bühne die höchste Bedeutung verleihen würden, wenn er freilich auch die Oper heben mußte, so weit es bei den unzureichenden Mitteln möglich war. Unangenehm war ihm ein gerade in dieser Zeit spielender Streit zwischen seinem auch für das Theater, besonders die Gewinnung neuer Schauspieler äußerst thätigen Schwager Vulpius und Kirms. Vulpius beanspruchte für die Verbesserung des Operntextes von Cimarosas Capricciosa corretta vier Karolin, wie er sie für die beiden frühern Opern mit Genehmigung des Herzogs erhalten hatte. Kirms wollte, wie vorher, nur zwei geben, da er nicht wisse, woher er das Geld nehmen solle. Da Goethe keinen von beiden verletzen mochte, schrieb er an Kirms: aus mehr als einer Ursache wolle er nicht entscheiden; er solle mit Vulpius ausmachen, was für beide Teile recht und billig sei. Dieser aber, hartnäckig genug, Goethes Andeutung nicht verstehen zu wollen, nötigte dadurch Vulpius zur Beschwerde bei der Oberdirektion, die er bat, ihm in Zukunft wöchentlich zwei Laubthaler als Besoldung zu geben, wogegen er dem Theater den Verkauf aller seiner Texte gestatte.

Schiller kehrte am 23. nach Jena zurück. Dort waren indes von den Studenten zwei Adressen an die Regierung zu Fichtes Gunsten gemacht worden, von denen die eine von Voigt beeinflußt worden sein soll, um die Sache richtiger darzustellen. Die abschlägige Antwort des Herzogs teilte der Prorektor in einer dazu berufenen Versammlung aller Studenten mit, wobei hervorgehoben wurde, daß man Verbote des Besuchs der Universität von andern Regierungen habe verhüten müssen. Bald darauf kehrte ein berühmter, in Weimar geborener Dichter nach seiner Heimat zurück, der bald als Störenfried am Theater, als Nebenbuhler Schillers und Gegner Goethes sich geltend machte, den er als Knabe und noch als Jüngling verehrt hatte. Vor zehn Jahren war er Verleumdungen wegen nach Rußland geflohen. Am 27. schrieb Kirms an Goethe, Kotzebue, der seit dem vorigen Jahre als Hoftheaterdichter in Wien angestellt war, besuche von Jena aus, wo er den 29. eintreffe, am 1. Mai das Theater; diesem werde man, da er für seine handschriftlichen Stücke nichts nehme, aus Höflichkeit ein Billet schicken müssen. Goethe erwiderte: „Es wird wohl das Schicklichste sein, wenn man Herrn Kotzebue bei seiner Ankunft durch den Wöchner das Kompliment machen läßt, und ihm die freie Entrée ohne Bestimmung des Platzes anbietet.“ Er ahnte nicht, daß dieser durch den „Wallenstein“ gereizt war, mit Schiller um den Lorbeer zu streiten.

Der Herzog war nach Berlin gereist, als Goethe am 1. Mai in dem zu seiner Bequemlichkeit, da er sehr dick geworden, jetzt angeschafften Wagen nach Jena fuhr, um den Wonnemonat seinen litterarischen Arbeiten zu widmen und Schillers anregenden Umgang zu genießen. Über das Theater wurde er regelmäßig durch Kirms unterrichtet. Am 7. erklärte er sich mit der Auswahl der zu gebenden Stücke und mit allen übrigen Einrichtungen von Kirms zufrieden. Sonnabend den 25. könne man das „Lager“ zu den niedrigen Preisen, zu erhöhten die beiden andern Stücke in der folgenden Woche geben. Hübsch wäre es, wenn Vohs zur Abwechslung den ersten Jäger spielte; Spitzeder werde die Rolle des Tiefenbachers übernehmen. Die mit Vulpius von ihm verabredete neue Anordnung der „Theatralischen Abenteuer“ sei hoffentlich im Werden und könne vielleicht schon das nächstemal so gegeben werden. Zwei Tage später schickte er eine Veränderung in den Rollen des „Lagers“, die auf alle Weise vorteilhaft sein und dem Stücke alte und neue Zuschauer gewinnen werde. Niemand könne sich darüber beklagen als Becker, der den Bürger geben sollte; er sei in der wilden Rolle des zweiten Jägers wirklich nicht an seiner Stelle gewesen. Zum Besten des Denkmals von Beckers verstorbener Gattin (Euphrosyne), wofür 176 Thaler (aus einer Theatervorstellung und einer von Goethe, Kirms und Böttiger veranstalteten Sammlung) vorhanden waren, sollte „Titus“ außer dem Abonnement gegeben werden. Goethe meinte, man müsse dies vielleicht vorher bekannt machen. Mit der Prozentzulage an die Wöchner war er einverstanden, ebenso mit der Weglassung von Hagemeisters schon 1789 gegebenen „Jesuiten“. Am 12. bat er Kirms, Becker möge sich etwas ausdenken, um den ehrsamen Bürger zwischen dem leichtfertigen Soldatenwesen recht herauszuheben; das „Lager“ werde ohnedies in der Folge noch erweitert, und es sei deshalb gut, daß die Rollen aus den Händen der Statisten kämen. Noch in Jena erhielt Goethe die wie ein Blitz einschlagende Nachricht vom Rastadter Gesandtenmord, der ihn in jeder Beziehung erschreckte.

Am 27. kam er, wahrscheinlich auf den Ruf des von Berlin zurückgekehrten Herzogs, wieder nach Weimar. Daß dieser das königliche Paar zu sich eingeladen hatte, obgleich sie dazu in Weimar nicht eingerichtet waren, verstimmte ihn sehr. Zunächst nahmen ihn das Theater und der Schloßbau besonders in Anspruch, daneben das Denkmal für die Becker. Meyer hatte den Entwurf dazu gemacht, Goethe sich wegen der Ausführung an den Bildhauer Döll in Gotha gewandt, dessen Forderung er etwas hoch fand, besonders da der Herzog das Aufschlagen des Grundes und das Fußgestell bezahlen werde. „Glauben Sie etwa“, schrieb er den 28. an Kirms, „daß man von einigen Theaterfreunden einen kleinen Zuschuß erhalten könnte? Wenn Herr Döll

überhaupt mit 200 Thaler zufrieden wäre, so könnte man ein Baugespann hinüberschicken und den Stein abholen lassen, welches für uns ohne große Kosten wäre. Die Ausführung wurde wirklich Döll übertragen. Schon am folgenden Tage trat der Herzog seine Reise nach Eisenach und Kassel an, wodurch Goethe fast ganz auf sein Haus beschränkt war, da er den Hof mied. Er benutzte die Zeit besonders zum Ordnen, Nachholen und Ausgleichen. Da die Schauspieler nächstens zu Naumburg für kurze Zeit, bis nach der dortigen Messe, spielen sollten, so galt es jetzt, die beiden Vorstellungen genau einzustudieren, welche man bei Anwesenheit des Königs und der Königin geben wollte, die „Theatralischen Abenteuer“ und „Wallensteins Tod“, dessen Aufführung der Hof absichtlich in Berlin nicht besucht hatte, um ihn zuerst in Weimar zu sehen. Noch vor der Schlußvorstellung in Weimar (man gab damals zum erstenmal Kratters Schauspiel „Der Friede am Pruth“) begab sich Goethe auf einige Zeit nach seinem Gute, wo er sich wieder mit den Acker- und Feldverhältnissen näher bekannt machte, mit denen er sich vor fast zwanzig Jahren amtlich viel beschäftigt hatte. Dort ließ ihn die Herzogin durch ihren Läufer am 12. nach Weimar berufen, weil am nächsten Nachmittag der Herzog mit dem Preußischen Minister, dem Grafen von Haugwitz, ankommen werde, mit dem er im Jahre 1775 in der Schweiz gewesen, aber später auseinander gekommen war. Doch er entschuldigte sich, weil er augenblicklich von Rosla nicht abkommen könne. Das leidige Wirken des schwachen, pietistischen Haugwitz war ihm widerwärtig. Am 15. äußerte er gegen Schiller: wäre sein Schreiber nicht mit Inventarien beschäftigt, so würde er geschwind etwas diktieren; selbst zu schreiben, sei zu weitläufig, da er weit ausholen müsse; auch seien unschreibbare Dinge darunter. Unter den letztern war wohl seine Mißstimmung über den Herzog. Auch als er ein paar Tage später nach Weimar zurückgekehrt war, besuchte er den Hof nicht. Die Einrichtungen zum Empfange des Preußischen Königspaares waren ihm äußerst lästig; er selbst mußte wegen Mangels an Raum den Erbprinzen in sein Haus aufnehmen, was er unter anderen Umständen gern gethan hätte. Gegen Schiller klagt er am 19.: „Verhältnisse nach außen machen unsere Existenz und rauben sie zugleich, und doch muß man sehen, daß man so durchkommt; denn sich, wie Wieland gethan hat, gänzlich zu isolieren, ist auch nicht ratsam.“

Die Tage der Anwesenheit des Königspaares waren für Goethe, der für so vieles, auch außer dem Theater, zu sorgen hatte, sehr anstrengend; mit Schiller, für den in seinem Hause nur ein Bett aufgeschlagen war, konnte er wenig verkehren, und er mußte ihm, da er die Tage seines Triumphes (man gab „Wallensteins Tod“) nicht trüben wollte, die traurige Kunde verschweigen, daß seine „Propyläen“, auf deren Wirkung die verbündeten Dichter so sehr ge-

hofft hatten, außerordentlich schlecht gingen. Er selbst wurde vom König und von der Königin, die ihm nicht gewogen waren, fast gar nicht beachtet, wogegen Schiller sich ihrer ausnehmenden Gunst erfreute, auch Herder und Wieland gnädig begrüßt wurden, ja die Königin den bei den Damen beliebten empfindsamen Jean Paul zu sehen verlangte. Am Morgen des 3. Juli schied das Königspaar.

Der Herzog aber hatte sich nicht bloß dem Preußischen Hofe genähert, sondern auch die Verlobung einer Russischen Prinzessin mit dem Erbprinzen in Petersburg durch Wolzogen einzuleiten gesucht, sowohl wegen der hohen Macht des Zaren als auch weil eine reiche Großfürstin dem Lande großen Vorteil versprach. Deshalb sollte der Schloßbau möglichst beschleunigt werden. Für Goethe entstand daraus die Unannehmlichkeit, daß er, trotz seiner Sehnsucht nach Jena, in Weimar bleiben mußte. Am 9. schrieb er Schiller: „Durchlaucht der Herzog glauben, daß meine Gegenwart beim Schloßbau nützlich sein könne, und ich habe diesen Glauben auch ohne eigene Überzeugung zu verehren. Daneben gibt es denn freilich so mancherlei zu thun und zu besorgen, daß die Zeit, wo nicht angewendet, doch wenigstens verwendet werden kann. Ich trinke meine Portion Pyrmonter Brunnen und thue übrigens, was so vorkommt." Beim Schloßbau hielt der Herzog besonders auf Wolzogens Ansicht, der freilich größere Sachkenntnis besaß. Daß die Herzogin Schiller für „Wallensteins Tod" ein schönes Geschenk (ein silbernes Kaffeegeschirr) verehren wollte, vernahm er neidlos, ja er freute sich dieser Anerkennung, obgleich der Hof gegen ihn erkaltet war. Den 13. meldet er Schiller, noch immer werde er acht bis vierzehn Tage bleiben müssen, um zur eiligern Betreibung des Schloßbaues den ersten Anstoß zu geben und alles nach dieser Mensur einzuleiten. In diese Zeit dürfte ein Brief Karl Augusts fallen, den der Herausgeber vom August 1800 datiert. Goethe sollte nach demselben eine Karte über alle Räume des neuen Schlosses anfertigen lassen, in die man alles, was man mit ihnen wolle, hineinschreiben könne, nach der Art, wie Wolzogen Risse von einzelnen Stuben des Württemberger Schlosses besitze. Auch gedenkt der Brief eines Widerspruches in der Anlage der geheimen Treppe, den Wolzogen durch ein paar Tapetenthüren und einige ihm bekannte kleine Kunststücke heben wolle. Mit Meyer habe der Herzog den Wegfall der Pilaster des östlichen Schlafzimmers und das Anbringen von mehr Weiß statt Blau in der Vergoldung besprochen. Der Brief beginnt: „Da du gestern dir selber entflohest [er hatte sich wohl, weil er sich unwohl fühlte, rasch entfernt], so habe ich jetzt meine Freude über das dir so wohl geratene [durchgezeichnete] Griechische Basrelief noch, das gestern Abend vor meinen Augen erschien. Wenn du mir einmal den Text zum Lesen leihen kannst, so werde ich ihn dankbar empfangen." Die um dieselbe Zeit fallende

Weigerung Herders, auf des Herzogs Wunsch wegen der Versorgung Adalberts einzugehen, wird Goethe nicht berührt haben. Jean Paul schreibt am 11. vertraulich, und der spätere Bericht von Herders Gattin stimmt damit überein, Karl August habe verlangt, Adalbert solle die junge Pächterswitwe in Oberweimar heiraten, nur unter dieser Bedingung habe er ihm die Stelle geben wollen; Herder sei darauf nicht eingegangen und suche nun eine Verwalterstelle im Sächsischen. Am 18., dem Geburtstage der eben ins vierzehnte Jahr tretenden Prinzessin Karoline, wurden von Hofangehörigen zwei Possen von Kotzebue und Gotter gegeben. Dieser Greuel des Dilettantismus sei um so schrecklicher, schrieb Goethe verstimmt an Schiller, als die Leute mitunter recht artig gepfuscht; aber unglaublich sei es, wie durch diesen einzigen Versuch schon die ganze gesellschaftliche Unterhaltung, an der zwar überhaupt nichts zu verderben sei, eine hohle, flache und egoistische Tournüre nehme, wie aller eigentliche Anteil am Kunstwerk durch diese leichtsinnige Repräsentation aufgehoben werde. Zum Empfange der Lehen mußte er sich darauf ein paar Tage nach Rosla begeben, doch fand er keine Zeit, nach Jena herüberzukommen, da er den Herzog vor dessen Abreise zum Empfange des Königs in Eisenach sprechen mußte. Auch den am 24. Schiller angekündigten Besuch ließ er den 27. wieder abmelden. „Die Geschäfte sind polypenartig", schrieb er; „wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indessen drein ergeben, und suche meine übrige Zeit so gut zu nützen, als es gehen will." Da auch Voigt Weimar verließ, so entschloß er sich, in seinen Garten an der Ilm zu ziehen, um in der Einsamkeit (die Seinigen hatte er nach Jena geschickt) die Zeit des Erwartens zu genießen; er verwandte sie besonders auf die prosodische Durcharbeitung seiner seit 1795 gedruckten lyrischen Gedichte. Der Schloßbau forderte mehrfach seine Anwesenheit in der Stadt. „Es sind 160 Arbeiter angestellt, und ich wünschte, daß Sie einmal die mannigfaltigen Handwerker in so einem kleinen Raume beisammen arbeiten sähen", schrieb er den 10. August an Schiller. „Wenn man mit einiger Reflektion zusieht, so wird es sehr interessant, die verschiedensten Kunstfertigkeiten, von der gröbsten bis zur feinsten, wirken zu sehen. Jeder thut nach Grundsätzen und aus Übung das Seinige. Wäre nur immer die Vorschrift, wornach gearbeitet wird, die beste! denn leider kann auf diesem Wege ein geschmackvolles Werk so gut als eine barbarische Grille zu stande kommen." Man sieht, daß er mit dem Plan nicht ganz einverstanden war. Thouret sollte erst Ende September zurückkommen. Außer dem Schloßbau beschäftigten ihn die Preiszeichnungen, deren am 28. August neun eingelaufen waren. Leider mußte er vernehmen, daß die Jagemann, jetzt erklärte Geliebte des Herzogs, auch in Ru-

dolstadt, wo sie im Schlosse wohnte, durch ihr übermütiges Betragen die Schauspieler (sie selbst betrachtete sich als Kammersängerin, die nur aus Gefälligkeit auftrete) gegen sich aufbrachte. Leider durfte er so wenig wie Kirms der von Karl August Geliebten nach Gebühr entgegentreten, was ihm diese Liebschaft doppelt verleitete. In Rudolstadt spielte man seit dem 19. August; in Lauchstädt war man nur fünf Wochen, vom 6. Juli an, gewesen.

Am 1. September wandte sich Schiller ohne Goethes Vorwissen an den unterdessen zurückgekehrten Herzog mit der Bitte, ihm seine Absicht, den Winter in Weimar zuzubringen, durch eine Erhöhung seines Gehaltes zu erleichtern. Seine dramatischen Arbeiten machten ihm die Anschauung eines Theaters zum Bedürfnis; auch wünsche er dem Herzog und der Herzogin näher zu sein und sich selbst durch das lebhafte Streben nach ihrem Beifall in seiner Kunst zu vervollkommenen, vielleicht auch etwas weniges zu ihrer Erheiterung beizutragen. Schiller hatte seine Absicht, sich an den Herzog zu wenden, früher nur im allgemeinen Goethe mitgeteilt. Dieser fand mit dem Herzog, der sich wieder freundlicher gegen ihn zeigte, manches zu verhandeln; auch von Schillers Eingabe war die Rede. Schiller selbst kam mit seiner Gattin am 11. auf der Rückreise von Rudolstadt nach Weimar. Hier wurden die Preiszeichnungen mit Goethe besprochen und die Entscheidung über die Preisverteilung gefaßt. Auch empfing Schiller jetzt des Herzogs Antwort, der ihm eine jährliche Zulage von 200 Thaler bewilligte. „Ihre Gegenwart wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein", äußerte er dabei, „und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebbabern [er dachte dabei besonders an sich selbst] etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mitteilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich auch besser, indem man mit mehrern Menschen umgeht, als indem man sich isoliert. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie öfter zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege und womit ich verharre des Herrn Hofrat sehr wohlwollender Freund." Karl August meinte, Schiller fehle die prudentia externa, die er selbst Goethe nicht voll zuerkannte, und er schmeichelte sich, ihn durch seinen Rat leiten zu können.

Den 15. verließ Schiller Weimar; Goethe, der dem für das Französische Drama schwärmenden Herzoge jetzt hatte versprechen müssen, Voltaires „Mahomet" für die Bühne zu bearbeiten, folgte ihm am folgenden Tage. Seine Hoffnung, mit der Übersetzung bis zum Ende des Monats fertig zu werden, erfüllte sich nicht, da er erst kurz vor dieser Zeit damit beginnen konnte. Deshalb bat er den Herzog am 1. Oktober um Verlängerung seines Ur-

laubes bis zum 13. Dieser, hoch erfreut, daß Goethe wirklich an die Übersetzung gegangen war, erwiderte sofort: „Es wird schon an einer besondern Ukase gearbeitet, durch welche du in allen vier Weltteilen unter dem Titel **Meccanus** ausgerufen werden sollst. Dieser Sieg ist in manchem Betracht der conquête von Italien vorzuziehen. Denn erstlich arbeitest du gegen deine Natur und überwindest diese, was Suwarow [er war zum Fürsten unter dem Titel Italijski ernannt worden] nicht nötig hatte, und dann gibt deine Übersetzung dem deutschen Theater gewiß eine neue und sehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fache hervorbringen. Enfin ich wünsche dir das beste Glück und Gedeihen und freue mich ganz gewaltig über deine Tapferkeit. Vielleicht könntest du das Stück zu meiner Frauen Geburtstag geben lassen. Übermorgen gehe ich nach Leipzig, bin aber den 7. oder 8. wieder hier; nach dem 13. sehe ich dich also wieder. Von der holländischen Expedition [der Russen und Engländer in Holland] auguriere ich nichts Gutes. Leb bestens wohl.“ Sein Gesuch an den Herzog hatte Goethe einem Briefe an Voigt beigeschlossen. Diesem schrieb er, er hoffe bis zum 13. eine dramatische Arbeit zu vollenden, die der Herzog selbst bei ihm bestellt, die er aber beim besten Willen bisher nicht habe zwingen können. Weiter heißt es in diesem Briefe: „Schiller empfiehlt sich bestens, und freut sich diesen Winter auch auf das Glück, Sie öfters zu sehen. Ich habe einige kleine [durch Schillers bevorstehende Übersiedelung veranlaßte] gesellschaftliche Plane, die ich mit Ihnen bei meiner Rückkunft besprechen will. [Baukondukteur] Götze hat die Angelegenheit zwischen Löbstädt und Kunitz besichtigt und mir Rapport erstattet. Ich werde das Lokal bei hübscher Witterung selbst besuchen und meine Gedanken darüber mitteilen. Einige Anstalten beim Wasserbau sind recht gut geraten, andere weniger. Das Schlimmste ist, daß die Private gar zu nachlässig sind und, wenn man im Ganzen und Großen geholfen hat, wie es an einigen Orten geschehen ist, im Einzelnen, Kleinen und Zufälligen auch nicht die mindeste Sorge tragen .... Im Schlosse wird ja wohl alles seinen raschen Gang fortgehen. Sollte irgend etwas vorkommen, so bitte ich mich nicht zu schonen; denn ich habe Stunden genug, wo ich einem Geschäft gern nachgehe und nachdenke.“ Diesmal traten die beiden Schlegel Goethe nahe da sie ihn häufig besuchten, wenn sie auch die Verbindung mit Schiller nicht zu lockern vermochten; dieser und der alte Griesbach waren die einzigen, die er in Jena besuchte. Der Herzog war den geistreichen Brüdern trotz ihrer scharfen Angriffe im „Athenäum“ nicht abgeneigt.

Als Goethe am 13. zurückkehrte, ließ er die Übersetzung des „Mahomet“ Schiller zur Durchsicht. In Weimar nahmen ihn wieder seine mancherlei zerstreuenden Geschäfte in Anspruch. Der Herzog wollte Schiller die Ge-

schichte des Kardinals Martinuzzi zu einer Tragödie empfehlen. Da Goethe ihm das Unpassende derselben zu diesem Zwecke zeigte, stand er davon ab, wünschte aber nun, da er auf Schillers Dichtung wirken wollte, dessen Plan zu den „Maltesern“ zu sehen. Da erkrankte dessen Gattin gefährlich. Dies hielt Goethe von Jena zurück, da er Schiller nicht hülfreich sein konnte; auch gestatteten ihm manche an seine Mitwirkung geknüpfte Geschäfte keine längere Abwesenheit. Leider zeigte sich nach Verlauf des Fiebers, daß der Kopf der Kranken gelitten habe. Am 2. November schrieb Goethe dem Tag und Nacht beunruhigten Freunde: „Ich will suchen mich die nächste Woche loszumachen, um einige Zeit mit Ihnen zuzubringen, obgleich mancherlei Umstände, wie ich befürchte, mir entgegenstehen werden. Diese Tage habe ich mehr zweckmäßig als zum Vergnügen auf dem Lande zugebracht; in der Stadt komme ich über lauter Kleinigkeiten gar nicht zur Besinnung.“ Schiller selbst besuchte am 6. auf einige Stunden Weimar zu seiner Erholung. Den folgenden Tag kam das Beckersche Denkmal in Begleitung Dölls zu Weimar an; es wurde vorläufig im Schloßhof niedergesetzt und am 8. die Zahlung geleistet. Endlich den 9. konnte Goethe auf längere Zeit wieder Jena besuchen. Zunächst vollendete er hier eine Durchsicht seiner Übersetzung des „Mahomet“; an eine wesentliche Veränderung des Stückes, wie sie Schiller früher vorgeschlagen und Goethe selbst zweckmäßig gefunden hatte, wurde nicht mehr gedacht. Der Herzog, dem gerade die gebundene Form des Stückes vorzüglich gefiel, konnte auch unmöglich auf den echten Voltaire verzichten. Am 19. kam Voigt mit dem Hofmarschall von Egloffstein zur Untersuchung der ausgebrochenen Studentenunruhen. In geschäftlichen Dingen blieb Goethe mit Weimar durch Voigt und Kirms in ununterbrochener Verbindung. In Jena zogen ihn diesmal die Romantiker so an, daß er am 3. Schiller allein mit seiner noch immer schwachsinnigen Frau nach Weimar fahren ließ. Doch hatte er auch den Plan einer neuen bedeutenden dramatischen Dichtung, einer Trilogie, im Kopfe, deren Schema er noch in Jena entwerfen wollte. Ein derbes Sonett, das er gegen den Dilettantismus an Meyer gesandt, hatte in Weimar Aufregung erregt. „Das bekannte Sonett hat hier eine böse Sensation gemacht“, schrieb Schiller am 7. Dezember, „und selbst unser Freund Meyer hat die Damenwelt verführt, es in Horreur zu nehmen. Ich habe mich vor einigen Tagen recht lebhaft dafür wehren müssen.“ Dies war ein übler Empfang des nach Weimar übergesiedelten Kunstdichters.

Endlich am 8. kehrte Goethe wieder nach Weimar zurück, wo Schiller eine Mietwohnung bezogen hatte, dessen noch nicht ganz hergestellte Gattin bei Frau von Stein wohnte. Den nächsten Morgen fand sich Goethe so in Anspruch genommen, daß er Schiller nicht besuchen konnte, mittags war er

an der Hoftafel. Den Freund lud er zum Abend ein, wo sie über die eben eingegangene Tragödie „Oktavia", womit der ehrsüchtige Kotzebue Schiller auszustechen hoffte, zu urteilen hatten. Schiller äußerte bei der Rücksendung: „Das Beste, was zu seinem Vorteil gesagt werden kann, ist gestern gesagt worden. Je tiefer man in die Handlung hineinkommt, desto schwächer erscheint das Werk." Und nach weiterer Begründung schließt er: „Es bleibt also bei unserm gestrigen Ausspruch: der rednerische Teil ist brav, der poetische und dramatische insbesondere wollen nicht viel heißen." So führte denn auch Goethe am 11. in einem Briefe an Kirms als Grund der verzögerten Rücksendung an: man habe erst darüber entscheiden müssen, ob die poetischen und rednerischen Verdienste des Trauerspiels den Mangel dramatischer Eigenschaften übertragen könnten. Am 17. las er in seinem Hause beim Thee dem Herzog, der Herzogin und Schiller seine Übersetzung des „Mahomet" vor. Den andern Morgen schrieb ihm Karl August: „Beliebt es wohl Ew. Meccanischen Hoheit morgen Mittag, da wir allein sind, mit Schillern bei mir in concreto zu speisen und mir heute dein Manuskript vom ‚Mahomet' nebst dem französischen Original, das meiner Frau gehört, zuzusenden? Wegen des, was gestern über die Schmelzung mit Steinkohlen [im Kammerbergwerke bei Ilmenau] gesagt wurde, empfehle ich doch deiner Vorsorge, einige Proben anstellen zu lassen. Vielleicht käme einmal der Geschworene wieder hinein, daß man ihm wegen der Gedinge zusetzen könnte, um die Steinkohlen für den Merk [Zweck?] wohlfeiler zu bekommen." Die Rücksendung der Handschrift begleitete der Herzog mit wenigen Ausstellungen und der Entschuldigung: „Verzeih die kleinfügigen Bemerkungen; sie entstehen aber aus der großen Liebe, welche ich für die Umwälzung habe, die ‚Mahomets' Erscheinung hervorbringen wird." Er besprach auch mit Goethe die Verteilung der Rollen, wobei Palmire auf die Jagemann fiel. Gleich darauf schrieb er: „Ich kann nicht begreifen, warum es mir nicht eingefallen ist, dir Cordemann statt Beckers zum farouche Omar zu empfehlen. Becker würde, fürchte ich, die Rolle verderben; er hat eine gar zu gäckſige Stimme und deklamiert gewöhnlich falsch. Cordemann hat schon ein etwas arabisches Ansehen und ein schönes Organ." Auffallen mußte es Goethe, daß der Herzog sich für die Jagemann die Handschrift noch einmal bis zum nächsten Mittag ausbat. Diese hatte ihrem herzoglichen Liebhaber gesagt, die Rolle der Palmire sei nicht für sie, da sie die dazu nötige Zartheit sich erst mit vieler Kunst anstudieren müsse. Der Herzog aber wollte die Rolle von ihr sehen, und er riet ihr, wie er Goethe gestand, das Stück, das sie französisch kannte, ganz im Deutschen zu lesen; denn sie müsse erst das Ohr vom Orginalklang entwöhnen; eine Leseprobe helfe dazu nichts, und diese Vorsicht sei höchst nötig, da sie nicht

aus ihrem Naturell, sondern nur durch ihre Kunst sich die Rolle zueignen könne. Es war dies freilich eine sehr geschraubte Erklärung der Caprice, daß die Jagemann das ganze Stück in Goethes Übersetzung vorher haben wollte. Auch daß der Herzog den Biscroma in der Oper „Tarare“ nicht durch Benda, sondern durch Weyrauch gespielt haben wollte, war durch die Jagemann veranlaßt. Wenn Karl August Goethe schreibt, Frau von Löwenstein habe es unternommen, Goethe die Handschrift „Mahomets“ wieder zu schicken, so hatte auch hier wohl die Jagemann sich eine ihr nicht zustehende Freiheit erlaubt, da der Herzog für die schnelle Zurückgabe sich bei Goethe verbürgt hatte. Frau von Löwenstein war eine große Gönnerin der Jagemann, der sie auch ihren außerordentlich kostbaren Schmuck zur Rolle der Thekla geliehen hatte.

Kotzebue war es nicht gelungen, sich beim Herzog beliebt zu machen, mochte dieser auch über einzelne Späße in seiner gegen die Schlegel gerichteten Farce „Der hyperboreische Esel“ gelacht haben. Dagegen hatte er zu Goethes Ärger bei der Herzogin-Mutter seinen Zweck erreicht. Am Silvesterabend wurde bei dieser eines seiner Stücke von Liebhabern gespielt, wahrscheinlich vor demselben Kreise, der auch beim Geburtstage der Prinzessin Karoline ein Lustspiel von ihm gegeben habe. Am Abend des 3. Januar war Schiller daselbst bei der wiederholten Vorlesung seines „Gustav Wasa“ zugegen. Den 4. erschien das Schauspiel auf der Bühne. Goethe hatte dem Dichter die Rollenverteilung überlassen. Der Herzog scherzte, es sei ein gutes Winterstück, da die Schauspieler zwei oder drei Rollen zu spielen hätten und in ewiger Bewegung seien; die Sprache sei hübsch, die Verse fließend, und da der Dichter sich nicht sehr erhebe, könne er auch nicht sonderlich fallen. Selbst Goethe leugnete nicht, daß Kotzebue den Geschmack des Publikums wohl berechnet habe, aber der Wiederholung des Stückes wohnte er nicht bei. Da der Herzog von der Vorstellung des „Mahomet“ sich eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks träumte, so übernahm Schiller die Dichtung eines Prologs zur ersten Aufführung des Stückes. Aber dieser, der bereits am 9. vollendet war, kam nicht zum Vortrage, wahrscheinlich weil der Herzog sich dagegen erklärt hatte. Schiller schmolz ihn später um, so daß er zu einer Anrede an Goethe wurde, welche dessen Absicht bei der Einführung eines Französischen Dramas auf der Weimarischen Bühne aussprach, freilich ganz im Gegensatze zum Herzoge, dem begeisterten Verehrer desselben. Gerade um dessen Bevorzugung des kalten und herzlosen französisch-klassischen Dramas entgegenzutreten, entschloß sich Schiller schon am 6., Shakespeares „Macbeth“ für die Bühne zu bearbeiten; Goethe übernahm die Bearbeitung seiner in echt klassischer Einfachheit gedichteten „Iphigenie“. Karl August hatte durch

seine Empfehlung des „Mahomet“ den Anstoß gegeben, daß Goethe nach und nach die größten Wagnisse machte, er Dramen aller Völker auf die Bühne brachte, ja endlich vor dem Spanischen „Alarkos“ Fr. Schlegels nicht zurückschreckte. Schillers Abneigung gegen das Französische Drama hinderte indes den Herzog nicht, ihn näher an sich heranzuziehen. Schon am 10. ist dieser bei einem Thee der Herzogin, am 15. allein beim Herzog, wo wahrscheinlich über „Macbeth“ verhandelt wurde. Während der eifrigen Vorbereitung des „Mahomet“ stellte Goethe an den Herzog die Frage, ob es nicht möglich sei, durch eine Änderung seines „Großkophta“ diesem Beifall auf der Bühne zu verschaffen, etwa dadurch, daß an die Stelle des Ehebruchs die vorzeitige Hingabe an den Geliebten träte. Karl August, der einen wirklichen Einfluß auf die Bühne zu gewinnen suchte, fühlte sich dadurch geschmeichelt. Er antwortete: „Das ist eine schwere Aufgabe, mein lieber Meccanas, für einen Laien und einen höchst unsystematischen Dilettanten; indessen will ich mein Mögliches thun. Der herzliche Anteil, den ich an allem nehme, was von dir kommt und zu dir geht, wird mir vielleicht Lichter aufstecken, die bis jetzt noch nicht recht helle bei mir brennen wollten.“ Er bat sich nur Zeit aus, aber bald darauf schickte er ihm ausführliche Bemerkungen, die sogar die gestellte Frage überschritten, und er fand dies bisweilen so angenehm, daß er den Dichter sogar bat, die „Iphigenie“, welche neulich in Wien mit so viel Glanz aufgeführt worden war, gelegentlich vor seinen Richterstuhl zu schicken. Wahrscheinlich hatte Goethe ihm von der Schwierigkeit gesprochen, die ihm die Bearbeitung dieses Stückes mache, an welcher er bereits am 20. verzweifelte. Karl August bemerkte: würden, wie Goethe beabsichtigte, der Marquis und die Marquise aus Eheleuten zu Geschwistern, so falle das Zwangsmittel weg, wodurch die Nichte zum Betruge genötigt werde, und es müßten deshalb neue Motive eingeschaltet werden. Aber dies bildet eigentlich nicht den Hauptanstoß bei der Nichte, deren Schuld vor ihrem ersten Auftreten liegt, und eine einfache Verführung genügte, sie zu zwingen. Doch nicht die Nichte allein, meinte der Herzog, sei anstößig, auch das Verhältnis des Domherrn zur Prinzessin. Dabei ist übersehen, daß der Domherr nur die Gunst der Prinzessin wiedergewinnen will, und seine weitergehenden Ansprüche mit einem Striche zu tilgen wären, wenn nicht gerade die sittliche Zerfallenheit den Grund und Boden des ganzen Stückes bildete. Der Herzog hielt eine völlige Umarbeitung des „so sehr durchdachten und konsequenten“ Stückes für nötig. Doch die anstößigen Verhältnisse allein könnten eben so wenig wie die Bloßstellung maurerischer Betrügereien dem „Großkophta“ auf der Bühne geschadet haben, da an allen Orten, wo er gespielt worden, der geringste Teil des Publikums in magisch-freimaurerischen

Verhältnissen sei und in den beliebten Stücken Ifflands und Kotzebues „die drückendste Moral über die ängstlichen bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse so hypochondrisch wie möglich, oft beißend, meistens aber strafend gepredigt werde". Dem Stücke schade es, meinte der Herzog, daß die Handlungen der Wirklichkeit zu nahe lägen und es keine liebenswürdigen Charaktere habe. Die Form einer komischen Oper (wir wissen, daß Goethe ihm zuerst diese hatte geben wollen) würde ihm vielleicht einige Vorteile gewähren. Seit diesem Urteile des Herzogs ließ Goethe von jedem Versuche ab, den „Großkophta" auf die Bühne zu bringen, aber auch seine Stücke von Karl August beurteilen zu lassen.

Die Jagemann hatte endlich doch ihr Auftreten im „Mahomet" abgelehnt und Goethe deshalb die Palmire einer andern Schauspielerin gegeben, auch mit derselben schon die Rolle durchgegangen. Da sich aber bald herausstellte, daß diese ihre klare Natur in den ersten Aufzügen nicht werde verschleiern können, mußte sich die Jagemann doch zur Palmire verstehen, da der Herzog auf den „Mahomet" nicht verzichten wollte. Am 20. war die erste Probe, nach welcher Schiller die Schauspieler bewirtete. Goethe fand dies sehr freundlich; auch könne dabei, da ihrer nicht viele seien, manches Zweckmäßige verhandelt werden. Zehn Tage später kam „Mahomet" zur Aufführung. Am Morgen hatte Goethe gegen Knebel geäußert: „Den Proben nach zu urteilen, wird es, im ganzen genommen, recht gut gehen und einzelnes ganz vorzüglich vorgetragen werden. Da das Stück so obligat und in sich selbst zusammengearbeitet ist, so entsteht eine Wirkung sui generis, der man nicht entrinnen kann, und ich sollte denken, es müßte für die Menge imposant und rührend sein, wenn sie gleich übrigens die Regungen, welche die neuesten Theaterstücke hervorbringen, vermissen wird. Mir ist übrigens alles recht, sowohl wie das Stück gefällt als was übrigens daraus entsteht. Ich sehe es als einen Versuch an, bei welchem Autor, Schauspieler und Publikum manche gute Lehre gewinnen können." Der Herzog schrieb ihm am Morgen nach der Aufführung: „Wäre es nicht möglich, die letzte Szene etwas anders zu gruppieren? Gestern kam die Mahometanische Partie der Seïdischen zu nahe. In Paris war die erste fast ganz vorne, links den Zuschauern, die andere blieb rechts, dem Hintergrunde nahe, wo auch das Bänkchen zum Sterben sich fand. Graff hat, dünkt mir, sehr gut gespielt, Vohs erstaunlich wässerig; sein dicker Bauch gefiel mir nicht und sein Janitscharenturban. Haide — ultra posse nemo obligatur. Die Jagemann hat es vorausgesagt, daß diese Rolle nicht in ihre Natur passe [und vielleicht eben deshalb schlechter gespielt]. Sollte das Theater nicht um eine Kulisse morgen verlängert werden können? Die letzte Szene würde dann besser ausfallen." Auch die

Gegner des französischen Dramas konnten den schönen Anstand und die Haltung, den Zauber von Goethes Sprache und Rhythmen, und die gute Deklamation nicht leugnen, waren aber entrüstet über „die Versündigung gegen die Geschichte und gegen die Menschheit“ und über die Feier „der platten, groben Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust“. Die zweite Vorstellung am 1. Februar fand Karl August ungleich besser, doch sollte Goethe bei der dritten, die er sich auf den 5. zur guten Letzt vor seiner Reise nach Berlin bestellt hatte, ihm zu Gefallen folgendes veranstalten: „1) Sage Vohsen, daß er noch lebhafter wie gestern sei, nicht immer auf einem Flecke stehen bleibe, mehr gehe und hauptsächlich seine Füße durch alle Positionen öfter abwechsle; aus der vierten bringt er sie gar nicht heraus. 2) Die Stellung der Bänke hat gestern den fünften Akt wieder verdorben: die eine steht frei auf dem Theater; dadurch kommt sie der Seïdischen Gruppe in den Weg und treibt sie zu nahe an Mahomet heran. Die Bank muß an der Kulisse stehen und dorten Seïde seinen Geist aufgeben; Mahomet muß weiter vorn ans Proszenium treten. Auch beim Tode Sopirs könnte die Bank an der Kulisse oder an dem Hintergrund stehen. Die freistehenden Bänke sehen übel aus und unterbrechen immer das Spiel.“ Goethe hatte ihm auch andere [etwa ältere englische] Stücke geschickt zur Entscheidung über ihre Aufführbarkeit. „Zu meiner Schande muß ich bekennen“, bemerkte er in demselben Briefe, „daß ich in litteris so zurücke gekommen bin, daß ich diese Stücke nicht lesen kann. Jetzt habe ich keine Zeit, mich darauf zu applizieren; wenn ich wiederkomme, wollen wir einmal eines derselben miteinander durchlesen.“

Goethe gab sich besondere Mühe, eine neue junge Schauspielerin einzuleiten. Auch betrieb man damals wieder die Aufführung der beiden Wallensteinischen Dramen. Doch Schiller wurde am 16., als er eben die Übersetzung des „Macbeth“ vollendet hatte, von einer heftigen Krankheit befallen, von welcher er sich nach sechs Wochen noch nicht ganz erholt hatte. Kotzebues „Bayard“ wurde angenommen, die Rollenverteilung wieder dem Dichter überlassen, der die Bianka der Jagemann zuteilte zum Ärger der Vohs, doch meinte Kirms, mit einem Gastmahle, das Kotzebue gebe, würden wohl wieder freundliche Gesichter hervorgerufen werden. Neben dem Theater forderte auch der Schloßbau Goethes Aufmerksamkeit. Thouret war jetzt zurückgekommen. Fastnachtdienstag, den 25., schrieb Goethe an Voigt: „Von unsern Schloßbausachen, wie sie stehen und gehen, wünschte ich Sie nächstens zu unterhalten. Weil ich Freitagabend wiederholte Probe von ‚Tarare‘ halten muß, so haben Sie vielleicht des Morgens eine Stunde Zeit zu unserm Geschäft, sonst stehe ich auch nach Tische zu Befehl. Schillers Übel hat mir diese Tage viele Sorge gemacht; es scheint vorüberzugehen, doch fürchte ich, daß es große

Schwäche nachläßt. Leben Sie wohl mit den Ihrigen, indessen ich heute aus Pflicht auf die Redoute gehe, welches eine leidige Aufgabe ist." An eine Belebung der Redoute durch Maskenzüge dachte er nicht, aber er mußte im Theatersaale gegenwärtig sein. Damals war er neben botanischen und magnetischen Beobachtungen noch mit Durcharbeitung seiner eben im Drucke befindlichen neuen Gedichte beschäftigt, wobei ihn Wilhelm Schlegel unterstützte. Am 11. März meldete sich auch Fichte an, der nach Jena gekommen war, um seine Familie nach Berlin abzuholen. Im Januar hatte der Herzog eine Bittschrift der Jenaischen Studenten um Wiederberufung Fichtes einfach abgewiesen. Freilich waren seit Fichtes Abgang kaum 500 Studenten in Jena. Dem Herzog war die Universität verleidet, da er beim Mangel bedeutender Geldmittel, wie sie andern Hochschulen zu Gebote standen, verzweifeln mußte, ausgezeichnete Lehrer zu gewinnen, die ihm nicht, wie Fichte, Unannehmlichkeiten bei andern Höfen zuzogen. Goethe erwiderte Fichte freundlich, frug aber doch erst bei Voigt an, ob er damit einverstanden sei, daß er ihm den Professortitel gebe. Er selbst fand sich unwohl und mußte längere Zeit das Zimmer hüten. Im April beschäftigte ihn die Einführung von Schillers „Macbeth" auf der Bühne, besonders auch die Musik dazu.

Der unterdessen zurückgekehrte Herzog erteilte am 31. März dem fast erblindeten Geheimerat Fritsch, dessen Geschäfte Voigt schon sieben Vierteljahre versehen hatte, unter den ehrenvollsten Bedingungen die erbetene Erlassung. Das geheime Conseil wurde nicht verstärkt, sondern die vorhandenen Räte sollten Zulage erhalten. „Für mein Teil muß ich dies mit Dank verehren", äußerte Voigt gegen Freund Frankenberg; „was mein Herr Kollege [Schmidt] sagt, weiß ich noch nicht .... Mein Trost ist, daß er das Geld liebt; sonst fürchtete ich, daß er mich allein im Stiche ließe. Vielleicht, daß nun Goethe einen Teil von Arbeit angreift." Dazu konnte dieser sich aber nicht entschließen; sein Bereich war schon ausgedehnt und oft lästig genug. Jetzt bestimmte er den Herzog zum Ankauf eines schönen Herschelschen Teleskops, das Knebel aus der Erbschaft seines Bruders zugefallen war, zu dem billigen Preise von 400 Thaler; es war für ein unter Goethe stehendes „Institut" bestimmt. Das frühere Observatorium im Park hatte längst der neuen Anlage desselben weichen müssen. Das Teleskop war wohl für Jena angekauft, blieb aber zunächst in Weimar. Da der Herzog es ungehörig fand, daß Herder die für August bestimmten 200 Thaler auch noch in diesem Jahre erhoben hatte, so bat er deshalb am 11. April um Goethes Meinung; zugleich zeigte er ihm an, daß er nächsten Morgen um 10 Uhr zur Bausession bei ihm sein werde. Goethe bat ihn, die 200 Thaler auf einige Jahre für Emil Herder zu zahlen. Der Herzog habe früher geäußert, wenn die jüngern

Söhne herankämen, werde auch für diese wieder frisch zu sorgen sein, und er habe diese Äußerung damals Herders Gattin mitgeteilt. Durch die Zahlung der beiden Vierteljahre sei diese Hoffnung gleichsam von neuem belebt worden, und Herders hätten ihren Dank für diese außerordentliche Gabe gegen ihn ausgesprochen. „Von unseres Herders allgemeinem Werte brauche ich nichts zu sagen", fügte er hinzu, „doch bemerke ich, daß es in verschiedenen eintretenden Fällen, wovon ich jetzt nur den Bauplan zwischen der Jakobs- und Kirchgasse nenne, uns sehr erwünscht sein würde, wenn das gute Verhältnis, das ich wieder anzuknüpfen suchte, durch eine solche Gnadenbezeugung befestigt und elebet würde. Ich bitte daher, wenn Sie etwas Günstiges beschließen sollten, durch mich die Nachricht geben zu lassen. Übrigens die Entscheidung gänzlich Ihrem Ermessen anheimgebend und glückliche Reise wünschend." Der Herzog ging darauf ein; er wollte für Emil, bis dieser bei dem Forstmeister in der Zillbach ausgelernt habe, jährlich 200 Thaler zahlen, meinte aber, die Eltern könnten davon jährlich etwas zurücklegen, damit, wenn die Zeit des jüngsten Sohnes (Rinaldo) beginne, weniger als jene Summe hinreiche. Herders Meinung darüber wünschte er zu wissen. Er schloß mit dem Auftrage: „Willst du wohl diese Nachfrage besorgen und mich vom Erfolge bei meiner Rückkunft unterrichten?"

Am Abend des 17. war in Goethes Hause ein kleines Konzert, zu welchem auch Schiller und Herder und deren Frauen eingeladen waren; es sangen darin die Jagemann und deren jüngere Schwester. Als der Herzog gleich darauf zurückgekehrt war, forderte er Goethe auf, ihn zur Leipziger Messe zu begleiten, worauf dieser gern einging, obgleich sein Gesicht noch häufig von einem lästigen Spinnenwebegefühl befallen wurde. Die Abreise erfolgte am 2. Mai. Nach seiner langen Einsamkeit mache ihm der Gegensatz viel Vergnügen, äußerte er in Leipzig am 4., und er denke noch die nächste Woche zu bleiben. Von eigentlicher Kunst lebender Meister finde sich nichts. Im Theater vermißte er jede Spur von Kunst und Anstand; der herrschende Naturalismus könne nicht weiter gehen. Bei der Rezitation und Deklamation der meisten merke man nicht die geringste Absicht, verstanden zu werden. Das Publikum applaudiere nur dem Dichter oder vielmehr dem Stoffe. Den Herzog ließ er allein zurückkehren; Christiane und sein Knabe holten ihn in einem neuen Wagen ab. Erst am 16. kehrte er nach Weimar zurück, wo „Macbeth" am 14. endlich zur Aufführung gekommen war. Schiller hatte sich am 15. nach Ettersburg begeben, um den fünften Aufzug der „Maria Stuart" zu vollenden. Goethe suchte gleich nach seiner Ankunft die Herzogin auf, die beim Barrespiel war, und er zeigte sich sehr gesprächig. Schillers Gattin berichtet, die Herzogin sei über „Macbeth" sehr erfreut; sie liebe

Shakespeare und eifere sehr gegen die, welche das Stück gegen „Mahomet“ zurücksetzten und überhaupt die Franzosen erhöben, womit sie vor allem auf den neuen Erzieher des Erbprinzen deutete, der den Herzog besonders durch seine Vorliebe für das französische Drama gewonnen hatte. Dringende Geschäfte hielten Goethe von einem Besuche Schillers in Ettersburg zurück. Den 25. schrieb er an Knebel: „Jetzt haben wir die Weimarischen Ausschußstände hier, bald haben wir die Jenaischen.“ Gern hätte er Schlegel zu einer Professur verholfen, wofür auch der Herzog war und deshalb nach Gotha schrieb, aber der Senat war gegen ihn und auch die übrigen Höfe nicht für ihn gestimmt. Zu der vom Senat ihm zugekommenen Entscheidung durfte Schlegel auch nach Goethes Meinung nicht schweigen; ja dieser setzte selbst ihm eine Antwort auf, deren Absicht er leicht erkennen werde, doch ersuchte er ihn, obgleich der Stil nicht der beste sei, nichts darin zu ändern, wenigstens ihn vorher die Änderungen sehen zu lassen. Weshalb er ihm rate, sich nicht an die Höfe zu wenden, wolle er ihm mündlich sagen.

Den 9. Juni kehrte Schiller nach Weimar zurück, wo am folgenden Tage die Proben seines neuen Dramas begannen. Der Herzog hatte am Abend des 11., wahrscheinlich durch die Jagemann, erfahren, daß im Stück eine förmliche Kommunion vorkomme, was ihn fürchten ließ, dabei könne etwas Ungehöriges vorkommen, was Goethe aus Neigung zu Schiller zulasse. Deshalb wandte er sich gleich den nächsten Morgen an diesen. In Hagemeisters „Jesuiten“ sei die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Kruzifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorgekommen sei; er möge zusehen, daß dies auch jetzt der Fall sei. „Ich erinnere dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit nach Schlegelscher Terminologie dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen E f f e k t, wenigstens einen sogenannten, hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht hinreichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu treffen. Leb wohl.“ Goethe schrieb sofort an Schiller, er werde veranlaßt, ihn zu ersuchen, die Funktion einer Kommunion auf der Bühne zu umgehen, wobei es ihm selbst nicht wohl zu Mute gewesen sei. Vielleicht teile er ihm den fünften Akt mit und besuche ihn diesen Morgen um 10 Uhr zu näherer Besprechung; der schöne Tag veranlasse ihn vielleicht auch, sich einmal das Schloß anzusehen. Schiller verstand sich dazu, die Kommunion mit der vorhergehenden katholischen Beichte wegzulassen und die Stelle wesentlich umzugestalten. Die Jagemann feierte in der Rolle der

Elisabeth ihren ersten Triumph in einer tragischen Rolle; sie hatte es bewirkt, daß Frau Teller ihr diese bedeutende Rolle überlassen und sich mit einer Statistenstellung hatte begnügen müssen. Schiller bat Goethe am nächsten Morgen, den Schauspielern seine Zufriedenheit auszusprechen, was dieser gern that, dem Dichter aber bezeugte er seine außerordentliche Freude über das Stück. Am 16. schreibt er auf wiederholtes Dringen des Herzogs an Thouret um einige ausgearbeitete Zeichnungen für den Schloßbau und um baldmöglichste Nachricht, was sie von ihm erwarten dürften. Vier Tage später teilte er Karl August Herders Antwort mit: er werde dankbar anerkennen, was der Herzog zu Emils Lehrzeit beitragen wolle; dieser bleibe zwei bis drittehalb Jahr in der Zillbach, wo sie jährlich 33 Karolin bezahlten. Erfreut über diese bescheidene Art der Forderung, entschied der Herzog umgehend, die 200 Thaler sollten fortgezahlt werden. Bald darauf begab er sich mit Voigt nach Eisenach, wo der Ausschußtag zusammen kam, der Goethe früher so viel Sorge gemacht hatte; jetzt konnte er in Weimar seinen Geschäften und litterarischen Arbeiten nachgehen, auch die Herzogin-Mutter in Tiefurt besuchen, doch hatte er für den Herzog und Voigt so viel zu besorgen, daß er zu keiner Art Besinnung gelangte. Um die Übersetzung von Voltaires „Tankred“ endlich zu beginnen, der zur Feier des Geburtstages der Herzogin aufgeführt werden sollte, begab er sich plötzlich am 22. Juli nach Jena. Freilich hatte er nicht bloß eine Übersetzung im Sinne, sondern er wollte das Stück mit Chören versehen, die es als öffentliche Begebenheit und Handlung fordere; damit dachte er es denn so weit zu treiben, als es dessen ursprüngliche Gallische Anlage erlaube. Doch verwandte er darauf nur vier Stunden täglich, woneben er die mannigfachsten Anregungen und Unterhaltungen, aber auch einige Geschäfte hatte, die ihn „vergnügten und ärgerten“. Schon am 31. Juli legte er den „Tankred“ zur Seite, dem er am Anfange und am Ende etwas mehr Fülle verleihen wollte. Am 1. August löste er im „Faust“ einen kleinen Knoten; gern hätte er noch vierzehn Tage daran weiter gearbeitet, aber der Einbildung, in Weimar nötig zu sein, opferte er, wie er an Schiller schreibt, seinen lebhaftesten Wunsch. Den 4. August kehrte er nach Weimar zurück; dem Hof nach Wilhelmsthal zu folgen, hatte er keine Lust. Der Erbprinz war mit seinem Hofmeister in Halberstadt, um dort rasch militärisch eingeschult zu werden, was manche mißbilligten. Unterdessen erschienen auch Schillers lyrische Gedichte, in denen dem Herzog das Gedicht „An Goethe, als er den ‚Mahomet‘ auf die Bühne brachte“, eine Umbildung des frühern Prologs, mißfallen mußte, da er bei aller Anerkennung der Vorzüge des Französischen Dramas die Griechen und die Britten als wahre Muster für den deutschen Genius im Gegensatz zu jener „Aftermuse“ pries. Die Beurteilung der an-

gekommenen Preisstücke überließ Goethe Meyer, und eilte, nachdem er das Nötigste besorgt hatte, am 3. September wieder nach Jena, um den antiken Teil seines „Faust“, die „Helena“, ganz neu mit ganzer Seele anzugreifen. Der Anfang gelang ihm so außerordentlich, daß Schiller darin das Wehen des edlen, hohen Geistes der alten Tragödie zu hören glaubte. Aber auch den so wichtigen Bericht über den Erfolg der Preisaufgabe der Künstler wollte er vollenden. Zur Verhandlung darüber kamen Meyer und Schiller auf einen Tag nach Jena. Meyers Beurteilung wurde benutzt, auch ein von Schiller später eingesandter Brief über die Preisstücke beigefügt und so der ausführliche Bericht größtenteils abgeschlossen, die Anzeige über den Erfolg der Preisbewerbung an zwei Zeitschriften gesandt, Briefe und Geld an die Sieger besorgt. Das Theater befand sich noch in Rudolstadt, sollte aber nächstens in Weimar wieder eröffnet werden. Auf einen Brief von Kirms erwiderte Goethe am 28. September: „Wenn es ohne unsern großen Schaden hätte geschehen können, hätte ich der guten Jagemann gern einen längern Aufenthalt in Wien gegönnt [Kirms hatte ihr geschrieben, sie solle bald von dort, wo ihr Bruder die Akademie besuchte, nach Weimar zurückkehren]; indessen bin ich auch recht wohl zufrieden, wenn sie bald wieder kommt. Ew. Wohlgeboren überlasse ich gänzlich die Bestimmung der [in Rudolstadt zu gebenden] Stücke; es hängt ja ohnehin viel von Zufall ab. Ich will nur hier noch einiges wegarbeiten, woran ich in Weimar nicht komme; dann bin ich wieder bei Ihnen, um in den herkömmlichen Geschäften zu assistieren. Wenn Kaiser Paul Herrn von Kotzebue [der auf der Russischen Grenze verhaftet und nach Sibirien gebracht, aber durch einen Zufall der Gnade des Kaisers teilhaft geworden war] recht gut und ehrenvoll behandelt und bei sich behält, so soll er für beides unsern Dank haben! Wegen eines Stückes zum Geburtstag der Herzogin-Mutter [den 24. Oktober] weiß ich keinen Rat, als daß Sie etwa das neue ungespielte Kotzebuesche Stück so lange zurückhalten; finden Sie was Besseres, so bin ichs auch zufrieden.“ So wenig kümmerte ihn augenblicklich das Theater.

Am 4. Oktober kehrte er von Jena nach Weimar zurück, wo er jetzt den Herzog traf. Die Schauspieler hatten schon vor drei Tagen die Vorstellungen wieder eröffnet, nachdem sie von Rudolstadt unbefriedigt zurückgekehrt. Goethe mußte zunächst den Bericht über die Preisstücke beenden, worüber er sich noch einmal mit Meyer und Schiller beriet. Bald darauf fühlte er sich im Kreise der Herzogin-Mutter wieder einmal dichterisch angeweht. Nicht allein schrieb er einen Prolog zu einem in Masken gegebenen Lustspiel Gotters, sondern lieferte auch zum Geburtstag der Herzogin-Mutter ein vortreffliches Festspiel in Masken und übte es selbst ein. Der glückliche

Erfolg der Preisaufgabe für bildende Kunst hatte ihn nun veranlaßt, einen Preis auf ein Intriguenstück zu setzen. Schiller hatte die Fassung dieses Preisausschreibens übernommen. Als Preis wurden 30 Dukaten bestimmt, zu welchen doch auch wohl der Herzog beitrug. Höchst teilnehmend zeigte sich Goethe gegen den kranken Schauspieler Vohs, dessen eigensinniges Benehmen er als Folge seiner körperlichen Verstimmung entschuldigte, wie er seine Beschwerden über die ungünstige Stellung der Weimarischen Schauspieler als berechtigt anerkannte und Abhülfe zu schaffen sorgte. Dagegen sprach er sich eine Woche vorher entschieden gegen die Verkürzung des Arrestes eines andern Schauspielers aus, die Kirms beantragt hatte. „Die bisherigen unerträglichen Unordnungen, welche durch keine Ermahnungen noch Drohungen zu verbessern waren, nötigen mich, von nun an mit Strenge zu verfahren", erwiderte er. „Ich werde mich künftig, wann ein Fehler passiert, nicht mehr ärgern, sondern, wie die beidenmale geschehen, einen oder den andern auf die Wache schicken und sehen, wie die Kur anschlägt .... Wer seine Schuldigkeit nicht thut, ist unnütz, er mag übrigens so brauchbar sein, als er will. Wenn mir ein Mensch dieser Art in einem solchen Fall gelegentlich den Abschied fordert, so lass' ich ihm noch eine Tracht Schläge dazu geben, damit er merkt, daß er noch in Diensten ist. So gern ich mir in allem Ew. Wohlgeboren Einstimmung wünsche und auf Ihr Vorwort zu achten geneigt bin, so muß ich Sie doch bei dieser Gelegenheit ersuchen, mich auf dem einmal eingeschlagenen Wege standhaft fortgehen zu lassen. Wir haben nicht leicht eine so komplizierte Oper, was die Dekoration betrifft, so gut geben sehen als die gestrige. Wenn das sämtliche subalterne Personal nach und nach eine Woche auf der Hauptwache wird zugebracht haben, so hoff' ich, soll unsere Sache vortrefflich stehen." In demselben Briefe sprach er die Absicht aus, des Schauspielers Cordemann Bitte, das Garderobegeld zu bekommen, in anerkennender Weise zu bewilligen. In der Decke des Theatersaales hatte er bald darauf einen Riß entdeckt; ein Sachverständiger sollte sogleich die Sache untersuchen. Auch hatte er bemerkt, daß die Degengefäße alt und rostig seien; sie sollten alle instand gesetzt werden. Mit Schiller hatte er sich vereinigt, den Anfang des neuen Jahrhunderts durch eine Reihe von Festvorstellungen zu feiern, die viele Fremde anziehen sollten.

Mitte November eilte er wieder nach Jena zurück, um seine „Helena" zu fördern und den „Tankred" zu vollenden, was ihm freilich nicht nach Wunsch gelang, da er sich zu viel mit den Philosophen und Naturforschern einließ und der bösen Sucht des Theoretisierens nachhing. Auch in Jena fand er viel Begeisterung für die Feier des Jahrhundertwechsels und einige gute Gedanken, die man dazu hatte, schienen ihm vielleicht ausführbar. Schiller

lud dazu Iffland und Opitz in Dresden ein, da die Festvorstellungen durch Gäste belebt werden sollten. Die Vorschläge zur Feier wurden bekannt und man beabsichtigte den Herzog um die Erlaubnis zu bitten, was man freilich früher hätte thun sollen. In Weimar war besonders der dichterisch begabte Regierungsassessor Leo von Seckendorf dafür begeistert. Schiller besuchte mit Meyer am 21. den Freund in Jena, wo neben der scenarischen Darstellung von Glucks „Iphigenie“ die Jahrhundertsfeier heiter besprochen ward. Am 23. schrieb er an Kirms, er möge, wenn der Herzog den Theaterbau in Lauchstedt genehmige, ihm sogleich einen Boten schicken, da er den Baumeister und den Schatullier erst sprechen müsse; die Sache sei so bedeutend, daß er zu seiner Beruhigung die Anfänge zu beurteilen wünsche. Gleich darauf kehrte er nach Weimar zurück, vielleicht auf den Wunsch des Herzogs. Dieser hatte, da Thouret mit dem Schloßbau nichts weiter zu thun haben wollte [es hieß infolge eines Streites mit Wolzogen], den Professor der Baukunst Gentz aus Berlin als Ratgeber berufen. Ende November fallen wohl die Zeilen des Herzogs an Goethe: „Hast du mit Gentzen über die Veränderungen gesprochen, welche ich in betreff der Dekoration in meiner Frau Zimmern machen möchte? Ist es geschehen, so käme ich wohl um 10 Uhr ins Schloß, wo du ihn hinbrächtest.“ Am 2. Dezember lud Goethe Schiller ein, abends in Gesellschaft von Gentz und Mellish bei ihm zu speisen. In der nächsten Zeit nahm ihn neben dem Theater besonders der Schloßbau in Anspruch; auch an „Tankred“ arbeitete er fort, ohne daß es ihm in der Weimarischen Zerstreuung damit gelingen wollte. Man beschloß am Neujahrstage Haydns „Schöpfung“ zur Aufführung zu bringen, die man sich erst von Erfurt verschaffen mußte; auch schien Glucks „Iphigenie“, deren Aufführung man lebhaft betrieb, eine zum Jahrhundertfest passende Oper zu sein. Da es aber Goethe wieder nach Jena trieb, um dort den „Tankred“ rascher zu fördern, mußte sich Schiller, trotz seines Mangels an musikalischer Kenntnis, dazu hergeben, bei den Proben der Gluckischen Oper die Aufsicht zu führen. Am Tage vor Goethes Abreise war der Herzog auf der Jagd, die so anstrengend wurde, daß er erst am folgenden Morgen zurückkehrte, wo er denn sofort Goethe zu seiner Reise Glück wünschte und zugleich das Verlangen äußerte, ihn bald wiederzusehen. Aber der in Aussicht genommene kurze Aufenthalt verlängerte sich, da Goethe gleich in den ersten Tagen die Nachricht erhielt, Iffland wolle seinen „Tankred“ zum 18. Januar, dem Krönungsfeste, aufführen. Er schickte diesem gleich am 16. die beiden ersten Akte und versprach zeitige Nachlieferung des Restes. Obgleich er weder ausging noch Besuch annahm, mit Ausnahme des neben dem Schlosse wohnenden Loder, mußte er am 16. Schiller schreiben, daß er, da er, um fertig zu werden, keine

Pause machen dürfe, in Jena bleiben werde. An die früher beabsichtigten Chöre und andere Zusätze war bei der dringenden Zeit nicht zu denken. Die Arbeit setzte ihm stark zu, da er selbst alles genau verbessern, abschreiben lassen und wieder durchsehen mußte. Am Weihnachtstage sandte er den Schluß an Iffland. Aber er hatte sich verleiten lassen, einen starken Katarrh, den er sich in dem feuchtkalten Schlosse zugezogen hatten, um nicht in der Arbeit gestört zu werden, durch ein neues gewaltsames Mittel zurückzuwerfen. Äußerst verstimmt wurde er durch Schillers Meldung, der Herzog habe, wie er höre, sein entschiedenes Mißfallen gegen ihre vorgeschlagenen Festlichkeiten zu erkennen gegeben, und unter andern getadelt, daß dies ohne Zuziehung der Theaterdirektion unternommen worden. Hiernach könne er keinen Antrieb mehr haben, schrieb Schiller tief verletzt, sich damit zu beschäftigen. „Wir wollen in Gottes Namen uns in unsere Poesieen vergraben und von innen zu produzieren suchen, da uns die Produktion nach außen so schlecht gelungen ist.“ Karl August scheint das Ganze für einen Gedanken Schillers gehalten zu haben, dem er wenig prudentia externa zuschrieb, obgleich er annehmen mußte, auch in diesem Falle werde Goethe davon wissen, den er deshalb hätte befragen sollen. Daß sich Parteien in Weimar dagegen erhoben, bemerkt Schiller selbst später; man könnte an den Einfluß der Jagemann denken. Nach andern hätte der Herzog alle Festlichkeiten wegen des Unglücks Österreichs verboten, dessen Hauptstadt von Moreau bedroht war. Jedenfalls mußte auch Goethe durch das jähe Eingreifen des Herzogs verletzt werden. Am 26. kehrte er nach Weimar zurück. Schelling, der nach Bamberg reiste, begleitete ihn und wohnte in seinem Hause. Da ihm die Besetzung der Stelle des nach Berlin ehrenvoll berufenen Arztes Hufeland am Herzen lag, forderte er Schelling zu einer Schilderung der ihm bekannten Mediziner Marcus und Röschlaub auf. Am 30. sandte er die Handschrift des „Tankred“ an Schiller, mit dem er abends, wo er Meyer und Schelling treffen werde, weiter über das Stück sprechen wolle. Auf der Redoute zum Schlusse des Jahrhunderts stellte Goethe einen Maskenzug; nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling sich in ein Nebenkabinett zurück, wo es sehr heiter zuging.

Am Neujahrsabende freute sich Goethe der Aufführung von Haydns Schöpfung. Den folgenden Tag ward er von einem bösen Katarrh befallen, am 3. trat die Blatterrose hinzu, und schon am 7. war das Übel so bedenklich, daß der Herzog den Hofrat Starck von Jena kommen ließ. Dieser fürchtete einen Hirnschlag, und der Zustand blieb längere Zeit bedenklich. Am 13. konnte Schiller an Körner berichten, Goethe lasse ihn grüßen, und alles sei wieder auf gutem Wege; doch erst am 15. erklärten die Ärzte die Gefahr geschwunden. Den 19. fühlte Goethe sich so wohl, daß er dem Her-

zog Glück zur Reise nach Berlin wünschen konnte. Dieser erwiderte: „Erst übermorgen kann die Antwort von Berlin kommen, welche bestimmen wird, ob und wann ich hin muß; möglich wäre es, daß die Mecklenburgische Herrschaft [die Erbprinzessin war eine russische Großfürstin] nicht so lange dorten bliebe, daß ich sie noch anträfe. Ich glaube dieses zwar nicht. Alsdann ging' ich nicht hin und müßte mir auf eine andere Weise helfen. Dazu kommt noch, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Kondukteur Rabe [der beim Schloßbau mitwirken sollte] schon unterweges sein muß. Warten wir den Mittwoch noch ab; ist alsdann meine Abreise bestimmt, so muß ich eine Estafette nach Berlin senden, um mir Pferde und Quartier zu bestellen, und alsdann kann man Gentzen mit dieser Gelegenheit schreiben. Mich freut es, deine Handschrift wieder zu sehen." An demselben Tage sandte er Starck ein Andenken zur Erinnerung an die Zeit, die er „mit glücklichem Erfolge am Krankenlager Goethes so rühmlich und nützlich zugebracht habe". Den 19. besuchte er Goethe wieder; er traf Schiller und Herder, von denen der letztere über diesen „Dreiklang" krankhaft verstimmt wurde. Der Herzog reiste am 24. mit Wolzogen ab, nachdem er sich persönlich von Goethe verabschiedet hatte. Auch die Herzogin-Mutter kam mit ihren Hofdamen. Die Herzogin Luise litt an den Augen. Schon am 29. ging Goethe mit der jungen Schauspielerin Caspers die Rolle der Amenaide in „Tankred" durch. Auf der Redoute dieses Abends erschien ein von der Hofdame der Herzogin Amalie von Imhoff angeordneter Maskenzug der edelsten deutschen Dichtungen, unter ihnen „Iphigenie", „Götz" und „Wilhelm Meister". Den 30. wurde zum Geburtstage der Herzogin „Tankred" aufgeführt; die erwünschte Kunde vom glücklichen Erfolge erhielt Goethe sofort durch Schiller, der während seiner Krankheit alle Proben geleitet.

Schon am 7. Februar ging Goethe wieder an „Faust". Schiller besuchte ihn regelmäßig abends. Als ein starker Schnupfen diesen am 9. zurückhält, schreibt ihm Goethe: „Freilich hätte ich gehofft, Sie heute Abend in meiner Einsamkeit zu sehen. Arbeiten möcht' und könnte ich wohl, besonders auch Ihnen zur Freude, wenn nicht mein zerrissener Zustand mir fast alle Hoffnung und zugleich den Mut benähme." Am 11. machte Starck die letzte, etwas schmerzliche Operation an dem leidenden Auge. Abends las Schiller ihm zu seiner höchsten Freude die drei ersten Aufzüge seiner „Jungfrau" vor. Am 18. brach bei der Aufführung des „Don Juan" ein ärgerlicher Streit zwischen der Jagemann und dem Kapellmeister Kranz über die Wahl des Zeitmaßes aus. Da keine Partei nachgeben wollte, entstand bei der Aufführung ein Skandal. Natürlich wurde darüber an den Herzog berichtet, der zu Gunsten der Jagemann entschied und Kranz, den er früher so wert gehalten, förmlich seines Dienstes enthob; wenigstens sollte er nicht in

Stücken dirigieren, in welchen die Jagemann sang. Für das Theater war dies ein starker Verlust. Schon am 20. hielt Goethe wieder eine Probe im Theater. Den 1. März schrieb ihm der Herzog bei Übersendung eines Schächtelchens der Frau von Grotthus: „Abänderungen, die der König mit den Depots gemacht hat, davon er mich benachrichtigte und mir dabei äußerte, daß ich hier bleiben möchte, verursachen mein längeres Ausbleiben. Ich hoffe den 16. oder 18. zu Hause zu sein. Wolzogen wird dir schreiben, daß und wie wir mit Gentzen zu Rande gekommen sind. Wir haben ihn nun sicher sechs Monate hintereinander bei uns. Allerhand Sachen haben wir zusammengesucht, die zum Teil zu Modells, zum Teil zum Gebrauch dienen können. ‚Tankred‘ wird den 10. gegeben; ich bekomme ihn noch zu sehen. Mit Ifflands Hinkommen zu uns scheint noch nichts gewiß zu sein. Vom hiesigen Theater bin ich nicht sonderlich erbaut: außer bürgerlichen Konversationsstücken können sie nichts; die ‚Wallensteins‘ gehen erbärmlich. Ich bin im Willen, dir die Partitur von Reichardts ‚Geisterinsel‘ mitzubringen, wo wirklich schöne Musik darinnen ist, die sich eine Weile bei uns halten möchte. Ein paar Tage bin ich an einem bösen Halse krank gewesen. Befinde dich wohl und leb wohl, mein Lieber.“ Das Urteil über das Berliner Schauspiel, bei welchem der Vergleich mit dem eigenen zu Grunde lag, war für Goethe sehr ehrenvoll. Seine sofortige Erwiderung beginnt mit dem Wunsche, daß diese ihn ganz hergestellt antreffen möge, damit er das an mancher Unterhaltung reiche Berlin recht genießen könne. Die Gentzischen Zeichnungen wolle er bis zu Rabes Ankunft aufheben. Nachdem er der Arbeiten gedacht, die sie den Quadratoren und Stuckatoren aufgetragen, spricht er seine Freude über die gemeldete längere Anwesenheit von Gentz aus, da eine sichere und schnelle Ausführung nur dann möglich, wenn der Meister selbst die täglich vorkommenden Rätsel löse. Von sich berichtet er, daß seine allmähliche Genesung zu gelingen scheine, doch hätten sich Geschwulst und Mißfarbe des untern Augenlids noch nicht ganz verloren. Wolzogen erwiderte er denselben Tag launig: „Da wir nichts Wichtiges [im Schloßbau] zu behandeln haben, so verwandeln wir gelegentlich Kleinigkeiten in Wichtigkeiten, wodurch denn auch der Zweck erreicht wird, daß die Zeit mit einigem Interesse vergeht.“

Leider schonten diejenigen, die Goethes Herstellung zu fördern sich hätten angelegen sein lassen sollen, den eben Genesenden nicht. Am 7. waren die Jagemann und die Schauspielerin Vohs wegen der Rolle der Thekla in Streit geraten; letztere erklärte, diese der Jagemann überlassen zu wollen, obgleich die Herzogin ihr durch ihren Mann die schmeichelhaftesten Dinge über ihr Spiel derselben habe sagen lassen, worauf diese erklärte, sie wolle sie nun gar nicht. Als der Herzogin, welche der Jagemann ihren Wunsch, sie in dieser Rolle

zu sehen, geäußert hatte, dies zugetragen wurde, klagte sie, daß Goethe und Schiller sie nicht unterstützten. Schillers Gattin, die in der Erzählung der Sache nicht ganz unparteiisch ist, berichtet, Goethe habe erklärt, nicht nachgeben zu dürfen, weil er sonst wegen jeder andern Schauspielerin ebenso geplagt werden könne, er sei des Protegierens satt. War dies der Fall, so hätten Frau von Schiller und die Herzogin die Reizbarkeit dem Genesenden wohl zugute halten sollen. In der Sache war Goethe im vollen Rechte; er hatte vom Wunsch der Herzogin gar nichts gewußt, da der von dieser damit beauftragte Kirms ihm kein Wort davon gesagt hatte, und als Direktor durfte er die getroffene Verteilung nicht ohne weiteres ändern. Schillers Gattin aber verschlimmerte die Sache, indem sie diesen beschwur, doch der Herzogin zu zeigen, daß er die Vohs nicht gegen die Jagemann habe bevorzugen wollen; dadurch ließ er sich verleiten, der Jagemann ihre Rolle selbst und unter seiner Namensunterschrift zuzustellen, wogegen die Vohs sie durch den Wöchner erhielt. Die vornehmen Weimarischen Damen waren entrüstet darüber, daß Goethe eine getroffene Verteilung nicht hatte ändern wollen, sondern gebührend die Würde seiner Stellung gewahrt. Ein Brief Goethes an Kirms, den er zurecht wies, daß er ihm zur Zeit nichts vom Wunsche der Herzogin gesagt, beruhigte die Herzogin einigermaßen, aber sie bestand darauf, die Vohs als Thekla nicht zu sehen. Noch viel schlimmer ist, was gleichfalls Schillers Gattin berichtet: die Herzogin habe gewünscht, daß „Wallensteins Tod" am 21. gegeben werde (was wirklich geschah, gerade eine Woche nach den „Piccolomini" und dem „Lager"), damit sie, da an diesem Tage der Herzog zurückkehren sollte, einen äußern Grund habe, aus dem Theater zu bleiben, da sie gefürchtet, Goethe werde, finde die Vorstellung später statt, sich hinter den Herzog stecken, daß dieser sie berede, hineinzugehen. Ein solcher Verdacht grenzt an das Unglaubliche, aber fast unglaublich ist auch die eigene Äußerung von Schillers Gattin, sie „gönne Goethe diese kleine [wie sich herausgestellt hatte, ganz grundlose] Kränkung". Die Herzogin besuchte „Wallensteins Tod" nicht. Goethe gab an dem zwischen beiden Vorstellungen liegenden Sonntag eine Gesellschaft, in welcher die Jagemann sang. Dieser sich ungünstig zu zeigen, fiel ihm gar nicht ein, wie lästig es ihm auch fiel, daß des Herzogs Geliebte unter den Schauspielern war, welche deren herrischen Stolz nur zu sehr fühlten.

Schiller war am 5. zur Vollendung der „Jungfrau" nach Jena gegangen. Goethe, dem die damals für ihn so böse Weimarische Luft nicht zusagen konnte, begab sich am 25. nach seinem Gute, wo er den ersten Pachter auszuklagen und einen neuen einzusetzen hatte. Des Herzogs Rückkunft hatte sich infolge eines Unwohlseins immer mehr verspätet; er hatte plötzliches Er-

brechen bekommen, wodurch der Shawl der Mecklenburgischen Erbprinzessin beschmutzt wurde. Es gingen darüber schlimme Gerüchte. Erst am 27. kehrte er heim, Goethe aber fühlte sich länger zurückgehalten, da ihm die frische Luft wohl that und die Beschäftigung mit gewöhnlichen Dingen eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit hervorrief, wie er sie lange bei seinem gespannten geschäftlichen und geistigen Leben nicht empfunden hatte. Auch Schillers am 1. April erfolgende Ankunft zog ihn nicht zurück. Wolzogen kam eines Tages, um wegen des Schloßbaues mit ihm zu verhandeln, ihm manches von Berlin zu erzählen und ihm von seinem Auftrage zu berichten, in Petersburg die Stimmung über die Verlobung des Erbprinzen mit einer Großfürstin zu erkunden. Durch Wolzogen lud er auch den Herzog ein. Am 9. kam Meyer, aber ohne den zugleich erwarteten Schiller. Denselben Tag schrieb der Herzog an Goethe: „Mit dem besten Willen, morgen zu dir zu kommen, bin ich aber nicht imstande, meinen Vorsatz auszuführen. Die Gothaischen Prinzchens liegen mir auf dem Hals; ich habe eine geöffnete Ader, die nicht zuheilen will, und bei der Niederlage [Bettlägerigkeit] meiner Magier [Geheimräte] muß ich vom einen zum andern laufen, um die Geschäfte ein bischen im Gange zu halten. Bei der Schwäche ihrer Häupter darf wenig auf einmal, aber täglich muß etwas vorgenommen werden. Ich komme also nicht. Wolzogen wird dir gesagt haben, wie die Sachen stehen, und daß er nach Rußland eilt, um uns Gewißheit zu verschaffen. Den jungen Voigt gebe ich ihm mit. Hoffentlich sehe ich dich Montags [den 14.]. ‚Tankred‘ ist recht gut gegangen. Leb wohl.“ Den 13. lud er ihn von neuem ein, wahrscheinlich auf Goethes Anzeige, daß er den 14. noch nicht komme. Seiner Gesundheit wegen, schrieb Karl August, werde er vor Ende der Woche nicht hinauskommen können, um die Chausseesache (es handelte sich um die an Goethes Gut vorübergehende Straße nach Eckartsberga) in Ordnung zu bringen; über ein paar Punkte, den Schloßbau betreffend, die er beilegte, wünsche er ihn einen dieser Tage an Ort und Stelle zu sprechen. Die beiden Punkte bezogen sich auf die einstweilige Einräumung von ein paar Zimmern auf dem obern Stocke des Schlosses an die Generalpolizeidirektion und das Einhängen aller fertigen Thüren und Fenster.

Am 15. kehrte Goethe vorläufig zur Stadt zurück. Schiller hatte eben seine „Jungfrau“ vollendet, und es handelte sich um den Versuch, Lessings „Nathan“ auf die Bühne zu bringen. Auch dem Herzog ward das letztere Stück vorgelegt. Am Morgen des 21. kehrte Goethe aufs Land zurück; kurz vor der Abreise sandte der Herzog den „Nathan“ zurück, in welchem er eine Stelle als zu auffallend und am Ende nicht ganz notwendig wegzulassen riet. „Im ganzen aber ist es eine fürchterliche Entreprise, das Ding zu spielen“,

fügte er hinzu; „ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsere Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Kontouren und wenigen Linien bezeichnet ist. Glückliche Wiederkunft und leb wohl.“ Aber seine Gutsangelegenheiten beschäftigten Goethe so lebhaft, daß ihn auch die bedeutenden Opernvorstellungen nicht zur Stadt zu ziehen vermochten. Am 25. gab er dem Bauinspektor, der ihn besucht hatte, einen Brief an Kirms mit, worin er um etwas Meubel für den erwarteten Prof Gentz bat, dem dieselbe Wohnung, wie früher Thouret, bestimmt war.

Kaum hatte Goethe Weimar verlassen, als der Herzog Frau von Wolzogen bat, von Schillers „Jungfrau von Orleans“, von der er habe munkeln hören, ihm, ehe sie in die Welt trete oder zur Aufführung vorbereitet werde, die Handschrift zu verschaffen. „Das Sujet“, schrieb er, „ist äußerst scabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wissen. So oft und dringend bat ich Schillern, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst jemandem, der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wollte. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich gewesen sein: aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich dringend wünschen, die neue Pucelle zu perlustrieren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundere.“ Dieses barsche Eindrängen schiene, selbst bei Karl Augusts Anmaßung, er wisse besser, was sich für die Bühne schicke, als die beiden Dichter, ganz unbegreiflich, wäre nicht die Triebfeder seines Verhältnisses die liebe Jagemann gewesen, der die Rolle der Heldin zufallen mußte, die aber freilich (denn sie konnte kaum diese Heldenrolle einer andern gönnen) dem Spotte der durch ihr Verhältniß zum Herzog gerade nicht erbauten Zuschauer als Jungfrau und bei ihrer kleinen Figur als Heldin anheim zu fallen fürchten mußte. Bei seiner entschiedenen Absicht, diese Jungfrau von der Weimarischen Bühne fernzuhalten, trat Karl August mit der rücksichtslosesten Schärfe auf, die es sogar übersah, daß Schiller seinen einsichtigsten Berater in Goethe habe, daß nur der Dichter wisse, was für ihn in dem Stoffe liege, daß dieser, wenn ihn der wahre Geist beseelt, auch das von der Frivolität in den Staub getretene Hohe in den reinsten Äther zu erheben vermöge, und die Beschränkung des Französischen Dramas dem deutschen Genius, wie es Schiller so schön in seinen Stanzen an Goethe ausgesprochen hatte, nicht aufgedrungen werden dürfe. Schiller mußte dem Befehle nachkommen, und er war gefaßt, der Herzog werde das Schauspiel auf seiner Bühne nicht zulassen, was aber seiner Dichtung den Weg auf andere Bühnen nicht versperren könne. Karl August

sagte, noch ehe er die Handschrift Schiller zurücklieferte, seiner Gattin und Schwägerin, das Stück könne nicht gespielt werden. Als Goethe, der von allem nichts wußte, Schiller fragte, ob „die tapfere Jungfrau sich weiters produziert habe“, berichtete dieser, daß er dem Herzog die Handschrift habe schicken müssen, welcher trotz der unerwarteten Wirkung, die sie auf ihn geübt habe, sie nicht zur Aufführung geeignet finde. „Und darin könnte er recht haben“, fügte er trocken hinzu, und erklärte, sie auch nicht aufs Theater bringen zu wollen, wobei er der „schrecklichen Empirie des Einlernens, des Behelfens [auf der kleinen Weimarischen Bühne] und des Zeitverlustes der Proben“ gedachte. Goethe, selbst durch des Herzogs Verfahren äußerst verletzt, erwiderte, er möchte einer Vorstellung des Stückes nicht ganz entsagen, ja er bot sich Schiller zur Einübung und zum Halten der Proben an. Vor der Rücksendung des Stückes strengte sich der Herzog an, in einem ausführlichen Briefe an Frau von Wolzogen, den sie vielleicht Schiller lesen lassen könne, sich gegen die Aufführung zu erklären, da er das Stück sich nur als Heldengedicht denken könne. Vor dem Drucke würde Schiller wohl noch einem oder dem andern Verse nachhelfen, einige Ausdrücke mildern, etliche Cäsuren bessern; dann möchte er es auch wohl auf dem Theater sehen, doch lieber es lesen. Schiller werde erkennen, daß er vor der Aufführung das Stück abkürzen und hie und da etwas, das sich gar zu sehr der biblischen Schaubühne nähere, abändern müsse. Die Schlußbemerkung, er selbst möchte auch nicht um ein Wort ärmer im Besitze dieses Meisterwerkes werden, war nach einer solchen Schulmeisterei nichts als eine wirkungslose Höflichkeit. Des Pudels Kern trat in dem Begleitschreiben an die Wolzogen hervor. Karoline (die Jagemann) sei ihm zu lieb, schrieb er, als daß er ihr schönes Talent und Bemühen so zwecklos und ihr nachteilig hier gezwungen sehen sollte. Freilich zu dem Voltaireschen „Mahomet“ hatte sie sich bereden lassen, aber als Schillers keusche, von ihrer heiligen Sendung begeisterte Jungfrau durfte sie nicht auftreten, auch diese glänzende Rolle keiner andern überlassen. Karl August war glücklich, als Schiller von der Aufführung abstand, wie tief diesen auch solch ein herrisches Eingreifen verletzte. Schillers Wert erhöhe sich durch seine beispiellose Gefälligkeit außerordentlich in seinem Herzen, schrieb er an Frau von Wolzogen, und er wünsche sehnlich ihm so gute Tage in seiner Art machen zu können, als er ihm bei Lesung seines Stückes und heute [durch seine Gefälligkeit] gemacht habe.

Wenn Karl August so die „Jungfrau“ abbefohlen, so hatte Schiller unterdessen die Bearbeitung des „Nathan“ für die Bühne beendet. Sie werde ihm zugeschickt werden, damit er die Rollen verteile, schrieb er an Goethe. „Ich will mit dem Schauspielervolke nichts mehr zu schaffen haben“,

fügte er in ärgster Verstimmung hinzu; „denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten: es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“ Und diesen Imperativ durfte Goethe selbst nicht gegen die Jagemann anwenden. Daß diese bei des Herzogs Verbannung seiner „Jungfrau“ persönlich beteiligt war, konnte Schiller nicht entgehen, der vor kurzem sich ihrer so überfreundlich gegen die Vohs angenommen hatte.

Erst kurz vor der Abreise des Herzogs zur Magdeburger Revue, in der ersten Woche des Mai, kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo jetzt auch wohl Gentz angekommen war, der sich mit Einsicht und Eifer des Schloßbaues annahm. Der Herzog hatte in letzter Zeit wieder mehrfach mit Herder zu verhandeln gehabt, da der eben gestorbene Oberkonsistorialrat Weber ersetzt werden mußte und jener endlich die Stelle des abgegangenen Präsidenten erhalten sollte. Am 24. April hatte Herder zur erstern Stelle den Pfarrer Günther in Mattstedt empfohlen, der auch ein guter Kanzelredner sei. Der Herzog war darauf eingegangen. Am 8. Mai schrieb er an Herder: „Der Geheimrat Schmidt wird während meiner Abwesenheit, die bis zum 29. dieses dauert, mit Ihnen bereden, ob Veränderungen in Ihren geistlichen Dienstverrichtungen sich nötig machen, wenn ich Ihnen die Präsidentenstelle des Oberkonsistorii übertrage, welches erfolgen wird, sobald ich wieder nach Hause komme. Ich sollte wohl nicht glauben, daß es nötig wäre, etwas zu ändern. Wegen Wiederbesetzung der Stiftspredigerstelle waren wir neulich einerlei Meinung. In Ansehung des Projekts mit Pfarrer Günther habe ich mit Gottlob von Egloffstein, und dieser hatte schon mit Günther gesprochen. Er glaubt, daß, wenn Günthers Schwager, der Pfarrer aus Wormstedt, Reimann, den Mattstedter Dienst bekäme, so bliebe unsere Kohlengemeinde [in Mattstedt] gut beleitet. Wenn auch dieses Ihre Absicht ist, so können Sie mir bei meiner Ankunft die nötigen Vorschläge deshalben thun.“ Der Herzog nahm seinen Weg über Halberstadt, wo der Erbprinz sich zum militärischen Dienste vorbereitete und auch dessen jüngerer Bruder sich augenblicklich befand; beide begleiteten ihn nach Magdeburg.

Goethe beschäftigte sich außer mit dem Schloßbau mit der Parkanlage, auf die in diesem Jahre, wie im vorigen, 9000 Thaler verwandt wurden. Auch das Theater forderte sein beständiges Eingreifen. Die Verbindung mit Schiller dauerte unverändert fort. Jetzt kam auch eine ihm seit seiner Krankheit am Herzen liegende Angelegenheit, die Anerkennung seines Sohnes August, zu stande; dieser sollte ihn nach Pyrmont begleiten, dessen Bad ihm die Ärzte zur völligen Herstellung dringend anrieten. Er ging darauf um so lieber ein, als er schon längst die Göttinger Bibliothek zu seiner Farbenlehre zu

benutzen sich vorgesetzt hatte, und es ihn anzog sich ein vollständigeres Bild der dortigen Universität zu machen, als er es bei dem kurzen Besuche vor achtzehn Jahren gekonnt. Doch mußte er erst die Rückkunft des Herzogs erwarten, die am 29. erfolgte. Derselbe litt damals stark an Krämpfen, wogegen ihm gleichfalls Pyrmont verordnet war, doch wurde er davon durch die Rücksicht auf Zeit und Geld zurückgehalten.

Am 5. Juni verließ Goethe mit seinem August Weimar. Der Herzog unterzeichnete an demselben Tage Herders Ernennung zum Präsidenten mit Erhöhung seines Gehaltes um 100 Thaler. Der Aufenthalt in Göttingen war Goethe unterhaltend und belehrend; zu besonderer Freude gereichte ihm die heitere Gegenwart seines August. Am 12. fuhr er nach Pyrmont, wo bald zu seiner höchsten Freude auch Griesbach nebst Gattin und Schwager ankamen. Bei dem stürmisch-regnerischen Wetter war er freilich mehr, als er wünschte, auf das Haus angewiesen, wo er sich meist mit der Farbenlehre beschäftigte. Natürlich zog ihn auch das Theater an. Unter den Schauspielern waren manche, die ein recht gutes Ansehen hatten und bildungsfähig schienen, aber obgleich die Gesellschaft im ganzen eher gut als schlecht war, brachte sie nichts Erfreuliches hervor; der Naturalismus, die Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten herrschten hier, wie überall, schrieb er an Schiller, und verhinderten das Zusammenbrennen des Ganzen. Die Kur griff ihn sehr an. Der Herzog, der seine Rückkehr hatte abwarten wollen, schrieb ihm zu seiner Überraschung am 26., er werde am Abend des 10. Juli in Pyrmont ankommen, da die fatalen Krämpfe ihn seit Goethes Abreise schon dreimal niedergeworfen hätten und das Bad für ihn notwendig geworden. Nachdem er seine Sorge für gehörige Unterkunft in Anspruch genommen, fuhr er fort: „Kannst du meine Ankunft in Pyrmont abwarten, so wäre mir dieses sehr lieb; denn ich möchte dir gerne den jetzigen Zustand des Schloßbaues, mit dem du hoffentlich zufrieden sein wirst, übergeben und dir einige Notizen darüber beibringen. Gentz benimmt sich ganz vortrefflich. Aus Rußland habe ich gute Nachrichten eingezogen. Deine Gesundheit befindet sich wohl an der trefflichen Heilquelle erneuert und frisch belebt? Herzlich wünsche ich es. Auch ich suche Trost dorten, um mit dir noch etliche Jahre vergnügt und nützlich zu vertreiben. Leb wohl.“ Aber schon drei Tage später sandte er seinen Kammerdiener mit folgenden Zeilen: „Ein dunkles Gerüchte, mein Lieber, daß um die Zeit, wenn ich nach Pyrmont kommen will, die Quartiere so sehr rar sein würden, und die Vermutung, daß du so vielen geist- und gefühlreichen Damen wirst aufwarten müssen, dergestalt daß meine Bequartierung dir eine Zeit rauben möchte, die du galanter anwenden kannst, so habe ich mich mit Gott entschlossen, meinen Mephisto an dich

abzusenden, damit er dir hülfreiche Hand bei Unterbringung und Anschaffung meiner Bedürfnisse reiche. Dazu kömmt, daß dem armen Teufel es gut behagen wird, wenn er ein Tager achte, ohne an meinem Leibe warten und schaben zu müssen, ruhig zu seinem Besten baden und trinken kann. Also — empfehle ich ihn dir bestens und dich ihm im Fall der Not, da Gott vor sei. Bei mir ist die höchste Zeit, daß die schwarze oder weiße Fahne wehe [Anspielung auf die Sage von Ägeus]; Pyrmont wird für das eine oder das andere sorgen. Die Schwindel, Krämpfe, Schlaflosigkeiten sind da zu Haufen, dabei kurzer Atem und Beängstigung. Alles bringe ich dir mit und will es wo möglich nebst deinem leidigen Überflusse dort lassen. Der Fürst von Dessau ist hier; er geht nach Baden zum Markgraf, und will suchen, dorten seinen lahmen, zerfallenen Arm zu heilen. Grüß Griesbach, befinde dich bestens und leb wohl."

Als der Herzog am 9. Juli ankam, befand sich Goethe infolge der Kur in einem so reizbaren Zustande, daß er nachts an den lebhaftesten Blutwallungen litt, ihn am Tage das Gleichgültigste außerordentlich aufregte, wonach kein ruhiges Zusammenleben mit ihm stattfinden konnte. An Schiller schrieb er den 12.: der Herzog befinde sich im Falle aller Ankommenden, er hoffe und amüsiere sich; dagegen finde er, als ein Abgehender, sehr mäßigen Gewinn und die Weile wolle ihm alle Tage länger werden, so daß er mit Sehnsucht seiner Erlösung entgegensehe, die sich wahrscheinlich den 15. ereignen werde. Aber erst am 17. verließ er Pyrmont. Der darauf folgende vierwöchentliche Aufenthalt in Göttingen war nicht allein sehr ergiebig für seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern auch höchst genußreich, da ganz Göttingen ihm zuströmte und es an Mittags- und Abendgesellschaften, Spaziergängen und Landfahrten nicht fehlte; auch die Gegenwart seines muntern, wißbegierigen Knaben erfreute ihn. Auf seinen Wunsch kam Christiane mit Meyer nach Kassel, das sie am 21. August verließen. In Gotha fand er beim Prinzen August die herzlichste Aufnahme.

Am 30. kehrte er in bester Stimmung nach Weimar zurück, wo der Herzog sich schon seit dem 4. befand und regsten Anteil am Schloßbau nahm. Über diesen konnte Goethe, obgleich er es an sorglicher Überwachung und Teilnahme nicht fehlen ließ, beruhigt sein, da es sich nicht, wie bisher, um abermals abzuändernde Abänderungen, sondern um eine schließliche Feststellung des Bleibenden handelte, wenn auch freilich die freie Ausführung eines aus der Seele eines Künstlers geflossenen Planes sowohl durch die stehen gebliebenen Grundmauern wie durch die im Laufe der Zeit gemachten Änderungen gehindert wurde. Jetzt waren auch die Preiszeichnungen, Preisgemälde und Preislustspiele eingegangen. Erstere wurde mit denjenigen, welche im

verflossenen Jahre den Preis gewonnen hatten, und andern Arbeiten älterer und neuerer Meister gegen Eintrittsgeld in zwei Zimmern des Theaters ausgestellt. Auch die am 21. mit „Maria Stuart" beginnenden Gastvorstellungen der Unzelmann forderten mancherlei Vorbereitungen.

Schiller befand sich zur Zeit in Dresden. Auch dahin sandte Karl August ihm durch Frau von Wolzogen seine aufdringlichen Mahnungen. „Sagen Sie ihm", hieß es, „daß er mehr die Galerien und die Kunstwerke als die Elbufer genießen möge; erstere werden ihm begreiflich machen, daß jedes Kunstwerk, das Menschenalter und Generationen für vortrefflich ehrten, immer im engen Raum eingeschlossen blieb und so verehrt wurde. Die breiten Räume der Natur erreicht kein menschliches Bestreben, und dieses, folgt es jener nach, amendiert nicht die Quantität seines Wertes, sondern verliert sich im Grenzenlosen eines Raumes, der nicht in den brauchbaren Raum des Maßstabes paßt, dessen sich der menschliche Geist nicht entübrigen kann." Es war doch stark, daß ein Dichter, der so eingehend mit seinem großen Freunde Goethe sich um die Entdeckung der Gesetze der einzelnen Dichtarten, insbesondere des Dramas, im Gegensatze zum Epos bemüht und aus längerer Erfahrung sich überzeugt hatte, was auf der Bühne wirke und daß jedes Drama eine dem besondern Stoffe gemäße Behandlung fordere, die freilich der notwendigen theatralischen Beschränkungen sich fügen müsse, durch die Dresdener Gemälde sich belehren lassen sollte, er dürfe seine Dramen nicht zu lang machen, müsse sie über den französischen Leisten schlagen. Freilich klagten manche über die Länge der Schillerschen Dramen, aber dieser theatralische Mangel hing mit ihren Vorzügen zusammen, und Schiller selbst bemühte sich schon seit dem „Wallenstein", möglichst das geforderte Maß innezuhalten. Und gar die Rücksichtslosigkeit, dem nach Erholung in der frischen Natur sich sehnenden Dichter den Genuß der schönen Elbufer zu mißgönnen!

Die bis zum 1. Oktober dauernden Gastvorstellungen der Unzelmann wirkten bedeutend auch für Anregung und Steigerung der Schauspieler. Der am 8. Oktober erfolgende Tod des alten Büttner in Jena legte Goethe die Last der Entwirrung und Ordnung von dessen in Wust und Schmutz liegender, der Universität anheimgefallener Büchersammlung auf. Am 17. (Schiller war durch Unwohlsein gehindert) wohnte er einem vom Herzog zu Ettersburg gegebenen Mahle bei, zu welchem später die Jäger von der Parforcejagd kamen. Als Goethe den 18. (es war das erste Mal in diesem Jahr) nach Jena ging, wo er auch seinen wissenschaftlichen Arbeiten sich widmen wollte, überließ er wieder dem noch leidenden Schiller die Leitung der Bühne. Dieser hatte sich, da er zwischen verschiedenen neuen dramatischen Planen schwankte, vorläufig zur Bearbeitung von Gozzis „Turandot" gewandt, von

der man sich am Geburtstage der Herzogin einen guten Erfolg versprach. Zur Feier des Geburtstages der Herzogin-Mutter, am 24., war Einsiedels Bearbeitung der „Brüder“ des Terenz bestimmt, die in Masken gespielt wurde. Auch Goethe wurde zu dieser auf einige Tage nach Weimar gezogen. Damals verabredete er mit der Gräfin von Egloffstein, Schiller, Wolzogen und ihren Frauen ein alle vierzehn Tage bei ihm stattfindendes Mittwochkränzchen; schon ehe Schiller nach Weimar zog, hatte er mit Voigt einige gesellschaftliche Pläne besprechen wollen. Es sollten im ganzen sieben Paare sein, zu denen einige Gäste geladen würden, zum ersten Mal der Herzog, die Prinzen und die Prinzessin. Am Tage vor dem ersten Kränzchen am 10., Schillers Geburtstag, kehrte Goethe zurück. Bei diesem ward flott gesungen, auch ein von Goethe gedichtetes Stiftungslied, und lustig getrunken.

Von Berlin aus erklärte die Unzelmann sich gegen Schiller bereit, in Weimar die Jungfrau zu spielen, da diese Rolle in Berlin nicht ihr, sondern der Frau Meyer zugefallen war. Schiller ging darauf freudig ein, doch müsse sie sich entschließen, mit ihrem Ruhme vorlieb zu nehmen, da das Weimarische Theater für ein vom Herzog ausgeschlossenes Stück kein Spielhonorar zahlen könne. Schon in Leipzig hatte seine „Jungfrau“ einen Triumph gefeiert, und dasselbe geschah am 23. auf der Berliner Bühne. So rächte sich des Herzogs Engherzigkeit, da es nicht fehlen konnte, daß man jetzt die Ursache erfuhr, weshalb seine Bühne dieses die edelsten vaterländischen Gefühle weckende Drama nicht hatte bringen dürfen.

Leider war derselbe kurz vorher von seiner fürstlichen Laune zu einer bittern Verletzung Herders hingerissen worden. Adalbert Herder hatte in Baiern das Gut Stachesried sich angekauft, wozu die Anzahlungsgelder ihm gute Freunde verschafft hatten, aber leider durfte dort ein jeder Adlige einem Bürgerlichen während des ersten Jahres sein erkauftes Gut für denselben Preis abnehmen. Da nur ein Adelsbrief den Besitz des Gutes sichern konnte, wandte Herder sich deshalb an den ihm befreundeten Präsidial- und Hofsekretär von Retzer in Wien, der sich nicht scheute, ihn einfach im Stiche zu lassen. Als nun Adalberts früherer Herr sein Einstandsrecht gegen ihn zu gebrauchen drohte, drängte die väterliche Liebe Herder zu der Bitte an seinen bewährten alten Freund Graf Görtz, ihm das baierische Indigenatsrecht mit adligen Freiheiten zu verschaffen. Doch der Kurfürst durfte die Edelmannsfreiheit nicht mehr erteilen. Görtz half Herder in großmütigster Weise dadurch aus der Not, daß der Kurfürst ihm ohne sein Ansuchen den kurfürstlichen Adelsbrief als „Belohnung seiner allgemein anerkannten und längst geadelten Verdienste“ erteilte. Als Herder diese Erhebung dem Herzog pflichtschuldigst anzeigte, erwiderte dieser trocken und kühl: „Das Zeichen

von Hochachtung, das Ihnen der Kurfürst und sein Minister gegeben, machen jenem Ehre und mir Vergnügen, weil es so solide Vorzüge Ihrer Familie verschafft." Nicht Vergnügen, sondern bittersten Ärger hatte der Herzog darüber empfunden, wenn auch Schillers Erzählung, er habe damals erklärt, er wolle ihm selbst jetzt einen unwidersprechlichen, einen kaiserlichen Adel verschaffen, nicht für richtig gelten kann. Leider ist es zu wahr, daß Karl August, als Herder in der hergebrachten Form durch das Conseil seine Adelung anzeigte und um die gewöhnlichen Vorrechte des Adelstandes nachsuchte, diesen geistig hochstehenden Mann wie einen Bettler behandelte, ihn ohne Antwort ließ, ihm sogar das Recht nicht förmlich zuerkannte, das von seinem Namen vorzusetzen, wozu er sich erst fast zwei Jahre später durch Goethes Vermittlung verstand. So bitter rächte er an Herder dessen ihm tief im Blute liegende Verspottung des Adels und so manchen Verdruß, den er ihm gemacht, ohne den Beweggrund zu achten, der ihn zu dem Wunsche der Adelung getrieben, die selbst beim Kurfürsten zu beantragen er sich nicht hatte entschließen können. Karl August faßte diese Herder selbst widerwärtige, aber unentbehrliche Adelung als eine persönliche Beleidigung, und sein Groll war so stark, daß selbst Goethe ihn zu beschwichtigen nicht wagen durfte. Im Grunde zeigte ja schon der Umstand, welcher Herder trieb, um die Edelmannsfreiheit sich zu bewerben, wie unsinnig die Adelsvorrechte seien.

Am 23. bat Goethe Jacobi, der ihm eben von Paris aus geschrieben hatte, durch einen Pariser Kunstfreund ihm eine kurze Anleitung für einen dorthin reisenden jungen Künstler zu verschaffen; besonders angenehm würde es ihm sein, wenn man einem solchen von Zeit zu Zeit junge Leute empfehlen könne. Er hatte dabei zunächst den Maler Jagemann im Sinne, den der Herzog, nachdem er in Wien sich ausgebildet, zum Studium der italienischen Meister nach Paris senden wollte. Weiter heißt es in jenem Briefe: „Das alte poetisch-wissenschaftliche Wesen, das du an mir kennst, fahre ich eben fort auszubilden. Man lernt mehr einsehen, indem man weniger leistet, und so hat jede Jahrszeit des Lebens ihre Vorteile und ihre Nachteile. Die jährliche Kunstausstellung schafft uns viel Vergnügen und Nutzen, indem sie Gelegenheit zu einer in ihrer Art einzigen Unterhaltung gibt. Die übrigen Geschäfte, die ich treibe, beziehen sich auch auf Natur, Kunst und Wissenschaft." Den 28. betrat Lessings „Nathan" mit allgemeinem, des Herzogs Bedenken beschämendem Beifall die Bühne. Goethe wollte es jetzt auch mit W. Schlegels „Ion" versuchen. Er schickte das Stück ohne Nennung des Verfassers dem Herzog zur Beurteilung. Diese lautete: „Gewiß hat diese Schrift bedeutende Verdienste; da aber das gewählte Sujet nur weniger Abwechslung in seiner Bearbeitung fähig war, so war die natürliche Folge, daß viele überflüssige Mo-

mente eintreten mußten und mancherlei Überflüssiges, Gedehntes, Langweiliges in die Rede kam. Im ganzen ist das Opus wohl etwas sehr laulich, und die schwachen häufigen Lückenbüßer töten dasjenige, was ans Feurige sich hie und da nähert. Die Sprache ist, dünkt mir, meistens sehr hart, und bestärkt mich in dem Glauben, daß das Genus dieser Jamben äußerst gefährlich ist, indem bei einem Autor, der nicht von der Natur das Organ erhalten hat, diese Versart mit Eleganz aus seiner Feder fließen zu lassen, dieses Metrum in höckrichte, so zu sagen pedantische Prosa ausartet." Auch dieses harte, nicht ganz gerechte Urteil hielt Goethe nicht ab, den „Jon" als ein neues Bildungsmittel auf die Bühne zu bringen.

In dieser Zeit war Kotzebue aus Rußland nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wo er nach seiner berühmten Gefangenschaft erst recht die beiden großen Dichter auszustechen, besonders Goethe sich entgegenzustellen suchte. Am Hofe der Herzogin-Mutter hatte er sich schon früher beliebt gemacht, und jetzt gelang es ihm auch zu dem Erbprinzen und der Prinzessin in nähere Beziehung zu treten. Da er vergeblich gesucht hatte in Goethes Mittwochkränzchen zu kommen, so richtete er bei sich eine viel reichere und anspruchsvollere Donnerstagsgesellschaft ein, woran auch mehrere Damen des Goetheschen Kränzchens teilnahmen. Am 17. kam Kriegsrat Gentz mit seinem beim Schloßbau beschäftigten Bruder nach Weimar, wo der geistreich gewandte Politiker die ehrenvollste Aufnahme fand. Am 18. sah er auch Goethe und Schiller. Den folgenden Tag ward er bei Hofe vorgestellt und hatte mit dem Herzog ein äußerst belebtes und anziehendes Gespräch; auch besuchte er Kotzebue und Wieland. Mittags speiste er bei Hofe, wo er zwischen der Herzogin und der Prinzessin saß; nach der Tafel wurde das Gespräch mit dem Herzog, der Herzogin und dem Erbprinzen fortgesetzt. Abends (es war Donnerstag) ging er zur Theegesellschaft bei Kotzebue, wo das Vorspiel zu Schillers „Jungfrau" und ein schlechtes Sprichwort aufgeführt wurden. Die Johanna des Vorspiels, die Hofdame von Imhoff, zog ihn so an, daß er sich sterblich in sie verliebte. Vom Nachtessen entschuldigte er sich, da mit der Entfernung der Imhoff alles für ihn verschwunden war; weder der Erbprinz, noch die übrigen Hofdamen, noch die Gräfin Egloffstein konnten ihn halten. Der Imhoff trat er immer näher, sie ergriff seine Seele mächtig, ja er bildete sich ein ein neues Leben mit ihr anfangen zu können, durch sie aus dem Saulus ein Paulus zu werden. Sein Bruder führte ihn auch zur Herzogin-Mutter. Am Abend des 20. war er bei Goethe mit Wieland, Schiller und Herder; die Gesellschaft schien ihm kalt und beinahe fad. Den 21. frühstückte er bei der Göchhausen zugleich mit der Imhoff, der Wolfskeel und Kotzebue, speiste bei Voigt und wohnte an Schillers Seite einer

ausgezeichneten Vorstellung von „Wallensteins Tod“ bei; zum Abendessen war er bei Schiller mit Goethe, Meyer, Ridel und der Imhoff. Den 22. besuchte er die Jagemann, war mittags bei der Sonntagstafel des Hofes. So ging es Tag für Tag. Am 26. fand die Kotzebuesche Gesellschaft statt, wo die Imhoff und die Wolfskeel als Johanna und Agnes auftraten. Das Goethesche Kränzchen war wegen der herrschenden Masern ausgefallen. Am 28. speiste Gentz mit Kotzebue, Wieland, Herder u. a. mittags bei der Herzogin-Mutter, abends wohnte er der Vorstellung von Lessings „Nathan“ bei. Den 29. war er wieder bei der Sonntagstafel des Hofes, abends auf Goethes Thee mit Schiller nebst Gattin, Frau Voigt, Wieland u. a., wo die Jagemann und ihre Schwester sangen. Bei der Hoftafel des 30. sprach er viel mit dem herzoglichen Paare; im Theater wurden „Die Brüder“ des Terenz und Goethes „Bürgergeneral“ ihm zu Ehren gegeben, aber von letzterm Stücke hörte er nichts, da der neben ihm sitzende Herzog sich mit ihm fortwährend lebhaft unterhielt. Am 1. Dezember blieb er abends so lange beim Herzog, daß er seine Abreise einen Tag verschieben mußte, um von der Imhoff Abschied zu nehmen. Von diesem Tage rechnete er „eine neue Aera“, die aber äußerst kurz war; der innerlich zerrüttete Mann war auch durch eine Amalia von Imhoff nicht zu bekehren. Viele Jahre später schrieb der Mephistopheles, nachdem er eben seine eigenen frühern Tagebuchberichte gelesen: „Was sollte, was konnte daraus werden!“

Goethe beschäftigte sich den Dezember über besonders mit Vollendung des großen Aufsatzes über die Kunstausstellung, die neue Preisaufgabe und die künftige Art der Bewerbung. Auf das nächste Jahr wurde der Preis verdoppelt, die Preisbewerber aufgefordert, die Nennung ihrer Namen zu gestatten, auch den Verkaufspreis ihrer Werke anzugeben, da Bertuchs Kunstanstalt sich mit dem Verkaufe befassen wolle. Der Aufsatz schloß mit den Worten: „Haben wir uns durch unser redliches Bemühen Widersacher aufgeregt, so ist das ein unvermeidliches Schicksal jedes neuen Unternehmens, und wir können uns, bis sich alles mehr aufklärt, indessen manches wackern Freundes und Teilnehmers erfreuen. Möchten doch alle nach dem Zwecke hinsehen, der von mancher Seite her erreicht werden kann. Der Kunst nach innen Ernst und Würde, nach außen Ehre und Vorteil zu erhalten und zu verschaffen, darauf dringen wir: und sollte nicht jeder Künstler und Kenner und Liebhaber dazu mitwirken wollen? Mag man doch in einzelnen Meinungen von einander abweichen, ja mag man in Absicht auf Maximen, von denen man ausgeht, einander völlig entgegenstehen, man arbeitet dennoch in einem Kreise und wohl gar nach einem Punkt. Mag der eine sich mehr gegen das Natürliche, der andere mehr gegen das Ideale neigen, bedenke man doch, daß

Natur und Ideal nicht miteinander im Streit liegen, daß sie vielmehr beide in der großen lebendigen Einheit innig verbunden sind, nach der wir so wunderbar streben, indem wir sie vielleicht schon besitzen." Hatten auch die Gegner der Weimarer Kunstfreunde die „Propyläen" zu Falle gebracht, da der Absatz kaum noch die Kosten einbrachte, die Preisbewerbung schien den günstigsten Fortgang zu nehmen. Die Hauptgegner der idealen Richtung Goethes waren die Berliner, obgleich beim Schloßbaue mehrere dortige Architekten und Bildhauer zugezogen wurden, Goethe selbst den bei seiner Rückreise von Paris in Weimar weilenden Bildhauer Tieck, den Bruder des Dichters, dem Herzog empfohlen hatte. Der Vorsteher der Berliner Akademie der Künste, Bildhauer Schadow, hatte sich in einer Berliner Zeitschrift gegen Goethes Darstellung der dortigen Kunst gewandt. Neben der bildenden Kunst nahmen die Preislustspiele Goethe in Anspruch, noch mehr das Theater, da die beabsichtigte Aufführung des „Jon" manche Proben forderte. Insgeheim arbeitete Goethe an seiner „Natürlichen Tochter", mit der es freilich nur langsam ging. Während seine Mittwochkränzchen infolge der Masern unterblieben, hatten die Donnerstagsabende Kotzebues sich glänzend erhalten, bei denen auch der Erbprinz und die Prinzessin Karoline erschienen und der damals bei Hofe anwesende Prinz Friedrich von Gotha. Bei Goethe fand am letzten Jahrestage wieder ein Kränzchen statt, an dem leider Schiller wegen eines Fieberanfalles sich nicht beteiligen konnte. Dessen Schwager Wolzogen, ein Mitglied des Kränzchens, war zum Oberhofmeister des Erbprinzen ernannt und schon am 8. wider alles Erwarten als Geheimerat ins Conseil eingeführt worden; man hatte geglaubt, Graf Egloffstein werde die Stelle erhalten.

Am 2. Januar 1802 betrat endlich „Jon" die Bühne. Daß W. Schlegel der Verfasser sei, war verraten worden, und so waffneten sich alle Feinde der beiden Brüder, welche durch ihre rücksichtslose Schärfe so viele erbittert hatten, gegen das Stück. „Schon in den Zwischenakten flüsterte man von manchem Tadelnswürdigen", berichtet Goethe selbst später, „wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab." Der Beifall war sehr mäßig. Die Hauptgegner waren natürlich Kotzebue und Böttiger, während die mit Kotzebue befreundete Herzogin-Mutter das Stück sehr lobte. Der Herzog, der bei der Vorlage der Handschrift ungünstig darüber geurteilt hatte, und die Herzogin wohnten wohl wegen des Todes des Erbprinzen von Baden der Vorstellung nicht bei. Herder, der eine sittliche Wirkung vom Drama forderte, fand den „Jon" schamlos. Da Goethe voraussetzen mußte, Böttiger, der im „Journal des Luxus und der Moden" über das Gastspiel der Unzelmann sich ausgelassen hatte, werde den „Jon" herunterreißen, bat er schon am 3. den Herausgeber Bertuch, ihm von jetzt

an alles, was die Zeitschrift über das Weimarische Theater bringe, in der Handschrift vorzulegen. Als dieser ihm am 12. Böttigers „halbgedruckte“ Anzeige schickte, drohte er, wenn diese nicht unterdrückt werde, den Herzog um Entlassung von der Theaterleitung zu bitten, da er sich solche „Infamien“ nicht gefallen lassen wolle; erhalte er nicht vor 4 Uhr eine genügende Erklärung, so gehe sofort seine Vorstellung an den Herzog ab. Böttiger hatte das Unanständige im Verhältnisse zu der Mutter als unziemlich für unser auch von Damen besuchtes Theater scharf hervorgehoben. Das Mittel wirkte. Goethe erklärte sich bereit, die Theateranzeigen selbst zu schreiben. Als Herder dies vernahm, ließ er aus seinem für die „Adrastea“ bestimmten Aufsatze über das Drama, der freilich schon bitter und ungerecht genug gegen Schiller eiferte, die Verurteilung des „Ion“ weg.

Ehe Goethe am 17. nach Jena ging, überließ er Schiller die Leitung des Theaters und die Bearbeitung seiner „Iphigenie“ für die Bühne. Den Maskenzug für den Geburtstag der Herzogin mit dem Huldigungsgedichte wird er schon entworfen gehabt haben. In Jena ging er sofort an die Büttnersche Bibliothek. Die unangenehme Arbeit wurde dadurch vermehrt, daß der Herzog die Räume, welche Büttner in Schmutz und Moder zurückgelassen, schon dem neuen Kommandanten Major von Hendrich bestimmt hatte, der sogleich einziehen wollte. Die Wegschaffung in ein bereit stehendes Auditorium wurde möglichst billig vollzogen. Goethe faßte jetzt den Plan, einen Gesamtkatalog über die öffentlichen Jenaischen Bibliotheken zu veranlassen, wozu der Verkauf der Dubletten die Kosten, wie er meinte, aufbringen werde. Die dazu nötige Genehmigung des Herzogs verschaffte ihm Voigt. „Es wird auf alle Fälle eine schöne Anstalt werden“, schrieb er diesem, „deren vorzüglichsten Nutzen ich darein setze, daß wir künftig unsern kleinen Fonds zu zweckmäßigem Ankauf verwenden können.“ Über die Einrichtung dieses Katalogs hatte er sich mit Dr. Ersch verständigt; freilich komme dabei ein unendliches Detail vor, doch seien alle Fragen durch heitere Liberalität wohl aufzulösen. In Bezug auf den Schloßbau bemerkte er: „Daß Sie mit den Architectonicis wenig Freude haben, kann ich denken. Es ist überhaupt unsere Force nicht mit Auswärtigen unser Spiel zu treiben.“ Voigt hatte ihm auch Fernows Wunsch berichtet, nach seiner Rückkehr aus Italien in Jena Vorlesungen über Ästhetik, Geschichte der neuern Kunst und italienische Sprache zu halten; darüber wollte er ihm mündlich seine Gedanken sagen, und er bat, der Herzog möge bis zu seiner nahen Rückkunft seine Entschließung darüber verschieben. Glaube Fernow, wie mehrere andere Männer (er dachte an die Schlegel), sich ohne Unterstützung in Jena fortzubringen, so könne man diesem Versuche wohl zusehen.

Den 28. kehrte er, nachdem er „den ersten Verband um den Büttnerschen Schaden gelegt", nach Weimar zurück, wo er gleich die Hauptprobe der „Turandot" leitete. Auch ordnete er den auf der Redoute des 29. stattfindenden Maskenzug. Bei diesem gab es den vornehmen gegen Goethe verstimmten Damen, aber nicht der Herzogin, großen Anstoß, daß sein dreizehnjähriger Sohn August, der doch anerkannt war, als Amor die Herzogin begrüßte, da er ein Kind der Liebe sei. Nach dem Maskenzug zog sich Goethe zurück, aber Prinzessin Karoline suchte ihn im Saale auf, um ihm den Kranz zu reichen, den sie als Viktoria über den Erbprinzen als Epos gehalten hatte. Die Aufführung von „Turandot" am 30. hatte sich allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; am 2. Februar wurde sie mit neuen Rätseln, von denen eines von Goethe war, wiederholt. Damals geschah es, daß Frau von Stein Schiller den Wunsch der Herzogin mitteilte, er möge sich künftig am Hofe zeigen, was er mit Rücksicht auf seine Gesundheit ablehnte, aber auch im Unmut, daß ihm diese Ehre erst nach zwei vollen Jahren zu teil wurde. Vielleicht wirkte auch der Ärger über seine Behandlung von seiten des Herzogs mit. Goethe war außer dem Theater wieder mit mancherlei Angelegenheiten, besonders mit dem Schloßbau, beschäftigt. In diesen Tagen schrieb ihm der Herzog: „Wir wollen morgen früh 10 Uhr zur Bausession im Schloß uns zusammenfinden. Erinnere mich dorten an Fernows Vorschlag wegen Jena. Dann wollte ich, wenn du der Meinung auch bist, Wolzogen auftragen, vor seiner Abreise [mit dem Erbprinzen] noch einen oder ein paar Tage mit Gentzen sich zusammenzusetzen, um durchzustudieren: 1) die Möglichkeit, in der gegebenen Zeit [bis zum Herbst 1803] fertig zu werden; 2) die Hindernisse aufzufinden, die uns im Wege stehen möchten, ob in der Anstalt oder sonsten; 3) die Mittel und Einrichtungen, um diese Hindernisse zu beseitigen. Ein berichtendes Protokoll über diese Verhandlung würde uns viel Licht und Hülfe geben, und da Wolzogen nicht viel zu thun hat und etwas Arte-peritus ist, so könnte er wohl dieses Geschäft mit succès übernehmen." Damals war es auch wohl, daß Goethe in dem von Kotzebue zur Aufführung eingesandten Lustspiele „Die deutschen Kleinstädter" einige persönliche Stellen strich, weil er alles Verletzende auf der Bühne meiden wollte.

Den 8. begab er sich nach Jena zurück, um die Bibliotheksangelegenheit weiter zu fördern und den an Bertuch für sein Journal versprochenen Aufsatz über das Weimarische Theater zu liefern. In diesem stellte er klar und einsichtig den wohl berechneten Fortschritt der herzoglichen Bühne dar, wobei des Einflusses der Gastspiele von Iffland und der Unzelmann rühmend gedacht ward. Nachdem man sich in den „Brüdern" dem Römischen Lustspiel genähert, habe man im „Ion" dasselbe mit dem Griechischen Trauerspiel ver-

sucht, dessen Vorzüge er auseinandersetzte. Endlich ward auch der für Schauspieler und Zuschauer förderlichen „Turandot“ gedacht und mit dem Wunsche geschlossen, die „Brüder“ und „Jon“ immer wie die ersten Male, „Nathan“ und „Turandot“ immer ausgearbeiteter und vollendeter zu sehen. Der Aufsatz deutete auf höhere Ziele hin; besonders treffend war das Wort, man könne dem Publikum keine größere Achtung beweisen, als indem man es nicht wie Pöbel behandle. Dem Herzog mußte diese Rechenschaft seines vielangegriffenen Theaters besonders wohl thun, mochte er auch nicht mit allem, am wenigsten mit der dem französischen Drama angewiesenen beschränkten Bedeutung zufrieden sein.

Am 16. schrieb Goethe an Voigt: „Wenn Serenissimus mit unsern Anstalten [bei der Jenaischen Bibliothek] zufrieden sind, freut es mich recht sehr. Ich weiß wenigstens nichts Besseres anzugeben, und ich wünschte bei einem Geschäft, das uns so ganz überlassen ist, zu meiner eigenen Belehrung zu erfahren, wie durch eine gewisse Taktik man Zeit, Bemühung und Geld sparen könne. Bald habe ich das Vergnügen, wieder mit einigen fernern Gutachten hervorzutreten. Unser Lauchstedter Bau ist auch nun eingeleitet [mit der Ausführung des von Gentz durchgesehenen Planes von Thouret war der Baukondukteur Götze beauftragt], wovor mir im Grunde nicht wenig graut, weil dahier [dabei?] nicht bloß von zweckmäßigem Aufstellen und Ordnen, sondern von Erschaffen und Erbauen die Rede ist, und das mit nicht ganz übereinstimmenden Geistern, mit zusammenzustoppelnden Elementen und auf dem ungünstigen Lokal eines fremden, entfernten Territorii. Erhält sich mir die Gesundheit, und also auch der Humor, so will ich dem Geschäfte stufenweise folgen, wäre es nur auch, um über das, was nicht gelingt oder was der Spaß zu teuer kommt, ganz im klaren zu sein.“ Er bittet weiter dem Herzog zu sagen, daß er, wenn dieser vor der Abreise seiner nicht notwendig bedürfe, gern seine literarische Quarantäne fortsetzen möchte, da er diesmal das Geschäft, worin er einmal stecke, auf einen gewissen Punkt bringen möchte, wo man sich schmeicheln könne, es sei etwas Zweckmäßiges geleistet und gehe auch die vier nächsten Wochen, ohne daß man darnach sehe, zweckmäßig fort. Selbst als Schiller ihm vorstellte, komme er nicht, um dem nach Paris reisenden Erbprinzen ein Kränzchen zu geben, so würde Kotzebue ihn zu einem großen Klub einladen, dem derselbe gern entgehen möchte, wollte er noch immer seinen ihm ganz erfreulichen Aufenthalt in Jena nicht verlassen: erst als am 20. die Begleiter des Prinzen nebst dem frühern Erzieher Ridel ihn in Jena besucht hatten, entschloß er sich am Abend des 22. das gewöhnliche Kränzchen in seinem Hause zu geben, zu welchem als Gäste der Erbprinz, die Prinzessin, der Erzieher des Erbprinzen von Hinzenstern und dessen Begleiter von Pappen-

heim nebst der Erzieherin der Prinzessin eingeladen werden sollten. Es ging lustig zu; auch Lieder von Schiller und Goethe (eines nach der beliebten Melodie des Rheinliedes von Claudius) wurden gesungen. Dieses frohen Abends erinnerte sich Goethe sein Leben lang mit hoher Freude.

Um diese Zeit hatte sich Kotzebue wegen seiner „Deutschen Kleinstädter“ an Schiller gewandt, aber seine Hoffnung, dieser werde ihm Recht geben, es darüber wohl gar zwischen diesem und Goethe zum Bruche kommen, erfüllte sich nicht. Da wollte er wenigstens fünf von Goethe gestrichene Stellen durchbringen. Dieser erwiderte am 28. in einem Briefe an Kirms, er könne leider nicht von der Meinung des Verfassers sein, da er sich entschlossen, in Zukunft nichts mehr auf der Bühne durchzulassen, was im Guten oder Bösen persönlichen Bezug habe, und so würde auch die von Kotzebue gerügte Stelle in den „Theatralischen Abenteuern“ künftig wegbleiben. Kotzebue bat am 25. in seinem Donnerstagskränzchen die Damen, welche auch bei Goethe waren, ihn bei einer Vorstellung, die er zu Ehren von Schillers Namenstag aus dessen Dramen und Gedichten geben wolle, zu unterstützen. Arglos ging man darauf, da man nicht ahnte, er denke dadurch Schiller mit Goethe zu überwerfen.

Goethe, den in den letzten Tagen ein Besuch des Berliner Tonsetzers Zelter sehr erfreut hatte, ging am 1. März nach Jena zurück, wo er gerade in eine sehr lustige und gesellige Zeit traf, der seine eigene Stimmung entsprach. Bei seiner Aufsicht über die Arbeiten an der Bibliothek fand er Muße genug, Soulavies sechs Bände der Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. zu lesen, die ihm der Herzog geschickt hatte. Wie der von Kotzebue ins Werk gesetzte 5. März durch ein Zusammentreffen von Umständen, an die man, wie natürlich sie auch waren, nicht gedacht hatte, zu Wasser geworden, erfuhr er durch die sich rasch nach Jena verbreitende Sage. Als er am 9. Schiller bat, ihm gelegentlich etwas über die Weimarischen Zustände und seine Arbeiten zu sagen, gedachte er des Anschlages von Kotzebue gar nicht. Schiller erwiderte: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der 15., und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr. [Am 5. hatte er der Gräfin von Egloffstein höflich geschrieben, er hoffe, das Vergnügen, das er sich von der Vorstellung versprochen, sei nur aufgeschoben.] Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüter besänftigt finden. Wie aber der Zufall immer naiv ist und sein mutwilliges Spiel treibt, so hat der Herzog den Bürgermeister [der den Rathaussaal verweigert hatte] den Morgen nach jenen Geschichten wegen seiner großen Verdienste zum Rat erklärt. Auch wird heute auf dem Theater ‚Üble Laune‘ von Kotzebue vorgestellt.“ Am 16. erwiderte Goethe: „Seitdem ich

mich aus den Weimarischen Stürmen gerettet, lebe ich recht zufrieden und froh, und auch nicht ganz unthätig, indem sich einige lyrische Kleinigkeiten eingestellt haben, mit denen ich zwar nicht als Werken, doch aber als Symptomen ganz wohl zufrieden bin." Von den letzten Ereignissen schreibt er, daß er noch immer ihren Zusammenhang nicht wisse, obgleich er darin verwickelt sei; vielleicht sei Schiller glücklicher gewesen. Dieser antwortete, die Gesellschaft scheine nach den heftigen Zuckungen noch immer entkräftet. Der Herzog, den man auch zu präokkupieren gesucht, habe ihn vor einigen Tagen über den Vorgang quästioniert, wo er ihm die Sache in dem Lichte vorgestellt, worin er sie sehe.

Goethe hatte Karl August sein Urteil über Soulavie geschrieben, der ihm mitunter verdächtig erscheine. Aber dieser hielt ihn für unparteiisch, seine Mémoires für ein seltenes Aktenstück. Von Schiller hatte der Herzog sich Collins Drama „Regulus" geben lassen, das ihm von Berlin aus gelobt worden war, obgleich es dort nicht gefallen hatte; er gestand Goethe, es komme ihm seicht und auch langweilig vor, doch sei es nicht ohne Verdienst. Er hatte sich darüber brieflich in gleichem Sinne gegen Schiller erklärt, der ihm aber offen erwiderte, die Französische Regelmäßigkeit der Form sei nur dann verdienstlich, wenn sie mit poetischem Gehalt verbunden sei. Goethe gegenüber fand der Herzog dadurch seine Überzeugung bestätigt, daß die neubeliebten Jamben ein gefährliches Instrument in der Feder eines Lehrlinges oder Stümpers seien. Als ob die Wahl des Versmaßes darnach zu bestimmen wäre, und als ob ein Dichter, der den aus England uns zugekommenen Jambus glücklich zu behandeln nicht verstehe, überhaupt ein Dichter wäre. Den von Goethe ihm des „Rhadamist" wegen geliehenen Band des Corneille wünschte Karl August noch zu behalten, da er darin auch den „Pyrrhus" und die „Semiramis" gefunden; alle drei schienen ihm wert, als Muster schöner theatralischer Formen übersetzt zu werden, und es vergnügte ihn, darunter zu wählen. Aus Schillers Äußerung an Goethe: „Der Herzog sagte mir neulich, daß Sie ihm einige Hoffnung gemacht, den ‚Rhadamist' zu bearbeiten. Gott helfe Ihnen durch dieses traurige Geschäft!" ergibt sich, daß dieser ihm wirklich eine Übersetzung des Stückes zugemutet hatte, nur jetzt zweifelhaft geworden, ob er nicht eines der beiden andern Stücke dazu wählen solle. Goethe hielt, wie er gegen Schiller äußert, jenes Stück für den Gipfel einer manierierten Kunst, so daß die Voltaireschen Stücke dagegen reine Natur seien; ihn auf die Bühne zu bringen, sah er keine Handhabe. Auf solche Weise hatten die beiden großen deutschen Dichter auch nach Lessings hartem, aber notgedrungenem Gericht gegen Karl Augusts Vorliebe für das Französische Drama zu kämpfen.

Den 17. schreibt der Herzog an Goethe: bei dem jetzigen Nachwinter

könne er nicht sagen, wann er die Regimenter von Quitzow und die Leibgrenadiere einexerzieren werde. Dann kommt er auf Kotzebues mißlungenen 5. März. „Voigt wird dir Schulzens [des Bürgermeisters] Bericht schicken. Die Klatscherei wurde so arg, daß ich diesen zu meiner Bequemlichkeit forderte, und selbst meine Mutter rief mich zu Hülfe, um sich gegen ihre Hofdamen [die Göchhausen und die Wolfskeel] zu retten. Sie glaubte gleich, daß die Sache dergestalt wäre, wie Schulze berichtet [daß er den neuhergestellten Saal zu Kotzebues Vorstellung habe verweigern müssen]." Weiter gedachte er mit einer uns verletzenden Schadenfreude des Streiches, den er der liebenswürdigen, aber ihm mißliebigen Hofdame seiner Gattin, der Dichterin von Imhoff, gespielt, in deren Namen er einen Brief an einen armseligen Schriftsteller Panlmann geschrieben, der diesen zu einer feurigen Liebeserklärung veranlaßte. „Nun ists mir göttlich gelungen, einen neuen Klatsch aufs Tapet zu bringen, um die Gemüter [der andern Hofdamen] zu teilen. Amalie Imhoff hat Antwort von Paulmann bekommen und ist ganz wütend. Sämtliche Hofdamen, die um mein Geheimnis wissen, sind auf meiner Seite." Daß diese und die Herzogin ein so unwürdiges Spiel mit der Frauenehre billigen, der Herzog ein solches zum Zeitvertreib wagen konnte, bleibt ein dunkler Fleck. Auch erwähnte Karl August die Drohung Kotzebues, der Weimarischen Bühne kein Stück mehr liefern zu wollen, und der dadurch veranlaßten Gestattung der Aufführung von Schillers „Jungfrau". „Kirms hat indessen, da Kotzebue rebelliert, mir einen Notschuß an Schiller um neue Stücke kommuniziert. Schiller will den ‚Don Carlos' und die ‚Jeanne d'Arc' für unsern Lauchstedter Bedarf zusammenschnitzen; letztere muß aber hier einstudiert werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungferschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter Beding aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele. Hierdurch entschuldige ich meine Inkonsequenz." So meinte er seine nicht zu seinen Gunsten viel besprochene sonderbare frühere Zurückweisung des mittlerweile auch in Dresden mit großem Beifall aufgenommenen und von andern Bühnen verlangten Stückes vor sich selbst verteidigen zu können. Denn auf den „Regulus" zurückkommend, äußerte er, man sollte Collin vielleicht raten, das Französische Theater zu studieren, indem er es übersetze; denn er scheine Geschmack an dessen Regelmäßigkeit und auch Talent zu haben, das in unsern Zeiten selten sei. So blieb trotz Goethe und Schiller das Französische Drama sein Ideal.

Am 18. kündigte Goethe Freund Schiller seine baldige Zurückkunft und die Absicht an, bald wieder ein Kränzchen zu geben, wenn die betreffenden Damen das Abenteuer vom 5. vergessen hätten. Er freue sich zu hören, daß er die

„Jungfrau“ auch für ihre Bühne der theatralischen Möglichkeit nähern wolle; aber da sie so lange mit dieser Vorstellung gezaudert, müßten sie sich dabei durch irgend etwas auszuzeichnen suchen. Auch wünschte er, Schiller möchte sich dazu verstehen, seine „Iphigenie“ zu bearbeiten und einzuüben, da beides ihm selbst unmöglich sei; das Stück werde dann vielleicht auch, wie es mit „Nathan“ geschehen, von andern Bühnen verlangt werden. „Das Bibliothekswesen klärt sich auf“, berichtet er weiter. „Bretter und Balken schwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Musentempel in Lauchstedt. Lassen Sie doch auch dieses Unternehmen auf sich wirken und thun Sie für Ihre ältern Sachen, was Sie können. Zwar weiß ich wohl, wie schwer es hält, doch müssen Sie nach und nach durch Nachdenken und Übung dem dramatischen Metier so viel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nötig sind.“ Ehe er am 19. den Brief absandte, fügte er hinzu, den 22. werde er zurückkommen und am folgenden Tage sein Kränzchen halten, wozu Schiller die Mitglieder einladen und ihre Antworten in seinem Hause abgeben lassen möge. Dieser antwortete am 20: er wolle für die „Iphigenie“ das Mögliche thun; mit „Carlos“ hoffe er in acht bis zehn Tagen fertig zu werden; um den Schein zu vermeiden, er selbst habe die Sache betrieben, müsse er sich ausbitten, daß die „Jungfrau“ zuerst in Lauchstedt gespielt werde; komme auch noch die „Iphigenie“ zu stande, so wären sie für Lauchstedt reicher als je versehen, ja es wäre kaum möglich mehr Stücke einzulernen.

Die Damen des Mittwochkränzchens hatten ihren Groll noch nicht verschluckt. Freilich hielt Goethe am 23. ihnen zum Trotz sein Kränzchen. Die beiden Egloffstein, die Göchhausen und die Wolfskeel erklärten in einem gemeinsamen Briefe, der wahrscheinlich erst nach dem Kränzchen einlief, daß, da jetzt der Frühling begonnen, das einzige schwache Band, das sie noch zusammengehalten, ohne sie zu vereinen, gelöst sei. Goethe, den eine so geschraubte Absage verletzte, da sie zeigte, daß sie die Schuld der Sprengung des Schillertages noch immer ihm zuschrieben, erwiderte am 24. der Gräfin, er habe nicht glauben können, die Viere würden gestern fehlen, wo er die Freunde in der Zahl der Musen beisammen gesehen; noch habe der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft geweht, an dem sie in einem Anfall von Unglauben zu zweifeln vermocht; er wünsche, daß sie ihn dereinst lebendig wiederfinden möchten, wenn sie durch alte Gefühle und neue Überzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten. Ob der Herzog an diesem letzten Kränzchen teilgenommen, wissen wir nicht. Am vorigen Donnerstag hatte Wieland bei Kotzebue seine Übersetzung des „Ion“ von Euripides als Gegensatz zu dem Schlegelschen gelesen. Die Prinzessin war dabei zugegen gewesen.

Der Herzog ging zu den Inspektionen erst nach der am 14. April von Herder zu allgemeiner Rührung vollzogenen Konfirmation der Prinzessin. Goethe beschäftigte sich besonders mit dem Theater und dem Schloßbaue. Den Gegnern zum Trotze hatte er sich entschlossen, die Aufführung des „Alarkos“ von Fr. Schlegel zu wagen; er wollte an die Grenze des auf der Bühne in südlichen lyrischen Versarten Möglichen gehen. Schiller übernahm wieder die Leitung des Theaters, während Meyer für Dekorationen und Kostüm sorgte. Für die Schauspieler waren jetzt Tanzstunden eingeführt. Ehe Goethe am 28. nach Jena zurückkehrte, bat er Herder, seinen August zur Konfirmation vorzubereiten. Auf seine Erwiderung äußerte er am 26: „Du willst, verehrter alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise, als das Herkommen vorschreibt Ich danke dir herzlich dafür, und freue mich, daß er den für Kinder apprehensiven Schritt an deiner Hand auf eine Weise macht, die mit seiner gegenwärtigen Bildung zusammentrifft. Er wird sich dir mit seinem Lehrer nächstens vorstellen. Empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem du meiner gedenkst.“ Am 3. Mai ließ er durch W. Schlegel den Bildhauer Tieck bitten, doch bald zu kommen, damit der Herzog bei seiner Rückkehr etwas gethan finde. Mit den Jenaischen Arbeitern war er unzufrieden, weil sie faul seien und nur das Allernotwendigste leisteten; deshalb müsse er so lange als möglich bleiben, da während seiner Abwesenheit das Ganze wieder mehr oder weniger stocke. Dabei ließ ihn seine Gewohnheit, auch den kleinsten Teil der Zeit zu nutzen, gar vieles in der Zwischenzeit thun und lernen. Am 7. schrieb er Schiller: „Was Sie mir von ‚Iphigenie‘ sagen, ist mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe sähe, und es Sonnabends den 15. geben, so bliebe ich noch eine Woche hier und brächte manches vor und hinter mich. Wie ich höre, geht der Theaterbau zu Lauchstedt recht gut von statten. Ich bin recht neugierig, wie dieser Pilz aus der Erde wachsen wird. Wenn Sie eine Leseprobe von ‚Alarkos‘ gehalten haben, so sagen Sie mir doch ein Wort davon .... Das Bibliothekswesen konstruiert sich nach und nach, obgleich noch immer langsam genug. Ich halte meine Taktik und suche nur immer von Epoche zu Epoche vorzurücken. Irgend eine poetische Stunde und sonst ein wissenschaftlicher Gewinn fällt auch mit ab.“ Vergebens riet Schiller von Aufführung des „Alarkos“ ab, bei dessen wiederholter Durchsicht ihm bedenkliche Sorgen aufgestiegen seien, so daß er eine totale Niederlage und den Triumph der elenden Partei fürchte, mit der sie zu kämpfen hätten. Auch würde damit kein Schritt zum Ziele gethan. Dagegen meinte Goethe, sie müßten alles wagen, weil auf das Gelingen oder Nichtgelingen nach außen

nichts ankomme; hauptsächlich würden sie dabei gewinnen, daß sie diese obligaten Silbenmaße sprechen ließen und hörten, doch rechnete er auch etwas auf das Interesse des Stoffes. „Mit meinem hiesigen Aufenthalt bin ich recht wohl zufrieden“, äußerte er am 11. „Das Geschäft ist weiter gediehen, als ich hoffte, obgleich, wenn man strenge [sein] will, noch wenig geschehen ist. Wenn man aber denkt, daß man in solchem Falle eigentlich nur auf Exekution liegt und, vom handwerksmäßigsten bis zum literarischsten Mitarbeiter, jeder bestimmt, geleitet, angestoßen, rektifiziert und wieder ermuntert sein will, so ist man zufrieden, wenn man nur einigermaßen vorrückt. Der Bibliothekssekretär Vulpius [den er von Weimar mitgenommen hatte] hat sich musterhaft gezeigt; er hat in dreizehn Tagen 2134 Stück Zettel geschrieben, d. h. Büchertitel auf einzelne Zettel ausgeschrieben. Überhaupt sind vier Personen mit etwa 6000 Zetteln in dieser Zeit fertig geworden, wo man ungefähr sieht, was zu thun ist. Diese Büchermasse war die ungeordnete, nachgelassene; nun kommen wir auch an die schon stehende ältere. Indessen muß das Ganze doch, oberflächlich, auf einen wirken, und es ist wie eine Art von Bad, ein schwereres Element, in dem man sich bewegt und in dem man sich leichter fühlt, weil man getragen wird.“ Schiller antwortete ungläubig: „Mit dem ‚Alarkos‘ wollen wir es also auf jede Gefahr wagen und uns selbst wenigstens dadurch belehren. Ich will es unsern Schauspielern möglichst ans Herz legen, das Beste daran zu wenden.“ Am 13. schrieb Goethe W. Schlegel, der ihn durch die Kunde von Fr. Tiecks Unwohlsein in Verlegenheit gesetzt hatte, dieser möge sich bald auf den Weg machen. „Es ist ihm erinnerlich, daß ich ihn ältern Konkurrenten vorgezogen, und es ist leicht möglich, daß bei der Rückkunft Durchlaucht des Herzogs, welcher, nach einer ausdrücklichen Äußerung bei seiner Abreise, Herrn Tieck schon in völliger Arbeit zu finden glaubt, jene Verhältnisse auf eine für mich sehr unangenehme Weise zur Sprache kommen könnten. Ja, es bleibt mir nichts übrig, als noch eine kurze Zeit abzuwarten und alsdann Herrn Tieck einen peremptorischen Termin zu setzen, welches ich nicht gerne thue, doch aber auch die Verantwortlichkeit einer solchen Zögerung nicht auf mich nehmen kann.“ Das von Schlegel eingesandte Lustspiel hätte er gern auf die Bühne gebracht. Von den 13 Preisstücken sei keines spielbar gewesen, obgleich manche einiges Verdienst gehabt. Öffentlich darüber zu reden, wäre der darauf zu verwendenden Zeit nicht wert. Die Stücke wurden auf Verlangen zurückgeschickt. So erfolglos war diese Preisaufgabe gewesen, daß man nicht gern daran erinnerte.

Am 15. fuhr Goethe, wie jeder Jenenser, abends an das Theater, um dort an Schillers Seite „einige der wunderbarsten Effekte zu erwarten, die er in seinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für ihn

mehr als vergangenen Zustandes". Das Stück machte einen würdigen, tiefernsten Eindruck, wurde aber erst am 2. Juni wiederholt. Die Vorbereitung des „Alarkos" bildete den Hauptgegenstand der Verhandlung zwischen den beiden Dichtern. Obgleich Christianens Gesundheit Goethe damals in große Sorgen setzte, mußte er nach Lauchstedt zur Besichtigung des Theaterbaues. Nach seiner Rückkehr traf er den Herzog wieder. Den 29. kam endlich der traurige „Alarkos" zur Aufführung. Schillers Furcht, sie würden damit eine Niederlage erleiden, ging in volle Erfüllung; freilich wurde das Mißfallen dadurch gesteigert, daß man erfahren hatte, der Dichter sei der mit seiner Lucinde, Frau Dorothea Veit, anwesende Fr. Schlegel. Frau Herder schrieb, jedes monarchische Beklatschen des Unsinns sei mit einem Lachen des Publikums beehrt worden. Goethe erhob sich auf seinem Sitze in der Mitte des Parterres und rief mit starker Stimme: „Man lache nicht!" Nach Frau von Stein erzählte Schiller, er habe neben dem Herzog in dessen Loge wie in der Hölle gesessen, da dieser überlaut das Stück herunter gerissen, das er selbst doch nicht ganz habe fallen lassen können. Die herauskommenden Zuschauer bezeugten laut ihr Mißfallen. Abends war Gesellschaft bei Goethe, auch bei Schiller, der Cotta zu Gast hatte, und Kotzebue. Das Stück war nicht allein seiner Sonderbarkeit, noch mehr dem Hasse der Gegner zum Opfer gefallen.

Trotz des Mißerfolges hielt Goethe sich noch eine Woche zu Weimar auf, wo ihn der Schloßbau, der Umbau des Stadthauses, den der Herzog mit Rücksicht auf die im nächsten Jahre erwartete Ankunft der Russischen Großfürstin als Erbprinzessin beschlossen, der Park, auf den in diesem Jahre wieder eine große Summe (5470 Thaler) verwendet wurde, und häusliche Angelegenheiten fesselten. Am 6. Juni eilte er nach Jena, um in Ruhe das Vorspiel zu der auf den 27. bestimmten Eröffnung des Lauchstedter Theaters zu dichten, das weitläufiger wurde, als er gedacht hatte. Aber die ganze Lauchstedter Geschichte war ihm verleidet, so daß er an Schiller schrieb, er verfluche und verwünsche das Geschäft in allen seinen alten und neuen Gliedern, und werde es sich zur Ehre rechnen, wenn man seiner Arbeit nicht den bewußten und beliebten Zorn (der sich bei ihm gern in Flüchen entlud) ansehe. Am Morgen des 13. kehrte er zurück, wo denn Herder sogleich seinen August konfirmierte. Abends las er Schiller das Vorspiel und schon am nächsten Morgen fand die erste Leseprobe statt. Da das Theater bereits am 10. mit „Don Carlos" geschlossen worden war, hatten die Schauspieler Zeit genug zur Einübung. Die Herzogin reiste am 17. zu ihrer Schwester nach Baden. Den 18. erteilte der Herzog Herder unbeschränkten Urlaub zu einer Augenkur, er selbst begab sich zwei Tage darauf wieder nach Pyrmont. Vorher hatte er Schritte zu Schillers Adelung in Wien gethan, wovon dieser schon

im Juli durch Voigt Kunde erhielt, der sein Wappen malen ließ und die nötigen persönlichen Angaben einschicken sollte. Am 25. fuhr Goethe mit Christiane, August und Meyer nach Lauchstedt, wo am 27. das Theater mit seinem Vorspiele und „Titus“ eröffnet wurde. Das kleine Stück wurde beifällig aufgenommen und am folgenden Tage wiederholt, wo man „Die Brüder“ dazu gab. Goethe traf in Lauchstedt zu seiner Freude Reichardt und den Philologen Wolf mit ihren Töchtern. Tagtäglich wurde gespielt; am meisten zogen die Opern an; die höchste Zahl der Zuschauer war 672, die geringste, in den „beiden Klingsbergen“, 96. „Gestern habe ich die neunte Vorstellung überstanden“, schrieb er am 5. Juli. „1500 Rthlr. sind eingenommen und jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, steht und hört gut und findet für sein Geld immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechstehalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren .... Es kommt darauf an, daß eine geschickte Wahl der Stücke, bezüglich auf die Tage, getroffen werde, so kann man auch für die Zukunft gute Einnahmen hoffen. Überhaupt ist es mir nicht bange, das Geld, was in der Gegend zu solchem Genuß bestimmt sein kann, ja etwas mehr, in die Kasse zu ziehen.“ Bald darauf besuchte er mit den Seinigen Wolf in Halle, wo ihn die Universitätsanstalten sehr anzogen, so daß er längere Zeit blieb und die Seinigen nach Lauchstedt zurückschickte. Zwischen ihm und den Herzog wurden manche Briefe gewechselt. Einmal äußerte der Herzog: „Karoline [die Jagemann] hat mir viel Schönes vom Vorspiel und von der Art geschrieben, wie es aufgenommen worden. Dir wünsche ich viel Vergnügen und Gesundheit; auch ich hoffe hier letztere in reicher Maße einzusammeln.“

Am 25. Juli kehrte Goethe mit den Seinigen nach Weimar zurück, begab sich aber, nachdem er dort das Nötigste besorgt hatte, am 3. August wieder nach Jena. Von dort schrieb er erst den 17. an Schiller: „Heute bin ich vierzehn Tage da, und da ich auch sonst hier so viel Zeit brauchte, mich in Positur zu setzen, so will ich sehen, ob von nun an die Thätigkeit gesegneter wird. Einige unangenehme äußere Vorfälle, die zufälligerweise auch auf mich stärker als unter andern Umständen einwirkten, haben mich auch hin und wieder retardiert. Selbst daß ich morgens badete, war meinen Vorsätzen nicht günstig.“ Doch arbeitete er bald manches, bis ihn die Ankunft der Preisstücke nach Weimar zog. Das Ein- und Aufrahmen und die günstige Aufstellung derselben kosteten ihn und Meyer viele Zeit. Am 9. September kehrte das herzogliche Paar zurück. „Mit meiner Frau komme ich morgen zur Ausstellung“, schrieb ihm der Herzog sofort, „und werde mich freuen, dich wohl zu sehen.“ Die Ausstellung war freilich nicht so bedeutend wie im letzten Jahre, aber doch immer anziehend. Den 21. kam Schadow in Be-

gleitung des Landschaftsmalers Franz Catel zu Besuch; er fand hier die Berliner Architekten Gentz, Rabe und Louis Catel, auch den Bildhauer Tieck. Er selbst war gegen Goethes Kunstrichtunng, auch mit Kotzebue und Böttiger befreundet. Meyer, der ihn am Abend bei Catel getroffen, hatte aus manchen Äußerungen gemerkt, daß die Berliner etwas stolz auf Weimar herabsahen. Zelter hatte in dem Schadow mitgegebenen Briefe des Überbringers gar nicht gedacht. Als er, durch Meyer angemeldet, am andern Morgen bei Goethe erschien, setzte er diesen durch die Frage, ob er ihm erlaube, seinen Kopf nach Maßen zu zeichnen, in einige Verlegenheit. Daß dieser sich abrufen ließ und nach längerm Ausbleiben sich mit seinen Geschäften entschuldigte, auch den unterdessen aufgestandenen Besuch nicht mehr zum Sitzen einlud, fiel Schadow auf, wie Goethe durch die Erklärung, sie wollten am Nachmittag zu Kotzebue nach Jena reiten, an dessen Verbindung mit seinem Gegner unangenehm gemahnt wurde. Kotzebue hatte für den Sommer seinen Aufenthalt zu Jena genommen, wo er seine Freunde um sich sammelte. Goethe hatte eben das vor allen geheim gehaltene lustig spottende Gedicht „Der neue Alcinous" gemacht, welches damit schließt, daß Kotzebue seinem treuen Freunde, dem Livländer Merkel in Berlin, aufträgt, ihn in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer" recht herunterzureißen. Erst am 25. kam Schadow von einem weitern Ausfluge zurück, um die Ausstellung zu besuchen, wo ihn denn, wie er selbst sagt, die Armut und Kleinheit des Gebäudes [des Theaters] und die schlechten Sachen an Zeichnungen und Gemälden erschreckten. Freilich konnte sich das Weimarische Theater nicht mit dem Berliner messen und in der Ausstellung fand sich manches Schwache. Schadow ließ sich ungeachtet des von Goethe angedeuteten Wunsches nicht mehr bei ihm sehen. Er wollte nun, da Goethe sich von seiner Absicht, eine Büste von ihm zu versuchen, nicht erfreut gezeigt hatte, eine solche von Wieland machen, obgleich er von Tieck hörte, der Herzog habe ihm unter andern für das neue Schloß bestimmten Büsten auch eine dieses Dichters aufgetragen. Er fuhr zu ihm nach Oßmanstedt; dieser, dem es gar nicht lieb gewesen sein soll, daß der Bruder seines Gegners Tieck vom Herzog mit seiner Büste beauftragt war, gab ihm das Versprechen, nach Weimar zu kommen und ihm dreimal zu sitzen. Meyer hörte dies, als er an demselben Abend mit Schadow beim Bildhauer Wolff aus Kassel zusammentraf. Goethe konnte darin nur einen Versuch sehen, die Ausführung des vom Herzog auf seinen Rat gefaßten Entschlusses wo nicht zu hindern, doch zu erschweren. Am 25. ward in Weimar die Bühne mit dem sehr gut gespielten und beifällig aufgenommenen Vorspiel wieder eröffnet. Den 2. Oktober begann Schadow Wielands Büste. Nachmittags erzählte ihm der gewissenlose Herumträger Böttiger, Goethe habe in Tiefurt die Herzogin-Mutter

und Wieland gegen ihn gestimmt, der Herzog aber, der dazu gekommen, entschieden geäußert, es hänge von Wieland ab, wem er sitzen wolle, und Schadow könne jede Büste machen, die er wolle. Letzterer glaubte dem Märchen. Abends war er im Theater, wo Goethes Vorspiel wiederholt wurde. Schadows Bericht, Goethe habe zwei Bänke vor ihm gesessen, sich mit Loder und Wieland unterhalten, und sich gestellt, als ob er ihn nicht sehe, kann nicht wahr sein, da Goethe auf einem erhöhten Sitze unten allein saß, die Logen, wo die Vornehmen saßen, oben waren, weshalb er Schadow nicht ansprach, der ihn auch durch die Unterlassung eines weitern Besuches verletzt hatte. Als Wieland am 3. Schadow zum zweitenmal saß, kam Tieck. Nachmittags ward Schadow von Kotzebue besucht, dem Böttiger sein Märchen aufgebunden hatte; dieser war gekommen, um sich vor seinem Abgange nach Berlin von der Herzogin-Mutter zu verabschieden. Nach Schadows Bericht sagte er: „Ich weiß alles, was vorgefallen ist. Der Mensch wird durch sein Zuweitgreifen lächerlich; am Ende müßten wir von ihm eine Erlaubnis haben zu .... Er hat kabaliert; heute verwende ich den ganzen Tag bei Hofe, gegen ihn zu kabalieren." Als Schadow am 4. den Herzog besuchte und sich darüber beklagte, daß man in Weimar seine Büste Wielands als eine Usurpation ansehe, brach der Herzog davon ab und brachte die Rede auf Berlin, was doch zeigt, daß er Goethe keineswegs Unrecht gab. Den 5. sah dieser auf Schadows Wunsch Wielands Büste, die ihm ungemein gefiel. Aus allem ergibt sich, daß Goethes Gegner Schadow mit Erfolg gegen diesen aufzubringen suchten. Kotzebue hatte sich entschlossen, in Berlin den „Freimütigen" herauszugeben, der hauptsächlich Goethe bekämpfen, sich und die ihm huldigende Mittelmäßigkeit auf den Thron setzen sollte.

In Weimar traten unterdessen manche Beförderungen ein. Vulpius schreibt am 15: „Egloffstein ist Obermarschall geworden, Luck Hofmarschall, Kirms darf Hofuniform tragen. Schmidt, der Geheimerat, ist Oberkammerpräsident geworden und Wolzogen Kammerpräsident in Eisenach und bleibt dabei hier, Vent Hauptmann." Auch kam in diesem Jahre Hofrat Thon von Eisenach als wirklicher geheimer Assistenzrat in das geheime Conseil zu Weimar, wo freilich Voigt einer neuen Kraft sehr bedurfte. Wegen des Theaters klagt Vulpius: „Noch haben wir kein einziges neues Schauspiel hier gesehen. Es geht etwas lahm, zumal da die Jagemann jetzt so öffentlich hoch steht, daß sie macht, was — sie will." Karl Augusts Karoline galt jetzt als dessen anerkannte Geliebte, und sie wußte ihren Einfluß beim Theater immer ausgiebiger zu benutzen. Goethe war damals mit der Herausgabe der Übersetzung des „Cellini" beschäftigt, aber auch „Die natürliche Tochter" lag ihm im Sinne, was aber selbst Schiller ein Geheimnis blieb.

Als er diesem am 16. einen für Cotta bestimmten Aufsatz über seinen „Cellini“ sendet, schreibt er: „Vielleicht mögen Sie, daß ich heute Abend nach der Komödie mit Ihnen nach Hause gehe, daß man sich näher bespräche. Morgen gehe ich vielleicht nach Jena, um noch einiger guter Tage zu genießen.“ Wirklich besuchte er Jena, wo ihn besonders der botanische Garten, der vor kurzem in Prof. Batsch seinen Vorstand verloren hatte, die Museen und die Bibliothek beschäftigten. Der Jurist Hufeland hatte einen Ruf nach Halle erhalten. Voigt, der ihn gern für das seit Fichtes Entlassung so tief heruntergekommene Jena erhalten hätte, schrieb ihm, er möge die Sache auch Goethe vertrauen, der oft einen guten Gedanken habe. Er wurde einstweilen noch der Universität erhalten. Damals war Voß eben von Eutin nach Jena übergesiedelt. Goethe begrüßte ihn freundlich; einen so bedeutenden Mann für Jena zu gewinnen, lag ihm am Herzen.

Nach seiner Rückkunft vor dem Ende des Monats beschäftigte sich Goethe mit der Durchsicht seiner seit dem vorigen Jahre entstandenen lyrischen Gedichte. Wegen der Besetzung der durch den Tod von Prof. Batsch erledigten Stelle zog er von jetzt an mancherlei Erkundigungen ein. Am 30. Oktober kam Voß mit seiner Gemahlin nach Weimar zum Besuch, wo der launenhafte Mann trotz aller Freundlichkeit Goethes von dem unchristlichen, in einer natürlichen Ehe lebenden hochgestellten Goethe sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte. In Goethes Hause trat jetzt eine große Veränderung ein, da Meyer dasselbe noch vor seiner Verheiratung mit der Tochter des Kanzlers von Koppenfels verließ. Dem Herzog machte damals wieder der Senat der Universität Ärger, da er die Untersuchung gegen die Liv- und Kurländer, welche einen „brutalen Exzeß“ gemacht, so lange hingezogen hatte und nun sogar die Verwandlung des Arrestes in Geldstrafe beantragte, was ihm der Würde der Universität nachteilig schien. Er erklärte sich auch gegen Voigt entschieden dagegen; sollte der Herzog von Gotha den Wunsch aussprechen und eine bestimmte Geldstrafe angeben, so würde er aus Achtung für die Meinung des Herzogs beitreten, jedoch in seinem Herzen diese Maßregel nicht loben.

Im Dezember sah Goethe der Niederkunft seiner Christiane entgegen. Am 16. übersandte der Herzog Schiller das in Wien erwirkte Adelsdiplom, das wie eine Anerkennung des zweiten großen Weimarischen Dichters als ebenbürtiger Verbündeter aussah. Der Herzog mochte darin wohl eine Art Gewissensreinigung gegen Schiller im Sinne haben, auch die Absicht ihm vorschweben, ihn dadurch an den Hof zu ziehen, besonders mit Rücksicht auf die bevorstehende verwandtschaftliche Verbindung mit Rußland. Karl August schrieb bei der Übersendung: „Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich

enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen. Den freudigsten Anteil nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereignis Ihnen einen angenehmen Augenblick verschaffet. Leben Sie wohl." Um Voß an Weimar zu fesseln, erwirkte Goethe ihm vom Herzog das Recht der Schriftsässigkeit, was er ihm schon am 30. November mitteilte, und um ihn auch persönlich zu verbinden, unterwarf er sein Vorspiel und seine Übersetzungen des Voltaire seinem metrischen Urteile, gab auch seinen Wunsch zu erkennen, einige andere dramatische Angelegenheiten an ihn zu bringen. Wiederholt lud er ihn zu sich ein, aber das Wohnen bei Goethe und seiner Nichtgattin schreckte den Dichter der „Luise", wie er selbst äußerte, etwas zurück.

Die gewohnten Geschäfte, wissenschaftliche und künstlerische Unterhaltungen wurden betrieben, daneben die Dichtung der „Natürlichen Tochter" gefördert. Vulpius wußte schon am 1. Dezember, daß von Goethe „ein neues Originalwerk" zu erwarten sei. Doch war dieser in den trüben Tagen leidend und in Sorgen wegen Christianens Niederkunft, die endlich am 18. Dezember sehr schwer erfolgte. Diese selbst litt diesmal an Körper und Gemüt, was Goethe ebenso angriff, wie der bald erfolgende Tod des Kindes; das Mädchen war das vierte Kind, das er kurz nach der Geburt verlor. Von seinem tiefen Leide stellte er sich eher als von seiner körperlichen Mißstimmung her. Zum neuen Jahre bereitete er die öffentliche Aufführung seines Maskenspiels „Paläophron und Neoterpe" vor, dessen früherer zur Feier der Herzogin-Mutter bestimmter Schluß ins allgemeine gewendet werden mußte.

Leider hatte der Herzog kurz vorher durch sein launenhaftes Durchgreifen Herder und das Recht bitter verletzt. Schon unter Bellomo hatten Seminaristen und Gymnasiasten zuweilen beim Chore aushelfen müssen, was durchaus dem Zwecke dieser Lehranstalten widersprach und manchen Nachteil mit sich führte. Herder konnte diese Unsitte nicht abschaffen, als die Bühne herzoglich wurde, ja um so größer die Anforderungen an die Oper wurden, um so tiefer fraß das Übel ein. Der im Sommer dieses Jahres erfolgende Tod des verdienten Stadtkantors und Direktors chori musici Rempt gab dem Herzog eine erwünschte Handhabe, die Schüler dem Theater noch dienstbarer zu machen, mochten auch Unterricht und Erziehung darunter leiden. Er hatte dem Oberkonsistorium und dem Ephorus des Gymnasiums, bei dem der Kantor angestellt war, in Herders Abwesenheit angezeigt, daß die „Musikinkumbenz" von der Kantorstelle zu trennen und dem herzoglichen Konzertmeister Destouches, der Kapellmeister des Theaters war, zu übertragen sei. Der Stadtrat wählte darauf Destouches einstimmig zum Kantor, und beharrte

dabei, trotz des Nachweises der Ungültigkeit der Wahl, da Destouches Katholik war, aber nach der Landesverfassung Kirchen- und Schullehrer Protestanten sein mußten. Nach Herders Rückkunft erklärte der Herzog, bei Anstellung eines Musiklehrers könne man dessen Obliegenheiten so wohl bestimmen, daß weder das Seminar noch das Gymnasium beeinträchtigt werde. Herder wies am 26. Oktober die Anstellung von Destouches entschieden zurück, forderte, daß die Stelle des Kantors eher gestärkt als geschwächt werde, verbat sich dringend eine nähere Verbindung des Theaters und des Singchors und forderte einen eigenen Kantor, der auch als Lehrer unentbehrlich sei. Am 2. Dezember beantragte er, der Stadtrat solle ein zum ganzen Kantordienste taugliches Subjekt präsentieren, der Herzog möge daneben einen Musikdirektor außerordentlich anstellen, wonach über das Arbeitsgebiet beider organische Bestimmungen zu treffen seien. Auch verwahrte er sich dagegen, daß der Chor des Gymnasiums einen Dienst beim Hoftheater habe. Aber was half alles! Das Theater hatte keinen Chor und keine Mittel, sich einen solchen zu schaffen, obgleich der Herzog für solche hätte sorgen müssen. Am 10. Dezember lautete die Entscheidung dahin, die so unentbehrliche Kantorstelle solle erledigt bleiben, ein Teil der Besoldung Destouches überwiesen werden und die neue Einrichtung nach dessen Vorschlägen auf ein Jahr versuchsweise getroffen werden. So wurden das Recht des Gymnasiums und die Pflicht der Schulbildung gebeugt, damit das Hoftheater sich keinen Chor anzuschaffen brauche. Auch Goethe hatte als Direktor des Theaters stimmen müssen, ohne Rücksicht auf die Forderungen der Schulbildung, deren Schutz der Herzog sich angelegen sein lassen mußte; nur war die Zeit der Proben etwas beschränkt worden.

Leider leitete dieser trübe Dezember für Goethe, der noch den Silvesterabend heiter feierte, eine Reihe trauriger Jahre ein, da seine volle Gesundheit sich lange nicht herstellte, er den mit ihm verbündeten großen Freund verlor und infolge von Karl Augusts Anschluß an Preußen, Weimar selbst an den Rand des Verderbens geriet. „Paläophron und Neoterpe“ gelang am Neujahrstage vortrefflich, der neue Schluß entzückte, aber gleich nach der Vorstellung fühlte sich Goethe, wie vor zwei Jahren, unwohl, so daß er der Einladung des Herzogs auf den folgenden Tag nicht folgen konnte. Herzlich besorgt erwiderte Karl August: „Sehr bedaure ich, lieber Alter, daß, ists auch nur ein Gespenst, ein Übelbekannter wieder anklopft; brauche ja balde die rechten Mittel und lasse Huschken [den Leibarzt] nicht von der Hand. Wir haben dich geladen gehabt, um dir unsere Freude über dein Neujahrsgeschenk mitzuteilen; allgemein hat es über Beschreibung gefallen. Einsiedeln habe ich gesagt, sich mit Bode [dem von Goethe empfohlenen Sohne des Astronomen] bekannt zu machen und zu hören, wo es mit einem solchen Menschen hinaus

könnte oder wollte; er hat den Auftrag gerne übernommen. Leb wohl." Die nächsten zehn Wochen hielt sich Goethe in seinem Zimmer; er war anfangs wirklich krank, dann angegriffen und durch mancherlei verstimmt, dazu mit voller Seele der Dichtung der „Natürlichen Tochter" hingegeben. Schillers „Braut von Messina" sah er mit Spannung entgegen; von dieser wie von seinem eigenen neuen Drama hoffte er einen großen Erfolg auf der Bühne. Schiller, der nach kurzer Zeit ausgehen, ja am 1. Februar zuerst am Hofe als Adliger erscheinen konnte, besuchte ihn häufig. Auch fehlte es bald nicht an musikalischen Aufführungen in seinem Hause, wobei einmal Herder zugegen war, den aber die Aufführung der von Zelter in Musik gesetzten Balladen fast krank machte, da sie ihm unsittlich schienen. Der Herzog kam häufig zu ihm, schickte ihm allerlei Neuigkeiten, unterhielt sich mit ihm über das Theater, dem er immer größern Anteil zuwandte, und erteilte ihm mancherlei Aufträge. Kotzebue begann in seinem „Freimütigen" die schnödesten Angriffe gegen Goethe und seine Theaterleitung, hinter denen Böttiger steckte, und zu seinem Ärger war der Hof der Herzogin-Mutter auf dessen Seite. Auch die Herzogin bezeigte ihm keinen Anteil, nur der Herzog war scharf gegen Kotzebue, der deshalb Weimar mied und seinen Garten in Jena verkaufte. Vulpius berichtet am 19. Januar: „Unser Theater kränkelt sehr und die Oper taugt wenig noch. Kranz ist noch immer dispensiert. Destouches kann nicht viel, wie Sie wissen, und die Jagemann imponiert, quantum satis. Fürs rezitierende Schauspiel wird auch noch wenig gethan, weil Goethe täglich verdrießlicher wird, und weil man es recht darauf anlegt, ihm auch deshalb das Leben sauer zu machen." Die Verbesserung der Oper lag dem Herzog wegen der im letzten Viertel dieses Jahres erwarteten Vermählung und Rückkunft des Erbprinzen mit der Großfürstin sehr am Herzen. Auch deshalb lud Goethe Zelter dringend zum Besuche ein, wenn er gleich voraussehen konnte, daß hierbei wieder die Jagemann maßgebend sein werde. An den Berliner Sänger und Liedersetzer schrieb er: „Haben Sie doch ja die Güte, was Sie von unsern Freunden Herder, Voß und Schiller komponiert haben, mitzubringen, damit auch diese sich freuen, durch Ihr köstliches Organ sich reproduziert zu finden."

Der Herzog hatte Schiller viele Französische Komödien zukommen lassen, wozu einiges wohl eine Bearbeitung verdiene, aber dieser fand zunächst nichts der Art. Als man eben Einsiedels Bearbeitung des Terenzischen „Verschnittenen" einstudieren wollte, ließ der Herzog sich das Stück von Kirms geben, den er aufforderte, nicht eher daran zu gehen, bis er mit ihm gesprochen. An Einsiedel schrieb er darauf: wie sehr er auch seinen Kunstfleiß bewundere, womit er die grobe Antike zu einer ziemlich honetten schlüpfrigen Modernen

gemacht, so könne er doch nicht begreifen, wie das Stück auf einem Hoftheater gegeben werden könne; zur Entscheidung habe er es seiner Frau gegeben. Nach einer Unterredung mit dem Herzog änderte Einsiedel den ersten und auch fast den ganzen vierten Aufzug. So erst wurde das Stück vom Herzog zugelassen. Als Schiller seine „Braut" bei der Herzogin gelesen, machte er dem Dichter einige Bedenken. Seinen übermütigen, höchst beschränkten Spott darüber sprach er vertraulich Goethe aus, da man Schiller selbst nichts darüber sagen könne. „Er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihn nur die Erfahrung wird absitzen helfen; aber eines sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er sein Werk geschrieben hat; denn hie und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortversetzungen, die poetische Förmelchen bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes dergleichen habe ich extrahiert; ich werde es dir gelegentlich einmal mündlich vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publiko nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes sind Stockkatholiken, der Chor aber Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Altertums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Da nun das Chor eigentlich ein Chor unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben für nichts als für bewaffnete Poeten aussprechen, eine neue Maske für die Bühne; denn die meistens ganz unnütze bilderreiche Schwulstigkeit, in der dieses Korps die Zuschauer von einer Szene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken. Um die lästigen Konfidents zu verbannen, ist, dünkt mir, ein viel lästigeres Verbannungsmittel eingetreten. Indessen hüte ich mich wohl, etwas der Aufführung des Stücks entgegenzusetzen [was ihm bei der „Jungfrau" schlecht bekommen war]. Die Praktik wird das beste Gegenmittel für die Folge werden. Das Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des Korps habe ich schon gesucht Schillern auszureden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß. Mündlich ein Mehreres." Ja Karl August ließ sich durch seinen Mangel an dichterischem Verständnis verleiten, ohne Erlaubnis das Stück dem gegen Schiller erbitterten Herder mitzuteilen. Es war eine saure Arbeit für Goethe, des Herzogs plattes Urteil zu berichtigen, ohne ihn zu verletzen. Und dieser hatte im Grunde Goethe selbst beleidigt, da er voraussetzte, derselbe werde etwas so Albernes, wie es Karl August schien, auf die Bühne bringen. Ein andermal spricht der Herzog von Stolls aus dem Französischen in Alexandrinern übersetztem Stücke „Scherz und Ernst", das ihm der Verfasser

überreichen wolle. Er schreibt: „Das Opus ist an und für sich selbst artig; indessen kann ich nicht leugnen, daß im Lesen diese Versart in unserer Sprache an die Allongeperrücken der Gottscheds und Konsorten erinnert. Recht neugierig bin ich, wie es gesprochen sich ausnehmen wird. [Den fünffüßigen Jambus hatte er ja auch für gefährlich gehalten.] Die Jagemann und Becker wollen es aufführen. Einige böse Reime, Leer- und Dunkelheiten können vorher wohl ein bischen gezüchtet werden." Sonderbar, daß er Goethe nicht einmal fragt, ob er für die Aufführung sei; es genügt ihm, daß die Jagemann und Becker das Ding aufführen wollen. Ja Goethes eigener Geschmack ward von dem Herzog und der Herzogin in Zweifel gezogen. Karl August schreibt in einem undatierten Zettel: „Kindernachrichten zufolge arbeitet [Tanzmeister] Morelli an einem sehr seltsamen Ballet, in welchem alle gegenwärtigen Notables des hiesigen Staates inklusive der konsularischen Familie auftreten sollen. Weißt du denn etwas von diesem Abenteuer?" Die Bürgerschaft hatte zum Empfange des nach Paris vor einem Jahre gereisten Erbprinzen eine Balletdarstellung desselben durch Kinder sich vorgesetzt, welche von Morelli eingeübt werden sollten. Eine solche war ganz im Geiste altdeutscher Sitte, und man konnte es Goethe nicht verdenken, wenn er, von der Bürgerschaft aufgefordert, dabei beratend eintrat, nicht davon abriet. Aber das war nicht im Sinne des Hofes, der doch früher sich die Huldigung der Bürger und Landleute in ihrer schlichten Weise sich hatte gefallen lassen. Aber freilich stand jetzt eine Großfürstin von Rußland als Erbprinzessin in Aussicht; alles in Weimar sollte nun vornehm, reich und prächtig sein, der gute Wille des Volkes mußte salonmäßig sich äußern. Wir werden über die Sache durch einen Brief der Frau von Stein aufgeklärt. Diese berichtete am 17. März, die Herzogin habe, als sie es erfahren, an Goethe geschrieben, wo es sich denn herausgestellt, daß derselbe davon gewußt, ja selbst das Ballet verbessert habe, und sie fügt recht im Sinne des Hofes hinzu: „So etwas Ridiküles hatte ihm die Herzogin nicht zugetraut. Ich muß lachen, wenn ich dran denke, wie die Bäckers-, Schneiders-, Schlossers- u. s. w. Kinder unsern Herzog und die übrige Familie würden gemacht haben." Der Herzog scheint auf den Wunsch seiner Gattin bei Goethe angefragt, und er wird es dann wohl abbefohlen haben. Fein war es auch nicht, wenn Karl August Goethe in der ersten Hälfte des März die bis dahin erschienenen Blätter wohl von Kotzebues böswilligem „Freimütigen" (Böttiger berichtete darin aus Weimar, ohne seinen Namen zu nennen, u. a. bitterscharf über die Aufführung des „Alarkos") in seine Einsamkeit schickte. Freilich hatte Goethe von diesen Angriffen schon im allgemeinen von andern gehört, ja er hatte auch Spottgedichte darauf gemacht, die er aber niemand mitteilte. Die begleitenden Zeilen

lauten: „Den besten Dank für den gestrigen guten Abend [den er bei ihm zugebracht, wo Goethe ihm vielleicht einen Teil der „Natürlichen Tochter“ vorgelesen]. Hier schicke ich dir eine neue Zeitung, die du vielleicht mit der ‚Eleganten‘ sammeln willst. Man muß das Zeug mithalten, um im Laufe der Impertinenzen zu bleiben. Wegen Hackert gelegentlich ein Mehreres.“ Um dieselbe Zeit, am 12. März, schreibt Vulpius, dessen Quelle seine Schwester Christiane war: „Daß der Geheimerat wirklich, wenn auch nicht äußerlich, krank war, ist gewiß. Jetzt ist er schon in neun Wochen nicht mehr vor die Hausthür gekommen. [Vor Ende Februar war er, als er im Garten Luft schöpfen wollte, ohnmächtig geworden.] Das Kotzebuesche Wesen hat ihn sehr getroffen; auch hat er viel Gram der Cantatrice Jagemann wegen, die jetzt alles ist. Sie kommt oft mit 5—6000 Thaler Schmuck und Ketten aufs Theater. Der Geheimerat hält jetzt wöchentlich Dienstags Konzert; die Sänger [des Theaters] singen. Diese Woche waren der Herzog, die Prinzessin und Prinz Bernhard drinn. Er arbeitet viele Gedichte jetzt aus und sein Schauspiel ‚Die natürliche Tochter‘. Jetzt speisen Sonntags jedesmal zwei Schauspieler und eine Schauspielerin beim Geheimenrat.“ Und fünf Tage später berichtet er, der Herzog habe neulich zu Goethe, der noch immer nicht ausgehe, gesagt: „Wenn ich eine Sonne machen könnte, ich wollte dir eine ins Haus schicken.“ Leseproben fanden bei ihm statt, besonders auch von Schillers „Braut von Messina“, die der Herzog so ungerecht verurteilte. Auch teilte Schiller bereits die Rollen seiner „Jungfrau“ aus, die nun doch in Weimar aufgeführt werden sollte; freilich ohne die Jagemann, die Schiller auch nicht zur allerdings für die Geliebte des Herzogs bedenklichen Rolle der Sorel hatte gewinnen können. Wir gedachten schon der Bestellung von Gemälden Hackerts. In einem Zettel macht der Herzog noch ein paar Bemerkungen über die beiden Gemälde Hackerts, die er für das Schloß bestellen will. „Der Spaß wird doch mit Rahmen und Transport an 1500 Thaler kosten“, bemerkt er. Auf Goethes Antwort beziehen sich die Zeilen vom 16. März: „Bestelle mir also ein paar Bilder in der Art, wie wir es abgeredet haben. Mit oder ohne Rahmen, wie es dir beliebt.“ Den Brief an Hackert legte Goethe, um ja nichts zu verfehlen, dem Herzog vor. „Tausendmal danke ich schönstens für die Beilagen, welche ins Reine schreiben zu lassen ich bitte. Nur ein paar Worte habe ich berührt, was du wohl verzeihen wirst. Hoffentlich geht es mit deiner Gesundheit gut, und du erscheinst wohl morgen wieder auf dem Kampfplatz [im Theater bei der ersten Aufführung der „Braut von Messina“ am 19.].“ Auf den Schmuck des Schlosses bezieht sich auch der Auftrag: „Es macht sich nötig, daß die vier runden Gemälde und das Plafondstück [des Kölners Hoffmann, Diana in einer Waldlandschaft] in ihrem

Wohnzimmer eingesetzt werden. Willst du dies betreiben?" Am meisten hatte der Herzog ihm Aufträge wegen des Theaters zu geben. Am 3. März schrieb er ihm: „Um dich nicht mit Details zu quälen, sage ich Kirmsen meine Meinung bisweilen, um Unschicklichkeiten abzuhelfen, die zuweilen auf dem Theater vorkommen. Unter diese Klasse gehören Kleidungen der Akteurs. Es schickt sich nicht, daß hiesige Montierungen, Hoftrachten, Hofpagen- und Lakaienlivreen vorkommen. Beim Bataillon ist es schon verboten, daß die Bursche die Montierungsstücke nicht auf dem Theater tragen dürfen; dieser Artikel ist also schon gehoben. Die Pagen- und Lakaienlivreen betreffend hatte ich Kirmsen schon das Gebot zugehen lassen; er gestand mir aber heute, es sei nicht ausgerichtet worden. Gestern kam Cordemann als Forstmann sogar in der kompletten Hofuniform, die er auf dem Trödel gekauft hatte; wie auffallend unschicklich dieses war, brauche ich dir nicht zu sagen. Der Fehler liegt in einem Mangel von Ordnung in dem Garderobewesen: vom Schneider hängt alles ab, und so ein gemeiner Kerl kann natürlich nicht unterscheiden, was schicklich oder unschicklich sei, und über das, was den Akteurs eigens zugehört, kann er gar nichts sagen. Es müssen also Gesetze existieren, welche bestimmen müssen, was getragen oder nicht getragen werden dürfe, und jemand muß gesetzt werden, von dem man die Ordnung des Anzuges der Akteurs fordern könne. Habe die Güte, diese Polizeianstalten zu besorgen; denn Kirms ist auf dem Punkt des Schicklichen etwas harthäutig, und folgt nicht immer der Anweisung, die man ihm gibt."

Endlich am 19. wagte Goethe sich in das Theater zur ersten Aufführung der „Braut von Messina". Das Stück wirkte zu seiner Freude höchst ergreifend und wurde mit rauschendem Beifall, der sich nach den Theatergesetzen nur durch Klatschen äußern durfte, ganz besonders von den zahlreich aus Jena erschienenen Studenten aufgenommen. Aber zu seinem Ärger mußte Goethe es erleben, daß an dem ersten Abend, wo er seit lange wieder das Theater besuchte, die Gesetze gröblich verletzt wurden, da der Sohn des Prof. Schütz ein lautes Hoch auf Schiller im Namen der Studenten ausbrachte, in das nicht bloß diese einstimmten. „Die verfluchte Akklamation neulich hat mir ein paar böse Tage gemacht", schrieb er an Schiller den 22. Durch den Major von Hendrich ließ er dem Schuldigen das Mißfallen des Herzogs und eine bedrohliche Warnung für künftige Fälle zu erkennen geben, dem Prof. Schütz aber sagen, der Herzog hätte sich von ihm versprochen, sein Sohn werde besser erzogen sein; endlich sollte Hendrich gelegentlich die akademische Jugend zu ruhiger Teilnahme am Schauspiel ermahnen. Auch der Ausgang war Goethe nicht gut bekommen, so daß er wieder längere Zeit das Haus hüten mußte, wo er die Proben seiner „Natürlichen Tochter" ab-

hielt, von deren Inhalt etwas anzugeben den Schauspielern untersagt war. — Schon am 20. war der Erbprinz, festlich empfangen, von Paris zurückgekehrt. Goethe wurde sogleich besucht. Den 22. gab der Klub ihm einen Ball, den weder Schiller noch Goethe besuchen konnte; ersterer war von einem Flußfieber befallen, das anfangs bedenklich schien, doch schon am 25. konnte er der zweiten Vorstellung seiner „Braut“ beiwohnen. Den 24. schrieb der Herzog an Goethe: „Der neue Tenorist (Brand) ist eine sehr schätzenswerte Acquisition. Er besitzt eine vortreffliche, ziemlich gebildete Stimme; sein Vortrag ist gut und neumodisch; er ist ein firmer Musiker, und seine Stimme spricht schnell und immer richtig an. Er hat aber keinen Anstand, und weiß noch gar nicht, was er auf dem Theater machen soll; man spürt, daß er immer das Musikpult vor sich gehabt hat. [Goethe hatte ihn schon bei sich singen lassen und er fand seine Stimme sehr schön, bedauerte aber, daß er in jedem Sinne Novize sei.] Sorge nur dafür, daß Morelli ihm tüchtig Tanzstunden gebe, und daß jemand sich seiner in Ansehung der Deklamation und der Pantomime annehme; ich will gern etwas für diese Lektionen besonders bezahlen. Laß doch ein Edikt ergehen, daß die Statisten und Schüler sich hinter den Koulissen ruhig verhalten; es war gestern ein solcher Spektakel, daß man ofte den Gesang nicht recht hören konnte. Du kannst dabei sagen lassen, daß, wenn es wieder geschähe, ich den wachthabenden Unteroffizier hinschicken würde, um Ordnung zu machen.“ Mit solchen Dingen hatte Goethe als Direktor des Hoftheaters zu thun. Am 28. gab er dem Erbprinzen ein Abendessen in seinem Hause, woran Wolzogen, durch den Goethe ihn einladen ließ, und Schiller nebst ihren Gattinnen teilnahmen. Noch am 31. schreibt Schillers Gattin: „Schiller ist der einzige, der Goethe sieht wie sonst; er gibt auch dann und wann Konzerte und Soupers, wo wir Damen zu ihm kommen; aber er will nicht mehr öffentlich erscheinen. Ob er diesen Vorsatz hält, wissen die Götter.“ Auch der ersten Aufführung der „Natürlichen Tochter“ wohnte er nicht bei. Der Herzog schrieb ihm freundlichst am andern Morgen: „Erlaube mir, lieber Alter, daß ich mich nach dem Befinden der Wöchnerin erkundige, die uns gestern so ein schönes Kind gebar. Du sollst für diese Kraft deiner Lenden gelobt und gepriesen werden. Alle Gevattersleute schienen sehr befriedigt nach Hause zu kehren. Leb wohl.“ Ein so ganz allgemeines Lob bei einem so tief gedachten, politisch bedeutenden Stücke, in welchem die Jagemann sich besonders ausgezeichnet hatte, mußte Goethe mehr verletzen als erfreuen. Herders Gattin wollte wissen, man habe in der herzoglichen Loge nicht gewußt, was man aus dem Stücke machen solle. Am wohlsten that Goethe der Beifall Schillers und seiner Gattin. Als letztere ihn am 5. um eine Vorlesung des Stückes bat,

erwiderte er: durch die anhaltende Arbeit daran und die vielen Proben sei ihm eine Art Überdruß entstanden, der sich aber hoffentlich bald verlieren werde. Am 9. berichtete sie ihm von der vortrefflichen Aufführung seines „Tankred“, äußerte aber zugleich: „Sie bleiben recht lange in Ihrer Einsamkeit. Möchte sie uns nur schöne Werke an Tag fördern helfen, so wollen wir es Ihnen noch verzeihen.“ Erst am 16. wurde das Stück wiederholt. Eine Woche darauf erntete Schillers „Jungfrau“ den ungeheuersten Beifall. Schiller hatte unterdessen dem Herzog zu Gefallen ein französisches Lustspiel bearbeitet.

Wollte sich Goethes Gesundheit auch mit dem Mai noch nicht ganz herstellen, so ging er doch aus, ja er fuhr nach Halle, wahrscheinlich um den Dr. Schelver für die Stelle von Batsch persönlich zu gewinnen, da man andere von derselben abgeschreckt hatte. Von Halle aus hatte er die Leipziger Messe besuchen wollen. Wenn er dem Berliner Buchhändler Unger schreibt, Umstände hätten ihn genötigt, wieder gerade nach Hause zurückzukehren, so dürfte darunter körperliche Schwäche zu verstehen sein, deren er nicht gern gegen andere gedachte. Zu Weimar besorgte er manches Geschäftliche. Besondere Sorge machte ihm sein liebes Jena, das manche Professoren, unzufrieden mit dem spärlichen Gehalte und dem schwachen Besuche, auch nach außen herabsetzten. „Nicht ohne höheres Mitwissen“ wandte er sich am 13. im Namen der Kommission für das botanische Institut an Eichstädt, den Redakteur, und Bertuch, den Verleger der „allgemeinen Literaturzeitung“, mit dem Ersuchen, nichts Unangenehmes und Verkleinerndes über diese im Wachsen begriffene Anstalt aufzunehmen. „Schon lange sind mir die Mißhelligkeiten, welche zwischen unsern Jenaischen Lehrern sich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, sowie andern Freunden der Wissenschaft, höchst bedauerlich gewesen, weil offenbar dadurch ein so schönes Institut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben hierzu manche nicht genug bedachte Ausdrücke in periodischen Blättern und Schriften die nächste Veranlassung gegeben. Die Übel, welche daraus entstanden, habe ich als Privatmann im stillen bedauert. Nun tritt aber ein Umstand ein, der mich im Geschäftsgange aufmerksam macht. Die zur Oberaufsicht über das neue botanische Institut im Fürstengarten zu Jena bestellte Kommission hat bei der Korrespondenz, welche sie wegen Wiederbesetzung der durch den Tod des Professors Batsch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, daß man gedachtes Institut auswärts verrufen und dadurch Personen von der Annahme des Rufs abschrecken wollen.“ Bertuch erwiderte darauf im Namen des Direktoriums mit einer scharfen Rechtfertigung der Zeitung, die nicht Jena, sondern ganz Deutschland angehöre, aber der Universität Jena sich stets freundlich bewiesen habe. Goethe lenkte ein.

„Mein Losungswort ist Gemeinsinn!“ schrieb er, „der sich, wenn er echt ist, mit Weltsinn recht wohl verträgt“: aber daß die Literaturzeitung ihre Beziehung zu Jena gleichsam aufkündigte, erklärte, sie könnte ebensogut in Halle, Leipzig, Erfurt, Hamburg sein, traf ihn um so schmerzlicher, als Jena schon zu viel verloren hatte. Auch in baulichen Fragen nahm der Herzog Goethe wieder in Anspruch. In diese Zeit fallen die Zeilen: „Deinem ästhetischen Sinne, Gothische Bauart betreffend, unterwerfe ich die Entscheidung, ob nicht durchbrochene Endspitzen auf die obern Eckpfeiler dieses Thurmes gehören, welche die durchbrochene Galerie einschließen. Die Zeichnung ist die der vordern Seite des Thurmes im Salon des Welschen Gartens, in welchem jetzt auf die neue Art Kaffee und Bier gepraßt wird. Sprich doch mit [Hofbaumeister] Steiner über den spitzen Artikel, den ich an dich gewiesen habe, wenn du ihn deshalben rufen lässest.“ Darauf geht auch der Zettel: „Soeben sitze ich unter meinen Traumbeutern [im Conseil]. Komme zu Tisch, so können wir diesen Nachmittag vielleicht perambulieren. Ich habe mir das Steinersche Modell bringen lassen, so weit es fertig ist.“ Wie mißstimmt und krankhaft gereizt Goethe noch immer war, beweist Christianens Klage an ihren Freund N. Meyer, den sie bittet, ja seiner Krankheit nicht zu erwähnen, doch glaube sie, er werde wieder einmal recht krank.

Am 14. begab er sich zur Erholung nach Jena, wo er seine „Natürliche Tochter“ und die Gesellschaftslieder zum Drucke durchsah. „Ich befinde mich leidlich“, meldet er den folgenden Tag an Schiller, „doch muß ich an mehr Bewegung und Anregungen von außen denken. Wenn es so fort geht, konzentriert sich meine ganze Existenz innerhalb des Sömmeringischen Wassers [des Gehirns].“ Am 15. führte Herder den Superintendenten Marezoll dort ein, und er blieb einige Tage zur Schulvisitation. Er wohnte wie Goethe auf dem Schlosse und sie fanden sich freundlich bei Tische und sonst zusammen. Es kam auch die Rede auf die Nichtanerkennung seines Adels; Goethe versprach, den Herzog nach der Rückkehr von Eisenach bestimmen zu wollen. Über die „Natürliche Tochter“ äußerte sich der alte Freund mit einsichtiger Anerkennung, schloß aber mit einem scharfen, das Ganze vor dem Verstande auflösenden Trumpfe, der den noch krankhaften Dichter ins Herz traf. „Ich sah ihn an“, erzählt Goethe mehr als zwanzig Jahre später, „erwiderte nichts und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol [dessen, was Lavater Herders Stößigkeit nannte] auf das fürchterlichste.“ Auch suchte er sich Voß freundlich zu nähern; er legte ihm seine neuesten Lieder und selbst „Die natürliche Tochter“ vor, aber die derbe Weise, mit welcher dieser seine Sprache einzwängen wollte, konnte sich Goethe nicht gefallen lassen, und ebensowenig zogen seinen mit der Mutter herübergekommenen

August die von diesem ihm gegebenen trockenen Stunden an; dem natürlichen Sohne konnten er und die Seinigen nicht herzlich begegnen. Schon am 20. durfte Schiller dem Freunde Glück wünschen, daß er sich sein ihm längst lästig gewordenes Gut endlich mit Vorteil vom Halse geschafft habe und jetzt wieder ein freier Mann sei.

Vor dem Ende des Monats kehrte Goethe zurück. Am 30. kamen der König und die Königin von Preußen mit dem Prinzen Heinrich, die das fast vollendete neue Schloß besahen, am 31. auch der jetzige deutsche Kaiser, der damalige Prinz Wilhelm, „ein sehr hübsches Herrchen von feiner Physiognomie", wie Knebels Schwester schreibt, den „eine kindliche Zutraulichkeit gegen die Herzogin sehr gut kleide". Goethe und Schiller hielten sich zurück, gingen auch nicht zum königlichen Balle nach Erfurt, auf welchen sich die Herzogin und die Prinzessin mit der bald austretenden, der Herzogin und dem Herzog längst mißliebigen Hofdame von Imhoff und der Erzieherin der Prinzessin begaben, auch von Eisenach der Herzog und die Prinzen kamen. Schon am 2. Juni meldet Schillers Gattin Zelters Anwesenheit, mit dem Schiller und Goethe jede Stunde des Tags zusammen seien. Goethe war erfreut, diesen in seinem Hause zu besitzen: die Anmut seiner auf solidem Grunde ruhenden Produktionen errege allgemeine Zufriedenheit; im Umgange sei er so unterhaltend als unterrichtend. Auch bei Hofe ward er gern gesehen. Der Herzog war vom Morgen des 2. bis zum Abend des 3. in Weimar, an welchem er nach Ansbach reiste. Während dieser Zeit bestimmte Goethe ihn, dem Schauspieler Graff seinen Gehalt auf Lebenszeit zu gewähren — es war der erste Fall einer solchen Bewilligung in Weimar. Zelter gab bei seiner vierzehntägigen Anwesenheit bedeutende Winke über die Einrichtung kleiner Konzerte und die Hebung der Oper, deren Leitung freilich thatsächlich in der Hand der Jagemann lag.

Am 6. wurde die Bühne mit Niemeyers Lustspiel „Die Fremde von Andros" nach Terenz geschlossen, schon fünf Tage später in Lauchstedt eröffnet. Immer trauriger sah es in Jena aus, das dem Herzog ganz verleidet war. Dieser hatte Loders Anzeige, daß er einen äußerst gnädigen Ruf nach Halle erhalten, kalt erwidert, weil er darin die Hand seines in Berlin mächtigen Freundes Kotzebue erkannte und voraussah, daß dieser dem vorteilhaften Rufe folgen werde. Goethe dachte in dieser ihm ans Herz gehenden Not an Freund Sömmering, der freilich schwer zu gewinnen sein werde. Schon am 8. frug er bei diesem an, ob er wohl der Ihrige werden könne. Wenn sie ihm ihm auch weder königliche Bedingungen noch Hoffnungen anbieten könnten, so seien sie doch gegenwärtig im Falle etwas zu thun, was bei ihnen nicht oft vorkomme. Den Herzog hatte er zu einem außerordent-

lichen Anerbieten bestimmt, um Jena nicht sinken zu lassen, da man überall tüchtigen Leuten an den Universitäten ansehnliche Gehälter anbot, und auch andere Professoren schon lockende Anerbietungen erhalten hatten. Am 15. schrieb Vulpius: Loder gehe aus Verdruß, daß man ihn Kotzebues wegen kalt behandelt habe, nach Halle, Kilian nach Bamberg, Schelling, der vergebens einen Gehalt verlangt, sei nach der Schweiz, Paulus komme nach Würzburg, auch Froriep gehe ab. Schon vorher war der ausgezeichnete Augenarzt Himly nach Göttingen gegangen.

Am 16. begab sich Goethe mit Christianen nach Lauchstedt, um die Bedürfnisse der Baulichkeiten und sonst einiges Wünschenswerte zu ordnen. Nach baldiger Beendigung seiner Geschäfte besuchte er Halle, wo ihn die Universitätsverhältnisse jetzt doppelt anzogen. Nachdem er in Merseburg bei den Regierungsbehörden wegen Lauchstedt vorgesprochen, kehrte er nach Weimar zurück. Schiller, dem er schon am 15. die Handschrift seiner zum Drucke eilenden geselligen Lieder gesandt, erhielt am 23. ein erstes Konzept einer Vorrede zur Farbenlehre, von dem wenig zu brauchen sein werde. Den 29. trat der Erbprinz die Brautreise nach Petersburg an; Wolzogen folgte ihm einige Tage später nach Berlin. Schiller ging den 2. Juli nach Lauchstedt, um neben seiner Erholung auch dem Theater zu nützen und einen Anziehungspunkt daselbst zu bilden. Den 3. suchte Goethe wieder sein leidendes Jena auf. Von dort bat er sofort den Herzog, den verdienten Direktor, Bergrat und Professor Lenz, den Gründer der mineralogischen Gesellschaft und des damit verbundenen Kabinetts, so zu stellen, daß er „den wiederholten Lockungen auswärtiger Akademieen teils für seine Person mit heiterm Mute widerstehe, teils den Gedanken standhaft abweise, das Institut selbst an einen andern Ort auf irgend eine Weise zu translozieren“. Sein Gehalt sollte um 50 Thaler erhöht, für die Kosten, welche er auf die Sammlung verwandt, ihm 400 Thaler vergütet und die weitern Auslagen von der Museumskasse übernommen werden. So könnten denn auch die sämmtlichen Mineralien zu Jena, die durch des Herzogs Gnade einen so ansehnlichen Zuwachs erhalten, in ein systematisches Ganzes vereinigt werden. Sein Verlust wäre äußerst unangenehm gewesen. Am 5. äußerte er gegen Schiller: „Loder ist eben von Halle zurückgekehrt, wo er sich ein Haus gemietet hat. Wenn ich mit ihm über seinen neuen Zustand spreche, so freut michs herzlich, daß seine Würfel so gefallen sind. Welcher Lebemann möchte wohl gern, wie wir andern wunderlichen Argonauten, den eigenen Kahn über die Isthmen schleppen? Das sind Abenteuer älterer unfähiger Schiffahrer, worüber die neue aufgeklärte Technik lächelt.“ Mit so feiner Ironie setzte er ihr treues Verharren den ehrsüchtigen Strebern entgegen. Freilich verdankte Loder dem Herzog sehr viel,

der ihn frühe an eine bedeutende Stelle berufen, ihn mehrfach zu Reisen unterstützt und ihn persönlich begünstigt hatte. Goethe selbst hatte sich jetzt für Weimar die undankbare Arbeit einer Bühnenbearbeitung des „Götz“ vorgesetzt, die ihm leicht zu gelingen schien. Über den Gedanken, noch einmal nach Lauchstedt zu gehen, von wo Schiller ihm die erfreulichsten Berichte gegeben, siegte der Wunsch, die drei noch brauchbaren Monate nach seiner Weise zu nutzen, um „das von außen Geforderte notdürftig zu leisten“. Der Herzog hatte nun die Erhöhung des Gehaltes für Sömmering genehmigt und Goethe beauftragt, diesem seinen Ruf mitzuteilen, was er am 8. that. Besoldung, Fakultäts- und Responsengebühren und die Benutzung des Lehrstuhls dürfe man höher als 3000 Thaler anschlagen. Die Höfe von Weimar und Gotha verpflichteten sich zusammen zu einem außerordentlichen Zuschuß von 1000 Thaler. Dazu erhalte er Loders freie, anständige und hinreichende Wohnung in einem Seitengebäude des Schlosses, einen geräumigen Hörsaal und Platz zu einem großen Kabinette, in dessen Nähe die herzogliche zootomische Sammlung sich befinde. Den Geheimehofrats-Charakter werde man mit Vergnügen gewähren. Zugleich bat er den Geheimerat Prof. Starck dringend, baldigst den akademischen Antrag an Sömmering abgehen zu lassen.

Bald darauf kehrte er nach Weimar zurück, wo nächstens das neue Schloß bezogen werde sollte. Am 21. stellten sich ihm der einundzwanzigjährige Pius Alexander Wolff und dessen Landsmann Grüner mit der Bitte vor, sie auf der Weimarischen Bühne zuzulassen. Er fand an ihnen so großen Gefallen, daß er sich entschloß, zu ihrer Ausbildung vor der Rückkunft der Schauspieler von Lauchstedt ihnen regelmäßige Lehrstunden zu erteilen, an denen er auch einen dritten, früher angekommenen Schauspieler sich beteiligen ließ. Schon am 28. mußte er Voigt die traurige, aber nicht unerwartete Nachricht mitteilen, daß Sömmering abgelehnt habe. „Wohl ihm indessen, daß er sein Schicksal nicht an diese hoffnungslose Existenz geknüpft!“ fügte er verzweifelnd hinzu. In demselben Briefe bittet er um Unterschrift einer Anweisung zur Zahlung für eine der Jenaischen Anstalten; nächstens werde er einige ähnliche ihm vorlegen. „Da wir die Menschen verlieren, müssen wir einstweilen die Sachen aufstutzen“, bemerkt er launig.

Am 1. August wurde zu größter Freude der herzoglichen Familie das neue Schloß bezogen, das mit Ausnahme des längern Teils des westlichen Flügels vollendet war; nur der Audienzsaal war noch nicht fertig, dessen Stelle einstweilen das Orange- und das Pappelzimmer vertreten sollten. Besonders entzückt war die Herzogin, die den Herzog nach der Tafel durch das ganze Schloß führte; hatte sie ja achtundzwanzig Jahre sich in dem ganz unzureichenden und unfürstlichen Landschaftshause zurechtfinden müssen. Die

Arbeiter jeder Klasse erhielten einen Ball. Die Bürger brachten abends Ständchen; in den Straßen wurde getanzt. Aber während der Herzog und die Herzogin sich des schönen Schlosses freuten, wo nächstens der Erbprinz mit der Russischen Großfürstin einziehen sollte, geriet Goethe in große Bestürzung, als er vernahm, die allgemeine Literaturzeitung solle mit dem nächsten Jahre gegen eine Preußische Entschädigung von 10000 Thaler nach Halle übersiedeln, wohin Schütz mit 1200 und Bibliothekar Ersch mit 800 Thaler berufen seien. Ohne Schillers Rückkunft von Jena abzuwarten, eilte er sofort an Ort und Stelle. Dorthin schrieb ihm Schiller am 9.: „Sie sind mir neulich ganz unvermutet entwischt, nachdem ich von Jena zurückgekommen war; aber ich höre von Meyern, daß Sie übermorgen wieder hier sein werden .... Was sagen Sie dazu, daß nun auch die Literaturzeitung aus Jena auswandert?" Die Neuigkeit hatte er wohl in Jena gehört. Goethe unterhandelte zunächst mit Paulus wegen der Übernahme der Redaktion der Zeitung, die er dadurch zu erhalten entschlossen war, daß er er sie einfach vom nächsten Jahre an mit Unterstützung des Herzogs unter anderer Redaktion als „Jenaische allgemeine Zeitung" fortsetzte, während die nach Halle verpflanzte sich die zugesetzte Bezeichnung vom Orte des Erscheinens nicht geben durfte. Paulus war gegen diese Versuchung wohl schon dadurch geschützt, daß ihm Schütz 200 Thaler jährlich zu geben und seine Beiträge höher zu bezahlen versprach. Dagegen hatte man Eichstädt, der bei der Zeitung als Redakteur sehr thätig gewesen und vor sechs Jahren auf den Wunsch von Schütz als Universitätsprofessor, vor zwei Jahren, besonders mit Rücksicht auf die Redaktion, zum Hofrat ernannt worden war, dadurch bitter beleidigt, daß man ihn nicht mit herübergenommen. Dieses tolle Versehen war Goethe eine glückliche Handhabe für sein neues Wagestück. Er verhandelte vorläufig mit ihm. Sonst teilte er sein Geheimnis nur Voß mit, der mit der Wahl Eichstädts zufrieden war. Ohne daß jemand etwas von seiner Gegenmine ahnte, kehrte er am bestimmten Tage nach Weimar zurück, wo er vom Herzog ein Patent für die neue Gesellschaft zu erwirken suchte. Der geschäftsgewandte Lausitzer Heun, der sich mit dem Buchhändler Rein in Leipzig verbunden hatte, sollte das Geld zuschießen und den buchhändlerischen Vertrieb besorgen. Es war derselbe, der später einige Jahre die „Preußische Staatszeitung" redigierte und dann solange unter dem Namen Clauren die unterhaltungssüchtige Lesewelt beherrschte. Nach Vulpius „war ein Fonds von 5000 Thaler dazu da". Lebhaft betrieb Goethe dabei seine andern Geschäfte. Dazu gehörten auch bauliche Anlagen. Der runde Thurm der Bibliothek, welcher die Aussicht vom neuen Schlosse hinderte, war abgebrochen und der Plan zu einem Anbau mit kleinem Eingange, Treppe, Geschäfts- und andern Zimmern von

Gentz und Rabe gemacht worden, der nun zur Ausführung kam. Das neue Schießhaus, das in dem sogenannten Hölzchen vor dem Kegelthor erbaut werden sollte, führte zu mancherlei Verhandlungen zwischen dem Stadtrate und der Schützengesellschaft, an welchen sich Goethe beteiligte. Dazu kamen die Stunden mit den Schauspielern, die er so auszubilden suchte, daß sie bei dem großen Unternehmen einer Vorstellung von Shakespeares „Julius Cäsar" tüchtig eingreifen konnten. In Jena hatte Eichstädt unterdessen ein Promemoria aufgesetzt, mit dem er am 27. nach Weimar kam. Den Abend ging Goethe zu Schiller, um ihn für das Unternehmen zu gewinnen; dort fand er Frau von Stein, Oberst von Hellvig und deren vor kurzem mit ihm vermählte Nichte. Erstere fühlte sich dadurch beleidigt, daß er sofort mit Schiller ins Nebenzimmer ging und bei einer Flasche Wein sich lebhaft mit ihm besprach. Schiller sagte seine Mitwirkung zu. Darauf begab er sich zum Herzog, bei dem er freudige Teilnahme fand. Am andern Morgen (es war sein Geburtstag) sandte er Eichstädts Promemoria, durch das die Sache schon um vieles vorrücke, mit diesen guten Nachrichten an Voigt, und frug an: „Darf ich etwa um 9 Uhr aufwarten, so bestelle ich ihn, daß er um 10 Uhr gleichfalls kommt, und man beruhigt ihn über die Hauptpunkte." Das Billet war noch nicht abgeschickt, als er Voigts Glückwunsch nebst dem Geschenke eines schönen Minerals und seltener Münzen erhielt, worauf er dankend erwiderte: „Wenn der Mensch, wie man behauptet, vorzüglich an sich selbst denkt, so kann ich doch aufrichtig versichern, daß ich an mein Dasein gar nicht denken mag, ohne das Ihrige demselben gepaart zu finden. Erhalten Sie mir Ihre Teilnahme, Ihre Mitwirkung, uud bleiben Sie mit den verehrten Ihrigen meiner gewiß." Die Zusammenkunft hatte den besten Erfolg. Voll frohen Selbstgefühls teilte er am 29. sein Geheimnis auch Zelter mit. „Wir andern, die wir hinter den Kulissen stehen", äußerte er, „können uns nicht genug wundern, daß sich ein Königlich Preußisches Kabinett so gut wie jedes andere Publikum durch Namen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum besten halten läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportieren ließe, wie der Laokoon oder ein anderes bewegliches Kunstwerk [was die Franzosen gethan]! Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redakteur, Hofrat Eichstädt, bleibt, so geht alles seinen alten Gang. Neue Menschen, die beitreten, neue Mittel, die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben. Wollen Sie von den Unsrigen sein, so sind Sie bestens dazu eingeladen. Wie schön wäre es, wenn Sie den Weg der Rezension dazu wählten, um das, was über Musik gegenwärtig zu sagen so not ist, in einer gewissen Ordnung ins Publikum zu bringen. Ich werde rätlich und thätlich bei der Sache mitwirken. Schiller,

Voß, Meyer sind geneigt, ein gleiches zu thun, und ich hoffe, das nächste Jahr soll sich vorteilhaft vor dem gegenwärtigen auszeichnen. Sagen Sie das auch Fichten, der gleichfalls eingeladen ist. Schiller wird ihm deshalb noch umständlicher schreiben. Wissen Sie uns sonst noch einen tüchtigen Mann in Berlin, in welchem Fache es sei, dem der alte Sauerteig Schützisch-Bertuchisch-Böttigerischer Schaubrote widersteht, so ziehen Sie ihn mit ins Interesse. Überhaupt können Sie von dieser Sache öffentlich sprechen. Das Privilegium für eine Sozietät, die gedachte Fortsetzung unternehmen will, wird eben ausgefertigt, und nächstens wird eine vorläufige Ankündigung erscheinen, sowie ich auch bald das Weitere melde."

Während Goethe mit seiner kräftigen Entschiedenheit in der Rettung der Literaturzeitung lebte, kam, drei Tage vorher angemeldet und abgeholt, der König von Schweden mit seiner jungen, der Herzogin verwandten Gemahlin. Da der Hof ihn auch mit einer Theatervorstellung bewirten wollte, mußte die seit dem 16. in Rudolstadt spielende Weimarische Gesellschaft herüberkommen, die am 30. „Wallensteins Tod" gab. Der König sagte Schiller viel Verbindliches über seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und ließ ihm zur Freude der Herzogin einen schönen Brillantring zurück. Unendlicher Jubel war in dem von der Herzogin fast ängstlich gehüteten prächtigen Schlosse, als am Morgen des Geburtstages von Karl August ein Kurier die Nachricht von der Verlobung des Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna überbrachte. Am Frühstücke nahmen die Herzogin mit der Herzogin-Mutter teil, auch Wieland; der Herzog war auf der Jagd. Je trauriger es in Jena stand, wo auch Paulus und der Jurist Hufeland sich durch Zulagen nicht halten ließen, desto eifriger spannte Goethe alle Segel auf, um die Literaturzeitung auf eine höhere Stufe zu heben: er schrieb an alle bedeutende Männer seiner Bekanntschaft und bat sie, auch andere heranzuziehen. Daß Kotzebues „Freimütiger" in vorzeitigem Jubel den Untergang der Universität Jena gemeldet hatte, die jetzt auch die Literaturzeitung verliere, feuerte Goethe noch glühender an, sich der Sache anzunehmen, für die jetzt seine Ehre verpfändet war. Am 6. schrieb er an Schiller: „Heute ist es das erstemal, daß mir die Sache Spaß macht. Sie sollten den Wust von widersprechenden und -streitenden Nachrichten sehen! Ich lasse alles heften und regaliere Sie vielleicht einmal damit, wenn alles vorbei ist. Nur in einem solchen Moment kann man am Moment Interesse finden. Nach meinem Nilmesser kann die Verwirrung nur um einige Grade höher steigen, nachher setzt sich der ganze Quark wieder nach und nach und die Landleute mögen dann säen! Ich freue mich Ihrer Teilnehmung und sehe Sie bald." Gerade das Gewirre und die Schwierigkeit gaben ihm einen Schwung, der ihn auch kör-

perlich vorteilhaft anregte. Daneben beschäftigten ihn die angekommenen Preisstücke und das Theater. Am 11. kamen die Schauspieler von Rudolstadt zurück und am 17. wurde die Bühne in Weimar mit der „Jungfrau“ eröffnet. Die Zahl der Schauspieler, die an Goethes Lehrstunden teilnahmen, mehrte sich so, daß eine förmliche Theaterschule entstand. Die Proben zu „Julius Cäsar“ wurden mit größter Sorgfalt seit Mitte des Monats gehalten. Am 18. kam Herder von seiner Reise nach Eger und Dresden zurück, erfreut über die Aufnahme, die er in den vornehmsten Kreisen gefunden. Auf die Nachricht von seiner Rückkunft wünschte Goethe ihm am 22. Glück und berichtete ihm das Ergebnis seiner Verhandlung mit dem Herzog. „Du unterzeichnest dich bei Expeditionen mit dem adeligen praefixo; die Kanzleien werden angewiesen, dich gleichmäßig zu ehren. Hierdurch wird der gewünschte Effekt erreicht, nur daß die Operation nicht durch Reskripte geschieht, aus Gründen, die bisher der ganzen Sache im Wege gestanden. Möge dir hierdurch etwas Angenehmes geschehen. Alles kann bei Serenissimi Wiederkunft sogleich berichtigt werden. Nächstens mehr, wenn ich komme, mich deiner Wiederkehr zu freuen. Der Deine.“ Freilich von einer Einladung zur Teilnahme an der Literaturzeitung konnte noch keine Rede sein. An Herders Sohn August war eine solche erfolgt. Von Rom waren unterdessen Fernow, dessen Absicht, in Jena aufzutreten, Unterstützung gefunden hatte, und der klassische Philolog Riemer, der frühere Hauslehrer bei Wilhelm von Humboldt, eingetroffen. Beide wurden für die Literaturzeitung geworben; der letztere trat als Hauslehrer bei Goethes August ein.

Die Aufführung des „Julius Cäsar“ am 1. Oktober hatte auch auf Schiller, wie Goethe gehofft, bedeutend gewirkt. Gleich darauf begab dieser sich auf eine Woche nach Jena; nach der zweiten Vorstellung am 8. hoffte er ihm etwas darüber sagen zu können: schon jetzt meinte er, alle Mühe, die man noch auf das Stück verwende, sei reiner Gewinn, und die wachsende Vollkommenheit bei dessen Aufführung müsse auch die Fortschritte ihres Theaters zeigen. Am 6. und 7. hielt Goethe Proben, um bei der zweiten Vorstellung manches nachzuholen und aufzuputzen. Eines besondern Kunstgriffes, durch den er die Sinne zu reizen und zu beschäftigen suche, gedenkt er gegen Wilhelm Schlegel, den er nach Weimar einladet. Er hatte einen förmlichen Leichenzug nach den Darstellungen der Alten auf der Bühne erscheinen lassen, um die rohere Masse heranzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalte des Stückes mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen (über sein Bemühen trotz ihrer beschränkten Mittel). Leider wirkte Schillers Aufenthalt zu Jena, wo er in Goethes Zimmern auf dem Schlosse wohnte, sehr erkältend auf seine Verbindung mit

diesem. Niethammer und andere Professoren hatten ihn gegen Goethe aufgeregt, der, statt einen ungleichen Kampf mit der so gut begründeten Literaturzeitung zu wagen, für die Universität selbst besser hätte wirken sollen. Er hatte sich einreden lassen, daß die neue Literaturzeitung, wie er an Körner schrieb, unverständig angefangen worden, daß nichts dabei herauskommen, man sich prostituieren werde, und er nun (man erkennt Goethes treuverbundenen Freund nicht wieder) auch nur wenig mitrezensieren werde. Ja er wähnt, mehr als Goethe für die Universität wirken zu können, glaubt, ihr Verfall rühre ihn mehr als diesen. An Körner meldet er, daß er nicht ganz unthätig gewesen, das Ministerium und den Herzog zu einem nachdrücklichen Schritt zu bringen, aber ein böser Geist widersetze sich allen guten Maßregeln. Schiller hatte sich bei Karl August durch seine Übersetzung von zwei Picardschen Lustspielen sehr beliebt gemacht. Am 12. kam „Der Parasit“ zur Aufführung. „Der Herzog war besonders erfreut über das Stück“, berichtet Schiller seiner Gattin; „denn er genoß einer doppelten Satisfaktion, die französische Komödie triumphieren zu sehen und die linkische Art seiner deutschen Schauspieler tadeln zu können. Ich erwarte heute zum Herzog geholt zu werden; denn er bestellte mich gestern in der Komödie zu einer Beratschlagung wegen der neuen Literaturzeitung, wobei er einige Bedenklichkeiten Goethes wegen findet. Es ist mir keine angenehme Sache, wie du denken kannst; denn die Umstände sind so, daß wirklich nicht Rat zu finden ist. Vielleicht finde ich aber Gelegenheit, mein Wort wegen der Universität bei ihm anzubringen. Für Niethammer [dessen Beförderung] lassen sich die Sachen ganz gut an; nun will ich sehen, was für Hoven [Schillers Jugendfreund, dessen Berufung an Loders Stelle er beabsichtigte] zu thun ist; er hat über beide schon mit mir selbst gesprochen.“ Hatte denn der Herzog sich ganz geändert, Goethe sein Vertrauen entzogen, Schillers Mangel an prudentia externa vergessen? Genug, Schiller zog jetzt seine Unterstützung Goethes bei einem so außerordentlich schwierigen, aber, achtete man nicht auf die mißgünstigen Stimmen, sich sehr günstig anlassenden Unternehmen zurück. Wie schmerzlich dies auch Goethes Herz treffen mußte, sein tapferer Mut wurde dadurch nicht gebrochen, daß sein treuer Achates ihn verließ zu einer Zeit, wo Kotzebue und sein Troß auf ihn einhieben und sich freuten, Schiller, den sie glimpflicher behandelten, nicht an seiner Seite zu sehen. Wegen der Universität, für die Goethe und Voigt das Mögliche thaten, richtete natürlich Schiller nichts aus, dessen Verblendung, mehr als Goethe für diese Anstalt ausrichten zu können, kaum begreiflich ist. Es war eben eine Verbitterung Schillers gegen Goethe eingetreten. An Cotta schrieb er den 27., er habe sich jedes Anteils an der neuen Literaturzeitung ganz begeben und (was der

Wahrheit zuwider) die Angaben der Zeitungen deswegen seien „ganz aus der Luft gegriffen gewesen“. „Ein anderes wäre es gewesen“, fügte er hinzu, „wenn Sie diese neue Zeitung verlegt hätten [Cotta hatte geschrieben, diese wäre etwas für ihn gewesen], dann hätte ich es für möglich gehalten, das Unternehmen in Schwung zu bringen und mit Vergnügen dafür gewirkt.“ Und doch hatte er sich am 11. September in ganz entgegengesetztem Sinne geäußert. Offenbar war er durch Niethammer aufgereizt worden, und so ließ er Goethe im Stiche.

Dieser ging auch beim Theater, ohne des Herzogs Liebhaberei zu beachten, auf seinem Wege unbeirrt fort.. Schon am 13. fand die erste Aufführung seiner Theaterschule bei verschlossenen Thüren in seinem Hause statt; es wurden Szenen aus Calderon gegeben. Nach dem glücklichen Erfolge von „Julius Cäsar“ wagte sich Goethe an den „Kaufmann von Venedig“. Vorab ging er den 19. zur Weinlese nach Jena, wo er Voß besuchte und mit Eichstädt verhandelte. Letzterer entwarf die Ankündigung, die er Goethe sogleich nach seiner Rückkehr übersandte. Dieser teilte sie „mehrerer Sicherheit willen“ einigen Freunden mit, außer Voigt gewiß auch dem Herzog. Alle billigten sie und waren für den sofortigen Druck. Nur eine kleine Änderung hatte er sich erlaubt, „damit eines unwürdigen Blattes [des „Freimütigen“] auch nicht von ferne gedacht werde“. Ehe er sich am 1. November wieder nach Jena begab, am 29. Oktober, schrieb er Schiller: „Hier ‚Der Kaufmann von Venedig‘ mit Bitte um gefällige Übernahme der Revision und der Proben. Über die Austeilung denken Sie beim Durchlesen nochmals nach, und wir sprechen darüber. Vielleicht mögen Sie morgen Abend um 6 Uhr zu mir kommen; es wird allerlei dramatisch-musikalische Proben geben. Hierbei ein Exemplar Taschenbuch [auf das Jahr 1804, von Wieland und Goethe].“

In Jena beschäftigte ihn außer der Literaturzeitung die Universität. Der von Sömmering empfohlene Rheinländer Ackermann in Heidelberg hatte den Ruf an Loders Stelle angenommen. Eichstädt teilte Goethe das Intelligenzblatt vom 5. mit, worin die „Sozietät der Unternehmer der allgemeinen Literaturzeitung bisher zu Jena, künftig in Halle“ ihren Lesern den „Schlich“ der Unternehmer der neuen Literaturzeitung entdeckten, daß sie „ihre Anzeige dem Versandt der bisherigen eingeschmuggelt“, um sie wider deren Wissen und Willen an sich zu ziehen. Goethe nahm dies merkwürdige Aktenstück mit nach Weimar, wohin er am 12. zurückkehrte. Von Preußen aus erhoben sich Wolken gegen die Jenaische Literaturzeitung. Man hatte diese dem Minister von Schulenburg als eine unbefugte Mitbewerberin der mit dem nächsten Jahre nach Halle verlegten dargestellt, und daraufhin ein Verbot derselben beantragt. Den 17. schrieb Goethe an Eichstädt, er werde ihm

nächstens den Entwurf eines Promemoria der Unternehmer an Schulenburg mitbringen; auch teilte er einiges andere mit; morgen werde er ihm ein Packet Zeitschriften zusenden. Den folgenden Tag dankte er Voigt für seine Mitteilungen und schrieb ihm: „1) Etwas wegen Ackermann. Er tritt erst das Frühjahr an und kann auch wohl nicht eher auf die Emolumente Anspruch machen. Wegen der Besoldung fragte sich, ob man nicht etwas davon zum Kabinettsfonds erhalten könnte. Freilich wird auch Reisegeld zu zahlen sein, das man vielleicht davon zu bestreiten denkt. 2) Meine Abreise nach Jena wird etwa auf künftigen Donnerstag den 24. fallen. 3) Zugleich lege ich einen Entwurf eines kurzen Promemoria vor, wie Sie es dem Minister Graf Schulenburg vorzulegen gedacht. Wenn es im allgemeinen Beifall erhält, so kann in stilo hier und da nachgeholfen, und dasselbe, da es in stilo relativo konzipiert, vielleicht gar ohne Unterschrift versendet werden. Wenn es völlig äjustiert wäre, kommunizierte man es Eichstädt, welcher die nötigen Beilagen verschaffen müßte." Aber die Sache eilte so, daß Voigt diesen am 21. in seinem und Goethes Namen ersuchte, den folgenden Tag nach Weimar zu kommen, um mit ihm zu beraten, damit die erforderliche Erklärung sogleich abgefaßt werden könnte. „Sie wären so gütig, das, was pro und contra über die neue ‚allgemeine Literaturzeitung' ins Publikum gekommen, mitzubringen, wohl auch ein Stück der Erlanger Literaturzeitung, wenn eines zu haben ist. Die Oberdeutsche und Leipziger haben wir schon. Ich hoffe, daß wir sehr gut durchkommen wollen." Voigt hatte auch wegen ausgedehnterer Benutzung der Reichspost mit dem in Weimar anwesenden Taxisschen Geheimerat von Brints Verabredung getroffen. Ebenso hatte Wolzogen die Russische Post günstig für das neue Unternehmen gestimmt. So geschah mit lebhaftestem Eifer und bester Einsicht alles für ein Unternehmen, an dem Schiller trotz seines bindenden Versprechens sich nicht die Finger verbrennen wollte. Goethe entschuldigte dies, wie weh es ihm auch that, mit seinem Drange zur Dichtung. Bedauerlich empfand er die schwere, fast hoffnungslose Krankheit, die sich Herder bei dem Besuche der Weimarischen Kunstausstellung nach der Mitte Oktober zugezogen hatte. Auf Wunsch der Familie gewährte ihm der Herzog am 19. November vollen Urlaub. „In der Hoffnung, daß Ihnen Ruhe und Zerstreuung die nötigen Kräfte wiedergeben werden und daß Ihnen zu diesem Behuf ein Urlaub angenehm sein wird, reskribiere ich an das Oberkonsistorium in dieser Angelegenheit und bestimme Ostern 1804 zu dem Termin, bis zu dem Sie alle Ihre Zeit zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit anwenden können. Herzlich wünsche ich Ihnen eine baldige Besserung. Leben Sie wohl!" Den 22. bat der Herzog Goethe, bei dem Ankauf eines Bildes von Guido, das Frauenholz nach Weimar gebracht, seinen Vorteil

wahrzunehmen, da Kraus auf der Seite des Verkäufers zu stehen scheine; er solle sehen, wie viele Bilder und für wie viel er im Tausche an Frauenholz geben und wie viel bares Geld er etwa noch zulegen müsse, damit dieser „Respekt für ihre israelitischen Wissenschaften bekomme“.

Den 24. begab sich Goethe in Begleitung seines Schreibers Geist nach Jena, wo er für die neue Literaturzeitung, die mit dem nächsten Jahre beginnen mußte, eifrig arbeitete. Sie sollte, wie die frühere, an erster Stelle einen immer mit Spannung erwarteten Bericht über die letzte Kunstausstellung und die neue Preisaufgabe bringen, diesmal mit einem bedeutenden, durch eine Kupfertafel erläuterten Aufsatz „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi“. Schon am 27. wandte er sich wieder an Schiller, dessen Abfall er verschmerzt hatte, da er ihn mit „Tell“ beschäftigt wußte. Er meldete ihm, daß er inzwischen Antworten und Promemorias in allerlei Geschäften loszuwerden gesucht, auch mancherlei in bezug auf das neue kritische Institut, das auf eine wunderliche Weise zu florieren verspreche, ihn beschäftigt habe. Noch acht Tage und mehr werde ihn die Redaktion des Berichtes beschäftigen. Nachdem er seiner Unterhaltungen mit dem für Jena gewonnenen Schelver, Hegel und Fernow gedacht, bemerkte er, die nach außen berufenen Professoren (Paulus und Hufeland) seien fort und gingen fort, ohne daß man den Verlust merke. Am unangenehmsten war es, daß Loders Vertreter erst im Frühjahr kommen konnte, aber ein jüngerer Lehrer, der unter Loder sich gebildet hatte, half tüchtig aus. Thibaut ersetzte vollkommen Hufeland und der aus Rom gekommene Fernow fand viele Zuhörer. So wenig hatte sich zunächst Schillers trübe Ahnung erfüllt. Goethe schlug Eichstädt vor, daß mehrere Gleichdenkende sich einer Chiffer bedienen möchten, wie die Weimarischen Kunstfreunde sich „W. K. F.“ unterzeichnen würden. Am 2. Dezember kam zu seiner Freude Voigt auf einige Stunden nach Jena; die Universität und die Angelegenheit ihrer Zeitung bildeten den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung. Diesen unwandelbar treuen Freund bat er, daß er Schiller bald vom glücklichen Fortgang ihrer literarischen Unternehmung unterrichten möge. An diesen selbst schrieb er denselben Abend: „Hätten Sie nicht für jetzt das bessere Teil [die Dichtung] gewählt, so würde ich Sie bitten, uns bald ein Zeichen Ihrer Beistimmung zu geben. Für mich ist dieses Wesen eine neue, sonderbare Schule, die denn auch gut sein mag, weil man mit den Jahren doch immer weniger produktiv wird, und also sich wohl um die Zustände der andern etwas genauer erkundigen kann.“ Seinem Berichte über die Preisbewerbung habe Meyer trefflich vorgearbeitet, doch müsse er einiges ganz umschreiben, der Aufsatz über Polygnot werde noch einige Morgen wegnehmen; indessen führe diese Arbeit in sehr schöne Regionen und müsse künftig ihrem Institut

(den Preisbewerbungen) eine ganz neue Wendung geben. Der Druck werde vor vierzehn Tagen nicht zu Ende sein. Wegen der Nässe der Straße, in welcher Voß wohne, habe er diesen nur einmal gesehen; die eigene Ungeduld müsse er an der Sanftmut seines Kreises bezähmen lernen. Vier Tage später lud er Meyer auf einige Tage zu sich, den er durch beigelegte Abschiedskarten überzeugte, daß diejenigen abgeschieden, die dem Kindlein (ihrem neuen Unternehmen) nach dem Leben gestrebt. „Ich habe vieles Bedeutende für jetzt und für die Folge mit Ihnen zu besprechen .... Es ist jetzt ein sehr prägnanter Moment, der weit hinaus deutet, wo wir uns zusammennehmen müssen, wo wir aber auch bei dem in Povretät ersoffenen Dünkel unserer mit 10000 Thaler schlecht ausstaffierten Gegner doch mit leichter Wendung die Oberhand behalten müssen.“

Die Monate lang dauernde Aufregung hatte ihn doch so angegriffen, daß es ihm in dem ihm immer ungünstigen Dezember unmöglich war, wie der Hof erwartete, zu dem in Aussicht stehenden Besuche der Frau von Stael nach Weimar zu kommen. „Ich habe, besonders in diesem bösen Monat“, schrieb er den 13. an Schiller, „nur gerade so viel physische Kräfte, um notdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung zu einem so schweren und bedenklichen Geschäft verpflichtet bin. Von der geistigsten Übersicht bis zum mechanischen typographischen Wesen muß ichs wenigstens vor mir haben, und der Druck des Programms, der wegen der Polygnotischen Tafeln recht viele Dornen hat, fordert meine öftere Revision. Wie viele Tage sind denn noch hin, daß das alles fertig sein und, bei einer leidenschaftlichen Opposition, mit Geschick erscheinen soll? Sie, werter Freund, sehen gewiß mit Grausen meine Lage an, in der mich Meyer trefflich soulagiert, die aber von niemand kann erkannt werden; denn alles, was nur einigermaßen möglich ist, wird als etwas Gemeines angesehen. Deshalb möchte ich Sie recht sehr bitten, mich [beim Theater] zu vertreten; denn niemanden fällt bei dieser Gelegenheit der Taucher wohl ein als mir [da man von ihm zu viel verlangt], und niemand begreift mich als Sie. Leiten Sie daher alles zum Besten, insofern es möglich ist. Will Madame de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein. Weiß ich es vierundzwanzig Stunden voraus, so soll ein Teil des [freistehenden] Loderischen Quartiers [neben dem Schloß] möbliert sein, um sie aufzunehmen, sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben, so lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören: aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Sozietät zu sein, ist rein unmöglich, so entschieden, als es jemals von Ihnen in ähnlichen Fällen ausgesprochen worden .... Ich rudere in

fremdem Element herum, ja, ich möchte sagen, daß ich nur drin patsche, mit Verlust nach außen und ohne die mindeste Befriedigung von innen und nach innen. [Das war freilich selbstquälerisch übertrieben.] Da wir denn aber, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzustellen haben, so mag denn das auch für ein Leben gelten." Schiller gab ihm ganz recht und schrieb dies auch an den Herzog. Karl August ließ Schiller zur Antwort sagen, er werde ihn im Theater sprechen und selbst an Goethe schreiben. Schillers Mahnung: „Halten Sie nur fest, wenn er sich Ihnen auch nicht gleich fügen will", war unnötig. Karl August äußerte in zuvorkommendster Weise am 14.: „Frau von Stael ist noch nicht angelangt und die wirkliche Zeit ihres Erscheinens bei uns vor der Hand noch ungewiß; man sagt aber, daß sie mehrere Wochen hier bleiben wolle. Schwerlich wird sie die Dezembernebel verdrängen, und da diese dir so sehr widerlich sind, die Nachbarschaft Starckens [des Arztes] deinen Zufällen aber nützlich sein kann, so bleibe nur, wo du bist, und wir wollen sehen, ob wir die Dame zu dir spedieren können. Übrigens wünsche ich dir und deinen Beschäftigungen das beste Glück. Leb wohl." An demselben Tage kam die berühmte französische Schriftstellerin, die von den beiden Herzoginnen und dem Herzog freundlichst aufgenommen wurde. Karl August lud den Dichter nun doch durch einen Eilboten ein. Freilich fand sich unter den Hofleuten niemand, der gewandt und geistreich sich mit der unglaublich schnell, richtig und fein sich ergehenden Französin unterhalten konnte, wenn auch Schiller bei aller Ungeläufigkeit sie anzog, so daß dem Herzog Goethes Anwesenheit ein Bedürfnis schien. An zungenfertigen Damen fehlte es nicht. Schiller stellte Frau von Stael die Unmöglichkeit Goethes vor, in dieser Bedrängnis zu kommen, und bestimmte sie, selbst nach Jena zu fahren, was Schillers Gattin dem Freunde meldete, der nun sogleich durch sie die Stael einladen ließ. Diese erwiderte, sie könne, da sie der Vorstellung der „Natürlichen Tochter" (am 21.) beizuwohnen wünsche, erst am Sonnabend kommen. Da entschloß sich denn Goethe am 19., sie, da er seine Arbeit unterdessen vollenden könne, auf Sonnabend den 24. in sein Weimarisches Haus zugleich mit Schiller und dessen Gattin zu Mittag einzuladen. „Wir können uns Glück wünschen", schrieb er dabei, „daß diese winternächtlichen Kranken- und Totenbilder [Herder und die Schwester der Frau von Stein waren am 18. gestorben] durch eine so geistreiche Natur einigermaßen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird." Wie schwer ihm aber dieser Entschluß falle, sprach er mit krankhafter, selbst die logische Verbindung sprengender Übertreibung noch am 20. gegen Schillers Gattin aus. „Hätte ich bis Neujahr hier bleiben können, so wäre alles, was mir obliegt, mit einem gewissen behaglichen Ge-

schick zu lösen gewesen. Daß ich aber Sonnabends nach Weimar kommen soll, und will, macht mir eine unaussprechliche Differenz, die ich ganz allein dulden, tragen und schleppen muß, und wofür mir kein Mensch nichts in die Rechnung schreibt." Verwünscht sei es, daß ihre Freundin gerade zu einer Zeit komme, wo er dem Liebsten, was er auf der Welt habe, seine Aufmerksamkeit zu entziehen genötigt sei, und in dem für ihn fatalsten Wetter, das ihn recht gut begreifen lasse, wie Heinrich III. den Herzog von Guise eines solchen wegen habe erschießen lassen, und wobei er Herder beneide, wenn er höre, daß er begraben werde. Als er am 24. sich von Eichstädt schriftlich verabschiedete, sprach er die Hoffnung baldiger Rückkehr aus. Damals machte er auch bereits die Einrichtung, gewisse abgerissene Bemerkungen und Mitteilungen unter den Strich der Literaturzeitung zu bringen.

An diesem Tage war das Haus auf dem Frauenplan Zeuge der merkwürdigsten Tafelrunde. Goethe war durch die Reise, die Spannung und eine vierstündige Unterhaltung, bei welcher er der freimütig bis zur Verletzung dessen, was der deutsche Anstand fordert, gehenden Offenheit sich äußernden Französischen Dame Widerpart halten mußte, so angegriffen, daß er sogleich sich zu Bette legen und mehrere Tage liegen mußte, da auch ein Katarrh, wie vor drei Jahren, sich eingestellt hatte, so daß er allen unzugänglich blieb; nur mit Eichstädt verhandelte er schriftlich. Am Morgen des 28. konnte er den von Jena aus ihm angekündigten Philologen Wolf freundlich aufnehmen, der bis zum 6. Januar in seiner nächsten Nachbarschaft wohnte. Zu ihm lud er auch Schiller auf den Abend des Silvestertages ein; zugleich konnte er dem Freunde die Aushängebogen des Aufsatzes über die Preisbewerbung schicken, den dieser voll Gehalt und Leben fand und von der Darstellung Polygnots einen neuen Tag erwartete. Frau von Stael und der Hof mußten sich ohne ihn behelfen. Erstere konnte ihre Eifersucht nicht verbergen, daß ein Professor bei ihm Zutritt habe, während sie, die nur vierzehn Tage bleiben wolle, ausgeschlossen sein solle. Die Einladung ihres schmollenden Neujahrswunsches, sie am nächsten Morgen, wo sie ganz allein sei, zu besuchen, mußte er höflich seiner Gesundheit wegen ablehnen. Da fragte sie denn an, ob Wolf ihre Einladung nicht annehmen würde. Auch der Herzog störte seine gewünschte Einsamkeit nicht. Auf Goethes Neujahrswunsch und die Sendung des Aufsatzes über die Preisbewerbung erwiderte dieser: „Tausend Dank, lieber Alter, für das mancherlei Schöne und Gute, das du mir diesen Morgen überschicket hast. Du weißt selbst, wie vielen Teil du an allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, dir zuschreiben kannst, als daß ich nötig hätte dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkenne, indem du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst noch

an der Gerechtigkeit, die mein Herz deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren lässet. Behalte mich lieb, dich gesund und leb wohl.“ In einer Nachschrift gedenkt er der diese Nacht in Jena stattgehabten Studentenrauferei, wobei die Kavallerie habe eingreifen müssen, und der Aufführung der Hauptstücke des „Don Juan“. Vielleicht komme Goethe abends an den Hof, wo die Landgräfin von Hessen-Homburg mit ihrer Tochter um 6 Uhr eintreffen werde; dann könnten sie das Nähere besprechen. Da dieser ablehnen mußte, teilte er ihm seine Absicht des am 5. auf dem Stadthause zu haltenden Konzerts näher mit, wozu er die Personen einladen werde, die hier mit der Stael den meisten Umgang hätten (Ew. Liebden, Schillers, Wieland, Schardts, Lady Musgrave, Seebachs, Fräulein von Göchhausen und Einsiedel); diesen allen und den beiden Jagemanns, den Schlicks (eben anwesenden Konzertspielern) und dem Kapellmeister Destouches wolle er ein Essen in der Loge geben. Den 3. bat er Goethe, da Einsiedel und Seebach alles übrige übernommen hätten, die Musik und was sonst vom Theater nötig sei durch Destouches besorgen zu lassen, auch Schillers und Wieland einzuladen. „Schlicks wünschen, daß du dein Klavier (das Wiener) dazu hergeben möchtest; ihre Tochter soll darauf spielen. Du arrangierst die Sachen wohl dergestalt, daß die besten Partien aus ‚Don Juan‘ gegeben werden und Schlicks ihre Künste mit einmischen können. Wenn es dir recht wäre, so würde alles um halb 7 Uhr bestellt.“ Da aber durch ein Mißverständnis das Konzert abbestellt worden war und die Herzogin darauf gerechnet hatte, die Stael sei diesen Abend in der Stadt, sollte Goethe aushelfen. „Da du und Schiller, wie mir Frau von Stael sagt, am Freitag Abend bei ihr essen werdet, so wäre es recht hübsch von dir, wenn du sie morgen Abend, Schillers, die kleine Schardt etwan, Seebachs, die morgen beim ‚Don Juan‘ sein sollten, die Jagemann, Schlicks, Einsiedeln und mich zum Thee zu dir bätest und uns etwa Nachts etwas Kaltes oder auch nichts von diesem in den Hals würfest, dabei aber Musik machen ließest, zu welcher niemand sonst wie Destouches nötig wäre und höchstens noch Unrein wegen der Violine.“ Die Antwort konnte nur ablehnend lauten, da eine solche geräuschvolle Gesellschaft ihm noch unerträglich war. Selbst die Einladung der Stael konnte er nicht annehmen. Sehr erfreut hatten ihn die Unterhaltungen mit Wolf und des Hallischen Professors leidenschaftliches Eintreten für die Jenaische Literaturzeitung. „Bleiben Sie überzeugt“, schrieb er den 7. nach Empfang der ersten Woche derselben an Eichstädt, „daß ich gewiß bei einer Anstalt festhalte, welcher Sie mit so viel männlicher Festigkeit und Gewandtheit vorstehen. Ich habe noch gar manches im Sinne, das ich nach und nach, wie das Geschäft weiter rückt, entwickeln werde. Die Teilnahme solcher Männer wie Voß und Wolf ist ganz unschätz-

bar; mit ihnen in Verhältnis zu sein und zu bleiben erhöht das Gefühl für eine Anstalt, welche ein solches Band immer fester knüpfen muß." Auch dem endlich am 10. stattfindenden Konzert konnte Goethe nicht beiwohnen, noch weniger das dringende Verlangen der Frau von Stael erfüllen, sie endlich doch zuzulassen. Als sie vernommen, der Herzog sei bei ihm gewesen, wiederholte sie ihre Bitte, indem sie die Übersetzungen zweier seiner Balladen beilegte. „Es scheint mir, daß ich Ihnen nicht mehr unbequem fallen werde als ein Fürst, ich, die ich Ihnen sehr unterthänig bin." Auf Schillers Frage, wann er seine Pforte wieder öffne, erwiderte er sofort am 14.: „Ich wünsche recht herzlich, Sie bald zu sehen, ob ich mich gleich sehr in Acht nehmen muß. Eine Unterredung mit Herrn Geheimerat Voigt ist mir gestern gar nicht wohl bekommen. Ich fühle jetzt erst, daß ich schwach bin." Die für den Herzog bestellten beiden Hackertschen Landschaften waren nun angekommen und machten ihm große Freude. Sie stellten die Aussicht von der Villa Madama in Rom und die Umgegend von Florenz dar und schienen, als wirkliche Abbildungen betrachtet, beinahe ein Gipfel der Kunst. Am 15. äußerte Vulpius, Goethe sei noch immer „im ganzen, physisch und moralisch, nicht wohlauf". Derselbe berichtet: „Kotzebue ist bei Nacht hier durchgegangen, hat sich aber nicht getraut im Thor seinen Namen anzugeben und hat sich nur anderthalb Stunden bei seiner Mutter aufgehalten, aus Furcht, arretiert zu werden. Seine Freunde selbst springen jetzt von ihm ab. Sein ‚Hugo Grotius' fiel so durch hier, daß man zischte, und sein ‚Ranudo Colibrados' mißfiel sehr. Goethe arbeitet jetzt seinen ‚Götz' fürs hiesige Theater zu." Am 16. erhielt Goethe, nach seinem eigenen Bericht an Schiller, einen Brief der Stael, worin diese ihm versicherte, sie würde seine Worte, deren sie habhaft werden könne, drucken lassen. Die gleichzeitige Nachricht der Literaturzeitung von zwei Damen, welche die Gutmütigkeit des armen Rousseau ähnlich gemißbraucht hatten, machte ihr bei ihm „ein böses Spiel". Mit dem Herzog stand Goethe in unausgesetzter Verbindung, wenn sie sich auch selten sahen. Erhalten ist ein Zettel, worin dieser fragt, wie er zu einem Exemplar der Literaturzeitung gelange, das er am Ende des Jahres bezahlen werde. Deshalb bat Goethe Eichstädt am 18. um Absendung eines solchen, sollte auch das größere Kupfer nachgeliefert werden müssen. Außerordentlich beruhigend war ihm der Beifall, den Schiller den ersten Blättern der Zeitung gab. „Fast alles ist bei einem solchen Institut zufällig", erwidert er am 17., „und doch muß es wie ein Überlegtes werden und aussehen. Die Sache ist indessen auf gutem Wege, und wenn Sie einigen Anteil daran nehmen wollten, so würden Sie solche sehr fördern; es brauchten vorerst keine vorsätzliche, lange Rezensionen ex professo zu sein, sondern von Zeit zu Zeit eine geistreiche

Mitteilung bei Gelegenheit eines Buchs, das man doch liest. Auch verdiene ich wohl, daß man mich ein wenig verstärkt; denn ich habe die vergangenen vier Monate mehr als billig an diesem Alp geschleppt und geschoben." Selbst diese Klage des Kranken blieb erfolglos, wie leicht auch Schiller diesen Wunsch hätte erfüllen können. Der in sicherer Aussicht stehende Abgang Böttigers vom Gymnasium hatte einen Lehrer Schall in Leipzig veranlaßt, sich zu einer Anstellung daselbst beim Herzog und beim Conseil zu melden. Goethe schrieb den 21. an Eichstädt, er habe den Auftrag, sich bei ihm nach diesem zu erkundigen, doch äußerte er dabei im engsten Vertrauen den Gedanken, ob man nicht, wenn man sich zur Anstellung eines jungen Mannes entschlösse, dadurch Raum gewinnen könnte, Voß die Oberaufsicht nicht sowohl über das Gymnasium wie über die Lehrer anzuvertrauen. Eichstädt möge doch diesem zu bedenken geben, was er, der Erzprotestant, wage, wenn er in ein Pfaffennest, wie Würzburg, wohin man ihn ziehen wollte, sich begebe. Auch bat er, ein gutes Exemplar für die Herzogin mitzusenden; beide Herrschaften würden es nicht umsonst verlangen. Am 22. sah er Johannes Müller bei sich, am folgenden Morgen zum ersten Mal in diesem Jahre die Stael. „Sie geriert sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug", äußert er gegen Schiller, „als Reisende zu den Hyperboreern, deren Kapitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wohl in Nutz und Putz verwenden ließen; indessen nötigt sie einen doch, die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen." Auf den schönen Morgen des 24. lud er Frau von Stein mit ihrer Nichte zum Besuche ein, da er ihnen seine Münzsammlung zeigen wollte. Wohl am vorigen Tage hatte er des Herzogs Billet erhalten: „Die Frau von Stael wünscht ‚Das Mädchen von Andros' [nach Terenz von Niemeyer] spielen zu sehen. Willst du wohl veranstalten, daß es diese Woche gegeben werde? Mich hält ein Ohrengeschwür zu Hause, das hoffentlich der letzte Rest meines mich schon sechs Wochen plagenden Katarrhs sein soll, das mir aber schreckliche Schmerzen verursacht." Die Vorstellung fand am 25. statt. Auf den folgenden Abend um 5 Uhr kündigte sich Frau von Stael an, obgleich sie wußte, daß auch Müller zu ihm kommen werde. „Ich habe einen Brief von Schwarzkopf, dem Vorstand des Frankfurter Theaters", schrieb sie, „der den ‚Götz von Berlichingen' kaufen will, wenn Sie den Preis bestimmen. Ich habe den ‚Geistesgruß' übersetzt; das geht besser [als die übersetzten Balladen]. Ich werde ihn diesen Abend mitbringen. Antworten Sie nicht." An Schiller berichtet Goethe, der Herzog sei dazu gekommen, wodurch denn die Unterhaltung sehr munter und der Zweck, ihre Übersetzung der Ballade „Der Fischer" durchzugehen, vereitelt worden. Goethe konnte noch immer nicht ausgehen. Am Abend des 27. empfängt er Ben-

jamin Constant, der später bei der Herzogin ist, wo Frau von Stael die Hauptauftritte der „Phädra“ mit französischem Pathos vorträgt. Mit welcher Sorgfalt sich Goethe selbst der Korrektur der Zeitung annahm, wie er bestrebt war alles Anstößige, auch jeden Streit mit der ältern Literaturzeitung zu vermeiden, ergeben seine Briefe an Eichstädt.

Erst am Ende des Monats wagte er auszugehen und am gesellschaftlichen Leben mäßigen Anteil zu nehmen, wenn er auch, was man ihm freilich übelnahm, aber der Herzog bei seinem Zustande natürlich fand, noch den Hof mied. Am 4. Februar ladet er durch Eichstädt Voß zum Besuche ein; komme dieser nicht, so werde die Stael ihn in Jena aufsuchen, was unbequemer sei. Er selbst erbiete sich zur leichtesten Einleitung, stelle ihm das Zimmer, das Wolf bewohnt habe, Tisch und Unterhaltung bei sich zu Gebote. Voß kam wirklich mit seiner Gattin, und genoß den herzlichsten Empfang. Da er die Oberaufsicht des Gymnasiums ablehnte, erbot sich Goethe, seinem Sohne Heinrich, wo möglich, eine Professur beim Gymnasium zu verschaffen, was eigentlich eine unerlaubte Begünstigung war. Da der Herzog im Thorzettel gelesen hatte, ein Hofrat Bach sei bei Goethe abgestiegen, war er zu dem Freunde gekommen, wo er denn zu seiner Freude Voß kennen lernte. Wahrscheinlich gab er schon damals seine Genehmigung zu dem Plane der Anstellung von Heinrich Voß, worüber zunächst die schwierige Besetzung der Direktorstelle noch ruhen konnte. Als der Herzog die erste Kunde von Böttigers Abgang empfangen, hatte er gemeint, an seine Stelle müsse man einen bedeutenden Mann berufen, etwa Fr. Aug. Wolf, der dazu aber keine Lust haben konnte. Jetzt schien es ihm wichtig, den alten Voß wenigstens dadurch mit dem Gymnasium in Beziehung zu bringen, daß sein Sohn daran beschäftigt sei. Voß versprach, seinen Heinrich auf einige Zeit zu schicken. Dieser kam am 10. und wohnte bei Goethe, der große Freude an ihm hatte. Schon am 15. schrieb Goethe an Eichstädt, die Voßische Angelegenheit werde sich auf eine sehr gewünschte Weise entscheiden. Zwei Tage später heißt es in einem Briefe an Voigt: „Der [von diesem entworfene] Brief an Voß dünkt mir den Umständen ganz gemäß. Das einzige Wort vorerst auf der zweiten Seite wünschte entfernt, weil es ihm Ombrage geben könnte, als wollte man in der Folge eine öffentliche Teilnahme [am Gymnasium] von ihm verlangen. Vielleicht finden Sie im Abschreiben für die angestrichene Stelle auf der ersten Seite eine andere Wendung. Mit Ihrer Genehmigung will ich nun auch mit dem jungen Mann in diesem Sinne sprechen.“ Einige recht verdienstliche Übersetzungen, die derselbe in Weimar von Horazischen Episteln gemacht, legte er bei, zur Mitteilung an den geheimen Assistenzrat Thon, bei dem er sich auch persönlich zeigen solle. Neun volle Tage blieb

der junge Voß bei Goethe, der sich mit väterlicher Liebe seiner annahm. Als Frau von Stael am Abend des 16. mit Constant bei Goethe war, kam es zu lebhafter Unterhaltung. Dieser trieb die gewandte Dame durch seine scharfen Gründe in die Enge. Schiller, der mit dem Ende des „Tell“ eifrig beschäftigt war, hatte dessen Einladung nicht folgen können. Der Anblick des vollendeten Stückes nebst der Rollenverteilung machte Goethe das größte Vergnügen; lebhaft betrieb er dessen Aufführung noch vor Ostern. Den 24. äußert Schiller gegen ihn: „Heute Abend werden wir uns bei Madame sehen. Gestern haben wir Sie recht vermißt. Es ist manches Lustige vorgefallen, worüber wir uns noch in künftigen Tagen unter uns ergötzen werden.“ Am 27. berichtete Goethe seinem Freunde Zelter, an den er Frau von Stael empfahl: „Es ist sehr leicht mit ihr zu leben, und sie wird gewiß an Ihren musikalischen Leistungen große Freude haben, obgleich Literatur, Poesie, Philosophie, und was sich daran schließt, ihr näher steht als die Künste.“ Den 28. war der Abschiedsabend. Goethes Empfehlungsbrief an Wilhelm Schlegel ist vom 29.

Am 1. März fand die erste Leseprobe des „Tell“ statt, aber Schiller fühlte sich bei dem ihn drückenden Wetter so übel, als ob er eine große Krankheit ausgestanden hätte. Da gereichte es ihm denn zum Troste, daß Goethe sich der weitern Proben annehmen wollte. Dieser freute sich des außerordentlich glücklichen Fortganges seiner Literaturzeitung, des süßen Lohnes für ungemeine Anstrengungen, die er zum Besten Jenas unternommen, trotz des bedenklichen Kopfschüttelns vieler Überbedächtigen, und an der er mit freudiger Kraft festhielt, trotz des Abfalls Schillers, der noch immer keine Zeile für sie schrieb: sie schien ihm, wie er an Wolzogen schreibt, der in Rußland treulich für ihre Verbreitung gesorgt hatte, ein Anker geworden, woran sich die Universität eine Weile halte, bis die übrigen Schäden nach und nach hergestellt werden könnten. Daß Fernow von Jena wegging, da ihn die Herzogin-Mutter zu ihrem Bibliothekar an Stelle des eben gestorbenen Jagemann wählte, mußte er freilich der Universität wegen bedauern, konnte es aber nicht ändern, und es entsprang ihm persönlich daraus der Vorteil, einen in der italienischen Sprache, Literatur und Kunst erfahrenen Gelehrten in nächster Nähe zu besitzen, wozu bald der mit alter Literatur vertraute junge Voß kommen sollte, während dessen Vater für die altdeutsche Literatur ihm eine erwünschte Aushülfe bot. Neben seiner Bemühung für die Literaturzeitung, die er immer frisch zu beleben suchte, und für das Theater, dessen die Zeit über von Schiller besorgte Leitung er jetzt wieder ganz übernehmen mußte, quälte er sich mit der Bühnenbearbeitung des „Götz“ ab, einer „bösen Operation“, wie er sich gegen Zelter ausdrückt, „wobei man, wie beim Um-

Ändern eines alten Hauses, mit kleinen Teilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben". Am 12. sandte er die beiden ersten Aufzüge mit Ausnahme eines Auftritts an Schiller, und schon wollte er, wenn dieser nichts dawider zu bemerken habe, die Rollen ausschreiben lassen. Schiller hatte unterdessen sich zu einem neuen Drama entschlossen. Die Vorbereitung des „Tell" machte Goethe so viel zu schaffen, daß er damit sein Nichtschreiben an Voß, Vater und Sohn, entschuldigte. Am 17. fand die erste Aufführung statt; zwei Tage später wurde das Stück mit ein paar Abkürzungen wiederholt. Der Erfolg war außerordentlich, ein Triumph der beiden Dichter und des Hoftheaters. Dennoch fühlte sich Schiller verzweifelt beengt, es trieb ihn von Weimar weg, was er freilich Goethe nicht verriet, der mit allen Banden sich an dieses gefesselt fühlte. Am 22. hielt Böttiger seine Abschiedsrede. Wie angenehm auch den beiden Dichtern die Entfernung des neuigkeitssüchtigen, charakterlosen, auf jede wahre Größe neidischen Freundes des in Berlin hochangesehenen Kotzebue war, für das Gymnasium schien sein Abgang um so schwerer zu ersetzen, als dieses kurz vorher Herder durch den Tod verloren hatte. Nach dem guten Erfolge des „Tell" betrieb Goethe eine neue, wirksamere Aufführung von Schillers Bearbeitung des „Macbeth", die des „Tell" wegen verschoben worden war. Gegen Ende des Monats fühlte er sich heiterer gestimmt. Er lud Frau von Stein ein, ihn regelmäßig Donnerstags morgens zu besuchen, und trat auch der Herzogin wieder näher, der er an den Dienstagabenden vorlas.

Während die Proben zu „Macbeth" Goethe lebhaft in Anspruch nahmen, wurde der junge Voß zur Einführung in die ihm bestimmte Stelle nach Weimar beschieden. Den 28. berichtete Goethe an Voigt: „Da der junge Voß morgen herüberkommt und man von seiner Anstellung schon im Publikum spricht, auch ihn manche sogar zum Direktor machen, so gebe ich zu bedenken, ob Sie nicht etwa Herrn von Wolfskeel [Präsident der Regierung] auf irgend eine Weise vertrauliche Eröffnung von Serenissimi Intention thäten, damit sich der junge Mann in Zeiten bei ihm vorstellen und auch seine Gunst erwerben könne. Sonntags [den 1. April] möchte ich ihn mit Kästner [Professor am Gymnasium seit 1788] zusammenbringen; doch soll alles unter Ihrer Leitung und nur mit vorgängiger Genehmigung geschehen. Zum Abend Ruhe und Genügen wünschend." Je kühner die Anstellung des jungen Mannes war, um so weniger durfte er einen Schritt thun ohne Voigts Mitwissen, mit dem er die Sache betrieben hatte. Schon am 4. konnte er Eichstädt melden: „Voß ist munter; seine Bestallung wird ausgefertigt; mit seinen Obern und Kollegen hat er schon Bekanntschaft gemacht. Wir wollen ihn nun bal-

digst einzurichten suchen.“ Da Riemer wegen des Druckes seines griechischen Wörterbuchs nach Jena gegangen war, vertrat Voß dessen Stelle bei seinem August. Am 7. übte der „Macbeth“ eine außerordentliche Wirkung. Goethe hatte es gewagt, die Hexen als junge schöne, artig gekleidete Mädchen erscheinen zu lassen. Eine Woche später wurde das Stück wiederholt. Schiller war damals in übler Lage, da seine drei Kinder und ihre Pflegerin am Keuchhusten litten. Zu der längst vorbereiteten Anzeige der Voßischen Gedichte ließ Goethe sich abends vom jungen Voß Gedichte seines Vaters vorlesen, ja dieser entwarf zu derselben die Stellen über die höhern Stände, Sprache, Rhythmik und Mythologie. Ohne sein Wissen besorgte Goethe ihm, was freilich gegen die Sitte verstieß, das Doktordiplom von Jena, das er ihm auf die liebenswürdigste Weise durch seinen August zum Nachtisch zustellen ließ. Nach zehn Tagen kehrte der junge Professor, ganz beseligt durch Goethes unendliche Güte und Liebe, noch auf kurze Zeit nach Jena zurück. Ein von Frau von Stael am 9. von Berlin aus gesandter Brief erfreute und belustigte Goethe. Bei der baldigen Rückkunft, schrieb sie, werde sie drei Wochen lang ihn genießen und alles von ihm stehlen, was sich stehlen lasse, um mit einer ganz andern Beute als die Französischen Generale aus Deutschland zurückzukehren; den Herzog erhob sie über alle Fürsten seiner Zeit. Aber die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Vaters trieb sie vor der Zeit zurück. Gerade zu Weimar erhielt sie die Kunde von dessen am 9. erfolgten Tode, die sie in einen an Raserei grenzenden Zustand versetzte. Goethe konnte sich einem Besuche der unglücklichen, ihrem Schmerz fast erliegenden Frau nicht entziehen, der sein Anblick fast den einzigen Trost gewährte.

Mit lebhaftestem Eifer widmete er sich der glücklich fortschreitenden Literaturzeitung; nicht allein lieferte er ihr so gehaltvolle Beiträge, wie die am 11. gesandte Anzeige der Voßischen Gedichte, sondern er sorgte auch dafür, daß sie die der Wissenschaft geziemende Würde nie verletze und durch innere Tüchtigkeit sich durchweg auszeichne. Als er eine GDZ unterzeichnete übertrieben lobende Anzeige des Romans „Valérie“ der Frau von Krüdener gelesen hatte, schrieb er, diese sei die erste, die er ungedruckt wünschte, und er habe schon mit Schiller überlegt, ob man nicht durch eine zweite oder durch eine Bemerkung unter dem Strich der Sache eine Wendung gäbe. Doch bat er, eine Beurteilung der Übersetzung des Romans zurückzuhalten. „Es ist ein verwünschter Fall! Man muß sich sehr in Acht nehmen, nicht in Kontrovers zu geraten. Das Buch ist null, ohne daß man sagen kann, es sei schlecht, doch eben diese Nichtigkeit erregt gerade bei vielen Menschen Gunst, ja sogar bei Herrn GDZ das höchste Entzücken.“ Adelung hatte sich

in der Hallischen Literaturzeitung zu einem so heftigen Angriff auf eine Anzeige der Jenaischen (von Voß) hinreißen lassen, daß Eichstädt erwidern zu müssen glaubte. Goethe erklärte sich dagegen. „Wenn man jemand so tüchtig durchbrischt“, schrieb er, „so ist es billig, daß man ihn Gesichter schneiden lasse, so viel er will. Durch Dupliken wird nichts ausgerichtet vor dem Publikum; es ist schon eine Art von defensiver Stellung, die niemals vorteilhaft ist.“ In demselben Briefe bat er Eichstädt, er möge seine beiden Übersetzungen Voltairescher Stücke zur Anzeige an Huber geben und ihn ersuchen, ja ohne Rücksicht zu sprechen, da er wünschte, ein freies Urteil von einem Kenner beider Theater zu vernehmen. Als Eichstädt ihm einige sehr schwache Blätter der Hallischen Mitbewerberin sandte, erwiderte er: „Es ist eben ein unerfreuliches, unerquickliches Wesen. Wenn man das Publikum nicht kennte, so wäre es unbegreiflich, wie solches Papier zu debitieren ist.“

Am 26. trat der Herzog seine militärische Inspektionsreise an. Denselben Tag begab sich Schiller, dem der von Iffland wegen einiger Änderungen im „Tell“ an ihn gesandte Theatersekretär Pauli Aussichten auf einen Ruf an die Berliner Bühne eröffnet hatte, mit Gattin und beiden Knaben auf den Weg nach der Preußischen Königsstadt. Die Herzogin, der Goethe sich wieder genähert hatte, war am ersten Donnerstagsmorgen des Mai in Begleitung der Frau von Stein in dessen Hause zur Ansicht seiner Kunstsammlungen. Drei Tage später kam der junge Voß, der feierlich beim Gymnasium eingeführt wurde; seine Wohnung nahm er in der Nähe beim Schloßvoigt, aber alle freie Zeit brachte er bei Goethe selbst zu, dessen liebevolle Behandlung ihn recht empfinden ließ, wie wahr sein Vater beim Abschied gesagt hatte, er stoße ihn nicht aus dem Paradies, sondern in dieses hinein. Und Goethe fühlte sich ganz glücklich im engsten Zusammenleben mit dem rein sich hingebenden, seinen einzigen Wert ahnenden, vom höchsten Danke für die ihm zu teil gewordene Stellung erfüllten jungen Philologen, dem durch ihn, dessen Sprachkenntnis so schwach war, daß er kaum den Sophokles verstehen konnte, doch der wahre Sinn für das klassische Altertum eröffnet wurde. Auch auf Spaziergängen im Park und nach dem wieder viel besuchten Garten an der Ilm begleitete er ihn. Bald stellten auch die Eltern sich zum Besuche ein, die bei Goethe die herzlichste Aufnahme fanden. Dieser setzte es durch, daß der alte Voß, obgleich er sich weigerte, einen Gehalt vom Herzog zu beziehen, doch eine Anweisung von Holz, Korn und Wildpret, wie sie den Hofbeamten zu teil ward, dankbar annahm. Er hatte damals den Ruf nach Würzburg abgelehnt, aber noch immer weigerte er sich, an den Hof zu gehen, den Goethe ein paarmal auch während der Abwesenheit des Herzogs besucht hatte. Am 19. schrieb Goethe an Eichstädt, die Gegenwart dieses

trefflichen Freundes habe ihm viel Freude und Nutzen gebracht; er selbst denke in vierzehn Tagen oder drei Wochen nach Jena zu kommen; noch mancherlei Geschäfte hielten ihn zurück.

Am 21. kehrte Schiller von Berlin zurück, ganz begeistert vom freiern Leben in der bildungsreichen Preußischen Königsstadt. Der geheime Kabinettsrat von Beyme hatte ihm eröffnet, der König wünsche ihn nach Berlin zu ziehen, und deshalb die Bedingungen zu erfahren, unter denen er kommen könne. Goethe, der wohl merkte, daß er so geneigt sei, dem Rufe zu folgen, wie seine Gattin davor bangte, suchte ebensowenig, wie vor fünfzehn Jahren bei Herders Rufe nach Göttingen, auf ihn zu wirken, forderte ihn nur zu reiflicher Prüfung beider Zustände auf, doch ließ er sich von Schiller das Versprechen geben, vor der Rückkunft des Herzogs keinen entschiedenen Schritt zu thun. Am 24. standen beide Dichter als Paten bei der Taufe der Tochter der Dichterin der „Schwestern von Lesbos“. Schiller besuchte am 26. wieder das Theater, am folgenden erschien er bei Hofe. An diesem Tage war Goethe dadurch, daß „das verwünschte Puppenwesen“ [der ungewisse Zustand?] ihn noch einigermaßen besorgt machte, abgehalten worden, früh nach Jena zu reisen.“ Schon am 28. war Schiller entschlossen, gegen eine bedeutende Erhöhung seines Gehaltes Weimar treu zu bleiben.

Zwei Tage später ging Goethe auf ein paar Tage nach Jena, wo Geschäfte seine Anwesenheit forderten. Leider stand es um die Universität sehr übel, da diese durch die erlittenen Verluste und böswillige Ausstreuungen in Verruf gekommen war, und andere Universitäten, Halle, Heidelberg und Würzburg, eine große Anziehung übten. Selbst Ackermanns Ankunft, durch welche Loders Lücke ausgefüllt wurde, konnte keine Studenten anziehen. Nach Jena schrieb Schiller denselben Tag an Goethe, Einsiedels zum erstenmal während seiner Abwesenheit gegebener „Selbstquäler“ nach Terenz sei bei leerem Hause und, ohne daß eine Hand sich geregt, gespielt worden, so daß dieser den Terenz nun hoffentlich in Ruhe lassen werde; für die erledigten Rollen des „Tell“, der am 16. Juni zum Schlusse der Bühne wieder gegeben werden sollte, habe er zum Teil Rat geschafft. Schon am 2. Juni finden wir Goethe zu Weimar an der Hoftafel. Zwei Tage später kam der Herzog zurück. Am 5. stellte Goethe ihm einen Brief Schillers vom 4. „zu huldvoller Beherzigung“ zu, mit der Anzeige, er werde morgen beizeiten aufwarten. Schiller machte dem Herzog Anzeige, daß nach der Mitteilung des Kabinettsrates Beyme man ihn in Berlin zu fixieren suche und dieser ihn aufgefordert habe, seine Bedingungen zu machen, doch sei von ihm noch kein Schritt in dieser Sache geschehen. Als Familienvater dürfe er eine wesentliche Verbesserung nicht gleichgültig von der Hand weisen, aber glücklich würde

er sich schätzen, wenn er diese von der Gnade des Herzogs erhalten und so ihm alles verdanken dürfte. Goethe blieb bei der Hoftafel. Am folgenden Tage erwiderte der Herzog: „Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, wertester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu locken wünschte, daß Sie so handeln und so die Lage der Sache beurteilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältnis dem größeren vorgezogen zu haben. Schreiben Sie mir, aber ohne Rückhalt, Ihre Wünsche und leben wohl." Darauf teilte Schiller Goethe seine Bitte mit. Da er jährlich 2000 Thaler brauche, von seinen schriftstellerischen Einnahmen 1000 bis 1500 Thaler beziehe, so wünsche er seine Besoldung von 400 auf 1000 Thaler erhöht; sollten die Umstände dieses nicht gestatten, so hoffe er, der Herzog werde ihm für jetzt 800 Thaler bewilligen und ihm die Hoffnung geben, in einigen Jahren das 1000 voll zu machen. Der Freund möge ihm sagen, ob er ohne den Vorwurf der Unbescheidenheit sich in diesen terminis gegen den Herzog erklären könne. Goethe brachte ihm den Entschluß Karl Augusts, den dieser auch sogleich Voigt mitteilte: „Mit Goethe habe ich puncto Schillers folgendes verabredet. Ich will ihm 400 Rthlr. von Johanni an zulegen und bei schicklicher Gelegenheit noch 200 Rthlr., indessen wollen wir die Sache ein bischen gehen lassen, damit Schiller vielleicht die Berliner um eine tüchtige Pension prellen könne, die sie ihm vielleicht akkordieren, wenn er sich auf gewisse Akkorde mit seinen Stücken und vielleicht auf eine gewisse Zeit mit den Berlinern setzt, wo er dorten gegenwärtig wäre, um die Aufführung seiner theatralischen Arbeiten zu dirigieren. Mir ist dieser Gedanke beigegangen, um Schillern für sein honettes Betragen einen Weg an Hand zu geben, wo er noch besser stehen wird, als wie er in seinem Briefe auszudrücken waget und um meinen Spaß mit den Berlinern zu haben." In seinem gerührten Danke an den Herzog für dessen uns nicht erhaltenen Brief äußerte er: „Jedem Gedanken an eine Veränderung kann ich mit frohem Herzen entsagen. Ich kann mit freudiger Thätigkeit wirken, weil ich nunmehr im stande bin, etwas für die Meinigen zu thun", wobei er sich freut, ihm mitzuteilen, daß sein Haus noch in diesem Jahre schuldenfrei und sein eigen sein werde. Ganz besonders dankt er für die von Goethe ihm mitgeteilte Erlaubnis, zuweilen einige Monate in Berlin zuzubringen, was seine

Ansichten erweitern und einen glücklichen Einfluß auf seine Arbeiten haben werde. Karl August erwiderte: „Empfangen Sie, wertester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisiert würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden. Leben Sie wohl.“ Seine Freude, ihn nicht zu verlieren, war wirklich groß, da die Großfürstin gerade Schiller sehr schätzte und es traurig gewesen wäre, hätte dieser kurz vor ihrer Ankunft Weimar aufgegeben. Auch der Vermittler Goethe stand jetzt dem Hofe wieder sehr nahe, an dessen Tafel wir ihn mehrfach sehen, einmal mit den drei neuen Jenaischen Professoren, welche der Herzog kennen lernen wollte. Als er am 20. Frau von Stein zum Morgenbesuche einlud, fügte er hinzu: „Vielleicht möchten Durchlaucht die Herzogin mir noch einmal die Gnade erzeigen, da zunächst ihre Abreise [nach Wilhelmsthal] bevorsteht?“ Auch Prinzessin Karoline hatte er gebeten, die ein paar sehr angenehme Stunden bei ihm zubrachte. Mittags speiste er an der Hoftafel. Den 23. finden wir ihn zu Jena, wo er am Abende bei dem zu seinen Ehren veranstalteten Festmahle in der Rose einen heitern Trinkspruch ausbrachte, welcher die übervorsorgliche Polizei launig traf. Am 25. und am 27. saß er wieder an der Hoftafel bei Anwesenheit der Königin-Witwe von Preußen, mit welcher die Herzogin und der Hof nachts um 11 Uhr nach Wilhelmsthal abgingen.

Anfangs Juli begab er sich wieder auf eine Woche nach Jena, wohin auch Voigt und der Herzog zur Besichtigung der dortigen Anstalten kamen. Es ward die Gründung eines anatomischen Museums beschlossen, da Loder das seinige mitgenommen hatte. Man ging um so williger auf Ackermanns Forderungen ein, als dessen Einnahme aus den Honoraren bei der geringen Anzahl der Studierenden sehr mäßig und die in Aussicht gestellten Emolumente gleich null waren. Auch die Goethe am Herzen liegende Ordnung der Bibliothek, die über der Sorge für die Literaturzeitung vernachlässigt worden war, wurde besprochen, über die glücklich vermehrte mineralogische Sammlung und ein geognostisches Modell verhandelt, das lange Zeit ein Lieblingsgedanke Goethes war. Leider konnte nur für die Anstalten, aber nicht für die Herstellung des alten Rufes der Universität gesorgt werden, da die namhaftesten Lehrer durch Gehälter gewonnen waren, wie sie Jena nicht bieten konnte, diese auch durch die große Studentenzahl bestimmt wurden, während Jena dem völligen Verfall entgegenzugehen schien. Freilich seine neue Literaturzeitung hatte die Hallische weit überflügelt, die auch durch die scharfen Angriffe auf ihre jüngere Schwester nicht an Ansehen gewann. Goethe hatte

Vortreffliches geboten und seine Hand treulich über das Unternehmen gehalten; auch die Voßischen Beiträge, unter denen der über die alte Weltkunde von einer Weltkarte Hesiods begleitet war, und so manches andere gaben ihr ein vornehmes Ansehen.

Als er am 7. nach Weimar zurückgekehrt war, wurde er von Schiller und dem jungen Voß auf das herzlichste begrüßt; der innige Umgang mit ihnen erfrischte ihn. Dabei schritt die Bühnenbearbeitung des „Götz“, mit welcher er die Schauspieler, die diesmal nicht in Rudolstadt spielen, sondern anfangs September gleich von Lauchstädt zurückkehren sollten, zu empfangen gedachte. Schon am 19. begab sich Schiller mit den Seinigen nach Jena, wo seine Gattin ihre Niederkunft abwarten sollte. Goethe hoffte, dieser werde mit Eichstädt in ein näheres Verhältnis kommen. Zu seiner Freude besuchte Voß damals Weimar, wo er Tieck zu seiner Büste saß. Die Nachricht von Schillers schwerer Erkrankung empfing Goethe glücklich erst zugleich mit der von seiner Genesung; leider blieb eine große Nervenschwäche zurück, die Schlimmeres befürchten ließ.

Am 2. August kehrte der Hof von Wilhelmsthal zurück. Goethe war häufig an diesem. Zu den Morgenversammlungen in seinem Hause lud er die Herzogin ein. Die Länge seines fortschreitenden „dekomponierten und rekomponierten“ Götz machte ihn etwas verlegen. Vom 13. bis zum 15. verweilte er in Jena, den folgenden Tag hatte er wieder den Morgenbesuch der Frau von Stein, die auch die Prinzessin einladen sollte, da er einiges Artige aus fremden Landen vorzuzeigen habe. Den 17. ging er nach Lauchstädt, wo Christiane sich schon länger befand; hier vollendete er den „Götz“, hielt auch bereits eine Leseprobe und verteilte die Rollen. Als er am 3. September nach Weimar zurückkehrte, fand er Schiller noch immer sehr schwach. Voß hatte unterdessen einen noch ehrenvollern Ruf nach Würzburg erhalten und sich selbst auf seiner Reise nach Karlsruhe dahin begeben, um an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen zu lernen. Neben dem Theater, das am 15. eröffnet werden und bald die schwierige Aufführung des neuen „Götz“ bringen sollte, nahm ihn die Kunstausstellung in Anspruch, doch hatte Meyer die Hauptsorge dafür übernehmen müssen. Ein russischer Oberst kam als Gesandter nach Weimar und brachte dem Herzog drei ganz von Juwelen strahlende Orden und seiner Mutter einen mit einem Stern aus Brillanten. Goethe, Voigt und Schmidt wurden zur Feier der am 3. August zu Petersburg vollzogenen Vermählung des Erbprinzen zu wirklichen geheimen Räten mit dem Titel Excellenz ernannt. Die Aufführung des „Götz“, wozu die Gothaischen Herrschaften herübergekommen waren, dauerte von halb 6 bis um 11 Uhr. Der Beifall war sehr mäßig, da das Neue nicht zu dem Alten

stimmen wollte, das man liebte und sich nicht durch die wenn auch glänzenden Lappen entstellen lassen wollte. Selbst mit der Aufführung waren manche nicht zufrieden. Die sehr empfindliche Henriette von Knebel schrieb, Götz habe gebellt, sich überschrieen und die Rolle verdorben. Goethe selbst äußerte gegen Zelter: er würde das Stück gut heißen, wäre es nicht übermäßig lang; die nächsten male lasse er es teilweise spielen, um zu sehen, welche Teile die Zuschauer am liebsten mißten. Selbst Vulpius rühmte nur, daß eine sehr poetische Szene in gereimten Versen eingelegt sei. Am 29. wurden die beiden ersten Aufzüge, die drei letzten vierzehn Tage später gegeben. Kurz vorher, am 26., hatte Goethe auf die vom Sekretär der naturforschenden Gesellschaft Prof. Succow in Jena vorgetragene Bitte, das Präsidium der Gesellschaft zu übernehmen, den Wunsch geäußert, er möchte vorab, bei seiner nächsten Anwesenheit in Jena, von ihrer gegenwärtigen Lage, ihren fernern Absichten und Vorsätzen unterrichtet zu werden, um alsdann mit Zeit und Kräften zu Rate zu gehen und nach den Zwecken der Gesellschaft einen Entschluß zu fassen.

Zu Goethes Freude erholte sich Schiller endlich von seiner Schwäche so weit, daß er seit dem 14. Oktober regelmäßig zur Cour erscheinen konnte, was dem Hofe außerordentlich erwünscht war, da man dem Einzuge des jungen hohen Paares so bald entgegensah. Schon am Anfang des Monats hatten die russischen Bauern, die auf achtzig Wagen den reichen Brautschatz brachten, außerordentliches Aufsehen erregt. Höchst erfreulich war es Goethe, daß Voß, der einige Zeit entschieden für Würzburg gestimmt gewesen, wohin er auch seinen Sohn mitnehmen wollte, nach Einsicht der dortigen Schulordnung entschieden davon abstand, ja öffentlich erklärte, in Jena zu bleiben. Goethe trug sich damals mit der Absicht einer Herausgabe seiner sämtlichen Schriften, von welcher Schiller schon den 16. an Cotta schrieb; darauf bezog sich wohl auch der „Aufsatz“, den er am 2. Oktober Schiller auf seine gestrige „Anregung“ mit der Bitte sandte, ihn zu durchdenken und ihm darüber zu raten. Er war damals wieder, wahrscheinlich wegen der Vorbereitungen zum Empfange des erbprinzlichen Paares, so beschäftigt, daß er nicht nach Jena kommen konnte. Den 28. berichtete er dem Herzog: „Aus den beigefügten Papieren ist der Wunsch des geheimen Hofrats Ackermann zu Jena ersichtlich, daß das ehemalige Loderische Auditorium auf herrschaftliche Kosten zu einem Ostensionstheater eingerichtet werden möge. Auf alle Fälle ist eine solche Anstalt höchst wünschenswert, damit der Professor der Anatomie, dem eine solche Einrichtung in der Nähe abginge, nicht etwa veranlaßt werden möge, die Präparate zur Demonstration auf das anatomische Theater holen zu lassen, wodurch dann manche Beschädigung sich ereignen

könnte. Da nun dem geheimen Hofrat Ackermann bei der gegenwärtigen Lage der Akademie nicht wohl zuzumuten sein möchte, einen solchen Aufwand selbst zu machen, auch derselbe bei seiner Thätigkeit alle Aufmunterung und Nachhülfe verdient, so wäre wohl unterthänigst hiermit anzufragen, ob Höchstdieselben erlauben wollten, daß man die gedachte Einrichtung träfe. Wobei jedoch zu bemerken ist, daß sich bei dem Anschlage allenfalls etwas ersparen läßt, von der andern Seite aber das Weißen des Zimmers und das Anstreichen des Holzwerks sich wieder nötig macht. Wollten Höchstdieselben die runde Summe von 100 Thaler dazu aussetzen, so würde man wohl alles auf eine zwar bescheidene, doch schickliche Weise einrichten können." Der Herzog genehmigte diesen Vorschlag ganz kurz, ehe er sich am 29. zum Empfange der Erbprinzessin und seines Sohnes nach Küstrin begab, wo er einige Tage warten mußte, da man zur Schonung der vom Abschiede angegriffenen Großfürstin kurze Tagereisen machte.

Bei den mancherlei Vorbereitungen, die man zum Empfange des erbprinzlichen Paares traf, konnte Goethe nicht nach Jena gelangen. Die auf dem Theater bei dieser Gelegenheit mit besonderer Rücksicht auf die Erbprinzessin zu gebenden Vorstellungen waren festgesetzt, aber noch anfangs November fehlte, obgleich der Einzug schon um diese Zeit erwartet worden war, ein passendes Festspiel. Vergebens suchte Goethe sich zu einem solchen zu begeistern. Da alle Versuche an seiner Stimmung scheiterten, bat er Schiller, für ihn einzutreten, der dies am 4. November um so lieber that, als er durch seinen Schwager wußte, daß die Großfürstin und die Kaiserin ihm sehr geneigt waren. Freilich hatte er kurz vorher, als ihm Cotta das falsche Gerücht meldete, er arbeite an einem lyrischen Festgedichte „Der Zug des Bacchus aus Indien", diesem ärgerlich erklärt, er möchte sich bei dieser Veranlassung, wo sich so viele schlechte Federn in Bewegung setzten, am allerwenigsten rühren, aber etwas anderes war eine Feier von seiten des Theaters. Besorgt fragte Goethe am 5. bei ihm an: „Ich möchte Sie nicht stören und doch erfahren, wie die Geschäfte [so pflegte Schiller den Fortgang seiner Dichtungen zu bezeichnen] stehen und gehen. Sagen Sie mir ein Wort, und ob man morgen zusammenkäme." Schon am 8. war die vortrefflich geratene „Huldigung der Künste" vollendet. Am Nachmittag des 9. erfolgte der glänzende Einzug. Beide Herzoginnen empfingen die Neuvermählten oben an der Schloßtreppe; bei der darauf folgenden Vorstellung im großen Saale durften die beiden Dichter nicht fehlen. Goethe war den 10. und 11. an der Festtafel. Von Schiller, dem Wolzogen einen Brillantring von der Kaiserin überbrachte, wissen wir, daß die Großfürstin ihn bei der Cour des 11. in deutscher Sprache anredete. Auch gegen Goethe war sie freundlich und liebens-

würdig, wie sie nicht anders sein konnte, aber ihr Herz fühlte mehr für Schiller. Goethe erhielt keinen Orden, wie der eigentlich politische Minister Voigt, dessen Sohn auch mit in Petersburg gewesen. Erst am 12. besuchte das erbprinzliche Paar das Theater. Schiller hatte nicht verfehlt, der Großfürstin durch Wolzogen die Handschrift des Festspiels überreichen zu lassen, wobei er bemerkte, diesem könne keine größere Ehre zu teil werden, als wenn es in die Hände ihrer Mutter gelangte. Die Aufführung hatte sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; die Großfürstin war bis zu Thränen gerührt. Daß die Jagemann mitspielte, die vor kurzem den Herzog mit dem ersten Kinde beschenkt hatte, und daher noch schwach von Stimme war, hatte wohl Karl August zu verantworten. Sie trat als Tanzkunst mit der Zymbel auf; ihre Rede schloß mit dem Verse: „Die Grazie ist meine schöne Gabe.“ Auch geschah es wohl auf des Herzogs Wunsch, daß das auf das Festspiel folgende Stück ein Französisches war, der am Geburtstag der Herzogin aufgeführte steife „Mithridat“. Den 14. ward „Wallensteins Lager“ gegeben. Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline, schreibt: „Der Herzog ist sehr glücklich über diese neue Tochter, und es scheint mir, daß ihn dies Verhältnis wirklich veredelt. Sie ist sehr artig mit ihm, aber auch mit der Herzogin; ihre leibliche Tochter könnte nicht demütiger und aufmerksamer sein.“ Goethe hatte unterdessen auf des Herzogs Verlangen die in Fernows Besitz übergegangenen hinterlassenen Zeichnungen des in Rom gestorbenen Malers Carstens angekauft, die sich auf der Kunstausstellung befanden. Karl August dankte ihm am 15. für den Abschluß dieses vorteilhaften Handels. Er wünschte sie, da die Ausstellung nun wohl zu Ende sein werde, zu erhalten, um sie der Großfürstin zu zeigen; dann wollte er sie auf die Bibliothek geben. Auf dem am 16. gegebenen Maskenballe fühlte Schiller sich im Kreise der jungen Leute, Voß, Riemer, Stoll und Hain, die sich seiner bemächtigt hatten und ihn mit Champagner bewirteten, so herzlich wohl, daß er bis um 3 Uhr blieb. Dadurch zog er sich einen Katarrh zu, den er aber so wenig achtete, daß er am nächsten Abend der Vorstellung seiner „Jungfrau“ beiwohnte. Das erste Stück Goethes, das die Großfürstin sah, war das am 24. aufgeführte Singspiel „Jery und Bätely“. Am 29. hatte er das Glück, daß die Großfürstin mit der Herzogin und der Prinzessin Karoline ihn in den gewöhnlichen Morgenstunden besuchte.

Unterdessen war er auch zum Präsidenten der mineralogischen Gesellschaft in Jena ernannt worden, deren Sammlungen nach der Schenkung ihres im vorigen Jahre gestorbenen Präsidenten Fürst Galizin zu den bedeutendsten in Europa gehörten. An der Literaturzeitung nahm er noch immer regsten Anteil. Als der Philolog Ast eine verletzende Entgegnung auf des

jungen Voß Anzeige seiner Übersetzung des Sophokles eingesandt hatte, bestimmte Goethe diesen zu einer sehr maßvollen kurzen Antwort. „Lassen Sie uns ja wo möglich verhindern“, schrieb er an Eichstädt, „daß der Riß zwischen zwei verdienten jungen Männern, die in einem Felde sich bemühen, nicht unheilbar werde.“ Auf die Kunde, daß der frühere Landesherr von Voß, der Fürstbischof von Oldenburg, in Weimar erwartet werde, lud er diesen in demselben Briefe ein, wenn er bei ihm vorlieb nehmen wolle; er finde wenigstens ein ruhiger Stübchen als im Wirtshause. Eichstädts Einladung zu einem Festmahl in der Rose konnte er nicht folgen, dagegen hoffte er, am Anfange des nächsten Monats, wenn das Wetter gut sei, eine ruhige und frohe Zeit mit ihm zu verleben. Voß war mit dem bedeutenden Aufsatz „über den Ursprung der Greife“ beschäftigt, der als Programm zum letzten Vierteljahre der Literaturzeitung mit der Abbildung einer Gemme aus der noch in Goethes Händen befindlichen Hemsterhuis-Galizinschen Sammlung gegeben wurde.

Am 1. Dezember wurde Schillers „Tell“ aufgeführt; den letzten Aufzug hatte man weggelassen, weil man fürchtete, dieser möchte die Großfürstin an den gewaltsamen Tod ihres eigenen Vaters erinnern, obgleich der Wegfall ihr sehr auffallen mußte, da sie das gedruckte Stück kannte. Am 3. folgten Goethes der Herzogin persönlich teure „Geschwister“, und am 8. „Götz“ mit einigen Auslassungen. War die Großfürstin mit dem Schauspiel zufrieden, so verhehlte sie nicht, daß ihr der Zustand der Oper keine Freude mache; die von Goethe beabsichtigte Hebung derselben war auf Hindernisse gestoßen. Da man wegen eines Stückes zum nächsten Geburtstage der Herzogin in Verlegenheit war, mußte wieder des Herzogs Schoßkind, das Französische Drama, aushelfen. Schiller entschloß sich, da ihm zu einer eigenen Dichtung die Stimmung fehlte und die Ausführung seines „Demetrius“ lange Zeit forderte, Racines „Phädra“ zu übersetzen; es geschah keineswegs der Großfürstin wegen, die an einer echtdeutschen Dichtung mehr Freude gehabt haben würde. Goethe war mit andern literarischen Arbeiten beschäftigt, und fühlte sich unwohl. Nach der Mitte des Monats erkrankte er. Am 19. äußerte er gegen Frau von Stein, diesmal habe er sich dadurch von der Krankheit geholfen, daß er sich gleich für krank gegeben, doch hoffe er, über acht Tage werde alles wieder im gleichen sein. Voigt schrieb denselben Tag: „Ich habe sehr bedauert, als ich von Ew. Excellenz Mißbefinden etwas vernahm, aber mit Nachfragen nicht beschweren wollen, da ich selbst immer vor Ihnen erscheinen wollte, und immer verhindert wurde. Jetzt ist es besser mit Ihnen geworden, worüber ich mich herzlichst erfreue, und etwas Vorläufiges übersende, ehe ich, hoffentlich morgen, selbst komme; denn morgen will ich [im Conseil] den bewußten Vortrag [über irgend eine wissenschaft-

liche Anstalt] thun und davon, was ich ausgewirkt, Nachricht bringen. Was uns [der Bibliothek] aus Paris durch Serenissimi Gnade beschert worden ist, enthält beiliegendes Verzeichnis. Ihre Durchlaucht meinten, wenn wir in [des Buchhändlers] Pougens Catalogue sonst noch etwas Angenehmes wüßten, so sollten wir es bemerklich machen. Daher lege ich den Katalogen hinzu." Noch am folgenden Tage war es Goethe gar wüst im Kopfe, so daß er die Antwort auf eine Frage Schillers verschieben mußte, doch teilte er ihm seine hohe Freude mit, daß der Abguß der Minerva Velletri aus Paris bei ihm angekommen sei. Schiller hatte gefragt, wie es mit der Übersetzung des noch ungedruckten Gesprächs „Rameaus Neffe" von Diderot stehe, welche Goethe auf seine Vermittlung übernommen hatte. Mit dieser werde er Ende Januar fertig werden, antwortete er, aber die von ihm beabsichtigte literarische Zugabe viele Zeit kosten, besonders da er vorher noch vor Ostern zu den im Drucke befindlichen Briefen Winckelmanns eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes liefern müsse. Auch in den folgenden Tagen durfte er sich noch nicht an die Luft wagen. Damals war es wohl, daß der Herzog an ihn schrieb: „Da du nunmehr deine Dachsmonate angetreten hast, so kannst du auch ruhig deinen Kopf hinhalten, und bitte dich ergebenst, selbigen an Jagemann darzureichen, der schon alle Instrumente zur Operation bereit hält. Nur eine große Praxis in der Kopfabnehmerkunst kann aus ihm die Wirkungen seines Talents heraustreiben. Die Beilage schicke an Voigten wieder." Karl August hatte um diese Zeit Jagemann auch ein Ölgemälde der Prinzessin aufgetragen; er dachte ihn durch Übung zum Meister zu machen.

Erst am Anfange des neuen Jahres, das leider, gleich dem verflossenen, ein Notjahr werden sollte, wagte Goethe sich wieder heraus, doch mußte er sich von der Hoftafel und den Abendgesellschaften fernhalten, welche Schiller besuchte, der trotz seines Katarrhs sich nicht schonte. Wie dieser mit der Übersetzung der „Phädra" und der Ausgabe seines „Theaters" beschäftigt war, dessen erster Band Ostern erscheinen sollte, so förderte Goethe die Übersetzung Diderots und die Vollendung des Programms über die letzte Kunstausstellung, das den neuen Jahrgang der Literaturzeitung eröffnen sollte. Vergeblich suchte er auch jetzt wieder Schiller einen kleinen Beitrag zu derselben abzubringen. Der große Erfolg dieses kühnen Unternehmens reizte die Gegner zu bittern Angriffen, besonders beim Jahreswechsel, und leider hatte diese in einem Falle sich etwas zu Schulden kommen, was Goethe sehr ärgerte, doch meinte er, auch diese Epoche werde zu überstehn sein. Schon in der zweiten Woche des Jahres mußte er sich wieder zu Hause halten, wenn er auch noch am 10. die ihn Donnerstags besuchenden Damen, unter denen diesmal auch wieder die Erbprinzessin war, empfangen konnte. Er las damals etwas, was

besonders der letztern sehr gefiel. Diese wurde immer mehr verehrt, je näher man sie kennen lernte. Gegen den Herzog zeigte sie sich in allem zuvorkommend. So ließ sie sich durch diesen sogar einen wunderlichen Mann, den jüngern Bruder der Frau von Stein, als Kammerherrn aufdrängen und widerstand dem Wunsche ihres Gatten, einen Russen zu wählen, um die Einheimischen nicht zu kränken. Freilich mußte ihr das Verhältnis ihres Schwiegervaters zur Jagemann anstößig sein; diese scheint sich auch zunächst von ihr fern gehalten zu haben, sie verreiste sogar wieder auf einige Zeit. Goethe war leider so angegriffen, daß er den verehrten Morgenbesuchen in den beiden folgenden Wochen entsagen mußte. Schiller hielt sich trotz seines Katarrhs aufrecht, besuchte regelmäßig das Theater und den Hof, da es ihm unmöglich fiel, sich zu Hause zu halten. Den 14. schrieb er an Goethe, den er am vorigen Abend nicht bei der Hofcour getroffen: „Es thut mir recht leid zu hören, daß Ihr Zuhausebleiben kein freiwilliges ist. Leider gehts uns allen schlecht, und der ist noch am besten dran, der, durch die Not gezwungen, sich mit dem Kranksein nach und nach hat vertragen lernen .... Die Großfürstin erzählte gestern noch mit großem Interesse von Ihrer neulichen Vorlesung. Sie freut sich darauf, noch manches bei Ihnen zu sehen und auch zu hören." Der Herzog machte Schiller auf die Memoiren von Marmontel aufmerksam, die er Goethe geliehen habe und sich von ihm geben lassen müsse; entzückt war er, daß Schiller die Übersetzung der „Phädra" fast vollendet hatte und regelmäßig bei der Hofcour erschien, wo die Großfürstin sich so gern mit ihm unterhielt. Schiller hatte Goethe die drei ersten Aufzüge der „Phädra" zur Durchsicht gesandt; zwei Tage darauf sollte mit dem Ausschreiben der Rollen begonnen werden. Den Schluß erhielt Goethe am 15. Dieser sprach seine große Zufriedenheit mit der Arbeit aus; nur wenige Stellen habe er bezeichnet, wo ein Hiatus sich finde oder zwei kurze Silben einen Jambus bildeten; beides sei sehr störend und mit leichter Mühe wegzuschaffen. „Wenn unsere junge Fürstin an dem, was wir mitteilen können, Freude hat", erwiderte er, „so sind alle unsere Wünsche erfüllt. Unser einer kann ohnehin nur immer mit dem Apostel sagen: ‚Gold und Silber habe ich nicht, aber was ich habe, gebe ich im Namen des Herrn.' Denken Sie doch auch darüber, was man ihr allenfalls bei solchen Gelegenheiten vortragen kann. Es müssen kurze Sachen sein, doch von aller Art und Weise, und mir fällt gewöhnlich das nächste nicht ein." Am 16. wurden Goethes „Mitschuldige" und „Der Bürgergeneral" gegeben, deren Proben Goethe auf seinem Zimmer geleitet hatte. Schiller berichtete ihm den folgenden Tag über den günstigen Erfolg. Das erstere Stück habe allgemeines Vergnügen gemacht, nur müßten die Schauspieler besser mit dem Alexandriner umzugehen lernen. Zwar sei hie und

da etwas Anstößiges gewesen, aber die gute Laune des Stückes habe Dezenzrücksichten nicht aufkommen lassen. Die Großfürstin habe sich sehr ergötzt, besonders die sublime Stelle, wo der Wirt den Stuhl prügle, ihre Wirkung nicht verfehlt. Beim „Bürgergeneral" wäre es wohlgethan, die moralischen Stellen, besonders aus der Rolle des Edelmanns, die nicht mehr zeitgemäß seien, möglichst wegzulassen. Das kleine Stück verdiene, daß man es in der Gunst erhalte, die ihm widerfahre und gebühre, und man werde ihm recht sehr gut einen raschern Gang geben können. Goethe mußte leider melden, daß es bei ihm bald hier bald dort hinke, die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Diaphragma, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen seien, wo sie ihm denn am unbequemsten seien. Ausführlich erklärte er sich über die an seinen beiden Stücken vorzunehmenden Änderungen. Gleich darauf ärgerte ihn wieder allerlei Geklatsch unter den Schauspielern; er wolle einmal Ernst machen, schrieb er, damit die Sache nicht schlimmer werde. Schiller, der noch an seinem Katarrh litt, wurde darauf durch Krankheit seiner Kinder beunruhigt. Goethe erkundigte sich nach diesen, als er ihm den 24. seine eben vollendete Übersetzung von „Rameaus Neffe" zur Durchsicht sandte. Dieser bat ihn, sich seiner „Phädra" anzunehmen und mit den einzelnen Schauspielern ihre Rollen durchzunehmen, was dieser redlich that. Bald darauf durfte Schiller sich wieder herauswagen, wenn er auch noch das Theater und den Hof meiden mußte.

Während seiner häuslichen Einsamkeit war Goethe eifrig mit der Förderung der Literaturzeitung beschäftigt, die er ganz besonders von grobem Streit und gehässigen Verhöhnungen, auch in den „Intelligenzblättern", frei zu halten suchte. „Das vergangene Jahr hat sich ehrenvoll bewiesen", schrieb er den 16. an Eichstädt, „und das neue Jahr fängt auch recht tüchtig und erfreulich an; lassen Sie uns ja alles vermeiden, was uns einigermaßen der verhaßten Klasse der widerwärtigen deutschen Blätter nähern könnte." Besonders drang er darauf, daß die Anzeigen über philosophische Werke mehr darstellend und begünstigend als tadelnd und widerwärtig seien, daß jedem gestattet werde, seine zu fester Überzeugung gewordene Ansicht zu entwickeln, niemand Männer, die man schätze, mißhandle, wenn man auch sachliche Gegenbemerkungen nicht ausschließen dürfe. Falk hatte eine Anzeige von Hebels „Alemannischen Gedichten" eingesandt, die Goethe, nachdem er die Gedichte selbst gelesen, ganz unbrauchbar fand. „Der gute Mann ist mit sich selbst und seinen Grundsätzen nicht einig", schrieb er an Eichstädt, „und nun kommen seine Grundsätze auf wunderliche Weise den ‚Alemannischen Gedichten' in die Haare; das zerrt sich nun herum, so daß man gar nicht weiß, wo man hinsehen soll." Er versprach selbst eine Beurteilung zu liefern, was er auch

thať, ja er gab außerdem kurze Anzeigen über einige andere Gedichte und stellte ähnliche in Aussicht.

Schiller hatte dem Herzog, weil dieser es gern sah, seine „Phädra“ zur Durchsicht zugesandt. Nach einigen Tagen, am 29., dem Tage vor der Aufführung, schrieb dieser, daß er sie „mit der größten Aufmerksamkeit, mit dem größten Vergnügen und mit lebhaftem Gefühl“ gelesen, dann die bedeutendsten Stellen der Urschrift verglichen habe und mit Bewunderung über sein Meisterwerk erfüllt worden sei. „Racine selbst, wenn er Sie verstehen könnte, würde gewiß Ihrer Übersetzung seinen ganzen Beifall geben. Obendrein haben Sie ein sehr verdienstliches Werk zu stande gebracht: den deutschen Sinnen das Vorbild der vortrefflichen Französischen Dichtung begreiflich gemacht zu haben. Ich wünsche, daß die Aufführung des Stückes nur leidlich von statten gehe; alsdann wird niemand ungelabt aus dem Schauspielhause gehen. Nochmals meinen wärmsten Dank.“ Schiller kannte des Herzogs Überschätzung der Französischen Bühne zu Ungunsten deutschen Geschmacks und deutscher Dichtung. „Phädra“ wurde bei der Aufführung am 30. beifällig aufgenommen, wenn sie auch keineswegs den vom Herzog gehofften Eindruck machen konnte, da dieses Französische Pathos das deutsche Gemüt nicht zu erwärmen vermochte. Die zweite Vorstellung fand erst nach neunzehn Tage statt, und der Herzog zeigte sich keineswegs, wie vor fünf Jahren bei Voltaires „Mahomet“, bemüht, die zweite Aufführung durch vorgeschlagene Veränderungen im Spiele zu heben. Sehr schmeichelhaft war es ihm, daß Schiller sich Verbesserungen von ihm erbat. Er sandte ihm am 5. Februar einen ganzen Bogen Vorschläge, die sich auf den Vers und den Wohlklang bezogen, mit folgenden Zeilen: „Nur Ihre Aufforderung konnte mir die Dreistigkeit eingeben, die Bemerkungen niederzuschreiben, die Sie der Feinheit meines Gehörs zutrauten. Ich schicke Ihnen hier das Resultat und wünsche, daß Sie es nachsichtig aufnehmen mögen. Allerhand Nachdenken hat mir diese Beschäftigung über die sogenannte freie Versart [den fünffüßigen Jambus] verursacht, in der Sie so besonders Meister sind, und ich habe gefunden, daß diese Freiheit mehr Schwierigkeiten haben mag als die gebundene [diese Ansicht Karl Augusts kennen wir bereits], bei welcher man oft der Notwendigkeit des Reimes etwas verzeihen muß. Die deutsche Sprache sanft klingen zu machen, ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt. Indessen werden Ihre fortgesetzten Bemühungen, mit der nachsichtigen Aufmerksamkeit verbunden, die Sie der öftern Stecherei erlauben, gewiß die rauhe Schale unseres angeborenen Idioms zersprengen. Sie haben diese Sprache schon so duktil gemacht, daß unter Ihren Händen die übrigen Unebenheiten noch ganz verschwinden werden. Ich wünsche den frohesten Sinn zu Ihrem

Beginnen, gute Gesundheit und alles übrige Gute, was dazu gehört." Dieses übertriebene Lob war eine Fürstenlaune, eine Beleidigung gegen Goethe, der längst die Sprache zu süßem Wohllaut gestimmt hatte. Und war denn gerade die Übertragung der „Phädra" wohllautender als die vom Herzog so ungünstig beurteilte „Braut" und neuerdings „Tell"?

Goethe, der sich wieder unwohl gefühlt, wurde in der Nacht auf Donnerstag den 7. Februar von einer heftigen Nierenkolik befallen, die ihn dem Tode nahe brachte. Starck ward wieder von Jena gerufen, und er stellte ihn augenblicklich her. Die Schmerzen waren so heftig gewesen, daß man das Schreien, das sie ihm auspreßten, am nahen Thore hören konnte. Der Hof war in großer Bewegung. In derselben Nacht, wo sich Goethes Zustand zu bessern schien, erlitt der sehr entkräftete Schiller einen äußerst heftigen Anfall von dem herrschenden Fieber. Starck erklärte Goethe am 10. außer Gefahr. Aber Schiller wurde in der folgenden Nacht wieder vom Fieber befallen. Am 15. konnte Goethe gegen Frau von Stein schriftlich sein Bedauern aussprechen, daß er gestern zum zweitenmal Donnerstags habe aussetzen müssen; er bat sie, der Großfürstin zu ihrem morgigen Geburtstage ein Wort des redlichsten Wunsches und der herzlichsten Verehrung von einem kaum Erstandenen zu sagen, dem sein kümmerliches Halbdasein gerade in diesen Tagen recht verdrießlich sei.

Schwer erholte sich Schiller. Am 22. wandte sich Goethe brieflich an diesen, von dessen Zustand er nichts Eigentliches erfahren könne (da er den Berichten über ihn nicht traute), wie großen Anteil er auch daran nehme. „Mit mir ist es wieder zur Stille, Ruh' und Empfänglichkeit gelangt. Hervorbringen aber kann ich noch nichts, welches mich einigermaßen inkommodiert, weil ich das Winckelmannische Wesen [die den schon gedruckten Briefen vorausgehende Charakteristik des bahnbrechenden Kunstforschers] gern beiseite hätte." Schiller konnte wieder selbst einen längern Brief schreiben, der aber den Unglauben aussprach, daß er sich ganz erholen werde. Gleich darauf fuhr Goethe aus, was er dem Freunde am 24. bei Übersendung der Übersetzung von Diderots Gespräch mitteilte. Das Versprechen, ihn bald zu besuchen, durfte er nicht halten, obgleich es so gut mit ihm vorwärts ging, daß er Lust fand, sich mit der Französischen Literatur wegen der literaturgeschichtlichen Anmerkungen zu Diderot zu beschäftigen. Am 1. März konnte Schiller dem Verlangen nicht widerstehen, den Freund zu besuchen, bei dem er sich aber, um eine zu große Aufregung zu verhüten, vorher durch Voß ankündigen ließ. Am 6. wurde zum erstenmal Goethes ältestes Stück „Die Laune des Verliebten" gegeben, das unter diesen Umständen allgemeinen Anteil erregen mußte. Den folgenden Tag bestand er fest darauf, daß der von ihm sehr

geschätzte Schauspieler Haide, der einmal einen Auftritt auf der Bühne versäumt hatte, die darauf gesetzte Strafe bezahle, da die durch eine solche Nachlässigkeit veranlaßte Störung der Vorstellung ärgerlich sei, auch gegen alle Schauspieler gleiches Recht geübt werden müsse.

In der folgenden Nacht kehrte der vor einem Monat erfolgte Anfall bei Goethe wieder, wonach es leider zu wahrscheinlich wurde, daß das Übel sich regelmäßig wiederholen werde. Die Gefahr war bald beseitigt, aber er bedurfte große Schonung, und er fühlte, daß ihm im Sommer eine Erfrischung not thue. Am 20. knüpfte er auch wieder mit Eichstädt an, in dessen Gesellschaft er zu Jena sich bei guter Jahreszeit von den allenfalls zurückgebliebenen Folgen seines wiederholten Unfalls zu erholen hoffe. Mit gewohnter Frische entschied er über alle ihm zur Beurteilung eingesandten Anzeigen. Nächstens hoffte er selbst wieder nach Jena zu kommen. Thätigen Anteil nahm er an dem von Meyer zum Buche über Winckelmann zu liefernden „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ und er arbeitete an seiner Charakteristik des großen Kunstforschers. Des jungen Voß Übersetzung von Shakespeares „Othello“ nahm er freundlich auf und leitete die Aufführung des Stückes ein. Der Vater stand freundlich mit ihm und dem Herzog, die ihm eine andere Wohnung statt des ungesunden Hauses, das er sich gekauft hatte, oder einen freien Platz und Unterstützung beim Neubau in Aussicht stellten. Goethe fand sich so wohl, daß er am 10. April seinen August nach Frankfurt zur Großmutter reisen ließ; Christiane begleitete ihn bis Erfurt. Aber gerade an diesem Tage erlitt er wieder einen so schweren Anfall seines Übels, daß Christiane zur raschen Rückkehr aufgefordert wurde. Diese fürchtete, er werde den schrecklichen Schmerzen unterliegen, aber die Gefahr wurde auch diesmal durch Starck in wenigen Tagen beseitigt. Das ihm verordnete Reiten that ihm sehr wohl; dadurch wurde er aber gehindert, Schiller, der troß seiner Schwäche den Hof und das Theater besuchte, im Wagen zu Spazierfahrten abzuholen. Mit Geschäften wurde er verschont, da sein bedenklicher Zustand den Hof wie alle Freunde bekümmerte. Den 18. schrieb Schiller seiner Gattin: „Goethe wandelt wieder herum, aber sein Übel ist vielleicht unheilbar, und kann ihn schnell zum Tode führen, wenn Entzündung dazu tritt.“ Dies hatte auch wohl der Herzog von Starck gehört. Am 19. hatte er sich wieder zu literarischer Thätigkeit aufgerafft. Er sandte Schiller seinen 1786 mit Göschen geschlossenen Verlagsvertrag, da er mit Cotta wegen einer neuen Ausgabe seiner Werke unterhandeln wollte. Die drei Aufsätze, die seine Ausgabe der Briefe Winckelmanns begleiten sollten (von Wolf, Meyer und ihm selbst), sandte er zum Drucke ab. „Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: ‚In doloribus

pinxit'", äußerte er. „Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte." Jacobi frug bei ihm an, wann er bei seiner Durchreise nach München einige Tage ruhig bei ihm zubringen könne, da er gehört hatte, er wolle bei guter Jahreszeit ein Bad besuchen. Goethe antwortete, im Juni werde er ihn tot oder lebendig in Weimar antreffen; er hoffe letzteres. Er würde ihm eine Wohnung in seinem Hause anbieten, wäre er seiner Gesundheit gewisser, da es im schlimmsten Falle für Gäste, Wirt und Hausgenossen eine unerträgliche Pein sei. An Wiederanknüpfung seiner Verbindung mit Eichstädt wegen der Literaturzeitung konnte er, wie sehr diese ihm auch am Herzen lag, noch nicht denken. Da Schiller in dem Vertrage mit Göschen kein Hindernis fand, die neue Ausgabe einem andern Verleger zu geben, erwiderte er am 20.: „Lassen Sie uns die Sache gelegentlich näher besprechen und ein Arrangement sowie die weitere Bearbeitung vorbereiten .... Ich habe mich nun über die Noten zu ‚Rameaus Neffen' gemacht und komme da freilich in das weite und breite Feld der Musik. Ich will sehen, nur einige Hauptlinien durchzuziehen und sodann, sobald als möglich, aus diesem Reiche, das mir doch so ziemlich fremd ist, wieder herauszukommen. Ich wünsche Glück zur Arbeit [dem ‚Demetrius'] und freue mich, bald etwas davon zu sehen." Je mehr Mühe er auf diese Anmerkungen verwandt hatte, um so unmutiger stimmte es ihn, daß der Verleger, nachdem er die Handschrift der Übersetzung erhalten hatte, auf jene keinen Wert zu legen schien. Am 23. sandte er den größten Teil der alphabetisch geordneten Anmerkungen Schiller zur Durchsicht. Obgleich sie nicht die Hälfte der im Gespräch vorkommenden Namen erschöpften, so seien doch die Hauptpunkte, worauf es eigentlich ankomme, darin abgehandelt, sodaß man sie wohl, wenn sie noch möglichst durchgearbeitet seien, absenden könne. Schiller, der sie so gut als fertig fand, meinte, man könne sie gleich morgen abgehen lassen. Den 25. erhielt er den Schluß zugleich mit der Bitte, das Ganze, wenn er die letzten Artikel noch einmal angesehen, nach Leipzig zu schicken. Dabei äußerte er sich etwas mißmutig über die auf die Arbeit verwendete Mühe: „Wäre nicht alles, was man thut und treibt, am Ende extemporisiert, so würde ich bei den sehr extemporisierten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Trost ist dabei: Sine me ibis, liber; denn ich möchte nicht gern überall gegenwärtig sein, wohin es gelangen wird. Auch meldete er, daß er an die Geschichte der Farbenlehre gegangen sei und ein schweres Kapitel aus der Mitte heraus rasch diktiert habe. So lange er täglich reite, bemerkte er dem Freunde, fühle er sich gut; wenn er dies versäume, melde sich manche Unbequemlichkeit, doch hoffe er ihn

bald zu besuchen. Schiller machte einige Bemerkungen gegen die letzte Anmerkung über Voltaire, sandte aber, ohne eine Antwort abzuwarten, das Ganze zum Drucke ab. Denselben Nachmittag besuchte Goethe den so lange nicht mehr gesehenen Freund. Schiller meldete dies augenblich an Körner. Jetzt habe er sich wieder ganz leidlich erholt, doch zweifle der Arzt an seiner völligen Herstellung. Goethe denke den Sommer Dresden zu besuchen. Da er bei seinen Gesundheitsumständen nicht arbeiten könne, aber nichts vorzunehmen wider seine Natur sei, so sei es für ihn am besten, unter Kunstanschauungen zu leben, welche ihm einen gebildeten Stoff entgegenbrächten. An einem der beiden folgenden Tage sandte Goethe ihm noch eine nachträgliche oder zufällig ausgefallene Anmerkung zu Diderot und den Anfang eines Kapitels über die Behandlung der Geschichte der Farbenlehre nebst einem Schema derselben, die er lesen und liegen lassen möge, bis er den Schluß schicke.

Während seines mißlichen Zustandes, der ihn einen neuen Anfall fürchten ließ, bekümmerte ihn der leidige Zustand Jenas. Die Studentenzahl war auf 315 geschmolzen. Ackermann und Thibaut waren entschlossen, dem Rufe nach Heidelberg zu folgen, da Jena in Verruf gekommen war. Auch Voß wurde von der Stellung, die man ihm in Heidelberg bot, angezogen, wie Knebel Ende April schrieb. Letzterer schob, wie so viele, die Schuld auf die Regierung, welche die Professoren nicht anständig behandle und zu gering besolde; ja man schmähte jetzt auf den kostbaren Schloßbau, der doch für Weimar unentbehrlich war, wenn der Hof eine Großfürstin nach Weimar ziehen wollte, die großen Segen dem Lande brachte; man spottete auf die „drei Höfe mit 28 Kammerweibern und Kammerfrauen", als hätte der Aufwand für den Hof die für die Universität notwendigen Kosten verschlungen. Der Ingrimm über den Verfall der Universität, für welche der Herzog seit dem Antritte seiner Regierung so viel gethan hatte, schlug blind zu. Goethe und Voigt waren die gewissenhaftesten Fürsprecher der Universität und traten der Sparsamkeit von Schmidt entgegen. Auch trug die Bevorzugung, die Eichstädt genoß, gewiß keine Schuld am natürlichen Rückschritte.

Den 28. besuchte Schiller in seiner grünen Uniform den Hof, den folgenden Abend das Theater, wo ein Ritterschauspiel gegeben wurde. Goethe besuchte ihn, fand ihn aber im Begriffe, ins Theater zu gehen, wovon er ihn nicht abhalten wollte, und so schieden sie vor seiner Hausthüre, um sich nie wiederzusehen. Als Voß nach dem Ende des Stückes, wie er pflegte, in Schillers Loge trat, um ihn nach Hause zu führen, klapperten diesem die Zähne von Fieberfrost. Den folgenden Tag fand er ihn matt und mutlos auf dem Sopha liegen. Cotta erschrak, als er ihn am 1. Mai sah; denn seit dem Herbst war er entsetzlich abgefallen und zu den Stößen, die seine

Gesundheit seit dem Februar erlitten, war nun dieser neue getreten, der alles Leben in ihm getödtet zu haben schien. Cotta besuchte auch Goethe, den er ziemlich wohl fand. Dieser legte ihm ein von diesem Tage datiertes Promemoria über die Verteilung seiner Werke auf zwölf Bände vor, das Cotta genehmigte. Denselben Tag schrieb er an Knebel, er sei wieder ziemlich fleißig und hoffe diesmal über die Epoche seines Übels glücklich hinauszukommen. Ähnlich äußerte er sich den 2. gegen Wolf, den er um Bücher zur Geschichte der Farbenlehre bat. Hatte in den ersten Tagen Schillers Krankheit, wie schwach und mutlos dieser auch war, für den Nächststehenden keinen beunruhigenden Charakter, so verschlimmerte sich dieser bald bedenklich. Was der junge Voß Goethe von Schillers Zustand berichtete, schlug diesen nieder. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig“, sprach er mit rührender Fassung. Der zurückgehaltene Schmerz zog ihm einen neuen Anfall seines Übels zu, von dem er aber in ein paar Tagen hergestellt war. Auch mit Schiller schien es sich zu bessern, doch am Abend des 9. raffte ihn ein Nervenschlag plötzlich hin. Die Goethe am Abend verheimlichte Kunde erriet er aus der Bestürzung Meyers und der Seinigen. Die Gewißheit des lang Gefürchteten erschütterte seine Seele, aber allmählich faßte er sich und hing ruhig seinem Schmerze nach, der tief empfand, was er in dem Freunde verloren. Schon am 11. schrieb Frau von Stein: „Goethe ist völlig wieder hergestellt und kommt jetzt öfter zu mir [ihre Wohnung lag seinem Gartenausgange gegenüber]. Schiller bleibt ihm ein unersetzlicher Verlust. Er sprach heute so schön und original über den physischen und geistigen Menschen, daß ichs hätte mögen gleich aufgeschrieben haben.“ Als man ihn bereden wollte, die Leiche zu sehen, rief er schmerzlich abwehrend: „Nein, die Zerstörung!“ Selbst die nächsten Angehörigen Schillers konnte er erst nach mehrern Wochen wiedersehen, nur nach dem jungen Voß, der ihnen beiden ein so herziger Freund gewesen, verlangte er und ließ ihn wiederholt durch seinen August einladen, aber dieser fühlte sich noch zu schwach, um Zeuge von Goethes Erschütterung beim ersten Wiedersehen zu sein: erst am 13., zwei Tage nach der Bestattung kam er, wo denn nach Überwindung der ersten Erschütterung Goethe noch herzlicher als je sich zeigte. Der Herzog befand sich auf seiner Inspektionsreise. Der ganze Hof und die Prinzessin waren am 30. April mit Schillers Schwager und seinem Arzte zur Leipziger Messe gefahren. Sie empfingen auf der letzten Station der Rückreise, am Begräbnistag, die schreckliche Kunde.

Aber hatte auch das Leben für Goethe seinen Glanz verloren, er mußte die abgerissenen Fäden wieder anknüpfen. Das ihm zunächst am Herzen liegende Geschäft war die Literaturzeitung, und so wandte er sich schon am 11., als er seine älteste Weimarische Freundin wieder besucht hatte, auch

mit einigen Sendungen und Bemerkungen an Eichstädt. „Bei der traurigen Lage, in die uns der Abschied unseres Schillers versetzt“, beginnt er, „erlauben Ew. Wohlgebohren mir nur einen kurzen Willkommen und einen flüchtigen Anfang einer lang unterbrochenen Korrespondenz.“ Eine Beurteilung der süddeutschen ästhetischen Zeitschrift „Aurora“ veranlaßte ihn zum Wunsche, eine ähnliche Anzeige der bisherigen Jahrgänge des „Freimütigen“ und der „Eleganten Zeitung“ zu erhalten, nur müsse man dabei alle Gerechtigkeit und Mäßigung empfehlen, um auf ihre schwachen und absurden Seiten desto derber zuschlagen zu können. Leider hatte Voigt auf die Berufung von Nees von Esenbeck aus Erlangen eine ablehnende Antwort erhalten, nachdem derselbe vorher nur Aufschub seiner Ankunft verlangt hatte. „Ich hätte einen so wackern Mann, besonders in der jetzigen Zeit, bald nach Jena gewünscht“, äußerte Goethe; „es ist eine von den gründenden Naturen, die wir jetzt so nötig brauchen als eine Akademie, die erst entsteht.“ Noch bitterer war es ihm, daß Voß, trotz allem, was er für ihn gethan hatte und zu thun bereit war, ohne ihm auch nur ein Wort zu sagen, sich entschlossen, dem zweiten vorteilhaften Rufe nach Heidelberg zu folgen. Als Goethe am 18. zum erstenmal mit dem jungen Voß im Park spazieren ging, klagte er mit der Beredtsamkeit bittersten Schmerzes: Schillers Verlust habe das Schicksal bestimmt, und er habe ihn tragen müssen, aber Voß werde ihm durch die Menschen entrissen, wobei es ihm besonders widerwärtig war, daß der Scheidende die Trennung von ihm sehr leicht nahm. Noch zu Hause war er sehr bewegt, ja er klagte: „Voß wird seinem Vater folgen, auch Riemer wird man über kurz oder lang wegziehen, und dann stehe ich ganz allein.“ Das waren freilich krankhafte Klagen, da er den treuesten Freund an Voigt besaß, manche andere, wie Wolf und Zelter, seinen vollen Wert erkannten, auch der Hof ihn als seinen ältesten, treuesten, hochstehenden Dichter und Freund, als Weimars Zierde verehrte. Denselben Abend stellten sich seine Krämpfe wieder so fürchterlich ein, daß Starck berufen werden mußte, der ihn bald herstellte. Dieser hoffte, die Anfälle würden jetzt seltener kommen, zuletzt ganz verschwinden: aber die Furcht vor ihnen verleidete dem Kranken das Leben und ihre stete Wiederkehr zehrte an seinen Kräften. Am 21. feierte die Bühne Schillers Andenken durch die Aufführung der „Phädra“ nebst Trauermusik und einem Epilog. Goethe sann auf eine würdige dramatische Feier, da er den augenblicklichen Gedanken, den nachgelassenen „Demetrius“ zu vollenden, als unausführbar hatte aufgeben müssen. Aber eine solche Feier forderte längere Zeit, und es kostete einen Entschluß, an eine seine tiefste Seele ergreifende Dichtung zu gehen, besonders da jede Aufregung sein Übel weckte. Lebhaften Anteil nahm er an der Literaturzeitung. Ein Exem-

plar seines „Winckelmann“ und seiner Übertragung von „Rameaus Neffen“ (beide erinnerten ihn schmerzlich an den Heimgegangenen) sandte er an Eichstädt; dem erstern wünschte er eine gute Aufnahme, da er ihn in mehr als einem Sinne habe erkämpfen müssen, vom andern sollte dieser eine mitgeschickte Ankündigung in das Intelligenzblatt einrücken, damit man von diesem Werkchen schon erfahre, ehe eine tüchtige Rezension beschafft sein werde. Seine nächste Hoffnung war darauf gerichtet, nachdem er seinen großen Verbündeten verloren hatte, sich an der Liebe und Verehrung der ihm gebliebenen Freunde herzustellen und dem großen Dramatiker eine würdige Festfeier von dauerndem Gehalt auf der Bühne zu stiften; dann hoffte er die schon mit Cotta unter Schillers Vermittlung verabredete Ausgabe seiner eigenen Schriften zu liefern und, wo möglich, ganz hergestellt, wieder in die Geschäfte und das Leben einzutreten. Seinen „Winckelmann“ hatte er der Herzogin-Mutter verehrungsvoll zugeeignet, welche ihm die Briefe zur Herausgabe anvertraut hatte.

IX.

Anschluß an Preußen und Weimars Not.

Es war eine glückliche Fügung, daß bei Goethes noch andauernder Niedergeschlagenheit, kurz vor Pfingsten, am 30. Mai, Fr. Aug. Wolf, der gründliche Kenner des Altertums und der des Dichters Größe verehrende, dabei lebenslustige Freund, nebst seiner muntern, vielkundigen blühenden Tochter sich zu längerm Aufenthalte bei ihm einstellte. Konnte Goethe auch bei seinem rastlosen Thätigkeitsdrange kleine Anzeigen zur Literaturzeitung schreiben und anderes besorgen, noch immer bedurfte er großer Schonung. Doch bereits am 1. Juni bat er Zelter um einige ernste Musikstücke, denen er schickliche Worte unterlegen wolle; denn er werde von seiten des Theaters und sonsther dringend angegangen, das Andenken des hingeschiedenen Freundes auf der Bühne zu feiern. Da er in diesem die Hälfte seines Daseins verloren, sollte er eigentlich ein neues Leben anfangen, aber in seinen Jahren sei dies nicht mehr möglich, und so bleibe ihm nichts übrig als jeden Tag das Nächste zu thun, ohne an eine weitere Folge zu denken. Der Hof ging am 3. nach Wilhelmsthal; der Herzog wird Goethe vorher besucht haben, aber seiner Einladung nach Wilhelmsthal konnte er nicht folgen, da er sich zu angegriffen fühlte. Den folgenden Tag äußerte er gegen Frau von Stein: „Meine Zustände kann ich nicht rühmen; ich vergesse sie über der Gegenwart des würdigen und tüchtigen Freundes Wolf von Halle. Gedenken Sie mein.“ Am 8. wurde die Bühne geschlossen mit „Shakespeares Othello“ nach der von Schiller durchgesehenen Übersetzung des jungen Voß. Goethe besuchte das Theater noch nicht; hatte er ja nicht einmal Seelenstärke genug, Schillers Gattin und Schwägerin zu sehen. Am 12. bemerkte er gegen Frau von Wolzogen: „Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll, so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für sich und Ihre Schwester die herzlichsten Wünsche aus diesem Blatt und lassen mich ein Wort von Ihrer Hand sehen.“ Als Voß und dessen Gattin bald nach Wolfs Abreise Goethe besuchten, konnte der Empfang nicht herzlich sein; der Gedanke, daß dieser rücksichtslos, ohne ihm ein Wort zu sagen, Jena aufgegeben habe und

er für ihn verloren sei, griff ihn zu schmerzlich an. Dadurch fühlten Voß und seine Ernestine, die nur vorübergehend ein Herz zu ihm gefaßt hatten, sich um so tiefer verletzt, als Schillers Witwe von der Art, wie Voß sie zu trösten suchte, so ganz hingerissen wurde, daß sie dadurch zuerst wieder einen frohen Augenblick genoß. Am 14. stellte Goethe an Cotta die Honorarforderung für den Verlag seiner Werke. Daß er auch mit geschäftlichen Angelegenheiten sich befaßte, zeigt ein Brief an Voigt vom 19., worin er diesem vorschlägt, eine Unregelmäßigkeit, deren der bald abgehende Hofrat Ackermann in der Rechnung sich schuldig gemacht, auf sich beruhen zu lassen, „da an dem Manne ohnehin so viel verloren werde", auch dessen Art, Geschäfte zu treiben, sehr lose sei, und, wenn man ihn dränge, die Sache vielleicht auf unangenehme Weise an den Herzog komme. Denselben Tag dankt er Zelter für die gewünschte Sendung. Gegen ihn spricht er auch den Wunsch aus, daß Iffland seine Vorstellungen Schillerscher Dramen mit einer zum Vorteil von dessen hinterlassenen Kindern schließe, und er spottet darüber, daß das Frankfurter Theater zur Totenfeier freien Eintritt gewähre. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehöre als Anrecht den Freunden, die Frankfurter aber hätten ihren Anteil realiter beweisen sollen. „Sagen Sie mir bald wieder etwas", schloß er, „daß nicht so lange Pausen entstehen; man pausiert sich sonst einmal unversehens ins ewige Leben hinein." Den 20. nahm Frau von Schiller bei Übersendung einiger im Nachlaß gefundenen Papiere brieflich von ihm Abschied, da sie am folgenden Tage auf einige Zeit ins Bad Brückenau reisen wollte. „Ich wünschte wohl, bei meiner Zurückkunft Sie so wohl zu sehen, daß ich Sie sehen könnte. Ich will gewiß mich zu fassen suchen. Ich fühle, es wäre mir eher tröstlich, Sie zu sehen, doch muß ein jedes seine Gefühle kennen .... Schonen Sie Ihre Gesundheit und suchen das auf, was Ihrem Gemüt und was Ihnen zur Stärkung des Körpers dienlich ist. Es ist mir nötig zu meiner Beruhigung, Sie glücklich und in dem freien Gebrauch Ihrer hohen Geisteskräfte zu wissen." Aber schon am 22. erlitt Goethe einen neuen Anfall seines Übels, doch war dieser schwächer, so daß er am andern Morgen spazieren gehen und den längst angemeldeten Freund Jacobi auf der Reise nach München, wo er Präsident der Akademie geworden war, munter empfangen konnte. Auf den folgenden Mittag lud er auch Wieland ein, als alten Freund Jacobis. Christiane war mit bei Tafel und Goethe zeichnete sie durch zarte Aufmerksamkeit aus. Wieland war damals Goethes begeisterter Verehrer; die Sorge, auch den einzigen, dessen Leben über den Verlust Herders und Schillers trösten könne, bald zu verlieren, beunruhigte ihn. Doch war Goethe augenblicklich so wohl, daß er am 27. Jacobi in Jena, wohin dieser gefahren war, überraschte. Beide nebst

Knebel verlebten bei Voß einen angenehmen Abend. Goethe gedachte gar nicht des baldigen Scheidens des Freundes, der ihn so leicht aufgegeben, um keine unangenehme Seite zu berühren, aber dieser und dessen Gattin wurden darüber erbittert, obgleich sie wußten, wie schmerzlich er seinen Verlust empfand. Auch Bibliothekangelegenheiten nahmen ihn zu Jena in Anspruch; schon längst hatte er deshalb Jena besuchen wollen. Jacobi schied am 1. Juli, herzlich erfreut, daß er in den beiden letzten Tagen fast ganz den alten Goethe wieder gehabt. Von demselben Tag ist der Programmaufsatz „Polygnots Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi" datiert, den Meyer nach Besprechung mit Goethe ausführen sollte.

Jacobi und Voß besuchten den Hof in Wilhelmsthal. Goethe entschuldigte beim Herzog sein Nichtkommen. Karl Augusts Antwort vom 6. beginnt: „Freilich, mein lieber Alter, hätte ich dich gerne hier gesehen, indem ich überzeugt war, daß das Lokale von Wilhelmsthal dir [nach der jetzigen Anlage] einen neuen Genuß verschafft haben würde; denn der Charakter dieser Gegend ist wirklich unvergleichbar mit allen hübschen Aufenthalten bei Weimar und mit vielen andern in fremden Provinzen, die man mit vieler Mühe und Reisen, um sie zu sehen, anfsucht. Indessen verlangt deine Gesundheit Bequemlichkeiten, die wir hier nicht hätten verschaffen können, und in diesem Falle ist es wohl besser, daß du dir auf ein ander Jahr den hiesigen Aufenthalt vorbehältst. Geheimerat Jacobi kommt diesen Mittag her; ich freue mich, ihn nach so vielen Jahren wiederzusehen. Wir sind hier mit Fremdenbesuchen reich begabt. Mein jüngster Schwager [Christian] wohnt bei uns seit vorgestern. Ich habe mir den Spaß gemacht mit Zachs Helfershelfer [bei der Gradmessung in Thüringen] dem Hauptmann [im Generalstab] von Müffling, das hiesige Land militärisch oder, besser gesagt, in Rücksicht auf diese Wissenschaft zu bereisen. Zach hat mir indianische Feuer geschickt, die wir mit großem Erfolg auf weitentlegenen Bergen angezündet haben." Er bittet ihn wegen des Fruchtaufstandes zu Halle, in dessen Nähe er sei, besonders über das anstößige Benehmen des Stabes des dortigen Regiments einen genauen Bericht zu verschaffen. Bei den guten Ernteaussichten fielen die Preise; zwar sei die Frucht noch immer teuer, aber nirgends ein Mangel zu finden. „Wir lassen Chausseen auf allen Ecken machen und bezahlen die Arbeiter mit Korn, und dieses Mittel scheint gut anzuschlagen. Die Saline in Kreuzburg fängt an, einen vergnüglichen Anblick zu gewähren, seitdem die von Schrader eingeführte Ordnung und Veränderung der Gebäude sichtbar wird . . . Wolzogens Gesundheitszustand ist so elend, daß ihn [Leibarzt] Dr. Herder nach Wiesbaden jagt, um ihn vor einer Flucht im Winter nach der unsichtbaren Heimat zu retten. Leb wohl, lieber Alter, und laß

manchmal etwas von dir hören. Wir bleiben hier bis im Anfang August. Die Meininger lassen dich alle bestens grüßen. Die Großfürstin will gar nicht von hier weg."

Am Abend des 2. hatte Goethe mit Christianen die Reise nach Lauchstedt angetreten. Nachdem er dort die äußern Angelegenheiten der Bühne besorgt hatte, stattete er Freund Wolf den versprochenen längern Besuch in Halle ab, wo er auch die Vorlesungen von Gall über die Schädellehre hören wollte. Wohl noch von hier aus sandte er den vom Herzog gewünschten Bericht über die Hallischen Unruhen, für den dieser am 27. dankte. „Es ist sehr verständig geschrieben", bemerkte er. „Eine gewaltige Schwäche aller Potenzen leuchtet daraus hervor. Bei uns ist alles ruhig, aber sehr teuer; die getroffenen Anstalten sind hoffentlich von der Art, daß der unruhigste, bedürftigste Teil des Pöbels beschäftigt und versorgt ist. Mich freut es, daß deine Gesundheit die besten Aussichten für die Zukunft verspricht. Was sagen denn die Hallischen Ärzte von deinem Zustand? sind sie mit Starcken einerlei Meinung? Dr. Gall [von dem Goethe geschrieben hatte] wünsche ich sehr kennen zu lernen; vielleicht kommt er hierher auf seiner Durchreise. Den 3. August, den russischen Marientag [also den Namenstag der Großfürstin, der zu Ehren man auch das Frauenthal Marienthal genannt hatte], wollen wir hier Feuerwerk und allerhand andere Possen machen. Gestern ließ sich ein Landskind, ein junger von Boyneburg von Stedtfeld auf dem Klavier zur großen Freude der Großfürstin hören. Der Mensch gehört gewiß unter die Klasse der Meister dieser Kunst. Kirmsen habe ich einen vortrefflichen Bassisten [Strohmeyer, später Stromeyer genannt, bald Kammersänger, dann erster Bassist und Regisseur, Verbündeter der Jagemann] empfohlen, dessen Stimme der von Gern gleichzusetzen ist. Er ist ein miserabler Akteur, kann aber ein großer Sänger werden .... Ich gehe nach Allstedt und werde ungefähr den 9. in Weimar eintreffen." Goethe hörte in Halle mit großem Beifall Galls Vorlesungen. Leider wurde er in dieser Zeit wieder von seinem Übel befallen; da er deshalb drei Vorlesungen nicht besuchen konnte, hielt Gall dieselben für ihn besonders mit dem Apparat vor seinem Bette.

Gleich nach der Zurückkunft von Halle, am 22., lud Goethe Zelter dringend zu sich ein, da er nächstens auf der Bühne Schillers Trauerfeier halten wollte, wozu er von Weimar den ersten Band von dessen Gedichten mitgenommen hatte. „Ich wünschte, Sie hätten Lust und Mut, wenn Sie Gegenwärtiges erhalten, sich aufzumachen und nach Lauchstedt zu kommen. Sie finden mich allein und frei von allen Verhältnissen. Ein hübsches Zimmer ist zu Ihrer Aufnahme bereit; an allem übrigen zur Leibesnotdurft soll es nicht fehlen. Mit Hin- und Wiederschreiben ist nichts gethan. Ich bleibe

wohl noch drei Wochen, doch müßten Sie bald kommen, daß auch etwas geschehen könnte. Nichts mehr! Die Antwort hoffentlich bald aus Ihrem Munde. Ich gedenke in dieser Zeit die Schillersche ‚Glocke‘ dramatisch aufzuführen. Was könnte das nicht durch Ihre Beihülfe werden? Kommen Sie ja!“ Also das, was Kotzebue vor drei Jahren beabsichtigt hatte, wollte er in vollendeterer Weise zu Schillers Ehren als dauerndes Denkmal seines Andenkens gründen. An demselben Tage sandte er Meyer den von diesem ausgeführten, wohl geratenen Aufsatz über Polygnot zurück. Einen Nachtrag dazu hatte Wolf geliefert; zwar fördere dieser sie nicht, da er Polygnot wieder zu nahe an Phidias rücke, doch seien auch die Zweifel interessant. Goethe selbst hatte nur die Stelle gegen die neukatholische Sentimentalität verstärkt. Weiter meldet er an Meyer: „Wir wollen nun sehen, wie wir die ‚Glocke‘ zum Läuten bringen. Hernach soll es an den ‚Götz von Berlichingen‘ gehen. Alsdann hoff' ich bald wieder bei Ihnen zu sein. In meinen Krankheitszuständen hat sich einiges geändert; ob es zum Bessern führt, wüßte ich nicht zu sagen.“ Gegen Ende Juli ließ er seinen August mit Riemer nach Lauchstedt kommen, von wo sie am 12. mit Christianen nach Weimar zurückkehren sollten. Den 31. sandte er den eben entstandenen „Epilog zur Glocke“ an Cotta; er sollte, „wie man es mit Dedikationen zu thun pflegt“, dem „Taschenbuch für Damen“ vorgesetzt werden. Zelter kam nicht und der die Unmöglichkeit, sofort zu erscheinen, meldende Brief gelangte nicht in Goethes Hände. Deshalb schrieb dieser ihm am 4. August, was er zu seiner dramatisch-musikalischen Darstellung der „Glocke“ von ihm wünsche. „Wäre es möglich, daß diese Ihre Gabe zum 19. oder 20. bei mir sein könnte, so käme sie mir recht gelegen; denn ich wollte in Weimar mit dieser Vorstellung anfangen. Sodann hoffe ich das andere Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum 10. November, zur Feier des Geburtstages unseres Freundes, könnte gegeben werden.“ Das erhaltene Schema lautet: „Symphonie. Mimische Entréen. Exposition. Donnerschlag. Das Stück [die drei ersten Akte der Maria Stuart?]. Verwandlung zum Katafalk. Epilog des Vaterlandes. Verwandlung ins Heitere. Gloria in excelsis.“ Am folgenden Tage wandte er sich an Voigt, besonders in Sachen der Bibliotheken: „Vor allen Dingen bin ich sehr erfreut, daß Sie das bisher Geschehene billigen. Wir sind, denk' ich, auf dem Wege, die schönen vorrätigen Dinge in eine anschauliche und nützliche Ordnung zu bringen. Der Sekretär Vulpius könnte in der Mitte Augusts nach Jena gehen. In dem Zimmer über der Reitbahn sind die Repositorien aufgeschlagen. Er kann die Weimarischen Dubletten mit hinübernehmen und sie nebst den Jenaischen aufstellen, alsdann katalogieren und zugleich drucken lassen, damit die Kataloge zur Michaelis-

messe versandt werden könnten. Zu Ostern hielte man alsdann die Auktion.“ Auch bestand er darauf, daß das Weimarische Münzkabinett oben bleibe, nicht wie dessen Aufseher, der alte Hermann wünsche, in die untern Zimmer neben der Archivsexpedition komme, die zu andern Zwecken allzu dienlich seien. Entschieden sprach er sich dagegen aus, daß alle in der Bibliothek beschäftigten Beamten einen Schlüssel erhielten; die Bibliothek gewinne dabei, wenn man die Herren hübsch nötige zu gleicher Zeit oben zu arbeiten, und nicht erlaube, daß sich jeder aus seinem Geschäfte einen Privatspaß mache. Die mehrern Schlüssel hätten früher nur Unordnung hervorgebracht und die Abneigung unter den Menschen vermehrt, von denen jeder geglaubt habe für sich zu bestehen. Auch von anderm Geschäftlichen war im Briefe die Rede.

Gleich darauf wurde Goethe durch Zelters Ankunft überrascht, gehoben und gefördert. Dieser, der wohl die gewünschte Fuge des lateinischen Mottos des „Liedes von der Glocke“ mitbrachte, konnte „noch einigen Teil an dem Arrangement“ der Lauchstedter Aufführung nehmen. Die Trauerfeier fand am 10. statt, drei Monate nach Schillers Tode, am Monatstage seiner Geburt. Voran gingen die drei ersten mit dem mißlungenen Mordversuch gegen Elisabeth endenden Aufzüge der „Maria Stuart“. Den Schauplatz des Liedes bildete die Werkstätte des Gießers. Am Schlusse trat Amalie Wolff unter die eben aufgezogene Glocke und sprach den Epilog, worauf als Schlußchor Zelters Komposition des Mottos gesungen wurde. Sämtliche Schauspieler hatten sich bei der Aufführung beteiligt, die vortrefflich gelang und alle ergriff. Jetzt erst fühlte Goethe sich ganz dem Leben wiedergegeben, da er dem Hingeschiedenen, dem er kein Grabdenkmal errichtet, das gegeben, „was nie und nimmer fault“, und sich seiner treuesten Freunde wieder persönlich erfreut hatte. Am 11. wurde sein schon am 3. gegebener „Götz“ wiederholt; die Wiederaufführung der Trauerfeier am 19. konnte er nicht abwarten. Bevor er am 12. abreiste, schickte er Cotta eine weitere Erklärung über die von diesem übernommene Ausgabe seiner Werke. An Meyer schrieb er: „Etwas später, als ich mir vorgesetzt hatte, werde ich wieder bei Ihnen sein. Da ich mich ganz leidlich befinde, so will ich mit Geheimerat Wolf eine Tour nach Helmstedt machen, um den alten [Professor] Beireis in seinem Hamsterneste zu besuchen. Ich bin recht neugierig, was ich für Schätze bei ihm finden werde .... Zur Eröffnung des Vogelschießens komme ich freilich nicht; Sie werden aber wohl die Güte haben, wie bei der Einweihung, dem Rate Schulze [dem Bürgermeister] auch in den Arrangements beizustehen. Ich habe manchen guten Einfall, wodurch nach und nach dieses Vogelschießen, wie das Frohnleichnamsfest zu Erfurt, bunt, bedeutend und anziehend werden könnte. Man muß aber sachte gehen, weil sich die Philisterei gleich vor

allem effarouchiert, wenn das entstehen soll, wornach sie läuft, wenn es entstanden ist.“ Der Frau von Stein sandte er denselben Tag durch seine zurückkehrende Christiane den von ihr geliehenen Band der Schillerschen Gedichte, woraus er die „Glocke“ ausgezogen und mit gutem Beifall dramatisch vorgestellt habe. Sein Befinden lasse sich recht gut an und außer der Apprehension vor Rückfällen, die leider so oft eingetreten, möchte er sich seinen Zustand kaum besser wünschen. Auch Zelters und seiner beabsichtigten Reise gedenkt er; schließlich läßt er sich der Herzogin empfehlen. An den Herzog hatte er zwei Tage vorher geschrieben.

Von der am 14. von Halle aus angetretenen heitern Reise nach Magdeburg und Helmstedt kehrte er über Halberstadt, Aschersleben und Halle am 27. nach Lauchstedt zurück, das die Schauspieler bereits verlassen hatten. Von dort schrieb er gleich am 28., seinem eigenen Geburtstage, dem Herzog, dem er zu dem seinigen Glück wünschte. Angelegentlich beschäftigten ihn damals die „Enneaden“ des neuplatonischen Philosophen Plotin; einige übersetzte Stellen derselben über die Kunst hatten ihn so angezogen, daß er sich von Wolf den griechischen Text schicken ließ. An Zelter schrieb er bei Mitteilung seiner eigenen Übersetzung jener Aussprüche am 1. September: „Hier bin ich nun wieder ganz allein [auch August war nach Weimar zurückgekehrt], rekapituliere, was mir in den letzten acht Wochen Gutes widerfahren ist, und suche das unter uns Verabredete nach und nach hervorzulocken.“ Es handelte sich um eine musikalische Aufführung des ganzen „Liedes von der Glocke“. Schon am 6. kam er nach Weimar zurück. Er trat jetzt wieder dem Hofe näher. Am Morgen des 13. hatte er die Freude, die Großfürstin und die Prinzessin in seinem Hause zu empfangen. Jetzt besuchte er endlich Schillers Gattin, die auch bei seinen am 11. wiedereröffneten Mittwochsvorlesungen sich einfand. Sie schreibt gleich darauf: „Goethe ist jetzt zurück von seiner Reise und ist gesünder und stark im Gemüt; ich habe ihn einigemal gesehen, und er kann jetzt mit Fassung mich sehen. Sein Umgang ist mir wohlthätig; er spricht über wissenschaftliche Dinge mit uns und Naturgeschichte . . . . Über Schiller hat er mir noch nicht gesprochen, aber ich fühle, daß sein Andenken ihm nahe ist, und daß es ihm auch schmerzlich, doch aber wohl ist, mich zu sehen.“ Neben naturwissenschaftlichen Arbeiten, der diesmal nicht besonders erfreulichen Kunstausstellung und den Geschäften lag ihm die Ausgabe seiner Werke im Sinne, von welcher „Wilhelm Meister“, dessen bloß auf den Ausdruck, besonders auf die Wegschaffung unnötiger Fremdwörter und die Rechtschreibung gerichtete Durchsicht größtenteils durch Riemer geleistet werden konnte, noch vor dem Ende des Monats zum Druck abgehen und den zweiten und dritten Band der Ausgabe bilden sollte;

die Anordnung des ersten, die Gedichte enthaltenden Bandes forderte mehr Zeit und Mühe.

Unendliche Freude empfand ganz Weimar über die Geburt des Sohnes des Erbprinzen, zu dessen Taufe sich der Bruder der Herzogin-Mutter, der Herzog von Braunschweig-Öls, schon einige Tage vorher eingefunden hatte. Goethe nahm als treuester und einer der ältesten Diener des herzoglichen Hauses und herzlicher Verehrer der Großfürstin an diesem Glücke innigen Anteil. Die Herzogin-Mutter verließ am 28. ihr Tiefurt. Leider ward ihre Freude durch die gefährliche Krankheit ihres Bruders getrübt. Die Taufe des Prinzen Paul Alexander Karl Konstantin Friedrich August wurde am 6. vollzogen. Der alte Herzog starb zwei Tage später. Goethe hatte wieder viel zu trösten und anzuordnen. Von der innigen Beziehung des Herzogs zu ihm zeugen auch dessen in diese Zeit fallende Zeilen: „Darf ich wohl Bernharden [seinen dreizehnjährigen Sohn] diesen Abend mit Hinzensternen [Major von Hinzenstern war dessen Erzieher] zu dir bringen? Mündlich werde ich dir die Ursache davon sagen."

Gleich darauf eilte Goethe nach Jena, um, wie er an Zelter schrieb, „noch vor Winters einiges anzuordnen und abzuschließen, im Glauben, daß so eine Anstalt, die unsterblich ist, auch wieder eine gute und glückliche Epoche hoffen darf". Je schlimmer es mit der Universität aussah (die Zahl der Studierenden war im Sommer auf 260 gesunken), um so mehr fühlte er sich verpflichtet, für Jenas wissenschaftliche Anstalten zu sorgen. Bei der naturforschenden Gesellschaft handelte es sich um die Teilung der Hinterlassenschaft zwischen dieser und den Erben des vor drei Jahren verstorbenen Direktors Prof. Batsch. „Nachdem ich dir heute früh meinen besten Willen wegen der naturforschenden Gesellschaft gezeigt", meldete er Knebel am 13., „bin ich gegangen, das zu sehen, was man der [Witwe] Batsch herausgegeben, und bin erschrocken, wie die Lage des ganzen Geschäftes dadurch verschoben worden. Ich sage mich daher für den Augenblick davon los und zeige es dir sogleich an, damit du nicht etwa einen Schritt thuest, der uns kompromittiert. Läßt sich die Sache wieder ins Gleiche bringen, so will ich gern die Hände dazu bieten. Vor allen Dingen müßte man erst sehen, was der Sozietät geblieben, welches geschehen kann, wenn der junge Voigt [der Sekretär der Gesellschaft] zurückkommt. Nächstens ausführlich." Und am folgenden Tage kurz vor der Abreise von Jena: „Ich bin mit Hofrat Voigt im Batschischen Hause gewesen und habe auch den der Sozietät zugehörigen Teil des Kabinetts angesehen, der freilich sehr zerstört und verwirrt aussieht. Hofrat Voigt war selbst über den ansehnlichen der Witwe zugesprochenen Teil betroffen, wie du von ihm vernehmen kannst. Angenehm wäre mir, du sähest die Lage

selbst an. Ich halte die Sache noch für kurabel; alles kommt darauf an, ob die Batsch sich billig finden läßt. Hab' ich von ihren Forderungen einige Kenntnis, so will ich weitere Vorschläge thun."

Die ans Fabelhafte grenzenden Siege Napoleons und die bereitwillige Folge deutscher Fürsten mußten auch Goethe tief bekümmern; er vertiefte sich in seine naturwissenschaftlichen Studien. Das Theater war schon am 28. August eröffnet worden, so daß er es nicht mit der dramatischen Darstellung der „Glocke" beginnen konnte; auch der Absicht, Schillers Geburtstag durch eine andere Feier zu verherrlichen, mußte er entsagen, da Zelter nichts von sich hören ließ und er sich unwohl fühlte, dazu äußerst verstimmt durch die traurigen Zeitereignisse und die Weimar drohende Verwicklung. Der Herzog ging nach Berlin, von wo er am 6. November mit dem Russischen Kaiser Alexander zurückkehrte, der mit vollem Jubel empfangen wurde und sich gleich aller Herzen gewann. Er blieb bis zum 10. Im Theater wohnte er am Vorabende seines Scheidens der Vorstellung von „Wallensteins Lager" bei. Zweimal war Goethe mit ihm an der Hoftafel, von der er sich sonst fern hielt. Einen solchen Glanz hatte Weimar noch nicht erlebt, aber die traurigen Nachrichten über Napoleons Fortschritte und die Niederlage des Russischen Heeres trübten die Familienfreude. Reiche Geschenke ließ der Kaiser zurück. Schöne Ringe fielen manchen Herren des Hofes zu, den Annenorden mit dem Bande erhielt der Hofmarschall, das Band zu seinem Orden Voigt; Goethe hatte sich wieder keiner Russischen Auszeichnung zu erfreuen. Es folgten die traurigen Durchzüge besonders Sächsischer und Preußischer Truppen; ein Preußisches Lager wurde im Weimarischen, ein anderes bei Erfurt bezogen. Trotz aller Bedrängnisse hielt Goethe an seinen Mittwochmorgen fest, wo seine leichte Klarheit und sein tiefes Gefühl die sich bei ihm jetzt zahlreicher versammelnden Damen begeisterten. An den Dienstagabenden war er oft bei der Herzogin, wo er einmal elektrische Experimente machen wollte, aber diese ließ ihm durch Frau von Stein sagen, er möchte sie an einem gewöhnlichen Mittwochmorgen bei sich vornehmen, weil sie froh sei, einmal einen Abend frei zu haben. Der Literaturzeitung blieb seine rege Teilnahme zugewandt; über „des Knaben Wunderhorn", das ihm der Herausgeber von Arnim gegeben, versprach er eine Anzeige, die freilich längerer Zeit bedurfte, vielleicht auch über Schlegels Elegie „Rom", obgleich es hier schwer halte, wahr zu sein, ohne den befreundeten Dichter zu verletzen. Während das ganze Weimarische Land unter der bei der herrschenden Teuerung doppelt drückenden Einquartierung litt, fürchteten alle, die ihre Blicke weiter wandten, die schreckliche Entwicklung der Dinge, vor allem war man am Hofe, der durch zahlreiche Besuche litt, in der größten Aufregung, besonders die Groß-

fürstin, von welcher zwei Brüder am Kampfe teilnahmen. Am 2. und 3. Dezember wurde die Russische Armee bei Austerlitz vernichtet. In Weimar war zuerst die Nachricht von einem Russischen Siege eingetroffen, aber die Großfürstin hatte nicht daran glauben wollen. Österreich mußte sich zu einem schmählichen Waffenstillstand verstehen und sich von Rußland trennen. Der Schmerz über dieses Unglück war ganz frisch, als Goethe am 11. in seiner Mittwochgesellschaft die Elastizität der Luft in seiner geistreichen Weise behandelte, und noch anziehender über die moralische Elastizität und die Wirkung großer und ungewöhnlicher Erscheinungen und Begebenheiten auf den Menschen sprach.

Gleich darauf ging er wieder nach Jena. Dahin wollte auch der Herzog mit dem am 8. eingetroffenen Preußischen Prinzen Louis Ferdinand kommen, der in Berlin ein starker Verehrer der Jagemann gewesen war; sie begaben sich nach dem Hauptlager in Ronneburg. Auch Arnim stellte sich ein, wenn er nicht etwa Goethe begleitet hatte. Am Tage seiner Ankunft schrieb Goethe an Eichstädt: „Ew. Wohlgeboren hoffe bei meinem diesmaligen Aufenthalte zu begrüßen; vielleicht ist Ihnen morgen früh ein Stündchen gefällig. Herr von Arnim, der Mitherausgeber des ‚Wunderhorns', wünschte die Bibliothek zu sehen, vorzüglich aber den Kodex alter deutscher Lieder. Da es so kalt ist und in der Bibliothek unangenehm für Wirt und Gäste, so vertrauen Sie mir vielleicht jenen Kodex auf einige Tage an; Herr von Arnim sollt' ihn auf meinem Zimmer durchsehen. Um ein Wörtchen Antwort bittend." Der Herzog meldete Goethe am 15.: „Es bleibt alles so, mein Lieber, wie ich es bestellt hatte. Der Prinz Louis Ferdinand kommt mit mir, aber allein; sorge für ein Bett für den Prinzen. Ich habe einen Kammerdiener, einen Bedienten und der Prinz einen Bedienten bei sich. Behalte Arnim mit zum Souper, wenn er bei dir ist; es ist ein alter Bekannter von uns allen." Der feurige Prinz liebte Goethe, dessen Bekanntschaft er schon in der Champagne gemacht hatte. Nachdem Goethe einiges in Jena angeordnet hatte, kehrte er nach Weimar zurück.

Hier fühlte er sich unwohl, doch ohne dadurch in seinen Arbeiten und Geschäften unterbrochen zu werden. Am 21. schlug er Voigt vor, dem Bibliotheksdiener die Erlaubnis zu geben, sich das Neujahrstrinkgeld bei den Benutzern der Bibliothek zu erbitten: zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch diese billig hinzutreten; nötigenfalls könnte man es der Polizeikommission mitteilen, damit diese es auch im Wochenblatt anzeige. Eine des Weihnachtsfestes wegen auf den folgenden Tag verlegte Mittwochsversammlung mußte er an diesem Tage aussetzen, weil er krank war. In dem jetzt vollendeten, vom Neujahrstage datierten Bericht über die Kunstausstellung hieß es: „Für

das laufende Jahr bleibt unsere Ausstellung geschlossen. Inzwischen gedenken wir uns mit Freunden der Kunst und Natur über die Farben zu unterhalten. Vielleicht richten wir künftig unsere Preisaufgaben gegen diese nicht genugsam beachtete Seite der Kunst." Mit den Preisaufgaben war Goethe wie mit den „Propyläen" an der Richtung der Zeit gescheitert. Als er die Korrektur dieses Berichtes am letzten Tage des Jahres Eichstädt sandte, schrieb er: „Die kurzen Tage haben mir sehr übel mitgespielt, und seit dem Vergnügen, Sie zu sehen, hatte ich wenig gute Stunden .... Gegen ‚Rameaus Neffen' haben sich die Herrn Hallenser [die Hallische Literaturzeitung] in ihrer wahren Natur gezeigt. Man weiß nicht, ob man die Beschränktheit oder den bösen Willen mehr bewundern soll. Wie schön nimmt sich dagegen der Dezembermonat Ihres Blattes aus! ... Ach, warum steht nicht auf dem Papiere, was Schiller über das Werk und meine Arbeit geäußert! Es war eine der letzten Materien, über die wir uns unterhielten. Da ich nach dem Tode eines so werten Freundes nur halb fortlebe und mich vielleicht hinfälliger glaube, als ich bin, so werden sich Ew. Wohlgeboren über beiliegendes Blatt [die Anweisung an seine Erben, ein unter seinen Papieren liegendes gesiegeltes Paket mit der Aufschrift „An Eichstädt" diesem gegen Empfang desselben auszuliefern] nicht wundern. Ich wünschte niemand durch mein Schreiben [insofern es aus Eichstädts Antworten sich ergab] in Verlegenheit zu setzen und das Verzeichnis der Rezensenten soll in keine fremde Hand kommen. Sobald wie möglich, sende ich ein paar Worte über das ‚Wunderhorn'. So manches andere ist mir vergangenes Jahr vom Munde weggeschnitten worden. Zweifeln Sie jedoch nicht an meiner lebhaften Teilnahme und meiner wahren Freude, daß Sinn und Ton Ihres Blattes sich so tüchtig und rein erhält."

Am 26. Dezember hatte der Preßburger Friede Österreichs volle Niederlage besiegelt; den folgenden Tag verließ Napoleon Schönbrunn, um über München nach Paris zurückzukehren. Der Herzog und der Erbprinz begaben sich am Schlusse des Jahres nach Berlin; ihnen folgte in den nächsten Tagen die Großfürstin. Freilich hatte Preußen durch den von dem unseligen Haugwitz geschlossenen Vertrag sich mit Frankreich verbündet, aber der Haß gegen den Welteroberer entflammte alle Herzen, und der Herzog wollte die Stimmung gegen diesen verstärken. Goethe fühlte sich am Anfange des folgenden verhängnisvollen Jahres noch schwach, doch faßte er sich mit Gewalt. Die Mittwochsvorlesungen hielt er mit lebendiger Frische. Eifrig begann er die Zusammenstellung seiner Gedichte aus den bisherigen verschiedenen Sammlungen, wobei, wie bei der genauen Durchsicht, ihm Riemer treulich zur Seite stand. Auch die Literaturzeitung wurde bedacht. Während der Mittwochsvorlesung des 8. starb die im Nebengebäude seines Hauses wohnende jüngere

Schwester Christianens an der Schwindsucht. Ihr Tod wurde ihm verheimlicht, weil ihn alles gar zu sehr angriff und er, wie Vulpius sich äußert, noch nicht recht taktfest war. Als er ihr Ableben erfuhr, beweinte er die bis vor einem halben Jahre noch kerngesunde und muntere Schwägerin. Den 12. sandte er Eichstädt seine Anzeige des „Wunderhorns", auf deren kurze Charakteristik von ein paar hundert Liedern er besondern Wert legte, und auch in der Folge des Monats war er für die Literaturzeitung thätig. Am 15. fand die Vorstellung seiner „Stella" mit einem neuen tragischen Schlusse statt, der aber nicht die gehoffte günstige Aufnahme fand. Als er am Abend des 16. bei der Herzogin-Mutter mit Wieland zusammentraf, kam es zwischen beiden Dichtern zu einem lebhaften Streite auf Veranlassung des vom Maler Tischbein der Gastgeberin geschickten Bandes aquarellierter Federzeichnungen. Goethe zeigte sich dabei in seinem Glanze. Noch anziehender war der Vortrag, den er am 22. bei der Mittwochsversammlung hielt. Knebels Schwester berichtet: „Er sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben; mich dünkt, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen. Ich selbst dünkte mich glücklicher und vornehmer durch die unzähligen Fäden, durch die wir mit Himmel und Erde zusammenhängen. Es ist eine wahre Freude, wenn der Geist, wie die Natur, alt und doch so verjüngt sich darstellt, ein kräftiger, erfreulicher Frühlingshauch." Je trauriger die Wirklichkeit war, um so lebhafter fühlte er sich gedrungen, zur allgemeinen Ermunterung beizutragen. So benutzte er auch die an sich unerfreuliche Anwesenheit des Regiments Owstien, um der Herzogin an ihrem Geburtstage vor der Aufführung von Corneilles „Cid" eine überraschende Huldigung darzubringen. Das 15 Mann starke Trompeterkorps dieses Regimentes spielte auf der Bühne einige Stücke, zuletzt die Melodie des Englischen Liedes God save the king, wonach die Sänger ein von Goethe gedichtetes, unter die Zuschauer verteiltes Lied sangen, welches die Verehrung der Gefeierten nebst der Hoffnung auf baldigen Frieden aussprach. Die von der Reise zurückgekehrte Großfürstin fand sich leider so schwer angegriffen, daß sie der Vorstellung nicht beiwohnen konnte. Al. von Humboldt hatte sie bei ihrer Anwesenheit in Berlin bewundert und er war durch ihre tröstlichen, freilich nicht zutreffenden Nachrichten von Goethes Gesundheit erfreut worden. Des Geburtstags wegen war die Mittwochsversammlung auf den 31. verlegt worden, an welchem Goethe durch glückliche galvanische Versuche alle, auch die Herzogin, sehr erfreute.

In der Nacht auf den 3. Februar erlitt dieser wieder einen der leidigen

Anfälle, die seit dem Sommer aufgehört hatten, und zwar einen äußerst heftigen. Den folgenden Tag schrieb er der Frau von Stein, noch traue er sich nicht morgen seinen Vortrag zu halten; deshalb möge sie anfragen, ob Durchlaucht [die Herzogin] ihn bis auf den Freitag auszusetzen geruhten. Die Herzogin bat ihn, sich diese Woche noch zu schonen. Am 8. fühlte er sich so wohl, daß er Eichstädt, der am 15. nach Weimar kam, zum Mittagessen auf diesen Tag einlud. Aber gleich darauf klagte er gegen Frau von Stein: „Es erfordert immer Zeit, bis ich mich nach einem solchen Anfall erhole. Die ersten Tage fühlt' ich mich besser als jetzt.“ Doch fand die Vorlesung am 12. bei ihm statt. Den 15. war Eichstädt mit dem Nachfolger Thibauts, dem vor kurzem berufenen Göde, wirklich bei ihm zu Tisch. Für diesen Besuch dankte Goethe am 19., wobei er den Wunsch aussprach, daß man auf solche Weise öfter zusammenkäme. „Nach mancherlei Verlust bleibt uns in Weimar und Jena noch vieles übrig, und wir würden uns darüber sehr verwundern, wenn wir uns wieder einmal als Einheit fühlen könnten, welches freilich nur beim Zusammenleben und Zusammenwirken geschehen kann.“ Gödes Bleiben werde auch für ihn ein bleibender Gewinn sein, besonders wenn sich nun mehr Gelegenheit finde, auf dasjenige mit einzugehen, was ihn interessiere und was er leiste. Aber leider trieb der schlechte Besuch Jenas jeden, der eine andere Aussicht hatte, bald wieder weg. Eine Anzeige für die Literaturzeitung hatte er beigelegt; eine andere sei schon über die Hälfte fertig. Am 24. konnte er den „sorgfältig durchgearbeiteten“ Band seiner Gedichte Cotta zum Drucke senden. Auch antwortete er freundlichst auf Tischbeins Briefe und Sendung, und versprach in den schönen, heitern Band, den dieser der Herzogin-Mutter gesandt, einiges einzuzeichnen. Aber schon am 26. fühlte er sich wieder unwohl, doch schrieb er noch an Eichstädt und den seinem Hause befreundeten jungen Arzt Nic. Meyer in Bremen. Letzterer hatte ihm eine silberne Urne mit Schillers Bildnis zum Geschenk für dessen Witwe gesandt. In der Nacht auf den 28., viertehalb Wochen nach dem ersten Anfall, erlitt er einen neuen, der ihm wieder hart zusetzte. Und gleichzeitig traf Christianens alte gute Tante, die treu dem Hauswesen vorstand, ein Schlagfluß, an dem sie den 1. März starb. Am 4. schrieb er Frau von Stein: „Von Donnerstag auf den Freitag habe ich mehr, als billig ist, gelitten und habe mich noch nicht ganz wieder zusammengefunden. Ich wage nicht meinen verehrten Besuch auf morgen Mittwoch einzuladen. Entschuldigen Sie mich, bedauern Sie mich.“ Den folgenden Tag wandte er sich wieder einmal an Zelter, der ihm so lange geschwiegen hatte. Seines traurigen Gesundheitszustandes gedenkt er nicht, ja er hat den Mut gefaßt, seinen August auf zwei bis drei Wochen nach Berlin zu schicken, wo der Freund ihn be-

aufsichtigen möge. Wie leidig aber noch immer sein Zustand war, verrät die Äußerung an Frau von Stein vom 6: „Die Erholung vom Übel ist selbst eine traurige Sache, wenn sie nur ein Acheminement zu neuen Übeln zu sein scheint. Ehstens komm' ich angeschlichen."

Der endlich zurückgekehrte Herzog war über die Nachricht von Goethes neuem Anfalle sehr bestürzt. An demselben 6. März schrieb er dem alten Freunde: „Schon Huschke und Professor Meyer sagten mir, daß du besser wärest. Ich habe deswegen den Besuch aufgeschoben, den ich dir zugedacht hatte und den ich, wenn es dir recht ist, diesen Nachmittag abstatten werde. Es ist freilich eine böse Sache, wenn sich ein Feind in unserm Grund und Boden verschanzt und befestiget hat; bei sichtbaren Gegnern irrt man ofte, wie die Geschichte lehrt, wenn sie aus ihrer Stellung herausmanövriert werden sollen; bei unsichtbaren sind dergleichen Mißgriffe um so eher zu verzeihen. Vielleicht glückt es deinen Feldherren und Alliierten, dieses Jahr deinen Feind auf dem rechten Fleck zu packen; du wirst es wohl nicht fehlen lassen, die gehörigen Bedürfnisse zu einer rechten, zweckmäßigen Kampagne beizuschaffen. Leb wohl." Noch am 11. mußte er die Mittwochsversammlung absagen. „Nach dem, wie ich mich heute fühle", schrieb er an Frau von Stein, „wage ich nicht, meine verehrten Freundinnen auf morgen einzuladen. Entschuldigen Sie mich aufs beste. Es ist mir eine unüberwindliche Müdigkeit übrig geblieben, die mich fast zu allem untauglich macht. Ich muß eben abwarten. Leben Sie recht wohl." Drei Tage später ist er schon so weit hergestellt, daß er sich durch Knebel Bücher über die Farbenlehre schicken läßt, woran er jetzt so fleißig sei, als es nur gehen wolle, und dieser Sisyphische Stein solle ihm hoffentlich diesmal nicht wieder zurückrollen. Die Mittwochsvorlesungen, die gleichfalls die Farbenlehre betrafen, wurden fortgesetzt. Darauf beschäftigte ihn lebhaft der Abschluß des ersten Teiles des „Faust", den er noch in den vierten Band, die erste Lieferung der neuen Ausgabe, zu bringen gedachte. Er begann damit am 21. Sehr vieles Ungedruckte lag ihm vor, das gesichtet, bearbeitet und ergänzt werden mußte. Augusts Reise nach Berlin fand ein nicht zu beseitigendes Hindernis. Kaum hatte Goethe dieses an Zelter gemeldet, als der Berliner Freund ihn durch die Nachricht vom Tode seiner Gattin erschütterte. Bei seinem reizbaren Zustande empfand er diesen gewaltigen Riß in jedem Sinne mit, auch indem er ein solches schreckliches Ereignis sich in seiner eigenen Lage vorstellte. Seine Frau war durch zwei nahe Todesfälle in Trauer gesetzt, die eine neue Einrichtung des Haushalts forderten, und vielleicht lag das Hindernis von Augusts Reise darin, daß die Mutter in ihrem Schmerze diesen nicht von sich lassen wollte. Kurz darauf wurde der Hof von einem äußerst schmerzlichen Verlust

betroffen. Am 11. April starb ganz plötzlich der Sohn des Erbprinzen. Goethe stellte sich indessen, besonders da der Anfang des April ohne erneuerten Anfall vorübergegangen war, so glücklich her, daß er heitere Verse zu Tischbeins Federzeichnungen in seinem Namen und dem der Herzogin-Mutter und ihrer Hofdame zu stande brachte. Den 25. schloß er glücklich den ersten Teil des „Faust“ ab, hielt ihn aber noch zurück. Längst war er entschlossen, zu seiner vollen Herstellung Karlsbad zu benutzen, nachdem er vorher Jena besucht hatte, wo der Druck seiner „Farbenlehre“ beginnen sollte. Am 5. Mai sandte er Tischbeins Federzeichnungen mit einem freundlichen Schreiben zurück. Den 10., den ersten Theaterabend nach dem Jahrestag von Schillers Tod, kam das „Lied von der Glocke“ nebst seinem „Epilog“ zur ersten Darstellung auf der Weimarischen Bühne, ganz wie es in Lauchstedt gegeben worden war. Eine Vorstellung zum Besten von Schillers Hinterbliebenen, wie sie an so manchen andern Theatern zu Goethes Freude stattfand, durfte er auf der herzoglichen Bühne nicht wagen, da der Hof die Unterstützung der Hinterbliebenen übernommen hatte. Das Gymnasium hatte nun endlich einen neuen Direktor an Salzmanns Schwiegersohn Lenz erhalten, der seit vier Jahren dem Gymnasium in Nordhausen vorgestanden hatte. Dagegen sollte Goethe den jungen Voß bald verlieren, da dieser den Lockungen seines Vaters an die Heidelberger Universität nicht widerstand.

Gegen den 21. empfing er den von der Leipziger Messe zurückkehrenden Cotta, dem er die Handschrift des „Faust“ und der Puppenspiele mitgab. Höchst widerwärtig wurde die Hoffnung, seine Gesundheit werde nun ungestört fortgehen, am 26. durch einen wenn auch geringern Anfall seines Übels gestört. Doch schrieb er Zelter am 2. Juni: „Ich habe mich die Zeit leidlich befunden, und bin wenigstens mäßiger von meinen Übeln heimgesucht worden. Die Ausgabe meiner Schriften, die Redaktion der ‚Farbenlehre‘, ein Vortrag physikalischer Gegenstände nach meinen Ansichten ist es, was mich so von einem Tage zum andern beschäftigt, außerdem was uns noch so nebenher interessieren mag.“ Seine amtlichen Geschäfte bezogen sich auf das Theater, das in Weimar am 7. geschlossen ward (am 31. Mai war auch wieder der seit zehn Jahren nicht mehr gespielte „Egmont“ gegeben worden), und die wissenschaftlichen Anstalten in Weimar und Jena. Etwas auffällig scheint es, daß Voigt im Ärger über die Geschäftslast, die er zu tragen hatte, sich damals wieder Goethes Teilnahme an den Conseilsarbeiten als möglich dachte. Am 6. klagte er dem Gothaischen Minister von Frankenberg: „Ich bin doch recht unglücklich in meiner Kollegenschaft. Thon hypochondrisiert noch bis zum 1. Julius; Schmidt ist worden wie der Kinder eins, um ins Himmelreich zu kommen [er war stumpfsinnig geworden]; Goethe schwingt sich

über das Terrestrische und braucht seinen perpetuierlichen Urlaub zu Arbeiten und Unterhaltung seines eigenen Geistes; Wolzogen hat gestern ein Bein gebrochen .... Morgen habe ich also ganz allein [im Conseil vor dem Herzog] vorzutragen."

Den 15. besuchte Goethe mit Riemer und seinem August Jena, nachdem er sich vom eben abwesenden Herzog schriftlich verabschiedet hatte. Die wissenschaftlichen Anstalten wurden besichtigt, worüber er schon den 17. an Voigt ganz zufrieden berichtete. Auf der Bibliothek hatte er Vulpius beschäftigt. „Lenz [Direktor des mineralogischen Kabinetts] empfängt und rangiert ein, katalogiert, nummeriert und disloziert wie vor Alters", berichtet er. „Indessen wird das Kabinett immer vollständiger und respektabler. Mit noch einigen Schränken und Repositorien wird ihm für die nächste Zeit geholfen sein. In dem zoologischen Kabinett füllt [Custos] Dürrbaum die Gläser auf und die Konservation des Ganzen wird zwar nicht mit der größten Zartheit, doch mit leidlicher Aufmerksamkeit besorgt. Übrigens denkt man gar nicht, was der Name Conservateur eines solchen Kabinettes heißen will und was er für Kenntnisse voraussetzt. Hofrat Fuchs fährt fleißig fort, die weiten Räume, die zum anatomischen Museum bestimmt sind, vorerst wenigstens dem Schein nach auszufüllen. Man kann mit ihm auch von dieser Seite recht wohl zufrieden sein. Wie es mit der Bibliothek aussieht, wird Vulpius referiert haben. Auch im botanischen Garten habe ich alles reichlich besetzt und wohl erhalten gefunden. Das wenige, was nötig ist, um nachzuhelfen, will ich auch besorgen." Aber einen unersetzlichen Verlust werde die Universität erleiden, wenn, wovon er schon neulich etwas gesagt habe, der Professor der Physik Hofrat Voigt seine physikalischen Instrumente nach außen verkaufe; die Unterhaltung der übrigen Kabinette erscheine daneben als eine Thorheit. Deshalb wolle er in diesem extremen Falle (denn extrem sei er, da die Frau auf den Verkauf dringe) einen Vorschlag thun. Schon früher habe er den Wunsch geäußert, daß man die jährlich für die Büttnersche Bibliothek bestimmten Gelder, deren Zahlung nach zwei bis drei Jahren aufhöre, zum Ankauf des Voigtischen Kabinetts verwende, so daß der Besitzer die lebenslängliche Benutzung behielte. An dem anatomischen Kabinette, dessen erste Epoche er oft verwünscht habe, zeige sich, was es für eine schöne Sache sei, wenn eine Universität dergleichen besitze, und er selbst werde sich dabei keine Mühe und Aufsicht reuen lassen. Voigt berichtete darüber mit Beilegung des Goetheschen Briefes an den Herzog; dieser bemerkte, es werde ihm sehr lieb sein, wenn Goethe deshalb mit Voigt unterhandle, und er sei auf das Ergebnis neugierig. Voigt teilte die vorläufige Entscheidung Goethe mit. Der Besitzer erklärte diesem, er könne seine Instrumente für 3000 Tha-

ler verkaufen, sei aber bereit, sie auf die vorgeschlagene Weise dem Herzog zu überlassen, dem er die Bestimmung des Preises anheimstelle. Karl August war schon den 15. an Goethes Hause gewesen und hatte ihm, da er ihn nicht getroffen, schriftlich zur Badekur Glück gewünscht, mit der Bitte, manchmal etwas von sich hören zu lassen. Am 25. ersuchte er ihn um Empfehlungen des Malers Jagemann an Angelika, Humboldt und andere Freunde, da er diesen seinen Liebling von Dresden zu weiterer Ausbildung nach Italien schicken wollte. Den 27. kündigte Goethe Hegel an, daß er ihm einen Gehalt von 100 Thaler erwirkt habe; er wünschte mehr anzukündigen, aber in solchen Fällen komme alles darauf an, daß ein Anfang gemacht werde.

Am 29. fuhr er mit dem Kommandanten Hendrich und Riemer von Jena ab. In Karlsbad, wo er am 2. Juli ankam, widmete er sich seiner mineralogischen Liebhaberei, dem Landschaftszeichnen, besonders für die Prinzessin, die er auch dazu angeleitet hatte, und dem geselligen Umgange. In Gesprächen mit bedeutenden Personen, unter denen die Fürstin von Solms, Schwester der Königin von Preußen, die geschworene Feindin Napoleons, ihm am merkwürdigsten war, konnte auch die Politik nicht ganz übergangen werden. Der am 12. geschlossene Rheinbund bedeutete die Auflösung des deutschen Reiches, an dessen Stelle jetzt Napoleon, der Protektor des Bundes, trat. Einen an den Herzog geschriebenen Brief erhielt dieser erst sehr spät in Teplitz, wo er am 2. August eintraf. Sofort lud dieser den Dichter zu sich ein, doch Goethe mußte seiner Kur wegen ablehnen. Erhalten hat sich des Herzogs Antwort vom 5. „Im ganzen befinde ich mich recht wohl", äußerte er, „und ich ertrage sogar mit bester Gelassenheit und Ruhe die Annäherung der schwarzen Wolken, die sich über unserer Zukunft zu thürmen scheinen. Bis den 14. bleibe ich hier, dann gehe ich nach Dresden und hoffe spätestens den 21. wieder zu Hause zu sein."

Goethe erfuhr auf der Rückreise die Auflösung des deutschen Reiches. Am 8. war er wieder in Jena, von wo er am 12. nach Weimar kam. Dort beglückte er die Prinzessin mit dem Geschenke seiner landschaftlichen Zeichnungen, ging aber bald zu längerm Aufenthalt wieder nach seinem lieben Musenorte. Den 15. äußerte er gegen Zelter, er suche, da er mit freien Empfindungen und bessern Hoffnungen zurückgekehrt sei, die Fäden anzuknüpfen, die er im vorigen Jahre gelassen oder die ihm entfallen gewesen, und sehe in einem sehr engen Kreise einem interessanten Herbst entgegen. Da der Herzog seit dem 17. in Dresden war, entstand eine Menge leerer Gerüchte. Goethe erhielt durch Voigt zuverlässige Nachrichten, wofür er am 19. dankte. In bezug auf die ihn beschäftigenden Museumsrechnungen der drei letzten Jahre bemerkte er demselben: „Ich möchte mit meinem Aufborgen, Abzahlen,

etatsmäßigem Leisten und Amortisieren Ew. Excellenz nicht ungeschickt erscheinen. Es sind zwar nur Kleinigkeiten, es ist aber nicht übel, wenn man in ältern Jahren Kleinigkeiten noch so behandelt, wie man das Große behandeln möchte und sollte." Große Freude machte es ihm, daß sie endlich vollständige Kataloge über sämtliche Museen in zwei Abschriften für ihre beiden Bibliotheken besaßen. Damals kam es zu dem merkwürdigen Gespräche Goethes mit dem eben angelangten neuen Geschichtsprofessor Luden, worin Goethe die volle Kraft seines heiter belebten Geistes im Spotte über die Unzuverlässigkeit der Geschichte ergoß. Gegen Voigt äußerte er, Luden gefalle ihm sehr wohl, aber schon drängten äußere Dinge auf ihn ein, die seine gute Natur verwirrten und verlegen machten. Vier Tage später berichtete er Voigt, daß er, um für die dem mineralogischen Kabinett schon wieder zuströmenden neuen Steine eine schickliche Ordnung möglich zu machen, eine Verlegung angeordnet und vollbracht habe. „Und so wäre denn seit langer Zeit zum erstenmal in unserer toten Natur Ordnung und Ruhe. Wir legen zurecht und schachteln ein, wie für die Ewigkeit, indes die lebendige Natur in der Zeit sich sehr wild und ungestüm anläßt. Ew. Excellenz danke aufs verbindlichste, daß Sie mir einen Wink über die äußern Zustände geben wollen, da man bei der großen Schwankung der Gemüter sich selbst im Gleichgewicht zu halten Mühe hat. Serenissimo bitte mich bei seiner Ankunft zu empfehlen." Karl August befand sich noch immer in Dresden, wo er dem Kurfürsten die Notwendigkeit vereinten Handelns dringend vorstellte. Eben waren Rußland und Schweden dem Bunde zwischen England und Preußen beigetreten. Letzteres verhandelte mit Kursachsen und Kurhessen. Weimar ward am 20. zum Nordbunde eingeladen, worüber der Herzog sich mit Voigt beriet. Am 26. schrieb Goethe dem Freunde: „Indem Ew. Excellenz die wichtigsten Sorgen für Gegenwart und Zukunft übernehmen, so wälze ich auch mein Faß wenigstens immer fort, und bin diesmal so frei einige Konzepte zu gefälliger Durchsicht zu übersenden; finden sie Ew. Excellenz gut, so lassen Sie wohl solche drüben mundieren und senden sie mir unterzeichnet zurück. Würde in dem Laufe des Jahres unsere supellex etwas gar zu knapp, so wäre es immer noch Zeit, ein paar hundert Thaler aufzunehmen. So viel von diesen kleinen wissenschaftlichen Finanzen. Möge im Großen alles gelingen, daß wir, wo nicht zu den Gewinnenden, doch wenigstens nicht zu den Verlierenden gerechnet werden. Serenissimo bitte mich zu Gnaden zu empfehlen Einige Zettel [Rechnungen], deren Verzeichnis hier folgt, bitte bei Fürstlicher Kammer passieren zu lassen, wenn sie vorkommen. Es sind meistens Dinge, die sich auf die neue Einrichtung beziehen, die denn freilich aus unsern Mitteln [dem Fonds der Museen] nicht wohl zu bestreiten sind."

Karl August war schon am 26. von Dresden zurückgekehrt. Den 1. September stellte sich auch Goethe wieder in Weimar ein, wo er den Herzog freundlich begrüßte und ihm zu den schweren Schritten, die er thun mußte, Glück wünschte. Am 29. war Karl August wegen der Verpflegung der Bundestruppen im Weimarischen angegangen worden. Erst am 30. antwortete er auf die Einladung zum Bunde: er hoffe und wünsche im Einvernehmen mit Kursachsen das Gelingen der Schritte Preußens für die Sicherheit Norddeutschlands; in bezug auf die Verpflegung erklärte er am 3. September, daß er dem Ergebnisse der Verhandlungen Preußens mit den Kurfürsten und weitern Aufschlüssen verlangend entgegensehe. An seinem Geburtstage, dem 3. September schloß er, da Kursachsen 20000 Mann unter Preußische Heerführung zu stellen sich verpflichtet hatte, einen Vertrag mit Preußen, wonach er sein Scharfschützenbataillon und 40 seiner Husaren (er besaß 50) Preußen zur Verfügung stellte, und den Oberbefehl des Preußischen Korps im Hauptlager zu Niederrosla übernahm. Das ganze Weimarische Land war jetzt von Truppen überschwemmt und seufzte unter unerschwinglichen Lasten; dazu traute das Volk den neuen Verbündeten nicht. „Jeder möchte gern geben, wenn es den Preußen nur Ernst wäre", schreibt Frau von Stein am 25., „aber man hat den Glauben an sie verloren. Unsere Bürger werden nur mit List aufs Rathaus gebracht, um ihnen die Lieferungen anzukündigen. Unsere Erbprinzessin ist reisefertig, im Fall die Franzosen hier einrücken wollen." Goethe gedenkt später der sorgenvollen Verhandlungen, die er damals mit Voigt gewechselt, und der „prägnanten Unterhaltung" mit seinem Fürsten im Hauptquartier Niederrosla. Dazu hatte Karl August ihn wohl durch die erhaltenen Zeilen eingeladen: „Erzeige mir den Gefallen und komme heute zu Tisch nach Niederrosla. Wir essen schon um 1 Uhr." Auch die herzogliche Familie besuchte dort Karl August. Die Herzogin-Mutter erfreute sich in Tiefurt des wundervollen Klavierspiels des Kapellmeisters Himmel, das auch Goethe mit schwerem Herzen hörte. Sonst hielt er sich an seine Geschäfte, besonders an das Theater, und die Naturwissenschaft.

Am 26. zog ihn die Ankunft der vom Steinschneider Müller in Karlsbad angelegten Karlsbader Gebirgsfolge nach Jena, wo sie sofort aufgestellt, katalogisiert und ihre Beschreibung in der Literaturzeitung gegeben werden sollte. Da der Preußische General Fürst von Hohenlohe das Schloß bewohnte, mußte Goethe in den Seitenflügel ziehen; an der fürstlichen Mittagstafel, der er regelmäßig beiwohnte, hörte er meist militärische Gespräche, die ihm um so widerwärtiger waren, als man kein Zutrauen in den Kriegsplan hatte, wenn man sich auch den Franzosen überlegen fühlte. Große Not machte es den Einwohnern von Jena, insonderheit dem mit Goethe vertrauten

Buchdruckereibesitzer Frommann, daß der Generalquartiermeister Oberst von Massenbach eine Schmähschrift gegen Napoleon drucken lassen wollte, von der man mit Recht fürchtete, sie werde, sollten die Franzosen siegreich einziehen, die Zerstörung der Stadt zur Folge haben. Mit Geschick wußte der Dichter den grimmen Verfasser zum Verzicht auf seine unheilvolle Absicht zu bewegen. Auch den Prinzen Louis Ferdinand sah er noch an der Hohenloheschen Tafel, ehe er seinem Heldentode entgegenging. Die schweren Sorgen der Zeit trieben ihn am Morgen des 6. Oktober nach Weimar zurück, wo er alles in Bestürzung fand. Es waren schreckliche Tage bangen Erwartens, wie die Kriegswürfel fallen würden. Schon am 11. hatte man die Kunde vom unglücklichen Ausgang des Gefechtes bei Saalfeld, in welchem Prinz Louis gefallen war. Die Großfürstin floh. Auch Frau Johanna Schopenhauer, die vor kurzem hier angekommen war und sich eingemietet hatte, wollte Weimar verlassen, konnte aber keine Pferde erhalten. Goethe, der im Frühjahr bei ihrer Anwesenheit durch einen Anfall seines Übels verhindert worden war, sie in die Bibliothek zu führen, hörte von ihrem Mißgeschick und machte ihr am 12. seinen Besuch. Beide fühlten sich gegenseitig angezogen. Schon Bertuch hatte diese durch die Mitteilung beruhigt, man glaube die Franzosen zögen nach Leipzig. Goethe konnte dies nur bestätigen. Beim Abschiede versprach er bald wiederzukommen. Mit Gewalt setzte er es durch, daß trotz der drohenden Gefahr die Theatervorstellung am 13. nicht ausgesetzt wurde. An diesem Tage wurde das Lager bei Weimar abgebrochen und alles machte sich marschfertig. Den 14. hörte man morgens, daß es in der Nähe zu einer Schlacht gekommen. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Prinzessin flohen. Prinz Bernhard war unter Hohenlohes Truppen. Der Herzog hatte die Avantgarde über den Thüringer Wald nach Franken zu führen; am 13. kam er in Ilmenau an. Zu Weimar wurde man einige Zeit durch Siegesnachrichten getäuscht; aber um 3 Uhr hörte man von dem über Weimar flüchtenden Prinzen Bernhard, daß alles verloren sei. Die Herzogin selbst trieb diesen an, ohne sich in Weimar aufzuhalten, seiner Pflicht zu folgen. Kanonenkugeln fielen in die Stadt. Um 5 Uhr drangen französische Jäger ein. Goethe, sein Sohn und Riemer brachten den durch die Straße Sprengenden Bier und Wein vor das Haus. Ein Husarenoffizier (es war Lilis Sohn) kam zu Goethe und begleitete ihn zum Schloß, von wo er gleich sagen ließ, Marschall Ney nebst Begleitung und einige Kavalleristen würden in seinem Hause Quartier nehmen. Sein Hinterhaus wurde bald von seinem Schwager, seiner Schwägerin und vielen andern Flüchtigen gefüllt, die bei ihm Schutz vor der Plünderung suchten. Wie er selbst durch die Geistesgegenwart seiner Christiane vor einem Anfalle in seinem Schlafzimmer gerettet wurde, ist be-

kannt. Als der Marschall am Morgen ankam, trat eine Schutzwache vor sein Haus, und so blieb dies vor Plünderung gesichert. Am Nachmittag des 15. kam Napoleon selbst zur Stadt. Auf der Treppe des Schlosses empfing ihn die Herzogin. Herrisch frug er: „Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?“ Sie antwortete mit ruhiger Würde: „An der Stelle seiner Pflicht.“ Am nächsten Morgen besuchte die Herzogin den Kaiser; seinen Vorwürfen setzte sie das Bewußtsein edler Pflichterfüllung entgegen. Jetzt befahl er mit der Plünderung aufzuhören, und er erklärte das Herzogtum bestehen zu lassen, wenn der Herzog binnen vierundzwanzig Stunden aus dem Preußischen Dienste trete, seine Truppen zurückziehe und in Weimar sich einstelle. Bei dem Gegenbesuche, den er mit seinen Generalen der Herzogin machte, zeigte er sich artig; auf sein Zimmer zurückgekehrt, bemerkte er, ihre 200 Kanonen hätten diese Frau nicht in Angst setzen können. Auch Voigt erhielt bei ihm eine Audienz, die seinen Mut hob. Ehe Napoleon am Morgen des 17. das Schloß verließ, dehnte er die Frist der Rückkehr des Herzogs auf drei Tage aus. An demselben Morgen schrieb Goethe zur Erinnerung: „Wir leben! unser Haus blieb vor Plünderung und Brand wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt; ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser des Occidents residiert darin.“ Nach einer sechsstündigen Unterredung mit der „göttlichen“ Herzogin und ausführlichen Besprechungen mit Goethe war Voigt, an dem jetzt alles hing, mutig entschlossen, das zu thun, was er als „Obrigkeit eines eroberten Landes“ thun könne, die zweckmäßigsten Anstalten zu treffen und besonders für die Bedürfnisse der Kassen zu sorgen. Alles kam darauf an, daß man die Spur des Herzogs finde, und für den Fall, daß dies zu spät geschehe, eine Fristverlängerung von Napoleon in Berlin erlange. Dorthin schickte man sogleich den noch jungen Regierungsrat Friedrich Müller, der durch seine Rührigkeit und Gewandtheit in Betreibung von herzoglichen Hausangelegenheiten sich frühe das Vertrauen des Herzogs und seiner Mutter erworben hatte, und in den schwierigen Verhältnissen die beste Gelegenheit finden sollte, seine Tüchtigkeit zu beweisen. Karl August hatte, als er in der Nacht auf den 14. zu Arnstadt die Kunde vom unglücklichen Ausgange der Schlacht erfuhr, sich über die Höhen hinter Erfurt nordwärts zurückgezogen und dann nach Braunschweig gewandt, Friedrich Wilhelm III. aber gebeten, ihn aus seinen Diensten zu entlassen. Die Entlassung des Königs wurde aufgefangen, doch auf Napoleons Befehl nach Weimar geschickt. Erst am 25. fand der nach dem Herzog ausgesandte Kammerjunker von Spiegel ihn zu Wolfenbüttel.

Goethe hatte unterdessen einen längst gefaßten Entschluß ausgeführt, er

hatte sich endlich mit Christianen kirchlich trauen lassen. Denselben Morgen, an welchem Napoleon Weimar verließ, bat er den Oberkonsistorialrat Günther, ihn wo möglich bis Sonntag [den 19.] mit seiner kleinen Freundin, die so viel an ihm gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit durchlebt habe, zu trauen, was auch geschah, da Voigt für die nötige Dispensation sorgte. Der Trauring trug das Datum des unglücklichen 14. Oktober. Mittags war er mit Wieland bei dem Stadtkommandanten Dentzel zu Tische; dieser, der vor Jahren zu Jena Theologie studiert, hatte ihn vorher gebeten, ruhig zu sein, da er auf Ersuchen des Marschalls Lannes und in Rücksicht des großen Goethe für die Sicherheit seines Hauses sorgen werde. Am 18. legte er den Generalinspektor der Museen, den großen Kunstkenner Denon, bei ihn ins Quartier, weil er überzeugt war, er erzeige ihm damit einen Gefallen. Der Dichter hatte diesen schon in Venedig kennen gelernt. Denselben Tag erließ Goethe an alle Jenaischen Freunde einen Zirkularbrief, auf welchem sie kurz bemerken möchten, wie es ihnen in den traurigen Tagen ergangen sei; unter diesen Freunden waren auch die ihm bekanntern Professoren. Am 19. fand die Trauung statt, mittags speiste er, das einzigemal in diesem ganzen Jahre, bei Hofe, wo auch der Stadtkommandant war. Den folgenden Morgen ließ er sich auch bei Frau Schopenhauer nach ihrem Befinden erkundigen, und abends kam er selbst mit seiner Frau, in der Absicht, eine Familienverbindung mit der bildungsreichen Großstädterin einzuleiten, da er wohl voraussah, daß die vornehmen Damen seiner Bekanntschaft, statt seine Aussöhnung mit der überkommenen Sitte zu billigen, sich darüber ärgern würden. Für Jena that er alles, was er nur konnte. An Voigt schrieb er den 19.: „Das Museum ist gerettet, die Bibliotheken und andere Institute auch. Sobald man hier nur selbst sicher ist, will ich wohl hinüber. Schelver ist ganz ausgeplündert und nebst seiner Frau mit einem Französischen General als Arzt fortgegangen.“ Besonders hob er den Wunsch der Jenaer hervor, einen resoluten Mann zu haben, der Deutsch und Französisch spreche. Am 20. bat er denselben, er möge Lenz 20 Thaler zuschicken. Den 21. wandte er sich an Denon. Er machte sich Vorwürfe, ihm nicht vom Elend der Universität gesprochen zu haben, deren Abgesandte er dem Minister Maret empfehlen und alles für die Universität thun möge, auch seinetwegen, da die Anstalten zu Jena zum Teil sein Werk seien, und er fürchten müsse, eine Arbeit von dreißig Jahren auf immer verloren zu sehen. Den Brief sandte er Eichstädt mit, der ihn an Denon besorgen möge; dieser werde wohl noch in Naumburg zu treffen sein. In einer Nachschrift bemerkte er: „Ein Bruder des Herrn Regierungsrat Müller, der hier ist und in dergleichen Geschäften sich nützlich und klug bewiesen hat, spricht gut Französisch und hat viel Kopf und

wäre vollkommen der Mann für Jena im gegenwärtigen Augenblick. Nur müßte man ihn drüben bezahlen; denn hier ist kaum Rat für die Stadt. Haben Sie die Güte, nur immer, was Sie am meisten interessiert, zu wiederholen; denn man vergißt eins über das andere. Ich will gern alles leisten, was in meinen Kräften steht." Auch Knebels Hülfe und Sorge ward von ihm in Anspruch genommen: für Lenz wurden die Mitglieder der mineralogischen Gesellschaft angegangen. Schon am 23. schrieb Goethe an Knebel, Dr. Müller gehe nach Jena, um sich ihrer besondern, von der Akademie getrennten Institute anzunehmen; sie möchten sich an ihn halten und ihm in allem beistehen. Den 24. vertraute er demselben, der junge Voigt werde Schelvers Stelle erhalten. Bedürfe Hegel Geld, so möge er ihm solches bis etwa 10 Thaler geben. „Daß die morsche Jenaische Verfassung bei dieser Gelegenheit zusammenbrechen werde, ließ sich voraussehen. Jämmerlicher konnte kein gemeines Wesen geführt werden. Ich weiß, was es mir für Not machte, meine wenigen Anstalten als ein gesundes Glied innerhalb eines absterbenden Körpers zu erhalten." Er selbst arbeitete in Französischer Sprache eine Darstellung der wissenschaftlichen Anstalten in Jena und Weimar aus, die dem Höchstkommandierenden übergeben werden und den Schutz für diese Anstalten erbitten sollte. Dieselbe erwies sich später als sehr folgenreich für Jena.

Der Herzog hatte sich unterdessen nach Stendal begeben und den Übergang seines Korps über die Elbe gegen die Angriffe der Franzosen durchgesetzt, dann aber von Havelberg aus am 27. folgenden Brief in Französischer Sprache der Herzogin gesandt, den diese Napoleon vorlegen sollte: „Herr von Spiegel hat mich vorgestern getroffen. Eine Abteilung der Truppen meines Kommandos hatte sich nach Hameln zu auf den Marsch begeben, und dadurch, daß er mich bei diesen zu finden glaubte, und durch einige andere Umstände verleitet, hat er mich so spät getroffen. Ich habe den Sächsischen Hauptmann von Bose an den König von Preußen mit der Bitte geschickt, daß mein Bataillon sogleich nach Weimar abgehe, und seiner Majestät die Entscheidung überlassen, ob ich jetzt mit Ehren den Dienst verlassen dürfe. Ich sehe täglich der Antwort entgegen. Du weißt, daß ich in der letzten Zeit keinen Einfluß in Berlin gehabt habe, ich dort nicht beliebt war und ich im Sommer den Preußischen Dienst verlassen haben würde, hätte es nicht meine Ehre verlangt, diesen Krieg mitzumachen. Schon zwanzig Jahre stehe ich unter Preußens Fahnen, und ich konnte sie nicht ohne Verletzung der Ehre verlassen; das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und ein reiner Name ist der einzige wahre Trost, der uns bleibt, wenn das Unglück uns aller andern Güter beraubt. Ich weiß, daß der Kaiser den Soldaten ehrt, der seinen

Beruf erfüllt, und so wird er mich nicht mißachten können. Sein Wille entscheidet über das Schicksal meiner Familie und meines Landes. Es steht zu hoffen, daß die Milde Seiner kaiserlichen Majestät dem siegreichen Monarchen eine billige Entscheidung über unser Sachsen eingibt. Es ist in seiner Hand. Ich wünsche, daß Seine Majestät sich beruhige und mir ihre Achtung schenke. Über das, was du für Weimar gethan, die Standhaftigkeit und den Mut, womit du die Leiden erduldet, herrscht nur eine Stimme. Nur dein eigenes Bewußtsein kann dir dies ganz lohnen. Du hast dir einen der Vergangenheit würdigen Ruhm erworben. Die Vorsehung segne dich und lasse dich die Frucht deiner guten Handlungen ernten. Ich schreibe niemandem als dir. Teile dies alles wörtlich den Geheimeräten Voigt und Wolzogen mit. Ich sende Herrn von Spiegel über Hamburg, daß er meinen ältesten Sohn anweise, zu dir zurückzukehren. Ich glaube, daß er ihn dort finden muß. Bereits vor einigen Tagen habe ich an Hinzenstern geschrieben, daß er mit Bernhard nach Weimar komme. Lebe wohl, meine Liebe. Mögest du glücklich sein, wie du es verdienst." Als Napoleon diesen Brief gesehen, ließ er Pässe für die abwesenden Mitglieder der herzoglichen Familie ausfertigen. Da Fürst Hohenlohe, durch Berichte Massenbachs irregeleitet, am 28. zu Prenzlau sich ergeben hatte, verließ der Herzog sein Heer und begab sich zunächst nach Güstrow.

Aus Weimar hatte man vor dem Ende des Monats alle Verwundeten mit Ausnahme weniger, deren Zustand es verbot, fortgeschafft, und es war, trotz der großen Not, eine gewisse Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt. Da keine Soldaten vorhanden waren, mußten die Bürger am Schlosse, beim Kommandanten und an den Thoren die Posten besetzen und auch die Nachtwache halten. Den 30. kehrten die Herzogin-Mutter und die Prinzessin nach Weimar zurück; auch hoffte man, der Herzog und der Erbprinz würden bald eintreffen. Schon am 25. hatte Frau Schopenhauer bei Goethe ihren Besuch gemacht; seitdem kam dieser oft abends zu ihr, wo auch Meyer, Fernow, Bertuch und andere sich einstellten. Er hatte sich jetzt so zurecht gefunden, daß er an die Fortsetzung des Druckes der „Farbenlehre" denken konnte, den Jenas Unglück so jäh unterbrochen hatte. Schon am 1. November sandte er wieder ein Stück der Handschrift, ja er hatte auch seine botanischen Abhandlungen an den jungen Voigt gegeben, da er auch diese drucken lassen wollte; Voigts Bemerkungen dazu sollten als Anhang gedruckt werden, eine Einleitung über Morphologie dachte er selbst zu schreiben. Da Knebel sich über die Kriegsverpflegungsanstalten beklagt hatte, die unter dem Polizeipräsidenten von Fritsch standen, schrieb Goethe: „Fritsch ist gewiß ein tüchtiger Mann, aber ich weiß ja, wie mirs in Friedenszeiten bei meinen Anstalten

ging. Ich hielt die größte Ordnung, und wenn ich den Rücken kehrte, so machten sie mir aus den kleinsten persönlichen Rücksichten und Zwecken die dümmsten Streiche. Überhaupt sieht man erst jetzt, wie sehr das Land von Männern degarniert ist, die Sinn und Energie besitzen. Lasse daher nicht ab, in diesen kritischen Augenblicken durch dich und deine Nächsten das Mögliche zu wirken."

Am 9. wurde der gute alte Kraus, der allgemein beliebte Direktor der Zeichenschule, welcher den bei der Plünderung erlittenen Mißhandlungen erlegen war, in feierlichster Weise bestattet. Auch Goethe beteiligte sich gegen seine Gewohnheit am Trauerzuge. An die Stelle von Kraus trat der längst dazu ausersehene Meyer. Am Abend des 10. waren die Schopenhauer mit ihrer Tochter, Knebel nebst Frau, die Familie Bertuch und Meyer bei Goethe zum Essen. Den folgenden Abend wurden bei der Schopenhauer regelmäßige Versammlungen in den Abendstunden von 5 bis 9 an den Sonn- und Donnerstagen festgesetzt. Goethe beteiligte sich gewöhnlich daran, weil er hier, da er den Hof wegen seiner mißgünstig beurteilten Trauung mied, die erwünschteste Unterhaltung fand. Auch seine Frau kam oft zu den immer sich erweiternden, häufig zu heitern Festversammlungen sich gestaltenden Abenden. Außer diesen durch ihre natürliche Gemütlichkeit ihn frisch belebenden Gesellschaftsabenden besuchte Goethe zuweilen die Herzogin-Mutter. Sein Verhältnis zu Voigt war durch ihr Zusammenhalten in den gemeinsam bestandenen Nöten noch vertieft worden. Dieser teilte ihm auch mit, was er von der Lage des Herzogs vernahm. Herr von Spiegel hatte diesen endlich in Schleswig bei der Großfürstin gefunden und ihn bestimmt, sich in Berlin Napoleon vorzustellen. Am Abend des 23. kam er dort an, wo der Erbprinz sich schon seit drei Tagen befand. Aber in derselben Nacht reiste Napoleon zur Armee nach Posen, so daß die beabsichtigte Zusammenkunft unterblieb. Als Goethe die Nachricht vom Entschlusse Karl Augusts, nach Berlin zu gehen, von Voigt empfing, antwortete er: „Herzlichen Dank, daß Sie meine Einsamkeit mit einem freundlichen Wort erheitern und mir die doch einigermaßen günstige Nachricht von der Annäherung des fürstlichen Vaters und Sohnes zu dem Allmächtigen mitteilen wollen. Möge sich Ihre unschätzbare Gesundheit in diesen ernsten Tagen kräftig erhalten. Was mich betrifft, war meine kaum dem Frieden hinreichend, so ist sies noch weniger dem Kriege. Ich bewege manches in der Seele, über das ich zu seiner Zeit zu sprechen und mich zu beraten wünsche." Der Herzog sandte Müller, der sich in den schwierigen Verhandlungen mit dem auf Karl August ergrimmten Sieger als gewandter Vertreter bewährt hatte, nachdem er ihn zum geheimen Regierungsrat ernannt hatte, anfangs Dezember nach Posen, um an den Friedensbe-

sprechungen mit Sachsen teilzunehmen. Auf die Schwierigkeiten, die er fand, beziehen sich Goethes Zeilen an Voigt: „Um ferner gütige Kommunikation zu verdienen, sende das Mitgeteilte dankbarlich zurück. Meiner katarrhalischen Hypochondrie sei verziehen, daß mir einfällt, wie ich auch einmal durch diese Schule gelaufen bin, daß mich anno 1791 und 92 die Lucchesinis, Haugwitze und Steins [Preußens Vertreter] eben so höflich und eben so schlecht traktiert haben, als jetzt unserm Freunde von deren Nachfahren [den Vertretern Sachsens] begegnet. Wehe den Bittenden! Was Gründliches vom Berliner Aufstande wünschte wohl zu vernehmen. Bald kann man den Traum vom Leben nicht unterscheiden. Wäre nicht noch das Losungswort Liebe und Anhänglichkeit." Am 2. hatte er an Voigt als Kammerpräsidenten das Gesuch gerichtet, daß ihm der Genuß des auf seinem vom Herzog ihm geschenkten Hause haftenden Brauloses, den bisher die Kammer gehabt, zuerkannt werde, wogegen er sich verpflichte, die bis jetzt von der Kammer gezahlten Steuern und sonstigen Lasten zu tragen. Den 8. schickte Goethe den fünften bis siebenten Band nebst dem für den früher gesandten vierten bestimmten Bruchstück „Elpenor" zum Druck ab; an diesen Bänden war freilich sehr wenig zu thun gewesen, da sie nichts Neues enthielten. Den 10. kam Prinz Bernhard, vier Tage später der Erbprinz nach Weimar zurück. Den 15. wurde der Friede mit Sachsen unterzeichnet, in den auch Weimar aufgenommen war; dieses, das jetzt aus einem Fürstentum zum Herzogtum geworden, mußte in den Rheinbund treten und die bei der herrschenden Not fast unerschwingliche, das arg verwüstete Land in die äußerste Bedrängnis stürzende Kriegssteuer von 2200000 Francs zahlen. Der Herzog wurde, als ihm Müller am Abend des 21. mit tiefer Bekümmernis die Kunde von diesen grausamen Friedensbedingungen brachte, bitter aufgeregt. Am folgenden Tage beschäftigte er sich mit den durch die Abtretung notwendig gewordenen Maßregeln und sprach den ihm verbliebenen Unterthanen seinen Dank für ihre Ausdauer und Treue aus. Müller wurde nach Weimar abgefertigt, wo er des Herzogs Auffassung der Dinge mitteilte, nicht ohne seinen eigenen aus der selbst angeschauten Lage der Dinge geschöpften Rat zu entwickeln. Der Herzog wollte die Ankunft Napoleons in Berlin abwarten. Hier gereichte ihm der Umgang mit Al. von Humboldt, Joh. von Müller, den er vergebens für seinen Dienst gewinnen wollte, Iffland, dem Chemiker Klaproth u. a. zu einigem Trost.

Weimar verdankte es Voigts unermüdlicher Ausdauer, daß die Gehälter pünktlich ausgezahlt wurden. Goethe suchte, sobald es nur immer möglich sich zeigte, das Theater zu eröffnen, um den Einwohnern wieder die ihnen zur Gewohnheit gewordene lange entbehrte Unterhaltung zu verschaffen, die Schauspieler in Thätigkeit zu setzen und die Kasse zu füllen. Diese hatte

bis Ende November ausgereicht, die Gehälter zu zahlen, aber von da an hatte Voigt auch hier eintreten müssen, der mit Goethe der Meinung war, man dürfe die Betrübten nicht ganz der Mittel berauben, ihre Not ein wenig zu vergessen. Während des unerwünschten Feierns des Theaters hatte sich Goethes liebevoll an ihm hängender Pius Alexander Wolff mit andern verbunden, heimlich den „Tasso“ einzuüben, dessen Aufführung Goethe selbst für unmöglich gehalten hatte. Weihnachten konnte Goethe nicht unterlassen, nach einer so schrecklichen Zeit den Herzog wieder einmal brieflich zu begrüßen und ihm seine herzliche Teilnahme auszusprechen, auch ihn von seinen eigenen Angelegenheiten zu unterhalten, besonders gedachte er des Wunsches wegen Überlassung des Brauloses; am zweiten Weihnachtstage wurde die Bühne mit einem neuen Lustspiele der Frau von Weißenthurm, „Die Erbin“, wieder eröffnet. Jubelnd begrüßten die Zuschauer das Erscheinen der Herzogin, der Retterin Weimars. Den folgenden Abend wurde der mit Napoleon geschlossene, das Bestehen des Landes sichernde Friede nach der Oper „Die Schatzgräber“ unter Pauken und Trompeten von der Bühne herab verkündet. Vor dem Ende des Jahres knüpfte Goethe auch die Verbindung mit Zelter wieder an. Diesem schrieb er am 26.: „Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht Not, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer [auswärts besonders durch Müller] genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken. In den schlimmsten Stunden, wo wir um alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine [naturwissenschaftlichen] Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schick' ich zum Drucke fort, was nur gehen will. Die ‚Farbenlehre‘ schreitet rasch vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigiert, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was ich kann.“ Die vier ersten Bände seiner neuen Ausgabe waren schon gedruckt, aber Cotta mußte zur Versendung eine bessere Zeit abwarten. Auch für ein Neujahrsprogramm der Literaturzeitung hatte Goethe gesorgt, das eine Art Fortsetzung der Nachrichten von den Weimarischen Kunstausstellungen, „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst“ von den Weimarischen Kunstfreunden (ihm und Meyer), brachte.

Am 12. Januar antwortete Karl August Goethe in herzlichster Weise: „Einen rechten langen Brief wollte ich dir schreiben, mein lieber alter Freund! um dir für den deinigen zu danken, der mir große Freude verursachte; aber die Gelegenheiten, durch die ich sicher schreiben kann, sind immer von der Art, daß ich mich nach ihnen richten muß. Du bist also wohl, heiter, thä-

tig und voll neuen Mutes; dein Hauswesen ist berichtigt und das sind lauter gute, erfreuliche Dinge. Genieße lange diese angenehme Lage! Daß dein Haus ganz dein eigen sei, das habe ich Voigten aufgetragen zu besorgen. Ich bin nun fast gewiß versichert, daß ich bis zu Ende des Monats zu Hause sein werde. An Arbeit, trüben Stunden und langweiligen Tagen fehlt es hier nicht .... Ehestens schreib' ich dir wieder. Für heute nimm noch dieses Lebewohl." Napoleon hatte es übel vermerkt, daß die Erbprinzessin seinen Paß abgelehnt hatte und nicht nach Weimar zurückgekehrt war, auch der Herzog sich nicht beeilte, ihn aufzusuchen. Um das erstere zu entschuldigen, begab sich der Erbprinz mit Wolzogen zu der in Mainz weilenden Kaiserin, bei dem in Warschau weilenden Kaiser aber ließ der Herzog anfragen, ob ihm seine Ankunft daselbst angenehm sein würde. Da keine Antwort eintraf, schickte er den von Weimar zurückgekehrten Müller am 17. mit einem Handschreiben nach Warschau. Der Kaiser, der des Herzogs Ankunft erwartet und schon eine Wohnung für ihn im Gasthofe bestellt hatte, ließ Müller nicht zu, er bestand auf des Herzogs persönlichem Erscheinen. Während dieser Verhandlungen hatte sich Goethe wieder dem Theater zugewandt, das er nach einer so langen Pause besonders zu fördern gedachte. Seine tragische „Stella" in der höchst bedeutenden Darstellung von Frau Wolff betrat am 5. Januar wieder die Bühne. Zur Feier des Geburtstages der Herzogin war Cherubinis „Faniska" ausersehen. Am 19. ging Goethe mit der jungen Schauspielerin Elsermann die Rolle der Emilia Galotti durch. Am Abend des 20. hielt er Leseprobe seines „Tasso", da er den dringenden Bitten der Schauspieler nicht widerstehen konnte, es damit zu wagen. Am 29. kam der Herzog über Dresden mittags nach Weimar zurück. Als er abends im Theater erschien, wo Goethes „Stella" wiederholt wurde, empfing man den glücklich Heimgekehrten mit Lebehoch und Beifallklatschen. Goethe hatte ihn gleich brieflich begrüßt. Sein Zustand war damals sehr wechselnd. Der Herzog erhob am Geburtstage seiner Gemahlin Voigt wegen seiner Verdienste um die Erhaltung Weimars in den Adelstand. Einen Reichsadel gab es damals nicht mehr. Am 3. Februar lud Goethe Frau Schopenhauer zu einer Vorlesung seiner „Mitschuldigen" ein, worin die Rollen unter junge Schauspieler verteilt waren; Goethe selbst gab mit heiterster Laune den Wirt und feuerte die übrigen an, die ihm zu kalt schienen.

Noch immer säumte die Großfürstin zu kommen; deshalb reiste der Erbprinz zu ihr nach Schleswig. Der Herzog ließ sich endlich am 7. durch Müllers dringende Bitten bestimmen, die schwere Reise zu dem gegen ihn erbitterten Napoleon nach Warschau anzutreten; da er aber in Berlin hörte, derselbe befinde sich in Ostpreußen, wo er das Russische Heer vernichten

wollte, kehrte er sofort zurück. Am 16. war der Herzog Zeuge des ungeheuern Triumphes, den Goethes „Tasso“ auf der Bühne feierte; eine solche Wirkung hatte niemand für möglich gehalten. Sonderbar, daß der volle Gehalt der Dichtung erst jetzt in ungeahnter Macht hervorbrach und alle überwältigte. Das war freilich eine andere Wirkung als die der französischen Dramatiker; das reine deutsche Gemüt trat hier in einer Seelenhaftigkeit hervor, die selbst Frau von Steins Vorwurf, Goethe habe kein Herz, tief beschämte, und auch Karl August mußte sich gerührt fühlen. Goethe hatte sich indessen wieder frisch ermutigt und sah der Zukunft mit stiller Fassung entgegen. Er hatte jetzt auch Frau von Stein und ihren Kreis wieder aufgesucht und gleich nach Ostern wollte er seine Mittwochmorgen eröffnen. Am 21. wandte er sich von neuem an Eichstädt. Bei Übersendung einer kurzen anerkennenden Anzeige der in der Akademie der Wissenschaften von Joh. von Müller in Französischer Sprache gehaltenen Rede über den Ruhm Friedrich des Großen schrieb er: „Ein paar Rezensionen sind mir ins Stocken geraten, weil ich die Sache zu ernsthaft nahm; und freilich wo soll jetzt der leichte gute Humor herkommen, mit dem man manche Dinge behandeln müßte! Nehmen Sie indessen die Versicherung meiner lebhaften Teilnahme an allem, was Ihnen begegnet, nehmen Sie meinen Dank für so manche schöne Unterhaltung und Belehrung, welche mir Ihre Literaturzeitung so reichlich gewährte. Mit Sehnsucht seh' ich dem Frühjahr entgegen, das wiederauferstehende Jena zu besuchen und mein Scherflein wenigstens zu Gunsten einer neuen Epoche beizutragen.“ Im Ostermeßkatalog ließ er jetzt das Erscheinen seiner „Ideen über organische Bildung“ ankündigen.

Der Herzog litt damals wieder stark an Schwindel; seine Stimmung war bei der unglücklichen politischen Lage und seiner eigenen trostlosen Stellung gegen den stets auf seine Demütigung sinnenden Welteroberer sehr düster. Am 24. kam Geheimerat von Dohm mit schlechten Nachrichten aus Warschau; ein Preußen gebe es nicht mehr, meinte er. Ein allgemeiner Trauertag für Weimar, entsetzlich für den Herzog war der 5. März, wo das Weimarische Kontingent von 900 Mann im Dienste des Napoleonischen Rheinbundes nach Koblenz ziehen mußte. Die Offiziere hatten sich schon am 1. bei Hofe verabschiedet. Goethe empfing damals die erste Lieferung seiner Werke, die freilich nichts Neues als einige lyrische Gedichte und das von Riemer in Verse geteilte Bruchstück „Elpenor“ brachte, aber doch das Andenken an manches erneuerte, und die Erwartung auf die weitern Lieferungen spannte, unter ihnen besonders auf den vollendeten „Faust“, der für die zweite Lieferung zurückgelegt worden, weil Cotta ihn zur Zeit als der vierte Band gedruckt wurde, noch nicht erhalten hatte. Am 28. März bat die

Theaterkommission, der Herzog möge das Entlassungsgesuch des jetzt entbehrlichen Schauspielers Haide schleunig genehmigen. Dieses wurde zum Vorteil der bedrängten Kasse sofort bewilligt, aber die Entlassung unterblieb doch zunächst, wir wissen nicht, weshalb. Der Dichter selbst fand sich damals so wohl, daß er seine Gattin auf vierzehn Tage zu ihrer Erholung und zur Begrüßung seiner Mutter nach Frankfurt reisen ließ und seine Mittwochversammlungen wieder eröffnete. Der Herzog war nach Jena gegangen, um die Grenzbefestigung anzuordnen, da es dort unsicher zu werden begann.

Am 10. April wurde Goethe mit dem ganzen Lande durch den Tod der Herzogin-Mutter in große Trauer versetzt. Voigts zur Vorlesung auf der Kanzel bestimmten Abriß ihres Lebens führte Goethe selbständig aus. Die Verewigte hatte ihm immer sehr wohl gewollt, nur Kotzebue hatte es vermocht, sie einmal gegen seinen größern Nebenbuhler zu verstimmen. Auch diesmal regte die große Bewegung wieder sein leidiges Übel auf, das ihn so lange verschont hatte. In der Nacht auf den 17. erlitt er einen sehr heftigen Anfall, der ihn zwang, den folgenden Tag im Bette zu bleiben. „Das Fallen des Barometers hat sich auch an meinem Unglauben gerächt, indem es mir ein großes Übel angedeutet hat", schrieb er an Frau von Stein. „Ich habe es aber offenbar durch Verwegenheit herbeigelockt, indem ich mich die letzten acht Tage gar nicht schonte und sehr vieles zusammenkam." Alle Freunde Goethes und auch der Hof waren über den neuen harten Anfall bestürzt. Große Schwäche blieb noch einige Zeit zurück, doch wußte Goethe sich bald wieder zusammenzuraffen.

Da durch den Tod der Herzogin-Mutter Fernows Stelle in Wegfall kam, wollte Voigt diesen wieder in Jena anstellen, ja Eichstädt ihn sogleich dahin ziehen. Aber Goethe war entschieden dagegen, weil dadurch einer seiner liebsten Wünsche zu scheitern drohe. Er schrieb an Voigt: „Ich kann in meiner gegenwärtigen Stille keine andern Pläne hegen als solche, die darauf hinausgehen, daß Weimar seinen alten literarischen Ruf erhalten und von dieser Seite bedeutende Wirkungen äußern möge, zu einer Zeit, da unsere Widersacher [in Heidelberg und an andern aufblühenden Universitätsstädten des Südens], besonders seit den letzten Unfällen, uns so gern für vernichtet erklären möchten." Seit langer Zeit sei einer seiner angelegensten Wünsche gewesen, daß von Weimar eine würdige Ausgabe von Winckelmanns Schriften ausgehe; eben sei die Verwirklichung dieses Wunsches nahe, da Fernow mit dem ersten Verleger derselben einen Vertrag abgeschlossen und sich zu einer würdigen Herausgabe mit Meyer verbunden habe, die Weimarische Bibliothek in diesem Fache wohl versehen sei und auch aus seinem Hause manches Natur und Kunst und die alten Sprachen betreffende (durch ihn selbst und

Riemer) beigetragen werde. Durch Entfernung von Weimar würde Fernow aller dieser Vorteile beraubt und die Vollendung der Arbeit unmöglich werden. Bei dem schwachen Besuche der Universität könne Fernow nur wenige Zuhörer finden, und von den wenigsten bezahlt werden, daher seine Berufung nur einen geringen Vorteil ihm und der Universität bringen, dagegen einen großen Schaden ihm selbst und der Literatur. So sei es denn wünschenswert zur Ehre des Weimar-Jenaischen Wesens, welches denn doch eigentlich nicht getrennt werden könne und bei unmittelbarer Wirkung und Gegenwirkung mit einander stehen und fallen müsse, daß Fernow in Weimar bleibe und das bedeutende Werk vollende; dadurch werde er sowohl seinen eigenen Namen als den des Landes, worin er sich aufhalte, in noch bessern Kredit setzen, und wenn die Akademie sich später hebe, ohne seinen entschiedenen Nachteil dort mitwirken können. Der Brief, der bestimmt war, dem Herzog vorgelegt zu werden, zeugt noch von einer gewissen krankhaften Reizbarkeit. Ärgerlich war Goethe um dieselbe Zeit über die von Halle aus gemachte Behauptung des „Morgenblattes", Eichstädt habe sich im vorigen Jahre nach dem Unglück von Jena um eine theologische Professur in Heidelberg beworben, wobei er die Verlegung seiner Literaturzeitung dorthin angeboten habe. Von Heidelberg aus wurde freilich die Wahrheit dieser Angabe in Abrede gestellt. Als Eichstädt anfragte, ob er selbst sich darüber erklären solle, meinte Goethe gegen Voigt, dabei käme nichts heraus, da doch etwas zu Grunde liegen müsse, das man so habe deuten können. Als er von Eichstädt hörte, eine hübsche Zahl Studenten finde sich ein, bemerkte er, es wäre schön, wenn ihre Geduld und Beharrlichkeit belohnt würde.

Am 7. Mai schrieb er an Voigt: „Leider helfe ich mir seit dem letzten Anfalle meines Übels nur von einem Tage zum andern fort, und denke daher, wenn nicht große Hindernisse eintreten, auf die Pfingstfeiertage nach Jena zu gehen, dort, was wegen unserer Anstalten nötig sein möchte, [zu] besorgen, die vorjährige Rechnung [zu] betreiben und meine fernere Reise so ein[zu]richten, daß ich vor Ende Mai in Karlsbad wäre." Das Theater forderte jetzt besondere Vorsorge. Da Lauchstedt für den Sommer geringe Aussicht bot, so sollten die Schauspieler eine Zeit lang in Leipzig spielen. Schon am 3. April hatte er sich deshalb an Rochlitz gewandt; dazu dichtete er am 11. Mai einen von Frau Wolff zu sprechenden Prolog. Ob derselbe wirklich vorgetragen werden solle, überließ er Rochlitz, der auch die Schauspieler beraten möge. Die vier letzten Bände der Ausgabe seiner Werke mit Ausnahme des die epischen Gedichte enthaltenden zehnten, waren jetzt durchgesehen. Cotta holte sie selbst ab, als er von der Leipziger Messe kam.

Den Sonnabend vor Pfingsten fuhr Goethe mit Riemer nach Jena, wo

er die wissenschaftlichen Anstalten besichtigen, die schöne Gegend genießen und mit den ihm lange im Sinne liegenden „Wanderjahren" beginnen wollte. Das traurige Schlachtfeld sahen sie mit trüben Betrachtungen; wurde ja Preußen immer weiter zurückgedrängt und ein neuer Feldzug gegen Rußland stand bevor. In Jena freute man sich, daß viele neue Studenten angekommen seien, doch sollten manche wieder abgereist sein, weil bedeutende Vorlesungen nicht vertreten waren. Zu seiner Freude gelang ihn der Anfang des neuen Romans. Am 19. kamen Voigt nebst Sohn, der seit dem vorigen Jahre gleichfalls Geheimerat war, und sein alter Zögling Fritz Stein nach Jena, wo Goethe mit ihnen und dem bedeutenden Physiker Dr. Seebeck aus Reval bei Knebel zusammen war. An Frau von Stein schrieb er: „Ich finde mich zwar wohl, aber in Jena nicht behaglich. Der Unterschied gegen vorige Zeiten ist gar zu groß; das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden. Doch regt sich so manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden kann. Die Gegend ist übrigens bei diesem schönen Wetter himmlisch wie immer und die Fruchtbarkeit dieses Jahres recht auffallend."

Am frühen Morgen des 25. trat er mit Riemer die Reise nach Karlsbad an; den Nachmittag des 28. trafen sie daselbst ein, freundlichst von ihrer alten Wirtin empfangen. Schon anfangs Juni zeigte der Herzog seine baldige Ankunft in Karlsbad an; er bat Goethe, ein Quartier für sich und den Oberforstmeister von Stein zu besorgen. Den Brief überbrachte einer seiner Köche, da dieser ihm in den Böhmischen Bädern, besonders in Teplitz, unentbehrlich schien. Karl August schrieb: „Das unstete Frühjahr und mancherlei gebrauchte Hülfsmittel haben dergestalt alle seit dem 14. Oktober vorigen Jahres in mir gesammelten unangenehmen Anhäufungen in Bewegung gebracht, daß mir Hofrat Starck den Rat erteilt hat, so balde als möglich nach Karlsbad zu gehen, um denen Ungetümen den Ausgang zu zeigen, ehr sie eine selbstbeliebige Bahn sich graben. Nur kurze Zeit soll ich es gebrauchen und sehr mäßig, dann aber mich nach Teplitz begeben. Der jetzige Augenblick ist dazu der bequemste, da es nicht wahrscheinlich ist, daß binnen hier und den ersten sechs Wochen etwas vorfallen könnte, wo meine Gegenwart platterdings hier notwendig wäre; späterhin könnte ich vielleicht weniger abkommen." Nachdem er mit genauer Angabe aller Bedürfnisse ihn um die Freundschaft der Beschaffung eines Quartiers ersucht, fuhr er fort: „Alles dieses wünsche ich den Sonnabend Abend 6. dieses bereit zu finden; indessen wird [Sekretär] Vogel mit meiner Chaise schon den Freitag eintreffen. Den 18. gedenke ich wieder abzureisen; also wäre die Miete auf zwei Wochen abzuschließen. Lasse über alle diese Dinge einen schriftlichen Akkord aufsetzen, den du vorläufig zu unterschreiben die Güte haben wirst. Ich

freue mich sehr, dich wiederzusehen. Mache nur, daß es gutes Wetter bleibe. Leb wohl."

Goethe hatte sich anfangs sehr unwohl gefunden, sein unbehaglicher Zustand war durch einen für diesen nicht passenden zu mäßigen Gebrauch des Wassers gesteigert worden, bis er sich durch eine Abänderung der Kur und einige von Dr. Kapp aus Leipzig dazu verordnete Mittel besserte. Der Herzog fand ihn noch nicht ganz hergestellt, aber schon eine Woche nach dessen Ankunft beschäftigte ihn wieder die Dichtung; er begann die Erzählung „Der Mann von fünfzig Jahren". Am 13. erfreute man sich in Karlsbad des Gerüchtes von Friedenspräliminarien, das sich als falsch erwies. In diese Zeit scheinen die undatierten Zeilen des Herzogs, mit denen er Goethe einen schwer lesbaren Brief Al. von Humboldts mitteilte, zu gehören: „In Berlin weiß man gar nichts neues. Am 15. [10.?] soll etwas vorgefallen sein, das aber nicht entscheidend gewesen ist. Der Kaiser [Alexander] befindet sich noch immer in Osterode und Bennigsen soll in Heilsberg sein. Man sagt, daß Friedensnegotiationen auf dem Tapete wären. Wegen Haides Gesuch [er muß demnach sein Entlassungsgesuch erneuert haben] stimme ich eigentlich dahin, daß man ihn gehen lasse. Die Bedingungen aus Wien sind äußerst vorteilhaft für den armen Teufel, und eben weil er ein solcher ist, dächte ich, könnten wir ihn nun zur Genüge gesehen und gehört haben. [Der Herzog war ihm nicht günstig.] Seine Stelle ist ja schon ziemlich durch die Adoleszenten [Jüngern] ersetzt. Salvo meliori." Die Schauspieler blieben bis Ende Juni in Leipzig, wohin sie zurückkehrten, nachdem sie den Juli in Lauchstedt gespielt hatten.

Am 14. wurde das Russische Heer bei Friedland vernichtet, und erst als Königsberg in die Hände des Siegers gefallen, zeigte Napoleon sich zu Friedensanträgen geneigt. Nach dem am 21. geschlossenen Waffenstillstande kam Voigts Sohn auf einige Tage nach Karlsbad, wahrscheinlich mit Aufträgen an den Herzog. Seine unvermutete Ankunft erfreute Goethe sehr. In dem diesem mitgegebenen Briefe vom 28. schreibt er an Frau von Stein: „Der Gebrauch des Wassers bekommt mir ganz wohl, nur will sich der Glaube an rechte gute Folgen noch nicht stark machen. Durchlaucht der Herzog [der beschlossen hatte, länger in Karlsbad zu bleiben] ist auch ganz wohl mit der Kur zufrieden. Ich werde wohl noch eine Zeit lang hier verweilen, um so mehr, da der Brunnen mich wenigstens für den Augenblick vor meinen Übeln sicher stellt." Der Herzog nahm an seinen Zuständen besorgten Anteil, hoffte aber das beste von seiner guten Natur. Neben der Dichtung von Erzählungen beschäftigte sich Goethe mit landschaftlichen Zeichnungen, besonders in ein der Prinzessin bestimmtes Album, und mit geologischen Arbeiten. Als zu Tilsit der Friede mit Rußland und dem unglücklichen Preußen zu stande gekommen, und

Napoleon am 7. Juli die Rückreise über Dresden angetreten hatte, durfte Karl August nicht länger säumen, sich dem Allgewaltigen vorzustellen. Am Morgen des 17. kam er in Dresden an. Abends hielt Napoleon seinen Einzug. Auf des Herzogs Meldung ward ihm am folgenden Morgen Punkt 12 Uhr als Besuchszeit angegeben: aber als die Einladung im Gasthof eintraf, war der Herzog ausgegangen; erst nach längerer Zeit fand man ihn im botanischen Garten, in die ihn jetzt leidenschaftlich anziehende Pflanzenwelt vertieft. So verspätete sich seine Ankunft. Napoleon war darüber verstimmt. Die kurze Unterredung bewirkte keine Annäherung; sie blieben sich fremd, ja feindlich. Nach einigen Tagen kehrte Karl August nach Weimar zurück, wo Napoleon eben gewesen war. Den Prinzen Murat begleitete der Herzog, der von ihm sehr befriedigt war, bis Eisenach.

Nach der Abreise des Herzogs traf Fernow mit dem Dichter Stephan Schütze in Karlsbad ein; mit beiden war Goethe durch die Abendgesellschaften der Schopenhauer vertraut. Leider litt der erstere, der gehoffte Herausgeber Winckelmanns, schon damals an Brustschmerzen, die mit Fieberanfällen verbunden waren, doch gewährte sein Umgang Goethe manche geistreiche Unterhaltung. Dagegen schienen ihm die Jeremiaden über den Untergang des deutschen Reiches meist hohle Redensarten solcher, die persönlich dabei verloren hatten. Gegen Zelter äußerte er am 27. Juli: „Vielleicht ist das, was wir bei der politischen Veränderung am meisten zu bedauern haben, hauptsächlich dieses, daß Deutschland, und besonders das nördliche, in seiner alten Verfassung den einzelnen zuließ, sich so weit auszubilden als möglich und jedem erlaubte, nach seiner Art beliebig das Rechte zu thun, ohne daß jedoch das Ganze jemals eine sonderliche Teilnahme daran bewiesen hätte.“ In demselben Briefe bittet er den alten Freund, ihm nicht zu schwere vierstimmige geistliche Gesänge nach Weimar zu schicken, da er gleich nach seiner Rückkehr beginnen wolle, solche wöchentlich in seinem Hause aufführen zu lassen, woran er die Befreundeten, auch den Hof, teilnehmen lassen wollte. Mit der Oper, wie sie bei ihnen zusammengesetzt sei, möge er sich nicht mehr abgeben, besonders weil er diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Dazu kam, daß die Jagemann hier mehr als billig eingriff, auch der Herzog, ohne ihn zu fragen, Sänger für das Theater auf den Wunsch der Jagemann warb. Augenblicklich beschäftigte ihn die Geologie von Karlsbad; bald darauf kehrte er zur Dichtung zurück, las auch Adam Müllers Vorlesungen über dramatische Dichtung und die von diesem ihm gesandten Stücke von Heinrich von Kleist, von denen er die Aufführung des „Zerbrochenen Kruges“ zu wagen gedachte.

In Weimar begaben sich die Herzogin mit der Prinzessin am 8. August

auf einen Monat nach Schleswig, Prinz Bernhard am 12. nach Dresden, wo er wider seinen Willen als Stabshauptmann in die Garde eintreten sollte. Der Herzog ging am 13. zur verschobenen Nachkur nach Teplitz. Goethe ließ seinen August nach Karlsbad kommen, wo er ihn durch die lebendige Frische, mit welcher er das ihm Fremde aufnahm, besonders erfreute. Ihm selbst machte nicht bloß die Heilkraft, sondern auch die Entfernung von der bewegten Welt Karlsbad lieb. Seinen Geburtstag feierte er in aller Stille: abends ging er mit August und Riemer spazieren, besuchte auch den Voltaschen Garten, wo das Tirolerlied geblasen und gesungen wurde. Den 30. schreibt er an Zelter: „Meine Gesundheit ist leidlich und bei einem sehr strengen diätetischen Verhalten kann ich meine Zeit sehr wohl nutzen und angenehme Tage zubringen. Auf eine Nachhausereise über Dresden, wozu mich der Herzog, der in Teplitz ist, einlud, hab' ich aber leider renoncieren müssen. Ich darf mir nichts zumuten." In Karlsbad hatte er auch den durch wunderliche Schicksale durchgegangenen Französischen Generalkonsul und Residenten Reinhard kennen gelernt, einen Jugendgenossen Schillers, den die Russen in Jassy gefangen genommen; er war auf der Rückreise nach Paris begriffen. Die geistige Bedeutung des Mannes zog ihn an. Höchst erfreulich war ihm dessen Äußerung über die Weimarische Truppe und die Aufführung seines „Tasso", den er in Leipzig sah. Er besuchte auch Weimar, wo er bei dem Herzog und der Herzogin und allen Freunden die ehrenvollste Aufnahme fand. Leider konnte er nicht verhehlen, daß Goethes Gesundheitszustand die lebhaftesten Besorgnisse errege.

Dieser verließ, leidlich hergestellt, Karlsbad erst am 7. September. Nach kurzem Aufenthalt zu Jena kam er am 11. morgens um 11 Uhr in Weimar an, wo ihn die Schauspieler Deny und Wolff und Fräulein Elsermann begrüßten. Die Weimarische Gesellschaft hatte ihre Vorstellungen in Leipzig am 31. August mit Goethes „Iphigenie" glänzend geschlossen, die Wiedereröffnung der Bühne sollte erst nach der Mitte des Monats stattfinden. Schon am 7. war die Herzogin mit der Prinzessin Karoline zurückgekehrt; ihr sollte bald die vor den Unglückstagen von Weimar geflohene Erbprinzessin mit ihrem Gemahle folgen. Für ihren von der Herzogin verlangten fröhlichen Empfang sorgte Voigt eifrig, und die begeisterte Freude von Stadt und Land stand ihm hülfreich zur Seite. Als der Festzug eben am Schlosse war, traf auch der Herzog von Teplitz ein. Vor drei Jahren hatte das Theater die Erbprinzessin mit Schillers „Huldigung der Künste" empfangen; jetzt mußte Goethe selbst sie bei der bis zu ihrem Erscheinen im Theater verschobenen Wiedereröffnung der Bühne begrüßen. Das von ihm gedichtete Vorspiel löste mit großem Glücke die schwierige Aufgabe, jede Verletzung Napoleons, jede Er-

innerung an den verhaßten Rheinbund, dem Weimar beizutreten gezwungen war, zu meiden, obgleich die grause Verwüstung im Gegensatz zu dem jetzt eingetretenen hoffnungsvollen Frieden nicht übergangen werden konnte; die Rückkehr der Großfürstin mußte als Pfand des Friedens mit freudigem Vertrauen gefeiert werden. Goethe war es nicht allein gelungen, den festlichen Empfang, dramatisch verklärt, auf die Bühne zu bringen, sondern auch ergreifend auf das hinzuweisen, was Weimar seinem Fürstenhause verdanke, und im Gegensatz zu dem schon von Rabener verspotteten Mißbrauch des Namens eines Patrioten den Satz einzuschärfen, der den Grundstein jedes geordneten Staates bildet, daß nur rastloses thatkräftiges Wirken zum eigenen und zum allgemeinen Besten, nicht leere, zum Meinungsstreit führende Rednerei den Patrioten mache. In dieser Weise die geschlagenen Wunden zu heilen, waren der Herzog, Voigt und Goethe gewissenhaft bestrebt.

Dritter Band.

Vom September 1807 bis zum Tode Karl Augusts

(Juni 1828).

X.

Neubelebung unter dem Drucke des Rheinbundes.

„Serenissimus meus ist bei allem Mißglücken voll ruhmwürdigster Gesinnungen“, konnte Voigt aus voller Überzeugung kurz vor dessen Rückkehr von Teplitz schreiben. Und Karl August wußte, daß er keinen treuern, gewissenhaftern und geschicktern Verwalter der innern Angelegenheiten haben konnte als ihn. „Erleben möchte ich, daß der gnädigste Herzog wieder auf gutem Fuß der Finanzen stehe“, vertraute er zwei Tage nach dem Einzuge der Großfürstin seinem innigen Freunde, dem Minister von Frankenberg in Gotha. „Ew. Exzellenz werden mir diese kühne Hoffnung kaum zutrauen; sie ist mir aber lieber und gegründeter als alle übrige Politik. Das Anlehen ist in Unterhandlung gesetzt. Jetzt können wir wieder Kredit haben, da wir nichts schuldig sind, das heißt noch eben so viel Aktiva als Passiva haben und allenfalls für ein oder zwei Millionen Kammergüter verpfänden können; woran uns die [Französische] Quasiadministration hinderte. Hält mein gnädigster Herr Stand, so soll es auch nicht an einem Amortisationsfonds fehlen. Dessen Bestimmung wird mir schwerlich Freunde erwerben, aber Fürst und Vaterland sind mir lieber und die Versagungen sind nicht bedeutend, die es kosten wird; nichts wahrhaft Würdiges und Nützliches darf leiden.“ Karl August stimmte mit diesen Gesinnungen seines ersten Ministers überein, wenn er auch zu manchen Einschränkungen sich nicht verstehen konnte. Aber er fühlte sich nicht bloß als Landesvater, wie ihn Voigt und schon viele Jahre vorher Goethe gewollt, sondern auch als deutscher Fürst, und wenn die beiden Minister darauf hielten, daß man keine geheimen Pläne wider die Napoleonische Herrschaft betreibe, die, wenn sie verraten würden, das Herzogtum vernichten müßten, so hegte dagegen Karl August die heilige Flamme der Hoffnung, daß wenn der echt deutsche Geist insgeheim von den Besten des Volkes gepflegt werde, der Tag kommen müsse, der den Welteroberer stürzen und den frechen Eindringling von der deutschen Erde vertreiben werde. Davon durften freilich Voigt und Goethe, denen Weimars Erhaltung und höchste Blüte einzig am Herzen lagen, nichts wissen, aber sie fühlten, daß eine andere Macht zwischen sie und den Herzog sich stellte, als dieser einen Vertreter

jener Richtung in Müffling nach Weimar berief, was freilich nicht hinderte, daß der Herzog sich mit voller Seele und lebendiger Kraft auch der Wohlfahrt seines Landes widmete. Goethe fand seinen Beruf in der Pflege der Anstalten für Wissenschaft und Kunst, woneben er den Ruhm Weimars persönlich nicht allein durch sein hohes Ansehen als Dichter zu erhalten, sondern durch neue Leistungen in Dichtung und Wissenschaft zu steigern gedachte. Leider trat noch eine andere Macht als Müffling zwischen ihn und den Herzog, der Einfluß der leidenschaftlich geliebten und bewunderten Jagemann, deren Ehrsucht den ersten Platz beanspruchte und zu mancherlei Kämpfen und Störungen, leider auch zur Schädigung des herzoglichen Ansehens führte.

Goethe befand sich, nachdem er so glänzend die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie gefeiert hatte, ganz wohl, so daß er auch wieder den Garten am Park besuchte. Sein Vorspiel wurde wiederholt und auch verhältnißmäßig viele andere Stücke von ihm aufgeführt, unter ihnen „Tasso“, der immer vollendeter zur Darstellung kam. Sehr erfreut war er über das einsichtige Lob, welches Rochlitz den Schauspielern gab, während man in Weimar nach Vorurteil und Laune urteilte. „Ich selbst werde diesen Winter das Schauspiel öfter besuchen, und meine innern und äußern Sinne zu genauerer Prüfung schärfen“, schrieb er an Rochlitz. „Denn ich gestehe gern, das hiesige Publikum machte mir durch willkürliche Zuneigung und Abneigung oft so böse Laune, daß ich, je mehr ich mir in den Proben Mühe gegeben hatte, desto weniger Lust fühlte, der Aufführung selbst beizuwohnen.“ Auch daß seine eigenen Stücke in Leipzig so über Erwarten gut aufgenommen worden, machte ihm Freude, wogegen es ihn wenig kümmerte, daß man eben von Leipzig aus seine Theaterleitung verspottete. Der letzte noch rückständige Band seiner Werke wurde jetzt durchgesehen, der Druck der „Farbenlehre“ fortgesetzt. Der Herzog litt wieder an Krämpfen. Da mußte Goethe ihn mehrfach besuchen So am Abend des 2. Oktober, wo Karl August seine Gemahlin und Frau von Stein einlud, zu ihm heraufzukommen; da aber die Herzogin die Bitte abschlug, veranlaßte er den Freund, mit ihm zu dieser zu gehen, wo er sich denn sehr gesprächig zeigte. Auch an den Dienstagmorgen der Prinzessin stellte er sich ein, wo seine ungezwungene geistreiche Unterhaltung allgemein erfreute. Bei der Herzogin las er meist an den Dienstagabenden ihr, der Großfürstin und der Prinzessin vor, am 6. und 10. Oktober die neuen Teile seines „Faust“. Auch die Gesellschaftsabende der Schopenhauer besuchte er noch immer, obgleich die Herzogin dieser wenig gewogen war, der Herzog sie gar nicht leiden konnte. Schon gleich nach seiner Rückkehr hatte er den Anfang zu einer sehr kleinen Singschule in seinem Hause gemacht, zu welcher er später die Sänger des Theaters, die Choristen und andere hinzuzuziehen

gedachte, da sie im Theatersaale hübschen Raum dazu hätten. Einstweilen bat er Zelter um Gesellschaftslieder.

Der Herzog, immer thätig und auf Förderung des leidenden Landes bedacht, gründete neben der Musterwirtschaft in Oberweimar jetzt eine zweite auf seinem Gute zu Lützendorf. Freilich litt das Land sehr, besonders da man, um die noch rückständige Kriegssteuer zu zahlen, zu einer starken Zwangsanleihe greifen mußte. Die Stadt zog noch immer viele bedeutende Fremden an, deren Besuch Goethe vielfach in Anspruch nahm. So kam Gall, für den Goethe vom Hofbildhauer Weisser seine Büste nach der Abformung machen ließ.

Mancherlei Abhaltungen hinderten ihn, nach Jena zu kommen. Dorthin hatte man den durch seine Vorlesungen und Schriften vorteilhaft bekannt gewordenen Naturforscher Oken als Professor der Medizin von Göttingen gezogen. Leider war es mit dessen Antrittsprogramm sonderbar bestellt, da er in diesem die Entdeckung der Schädelknochen aus Wirbelknochen, die Goethe vor siebzehn Jahren zu Venedig gemacht, aber nicht veröffentlicht hatte, für sich in Anspruch nahm, indem er berichtete, wie er im vorigen Jahre im Harz darauf gekommen sei. Er wandte sich brieflich an Goethe, dem er das Programm mitteilte. Dieser ließ sich am 31. Oktober durch Eichstädt entschuldigen, daß er nicht antworte. Komme Oken nach Weimar, wie die meisten neuangestellten Professoren thaten, so werde es ihm angenehm sein, ihn bei Tische zu sehen, doch müsse er ihn ersuchen, vormittags zu kommen; vielleicht mache Eichstädt ihm die Freude, daß er Oken begleite. In demselben Briefe bat er diesen, sich bei Johannes von Müller zu erkundigen, in welche Zeit er die „Nibelungen“ setze, deren neue Ausgabe ihm von der Hagen zugeschickt hatte.

Am Abend des 1. November führte Goethe Bettine Brentano, die mit Schwester, Bruder und Schwager (Savigny) nach Weimar gekommen war, bei der Schopenhauer ein, wo diese durch ihre barocke Naivetät allgemein auffiel. Goethe äußerte, sie habe etwas von der Humboldt und Wilhelmine Wolf; er meinte wohl das sich einschmeichelnde Trauliche. Nur eine Stunde sah er den in Berlin wegen seiner Bewunderung Napoleons entlassenen Johannes von Müller, der nach Tübingen berufen war. Das Ergebnis ihrer Unterredung war, daß man das Beste wirken und sich resignieren müsse. Auch Kapellmeister Reichardt kam, der manches von Memel zu erzählen hatte. Am 9. war dieser mit den Brentanos, Savigny und Arnim bei ihm zu Tische, wo viel über die „Nibelungen“ und altdeutsche Literatur gesprochen wurde. Goethe hatte seine Not, Bettinens Zudringlichkeit abzuwehren. Kurz vor ihrer Abreise beklagte diese sich gegen Riemer über dessen Wunderlichkeit und Sonderbarkeit. Am Morgen des 11. fuhr Goethe mit Riemer nach Jena, wo er

neben seinen Geschäften das ihm lange im Sinne liegende allegorische Festspiel (wie die Spanier fiesta, die Franzosen fête brauchen) „Pandora“ beginnen wollte, das er zwei jungen Wiener Dichtern für ihre neue Zeitschrift „Prometheus“ versprochen hatte. In Jena besuchte er mit herzlicher Freude die gastfreien Häuser von Frommann und Knebel. Am 19. las er Riemer den Anfang des Festspiels. An demselben Tage ließ er sich durch Frau von Stein der Herzogin empfehlen, deren schon ein paar Wochen verstauchte Hand ihn, als er sie gesehen, besorgt gemacht hatte, da er von den Ärzten nichts Sicheres erfahren konnte. Dabei lag ein Brief an die Oberhofmeisterin der Großfürstin, worin er um einen Beitrag für die Museen bat. Am Morgen des 29. diktierte Goethe Riemer das von der „Pandora“ Vollendete nach dem durchgesehenen Entwurfe. An demselben Mittag übte die jetzt wunderlieblich erblüte, ihm längst bekannte Pflegetochter Frommanns, Wilhelmine Herzlieb, einen mächtigen Eindruck auf ihn, dessen Leidenschaftlichkeit er bald überwand. Am 1. Dezember bat er Frau von Stein, der Großfürstin und deren Oberhofmeisterin seinen besten Dank für die schöne und reiche Gabe (es waren 300 Thaler) auszusprechen, die den Museen nach ihrer Mitteilung zufließe. „Mich freut es, wenn mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden, und wenn eine Wohlthat auf mannigfaltige Weise produktiv ist. Lassen Sie das Geld und die Sache ruhen, bis ich wiederkomme. Bald habe ich meine hiesigen Tagewerke gethan und kann mit heiterm Sinne wieder zurückkehren.“ Von anderm Geschäftlichen zeugt der Brief an Voigt von demselben Tage. Die Kasse hatte unerwarteter Weise so viel Geld, daß er ein aufgenommenes Kapital von 750 Thaler zurückzahlen wollte, weshalb Voigt mündlich mit dem Gläubiger verhandeln sollte. Das, was wegen des Wasserbaues an ihn gelangt war, müsse bis zum Frühjahr ruhen, besonders da der Kondukteur Götze zu seinem Bedauern abberufen sei, für den er um eine Remuneration bat. In Jena sei es so stille, daß es selbst ihm zu stille werde, der doch der Stille wegen herübergekommen sei, doch gebe es noch immer unbezwinglich thätige und hoffende Naturen; unter diesen mache ihm Lenz das meiste Vergnügen, auf dessen rastlose Anregung die Folgen der sämtlichen Gebirge Deutschlands so zahlreich einträfen, daß man sie kaum unterzubringen wisse.

Die auf die nächste Zeit bestimmte Rückkehr wurde durch die Ankunft des wunderlichen, besonders dramatisch begabten Dichters Zacharias Werner verzögert, des Dichters des „Doktor Luther“ und der „Söhne des Thales“. Diese fast gleich anziehende und abstoßende Erscheinung war für Goethe ein Phänomen. Besonders reizte er durch seine mit großer Erregung vorgetragenen Sonette Goethe zur Nachahmung und zur ernstlichen Beschäftigung mit der Literatur dieser Dichtart. Werner hatte auch ein neues Drama auf

Lager, dessen Aufführung sich Goethe am nächsten Geburtstage der Herzogin vorsetzte. Im Wetteifer mit diesem dichtete er auch ein Charadesonett auf den Namen Herzlieb. Hierüber war die „Pandora“ ins Stocken geraten; das Vollendete las er am letzten Abend, den 17., bei Frommann vor, wo er auch über den Plan seiner „Achilleis“ sprach. Riemer berichtet, es sei lustig hergegangen und man habe viel gescherzt. Vor seiner Abreise hatte er auch den noch rückständigen zehnten Band seiner Werke zum Drucke abgesandt. Am 18., einem herrlichen Wintertage, fuhr er mit Riemer von Jena ab; auf dem Wege erzählte er ihm, wie er sich in Lili verliebt habe. Abends waren die Sänger in seinem Hause, die ihm ein Ständchen brachten.

Gleich nach der Rückkehr sandte ihm die erkrankte Frau von Stein die 300 Thaler der Großfürstin, für die er umgehend dankte. „Möchten Sie doch auch die Herrlichkeiten mit ansehen, welche durch dieses Zaubermittel hervorgerufen worden“, erwiderte er. „Auf künftigen Mittwoch früh wünschte ich die hohe und liebe Gesellschaft wieder einmal bei mir zu sehen. Werner, der sehr gut vorliest, sollte sich produzieren. Möchten Sie wohl horchen, ob es angenehm wäre.“ Werner kam den folgenden Tag nach Weimar, wo er in Goethes Nähe im Gasthof zum Schwan wohnte. Auf die Anzeige an den Herzog, er werde am nächsten Morgen ihm Werner vorstellen, antwortete dieser: „Ich freue mich, dich wieder hier zu wissen. Der morgende Vormittag ist bei mir so komplet besetzt, daß ich mir auf einen andern Tag die Bekanntschaft ꝛc. Werners erbitten muß. Wir sehen uns ja wohl heute in der Komödie.“ Karl August hatte seinen Spaß an dem wunderlichen Heiligen, dem Goethe bald herzlich gut war. Werners Vorlesung seines „Kreuzes an der Ostsee“ an den Mittwochen bis zum 13. Januar wurde von der Herzogin, der Prinzessin, Frau von Stein und deren Schwägerin mit großer Erbauung gehört. Alle Damen und selbst der jeder Schwärmerei feindliche Wieland wurden von dem „Liebesgesellen“, wie er sich nannte, begeistert. Der Geburtstag von Goethes August, der nun bald die Universität beziehen sollte, wurde, wie gewöhnlich, sehr vergnügt gefeiert. Vulpius hatte ein Schauspiel dazu geschrieben, das von Goethe und Werner sehr gelobt wurde. Goethe fühlte sich ganz heiter und behaglich; regelmäßig erschien er bei der Prinzessin und der Herzogin, wo er vorlas. Bei der großen Geldnot war das Theater wenig besucht. Am 9. schreibt Vulpius: „Zur Freude des guten Geschmacks wird heute bei uns, weil die Kasse sehr lamentiert, der Tiroler ‚Wastel‘ gegeben.“ Nur einen Augenblick hatte das Theater Goethe Not gemacht, da er am 5. der Kasse wegen von der Kammer eine kleine Anleihe machen mußte. Vom 15. bis zum 18. war Goethe mit seiner Frau in Jena, wohin der Ball auf der Rose letztere getrieben. Darauf wurden die Vorbereitungen und Proben zu

Werners „Wanda“ eifrig betrieben. Mit der Singschule ging es recht gut, ja sie hatte am 21. die Ehre, vor den Fürstinnen zu singen. Für das Neujahrsprogramm der Literaturzeitung, das am Schlusse des Monats ausgegeben wurde, konnte Goethe nur weniges liefern, unter andern einen Aufsatz „über einen Entwurf eines Denkmals für einen Preußischen Heerführer“ (Graf von Schmettau), den er selbst gemacht; das meiste mußte Meyer liefern. Vor allem drängte ihn die Vollendung der „Farbenlehre“. Er war damals bei der starken Kälte so in Anspruch genommen, daß er längere Zeit Voigt schwieg, erst am Geburtstage der Herzogin, wo die Kälte gewichen, sich wieder an diesen wandte, mit dem er mittags an der Hoftafel speiste; „einige Notamina“ aus dem kleinen Geschäftskreise, in dem er wirke, wolle er nächstens vorzutragen sich erlauben, schrieb er diesem. Von dem Geburtstage datierte Goethe auch die Widmung seiner Farbenlehre an die Herzogin. „Wanda“ wurde mit großem Beifall aufgenommen und zweimal wiederholt. Der Herzog ließ Werner dafür 50 Dukaten durch Goethe zustellen.

Ungemeine Freude erregte am Hofe und in ganz Weimar die am 3. Februar glücklich erfolgte Entbindung der Großfürstin von einer Prinzessin. „Selbst dem Herzog steht die Freude an diesem hübschen Kind recht gut“, schreibt Knebels Schwester, „und die Herzogin hat ihr ganzes Wohlgefallen daran.“ Goethe fühlte sich zur Fortdichtung an „Pandora“ gestimmt, deren Anfang bereits im „Prometheus“ erschienen war. Doch bald fand er sich wieder so angegriffen, daß er mehrere Wochen das Zimmer hüten mußte, wenn auch die Mittwochversammlungen nicht unterbrochen wurden. Außerordentlich bedauerte er, daß sein Unwohlsein ihn hinderte, der am Geburtstag der Großfürstin stattfindenden Taufe der Prinzessin Maria Luise Alexandrine beizuwohnen. Noch am 8. März, als er Frau von Stein zur morgigen Vorlesung des Schlusses von Werners „Attila“ einlud, schrieb er: „Verzeihen Sie, wenn ich ein bischen stumpf bin. Manchmal komm' ich mir vor wie eine magische Auster, über die seltsame Wellen weggehen.“ Doch wird er damals schon ausgegangen sein; wenigstens müssen um diese Zeit die Zeilen des Herzogs an ihn fallen: „Der Oberst von Kleist, Adjutant des seligen Herzogs von Braunschweig, ist diesen Abend bei mir. Komm' du auch, aber etwas vor 6 Uhr, damit wir die theatralischen Angelegenheiten [Karl August hatte deshalb am 1. an ihn geschrieben] besprechen können, ehe vom Kriege die Rede sei. Der Kleist des „Zerbrochenen Topfes“ hat (nach Lavaterschem Stil) eine gewisse Abgeschnittenheit, indem er mit vielem Witz, Verstand und etwas Talent sich mit sich selbst amüsiert, ohne die mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu Mute ist.“ Goethe hatte die Posse Kleists gewagt, die aber allgemein mißfiel, wovon der darüber erbitterte Dichter den

Grund darin fand, daß Goethe den zweiten Akt geteilt hatte. In dieser Zeit betrieb er auch auf Anregung des Herzogs die Wiedereröffnung der Loge Amalie, in welcher dieser wohl auch ein Mittel zu finden glaubte, auf vaterländische Gesinnung, vielleicht auch auf geheime Verbindungen, zu wirken. Goethe hatte sich deshalb mit Bertuch in Verbindung gesetzt, dessen vom Herzog durchgesehene Einladung er mit seiner Unterschrift den 11. März diesem zurücksandte mit der Bitte um lebhaften Betrieb, da er selbst die Sache für wichtig halte und der Herzog die Beschleunigung wünsche und erwarte.

Vom 13. bis zum 17. März war Goethe der Geschäfte wegen in Jena. Kurz vorher hatte er Eichstädt eine Anzeige von Strixners Handzeichnungen Dürers geschickt, wobei es ihm Freude machte, einmal von ganzem Herzen und mit vollen Backen loben und dadurch den Münchener Freunden etwas Angenehmes erzeigen zu können. Ehe Werner schied, der, wie früher Lenz, keine Gelegenheit versäumte, seine dichterische Ader, besonders zum Lobe der Herzogin, der Prinzessin und Goethes, zu ergießen, ließ die Herzogin am 27. Goethe ein Geldgeschenk für diesen übergeben, wofür er im Namen des Liebesgesellen dankte. Nach Werners Abgang las Goethe Calderons „Standhaften Prinzen“ vor und ließ einiges von seiner sich mehrenden, unter Eberweins Leitung gedeihenden Singschule vor der Mittwochgesellschaft singen. Angreifend war für ihn der Abschied von seinem August, der am 4. April nach Heidelberg ging, um sich dort der Rechtswissenschaft zu widmen. Am 6. erfreute er seine Damengesellschaft durch Seebecks galvanische Versuche. Den 11. wollte er nach Jena, da der Herzog ihn mit der Herstellung der Zimmer des durch das Lazarett verwüsteten Schlosses beauftragt hatte. Aber Unwohlsein, wohl ein Anfall seines alten Übels, hielt ihn zurück, der Freundin sagte er nur, daß er seine Reise verschoben habe und sich im stillen pflege. Schon am 18. war er wieder so weit hergestellt, daß er in der griechischen Kirche die durchreisenden Russischen Kirchensänger hören konnte; in den folgenden Tagen las er in einem Damenkreise bei Frau von Stein, dann bei der sehr leidenden Herzogin Erzählungen seiner „Wanderjahre“, die mit besonderm Beifall aufgenommen wurden. Erst am 23. kam er nach Jena. Damals schrieb ihm wohl der Herzog die undatierten Zeilen: „Glückliche Reise! Zum Ameublement der Zimmer des Jenaischen Schlosses können eine Menge Kupferstiche dienen, die ehstens aus Oels [aus der Nachlassenschaft des verstorbenen Herzogs] ankommen werden. Ich benachrichtige dich davon, damit du Rücksicht darauf nimmst, um vielleicht die Beklebung oder Bemalung der Wände teilweise zu sparen.“ Am 1. Mai wurde er, wir wissen nicht, wodurch, nach Weimar zurückgezogen, von wo er erst am 10. die Reise nach Karlsbad antrat. Vorher schrieb er an Karl August wegen der Lebensbe-

schreibung von Phil. Hackert, welche ihm unter des Herzogs Vermittlung die angeblichen Erben [der Schwager Hofrat Behrendt in Berlin] angetragen und ihm die betreffenden Papiere anvertraut hatten. Da sie sich über die Bedingungen nicht einigen konnten, war ein Termin auf den 19. festgesetzt worden und Karl August hatte Goethe gebeten, sich nachgiebig zu zeigen. Da er nun am Termine nicht mehr in Weimar war, teilte er diesem mit, wie weit er nachgeben könne. Der Brief scheint bestimmt gewesen zu sein, den Erben vorgelegt zu werden.

Kurz nach Goethes Abreise erschienen die letzten Teile der Cottaischen Ausgabe, von denen besonders der vervollständigte „Faust“ das höchste Aufsehen erregte. Den Herzog mußte dieser besonders anziehen, wenn derselbe auch die Veröffentlichung der Rücksichtslosigkeiten der Walpurgisnacht nicht billigen konnte. Karl August hatte sich mit der Herzogin und der Prinzessin nach Wilhelmsthal begeben, von wo er am 21. Juli nach dem Pyrmonter Bad ging. Von dort lud er Goethe am 29. zu sich ein, gab sich aber, da Dr. Kapp Karlsbad für nötig hielt, mit dem Troste zufrieden: „Wir kommen noch mehrere Jahre an diese heilsame Quellen.“ Außer kleinen Erzählungen gelang dem Dichter auch der vorläufige Abschluß der „Pandora“. Der Herzog kehrte am 29. August zurück. Da die Eisenachischen Stände den Wunsch geäußert hatten, an der gemeinsamen Beratung der bisher immer getrennten Weimarischen und Jenaischen sich zu beteiligen, gründete er darauf die für das Land so bedeutende Vereinigung der drei getrennten Landesteile zu einer einzigen Landschaft. Diese schwierige Arbeit durchzuführen war Voigts Sache. Der Herzog nahm aber zugleich Müffling in seine Dienste, wie er schon mehrere Preußische Offiziere angestellt hatte. Die freisinnigen, auf die Erhebung Deutschlands gegen den Unterdrücker gerichteten Ansichten Müfflings waren ihm bekannt; dieser hatte mit ihm vor zwei Jahren den Rückzug gemacht und vorher mit ihm seine Fränkischen Besitzungen vermessen. Karl August wollte auch bei der neuen Einrichtung mit seiner raschen Entschiedenheit vorgehen, die Voigt manches Bedenken erregte; seine Absicht war, „das alte Gute mit dem neuen Zustand der Dinge und den Lehren des Zeitlaufs zu vereinbaren, damit im Innern nach so mancher Zerrüttung der Staat ein lebendiges Ganzes werde“.

In Karlsbad und Franzensbrunn hatte Goethe sehr genußreiche Tage verlebt, während Weimar von ungeheuren, das ausgesogene Land verwüstenden Durchmärschen litt. Ungemein war er durch die Nachricht des Verlegers erfreut worden, die Ausgabe seiner Werke gehe so gut ab, daß er einen neuen Abdruck derselben machen müsse, wofür er ihm ein besonderes Honorar von mehr als 700 Thaler am 27. August zahlen ließ. Dadurch ermuntert, ent-

schloß er sich an seinem Geburtstage auf Riemers Anregung zu einer Darstellung seines Lebens als Erläuterung seiner Werke, wobei er besonders durch Mitteilungen seiner Mutter über seine Jugendzeit unterstützt zu werden hoffte. Aber kaum war er Mitte September nach Weimar zurückgekehrt, als ihn die Kunde von dem am 13. erfolgten Tode der unendlich geliebten Führerin seiner Jugend niederschlug, die ihn mit warmer Liebe und Bewunderung durch das Leben begleitet hatte. Bald darauf vernahm man, daß Napoleon und der Kaiser von Rußland nächstens im jetzt Französischen Erfurt zusammenkommen würden, wohin auch die deutschen Könige und Fürsten beschieden wurden. Bei der fürchterlichen Erregung, die Napoleons in Aussicht stehendes blutiges Niedertreten Spaniens und der grausame Druck Deutschlands hervorriefen, mußten die dem armen Weimar dadurch verursachten Kosten um so bitterer empfunden werden, als man die Schwäche fürchtete, zu welcher der Russische Kaiser herabgesunken war. „Das Beste, was wir bei diesen außerordentlichen Erscheinungen thun können", äußerte Knebels Schwester, „ist, daß wir uns mit Ruhe und Würde betragen, und, was uns recht tröstlich sein kann, ist, daß mir scheint, daß beide, der Herzog und die Herzogin, hierin ganz dasselbe Gefühl haben." Am Abend des 25. kam Kaiser Alexander im Weimarischen Schlosse an; der Herzog war schon Napoleon bis Eisenach entgegengefahren, um ihn zu einer Jagd auf dem Ettersberg einzuladen: Napoleon scheute sich nicht vor dem niederträchtigen Hohne, einer Besichtigung des Schlachtfeldes von Jena eine Hasenjagd hinzuzufügen. Am Abend des 27. zogen beide Kaiser, die sich auf der Mitte des Weges getroffen und umarmt hatten, in Erfurt ein. Dorthin ließ Karl August den 29. Goethe berufen, der am Abend im Theater Racines „Andromache" von den kaiserlichen Schauspielern aufführen sah. Es waren sehr angestrengte Tage, die Goethe in dem von Kaisern, Königen, Fürsten und Generalen überfüllten Napoleonischen Erfurt litt, wo er im Schlehdorn mit Geheimerat Müller Aufnahme fand. Freilich bot sein Empfang bei Napoleon am 2. Oktober Goethe einen unvergeßlichen Glanzpunkt, da dieser seinen Wert erkannte und sich teilnehmend mit ihm unterhielt. Weil die Französischen Schauspieler auch in Weimar auftreten sollten, mußte er mit ihnen verhandeln und sich am 4. nach Weimar begeben, um dort die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Am Mittag des 6. kamen die beiden Kaiser, vom Herzog empfangen, in Stedten an; von da geleitete sie der Herzog nach dem großen Jagdschirm vor dem Ettersburger Schlosse, wo die Könige und Fürsten sich schon versammelt hatten. Nachdem man um 4 Uhr 47 Hirsche erlegt hatte, fuhr man nach Weimar, wo um 6 das glänzende Festessen stattfand. Als man um 7 ins Theater fuhr, fand man dort einen 60 Fuß hohen Obelisken erleuchtet, zu welchem der arme, dieser kaiser-

lichen Zusammenkunft fluchende Voigt das lateinische Chronostichon hatte machen müssen. Im Theater wurde Voltaires „Tod Cäsars“ gegeben. Auf dem Balle unterhielt sich Napoleon lange und lebhaft mit Goethe, von dem er schließlich verlangte, er solle nach Paris kommen, wo sein Beobachtungsgeist einen weiten Kreis und seine Dichtung einen ungeheuern Stoff finden werde. Von der schmachvollen Besichtigung des Schlachtfeldes bei Jena nebst der Hasenjagd am 7. hielt sich Goethe zurück; er gab dem bei ihm wohnenden Minister Maret und dem ihm seit zwei Jahren bekannten Marschall Lannes ein Frühstück in seinem Hause. Die Kaiser kehrten nach Erfurt zurück. Napoleon ließ den Herzog durch Marschall Berthier fragen, womit er sich ihm gefällig bezeigen können, worauf dieser den Wunsch aussprach, er möge sein Kontingent nicht nach Spanien schicken. Als Goethe am Abend zu Frau von Stein kam, war er so ermüdet, daß er in Gegenwart ihrer Gesellschaft einschlief. Er hatte den berühmten Schauspieler Talma und dessen Frau zu sich eingeladen; da kam es denn nicht bloß zu den anziehendsten Kunstgesprächen, an denen auch der Schauspieler Wolff teilnahm, beide lernten sich auch persönlich schätzen. Napoleon hatte am 12. Goethe und Wieland in den ehrenvollsten Ausdrücken den Orden der Ehrenlegion verliehen und an demselben Tage, wahrscheinlich infolge von Goethes vor zwei Jahren über die Jenaischen Anstalten eingegebenen Bericht, der Universität ein sehr bedeutendes Gut in der Herrschaft Blankenhain geschenkt. Am 14. kam Kaiser Alexander nach Weimar, wo er Goethe und Wieland den Annenorden verlieh, mit dem sie am 15. auf dem Balle erschienen. Er schied am folgenden Tage. Unter denjenigen, deren Besuch Goethe besonders erfreute, war auch sein alter Bekannter Hofrat Sartorius von Göttingen, mit dessen besonnenen politischen Ansichten er übereinstimmte.

Schon Dienstag den 18. stellte sich Goethe wieder bei der Prinzessin ein; die Großfürstin befand sich mit ihrem Gatten seit dem Juni in Rußland bei ihrer Mutter, wodurch sie glücklich den leidigen Napoleonischen Festlichkeiten entgangen war. Auf kurze Zeit ging er nach Jena; am Amalientage, den 24., dachte er wieder zurück zu sein, um an der Wiedereröffnung der Loge Amalie teilzunehmen, die jetzt das dem Geist der neuern Zeit und Bildung nicht mehr entsprechende System der strikten Observanz aufgeben und sich der großen Provinzialloge von Niedersachsen zu Hamburg anschließen wollte. Nicht bloß die Mitglieder der ältern Loge, sondern auch viele andere bedeutende Männer hatten sich angeschlossen. Am Morgen des 24. erfuhr Goethe, die Herzogin werde mit der Prinzessin am folgenden Tage nach Jena kommen, um die Museen zu besuchen. Deshalb mußte er auf die Anwesenheit bei der Wiedereröffnung der Loge verzichten. Die Herzogin kehrte sehr

zufrieden von ihrem Besuche am 26. zurück, obgleich die Zimmer im obern Stocke des Schlosses, wo sich die fürstliche Familie aufzuhalten pflegte, verwüstet waren, da man alles, was zur Ausschmückung des Napoleonsbogens verwendbar war, am 6. und 7. herausgerissen hatte. Goethe blieb noch ein paar Tage.

Aber kaum hatte er sich am Theater wieder beteiligt, als die herrschsüchtige Jagemann eine Mine gegen den hochstehenden, weltberühmten Freund des Herzogs anlegte, und diesen so zu verblenden wußte, daß eine mehr als dreißigjährige Freundschaft darüber fast zum allgemeinen Ärger gesprengt worden wäre. Der bei Goethe beliebte, im Herbste 1807 eingetretene Tenorist Morhard hatte sich entschuldigt, daß er bei Wiederholung der Oper „Sargin“ wegen Unwohlsein nicht auftreten könne, auch für seine Heiserkeit ein freilich nicht ganz bestimmt lautendes ärztliches Zeugnis beigebracht. Goethe hatte die Entschuldigung angenommen, die Jagemann aber beim Herzog den Sänger eigensinniger Widersetzlichkeit angeklagt und dessen Entfernung gefordert. Karl August ließ Goethe am 4., statt, wie sonst, ihm persönlich seine Meinung zu sagen, durch Kirms folgenden schroffen Befehl sagen: „Der geflissentliche Ungehorsam, den der Sänger Morhard in dieser Woche bezeigt hat, ist von der Art, daß die Direktion des Hoftheaters in einem sehr nachteiligen Lichte in meinen Augen und denen aller Personen, die um die Sache wissen, erscheinen würde, wenn nicht dieser geflissentliche Ungehorsam aufs strengste bestraft würde. Der Hofkammerrat Kirms, Überbringer dieses, wird dem Geheimerat von Goethe mündlich auseinandersetzen, wie notwendig es für die Ehre und den thätigen Einfluß der Personen, welchen die Direktion des hiesigen Hoftheaters anvertraut ist [Direktor war Goethe allein!], sein muß, den Morhardschen Fall sehr ernstlich zu nehmen. Ich befehle, daß Morhard am künftigen Montag [den 7.] von der Hofschauspielergesellschaft verabschiedet werden soll, ohne weitere Gage als die der künftigen Woche noch zu erhalten. Die Vorschüsse, welche er aus der Theaterkasse kann erhalten haben, sollen ihm geschenkt sein, er muß aber binnen dato und dem 20. dieses die Stadt verlassen, von welchem Tage an die Polizei für seine Fortschaffung sorgen wird.“ Nicht ungestraft sollte die Majestät der Jagemann beleidigt werden, die Karl August jetzt höher stand als sein alter Wolf, der die Ehre des Hoftheaters durch Beschützung geflissentlichen Ungehorsams verletzt haben sollte! Goethe, wie betroffen er auch war, fühlte sich doch zu gut, als daß er sich diesem unbesonnenen Befehl gefügt hätte. Er scheint darauf die Sache untersucht und dem Sänger, da er nicht schuldfrei war, besonders sich auf der am 4. veranstalteten Probe ungebührlich benommen hatte, um ihn dadurch der Bühne zu erhalten, Arrest gegeben zu haben. Voigt hielt dem Herzog, welcher die

Würde der Hofdirektion verletzt hatte, da dieser die Bestrafung zustand, darüber Vortrag, und nach dessen Äußerung schrieb er der Theaterkommission dessen einlenkende Entscheidung: „Der Schauspieler Morhard habe sich Sr. Durchlaucht Mißfallen zugezogen. Er sei daher mit Hausarrest belegt worden, und dieser solle bis Ende dieser Woche fortdauern und damit die Sache voritzt abgethan sein. Indessen solle die Theaterdirektion doch veranlaßt werden, das auf Ostern 1809 besage des Kontrakts vom 20. April 1808 zu Ende gehende Engagement des Morhard nicht zu kontinuieren. Eine stillschweigende Kontinuation setze doch das Wohlverhalten des Schauspielers voraus. Noch weniger könne ihm unter diesen Umständen eine prätendierte Zulage bewilligt werden, und Serenissimus wollen hierbei der Theaterkommission zu überlegen geben, ob es überhaupt ratsam sei, solche Kontrakte zu schließen." Das war dem Herzog noch nicht scharf genug; er befahl Voigt am 9. manches hinzuzusetzen, besonders das Vergehen Morhards, der seinem ernsten Willen entgegengehandelt, und die Notwendigkeit des Gehorsams gegen die Dienstherrschaft, die durch schlecht befundene Subjekte nicht gebunden sein dürfe. Als Goethe diese Entscheidung erhielt, wohl nachdem er die Herzogin und die Prinzessin am Morgen durch die Vorlesung und Erklärung des Anfangs der „Nibelungen" erfreut hatte, mußte er sich an die Sprüche seines guten Vaters über den Hof erinnern, besonders an den, daß mit großen Herrn nicht gut Kirschen zu essen sei. Gleich am folgenden Tage erwiderte er: „Gnädigster Herr! Indem Ew. Durchlaucht ich auf das lebhafteste zu danken habe, daß Sie so gelind die unangenehme Morhardsche Sache beendigen wollen, wie er denn zu Ostern recht gut entlassen werden kann, so befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden, das meinen sonst so wünschenswerten und dankenswerten Zustand zur Hölle macht. Was mir außerdem obliegt, werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen. Gnädige Verzeihung hofft, Huld und Gnade erbittet sich Ew. Durchlaucht unterthänigster Goethe." Das Gesuch blieb, was schon eine Verletzung seiner Herzensfreundschaft war, lange ohne Antwort. Goethe fuhr am nächsten Mittwoch mit seinen Bemerkungen über die „Nibelungen" fort, er dachte so wenig daran, aus dem Weimarischen Dienste zu scheiden, daß er darauf sann, seine Gattin in den Kreis der Frauen von Stein, von Wolzogen und von Schiller einzuführen. Als erstere ihn am 18. bei der Prinzessin fand, bejahte er ihre Frage, ob er seine Entlassung genommen, und er äußerte seine Freude, dieser Last endlich entledigt zu sein. Erst nach einiger Zeit scheinen Unterhandlungen mit ihm stattgefunden zu haben; vom Theater hatte er sich zurückgezogen. Sein äußeres Leben zeigte

keine Veränderung, aber tief mußte es ihn schmerzen, daß der Herzog, der seinen bedenklichen Gesundheitszustand kannte, und sich sagen mußte, wie man diesen Sturz seiner seit siebzehn Jahren mit manchen Unannehmlichkeiten rühmlich geführten Direktion beurteilen werde, ihn der Jagemann wegen kränkte. Daß Karl August einen solchen Eingriff in Goethes Rechte, und man wußte wem zu Liebe, gethan, verdachte man ihm allgemein. Voigt scheint die Vermittlung des guten Meyer in Vorschlag gebracht zu haben. Der Herzog ging unterdessen nach Jena, wo er Oken kennen lernte, und auf die bei dem Schneewetter ihm sehr erfreuliche Jagd. Am 30. schickte ihm Voigt nebst manchem andern auch Meyers Bericht über seine Verhandlung mit Goethe, der auf die ihm im Namen des Herzogs gemachten Vorschläge deutet: „1) Der Geheimerat von Goethe will mit einer bloß scheinbaren Direktion sich nicht abgeben, weil selbst seine Ehre dieses nicht zulasse. 2) Dagegen will er zwar dem Modo, ihn bis Ostern zu dispensieren, submittieren, müsse dabei aber nur bemerken, daß er mit Grund fürchte und voraussehe, das Theaterwesen werde inzwischen in einen Zustand kommen, daß er den Faden nicht wieder aufnehmen könne; denn mehrere Schauspieler, die in persönlicher Rücksicht gegen ihn sich engagiert hätten, würden aufkündigen, mehrere würden sich in Besitz von Rollen setzen u. s. w. 3) Indessen sei er sehr bereitwillig, in dem itzigen Zustande die Direktion fortzusetzen, wenn ihm nur der zugehörige Einfluß in die Disziplin bleibe, und im Falle Ew. Durchlaucht darin etwas nötig fänden, Sie die Gnade haben möchten, es durch ihn gehen zu lassen; dies erfordere unumgänglich seine Ehre und sein Ansehen bei den Schauspielern selbst. Wenn übrigens nur die Stücke zu stande kämen und geprüft würden! Bisher wären 12 bis 15 Stücke bloß darum liegen geblieben, weil bei jedem Hindernisse [von Seiten des Hofes] hervorgebracht worden wären. Es sei auch ein Stück bereit für Serenissimae Geburtsfest; das müsse aber ganz erst zurecht geschnitten werden. 4) Sollte die Idee mit Absonderung der Oper von der Direktion ausführbar scheinen, so wäre Herr Geheimerat von Goethe auch dazu bereit. Überhaupt wolle er zu allem die Hand bieten, was Serenissimus wünschten; nur als ein bloß dem Namen nach stehender [?] Direktor könne er seiner Reputation wegen nicht stehen.“ Höchst vertraulich fügte er noch die auf einen argen Mißstand deutende Erklärung hinzu, er wolle keineswegs die Mad. Jagemann genieren, es solle ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben, ob und wie sie auftreten wolle. Voigt fügte bei der Übersendung nur den Wunsch hinzu, daß kein Riß entstehe: nicht allein das Weimarische Publikum, ganz Deutschland sehe auf Goethe und man werde der Sache gedruckt und ungedruckt die fatalsten Auslegungen geben. Der Herzog erwiderte, über die vier Punkte könne er nur mündlich nach

seiner auf den 3. Dezember bestimmten Rückkehr antworten, sprach sich aber dagegen über den jetzigen Zustand aus mit bezug auf einen Aufsatz, der wohl von ihm und der Jagemann verfaßt war. Am 6. setzte er eine Konstitution der Hoftheaterdirektionskommission auf, nach welcher Goethe deren Intendant und Chef sein sollte, aber von seiner eigenen Genehmigung wurde manches abhängig gemacht. Wunderlich suchte er sein Verfahren vor Voigt zu rechtfertigen, gegen den er, als ob er alles aus Pflichtgefühl gethan, sich also äußerte: „Ich bin in einem Alter, wo ich alle Sachen, die ich hinterlasse, in einer regelmäßigen Ordnung meinem Nachfolger vererbe[n muß]; die Willkürlichkeiten im Dienste sind erträglich, so lange man jung genug ist, um Momente vor sich zu sehen, in welchen man diese wieder ins Geleis bringen kann; am Abend der Tage muß man aber sorgen, daß den andern Morgen alles ordentlich bei der Hand liege. Wenn Goethe keine Lust hat, in ein so vernünftiges Geleis, wie meine Absichten es erklären und die projektierte Konstitution es besagt, sich zu fügen, so ist es für mich, für ihn und meine Nachkommen besser, daß er sich ganz des Geschäftes entsage. Dieses ist mein letztes Wort über diese Angelegenheit und nur Verbesserungen im Detail [der projektierten Konstitution] kann ich dabei anhören.“

Als Goethe am 8. Voigt seine am vorigen Abend diktierten Bemerkungen über die vorgeschagene Konstitution sandte, bemerkte er mit feiner Ironie, daß er sie heute anders, morgen wieder anders schreiben würde; denn die Sache sei unendlich und leider dürfe man den Hauptpunkt nicht bezeichnen. Finde Voigt etwas zu erinnern, so könnten sie leicht umgeschrieben werden, doch sei keine Zeit zu verlieren. „Leider wird sich bald zeigen, welchen Schaden diese Erschütterung der Anstalt zugefügt hat. Ich habe auch gar kein Zutrauen, daß Vermittelung und Wiederherstellung möglich sei. Bitte desto angelegentlicher um Fortsetzung Ihrer Freundschaft.“ Er bestand darauf, daß durch bloßen Befehl weder ein Mitglied der Bühne entrissen noch gegeben werden dürfe. Die Thätigkeit und Befugnisse des Intendanten seien, vorausgesetzt, daß er die Sache verstehe, in der Konstitution zu beschränkt, im entgegengesetzten Falle müsse diese Unfähigkeit ergänzt werden. Nachdem er noch gegen andere Punkte derselben Einspruch erhoben, bemerkte er, jede Konstitution würde in kurzer Zeit die verderblichsten Händel machen; für den gegenwärtig sehr verletzten Zustand des Weimarischen Theaterwesens liege das einzige Heilmittel in der Trennung des Schauspiels von der Oper, über deren Notwendigkeit, Thunlichkeit und Schicklichkeit er ungesäumt einen Aufsatz einzureichen bereit sei. Darin lag deutlich genug angedeutet, daß die Jagemann der Stein des Anstoßes sei. Auch erbiete er sich die Stelle eines Intendanten im allgemeinen zu übernehmen und sich insbesondere dem Schauspiele

zu widmen, nur sei eine baldige Entscheidung nötig. Auf des Herzogs Wunsch reichte er am 10. seinen Aufsatz über die Trennung des Schauspiels von der Oper ein. Als er am 11. die schon entschiedenen und noch zu entscheidenden Punkte der neuen Theatereinrichtung an Voigt sandte, äußerte er gegen diesen: „Unter uns wenigstens ein aufrichtiges Wort! in einer Sache, die eigentlich bloß hinter dem Mantel [da die Anstifterin verborgen blieb] gespielt wird. Ich übersende mein Ultimatum [neun Punkte]. Hier tritt freilich ein neuer Hauptpunkt ans Licht sub Nr. 5. [Der Geheimerat von Goethe besorgt das Kunstfach im Schauspiel allein und unbeschränkt.] Ich glaube nicht, daß man jenseits [die Jagemann und der Wöchner Becker] nachgeben wird, und ich werde kein Haarbreit weichen. Es ließ sich voraussehen, daß die Sache hier scheitern würde." So war es leider wirklich, denn diesen deutlich genug ausgesprochenen, dazu noch durch genaue Aufzählung aller unter dem Kunstfach verstandenen Thätigkeiten erläuterten Punkt fand Karl August freilich „bis auf einige Modifikation des Ausdrucks annehmbar", aber die Fassung, die er nun dafür vorschlug, widersprach geradezu dem, was Goethe dem Intendanten allein und unbeschränkt vorbehalten hatte, da nach dieser der Intendant und die Kommission die verschiedenen Branchen alles dessen, was zum Kunstfache und zur Ökonomie gehöre, unter sich verteilen und diejenigen Gegenstände, welche zur Erhaltung des Ganzen notwendig seien, möglichst kollegialisch betrieben werden sollten. Diese Beschränkung des Intendanten fand sich in dem Goethe mitgeteilten Konzept, welches auch die Bestimmung enthielt, Kirms solle nach Beratung der Kommission ein Projekt zu einer Konstitution machen, die auf mehrere Jahre dauerhaft bleiben und mancherlei Zufälligkeiten widerstehen werde. Karl August hatte die aus Goethe und Kirms zusammengesetzte Theaterkommission absichtlich als noch bestehend betrachtet und ihr, was Goethe für die Zukunft nicht beanstandet hatte, den zum Assessor im Hof- und Stallamte ernannten Rat Kruse zur Führung einer Kontrolle der Kasse und der Inventarien beigegeben, und der so verstärkten Kommission die Vereinbarung über die noch streitigen Punkte zugewiesen. Aber Goethe, der seine Entlassung genommen, erwiderte mit Recht, er könne sich nicht mehr als Mitglied der Kommission betrachten, so lange die Konstitution nicht vorliege, müsse bis dahin sich nur als Berichterstatter verhalten. Die Sache schien auf bestem Wege, und so schrieb Knebels Schwester am Morgen des 17., die Theaterhändel seien geschlichtet, es bleibe beim Alten. Aber der Herzog verdarb alles wieder dadurch, daß er noch vor Erlaß der förmlichen Aufforderung der beabsichtigten Kommission zur Berichterstattung Kirms allein an Goethe abordnete, der ihm seine Meinung mitteilen sollte. Als dieser bereits am 12. ihn zu sprechen suchte, lehnte er es ab, ihn zu empfangen, weil die jetzigen Verhältnisse und

seine Gesundheitsumstände ihm nicht erlaubten, sich ferner mit Theatergeschäften abzugeben: als er aber am Abend des 17. im Auftrage des Herzogs kam, ließ er ihn zu. Kirms muß dabei auch von der Mitwirkung Beckers, des Vertrauten der Jagemann, gesprochen haben. Am folgenden Morgen erklärte Goethe gegen Voigt, er müsse aus der Sache scheiden, wenn der Herzog nicht diesen unmittelbaren Einwirkungen rein entsage; Kirms aber teilte er mit, daß er sich nur schriftlich mit ihm unterhalten könne, da er seit gestern Abend neue Ursache habe, höchst verdrießlich und mißtrauisch zu sein. Dieser berichtete darauf an den Herzog, dem er Goethes Zeilen sandte, als Ergebnis seiner mancherlei Unterredungen, dessen Erklärung: „Wenn auch Serenissimus ihm unbedingten Auftrag geben würden, die Angelegenheiten des Theaters bei dessen mißlichen Verhältnissen nach Serenissimi Wünschen selbst zu organisieren, so wisse er nicht, wie er es angreifen solle: das Beste für ihn und seine Gesundheit sei, der Aufsicht über das Theater zu entsagen. Wenn er es länger hätte behalten sollen, so hätte es nur ohne Verhältnis mit dem Schauspieler Becker geschehen müssen; er hätte indessen diesem gern Platz gemacht.“ Da Goethe ihn mit Becker im Bunde glaube, so habe er wenig Hoffnung, auf ihn zu wirken. Goethes Beibehaltung sei wünschenswert, zur Vermeidung von Schwätzereien in Journalen, womit schon die „Hamburger neue Zeitung“ und die „Elegante Zeitung“ begonnen, auch wegen der Folgen, die nach seinem endlichen Abgange noch erfolgen könnten, so schnell als möglich zu bewirken. Er müsse es unterthänigst wiederholen, daß er selbst „die Dirigierung des Theaters weder verstehe noch Zeit dazu habe, mithin in der jetzigen Krisi dasselbe leichtlich auseinandergehen und die Bezahlung der verbürgten Kapitalien Höchstdenenselben noch obendrein zur Last fallen möchte“. Goethe wandte sich in bitterstem Mißmut an Voigt, und drang auf seine Entlassung. Dieses Gesuch sandte Voigt wahrscheinlich durch seinen Sohn dem Herzog mit folgenden Zeilen: „Ew. Durchl. werden aus der Beilage (die ich Nachmittag 3 Uhr erst erhielt) wahrzunehmen geruhen, daß Goethe wirklich krank ist. Die Theatersache scheint so in ihm wiederzuhallen, daß er alles, was er für Angriff auf sein Theater-Leben und Weben ansiehet, sich zu Gemüt nimmt und darüber an Geist und Leib krank wird. Ich muß gestehen, daß ich aus vielen Ursachen bekümmert über die Sache bin und kaum zu raten weiß. Ich hatte an Goethe (Ew. Durchl. Befehl zu Folge) vorläufig gemeldet, daß der Kommission der Plan zur Theaterorganisation überlassen werden solle. Darauf schrieb er dieses anliegende Blatt. Er sucht darin seine gänzliche Entlassung, um sich, wie der alte Ziegesar, zur Ruhe zu begeben. Man siehet wohl, daß er allem demjenigen gern ausweichen will, worin er fürchtet, mit Ew. Durchl. Ideen in Kollision zu kommen. Oder

vielleicht glaubt er, daß er (in seinem Ultimatum) mehr übernommen oder auch nur vorgeschlagen habe, als auszuführen thunlich sein dürfte. Aus solcher Unruhe wünscht er sich die Erlösung. Wünschenswert wäre es sehr, auf andere Weise als durch seine Losgebung ihm Erleichterung zu verschaffen. Ich entschuldige aus reinem Gemüt, daß ich diesen leeren Vorschlag wiederhole. Sollte man vielleicht die ganze Sache vor der Hand ruhen lassen können? Dieser Stillstand würde vielleicht andere Ansichten hervorbringen oder andere Vorschläge. Was Ew. Durchl. hierüber gnädigst gesonnen sind, wird mein Sohn mir ausrichten können, damit darüber etwas an Goethen gelangen könne."

Dieser treue, in der schonendsten Form gegebene Rat, der Quälerei ein Ende zu machen, drang endlich durch. Der Herzog besuchte selbst (vielleicht mit der Herzogin) am folgenden Tage, den 19., den, wie im Dezember gewöhnlich, leidenden Freund, was er längst hätte thun sollen, und ersuchte ihn wie bisher zum Besten des Theaters fortzuwirken; die Konstitution sollte ihm selbst überlassen sein, das förmliche Reskript in nächster Zeit erfolgen. Dies entnehmen wir den Zeilen, die Goethe am 19. drei Viertel auf 4 an Kirms abgehen ließ: „Nachdem ich heute früh das Glück gehabt, die Gesinnungen unserer Durchlauchtigsten Herrschaften über die Theaterangelegenheiten zu vernehmen, so kann ich Ew. Wohlgeboren zu erkennen geben, daß Sie sehr wohl thun würden, für den Mittwoch [den 21.] ein Stück ankündigen zu lassen, in welchem Becker nicht spielt." Das war eine Art Sühne für dessen Versuch, Goethe zu verdrängen, dessen Stelle er in der letzten Zeit vertreten hatte. Seine Entlassung ward zugestanden. Freilich behielt der Herzog den Ärger, daß er hatte nachgeben müssen, da er Goethes Ehre gekränkt; noch tiefer verstimmt blieb die Jagemann, daß sie diesmal, wo alles so gut gestanden, doch den kürzern gezogen. Goethe hatte seine Ehre gegen den mißleiteten Herzog ehrlich und würdig gewahrt.

Auch während dieser traurigen Zeit hatte er noch seine Mittwochmorgen fortgesetzt, die Gesellschaftsabende der Schopenhauer besucht, sich für den sterbenden Fernow bei Cotta verwandt, die Schopenhauer bei dessen Tode getröstet, die Literaturzeitung bedacht, besonders an der Geschichte der Farbenlehre weiter gearbeitet, hatte mehrere Besuche empfangen, wie den des Malers Kügelgen, der ihn auch malte, endlich mancher geschäftlichen Angelegenheiten sich angenommen. Nur zu Zeiten, wo er sich wohl fühlte und der Druck der Theaterangelegenheit nachließ, wandte er sich auch einmal an die Freunde. So schrieb er den 15. an Zelter, bei dem er sich sogar erkundigte, wo und zu welchem Preise ein paar ungedruckte Kotzebuesche Stücke zu haben seien. Freilich klagte er am 17. gegen Knebel, er werde von den nächsten und ir-

dischen Dingen so gedroschen, daß er das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere, es dränge ihn allerlei: aber gerade damals schien alles beruhigt.

Nach dem Besuche des Herzogs nahm er sich wieder des Theaters an, was er um so eifriger thun mußte, je mehr es diese sechs Wochen her bei der herrschenden Ungewißheit gelitten hatte. Am 24. entwarf Voigt nach Karl Augusts Angabe das Reskript an Goethe in folgender Weise: „Da wir angelegentlich wünschten, daß die bisher mit so günstigem Erfolg dirigierte Hoftheateranstalt wider alle Zufälligkeit mehr gesichert und dauerhaft begründet werden möge, so haben wir auf eure Einsicht und Erfahrung das Zutrauen gesetzt, daß durch eine von euch entworfene Konstitution jene Absicht am besten erfüllt werden könne. Wir beauftragen euch daher und begehren hiermit gnädigst, ihr wollet euch während des nächsten Quartals mit Abfassung einer dergleichen Konstitution bemühen und dabei von Unsern euch bekannten Ideen Gebrauch machen, zu welchem Ende Wir inzwischen euch die artistische Einrichtung und Direktion des Theaters für eure Person ganz allein übertragen, auch euch die Ergreifung aller der Maßregeln überlassen, die ihr zur Erreichung der Absicht für nötig ansehen und wovon ihr Uns allenfalls nur mündlich unterrichten werdet." Goethe war mit dieser ihm im Entwurf mitgeteilten Fassung nicht unzufrieden, aber der Herzog konnte es auch diesmal nicht unterlassen, den Schluß in herrschaftlicherer Weise umzugestalten. Er schloß das Reskript nach „bemühen" mit den Worten: „und den Erfolg davon nach Ostern an Uns schriftlich einreichen. Was in der Zwischenzeit für Maßregeln zur Erhaltung des Ganzen zu ergreifen sind, habet ihr Uns von Zeit zu Zeit, wie die Umstände es erfordern, mündlich zu berichten; das Detail davon werdet ihr einstweilen wie zuvor nach bestem Wissen und Gewissen besorgen." Gegen Voigt äußerte der Herzog, seine Änderung drücke den Zustand des nächsten Vierteljahres am deutlichsten aus und setze Goethe in den Stand, ohne Zwang das gestern Abgeredete zu besorgen. Als dieser am 27. das ausgefertigte Reskript empfing, machte ihn die ihm vorher nicht mitgeteilte Änderung stutzig. „Es ist recht schön andere zu schonen", schrieb er an Voigt, „aber ich habe bei dieser Gelegenheit alle Ursache an mich zu denken." Abends wollte er sich darüber mit Voigt besprechen, was aber erst am folgenden Tage wirklich geschah. Voigt wird ihn beruhigt haben. So griff er denn wieder thätig ein, aber das Verhältnis zu Karl August, der sich ihm zu sehr als Gebieter gezeigt hatte, blieb kalt.

Wahrscheinlich gehört in die nächste Zeit auch die höchst widerwärtige Verstimmung, in welcher wir Karl August finden, auf Veranlassung von Goethes Verweigerung der Heirat des mit seiner Frau sehr vertrauten Schau-

spielers Deny, von der drei Billette des Herzogs an Voigt unwillkommene Zeugen sind. Das erste lautet: „Ich bitte [schicke] den Goetheschen Unsinn und die ethisch-poetisch-moralisch-politische Einkleidung seiner Herrschsucht und, wie er selbst es ausdrückt, Tyrannei, ohne die Einflüsse der Gemahlin zu benennen, die Deny gern für sich behielt' und die Ehe nicht zulassen will. Da ich mit meinen Departementsvorstehern hie und da so gequält bin, daß ich jedesmal abwägen muß, so lege ich auf Ihre Wagschale die projektierte Resolution beiliegend und bitte um Ihre Meinung." Das zweite Billett enthielt den Wunsch, Voigt möge Goethes „Exaltationen" und sein Votum ihm senden, da er seine Frau „die sehr wunderbare Meinung eines kleinen Tyrannen" lesen lassen wolle. Im dritten hören wir, diese habe sich auch verwundert über Goethes „wohlredende Schreibseligkeit, ergossen bei Denys Heiratsgesuch, besonders über die grausamen Verweigerungen in mehrern Fällen".

Zacharias Werner, längst vorher angekündigt, kam am 27. Dezember wieder nach Weimar, wo er, da sein Mystizismus unverbesserlich war, bei Goethe nicht die frühere freundliche Aufnahme fand. Vielleicht hatte ihn die von den Zeitungen gebrachte Kunde, Goethe habe die Theaterdirektion niedergelegt, zum wiederholten Besuche Weimars veranlaßt, wo er Goethes Stelle einzunehmen und das Theater wieder, zunächst mit seiner „Kunigunde", zu beleben gedachte. Aber die Theaterhändel waren beseitigt und Goethe hatte bereits des Sophokles „Antigone" nach der Bearbeitung von Rochlitz zum Geburtstage der Herzogin bestimmt. Am letzten Jahrestage, wo Werner in größerer Gesellschaft bei Goethe speiste, kam dessen Zorn über ein übelmystisches Sonett desselben zum Ausbruch. Freundlichere Aufnahme fand Werner bei Hofe, von dem sich Goethe fern hielt, und bei der Schopenhauer. Trotz der Not des Landes wurde der Neujahrsabend vielfach gefeiert; Goethe blieb zu Hause, während seine Frau mit Riemer den Ball auf dem Stadthause besuchte.

Voigt hatte unterdessen neben so vielen andern Geschäften das schwierige Werk des Entwurfes einer gemeinsamen Landesverfassung zu Stande gebracht, der am 9. Januar den zum erstenmal vereinigten Ständen der drei Landschaften vorgelegt wurde. Die Geschäfte der neuen Landschaft sollten von einer ständischen Deputation geführt werden, in welche die drei Kreise zwölf von der Ritterschaft, den Städten und der Universität auf sechs Jahre gewählte Mitglieder sandten, deren Vorsitz ein auf Lebenszeit gewählter Generallandschaftsdirektor führte. Die Verwaltung des Steuerwesens und der Landeskassen wurde einem Landschaftskollegium übertragen, auf welches auch die entsprechenden Verwaltungszweige übergingen; demselben standen ein Präsident und ein Vizepräsident vor, Mitglieder waren ein Abgeordneter der

Landschaft und die von der ständischen Deputation gewählten Landräte. Zum Generallandschaftsdirektor war Voigts alter Freund, der im vorigen Jahre in Ruhestand getretene Gothaische Minister von Ziegesar gewählt; Präsident des Landschaftskollegiums ward Geheimerat von Schardt, Vizepräsident von Müffling. Dem Landschaftskollegium wurden auch die Kriegssachen zugewiesen, die bisherige Kriegskommission aufgehoben; es geschah dies auf besondern Befehl des Herzogs, der das Militärwesen dadurch noch mehr zur Landessache gemacht wissen wollte. Diese neue Schöpfung Karl Augusts war ein entschiedener Fortschritt.

Das Theater nahm besonders Goethes Sorge in Anspruch. Er hatte Rochlitz zur Vollendung seiner Bearbeitung der Sophokleischen „Antigone" aufgefordert, aber als er die Handschrift erhielt, ihm (am 8. Dezember) vertrauen müssen, daß er die Leitung des Theaters niedergelegt habe und noch nicht wisse, ob er im Falle sein werde, sie wieder aufzunehmen, doch schon am 9. Januar meldete er, daß er wieder veranlaßt worden, bei ihrem Theater einzugreifen, daß schon die Rollen der „Antigone" ausgeschrieben würden, die Aufführung wahrscheinlich noch im Januar stattfinden werde. Das zum Geburtstage der Herzogin „mit Chor und Kostum à la Grecque" gegebene dreiaktige Stück gefiel außerordentlich; besonders Frau Wolff als Heldin feierte einen großartigen Triumph. „Jedermann war zufrieden und halb erstaunt", schrieb Goethe, „indem man von dieser Klarheit und Einfalt kaum etwas kennt." Er selbst hatte weniges geändert. Von Goethes Stücken wurden im Januar verhältnismäßig viele aufgeführt. Morhard wurde schon am Ende des Jahres „als Sündenbock in die Wüste gestoßen", aber auch Becker verließ Ostern Weimar. Wolffs Gesuch vom 5. um Erhöhung seines Gehaltes fand Gehör; er erhielt eine Zulage von 56 Thaler; war es ja Goethes bedeutendster Schüler, der viele Rollen Beckers übernehmen sollte.

Der von der Jagemann gegen Kranz durchgesetzte Konzertmeister Destouches hatte sich indessen nichts weniger als bewährt; trotzdem wagte er die Theaterkommission beim Herzog zu verklagen, weil sie dem Violinisten Eberwein den von ihm verweigerten Urlaub für eine Reise nach Berlin zu seiner unter Zelter zu machenden weitern Ausbildung erteilt hatte. Karl August forderte am 20. Februar Bericht darüber bis zum Ende des Monats. Goethe erwiderte am 25.: die Kommission mache sich darüber Vorwürfe, daß sie bei der heftigen und unanständigen Weise, wie Destouches sich ihrer Genehmigung des Urlaubs widersetzt, nicht die Strafmittel angewandt habe, die ihr in diesem Falle zu Gebote ständen. Sodann forderte er diesen auf, in Zukunft, wie der zeitige Regisseur thue, Donnerstags bei jeder Session zu erscheinen, um zu vernehmen, was die fürstliche Kommission anzuordnen habe, und zu

berichten, was ihm die Woche über in seinem Geschäfte Förderliches oder Hinderliches begegnet sei. Er schloß etwas spitz: „Unsere Arbeit ist nun bis zur achten Session gediehen, und die ältern Mitglieder der Kommission freuen sich an einem neuen erst hinzugetretenen Mitgliede einen Zeugen zu finden, wie schwer die theatralischen Angelegenheiten in eine ordentliche Geschäfts- und Kanzleiform einzulenken sind. Doch wird sich in der Kontinuation alles thun lassen, wenn Ew. Durchlaucht die Gnade haben, diese ganz nach Ihren uns bekannt gewordenen Absichten angelegten Anfänge mit Nachsicht zu betrachten und mit Huld zu behandeln, besonders auch fürstliche Kommission bei ihrer hergebrachten und zu nachdrücklicher Führung eines bedenklichen Geschäfts unerläßlichen Autorität gnädigst zu schützen." Karl August schrieb an den Rand: „Mit den von der Hoftheaterdirektionskommission gemachten Vorschlägen der interimistischen Anordnung stimme ich zusammen und erwarte in der Folge die fernern Projekte zu einer dauerhaften Einrichtung." Charfreitag wollte der Herzog „zur Erinnerung an seine Jugendfrömmigkeit" Grauns „Tod Jesu" hören, der in früherer Zeit häufig bei Hofe gegeben worden war; das Oratorium sollte im Theater stattfinden und das Eintrittsgeld den „blutarmen Choristen" zugewandt werden. „Bei dieser Gelegenheit würde das Christentum unseres Publikums zu schätzen sein", schrieb Karl August. Goethe machte die dazu nötigen Anordnungen.

Trotz aller Not hatte sich doch zu Weimar in Erinnerung an die einst so glänzenden Maskenzüge die Maskenlust geregt. Zur Geburtstagsredoute des 3. Februar entschlossen sich Falk und Riemer einen durch Dichtung belebten Maskenzug zu stellen und zu einem andern verbanden sich die Mitglieder des Hoftheaters, die mehrere beliebte Personen aus der „Zauberflöte", Trauer- und Lustspielen vorführten. Den Schauspielern mußte natürlich Goethe die Erlaubnis dazu geben, zu dem andern Zuge, an dem seine Frau und Riemer sich beteiligten, steuerte er sogar einiges bei. Werner, der bei dem letzten sich anspruchsvoll eindrängte, hatte sich von Goethe zurückgezogen; erst im Februar nahte er sich ihm wieder. Auf dessen Mahnung, einmal alle seine Kraft zu einem rein menschlichen, durch einfache Mittel wirkenden Drama aufzubieten, hatte er seinen „vierundzwanzigsten Februar" gedichtet, der Goethe so anzog, daß er seine Aufführung sich vorsetzte, ja schon die Rollen ausschreiben ließ. Später hielt sich Werner besonders an den Herzog, dem das tolle, barocke Wesen der Liebesgesellen so viel Spaß machte, daß er ihm im Hause der Jagemann Wohnung gab, wo Werner abends häufig mit dieser und ihrem herzoglichen Liebhaber speiste.

Der Auszug des Weimarischen Kontingents am 14. März erregte große Aufregung, doch hatte der Herzog es bewirkt, daß es wenigstens in Deutsch-

land blieb, wo es leider gegen die braven Tiroler kämpfen mußte. Er selbst beleidigte am 29. März den Polizeipräsidenten von Fritsch durch den in einem Erlaß ihm gemachten Vorwurf, daß er den ihm schuldigen Gehorsam verletzt habe, so tief, daß dieser seine Entlassung nehmen zu müssen glaubte, und sich nur schwer beruhigen ließ. Karl August bemerkte Fritsch unter andern: „Sehr harte Sachen und Widersprüche habe ich mir müssen in meinen Dienstjahren gefallen lassen, selbst geflissentliche Hinderungen meines Wirkens und sehr unangenehme Auslegungen meines Bestrebens, und ich hätte öfter gerechte Ursache gehabt, mich als bemißtraut, verkannt zurückezuziehen: aber das Gefühl hielt mich ab, alles Unternommene aufzugeben, daß es nicht recht sei, alle Hoffnung des Gelingens sich und andern zu versagen, daß bessere Zeiten kommen würden und das Irren menschlich sei. Nicht zu beklagen habe ich mich über mich selber, diesem Gefühle gefolgt zu sein."

Seine Mittwochversammlungen hatte Goethe die drei ersten Monate regelmäßig gehalten, wenn er auch zuweilen sich geistig und leiblich verstimmt fühlte. Besonders bekümmerte ihn der am 27. März vom Kaiser von Österreich an sein Volk und ganz Deutschland ergangene Aufruf, da er davon nur neues Unglück und schrecklichste Verwirrung fürchtete. Doch raffte er sich auf, ja er glaubte auch zur Unterhaltung des Hofes in diesen gedrückten, noch Schlimmeres drohenden Zeilen beitragen zu müssen. Vom 14. April an las er an den Freitagabenden im Kreise der Herzogin den Anfang seiner „Wahlverwandtschaften" vor, welcher die vornehmen Zuhörerinnen so entzückte, daß sie ihn zur Vollendung anfeuerten. Am 23. war Bernadotte als Führer der Sächsischen Verbündeten in Weimar, wo man ihm auf dem Stadthause einen Ball gab. Auch Goethe mußte erscheinen und unterhielt sich lange mit ihm. Die am 26. eintreffende Kunde von Napoleons Siege bei Eckmühl (am 22.) sollte ihn erschüttern, obgleich er auf Schlimmes gefaßt war; der Herzog wurde davon niedergeschmettert. Am Morgen des 29. begab er sich mit Riemer nach Jena, um neben seinen Geschäften in größerer Ruhe seine „Wahlverwandtschaften" zu beendigen. Der Herzog, der wieder freundlich mit ihm verkehrte, erwiderte auf die Meldung seiner Entfernung: „Zur Reise wünsche ich viel Glück, und in Jena wirst du gewiß gute, gemeinnützliche Einrichtungen treffen." An Werner sandte Goethe jetzt die Urschrift seines „vierundzwanzigsten Februars" zurück, eine Abschrift und die Rollen hielt er zurück. „Wir dürfen uns nicht leugnen, daß die Aufführung des Stücks einige Gefahr hat", schrieb er ihm. „Deswegen lassen Sie mich damit so lange zaudern, bis ich mit Mut und Überzeugung daran gehen kann, und glauben Sie, daß ich auch hierbei Ihr Bestes im Sinne habe."

Schon auf dem Wege nach Jena war es Goethe unwohl geworden,

gleich nach der Ankunft erlitt er einen starken Anfall seines alten Übels, von dem er so lange frei geblieben war; und leider durfte er bei den kriegerischen Zuständen nicht wohl hoffen, nach dem ihm so wohlthätigen Karlsbad zu gelangen. Schon am 3. Mai konnte er sich wieder der Geschichte der Farbenlehre zuwenden, am 11. und 12. die längst vom Rheine aus ihm abverlangte Feier der am 13. Januar bei heldenmütiger Rettung untergegangenen Johanna Sebus in einer dramatischen Ballade ausführen. Aber noch fühlte er sich so geschwächt und unbehaglich, daß er gegen die Freunde schwieg. Dazu kam den 18. ein unangenehmer Auftritt mit Riemer, der mit seiner untergeordneten Stellung unzufrieden war. Am 20. und 21. sah er seine „Johanna Sebus" durch und ließ sie dann besonders drucken. Und nun erst wandte er sich an Voigt, dem er zum Geburtstage seiner Gattin Glück wünschte. Auch übersandte er diesem Briefe des jüngern Prof. Voigt, der den Wunsch aussprach, ihm eine Reise nach Paris zu ermöglichen. Goethe wußte, wie schwer in dieser Zeit eine Unterstützung zu erlangen sei, doch gedenke der Minister vielleicht einmal mündlich der Sache gegen den Herzog. Erst am 26. fuhr er am Romane fort, aber mitten aus der besten Stimmung schreckte ihn die falsche Nachricht, daß die Österreicher infolge der Niederlage des Generals Thielemann Weimar überfallen würden. Am 13. Juni kehrte er nach Weimar zurück, wo er sich bald überzeugte, daß von den Österreichern nichts zu fürchten sei. Aber dennoch dehnten sich die einigen Tage, die er zu bleiben gedacht hatte, zu sechs Wochen aus. Der Herzog war dem erbprinzlichen Paare, das endlich von Petersburg zurückkehrte, bis Leipzig entgegengefahren; am Mittag des 15. trafen sie zusammen in Weimar ein. Goethe fand am 17. die Großfürstin ganz munter und gnädig, obgleich der Ernst der Tage auch auf ihr zu ruhen schien. Am 29. sandte er Karl August die Hackertschen Papiere zurück, da er auf die Bedingungen, welche die angeblichen Erben ihm durch dessen Vermittlung gestellt hatten, nicht eingehen konnte. Der Herzog war in äußerster Bewegung, auch noch ehe die Tage bei Wagram, wo sein Sohn Bernhard als junger Held auf Napoleons Seite kämpfen mußte, Österreichs Macht vernichtet hatten. Die Schauspieler befanden sich noch in Weimar; am 1. Juli wurde das Schauspiel in Weimar geschlossen, die Oper sollte diesmal nicht mit nach Lauchstädt gehen, sondern jeden Sonnabend in Weimar spielen, so daß Goethes Trennung beider schon versucht wurde. Am 9. schrieb der Herzog an Goethe: „Bei der Menge Leute, die heute da waren, konnte ich nicht an die Theatralia [die Bestimmung der aufzuführenden Opern] kommen. Gestern wurde auf künftigen Sonnabend ‚die Entführung' [nach der Vorstellung von einem Schauspieler] angesagt; mag sein! Hinterdrein soll, wie ich heute von Kirms erfahre, ‚Müllerin', ‚Cosa rara' u. s. w.

sein, lauter Sachen, die man sich in den Winterzeiten lahm gehört hat. Wie ich dir neulich sagte, so wünschte ich den Sommer hindurch einige von den alten kleinen lustigen Sachen zu hören, die uns jetzt wieder neu sind, da sie gewiß binnen 10 Jahren nicht sind gegeben worden, und die wir bei dem eingeschränkten Personale und der Mangelhaftigkeit der Besetzung geben können. Ich habe das Verzeichnis der Opern, will mir etliche auslesen und mit der Jagemann besprechen, was etwa praktikabel sein möchte oder nicht, um dir dann morgen meine Vorschläge zu schicken oder übermorgen." Am 20. empfahl er eine Posse von Falk, die dieser neulich vorgelesen, und worauf er viel Wert lege. An dem Dinge sei zwar nichts, doch spiele es nur 20 Minuten und die Aufführung würde Falk lieber sein als eine goldene Dose. Deshalb könnte er es wohl einmal einen Sonnabend mit durchlaufen lassen. An demselben Tage beängstigte der Herzog von Braunschweig-Öls beim Vordringen aus Böhmen nach dem Königreich Westfalen die Weimarische Grenze. Den König Hieronymus, diesen wunderlichen Heiligen, hatte man fünf Tage vorher bei seinem einer Flucht ähnlichen Rückzug zu Gast gehabt und ihn mit Glucks „Iphigenie" bewirtet.

Ehe Goethe am 23. nach Jena zurückging, brachte er bei Voigt eine mit dem Herzog besprochene, ja, wie es scheint, von diesem angeregte Angelegenheit zur Sprache. Karl August hatte im vorigen Jahre die Zeichenschule aus dem zum Abbruch bestimmten Hintergebäude des roten Schlosses in das Fürstenhaus verlegen lassen, wobei er schon die Absicht gehabt zu haben scheint, dieser Anstalt eine weitere Bestimmung zu geben. Jagemann ward nach seiner Rückkunft aus Italien bei ihr als Professor angestellt, und von diesem ging wohl der Gedanke aus, mit ihr eine Gemäldesammlung zu verbinden Goethe sollte denselben Voigt vortragen und ihn zugleich bitten, mit ihm in die Oberaufsicht der Zeichenschule zu treten, wodurch es möglich werde, alle Anstalten des Herzogtums für Wissenschaft und Kunst einer Oberaufsicht zu unterstellen. Einen darauf bezüglichen Aufsatz ließ er Voigt mit einem Begleitungsschreiben durch Meyer überreichen. Es sollten die in Weimar zerstreuten, dem Herzoge zugehörenden Gemälde und Zeichnungen auf eine schickliche und geschmackvolle Weise aufgestellt werden, was einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden wie auch den Studierenden höchst angenehm und nützlich sein werde. „Wollten Ew. Exzellenz mir hierüber Ihre Gesinnungen gefällig eröffnen und Serenissimi Beistimmung zu der Sache gewinnen", hieß es im Briefe, „so würde alles leicht vorzubereiten und in guten Stunden hoffentlicher Friedensruhe bequem auszuführen sein, indem eigentlich keine Veränderung vorgeht, sondern nur die Fäden, die sich ohnehin bisher zusammenneigten, völlig in eins geknüpft werden." In Weimar hielt damals

Meyer der Großfürstin, der Prinzessin und dem Erbherzog wöchentlich dreimal Vorlesungen über Kunstgeschichte, die er volle zwei Jahre lang fortsetzte. Die Großfürstin schrieb selbst ein Heft nach. Aber nicht bloß mit Kunst beschäftigte sich diese, sondern auch mit Philosophie und deren Geschichte.

In Jena begann Goethe sogleich den Druck der „Wahlverwandschaften", dichtete weiter daran und betrieb seine Geschäftssachen. So kam jetzt erst der Verkauf von Fernows Nachlaß an den Herzog zum Abschluß; er war für die Erben so vorteilhaft wie für den Herzog ehrenvoll, der Bibliothek günstig. Eine Bitte des Jenaischen Schloßvoigts befürwortete Goethe, da sie durchaus billig war. Die Erlaubnis zu einem Ständchen für den Prorektor hatte er beanstandet, besonders wegen der Spaltung der Akademie, und wie recht er hatte, zeigten die noch vor jenem Tage ausgebrochenen Händel zwischen Finnländern und Westfalen, welche denn das Verbot jeder öffentlichen Feier zur Folge hatten. Goethe schrieb darüber an Voigt am 4. August: „Die gewöhnlichen Formen werden wohl hinreichen, um auszumachen, daß derjenige, der Schläge gekriegt hat, sie trage, wer verwundet worden ist, sich heilen lasse, und wer an den Wunden gestorben ist, begraben werde. Ich bin überzeugt, daß jeder alte Akademikus hierüber höchst beruhigt zu Bette geht." Aber Karl August nahm die Sache nicht so leicht. Voigt, der im Verdachte zu großer Milde und Bedachtsamkeit stand, konnte dessen „Eifer und Schnelligkeit" nicht aufhalten; diese immer wiederkehrenden wüsten Raufereien erbitterten ihn; er bestand auf genauester Untersuchung und Relegation der sämtlichen sechzehn Schuldigen. Eine Freude war es für Goethe, daß er dem jungen Voigt, da der Herzog auf eine Unterstützung nicht eingehen konnte, aus „einer durch Sparsamkeit gut erhaltenen Kasse" die Mittel zu seiner wissenschaftlichen Reise nach Paris bieten konnte. In dem angeführten Briefe schreibt er seinem Mitkommissar, er sei gerade damit beschäftigt. „Es wäre einmal Zeit, daß uns in unsern alten Tagen irgend einer für die vielen verschwendeten Ausgaben halbweg schadlos hielte. Wenn ich diesmal Ausgabe sage, so nehme ich es mehr gemütlich als der Kasse nach. Mit dem Detail will ich, da es eine Kleinigkeit ist, Ew. Exzellenz nicht beschweren. Er wird bei seiner Durchreise aufwarten und sich Ihren Segen erbitten. Mit Peucer [Gesandtschaftssekretär in Paris] und sonst will ich das Nötige besorgen." Gleichzeitig gedenkt Goethe eines nützlichen Neubaus des Herzogs, der am 1. August, welchen Tag Karl August gern durch ein gutes Unternehmen feierte, eingeweiht worden war. Bei Kreuzburg im Eisenachischen veranlaßten eine Wassermühle und ein Wehr in der Werra häufig Überschwemmungen. Als der Herzog einst Zeuge davon war, beschloß er sofort beide einzureißen und an geeigneterer Stelle eine neue Mühle erbauen zu lassen. „Ich wünsche bestens [beim Herzog] empfohlen zu

sein", äußert Goethe gegen Voigt, „und leugne nicht, daß wir wohl bei dem Mühlenfest in Kreuzburg persönlich uns hätten einfinden sollen." Voigt war auch durch Unwohlsein verhindert gewesen, hatte aber ein dieses schöne Unternehmen feierndes Gedicht an diesem Tage dem Herzog zum Nachtisch überreichen lassen. Auch die sonderbaren, bei Köstritz ausgegrabenen, vom Fürsten von Reuß ihm mitgeteilten metallenen Gegenstände aus heidnischer Zeit zogen Goethe so an, daß er ihnen ernstliche Studien widmete; der Guß derselben zeuge von großer Kunst und, wie unansehnlich sie auch seien, immer, meinte er, bildeten sie ein Glied in der Kette der Altertumsforschung, die unsere Enkel so gut als uns und unsere Großväter interessieren werde.

Am 3. August genehmigte der Herzog durch seine Unterschrift den Vorschlag Goethes wegen der Kunstsammlung, und es wurden sodann der Kunstnachlaß der Herzogin Amalia, die Zeichnungen von Carstens und herzogliche Gemälde in zwei Zimmer auf dem linken Flügel des Fürstenhauses gebracht und die Aufsicht Bibliotheksbeamten gegeben, die auch sonst bei der Zeichenschule beschäftigt waren. Zugleich erfolgte die Ernennung der „Oberaufsicht der unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst" unter Goethe und Voigt.

Ende des Monats wollte es nicht recht mit Goethe fort; da erfreute ihn am 1. September ein Besuch der Herzogin, des Erbprinzen, der Großfürstin, der Prinzessin und des Prinzen Bernhard. Die Damen erkundigten sich nach dem Fortschritt des Romans, und die Herzogin wünschte, daß er so lange sich der Jenaischen Ruhe erfreue, bis er diesen zu Ende gebracht. Bei dem fürstlichen Besuche mußte ihm um so mehr der traurige Zustand des obern Stockes des Jenaischen Schlosses auffallen. Gleich am folgenden Tage äußerte er gegen Voigt, daß hier etwas geschehen müsse. „Wenn man nur aufs Frühjahr die Decken zu weißen, die Wände zu vergleichen und die Fensterrahmen nachzubessern anfinge, so würden es doch wieder reinliche Räume. Es ist eine Sache von ein paar hundert Thalern, und unsere gnädigsten Damen, besonders die regierende Herzogin, wäre gewiß manchmal auf einen Tag hüben, wenn Sie nur nicht ganz unter freiem Himmel leben müßte. Indessen sehe ich wohl, auf dem gewöhnlichen Wege unserer Bauanschläge und Anstalten ist hier nichts zu thun." Von der durch die bevorstehende Einführung der neuen Stadtordnung zu erwartenden Änderung des Jenaischen Stadtrates hoffte er wenig für bessere Polizei, da er die Siechheit dieses Körpers zu lange kenne. Eine neue Stadtordnung wurde von Geheimerat Müller ausgearbeitet, im folgenden Jahre wirklich erteilt, aber erst 1811 mit einer warmen Rede von Müller eingeführt. Zum Geburtstage wünschte er am 3. dem Herzog Glück. Dieser antwortete sofort: „Meinen besten Dank für deinen Anteil an dem heutigen Tage statte ich dir ab. Wenn du thätig froh und wohl bist, so

lange ich noch mit dir gute Tage erleben kann, wird mir mein Dasein schätzbar bleiben. Leb wohl. — Wen an Göttlings Stelle? doch einen sehr bedeutenden?" Der berühmte Chemiker war am 1. gestorben, wodurch Goethe die Mühe einer tüchtigen Wiederbesetzung zufiel. Am Abende gab der Herzog der Frau von Stein dadurch großen Anstoß, daß er sich rasch von der glänzenden Feier bei Hofe entfernte, um sich im Römischen Hause mit der Jagemann zu vergnügen. Kaum hatte Goethe nach der Mitte des Monats seinen Roman geendigt, als er wieder einen Anfall seines Übels, wohl infolge seiner Seelenaufregung, erlitt. Als er am 26., eben notdürftig hergestellt, Voigt für seine letzten Zuschriften dankte, bemerkte er, das Böse sei, daß viele Tage dazu gehörten, die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlichen Augenblicke wieder ins Gleiche zu bringen. Der Roman sei indessen zu stande gekommen und in etwa drei Wochen werde ein wunderliches Gebilde vor ihm erscheinen. „Die letzten antianarchischen Operationen in Jena", heißt es weiter, „haben wenigstens den Effekt einer großen äußern Stille hervorgebracht. Mit einiger Konsequenz wäre dieser Schein für alle Zeiten zur Wirklichkeit umzuwandeln. Vielleicht macht sich auch das noch, wie manches andere, an dem ich seit vielen Jahren hoffend zweifelte." Wegen der Göttlingischen Stelle, um die schon manche sich beworben, müsse man einige Zeit ruhig abwarten. Auch er glaube, das Wünschenswerteste wäre, wenn Trommsdorff in Erfurt „mit seinem Verdienst, Namen, [pharmaceutisch-chemischem] Institut, und was alles daran hängt", nach Jena käme; wollte man ihm gleich einen Antrag machen, so würde er Forderungen stellen, die sie weder erfüllen möchten noch könnten. Sein Rat wäre, man solle ihn, nachdem man etwa drei Wochen Briefe, Anträge und manches sich neu hervorthuende abgewartet, dadurch reizen, sich selbst anzubieten, daß man einen wählen zu wollen scheine. Verzeihen Sie, wenn ich gar zu klug scheinen will." Doch am 29. sandte er an Voigt nebst dem ersten Teile seines Romans auch alles, was sich auf die chemische Stelle bezog. Um diese Zeit nahm Meyer Goethes Rat wegen griechischer Sprüche in Anspruch, welche er auf einem Armband und einem Dintenfaß anbringen wollte, welche die Großfürstin und die Prinzessin bei der im nächsten Jahre erfolgenden Trennung sich als Studiengenossinnen geben wollten. Wahrscheinlich war es Goethe, der auf dem von der Prinzessin zu verehrenden Tintenfasse einen Helm, auf dem eine Eule sitzt, und zwei Sterne mit den griechischen Namen der Athene und der Dioskuren anzubringen riet.

Am 1. Oktober war endlich der letzte Druckbogen von Goethes Roman korrigiert, am 3. ausgedruckt. Vier Tage später kehrte der Dichter ganz frisch und kräftig nach Weimar zurück, wo ihn die verfrühte Kunde vom geschlossenen Frieden empfing, der erst eine Woche später unter den allerschwersten Opfern

Österreichs in Wien geschlossen ward. Hatte Goethe schon früher Frau von Stein erklärt, daß er die Theaterleitung niederlegen werde, weil die Jagemann ihm dabei manchen Verdruß mache, so mußte ihm diese jetzt noch unbequemer fallen, seit sie der Herzog mit dem Gute Heygendorf beschenkt und zur Frau von Heygendorf erhoben hatte. Der Herzogin brachte er das erste vollständige Exemplar seines tragischen Romans, der ihm, wie einst „Werther", aus voller Seele geflossen, wenn er auch nicht aus einem eigenen Erlebnis hervorgegangen und nicht so rasch hingeworfen, sondern mit reifem Kunstbewußtsein gebildet war. Wie lästig ihm das Theater fiel, zeigt seine Äußerung vom 13: „Gestern waren leider Theatersachen von morgens bis abends an der Tagesordnung, und machten mich zu jeder Pflicht und zu jedem vernünftigen Gedanken unfähig." Die Herzogin erfreute ihn zum Danke für seinen gehaltvollen Roman, dessen Anfang er bei ihr im Frühjahr vorgelesen hatte, durch ein von Frau von Stein ihm überreichtes Andenken. An dem geselligen Leben nahm er freundlich Teil; bei der Prinzessin erschien er jetzt an den Mittwochmorgen, bei der Herzogin an den Freitagabenden, er selbst empfing die Damen an den Sonntagmorgen bei den Vorträgen seines Singchors. Er arbeitete damals an der Vollendung der Geschichte der Farbenlehre und beschäftigte sich mit der Ordnung seiner Sammlungen. Sein August war von Heidelberg zurückgekommen; Ende Oktober sollte er zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Jena gehen. Bei der Herzogin entzückte er die Damen durch Vorlesung seiner „Neuen Melusine". Leider war diese selbst leidend und die in Weimar herrschenden Nervenfieber machten eine böse Stimmung. Sehr erbittert war er damals auf „die edlen Preußen", die Weimar und Jena „auf mehr als eine Weise gern zerstört hätten"; die Aussichten des Preußischen Staates schienen ihm keineswegs günstig. Er ahnte nicht das unter der Asche glimmende Feuer, dessen Schürung sich sein Herzog heimlich angelegen sein ließ. Wiederum gab die Großfürstin für die Jenaischen Anstalten ein Geschenk zu einer durch ihre Oberhofmeisterin ihr empfohlenen guten Absicht. „Wir wollen sehen, inwiefern und inwieweit sie zu erreichen ist", schrieb er an Frau von Stein. Auch die Literaturzeitung bedachte er. An Eichstädt sandte er eine kurze Anzeige, forderte dagegen eine andere früher eingesandte zurück, wenn vielleicht Bedenken gegen die Aufnahme beständen, was er keineswegs übelnehmen würde. Daß Rochlitz die Anzeige seiner „Wahlverwandtschaften" abgelehnt hatte, bedauerte er um so mehr, je einsichtiger dieser sich brieflich darüber gegen ihn geäußert habe. Aufrichtig wünsche er, daß vorerst eine Anzeige des Romans unterbleibe. Zu den meisten Rezensenten der Literaturzeitung in diesem Fache habe er kein sonderliches Zutrauen; bald herrsche rhadamantische Strenge, bald die größte Nachsicht,

bald Vorurteil und Tücke, bald unzulängliche Gemeinheit. Bei seinem Eifer für die Literaturzeitung thue es ihm wehe, neben den vortrefflichsten Anzeigen in andern Fächern gerade in diesem Unzulänglichkeit und Verwirrung zu finden. Doch bald erfreute ihn Delbrücks geistvolle und wohlwollende Besprechung.

Am 18. November ward er vom Herzog beauftragt, dem Kantor August Eberhard Müller in Leipzig, welcher der Großfürstin vorteilhaft bekannt geworden, die Bewilligung der Bedingungen anzuzeigen, unter welchen er als Kapellmeister alle Dienste bei Hofe, im Theater, in der Schule und der Kirche, wie sie bisher Destouches versehen, übernehmen zu wollen sich bereit erklärt hatte; die Besoldung von 1600 Thaler werde er zur Hälfte aus seiner Kasse, zur Hälfte aus der großfürstlichen empfangen. Die Versicherung derselben sollte ihm unmittelbar zugestellt werden. Sei dieses erledigt, so möge Goethe dem zeitherigen Konzertmeister Destouches anzeigen, daß er mit Ostern entlassen sei gegen ein lebenslängliches Gnadengehalt von 150 Thaler, eine einmalige Abfindung mit 400 Thaler und Erlaß des Vorschusses von 200 Thaler. Müller nahm dankbar die Stelle an und war bereit, wegen der Dienstverhältnisse als Kapellmeister sich mit Goethe unter Genehmigung des Herzogs zu verständigen. Aber Destouches jammerte und verlangte 400 Thaler Jahrgehalt; deshalb nahm er Goethes Verwendung in Anspruch. Goethe hob beim Herzog hervor, daß dieser, wenn er auch nicht Talent und Kraft genug zu der ihm übertragenen Stelle besessen habe, doch eine Reihe von Jahren sein Möglichstes gethan und keine eigentliche Klage hervorgerufen, ja er selbst hege den Wunsch, Destouches möge nicht der erste sein, der aus den Diensten des Herzogs ganz ungetröstet scheide.

Den 30. erhielt der Generallandschaftsdirektor von Ziegesar vom Herzog ein Andenken seiner Dankbarkeit. „Die Einführung der neuen Konstitution“, schrieb er dabei, „ist eine Epoche für uns und unsere Nachkommen, an die man sich immer freudig erinnern wird, wenn nicht fremde Gewalt das Aufkeimen des Samens hindert, der mit Sorgfalt gesichtet und zweckmäßig ausgestreut worden ist. Stört uns keine äußere Gewalt, so wird, hoffe ich, ein Gemeingeist unsere Nachkommen beleben, dessen Erscheinung wohlthätig gewesen wäre, hätte er sich früher in den deutschen Ländern gezeigt. Ihnen ein Andenken in die Hände zu geben, das Sie zuweilen erinnere, wie dankbar ich bin, daß Sie sich so ernstlich der neuen Konstitution angenommen haben, ist für mich ein Vergnügen, das Sie vermehren werden, wenn Sie dieses Geschenk als ein Zeichen meines Beifalls betrachten. Noch lange werden Sie, hoffe ich, an meiner Seite sich thätig um das Wohl der drei Kreise bemühen, die ihr Vertrauen Ihnen gegeben haben.“

Anfangs Dezember erlitt Goethe wieder einen Anfall seines Übels. Noch

Österreichs in Wien geschlossen ward. Hatte Goethe schon früher Frau von Stein erklärt, daß er die Theaterleitung niederlegen werde, weil die Jagemann ihm dabei manchen Verdruß mache, so mußte ihm diese jetzt noch unbequemer fallen, seit sie der Herzog mit dem Gute Heygendorf beschenkt und zur Frau von Heygendorf erhoben hatte. Der Herzogin brachte er das erste vollständige Exemplar seines tragischen Romans, der ihm, wie einst „Werther", aus voller Seele geflossen, wenn er auch nicht aus einem eigenen Erlebnis hervorgegangen und nicht so rasch hingeworfen, sondern mit reifem Kunstbewußtsein gebildet war. Wie lästig ihm das Theater fiel, zeigt seine Äußerung vom 13: „Gestern waren leider Theatersachen von morgens bis abends an der Tagesordnung, und machten mich zu jeder Pflicht und zu jedem vernünftigen Gedanken unfähig." Die Herzogin erfreute ihn zum Danke für seinen gehaltvollen Roman, dessen Anfang er bei ihr im Frühjahr vorgelesen hatte, durch ein von Frau von Stein ihm überreichtes Andenken. An dem geselligen Leben nahm er freundlich Teil; bei der Prinzessin erschien er jetzt an den Mittwochmorgen, bei der Herzogin an den Freitagabenden, er selbst empfing die Damen an den Sonntagmorgen bei den Vorträgen seines Singchors. Er arbeitete damals an der Vollendung der Geschichte der Farbenlehre und beschäftigte sich mit der Ordnung seiner Sammlungen. Sein August war von Heidelberg zurückgekommen; Ende Oktober sollte er zur Fortsetzung seiner juristischen Studien nach Jena gehen. Bei der Herzogin entzückte er die Damen durch Vorlesung seiner „Neuen Melusine". Leider war diese selbst leidend und die in Weimar herrschenden Nervenfieber machten eine böse Stimmung. Sehr erbittert war er damals auf „die edlen Preußen", die Weimar und Jena „auf mehr als eine Weise gern zerstört hätten"; die Aussichten des Preußischen Staates schienen ihm keineswegs günstig. Er ahnte nicht das unter der Asche glimmende Feuer, dessen Schürung sich sein Herzog heimlich angelegen sein ließ. Wiederum gab die Großfürstin für die Jenaischen Anstalten ein Geschenk zu einer durch ihre Oberhofmeisterin ihr empfohlenen guten Absicht. „Wir wollen sehen, inwiefern und inwieweit sie zu erreichen ist", schrieb er an Frau von Stein. Auch die Literaturzeitung bedachte er. An Eichstädt sandte er eine kurze Anzeige, forderte dagegen eine andere früher eingesandte zurück, wenn vielleicht Bedenken gegen die Aufnahme beständen, was er keineswegs übelnehmen würde. Daß Rochlitz die Anzeige seiner „Wahlverwandtschaften" abgelehnt hatte, bedauerte er um so mehr, je einsichtiger dieser sich brieflich darüber gegen ihn geäußert habe. Aufrichtig wünsche er, daß vorerst eine Anzeige des Romans unterbleibe. Zu den meisten Rezensenten der Literaturzeitung in diesem Fache habe er kein sonderliches Zutrauen; bald herrsche rhadamantische Strenge, bald die größte Nachsicht,

bald Vorurteil und Tücke, bald unzulängliche Gemeinheit. Bei seinem Eifer für die Literaturzeitung thue es ihm wehe, neben den vortrefflichsten Anzeigen in andern Fächern gerade in diesem Unzulänglichkeit und Verwirrung zu finden. Doch bald erfreute ihn Delbrücks geistvolle und wohlwollende Besprechung.

Am 18. November ward er vom Herzog beauftragt, dem Kantor August Eberhard Müller in Leipzig, welcher der Großfürstin vorteilhaft bekannt geworden, die Bewilligung der Bedingungen anzuzeigen, unter welchen er als Kapellmeister alle Dienste bei Hofe, im Theater, in der Schule und der Kirche, wie sie bisher Destouches versehen, übernehmen zu wollen sich bereit erklärt hatte; die Besoldung von 1600 Thaler werde er zur Hälfte aus seiner Kasse, zur Hälfte aus der großfürstlichen empfangen. Die Versicherung derselben sollte ihm unmittelbar zugestellt werden. Sei dieses erledigt, so möge Goethe dem zeitherigen Konzertmeister Destouches anzeigen, daß er mit Ostern entlassen sei gegen ein lebenslängliches Gnadengehalt von 150 Thaler, eine einmalige Abfindung mit 400 Thaler und Erlaß des Vorschusses von 200 Thaler. Müller nahm dankbar die Stelle an und war bereit, wegen der Dienstverhältnisse als Kapellmeister sich mit Goethe unter Genehmigung des Herzogs zu verständigen. Aber Destouches jammerte und verlangte 400 Thaler Jahrgehalt; deshalb nahm er Goethes Verwendung in Anspruch. Goethe hob beim Herzog hervor, daß dieser, wenn er auch nicht Talent und Kraft genug zu der ihm übertragenen Stelle besessen habe, doch eine Reihe von Jahren sein Möglichstes gethan und keine eigentliche Klage hervorgerufen, ja er selbst hege den Wunsch, Destouches möge nicht der erste sein, der aus den Diensten des Herzogs ganz ungetröstet scheide.

Den 30. erhielt der Generallandschaftsdirektor von Ziegesar vom Herzog ein Andenken seiner Dankbarkeit. „Die Einführung der neuen Konstitution“, schrieb er dabei, „ist eine Epoche für uns und unsere Nachkommen, an die man sich immer freudig erinnern wird, wenn nicht fremde Gewalt das Aufkeimen des Samens hindert, der mit Sorgfalt gesichtet und zweckmäßig ausgestreut worden ist. Stört uns keine äußere Gewalt, so wird, hoffe ich, ein Gemeingeist unsere Nachkommen beleben, dessen Erscheinung wohlthätig gewesen wäre, hätte er sich früher in den deutschen Ländern gezeigt. Ihnen ein Andenken in die Hände zu geben, das Sie zuweilen erinnere, wie dankbar ich bin, daß Sie sich so ernstlich der neuen Konstitution angenommen haben, ist für mich ein Vergnügen, das Sie vermehren werden, wenn Sie dieses Geschenk als ein Zeichen meines Beifalls betrachten. Noch lange werden Sie, hoffe ich, an meiner Seite sich thätig um das Wohl der drei Kreise bemühen, die ihr Vertrauen Ihnen gegeben haben.“

Anfangs Dezember erlitt Goethe wieder einen Anfall seines Übels. Noch

am 9. ließ er der Prinzessin sagen, erst nach einigen Wochen dürfe er auszugehen sich getrauen. Ein zweiter Anfall folgte, als er sich einmal in seinen Hausgarten wagte. Auch während seiner Hausquarantäne war er mit der Farbenlehre und manchem Geschäftlichen beschäftigt. In der ersten Hälfte des Dezember schrieb er an Frau von Stein: „Mir geht es wieder so ziemlich und hoffe Sonntag frühe [den 17.] die Freundinnen wieder bei der Musik zu sehen. Wegen des Wunsches unserer gnädigen Freundinnen und Gönnerinnen mündlich. Sie werden sich wundern, daß die verlassene Stelle [der irrsinnig gewordene Bibliothekar Schmidt war gestorben und längst Vulpius für ihn eingetreten] eigentlich keine Stelle ist, und kaum glauben, wie die guten Menschen sich in diesem Departement beholfen haben und behelfen." Auf die Mitteilung, ihr Sohn Fritz und Nicolovius hätten sich in Königsberg an seinem Roman erfreut, beziehen sich die Worte: „Die Teilnahme an meiner Arbeit verhält sich, wie die Entfernungen der Leser, merk' ich wohl." In Weimar hatten wenige seinen Roman freundlich aufgenommen. Dieser Zeit scheinen auch die Zeilen Goethes an Voigt anzugehören, welche sich auf den Prinzen Bernhard beziehen. Man hatte die Frage aufgeworfen, ob es besser sei, diesen in Weimar zu behalten oder ihn wieder zu seinem Regiment nach Dresden gehen zu lassen. Letzteres geschah am 30. Goethe schrieb: „Ew. Exzellenz haben sich meister- und musterhaft wie immer in der prinzlichen Angelegenheit benommen, und so ist nach allen Seiten hin das beste geraten worden. Was auch erfolge, haben wir das Unsrige gethan. Halten Ew. Exzellenz für schicklich, ja nötig, meiner bei der Abdikation von der [größtenteils von Goethe betriebenen] Ilmenauer Steuerangelegenheit [vor dem Landeskollegium, dem diese jetzt anheimfiel] zu gedenken, so wüßte nichts zu erinnern. Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank, daß Sie in diesem wie in andern Geschäften mich zur schlimmsten Zeit körperlicher Leiden und dadurch abgenötigter langen Abwesenheiten so freundlich vertreten und übertragen wollen. In den ältern und neuern Jenaischen Angelegenheiten werde mich bemühen, in Ihrem Sinne zu handeln und von Zeit zu Zeit Nachricht, wie ich hoffe, von fortschreitendem Gelingen zu geben. — Die Akten auf die allgemeine Literaturzeitung bezüglich [es drohte wohl von Preußischer Seite her ein Verbot] werde fleißig und gern lesen, um mir zu vergegenwärtigen, was wir selbst, mehr noch andere, vergessen haben, und nach genommener Einsicht die gegenwärtigen Verhältnisse besser beurteilen und richtiger lenken zu können. Höchst wahrscheinlich löst sich das bedrohliche Gewitter in einen heilsamen Regen auf, wozu Apoll und die Musen mögen Amen! sagen. Ein Brief des Herzogs vom 25. bezieht sich auf das neue Engagement des Schauspielerpaares Wolff. Goethe hatte Kirms beauftragt, dem Herzog deshalb Vortrag zu halten, dieser

aber ihn nicht recht verstanden. Deshalb wünschte er, Goethe möchte selbst sich schriftlich darüber aussprechen. Da den Weimarischen Schauspielern jedes Gastspiel untersagt war, aber Wolff und seine Gattin bei ihrem nächsten Urlaub Gastrollen zu geben gedachten, so hatten sie gewünscht, daß ihr neuer Vertrag bei unterdessen stillschweigend fortdauerndem Gehalt erst nach ihrer Rückkehr beginne. Goethe versprach ihnen schon am 24. November, daß sie, wenn sie wegen der übrigen Bedingungen mit der Theaterkommission einig seien, von ihm einen sechswöchentlichen Urlaub vom 1. April 1810 an mit der Erlaubnis erhalten sollten, auf andern Bühnen von ihrem Talent Vorteil zu ziehen. Um dieses Zugeständnis, welches Goethe machen zu dürfen glaubte, weil der Ruhm der Weimarischen Schauspieler dadurch weiter verbreitet werde, handelte es sich jetzt, wo der Vertrag erneuert werden sollte. Am letzten Tage des Jahres war bei Goethe wieder Sonntagsmusik; dieser bat die Frau von Stein um ihre Teilnahme, damit ihm im Hause, das er bis dahin habe hüten müssen, noch zu Ende des Jahres etwas Wohlthätiges begegne.

Das Jahr 1810 war für Weimar durch die Verlobung, später durch die Vermählung der Prinzessin Karoline festlich bewegt. Da der Januar, in welchen die erstere fiel, Goethe noch in mißlichen Umständen fand, mußte er sich zu Hause zurückhalten. Fortwährend beschäftigte ihn die Farbenlehre, die in diesem Frühjahr endlich im Druck vollendet werden sollte. Das Theater nahm manche Zeit in Anspruch, machte ihm auch wohl Ärger, wie ganz besonders, daß er zum Geburtstage der Herzogin Collins „Bianca della Porta" geben mußte. Für die Literaturzeitung sandte er ein Neujahrsprogramm, „Beiträge zur Geschichte der Schaumünzen neuerer Zeit", das unter seiner Beihülfe Meyer nach Goethes eigener Münzsammlung abgefaßt hatte. Sehr eifrig betrieb er für Jena den Ankauf der geognostischen Sammlung von Bergrat Voigt in Ilmenau, die in gewisser Beziehung ein Denkmal seiner eigenen der Mineralogie gewidmeten Bestrebungen und dessen sei, was unter Karl August in diesem Fach geleistet worden; nur müsse sie für sich getrennt bleiben, nicht, da sie von einem entschiedenen Neptunisten angelegt worden, von dem leidenschaftlichen Vulkanisten Lenz eingeordnet werden. Freilich blieb seine Empfehlung in dieser Zeit noch ohne Erfolg. Am 20. konnte Goethe Frau von Stein besuchen, die er auf sein Singkonzert am folgenden Morgen einlud. Den 22. erhielt er „Anfrage und Anregung" wegen eines auf dem Stadthaussaale bei der Geburtstagsredoute des 2. Februar zu stellenden Maskenzugs, wozu der Gedanke von der Frau Hofmarschall von Egloffstein und der Frau Präsident von Fritsch ausgegangen war. Und sofort war er entschlossen, durch einen Zug der romantischen Poesie, wobei er die Kenntnis der mitteldeutschen Dichtung, die er selbst in Weimar gepflegt, voraussetzen

durfte, einen würdigen Beitrag zu den Hoffestlichkeiten zu liefern. Trotz augenblicklichen Unwohlseins setzte er es durch, daß am Abend des 2. ein glänzender, glücklich gedachter, durch treffliche Stanzen erläuterter Zug den Hof und die edlen Gäste erfreute. Ein Minnesinger und ein Heldendichter sprachen die Stanzen; den erstern hatte Präsident von Fritzsch übernommen, der andere war seinem zwanzigjährigen Sohne August aufgetragen, der vor acht Jahren als Amor der Herzogin das Huldigungsgedicht überreicht hatte, jetzt aber selbstthätiger sich bewähren sollte. Sein trefflicher Vortrag, fast noch mehr die auffallende Ähnlichkeit seiner Stimme mit der des Vaters zog allgemein an. Den folgenden Tag schrieb der Herzog an Goethe, dem er vorher seine besondere Freude über die ausgezeichnete Leistung als Dichter, Ordner und Einüber ausgesprochen haben wird: „Die [Mecklenburger] Prinzen wünschen sehr, deinen ‚Tasso‘ spielen zu sehen. Ich habe mich deswegen mit der Jagemann besprochen, und diese sagt, daß, wenn sie gewiß wäre, daß er heute über acht Tage gespielt würde, so wolle sie sich gleich an ihre Rolle [die Prinzessin, die früher die Schauspielerin Silie gegeben hatte] machen und getraue sich, sie bis dahin zu lernen.“ Auf Goethes sofortige Zustimmung erwiderte er: „Bestelle also den ‚Tasso‘ auf künftigen Sonnabend. Morgen früh komme ein bischen zu mir; ich habe dich über allerhand zu sprechen.“ Der Maskenzug hatte so allgemein, ganz besonders der Großfürstin, gefallen, daß man beschloß, denselben bei der Geburtstagsfeier der Großfürstin am 16., zu welcher der Herzog den großen Saal des neuen Schlosses hergab, zu wiederholen, aber Goethe sollte dazu noch einen andern Zug zu Ehren der Gefeierten dichten, eine Beglückwünschung durch die Russischen Nationen. Er begann die Lieder dazu am 8., sammelte aber zugleich Gedichte Weimarischer und Jenaischer Dichter, die mit diesen unter dem Titel „Völkerwanderung“ gedruckt und überreicht werden sollten. Die Aufführung des „Tasso“ verspätete sich bis zum 14., war aber auch so ausgezeichnet, daß Goethe selbst äußerte, es hieße Gott versuchen, wollte man verlangen, das Stück solle noch einmal so gut gegeben werden. Die Geburtstagsfeier des 16. war wieder ein Triumph für Goethe, der auch selbst unter den Masken erschien. Der Zug mußte zwei Tage darauf, am Vorabend der Abreise der Mecklenburger Prinzen, wiederholt werden. Da der junge Voigt in Paris durch einen Kutscher einen Unfall erlitten hatte, der ihm Kosten machte und ihn eine Zeit zu Hause hielt, so legte Goethe sofort dem Herzog den darauf bezüglichen Brief des Verletzten vor, damit dieser ihn durch eine mäßige Gabe erfreue. Für den 24. Februar hatte er die Aufführung des von diesem Tage bezeichneten Schauerstückes von Werner vorbereitet, die eine gewaltige Wirkung übte. Goethe sagte nach ihr zu den Schauspielern: „Nun sind wir da angekommen, wo ich

euch haben wollte: Natur und Kunst sind jetzt auf das engste mit einander verbunden.“ Unter den vom Herzog zur Aufführung empfohlenen Stücken befand sich auch „Des Esels Schatten“ von Kotzebue, der am 7. März gegeben wurde, aber so mißfiel, daß Karl August am andern Morgen sich deshalb entschuldigte. „Zu meiner Schande bekenne ich, daß ich einen schlechten Esel empfohlen habe“, schrieb er. „Laß ihn aus dem Repertorium des hiesigen Theaters ausstreichen.“

Goethe fand sich darauf sehr angegriffen, so daß es ihn nach seinem stillen Jena trieb; die völlige Heilung erwartete er wieder von Karlsbad. Vor seiner Abreise hatte er abends eine längere bedeutende Unterredung mit dem Herzog. Am 12. März verließ er Weimar. In Jena besorgte er eifrig die Vollendung der „Farbenlehre“ im Drucke, da es ihn drängte, sich endlich dieser beschwerlichen Last zu entledigen. Auch an amtlichen Arbeiten fehlte es nicht, doch fand er noch Zeit, sich im landschaftlichen Zeichnen zu üben, und in geselligen Kreisen, besonders bei Knebel und Frommann, war er oft außerordentlich mitteilend und unterhaltend. Freilich fehlte es auch nicht an hypochondrischen Zeiten. Am Nachmittag des 10. April kam der Herzog auf einige Stunden in Begleitung des Fürsten von Repnitz. Am 27. erwiderte Goethe Frau von Schiller: „Wir haben diese Zeit her ganz eigentlich gemühet, getrieben das, was gethan sein mußte, und weiter keine Freude daran gehabt, als daß es gethan war. So gingen die schönen und mitunter sehr schönen Tage hin, ohne innere Belohnung und ohne Hoffnung einer äußern. Dabei zeigte sich noch etwas sehr Bedenkliches, was aber, wie mich däucht, bloß durch eine einsame krittliche Hypochondrie erzeugt wird. Mir erscheinen nämlich nicht allein das Publikum, sondern auch Gönner, Freunde, Freundinnen, selbst die nächsten, immer unter jener Gestalt des Tyrannen, der den Becher so lang in den Strudel wirft, bis der arme Taucher zugleich mit dem Becher ausbleibt. Da ich mir ein so kühnes Gleichnis [dessen er sich später mehrfach bedient] erlaubt habe, so verzeihen Sie mir gewiß, wenn ich nur weniges hinzufüge. Was zunächst hier zu thun ist, beschäftigt uns noch einige Wochen; dann will ich möglichst eilen, nach Karlsbad zu kommen, weil mein jetziger, leiblich behaglicher Zustand doch nur ein Scheinwesen ist, das, ehe man sichs versieht, in eine sehr unerfreuliche Wirklichkeit umschlagen kann. Indessen muß ich noch einmal meine Weimarischen Lieben besuchen und sehen; denn ich finde höchst nötig, mich von gewissen hypochondrischen Einflüssen zu befreien. Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn mans genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien muß.“

Lange hatte er Voigt geschwiegen, als er diesem am 1. Mai einen ausführlichen Geschäftsbrief schickte. „Einer Einladung nach Hohlstedt [Voigts Gut auf der Hälfte des Wegs von Weimar nach Jena] von E. E. versah ich mich in diesen Tagen bei dem schönen Wetter und während der Abwesenheit unseres gnädigsten Herrn [Karl August war auf der Leipziger Messe]. Allein wie schwer können Sie sich frei und los machen! und ich habe mich indessen darein ergeben, aber nicht ganz. Wäre es vielleicht diese Woche noch möglich, da Serenissimus, wie ich höre, [Sonntag] den 6. wiederkommen. Ich wünsche es um so mehr, als ich mich kaum entschließen kann, nochmals nach Weimar zurückzukehren. Ich habe zwar bisher ohne Schmerzen gelebt und mich deshalb nach Epikurs Lehre über weiter nichts zu beklagen; allein die Gebrechen mucken doch immer hier und dort, und ich habe schon öfters üble Folgen erlebt, wenn ich mich kurz nach einer großen Veränderung fatiguiert und agitiert habe." Wegen des Theaters werde der Regisseur [Genast] kommen, er mit den Mitkommissarien [Kirms und Kruse] schriftlich verhandeln. Über die Bibliothek legte er das letzte Promemoria von Vulpius mit seinen Bemerkungen und Genehmigungen bei, unterstützte auch dessen Vorschlag zur Anstellung eines kleinen Buchbinders. Launig berichtete er über die rastlose Thätigkeit von Lenz, der durch seine Diplome noch immer Leute und Steine gewinne. Professor Fuchs gehe sachte in seinem anatomischen Kabinette zu Werke. Prosektor Homburger sei vor wie nach weder zu bändigen noch zu nutzen, dagegen der neue Anatomiediener jung, brav und thätig, weshalb er ihm mit Voigts Genehmigung manchmal etwas zu Gute thun werde. Die Jahresrechnung der Museen wolle er vor seiner Abreise noch einmal durchgehen. Rentamtmann Kühn sei ein gar ordentlicher, braver Rechnungsführer. Wegen des Mechanikus Otteny, der die Anwartschaft auf die Stelle des Hofmechanikus Körner zu erhalten wünsche, würde er, wenn Voigt zustimme, ein Promemoria für den Herzog abfassen. Die Konsistorialzimmer oberhalb des Reithauses wünschte er für seine Anstalten zu erhalten. Den Ausbau des obern Stockes des Schlosses lasse man mit Recht noch auf sich beruhen, da man, würde er bewohnbar gemacht, nur die Einquartierung anzöge. Gleich darauf folgte er Voigts Einladung nach Hohlstedt, aber nach diesem Ausfluge fühlte er sich höchst unwohl. Der Herzog berichtete ihm am 6.: von Voigt seien zwei Kisten aus Paris angekommen, in welchen die für die Kabinette, die Gärten und den Absender selbst bestimmten Sachen durcheinander geraten und manches sehr beschädigt sei; er möge in einem der beiden nächsten Tage herüberkommen, damit er die Sachen sichte, auch über mancherlei andere Dinge ihm rate. Des Herzogs Berufung regte ihn bei seiner Reizbarkeit fieberhaft auf, wobei der Unmut, daß sein Schützling Voigt so unordentlich

verfahren sei, mitwirken mochte. „Wenn Ew. Durchlaucht wissen könnten", schrieb er, „wie günstig jene letzte nächtliche Unterhaltung bei mir nachwirkt und den Wunsch nach ähnlichen Stunden erregt, so würden Sie fühlen, in welchen Zustand mich Ihr Gestriges versetzt hat. Ich brachte den Abend zu, mehrere Blätter mit der Schilderung meines Zustandes zu füllen: heute Morgen, als sie der Bote abholen will, kann ich sie nicht wegsenden. Unsere heimlichen Laster, geheimen Gebrechen, stillen Leiden nehmen sich auf dem Papiere nicht ergötzlich aus; und warum soll ich nicht lieber, wie so vieles andere, auch die Erlaubnis, gerade von hier ins Karlsbad gehen zu dürfen, ganz allein Ihrer Güte und Nachsicht verdanken? Alles, was mir in Geschäften obliegt, ist teils schriftlich, teils mündlich auf das beste besorgt, und ich hoffe zu Ew. Durchlaucht Zufriedenheit. Nur mit schwerem Herzen bitte ich, mich von einer Tour nach Weimar zu dispensieren, da mir die letzte nach Hohlstedt zum Geheimen Rat Voigt sehr übel bekommen ist. Mehr darf ich nicht sagen, um nicht wieder in die Litanei meiner gestrigen Blätter zu fallen." Voigt müsse bald kommen; er selbst würde bei der Sonderung der Samen nicht viel nutzen. Dürfe er vielleicht den Hofgärtner Wagner schicken? Alles solle auf das beste besorgt werden, was der Herzog schriftlich verlange. Dann ist er wieder in Versuchung, auch dieses Blatt zu vernichten und selbst zu kommen, bis er sich endlich entschließt, Wagner sogleich zu schicken. Wegen des an Voigt gegebenen Vorschusses und über einiges andere die Jenaischen Anstalten Betreffende reiche er nächstens einen Aufsatz ein. Der Herzog, bemerkt er weiter, werde es gewiß gnädig aufnehmen, daß er am Schlusse der Farbenlehre kurz und bündig ausgesprochen, wie viel er ihm schuldig sei. Die betreffende Stelle lautet: „Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch diesmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben." Karl August bedauerte nur, daß er ihn vor seiner Abreise nicht mehr sehen könne. „Ich wünsche dir eine glückliche Reise und den besten Erfolg des Bades. Du lässest ja wohl manchmals etwas von dir hören. Ich gehe Sonnabend [den 12.] wieder nach Leipzig, um einige Käufe zu machen, bin aber balde wieder zurück. Im Juli muß ich nach Teplitz, weil die Gichtanfälle sich sehr gröblich wieder einstellen, und zwar in unangenehmen Formen." Was er sonst mit ihm besprechen wollte, betraf drei Punkte. Das in Dresden auf Bestellung des Herzogs gemachte Modell des Terrains der Jenaer Schlacht sollte nach Jena getragen werden, sobald auf dem obern Stocke des Schlosses ein dazu passender Tisch und ein Glasdeckel vorhanden seien. Zweitens solle das Theater trotz des unbegründeten Einspruchs von Kirms bis Ende Juni zu Weimar bleiben. Von besonderer

Wichtigkeit ist der dritte Punkt. Zufällig war Karl August in einem Nachtquartier mit Eichstädt zusammengekommen, den er über die Besetzung der Jenaischen Professuren befragte. Die medizinische Fakultät, hatte dieser bemerkt, sei ganz erbärmlich, die Hauptkollegia außer der Anatomie würden so gut wie gar nicht gelesen. [Der jüngere Starck war doch ein trefflicher Lehrer.] In der Geschichte sehe es traurig aus [und doch war Luden vorhanden, der in diesem Jahre ordentlicher Professor wurde]; ebenso erbärmlich stehe es mit der Philosophie [Bachmann war Professor der Moral und Politik]; höhere Mathematik werde nicht gelehrt. „Ein Plan muß doch ausgedacht werden, nach welchem Leute angenommen werden sollen“, äußerte Karl August. „That is the question! Die Professur der Chemie kann nicht länger unbesetzt bleiben und muß einen würdigen Lehrer bekommen; mehrere sind in Vorschlag, einer oder zwei haben sich angeboten. Für die medizinische Fakultät habe ich Lust, den hiesigen Hofmedikus Hufeland zu engagieren, da es in dieser Familie Herkommens ist, daß sie gelehrtere Ärzte als gute Praktikanten sind, dabei aber eine wissenschaftliche Tendenz und eine gewisse Eleganz besitzen, die für die höhern Schulen gehört. Der hiesige Hufeland schreibt ebenfalls gewaltig viel und soll viel gute Qualitäten des Bruders besitzen.“ Zuletzt bemerkte er: „Mit dem Dresdener Relief wird noch eine Kiste mitkommen, die aber verschlossen bleiben muß; sie enthält Kostbarkeiten, über welche du dich erstaunen wirst. Noch schicke ich einige Kleinigkeiten, die ich Herrn Bergrat Lenz von mir zu Füßen zu legen bitte, damit er sie ins Kabinett eintrage.“ Goethe spricht in der Erwiderung zunächst seinen lebhaftesten Dank für des Herzogs „huldreiche Kondeszendenz“ aus, und bittet um die Erlaubnis, in Teplitz aufzuwarten. An Kirms habe er geschrieben. Lenz sei hoch aufgesprungen und habe triumphiert, daß er eine noch schönere Dose habe. Merkwürdig seien die versteinerten Hölzer und die große Ähnlichkeit mit Gesichtern einzig artig. Wegen der Akademie werde er seine Gedanken in einem kurzen Aufsatze vorlegen. In Karlsbad wolle er das Ergebnis des vorigjährigen Sprudelausbruches beobachten und sogleich mitteilen. Auch bat er um Entscheidung über einige Beilagen. Darunter war die Mitteilung über die Anfertigung des Skeletts eines schönen Mecklenburger Pferdes; die Schwierigkeit, welche man damit machte, ärgerte Karl August. Über die Besetzung der erledigten Professuren schrieb Goethe den 15. an Voigt: nach seiner geringen Kenntnis der Umstände zweifle er sehr, daß man sich über einen Plan vereinigen oder auch den einfachsten und thunlichsten ausführen könne, doch werde er gern seine Gedanken darüber mitteilen; wegen der chemischen Stelle habe er mit Seebeck nochmals alle in Rede stehenden Personen durchgedacht, ohne zu einer entschiedenen Empfehlung zu gelangen.

Endlich bat er, seinen Sohn, wenn er ihm aufwarte, mit einsichtigem Rat und Anweisung zu unterstützen. Kurz vorher war der junge Voigt von Paris zurückgekehrt, dessen Erzählungen und Mitteilungen wie seine dankbare Neigung Goethe sehr erfreuten. Daß er von der Anstellung des Kapellmeisters Müller eine bessere Gestaltung der Musikverhältnisse in Weimar hoffe, sprach er diesem selbst aus, ja er empfahl ihm auch seine eigene kleine Singanstalt und deren Leiter, den jetzt von Berlin zurückgekehrten Eberwein, für den er zur Zeit eine Verlängerung des Urlaubs erwirkt hatte.

Die der Herzogin gewidmete „Farbenlehre" war im Drucke vollendet, als er am 16. mit Riemer die Reise nach Karlsbad antrat. Für die von dort am 24. dem Herzog gemachten Mitteilungen dankte dieser, konnte aber nur traurige Nachrichten über seine eigene Gesundheit geben, noch schlimmere über die gefährlich erkrankte Prinzessin Marie. Kapellmeister Müller mache seine Sachen vortrefflich; ihm zu Ehren lasse er in der Stadtkirche eine Orgel erbauen. Da man in Karlsbad vernahm, die junge reizende, leider kranke Kaiserin von Österreich Maria Ludovica Beatrix (Kaiser Franz hatte sie in dritter Ehe anfangs 1808 heimgeführt) werde auf einige Zeit die Stadt beglücken, so bat man den Dichter, ein Gedicht zu ihrem Empfange zu liefern, was dieser, obgleich leidend, nicht abschlagen durfte. Am 6. Juni mittags gegen 2 Uhr traf die Kaiserin unter Glockengeläute und Böllerschüssen im Gasthofe zum weißen Löwen ein. Oben am Eingange ihrer Wohnung überreichte eines der vierundzwanzig festlich gekleideten Mädchen ihr auf einem weißen Atlaskissen sein Willkommgedicht; daß Deutschlands berühmtester Dichter diese aus vollem Herzen geflossenen Worte an sie gerichtet, erfuhr sie erst später zu innigster Freude. Da sie mittags mit den unmittelbar neben ihr wohnenden Sächsischen Prinzen und Prinzessinnen in ziemlich beschränktem Raume zusammen speiste, erfolgten keine Einladungen zur Tafel. Abends war sie von 6 Uhr an, wenn sie nicht das Theater besuchte, bis halb 10 auf dem Sächsischen Saale, wo sie sich alle Fremden vom Oberhofmeister Graf Althann oder dessen Gattin vorstellen ließ. In einem gleichzeitigen Bericht heißt es: „Sie sah es gern, wenn die Männer in Stiefeln erschienen, freute sich, wenn die Gesellschaft recht zahlreich und aufgeräumt war; nicht selten war sie selbst die Veranlassung und Aufmunterung zu weitern geselligen Festen. Einen höchst rührenden und entzückenden Anblick gewährte es, diese allgemein verehrte und bedauerte Fürstin in einem einfachen weißen Gewande, die Füße in einen purpursamtenen Fußsack gehüllt mit so ungemeiner Lebendigkeit und Heiterkeit im Kreise der Herren und Damen am Kaminfeuer sitzen und von den geist- und sinnvollsten Reden überfließen zu sehen. Die augenfällige Hinfälligkeit der äußern, dennoch jugendlich schönen Gestalt, diese bleiche Farbe, diese schwin-

benden Formen bei jener überschwänglichen Kraft, Anmut und Beweglichkeit des Gemütes, dieses unendlich geistvolle Gesicht, diese unerschöpfliche Beredtsamkeit, vergesellschaftet mit den zartesten Zügen und den graziösesten Gebärden — so viel Hoheit, Energie und Gediegenheit des Charakters bei gleich großem Liebreiz und weiblich holdseliger Milde — kurz die über die ganze Erscheinung verbreitete unendliche Harmonie der überraschendsten Kontraste — übt eine unumschränkte Gewalt über alle Herzen und Gemüter aus." Auch Goethe wurde ihr vorgestellt und von ihr bezaubert. Da die Kaiserin am 10. den Brunnen besuchen wollte, so bat man ihn um ein Gedicht auf den ihr zu überreichenden Becher, den man nicht nach Gebühr habe schmücken können; er that dies in der von der Kaiserin geliebten Sonettform. An demselben Tage sandte er seinen zweiten Brief an den Herzog, dessen Schluß über den Empfang der Kaiserin und die ersten Tage ihrer Anwesenheit berichtete. Von ihr selbst schrieb er: „Ihr Aussehen ist zart, aber nicht eben kränklich, wie denn wegen ihrer Gesundheitsumstände das Publikum wie die Ärzte geteilter Meinung ist. Sie trinkt Eselsmilch, weil man ihre Brust für angegriffen hält, und scherzt oft über ihre Milchgeschwister. Überhaupt ist sie höchst angenehm, heiter und freundlich. Stirn und Nase erinnern an die Familienbildung [sie war die Nichte des Kaisers]. Ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede schnell, aber deutlich. In ihren Äußerungen hat sie etwas Originelles. Sie spricht über die mannigfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und sonstiges, und drückt durchaus ein eigenes Verhältnis dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, sondern wohl zusammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß. Daß sie übrigens geübt ist, einem jeden etwas Angenehmes aus dem Stegreife zu sagen oder zu erwidern, läßt sich denken. Ihr eigenes Betragen und das der Ihrigen nicht allein, sondern auch ausdrückliche Äußerungen fordern einen jeden auf frei und ungezwungen zu sein." Es ist bezeichnend, daß Goethe weder ihrer Äußerungen gegen ihn, noch seiner Gedichte gedenkt. Von beiden berichtete wohl Prinz Bernhard, der vom 10. an ein paar Tage in Karlsbad war. Goethes leidender Zustand mußte ihn der Kaiserin noch anziehender machen. Aus eigenem Antriebe, zum Danke der gnädigen Zuneigung derselben, dichtete er die drei Stanzen „Der Kaiserin Platz", mit welchem Namen am 16. ein romantischer Ruhesitz benannt wurde, auf den man sie festlich geführt hatte. Maria Ludovica (oder wie sie sich lieber nannte Luise) ward durch diesen Beweis der Zuneigung des edlen Dichters so gerührt, daß sie ihm den ehrenvollen Auftrag gab, durch den Mund der Muse den Karlsbadern zu sagen, wie schwer ihr der Abschied falle. Dies that er in dem

schwungvollen Gedicht „Der Kaiserin Abschied“, das mit den drei ihr früher gewidmeten zusammengedruckt wurde. Dieser Druck wurde ihr wahrscheinlich beim Abschiede am 22. überreicht. Was die Kaiserin gegen ihn geäußert, hielt er als einen kostbaren Schatz vor allen geheim, und so wissen wir auch nicht bestimmt, ob diese ihn nach Wien einlud oder von ihrem Wiedersehen in Teplitz die Rede war.

Nach dem Abschiede der Kaiserin fühlte er sich so angegriffen (ihre Anwesenheit hatte ihn gehoben, aber auch angespannt), daß er zu seiner Herstellung noch vier Wochen in Karlsbad zu bleiben beschloß. Am 1. Juli wurde die Hochzeit der Prinzessin Karoline in Weimar gefeiert, zu welcher er weder in Versen noch in Prosa ihr Glück zu wünschen vermochte. An demselben Tage schrieb ihm Karl August; den Brief überbrachte ihm sein Gutsverwalter von Oberweimar, den er nach dem Heilorte sandte, weil es ihm „etwas gar zu schwarzlebrig“ geworden. Der Herzog fühlte ein so starkes Bedürfnis der Heilkraft von Teplitz, daß er schon vor der Abreise des jungen Ehepaars Weimar verlassen wollte. Zu Fuße könne er freilich jetzt wieder ziemlich fort, aber zum Reiten habe er es noch nicht recht gebracht. Prinz Bernhard und dessen Kammerherr Major von Rühle würden mit ihm in Teplitz sein; letzterer studiere stark seine Farbenlehre und nehme sie mit. Rühle war ein vortrefflich geschulter Kriegsmann, der mit des Herzogs begeistertem Glauben an den Umschwung der Dinge und den freisinnigen Anschauungen Müfflings übereinstimmte. Seine Enkelin finde sich endlich wirklich auf der Besserung“, berichtete der Herzog weiter. Leider sei es jetzt gewiß, daß Sachsen Erfurt erhalte. Der König hatte nicht vergebens Napoleon in Paris besucht. „Wenn uns Blankenhain nur zu Teil wird!“ Die Prinzessin sandte Goethe noch ein liebenswürdiges Abschiedsblatt, wofür er ihr etwas zum Tage der Abreise zu widmen gedachte, aber er konnte nicht dazu kommen, weil er sich zu schwach fühlte, dem Gedanken der Trennung von ihr nachzuhängen. „Ich bleibe ihr Schuldner“, schrieb er den 10. an Knebel.

Am 7. war der Herzog von Weimar abgereist. In Dresden traf er drei Tage später die von Teplitz zum Besuche gekommene Kaiserin. Dort war er zum erstenmal wieder geritten, hatte aber dadurch sein Übel von neuem aufgeregt. Auf einen am 12. in Teplitz erhaltenen Brief Goethes erwiderte Karl August am folgenden Tage: „Ich danke bestens, freue mich sehr deines Fleißes [wahrscheinlich der ihm übersandten Gedichte auf die Kaiserin], deiner Munterkeit und daß ich dich balde hier sehen werde. Notwendig ist es, daß du mir genau den Tag deiner Ankunft und deine Bedürfnisse bestimmst, daß ich für dein Unterkommen sorge; denn dieses ist ein schwerer Artikel in jetziger Zeit. Hier im Hause ist kein Platz. Den [Schlesischen] Fürsten

Lichnowsky habe ich schon näher kennen lernen; er gefällt mir sehr wohl." Von der zu Pillnitz gesehenen Kaiserin schreibt er: „Ich kann nicht leugnen, daß Ihre ausgezeichnete geistreiche Liebenswürdigkeit mich frappiert hat. Sie sagte mir viel Schönes auf deine Rechnung. Wir erwarten Sie morgen Vormittag hier. Der Himmel erhalte Sie lange während dieser Badekur bei uns und noch länger hintendrein auf der Welt! Ich fürchte aber, daß unsere Wünsche nicht erhört werden möchten." Goethe getraute sich nicht, während der Anwesenheit der Kaiserin nach Teplitz zu kommen, weil er sich noch immer sehr angegriffen fühlte und er auch der Karlsbader Kur länger zu bedürfen schien. Auf einen durch den Hauptmann von Blumenstein überbrachten Brief erwiderte der Herzog mit der dringendsten Einladung am 20.: „Komm doch her! Wir wollen dann zu Wasser miteinander nach Dresden gehen. Hier lebt man sehr häuslich und still. Der Zirkel, der mich umgibt, ist angenehm: Müffling, Rühle, Blumenstein, Gentz, [Fürst] Ligne u. s. w. Komm doch her! was willst du immer den alten Weg machen? Bis hierher stößt es nicht so, wie gegen die Heimat; dann ist aller Not ein Ende. Hier lachst du dich über Swoboda recht satt, und über Dresden wirst du dich doch freuen. Laß mich nur balde deine Ankunft wissen, damit ich dich einlogieren kann. Leb wohl!" Aber auch nach der Entfernung der Kaiserin am 23. konnte er Karlsbad nicht, wie er wünschte, verlassen. Erst am 4. August zeigte er dem Herzog seine baldige Ankunft an. Den 9. traf er ein und hatte nun das Glück, mit dem Herzog, der die heilsamste Wirkung vom Bade spürte, drei volle Wochen bei schönstem Wetter in heiterster Gesellschaft zu genießen. Das Zusammenleben gab der Freundschaft neue Wärme. Karl Augusts Gegenwart brachte ihn mit vielen bedeutenden Personen in Berührung. Am erfreulichsten war ihm die Bekanntschaft des Königs von Holland, der seine Krone aus Gewissenhaftigkeit niedergelegt hatte. Goethe wohnte mit ihm in demselben Hause und er war der einzige, den dieser so ganz ungleiche Bruder Napoleons zur Tafel zog. Von den geheimen Verbindungen des Herzogs zur Schürung des vaterländischen Geistes wußte freilich Goethe nichts; gerade hierzu bot der Aufenthalt in Teplitz die beste Gelegenheit, während man in Weimar wegen der Nähe der Französischen Spionerei und der Polizei in Erfurt sich mehr hüten mußte. Bei seinem Abschiede hatte der Herzog Goethe angewiesen, zu Eisenberg im Erzgebirge beim Fürsten Lobkowitz mit dem Sänger Brizzi wegen Gastrollen in Weimar zu verhandeln. Karl August selbst zeigte dem Fürsten die Ankunft Goethes zu diesem Zwecke an, was er ihm am 3. September am Tage seiner mitternächtlichen Abfahrt von Dresden mitteilte. Über den Erfolg berichtete er dem Herzog am 13. von Teplitz aus. „Ew. Durchlaucht gnädigste Empfehlung", schrieb er, „hat mir

einen höchst freundlichen Empfang in Eisenberg verschafft; drei volle Tage habe ich daselbst auf eine sehr angenehme Weise verlebt. Alles empfiehlt sich und der Fürst hofft im November seine Gegenvisite in Weimar machen zu können. Was mit Brizzi verabredet worden und was vorläufig geschehen, erhellet aus beiliegendem Blatt. Das wäre denn auch alles schön und gut, wenn nicht der Preis, den er auf seine Talente setzt, ein wenig stark wäre. Er verlangt 200 Dukaten, die Kosten der Her- und Zurückreise nach München und frei Quartier. Indessen, da Ew. Durchlaucht selbst voraussahen, daß er nicht würde wohlfeil zu haben sein, so ist diese Forderung weniger auffallend. Ich habe jedoch erklärt, daß ich nicht abschlösse, sondern bloß melden würde; daher es noch ganz von HöchstIhro Bestimmung abhängt. Brizzi hofft baldige Resolution, welche Ew. Durchlaucht an den Fürsten selbst könnten gelangen lassen. Die Erfahrung lehrt, daß es besser ist sich mit Virtuosen gleich auf einen entschiedenen Fuß zu setzen; denn am Ende gibt man noch immer mehr an Geschenken und Nachträgen, als man anfangs vorhatte. Ich bin hierüber nicht weitläufiger, weil Ew. Durchlaucht alles selbst bedenken und beherzigen werden. Mein Wunsch ist freilich, daß er zu uns komme; ich habe daher auch vorläufig Partitur und Stimmen angenommen, weil nicht zu säumen ist. Berechne man, daß außer dem Vergnügen, das ein solcher Mann gewährt, fürs Theater mancher Nutzen dadurch entsteht. Kapellmeister Müller kann sich zeigen, und dem Theater kommt doch auch einige außerordentliche Einnahme zu Gute. In diesem Betracht vermindert sich einigermaßen die Summe. Auf alle Fälle wäre ihm ein Bestimmtes für die Reise anzubieten." In einer ersten Nachschrift ward bemerkt, Brizzi verpflichte sich zu vier bis sechs Vorstellungen von Pärs „Achill" in der Zeit vom 24. Oktober bis Ende November. Goethe gibt die Verteilung der Rollen; die Gesamtproben könnten gleich nach Brizzis Ankunft beginnen, die erste Vorstellung anfangs November sein. Eine zweite Nachschrift sprach die lebhaftesten Wünsche für das Wohl des Herzogs und den besten Dank für alle in Teplitz ihm erzeigte Gnade und Güte aus. Am 16. denke er in Dresden zu sein. Der König von Holland, der nun sein Wandnachbar sei, bleibe sich immer gleich, und doch gewinne er immer mehr, je mehr man ihn sehe und höre. Wahrscheinlich kamen schon in Teplitz die ziemlich vollständigen Grundzüge von Goethes Lebensbeschreibung zu Stande, die er seiner Sommerfahrt verdankte, wie er an Cotta schrieb.

Den Herzog hatte in Weimar die Schreckensnachricht von der durch das Zerplatzen dreier französischen Pulverwagen in Eisenach geschehenen Zerstörung empfangen, und er war sofort dahin geeilt. Goethe, der in Teplitz am 13. davon hörte, schrieb erschrocken über dies Unheil: „Solche zufällige Folgen

des Kriegs sind fürchterlicher als die notwendigen." Mit Karl Augusts Genehmigung hielt er sich in Sachsen länger auf. Die Kunstschätze, die Schönheit der Gegend und die Anwesenheit der Fürstin von Solms fesselten ihn zu Dresden, das Bergwerk in Freiberg, die Spinnerei in Chemnitz, in Löbichau die Herzogin von Kurland. Darüber versäumte er die vier Gastvorstellungen, durch welche Iffland in Weimar vom 24. bis zum 27. September Zuschauer und Schauspieler erfreute. Erst am 2. Oktober kam er mit frischem Geist und Mut nach Weimar zurück. Von der Österreichischen Kaiserin und dem König von Holland sprach er mit lebhafter Begeisterung. Gleich in den ersten Tagen überraschte ihn die Anzeige des Herzogs: „Für deinen Sohn August wird ein Dekret als charakterisierter Kammerassessor gefaßt. Sehr freut es mich, wenn ich dir etwas verschaffen kann, was dir auf die Dauer des Lebens Bequemlichsein gewährt. In dieser Absicht schicke ich dir in etlichen Tagen ein paar treue Polen, die dich fahren sollen, und die Anweisung auf das Futter dieser Diener. Den einen hab' ich kastrieren lassen, damit er sich bescheiden aufführe; sowie er den Verlust verschmerzt hat, so wird er und sein sanfterer Kamerad, der trotz seiner Hoden doch bescheiden ist, aufwarten." Major von Hendrich wußte schon am 10., daß der Herzog ihm Kutsche (?) und Pferde schenke, aber unter der Bedingung, daß er wenigstens zweimal wöchentlich bei Hofe speise. Wirklich finden wir ihn jetzt häufiger bei der Hoftafel, in dreizehn Wochen zwanzigmal, am 21. zum erstenmal mit seinem August, der auf den Winter noch nach Jena gehen, dann aber in Kapellendorf die Landwirtschaft und das Rechnungswesen praktisch erlernen sollte. Auch den jungen Fritz von Stein hatte der Herzog schon als Siebzehnjährigen zum Kammerassessor ernannt, wogegen Schillers Söhne eine ähnliche Auszeichnung nicht erlangten. Karl August konnte sich noch immer der Lust der Schweinsjagd nicht enthalten, wie nachteilig auch die Anstrengung seiner Gesundheit schien.

Um diese Zeit waren die Unterhandlungen wegen der chemischen Stelle zu einem glücklichen Ende gelangt. Döbereiner, der Gründer einer chemisch-technologischen Fabrik in Hof, hatte sich zur Übernahme derselben bereit gefunden und war bereits in Jena angekommen. Dagegen hatte Brizzi geschrieben, er könne zur Zeit nicht kommen und statt der Aufführung des „Achill", die für Weimar zu schwierig sei, eine andere Oper vorgeschlagen. Goethe schickte Brizzis „unerfreulichen" Brief dem Herzog, dessen Einsicht dieser verwundeten Sache vielleicht ein Mittel finde. Karl August entschied, er solle Brizzi kommen lassen, aber ohne auf dessen Vorschlag sich näher einzulassen. Bald darauf erwiderte er auf Goethes Bericht: „Nun das ist gut, daß Brizzi kommt. Vielleicht bringt er aber keine Kleider mit? In-

dessen die sind wohl beizuschaffen. Mit so einem katholischen Italiener wird man doch allerhand Maßregeln nehmen müssen, um ihm begreiflich zu machen, daß er, trotz aller überschriebenen Schwierigkeiten, doch den ‚Achill‘ spielen müsse, ohne eine neue Forderung zu machen. Deine angeborene prudentia ex- et interna wird dich hierin schon leiten und inspirieren. Vor der Hand ist fast alles [Dekorationen und Kostüme der Hauptpersonen] fertig bis zur Ankunft des Achills. Mache, daß auch die übrigen Kleidungen [der Choristen und Statisten] dem fremden Achill eine gute Idee der hiesigen Griechen eindrücken, und alles recht anständig, teils neu teils neu gewaschen, auf dem klassischen Boden erscheine. Kirms und Genast haben nicht immer klare Begriffe über die Distinktionen des Reinen und Schmutzigen puncto der Theatergarderobe. Lenz ist in seiner Mineralogie ein anderer Mann wegen der Nomenklatur. Bei der Theatergarderobe ist alles Neue neu und das andere wird nicht unterklassifiziert, sondern erscheint meist klassenlos schmutzig. Ich hätte dich so gerne gestern oder heute wegen des chemischen Instituts in Jena gesprochen, aber du hausetest [bliebst zu Hause]. Göttlings Verzeichnis [seiner zu verkaufenden Sammlung] habe ich; da sind schöne Sachen drinne. Laß doch Döbereiner einen dieser Tage herüber kommen, damit er sehe, was wir hier besitzen, damit er das Göttlingische Verzeichnis einsehe, um zu bestimmen, was man kaufen müsse, um selber mit ihm einen Akkord über die jährliche Unterhaltung des zu brauchenden chemischen Apparats zu schließen, um die Taxe der Göttlingischen Sachen, die wir kaufen müssen, zu fixieren. Morgen bin ich nicht zu Hause, aber übermorgen.“ Döbereiner kam auf Goethes Einladung am 6. November und erfreute sich der teilnehmendsten Aufnahme. Es wurde ihm die Professur der Chemie, Pharmacie und Technologie übertragen. Gleich darauf fallen des Herzogs Zeilen an Goethe: „Ich habe gestern Abend den Kapellmeister Müller gesprochen und ihm gesagt, wie es mit Brizzi stände. In dieser Lage, meint er, daß, alle Ambition zusammengenommen, der Teufel □ durch ein △ Loch fahren und ‚Achill‘ gehen müßte. Er wird zu dir kommen; bahne die Wege. Brizzi kommt nun gewiß, oder — wir sind in der Avantage [brauchen nicht zu zahlen].“

Gleich darauf hatte Goethe so viele geschäftliche und andere Abhaltungen, daß er nicht nach Jena gelangen konnte. Noch immer war er mit den Vorbereitungen zu seiner Lebensbeschreibung beschäftigt, hatte nun auch, da Hackerts Erben sich mit ihm verständigt, die Herausgabe von dessen Nachlaß übernommen, wozu er schon viel seit dem Jahre 1808 vorgearbeitet hatte. Am 15. November wandte er sich auch wieder einmal, durch eine Sendung und Anfrage Eichstädts veranlaßt, an diesen und stellte ihm seinen baldigen Besuch in Aussicht. „Ihre Literaturzeitung fährt fort mir angenehme Unter-

haltung und Belehrung zu geben", schrieb er. „Es ist freilich jetzt eine böse Zeit, wo ein solches Unternehmen nur mit Mühe und Sorge durchgeführt wird. An ein Programm haben wir gedacht. Es könnte die Fortsetzung des vorjährigen enthalten und zugleich die Anzeige von verschiedenen Kunstwerken, die uns dieses Jahr vor Augen gekommen sind."

Am 17. traf endlich Brizzi nebst zwei Söhnen und einem Diener ein. Goethe hatte für dessen Einrichtung, die Einführung auf der Bühne und die mancherlei Vorbereitungen zu sorgen. Sein Singchor erfreute ihn in seinem Hause am 18. durch eine vortreffliche Aufführung von Zelters Komposition der „Johanna Sebus". Brizzi setzte es durch, daß zuerst seine „Ginevra" aufgeführt wurde, wodurch aber sein erstes Auftreten sich verspätete. Den 23. schrieb Goethe an Frau von Stein: „Jeden Morgen wollt' ich, verehrte Freundin, zu Ihnen kommen, einiges vorzeigen, einiges besprechen: aber diese Tage waren mir voll Unruhe. Jetzt bin ich veranlaßt, nach Jena zu gehen; Montag [den 26.] bin ich wieder hier." Dort beschäftigten ihn besonders die Unterhandlungen mit Döbereiner, mit dem er schon schriftlich verkehrt hatte. Am 28. kam „Ginevra" zur Aufführung; sie wurde am 1. Dezember wiederholt. Den 5. beauftragte Goethe Döbereiner, die von Göttlings Witwe für 460 Thaler angekauften Bücher nebst Apparat in Empfang zu nehmen, wobei er bemerkte, es werde ihm angenehm sein, wenn er seinen Sohn dabei zuziehe, damit dieser sich an ihn und seine Wissenschaft noch mehr attachiere. Den 8. sollte „Achill" gegeben werden, worauf der Herzog den Französischen Intendanten und den Kammerpräsidenten von Erfurt eingeladen hatte. Aber Brizzi wurde heiser. „Das ist salva venia um die Schwerenot zu kriegen", schrieb der Herzog den 7. an Goethe. „Huschke, den ich eben sprach, attestiert, daß Brizzi keinen Ton herausbringen kann. Ich habe gleich nach Erfurt geschickt, um die Franzosen von dem Unglück zu avertieren und sie auf den Mittwoch [den 12.] vertröstet. Meine Frau meint, es würde gut sein, wenn ein anderes Stück gegeben würde, selbst wenn „Der Sturm von Smolensk" wiederholt würde, da dieses bei den Schauspielern im frischen Angedenken ist." Auch Knebel war einer Einladung Goethes gefolgt, hörte aber, als er ins Theater gehen wollte, daß Brizzi krank sei und deshalb „Don Karlos" gegeben würde. Den Abend brachte er mit Prof. Voigt bei Goethe zu, der sie einlud, die Nacht bei ihm zu bleiben und seinem sonntäglichen Singkonzert beizuwohnen; dort fanden sich auch der Erbprinz und Prinz Friedrich von Gotha ein, letzterer ein Freund des Gesangs und selbst ein sehr tüchtiger Tenor. Am 10. erfuhr Goethe vom Herzog, Brizzi werde frühestens den 15. singen können. An diesem Tage wurde „Achill" mit großem Beifall aufgeführt; den 19. fand die Wiederholung statt. Goethe hatte sich unterdessen auf das

Drängen des Schauspielers Wolff entschlossen, Calderons „Standhaften Prinzen“, durch dessen Vorlesung er engere Kreise seit dem Jahre 1807 erfreut hatte, zur Aufführung zu bringen. Nach längern Verhandlungen mit Wolff, Riemer und Genast wurden die Rollen ausgeteilt und die Leseproben in Goethes Haus gehalten. Noch vor dem Ende des Jahres ernannte Karl August Müffling zum Mitgliede des Conseils als Geheimerat (für Voigt kein erwünschter Amtsgenosse), und der bei ihm beschäftigte von Münchow erhielt die Professur der Mathematik in Jena. Auch ward der Hofmedikus Friedrich Gottlob Hufeland Professor der Medizin. Der Herzog hatte in diesem Jahre eine Kriminal- und eine Stempelpapierordnung erlassen, unter wesentlicher Teilnahme von Geheimerat Müller.

Goethe war so heiter, daß er dem Silvesterballe auf dem Stadthause beiwohnte, auf dem auch der Hof erschien. An den Herzog schrieb er am ersten Tage des neuen Jahres: „Die vergangene Nacht, gnädigster Herr, entschuldige mich, wenn ich nicht persönlich aufwarte und nur mit wenigen Worten meine Empfindungen andeute. Im verflossenen Jahre verdanke ich Ew. Durchlaucht außer manchem andern bedeutenden Guten auch die Erfüllung meines höchsten Wunsches. Möge der Jüngling, der sich nun unter die Ihrigen zählen darf, durch eine lange Reihe von Jahren Zeuge sein des Glücks, das Sie sich und andern in einer bedenklichen Zeit zu verschaffen wissen. Seine Gesinnungen gleichen den meinigen; es kann ihm nichts mehr am Herzen liegen als Ew. Durchlaucht Wohl und Zufriedenheit.“ Der Kammerassessor war an diesem Mittag ohne den Vater bei der Tafel, Goethe darauf am 5. und 8., wie regelmäßig in den folgenden Monaten, wenn er in Weimar war, fast jeden dritten Tag. Im ersten Drittel des Monats finden wir ihn amtlich beschäftigt. Der Herzog hatte den 29. Dezember Goethe und Voigt befohlen, die bis dahin auf der Bibliothek in Weimar und sonst besonders aufbewahrten Schildereien und Handzeichnungen dem Direktor des Zeicheninstituts zu überweisen. Goethe erlaubte sich am 10. Januar Gegenvorschläge zu machen, die er mit der Bemerkung einleitete: „Durch die Anstellung des Professor Jagemann bei dem freien Zeicheninstitut, durch die Einrichtung eines Ateliers für denselben und durch die bei dieser Gelegenheit getroffenen Einrichtungen gewinnt jene Anstalt sehr viel, und es sind die besten Erfolge nunmehr zu erwarten. Nur indem unser sogenanntes Museum, die Sammlung von Zeichnungen nämlich, welche auf dem linken Flügel bisher beisammen und verschlossen waren, getrennt und einem Beschlusse entzogen werden, finde ich mich einigermaßen für die Folge beunruhigt.“ Aber der Herzog bestand auf seinem Befehl, obgleich Voigt Goethes Vorschläge als zweckmäßig bezeichnete; er als Besitzer dürfe sich erlauben, mehrere Zwecke mit dem Besitze zu ver-

binden. Da blieb Goethe denn nichts übrig, als Meyer zu bitten, wenigstens für die Übersiedlung eine bessere Jahreszeit zu erbitten. Darauf ging der Herzog ein, ja es unterblieb endlich die Übersiedlung.

Am 11. begab sich Goethe auf einige Zeit nach Jena, um dort seine Arbeiten, besonders den Druck seines „Philipp Hackert", besser zu fördern und die Museen zu besichtigen. Gleich nach seiner Ankunft stellte er Eichstädt das von Meyer verfaßte Neujahrsprogramm zu. Dieser kam am andern Tage zu ihm und wünschte mit Rücksicht auf die genau beschriebene „literarisch-merkantilische Not" den Druck aufgeschoben. Goethe ließ sich die Handschrift zurückgeben und war sogleich entschlossen, die Nachrichten über Kunstsachen an Cottas „Morgenblatt" zu schicken, dem sie auch in Zukunft manches andere zuwenden könnten. „Lasset die Toten ihre Toten begraben; wir wollen uns zu den Lebendigen halten", schrieb er an Meyer. Damit schlossen Goethes wissenschaftliche Beiträge zur Literaturzeitung. An einem Sonntag besuchte er von Jena auch die Ziegesarsche Familie in Drackendorf. Die Handzeichnungen des Malers Kaaz, des Lehrers der Prinzessin Karoline, hatte er angekauft, um sie dieser zu überlassen, wenn sie Lust dazu habe. Knebel erfuhr schon damals, daß Goethe die Ankündigung einer kostbaren Dose als Geschenk der Kaiserin von Österreich erhalten habe. In Weimar, wohin Goethe am 21. zurückkehrte, nahmen ihn die mit pünktlichster Sorgfalt gehaltenen Proben des „Standhaften Prinzen" lebhaft in Anspruch. Die Aufführung am Geburtstage der Herzogin war ein Meisterstück vollendeter Kunst. Goethe und die neben ihm sitzende Frau von Schiller waren so ergriffen, daß sie laut weinten. Die Singkonzerte an den Sonntagen dauerten fort. Nun kam auch die schöne goldene Dose der Kaiserin, die in einem brillantenen Kranze den Namen Louise in sechs Buchstaben ausgedruckt zeigte. Diese Dose war und blieb ihm das allerwerteste Angedenken. Zunächst wurde der im vorigen Jahre zurückgelegte „Saul" Alfieris nach Knebels Übersetzung vorbereitet. Daneben aber fühlte sich Goethe gestimmt, auf den Wunsch des Prinzen Friedrich von Gotha für dessen Kapelle die Kantate „Rinaldo" zu dichten, die vom 22. bis zum 24. März entworfen, durchgesehen und abgeschrieben wurde. „Philipp Hackert" war unterdessen ausgedruckt; Goethe hatte ihn der Großfürstin gewidmet, um ihren Namen denen ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, die in dem Leben dieses Malers als günstige Sterne geleuchtet, da sie mit gleicher Gesinnung die Werke und Kenntnisse verdienter Künstler schätze und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntere und belohne, vorzüglich aber durch eine thätige Teilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu ihr neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen seien. Die Vorrede ist von ihrem Geburtstage datiert. Den März scheint er zurückgezogen verlebt zu haben;

nur am 5. und 8. war er bei der Hoftafel. Auch an „Dichtung und Wahrheit“ arbeitete er. Am 6. April kam „Saul“ zur Aufführung, freilich ohne durchschlagenden Erfolg. Vom 23. April an las er an den Dienstagabenden bei der Herzogin in Gegenwart des Erbprinzen, der Großfürstin und der ihnen nahestehenden Damen Stücke seiner Lebensbeschreibung, die sich des aufmunterndsten Beifalls zu erfreuen hatten. „Unser Herzog ist nie bei solchen Vorlesungen“, schreibt Frau von Stein; „der hört unterdessen Jagemannsche [des Malers Jagemann] Späße.“ Diesen Teil von Goethes Leben wollte der Herzog auch später weniger gehaltvoll finden. Ende April machte Goethe in seiner Lebensbeschreibung eine Pause, weil er manches Geschäftliche noch vor seiner Reise nach Karlsbad zu besorgen hatte. Vom 27. bis zum 30. weilte er in Jena, wohin auch die Herzogin, der Erbprinz und die Großfürstin einen Tag kamen. Der Herzog befand sich noch in Eisenach. Zu Jena wurde damals das physikalisch-chemische Laboratorium nebst Hörsal gebaut. Der Herzog, der auf diese praktische Wissenschaft ganz besondern Wert legte, hatte Döbereiner bereits wegen der Bereitung von Cognac und wegen eines neuen Apparats zum Branntweinbrennen in Anspruch genommen. Als anfangs Mai Sulpiz Boisserée mit seinen Domzeichnungen bei ihm in Weimar erschien, veranstaltete er auch deren bequeme Vorzeigung bei Hofe. Man war damals in Weimar besonders vorsichtig, um keinen politischen Verdacht zu erregen. „Wir haben neulich“, berichtet Goethe an Reinhard, „einen guten jungen Mann, der sich hier mit einer verwegenen Schrift, die ihn schon von Göttingen vertrieb, produzierte, erst sachte nach Jena mit gutem Rat und Ermahnung, und als er daselbst nicht wanken und weichen wollte, zuletzt von da ungern polizeilich weiter gewiesen.“

Am 13. reiste Goethe nach Karlsbad ab, wo er „sich in Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen einer tagevergeudenden Zerstreuung übergab“. Er hatte diesmal seine Kurzeit kürzer bemessen, da in Jena der erste Teil von „Dichtung und Wahrheit“ rasch ausgedruckt werden sollte. Der Herzog ging nach Teplitz, wohin er auch Goethe einlud, der aber aus dem angeführten Grunde ablehnte. „Herr, wie du willst!“, erwiderte Karl August. „Sehr reizend ists hier nicht; es ist eben niemand hier, dessentwegen man vors Kegelthor [bei Weimar] reisen möchte .... Den besten Erfolg des Bades wünsche ich dir herzlich. Es ist endlich in Dresden beschlossen worden, Bernharden diesen Herbst nach Wien und Italien zu schicken, damit er versuche, ob er Geschmack an Dingen gewinnen könne, die außer dem Kreise des Paradeplatzes liegen. 15 bis 18 Monate lang bekommt er Urlaub; der dicke Vose, ehemals von der Garde du corps, den du oft hier gesehen hast, wird hoffentlich nebst Rühle ihn begleiten. Leb bestens wohl.“

Am 19. antwortete der Herzog auf Goethes Erwiderung. Er teilte ihm mit, daß die Herzogin in Wilhelmsthal bei einem Falle sich die Fibula gebrochen habe, wodurch sie lange stille liegen bleiben müsse, so daß die Freude, die sie von Wilhelmsthal sich versprochen, ihr verleidet worden sei. Weiter berichtete er, daß Iffland sich auf Anfang September angemeldet habe; deshalb möge Goethe Brizzi an die Hand gehen, Ende September zu kommen. Zu seiner Freude kann er ihm verkünden, daß er ihr Bataillon wieder in Weimar finden werde.

Schon am 1. Juli war Goethe in Jena. Knebel fand ihn ein wenig hypochondrisch, was er zum Teil auf den unglücklichen Zufall der Herzogin schob. Den 6. schrieb Goethe dem Herzog: „Ew. Durchlaucht von meiner Ankunft in Jena schuldige Nachricht zu geben, versäume ich um so weniger, als sich mir eine Gelegenheit darbietet, das Gegenwärtige durch Jenaische Kurgäste in Ihre Hände zu bringen. Gute Nachrichten von Wilhelmsthal habe ich hier gefunden und bin dadurch von einer sehr beschwerlichen letzten Tagreise wieder hergestellt worden .... Eben als ich ankam, war die militärische Verlosung geschehen. Die Jenenser sind ein lustig Völkchen; sie haben die Sache ziemlich leicht genommen, und sich ausgebeten, abends den Vorgesetzten ein Ständchen zu bringen, welches dann auch mit kriegerischer Musik geschehen. Da es nun dabei mit den Studenten Händel gab, welche den ci devant Knoten eine solche Ehre nicht gönnen wollten, so haben diese sich so knotig erwiesen und zugleich wirklich gesetzt und verständig, daß sie aus dieser ersten Affaire mit allen Ehren hervorgegangen sind. — Über der Reitbahn [wo die Konsistorialzimmer gewesen] sieht es noch etwas wild aus, doch hoffe ich in kurzer Zeit in Ordnung zu kommen. Döbereiners Laboratorium und Hörsälchen sieht desto artiger und reinlicher aus .... Mit dem botanischen Garten, hoffe ich, werden Ew. Durchlaucht zufrieden sein." Er begann an seiner Lebensbeschreibung fortzuarbeiten und drucken zu lassen, schrieb auch einen Prolog für Halle, wohin die Schauspieler sich von Lauchstedt im August begeben sollten, da dieses sich als unergiebig erwiesen hatte. In Halle, das durch Reil zum Badeorte geworden, richtete man die von den Franzosen zum Heumagazin mißbrauchte Universitätskirche zum Theater ein. Er blieb in Jena bis zum 27., da er von Weimar, wohin die Herzogin zurückgekommen war (diese hatte schon am 26. seiner gegen Frau von Schiller gedacht), nicht länger wegbleiben durfte. Den 28. ist er bei der Hoftafel, an welcher er wieder fast regelmäßig alle drei Tage erscheint. An manchen Versuchen, durch seine Vermittlung etwas vom Herzog zu erlangen, fehlte es nicht; so wünschte ein Herr von Leonhardi in Frankfurt durch ihn die durch den Tod des langjährigen Weimarischen Residenten J. J. von Riese erledigte Stelle zu erhalten, aber Goethe wußte, daß diese nicht mehr besetzt werden sollte.

Die Kaiserin war denn doch nach Teplitz gekommen, wo sie mit dem Herzog vertraulich verkehrte. Es kam ohne Zweifel auch zu politischen Gesprächen, da Karl August gegen sie nicht zurückhalten zu dürfen glaubte, und Maria Ludovika so begeistert für Deutschlands bessere Zukunft wie einsichtig war; meinte ja Gentz, sie allein könnte in Österreich eine Umwälzung in der Staatsverwaltung bewirken. Leider fühlte sie sich sehr unwohl, so daß sie bald Teplitz verließ. Karl August begleitete die Scheidende bis Laun. Von dort schrieb er an Goethe: „Hier hast du ein Briefchen aus Laun und ein Autographum vom Kaiser Franz [für seine Sammlung], was ich dorten gestern Abend erbeutete. Die Luft und Bewegung hatte unsere Kaiserin wieder so frisch gemacht, daß sie sehr munter nach Laun kam und dorten abends und heute Morgen gesund und fröhlich sich bezeigte. Um 5 Uhr früh fuhr Sie ab. Begleiten Sie ewig die besten Einflüsse, Sie, ein seltenes liebenswürdiges Wesen! Sie läßt dich sehr schön und graziös grüßen. Morgen früh reise ich zum alten Trebra [Oberberghauptmann in Freiberg] und bin den 10. zu Hause. Laß dir deine Gesundheit in die Ordnung kommen und lebe wohl." Vielleicht begann schon von da an der geheime Briefwechsel der Kaiserin mit Karl August. Goethe wagte nicht an diese zu schreiben, nicht einmal seinen Dank für das ihm zugekommene Geschenk auszusprechen. Nach der Rückkunft des Herzogs im August machte er Goethe vertraute Mitteilungen, nur der geheimen Verbindungen, die er mit Müfflings Beihülfe in Deutschland hatte, ward nicht gedacht. Schon den 12. sprach der Herzog Döbereiner seinen Dank für das ihm gesandte „Lehrbuch der Chemie" zugleich mit freundlicher Anerkennung seines Wirkens aus. Am 15. waren der Herzog, der Erbprinz, Goethe und Wieland auf Einladung des Französischen Intendanten zur Feier des Napoleonstages besonders durch eine große musikalische Aufführung in der Barfüßerkirche zu Erfurt. Ende August war die im Januar vermählte Bettine mit ihrem Gatten Arnim zu Weimar. Bei einem auf der Ausstellung mit Goethes Gattin angehobenen Streite beleidigte sie diese so gröblich, daß Goethe ihr sein Haus verbot, worauf er auch bestand, als die für die Baronin sich verwendenden vornehmen Damen ihr nicht den einzig zum Ziele führenden Rat gaben, der Beleidigten selbst ein gutes Wort zu sagen. Die Damen, die früher Christianen wegen ihres Glückes beneidet hatten, waren freilich auf Goethes Wunsch doch endlich mit ihr in gesellschaftliche Verbindung getreten, aber sie verdachten ihr ernstlich ihre Vergnügungssucht und den Mangel an Schicklichkeit in der Wahl ihrer Bekannten, und sie hätten es gern gesehen, wenn sie etwas strenger gehalten worden wäre. Goethe aber wahrte mit Recht sein Hausrecht und liebte seine lustige Frau, wenn sie auch nicht immer auf ihre äußere Würde hielt. Dem Herzog war die jetzt gealterte, geist- und

bildungslose Frau seines Ministers immer widerwärtig gewesen, doch gereichte es ihm wohl zum Spaße, daß sie öffentlich die pöbelhafte Beleidigung der ihn auch nichts weniger als anmutenden Baronin als Frau Geheimerat von Goethe vergolten hatte. Frau von Schiller hatte sich auch etwas unvorsichtig über Goethes Gattin geäußert, weshalb Goethe ihr statt des bisherigen Platzes in seiner Loge, wo sie mit seiner Frau hätte zusammentreffen können, die früher von Schiller benutzte anbot. Die bedeutendsten Schauspieler hatten sich unterdessen bitter darüber beklagt, daß sie als Statisten neben Soldaten und Chorschülern in alten, schlechten Gewändern stehen und den Mangel von Personen ersetzen mußten, was eine notwendige Folge der ungenügenden Mittel des Theaters war. Die Theaterkommission fertigte die Bitte um Befreiung von diesem Statistendienst mißbilligend ab. Wolff ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sich am 7. September persönlich an die Theaterkommission nicht ohne Gereiztheit zu wenden, und hervorzuheben, daß es seiner Ehre widerstrebe, in dieser Beziehung gegen Strohmeyer zurückzustehen, ja er beklagte sich auch darüber, daß man ihn zu wenig verwende. Wie sehr auch Goethe Wolffs Berechtigung anerkannte, er vermochte es nicht zu ändern, und so ließ er ärgerlich die Klage unbeantwortet. Gegen Ende September war der erste Band von „Dichtung und Wahrheit“ ausgedruckt, der, wie bemerkt, dem Herzog nicht behagte. Am 30. erfolgte die lang erwartete Niederkunft der Großfürstin mit einer Prinzessin, die am 6. Oktober auf die Namen Marie Luise Auguste Katharine getauft wurde. Hatte man auch einen Prinzen erwartet, so war doch die Freude, daß die Großfürstin die gefürchtete Gefahr überstanden, um so größer, als das Kind gesund und wunderschön, so vornehm und verständig war, daß man, wie Frau von Schiller äußerte, sich nicht gewundert hätte, wäre eine Krone mitgeboren worden.

Um diese Zeit hatte es sich entschieden, daß von Gersdorff aus Eisenach, der am 30. September als geheimer Assistenzrat mit Sitz und Stimme ins Conseil berufen worden war, und der aus Friaul stammende Graf von Edling den Prinzen Bernhard, dem eine feinere Bildung sehr Not that, nach Italien begleiten sollten. Seine Schwester, die Erbprinzessin in Mecklenburg, der man sein bisheriges Betragen berichtet hatte, vergoß über ihn bittere Thränen. Gleich darauf machte der geistreiche Prinz von Ligne, den Goethe im vorigen Jahre zu Teplitz genauer kennen gelernt hatte, dem Herzog den versprochenen Besuch. Goethe war fünfmal vom 12. bis 17. Oktober mit ihm an der Hoftafel; an den fast täglichen Jagden wird er sich kaum beteiligt haben. Den 17. begleitete der Herzog seinen Gast nach Teplitz. Gleich darauf begannen die Gastvorstellungen Brizzis, zu welchen dieser sich schon im Sommer angeboten hatte; sie dauerten bis zum 5. Dezember. Goethe ging am 30. Ok-

tober nach Jena; er hatte abends zurückfahren wollen, aber die Schönheit der Gegend und die stille Ruhe hielten ihn bis zum 7. November zurück. Manches konnte er hier besorgen, auch an „Dichtung und Wahrheit" fortfahren. Schon am 8. war er wieder an der Hoftafel und dann regelmäßig, wie früher, auch den 10., am Tage des festlichen Kirchganges der Großfürstin. Der Herzog hatte ihm die Verlobung von Titine von Ligne, auch zugleich einen Gruß derselben und den Wunsch überbracht, einige seiner Landschaftszeichnungen zu erhalten. Goethe entsprach diesem Verlangen am 10. Vom 11. bis zum 22. November war Prinz Friedrich von Gotha bei Hofe. In dieser Zeit wurde die Kantate „Rinaldo" mit Winters Musik unter Mitwirkung des Prinzen am Hofe aufgeführt. Gleich darauf kam Goethe wieder nach Jena; ihm folgte der Herzog mit größerer Begleitung zu mehrtägiger Jagd. Damals wurde über die Döbereiner noch fehlenden Instrumente verhandelt und deren Anschaffung beschlossen. Erst nach der Entfernung des Herzogs am 29. kehrte Goethe nach Weimar zurück, zu der am folgenden Tage stattfindenden Vorstellung Brizzis.

Während er sich im Dezember eifrig an „Dichtung und Wahrheit" hielt, widmete er sich auch der Förderung des Theaters; schien es ihm ja Pflicht, in dieser drückenden Zeit besonders für die Unterhaltung zu sorgen, woraus auch der Kasse Vorteil erwuchs. Pantomimen und Harlekinaden erschienen auf der Bühne und, gerade am Ende des Jahres, auch Köblers Ballet. Für den Geburtstag der Herzogin bereitete er eine Bearbeitung von Shakespeares „Romeo und Julie" vor, aus welcher er den zur Zeit anstößigen losen Humor zu entfernen und durch entsprechende Eindichtungen zu ersetzen suchte, damit die Liebestragödie in reinem Glanze hervortrete. Aus dieser Bearbeitung las er der Herzogin eines Abends vor. Die Mittwochversammlungen in seinem Hause hatte er wegen des durch Bettinen veranlaßten Geklatsches aufgegeben, auch seinen Singchor eingestellt, weil allmählich Zwiespalt in die immer größer und bunter gewordene Gesellschaft gekommen war.

Zwei Tage vor Weihnachten ernannte der Herzog Goethes August, seinen Weihnachten geborenen Paten zum wirklichen Kammerassessor, worüber dieser sich glücklich fühlte. Man vernahm um diese Zeit, daß Napoleon einen für alle Thüringischen Höfe beglaubigten Gesandten ernannt habe. Deshalb ersuchte Goethe am 5. Januar die Theaterkommission, beim Herzog den Vorschlag zu unterstützen, Seine Durchlaucht möge eine Person beauftragen, alle neuen Stücke, nachdem er (Goethe) sie gelesen und das Anstößige durchstrichen habe, noch einmal genau durchzusehen, damit nicht etwas durchgehe, worin man eine unliebsame Beziehung finden könne; dies zu verhüten, fordere schon die Rücksicht auf den Gast, abgesehen von den politischen Folgen. Allgemein

vermutete man in dem in Sicht stehenden Gesandten einen Spion, der auf jedes Wort lauern werde. Die Vorsicht war etwas übertrieben, Goethe aber wollte sich sicher stellen und nicht allein die Verantwortung zu tragen haben. Nach der Mitte des Monats ging er wieder mit Seebeck nach Jena, um mit diesem, Döbereiner, dem Hofmechaniker Körner und dem Mechaniker Otteny, auch dem Kupferschmied Pflug über die notwendig anzuschaffenden Apparate und deren Kosten zu beraten; vor allem handelte es sich um eine Luftpumpe. Goethe versprach für die Kosten Sorge zu tragen. Er war damals so wohl, daß er sogar die Geburtstagsredoute besuchte, die freilich durch keinen glänzenden Maskenzug belebt wurde, wozu die Zeit zu ernst und mittellos war. Die Vorstellung von „Romeo und Julie" zum Geburtstage der Herzogin (am 1. Februar) und deren Wiederholung (am 3.) fanden großen Beifall. Schillers Gattin war davon ganz entzückt, wie wunderbar und groß Shakespeares Geist über die Bühne schreite, wenn auch eigentlich nur die Liebe geblieben sei; Anordnung, Dekoration und Spiel fand sie ganz vortrefflich.

Am Abend des 17. wurde der Französische Gesandte, dem das einst von Goethe bewohnte Jägerhaus zur Wohnung bestimmt war, Baron de St. Aignan, bei Hofe eingeführt. Um 7 Uhr fand großer Empfang, dann Abendessen statt, an welchem sich auch Goethe beteiligte. Der ernst würdige Mann, der schon manches Leid im Leben erduldet hatte, machte durch sein anziehendes Wesen und seine reiche Bildung auf Goethe einen bedeutenden Eindruck, und er brachte ihm eine herzliche Empfehlung von Al. von Humboldt. Goethe lud ihn auf die Sonntagmorgen ein, wo er ihm seine Kunstsammlung zeigen wolle; auch die Damen, welche früher um die Mittagsstunde ihn besucht hatten, bat er dazu. Von Goethes unablässiger Beschäftigung mit dem Wohle der Universität zeugt auch die dem Herzog am 12. Februar gemachte ausführliche Begründung seines später immer wiederkehrenden Vorschlags, in Zukunft die Professur der Physik eingehen zu lassen, da in diese Wissenschaft der Philosoph, der Mathematiker und der Chemiker sich zu teilen hätten; er hatte bereits einen Teilungsplan entworfen, wobei freilich vorausgesetzt wurde, daß die Professoren dieser Wissenschaften einträchtig zusammenzuwirken entschlossen wären, und unbeachtet blieb, daß die überlieferte Bestimmung der verschiedenen Professuren sich nicht einseitig von einer Universität ändern ließ. Am 16. zeigte er Voigt launig an, daß er gewisse in Vorschlag gebrachte Apparate erworben, da es ihm gelungen, „durch eine zwar nicht künstliche, aber glückliche Operation das zu diesem Zwecke nötige Kapital anzuschaffen, und zugleich für die Interessen und den Amortisationsfond Mittel zu finden". Die Großfürstin hatte dazu insgeheim die Summe von 1000 Thaler bewilligt.

Sehr erfreulich war ihm die Mitteilung, daß die Wiener Akademie der vereinigten bildenden Künste ihn am 12. zum Ehrenmitgliede erwählt hatte, was ihm durch Graf Metternich angekündigt wurde. Die Ehre galt ihm um so höher, als der Einfluß der Kaiserin auf diese Wahl unverkennbar war. Gleichzeitig erregte die Kunde, daß die in Weimar allgemein verehrte Erbprinzessin von Mecklenburg von einem Prinzen glücklich entbunden sei, außerordentliche Freude bei allen Freunden des Hofes. Leider mußte er jetzt „Dichtung und Wahrheit“ liegen lassen, da die starken Einquartierungen, durch die besonders Weimar litt, das ihn umgebende militärische Leben, das rücksichtslose Benehmen mancher sich auf den sogenannten zweiten Polnischen Krieg freuender Offiziere, das sich selbst am Hofe der Großfürstin gegenüber nicht verleugnete, und die allgemeine Not ihn verstimmten, wenn ihn auch die Unterhaltungen mit dem höchst gebildeten, fein fühlenden St. Aignan, Sebastiani und dessen Adjutanten, die viel von Spanien zu erzählen wußten, ihn besonders deshalb anzogen, weil sie ihn einen tiefern Blick in die Anschauungen des welterobernden Volkes thun ließen. Auf Riemers Drängen entschloß er sich jetzt auch, ein zweites Stück Calderons, „Das Leben ein Traum“, nach der von Riemer bearbeiteten Übersetzung Einsiedels zur Aufführung zu bringen, wobei er Wolff dadurch verletzte, daß er auf Genasts Rat nicht ihm, sondern Oels die Heldenrolle gab. Zur Geburtstagsfeier der Großfürstin lieferte er diesmal nur zwei von ihr gewünschte dichterische Inschriften. Mit Döbereiner verkehrte der Herzog viel. Den 21. Februar fragte er ihn wegen des Waidbaues, da er später eine Waid-Indigo-Fabrik anzulegen beabsichtigte; den 22. beschied er ihn nach Weimar, besonders wegen der Branntweinbrennerei in Oberweimar. Goethe verhandelte mit Döbereiner über die von ihm verlangten Apparate. Am 7. März schrieb Goethe diesem, der Herzog werde übermorgen mittags, er selbst schon am Morgen nach Jena kommen; deshalb möge er alles bereit halten, was auf Phosphorescenz sich beziehe. Als er am 12. Jena verließ, trug er Döbereiner manches auf, damit ihre glücklich angefangenen Geschäfte einen raschern Gang nehmen möchten. Der Mitte des Monats zurückkehrende Winter setzte Goethe hart zu; auch daß Riemer sein Haus am 24. verließ, da er eine für den Augenblick erwünschte Stelle am Gymnasium erhalten hatte, griff ihn an, doch wollte er sich zusammennehmen, und so ging er den 25. wieder an „Dichtung und Wahrheit“. Aber schon am 27. mußte er Frau von Stein melden, es sei ihm nicht gut gegangen, doch sei er fleißig gewesen. Am 18. hatte er zuletzt an der Hoftafel gespeist. Auch seine ökonomische Lage muß ihn schon damals gedrückt haben; doch scheute er sich sie dem Herzog und seinem sonst immer bereiten Helfer Voigt zu vertrauen. Calderons Drama kam Ende März nach den sorgfältigsten Proben und großem,

„mit den technischen Theatergeistern beim Arrangement angewandten“ Fleiße zu einer durchschlagenden Aufführung.

Mit dem April trat er wieder in die Gesellschaft. Schon am 2. finden wir ihn an der Hoftafel, dann vom 7. bis zum 11. jeden zweiten Tag. Mit dem Herzog stand er so vertraulich, daß er diesen veranlaßte, Knebels Sohn ein Stipendium zu verleihen, nur durfte Karl August ihm von seinen geheimen Hoffnungen auf den Sturz des Gewaltigen nichts verraten. Aber bei der trüben Witterung fühlte er sich durch die traurigen Gedanken über die Zukunft und seine eigene Not so angegriffen, daß er möglichst rasch nach Karlsbad zu gehen und sogleich Jena aufzusuchen beschloß. Dort wollte er, wie er am 16. Voigt meldete, manches in ihren Museumsangelegenheiten thun und einige Vorschläge für den Sommer machen. Als Cotta am 17. nach Weimar kam, konnte er diesem nur im allgemeinen seine bedrängte Lage andeuten; was ihn zunächst aussichtslos bedrängte, mußte er ihm verschweigen. Noch am 18. nahm er an der Hoftafel Teil. Als er den 19., um Abschied zu nehmen, Frau von Stein besuchte, war er tief ergriffen; ohne ein Wort des Abschieds rannte er plötzlich weg, so daß die Freundin fürchtete, es sei mit ihm bald zu Ende. Auf sein Urlaubsgesuch erwiderte der Herzog an demselben Tage: „Das ist ja ein wunderbar schneller Entschluß! Was Teufel willst du jetzt bei der Kälte im Karlsbade machen? An Katarrhen wirds dort nicht fehlen. Indessen wünsche ich glückliche Reise und guten Erfolg. — Ein Versuch in der Hofkonditorei, Syrup aus Kartoffeln zu machen, ist sehr gut gelungen; die Berechnungen sind nur noch nicht ganz richtig. Frag' doch Sturmen [seit 1807 Professor der Ökonomie und der Kameralwissenschaften], was für eine Art von Kartoffeln er für die zuckerreichsten hielte. Künftigen Sonnabend wird Herr Rabenstein sich [auf der Bühne] produzieren; gestern haben sich die Adoleszenten [die jüngern Schauspieler] gar artig gehalten. Leb recht wohl.“

In Jena fühlte Goethe sich gleich besser. Schon am 21. berichtete er über einiges an Voigt, unter andern über einen dem botanischen Institut zugehörigen Zubringer, der von dem Direktor nicht gebraucht und deshalb vom Herzog geliehen worden war; er hatte ihn neuerdings mehrmal vergeblich von der Feuerinspektion zurückgefordert. Voigt möge einen entschiedenen Schritt thun, daß er zurückkomme. Am 29. sandte er demselben die Kommissionsakten, woraus er sehen werde, wie er die Übergabe des Gartens und was dem anhänge, an Herrn von Münchow kürzlich besorgt habe. Es handelte sich um den früher Schiller zugehörenden Garten, in welchem auf dem Gartenhause die Sternwarte erbaut werden sollte, zu welcher Karl August und der Herzog von Gotha schon Instrumente geliefert hatten. Am 30. sandte

er die Rechnung des Professor Sturm über die 50 Thaler, die ihm zur Anschaffung kleiner Modelle der Ackergeräte überwiesen worden waren. „Ich habe ihm noch 25 Thaler zugestanden, womit er auszulangen hofft“, äußerte er. „Wenn alles zusammen ist, würde ich einen kleinen Glasschrank besorgen, den Professor Sturm bei sich im Hause behalten kann. Die Instrumente würden nummeriert, katalogiert, beschrieben und bei irgend einer Veränderung den Museen vindiziert.“ Des Theaters wegen wandte er sich an Körner. Dieser hatte ihm die beiden kleinen Dramen „Die Sühne“ und „Toni“ seines Sohnes geschickt, welche ihm zur Aufführung sehr erwünscht kamen, damit sie nach der herrlichen Wirkung von Calderons „Das Leben ein Traum“ nicht „auf den Sandbänken der neuesten dramatischen Literatur zu stranden“ brauchten. Die Rollen beider Stücke hatte er schon so an die Schauspieler verteilt, daß sie neben einander einstudiert werden konnten, auch die Dekoration bestimmt und einen Irrtum darin berichtigt, doch die Leseproben derselben nicht abwarten können. Die in Aussicht gestellten Lustspiele des jungen Dichters würde er gern sehen, um ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen; gern sei er bereit, ihm künftig, wenn er die Pläne nebst dem Szenarium der Stücke mitteilen wollte, seine Gedanken darüber zu sagen.

Schon am 1. Mai trieb es ihn nach Karlsbad, wo er am 3. mit seinem neuen Sekretär, dem kleinen J. John, ankam. Trotz des schönen Wetters war seine Laune sehr düster, da er sich in Geldverlegenheit befand. Damals soll er in Lukianische Lobsprüche über den Geiz mit großer Bewegung sich ergossen haben. Am 10. faßte er sich endlich und vertraute Cotta seine Not. Jetzt fühle er aufs neue, schrieb er, wie peinlich es sei, mit Personen, mit denen man nur in sittlichem Verhältnis zu stehen wünsche, über ökonomische Gegenstände zu handeln, doch dränge es ihn nachzuholen, was er bei ihrer Zusammenkunft am 17. April zu eröffnen versäumt habe. Was er zu bitten hatte, war freilich geschäftlich höchst auffallend, da ein bestimmter Vertrag vorlag, den er nicht einseitig ändern durfte. „Ich kann nämlich meine biographischen Arbeiten vorerst nicht weiter publizieren, wenn Ew. Wohlgeboren den Band nicht mit 2000 Thaler honorieren können, so daß ich auf den ersten 500 Thaler Nachschuß erhielte. Ich beziehe mich auf alles, was ich früher über meine Lage eröffnet, und füge nur so viel hinzu, daß abermals dringende Umstände meine Erklärung beschleunigen, mit der ich ungern hervortrete. Darf ich Sie um eine baldige Antwort ersuchen, da ich im bejahenden Falle anfangs August nach Weimar zu gehen, im verneinenden meinen Sommer- und Herbstbeschäftigungen eine andere Richtung zu geben gedenke.“ Wir wissen nicht, ob er im sichern Vertrauen auf Cottas Zustimmung oder nach einer mittlerweile günstigen Wendung seiner ökonomischen Verhältnisse seine Frau

nach Karlsbad kommen ließ, wo sie mit ihrer lustigen Gesellschafterin Karoline Ulrich den 20. eintraf. In Weimar herrschte damals bitterer Unwille gegen die Jagemann, deren kleiner Hof mehr koste als der große; dieser stieg, als man hörte, dieselbe solle das Palais der Herzogin-Mutter beziehen, dessen Vorderseite deshalb vom Volke besudelt wurde. Der Herzog selbst hatte sich einer Reise nach Dresden nicht entziehen können, wo am 10. Napoleon mit seiner Gemahlin festlich empfangen worden war, der Kaiser von Österreich mit der an Liebreiz alle überstrahlenden jungen Kaiserin am 18. erschien und bis zum 29. blieb. Dresden erlebte einen zweiten Erfurter Tag. Alle Fürsten mußten sich zeigen und beugen. Auch Karl August's Schwiegersohn, der Erbprinz von Mecklenburg, kam; er wohnte bei diesem. Napoleon unterhielt sich mit Karl August zwei Stunden lang, um ihm die Notwendigkeit seines Zuges gegen Rußland zu beweisen. „Unser Herzog ist wieder hier", berichtet Frau von Stein am 6. Juni ihrem Sohne. „Von dem großen Naturalienkabinett von Kaisern und Königen, das er in Dresden gesehen, erzählt er wenig." Während Napoleon zu den nach dem Niemen ziehenden unzählbaren Scharen sich begab, kam seine Gattin am 4. Juni zu Vater und Stiefmutter nach Teplitz; von dort ging der glänzende Zug nach Prag, wo großartige Feste der Französischen Kaiserin zu Ehren gefeiert wurden. Bald hieß es allgemein, der Kaiser werde mit den beiden Kaiserinnen nach Karlsbad kommen, und so ging die Bürgerschaft auch jetzt wieder Goethe um Festgedichte an. Davon wußte Frau von Stein schon am 17. Aber sechs Tage nach der Ankunft seiner Gattin, am 26. [noch am 22. hatte er mit einem herzlichen Schreiben Zeichnungen der geliebten Erbprinzessin von Mecklenburg durch ihren von Karlsbad abreisenden Gemahl gesandt], wurde der Dichter von einem außerordentlich schweren Anfall seines alten Übels heimgesucht. Doch auch diesmal stellte er sich so rasch wieder her, daß er die beiden Gedichte an den Kaiser und seine Tochter abschließen konnte; das dritte blieb unvollendet, weil er hörte, die Kaiserin werde nicht mitkommen. Wenn Goethe selbst meinte, diesen Anfall hätte er mit einiger Vorsicht vermeiden können, so möchte man fast an Überanstrengung bei der Ausführung dieser Gedichte denken. Besonders schwierig war der Willkommgruß an die Gemahlin des Welteroberers: denn wenn sich auch von selbst als Kern des Gedichtes der Gedanke ergab, daß die als Friedensbraut nach Frankreich gezogene Kaiserstochter, welche dem Weltbesieger einen Sohn geschenkt hatte, auch den Frieden vermitteln möge, so war doch die Ausführung verfänglich, und der Dichter wußte wohl, von wie manchen Seiten seine rein aus dem Herzen geflossene, zuletzt an Napoleons Großherzigkeit sich wendende Ansprache ihm verdacht werden würde. Die Feier des Kaisers bei seinem ersten Betreten Karlsbads machte sich leicht,

noch leichter die an die vor zwei Jahren gedichteten Stanzen „Der Kaiserin Platz" anknüpfende Begrüßung der warm verehrten Kaiserin. Die Gedichte an die beiden Majestäten wurden diesen am 2. Juli überreicht. Goethe aber fühlte sich so unwohl, daß er, besonders bei dem fast anhaltend schlechten Wetter, sich den Herrschaften nicht vorstellen lassen konnte; er hatte sich bereits zum Besuche angezogen, mußte sich aber wegen Schwäche zu Hause halten.

Der Herzog hatte indessen mit Döbereiner in lebhafter Verbindung gestanden. Am 9. Juni teilt er diesem die Beobachtungen mit, die er an seinem Luftelektrometer beim gestrigen Gewitter gemacht, gedenkt dann seiner Absicht, im Herbst die Hauptquelle des Teiches in Berka zu finden, welche wahrscheinlich die Fische tödte, da sie sehr schweflig rieche. Mit Sturm möge Döbereiner die Form seiner neuen Branntweinblase rasch bereden, da er das Werk gern in Arbeit geben möchte. Der Zucker aus dem Kartoffelsyrup der Hofkonditorei sei sehr schlecht. In Tiefurt werde er sich auf eine Kartoffelbranntweinbrennerei einschränken, mit oder ohne Schwefelsäure. Zuletzt fragt er, ob die Schwefelkiesgraupen des Mattstedter Kohlenwerks sich zu einer Vitriolfabrik anwenden ließen. So beschäftigten ihn mancherlei Fabrikgedanken. Gleich darauf ging er auf Döbereiners Stärkezuckerfabrik auf Aktien ein, die bei der Kontinentalsperre vorteilhaft zu werden schien. Am 21. schrieb er ihm: „Die Subskription ist schon zusammen; meine Frau und ich, mein Sohn und seine Gemahlin sind die vier Aktionäre, jeder mit 100 Thaler. Ich nehme ein Kapital von 400 Thaler auf, welches zu 5 Prozent verinteressiert werden muß und übergebe es Ihnen, dann können Sie gleich anfangen sich einzurichten. Meine Aktie will ich Ihnen überlassen und hoffe das beste Gedeihen, und bin überzeugt, daß Sie vorsichtig zu Werke gehen werden. Was das Privilegium betrifft, so wird ein solches wohl auf etliche Jahre gegeben werden können, indessen wird es doch die Selbstfabrikation von Syrupen für den Hausbedarf nicht ausschließen dürfen. Im Laufe dieser Woche denke ich nach Jena zu kommen; ich bringe dann das Geld mit und wir bereden dann das übrige." Er kam wirklich mit der Herzogin und der Großfürstin, zog die Professoren zur Tafel und nahm mit seinem gewohnten Anteil die Anstalten der Universität in Augenschein. „Man sagt mir, er habe die Griesbachische Bibliothek [der berühmte Theolog war am 24. März gestorben] für 4000 Thaler erkauft, und die Griesbachin erhalte jährlich 200 Thaler Pension", schreibt Knebel. „Das ist alles recht schön und brav vom Herzog, doch fürchten die Finanzminister gar sehr, daß es zuletzt an Geld gebrechen möge. Die Abzüge von Besoldungen und Pensionen waren in diesem letzten Quartal sehr stark, und betragen für mich und meine Frau an 30 Thaler. Man bauet auch hier an der Sternwarte und dergleichen." Es gereicht dem Herzog zum

höchsten Ruhme, daß er auch bei der ärgsten Not die Anstalten für Kunst und Wissenschaften förderte, in der Hoffnung auf bessere Zeit, wie er auch auf den Park in Weimar und neue Gewächshäuser entsprechende Summen verwandte.

Am 5. Juli begab er sich nach Teplitz, von wo er Goethe schrieb: „Seit gestern Nachmittag bin ich hier, die Kaiserin seit 8 Tagen. Sie wohnt im [Claryschen] Herrenhause. Niemand wie Graf und Gräfin Althann und Gräfin O'Donell [ihre innigst vertraute Palastdame] begleiten sie. Lichnowsky ist gestern angelangt und ist wieder zum Vorleser bestimmt. Sonsten ist niemand, der zur Gesellschaft dienen könnte, hier. Das Bad ist sehr leer. Ich wohne in den Zimmern des Königs von Holland im goldenen Schiff und bin ganz allein. Die Kaiserin scheint sehr zu wünschen, daß du herkömmst; wenn du ihr vorläsest, würdest du ihr viele Freude machen. Lichnowsky und Althanns schreien beide nach dir. Komme doch balde. Leb wohl. — Die Clarys und Ligne sind auch da." Daß der Herzog auf die Anwesenheit der Kaiserin gehofft hatte, zeigt die Äußerung der Frau von Stein, er gehe in wenig Tagen nach Teplitz, um le joli coeur mit ihr zu machen. Er hatte hier sogleich briefliche Eröffnungen und Aufträge von dem bekannten Gruner erhalten, der unter den geheimen Schürern des Hasses und der Aufreizung gegen den fremden Unterdrücker eine bedeutende Rolle spielte; dieser hatte sich nicht begnügt, ihn selbst zur entschiedenen Mitwirkung aufzuregen, sondern ihm auch Briefe an Müffling und den mit diesem wirkenden Dittmar in Weimar zugeschickt. Karl August erwiderte, er sei so von Französischen Spähern umringt, daß er nichts thun könne, wenn nicht vorher ein großer Schlag von anderer Seite erfolgt sei. Nach seiner Rückkehr wolle er Dittmar zu sich rufen lassen. Die Gefahr machte ihn äußerst vorsichtig, wenn er auch am Erfolge des mächtig in den Besten des Volkes glühenden Hasses nicht zweifelte.

Goethe war wieder hergestellt und widmete sich der Gesellschaft, unter welcher Prinz Friedrich von Gotha sich sehr freundlich und belebend zeigte, Frau von der Recke sich an ihn und seine Frau näher anschloß. Am 12. zeigte er Frau von Stein an, daß er, da er sich wieder ziemlich hergestellt fühle, es morgen wagen wolle, nach Teplitz zu fahren, um der Kaiserin und dem Herzog aufzuwarten. In Teplitz wohnte er mit Karl August in demselben Gasthofe. Vier wonnige Wochen weilte er in der Nähe des Herzogs, beseligt von der gnädigsten Vertraulichkeit der wunderbar gemütlichen, geistvollen, seinen Wert so tief empfindenden und aussprechenden Kaiserin, die sich ihm um so mehr verklärte, als ihn ihr häufiges Körperleiden rühren mußte. Ihr vertraute er auch das noch ungedruckte zu ihrem Empfange in Karlsbad begonnene Gedicht. Mit der Palastdame der Kaiserin, Gräfin Jo-

sephine von O'Donell, der jungen Witwe des um Österreich hochverdienten Finanzministers, trat er in freundliche Beziehung. Diese Vertraute, die der Kaiserin ein lange versagtes Glück bot, besaß neben kindlicher Heiterkeit und reicher Geistesbildung feinstes Gefühl für Anstand und Würde, das sie zuweilen ängstlicher als billig machte, was den Spott des sie hochschätzenden Karl August reizte. Die Kaiserin hatte sich auf den von Karlsbad aus ihr bekannten, warm verehrten Dichter sehr gefreut; nicht bloß geistreiche Unterhaltung erwartete sie von ihm, auch Stärkung für Geist und Herz. Ihr Umgang mit ihm war ganz ungezwungen, da die durch den Abstand der Geburt und des Ranges gezogenen Schranken den von scheuer und zugleich liebevoller Bewunderung erfüllten, in ihr das höchste Ideal der Weiblichkeit erschauenden Dichter nicht störten, die Anmut und Herzlichkeit der Kaiserin sie möglichst hoben. Viel freier war das Benehmen des gleichfalls von hoher Verehrung dieser einzigen Erscheinung erfüllten Herzogs. Die heitere Unterhaltung mit der Kaiserin zeugte von ihrer reichen Bildung, besonders in der Geschichte und Staatswissenschaft, aber auch in der Italienischen, Französischen und deutschen Literatur, dem klarsten Urteil und dem feinsten Geschmack. Goethe mußte häufig vorlesen. Auch an dramatischen Vorstellungen fehlte es nicht, welche die Kaiserin besonders liebte, ja sie selbst trat in solchen auf. Diesmal wurde der erste Akt des „Tasso" mit einem Epilog an die Kaiserin aufgeführt, und Goethe schrieb nach der Aufgabe der Kaiserin: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden", ein kleines Lustspiel, in dem er selbst auftrat. Auch Ausflüge in die schöne Umgebung wurden unternommen. Am 4. schrieb Goethe an Körner, der ihm die beiden Possen seines Sohnes gesandt hatte, die ihm sehr wohl gefielen: da er für die Gegenwart nur notdürftig hinreiche, könne er nicht an die fernen Freunde denken. Der Genuß der schönen Wochen wurde nur durch die Schwäche der Kaiserin und des Dichters noch leidende, solcher beständigen Aufmerksamkeit nicht gewachsene Gesundheit gestört. In vertraulichste Beziehung trat er zur Gräfin O'Donell, in deren Album er auch zeichnete. Als er am 7. August durch Unwohlsein gehindert war, sie zu ihrem Geburtstage persönlich zu begrüßen, sandte er ihr einige „Zeichen seiner aufrichtigsten Anhänglichkeit", wohl eigenhändige Zeichnungen. Auf ein fremdes Stück, das er zur Vorstellung vorbereitet hatte, scheinen die darauf folgenden Zeilen zu gehen: „Wegen des Stücks hat mir der Herzog Vorschläge gethan, die ich zu begünstigen bitte. Warum wird man doch gerade in solchen Fällen erinnert, daß der gute Wille den Kräften so weit vor ist? Wenn nur Ihre Majestät auch auf diesen verunglückten Versuch in Gnaden herabsehen! Sie wissen, wie angenehm es mir war, dieses anmutige Stück ns dramatische Leben zu führen." Die Gräfin verehrte ihm ein Album, in

das seine Freunde, an erster Stelle der Herzog, sich eintragen sollten. Als die Kaiserin am 10. Teplitz sehr leidend verließ, mußte die O'Donell ihm baldige Kunde vom Befinden derselben versprechen. Der Eindruck, den die hohe Frau auf ihn gemacht, war Goethe zu heilig, als daß er davon den Freunden und Freundinnen hätte sprechen können; nur dem Grafen Reinhard vertraute er: in der Nähe der Kaiserin sei ihm mehr Glück und Gutes widerfahren, als er verdiene, und es wäre überschwenglich gewesen, hätte nicht die Sorge, seine Kräfte könnten es nicht austragen, mitten im Genusse ihn an die menschliche Beschränktheit erinnert; der Begriff, den er sich in vier Wochen von dieser außerordentlichen Dame habe bilden können, sei ein reicher Gewinn für das ganze Leben. In Teplitz hatte Goethe auch Beethoven kennen gelernt, dessen Talent ihn in Erstaunen setzte, wogegen seine „ungebändigte Persönlichkeit“ und seine Verachtung der Welt, die freilich durch sein Gehörleiden genährt wurde, ihn abstießen.

Der Herzog reiste am 12. nach Weimar zurück, Goethe ging wieder nach Karlsbad. Er fühlte sich nach seinem Teplitzer Aufenthalte so angegriffen, daß er auf ärztlichen Rat eine vierwöchentliche Nachkur begann. Seine Frau, mit der er gleich nach Hause hatte zurückkehren wollen, ließ er abreisen. Ihr gab er einen Brief an Frau von Stein mit, worin er dieser mitteilte, daß der Erbprinz, der am 13. angekommen sei, sich gar wohl in Karlsbad gefalle, wo er sich überall umsehe. Die drei nächsten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ sandte er nach Jena zum Drucke; die Korrektur besorgte er selbst in Karlsbad und förderte auch die beiden zum zweiten Bande noch fehlenden Bücher. Als er die Nachricht von einer Unpäßlichkeit der Kaiserin empfing, bat er die Gräfin dringend um schleunigen Bericht, da es ihm ängstlich sei, dieselbe leidend oder in einiger Gefahr zu wissen. „Gibt es irgend Gelegenheit, so bitte ich in der allerhöchsten Gegenwart meiner als des dankbarsten Knechts zu gedenken, der ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrin versichert zu sein, unfähig ist, irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen.“ Die Gräfin konnte ihn bald durch die Nachricht beruhigen, daß die Kaiserin am 20. im besten Wohlsein zu Baden eingetroffen sei.

Karl August brachte, wie Knebel schrieb, ein leichteres Leben von Teplitz mit, was man dem Eindrucke der Kaiserin zuschrieb, von welcher er ganz begeistert war. Er besaß auch ein Bild derselben, das Frau von Schiller außerordentlich interessant fand, besonders hob sie deren kluge, feine, schöne Augen hervor; man gebe dem Herzog Schuld, scherzte sie, er sitze oft lange still und sehe ihr Bild an. Jedenfalls stand er, wenn nicht schon früher, von jetzt an mit ihr im Briefwechsel, dessen Inhalt die politischen Verhält-

nisse boten. Napoleons Siege bei Smolensk war am 7. September die blutige Schlacht an der Moskwa gefolgt, in welcher freilich die das Schlachtfeld behauptenden Franzosen fast mehr verloren als ihre in guter Ordnung sich zurückziehenden Gegner, aber sie bahnte ihm den Weg nach Moskau.

Am 16. September kehrte Goethe, ganz voll von seiner einzigen Kaiserin, wie verjüngt nach Weimar zurück, wo ihn zunächst das Theater und die Vollendung des Druckes des zweiten Teiles von „Dichtung und Wahrheit" in Anspruch nahmen. Das Theater hatte diesmal in den drei Sommermonaten in Halle gespielt, seine Vorstellungen in Weimar erst am Geburtstage des Herzogs begonnen. Den 17. frug Goethe bei Karl August an, ob er das Anerbieten des Ballettänzers Duport in seinem Namen ablehnen solle. „Weise Monsieur Duport höflich ab; er kostet Geld und hilft uns zu nichts", lautete die Antwort. Zugleich erkundigte sich der Herzog, ob er schon von Teplitz aus Brizzi für dieses Jahr abgewiesen habe, und er bemerkte ihm, daß er das Album der O'Donell noch behalte, um sich einzuschreiben. Wir wissen, daß er darein den Wunsch schrieb, im nächsten Sommer möchten sich die goldenen Tage in jenem Arkadien wiederholen. Brizzi hatte wieder angefragt. Darauf beziehen sich die Zeilen Karl Augusts an Goethe von demselben Tage: „Schreibe etwas abschlägliches Höfliches an Brizzi. Du wirst dich besinnen, daß schon in Teplitz ich dir einen Brief an mich gleichen Inhalts zur Beantwortung gab." Als Graf Reinhard Goethe meldete, das, was er ihm über die Kaiserin geschrieben, sei durch Mißbrauch des Vertrauens dem König von Holland und durch diesen der Kaiserin mitgeteilt worden, äußerte er sich darüber so wenig ungehalten, daß er sich freute, diese habe wider seinen Willen erfahren, wie unendlich hoch er sie stelle. Von ihr zu sprechen habe er sich abgewöhnt, aber im stillen fühle er sich glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen wieder aufnehmen und sich wieder darstellen zu können. Welche Sorge damals der bewegte Zustand der Großfürstin Goethe machte, zeigen die Zeilen vom 30. an Meyer, den er zu sich bittet, um etwas von ihr zu erfahren, da ihre Lage ihm viele Pein mache. Am 1. Oktober ging er wieder nach Jena, wohin sich den folgenden Tag die Herrschaften zu einer experimentierenden Vorlesung begaben; damals wurden auch die von dem Gelde der Großfürstin angeschafften Instrumente gezeigt, wobei der Wohlthäterin besonders gedankt wurde. Die Großfürstin war wegen der nahen Entwicklung der Dinge in ihrer Heimat, wo Moskau gleich nach dem Einzuge der Französischen Sieger eine Woche lang brannte, in tiefer Betrübnis und schwerer Sorge, wogegen der Herzog und die Herzogin sich ruhiger zeigten. Karl August ahnte den Anfang des Endes des Welteroberers. Zu Goethes Freude ging die Einrichtung der Sternwarte glücklich vorwärts. Von Lindener, Direktor der

großen Gothaischen Sternwarte, hatte sie auf der Rückkunft von einer größern Reise besucht, einen längern Aufenthalt im nächsten Jahre und nähere Verbindung mit Münchow versprochen, wofür ihm Goethe, den er nicht angetroffen, dem er aber einen Brief und schöne Beiträge zu seiner mineralogischen Sammlung hinterlassen, seinen innigen Dank aussprach. Jetzt hatte er auch nichts dawider, die Sternwarte mit unter seine Oberaufsicht zu nehmen, was er früher abgelehnt. Am 5. erwiderte er Körner, der ihm seines Sohnes „Zriny“ geschickt hatte, auch dieser zeuge von dessen schönem Talent, doch müsse er wegen der Möglichkeit und Rätlichkeit der Aufführung erst mit mehrern Freunden Rat pflegen; vielleicht mache sich die Sache leichter, wenn derselbe seinen versprochenen Besuch in Weimar ausführe. „Toni“ habe er in diesen Tagen recht gut und mit Beifall aufführen sehen. In der kleinern Posse werde nur weniges zu ändern sein. Auffallen kann es, daß er um diese Zeit (den 12.) den Meister vom Stuhl bat, ihn, wenn es auf eine schickliche, der Maurerform nicht ungemäße Weise geschehen könne, als Abwesenden betrachten und seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft suspendieren möchte; als Grund führte er an, daß es ihm unmöglich falle, die Logen regelmäßig zu besuchen und er durch sein Ausbleiben nicht gern ein böses Beispiel geben möchte, aber man dürfte wohl eher annehmen, daß er vom Orden ein Zusammenwirken mit geheimen polititischen Verbindungen fürchtete. In der Mitte des Monats wurde endlich der zweite Teil von „Dichtung und Wahrheit“ ausgedruckt; der dritte war schon so weit gediehen, daß er bald zur letzten Durchsicht schreiten konnte. Der Herzog hatte, wie er sofort an die O'Donnell schrieb, den zweiten Teil zehnmal lieber als den ersten, da er viele sehr anziehende Gegenstände und merkwürdige, feine, für die Zergliederung der Seele wichtige Beobachtungen enthalte, aber auch manche lästige, die, um wahr zu sein, zu künstlich ersonnen seien, dazu viele schwülstige Worte, die er nicht liebe, und höchst langweilige Umstände.

Am 1. November kam Goethe auf längere Zeit nach Jena, wo er sich besonders mit den Angelegenheiten der Museen beschäftigte, über deren Bestand er einen vollständigen Bericht abfaßte, der das bisher Geleistete anerkannte, auf die Lücken und ihre Ausfüllung hindeutete. Döbereiner lieferte zu seiner großen Befriedigung einen Nachtrag. Den Vorstehern der verschiedenen Anstalten empfahl er das Halten genauer Tagebücher. Der Erbprinz hatte ihn beauftragt, sich bei den Professoren Döbereiner und Kieser wegen der Eigenschaften der Schwefelquellen in Berka zu erkundigen, da er die Absicht hatte, dort ein Bad einzurichten. Der Herzog empfahl ihm dringend die Sache. Auch sonst verkehrte Goethe viel mit Döbereiner. In dieser Zeit, wo er sich selbst nicht ganz wohl befand, hatte er auch den leidenschaftlich

reizbaren Knebel zu beruhigen, der in Verzweiflung darüber war, daß man eines Ehrenhandels wegen seinen Karl zur Karzerstrafe, den jungen Grafen aber, mit dem er es zu thun gehabt, bloß zu Hausarrest verurteilt hatte. Goethe, der sah, daß bei diesem Urteil Parteilichkeit zu Grunde liege, diktierte dem fassungslosen alten Freunde einen Brief, den er mit einem eigenen begleitete. Die Gattin übergab beide selbst dem Herzoge, und unendlicher Jubel erfüllte Knebels Haus, als sie von Weimar mit dem Befehl des Herzogs zurückkehrte, beide frei zu geben; ja die unangenehme Geschichte hatte die gute Folge, daß der Herzog sich mit Anteil nach Knebels Verhältnissen erkundigte und später etwas für dessen Sohn zu thun versprach. Nach drei Wochen, am 23., verließ Goethe Jena, nachdem er Döbereiner noch manche Aufträge erteilt hatte. Zu seiner Überraschung fand ihn der Herzog nicht mehr, als er am 24. der Jagd wegen nach Jena kam, wo er Knebel und den Kommandanten Hendrich, bei dem jener junge Graf wohnte, allein zu Tische lud, sich gegen Knebel besonders freundlich zeigte und, als dieser ihn bat, seinem Karl die Sache nicht nachzutragen, ihm zutraulich auf die Schulter klopfte. Später nach Einsicht der Akten sprach er seinen Karl frei, erhöhte dagegen die Strafe des jungen Grafen, der zum Teil von seiner Unterstützung lebte.

Zu Weimar fühlte sich Goethe so angegriffen, daß er, um nicht krank zu werden, bis Mitte Dezember das Zimmer hütete. Er lieferte in dieser Zeit einen Aufsatz über die Berkaischen Badequellen, der dem Herzog sehr gefiel. Auf Berka beziehen sich auch ein paar andere Briefe des Herzogs, der, da Goethe unwohl war, mit Prof. Kieser dorthin ging, um zu einem Endergebnis zu gelangen. Freund Voigt litt damals an den Folgen eines Falles von einer Leiter, aber er hatte einen sehr willkommenen Beistand in Gersdorf erhalten. Dieser war in Rom lange krank gewesen; vom Prinzen Bernhard, der mit Graf Edling nach Paris reiste, hatte er sich getrennt und war nach Weimar zurückgekehrt, wo er am 20. November als geheimer Assistenzrat mit Sitz und Stimme ins Conseil eingeführt wurde. Den 8. Dezember schrieb Karl August an Goethe: „Gratuliere! schöne ist das Diplom [der Wiener Akademie?] geschrieben. Ich lege einen Brief der Kaiserin bei, den ich schon etliche Wochen habe, der aber fünf Wochen unterwegs blieb. Ifflands Willen [wann er komme] werden wir endlich wohl einmal erfahren. Kirms mag ihm schreiben, daß wir ihn gern sehen würden; er möchte sich nur bestimmt erklären. Morgen gehe ich bis zum Sonnabend [den 12.] nach Jena, um zu jagen und abends Weisheit zu pflegen." Den 10. und 11. war Knebel bei ihm abends zur Tafel; am letztern zeigte er sich gegen diesen vertraulich. Überhaupt stimmten die Bedrängnisse der Zeit und die schweren Tage, denen er vertrauensvoll entgegensah, ihn milde.

Am 15. kam der nach Frankreich fliehende Napoleon so rasch in einer schlechten auf einen Schlitten gestellten Postkalesche durch Weimar, daß er kaum bemerkt wurde. Der Herzog jubelte auf. Den 16. schrieb er an Goethe, der ihn auf den diesen Abend zu sehenden Durchgang des Aldebaran (des hellsten Sterns im Zeichen des Widders) durch den Mond aufmerksam gemacht hatte: „Es scheint wirklich, als wenn der Himmel sich auf den Abend machen wird; am Abend friert der Aldebaran an den Mond fest. Weißt du denn schon, daß St. Aignan beauftragt ist, dir vom Kaiser der Nacht [aus Erfurt] schöne Grüße zu bringen? [Dies mußte Goethe um so bedeutender sein, als er am Ende seines Gedichtes an die Kaiserin in bezug auf ihn gesagt hatte: ‚Wer alles wollen kann, will auch den Frieden.‘] So wirst du von Himmel [der Kaiserin] und Hölle beliebäugelt. Der O'Donell habe ich gewiß seit vier Wochen viermal geschrieben und die Treulose antwortet nicht! Titine O'Donell [die Enkelin des Prinzen Ligne] hat einen Sohn geboren. — Wenn es heute Abend recht helle ist, so kann man die Sternbedeckung mit bloßen Augen vielleicht sehen; ich habe auf allen Fall meinen treuen Begleiter aus dem Kriege, das alte Ramsdensche Teleskop, durch das man sehr gut sehen kann. Diesen Abend sehe ich einen Begleiter Krusensterns [auf der Reise um die Welt], den jungen, gefangenen [Moritz von] Kotzebue, der auf seinem Transport nach Frankreich etliche Tage Urlaub hierher [wo seine Großmutter lebte] hat. Hellen Abend und viel Glück! — Wir werden nach allen Anzeichen einen unglaublich schweren Winter zu erdulden haben." Gleich darauf freute sich Goethe über eine Entdeckung Döbereiners, die den Ursprung der Berkaischen Schwefelquellen anschaulicher mache; sie war ihm um so lieber, als sie die Vorstellung, die er sich selbst von der Sache gemacht hatte, begünstigte. Am 18. teilte er dem Herzog einen Brief Döbereiners mit, worin dieser klagte, daß seine Zeit für so viele Arbeiten, zu welchen die Wissenschaft auffordere, zu kurz sei, da er nicht ein paar untersuchende Chemiker, wie es sonst Sitte sei, zur Seite habe; dazu komme, daß er in seiner gemieteten Wohnung keine Untersuchungsarbeiten anstellen könne, im herzoglichen Laboratorium aber zur Winterzeit der wärmste Chemiker in wenigen Stunden vor Kälte erstarre. Goethe bemerkte, er selbst habe dessen Wünsche auch schon im stillen gehegt. „Kann er sich zu Hause einrichten, daß er alles, was eigentlich wissenschaftlich ist, mehr Raum, längere Zeit und ruhiges Abwarten erfordert, in seiner Nähe zu hegen und zu pflegen im Stande ist, so entspringt daraus der große Vorteil, daß er das jetzige Laboratorium bloß zu seinen Lehrzwecken benutzt; alsdann ist er dort nicht gestört und hier nicht gehindert. Ein Amanuensis wird im Laufe dieses Jahres ohne große Kosten wohl anzustellen sein. Ein solcher ist freilich höchst nötig;

das chemische Wissen geht alle Tage vorwärts, und wie will einer dem Unbekannten oder erst Bekanntgewordenen folgen, wenn er zugleich das Längstbekannte und Unbezweifelte andern deutlich machen und überliefern soll? Daß Döbereiners individuelle Thätigkeit mit der allgemeinen gleichen Schritt halten möchte, das bringt freilich solche Wünsche bald zur Sprache, die bei einer andern Person und unter andern Umständen erst später hervortreten würden." Er selbst sprach am 26. Döbereiner seine Freude aus; dabei bemerkte er, daß er sich mit seinem vortrefflichen Handbuche manche Stunde beschäftige, um sich mit der Sprache, den Ausdrücken, der Terminologie, der Symbolik immer mehr bekannt zu machen. „Nicht allein muß man sie wissen, um den Chemiker zu verstehen, sondern sich auch angewöhnen, selbst damit zu gebaren. Verläßt man nie den herrlichen elektrochemischen geistigen Leitfaden, so kann uns das übrige auch nicht entgehen." Auch meldete er, daß er Morecchinis Versuchen, Farben und Magnetismus in Rapport zu setzen, trotz Seebecks Unglauben daran, die Zeit her immer nachgehe, auch daß er einen Entwurf zu einer Reihe von Versuchen gemacht, deren Ergebnisse er nächstens mitzuteilen hoffe. Besonders hatten die Beobachtungen über die Selbstverbrennung lebender menschlicher Körper seine Aufmerksamkeit erregt, die auf eine schnelle Entwicklung des Schwefelwasserstoffgases hindeuteten. Er schließt: „Glauben Sie, daß ich gern alles beitrage, um sowohl Ihre Arbeiten als Ihre Zufriedenheit zu befördern. Dr. Seebeck grüßt vielmals und fährt fort, thätig und teilnehmend zu sein." So suchte er über die Sorgen der Zeit sich hinwegzusetzen.

Der Schluß des Jahres ward für Weimar durch Ifflands Gastspiel (vom 20. bis zum 30.) bedeutend. Auch Karl August freute sich seiner Kunst und seiner heitern Geselligkeit. Freilich gab er meist dichterisch unbedeutende Rollen, doch klagte Goethe darüber so wenig, daß er vielmehr diese Schöpfung aus nichts bewunderte, da die gewaltsam lebendige Form des Künstlers jeden Stoff verwandle und veredle. Lästiger war es ihm, daß die Schauspieler alle Stücke, in denen er spielte, zwei ausgenommen, erst einlernen mußten. An acht Abenden trat Iffland fast hintereinander auf, während sonst nur dreimal wöchentlich gespielt wurde; er schloß mit dem „Gutmütigen Polterer". Erfreulich war Goethe auch Ifflands günstiges Urteil über die Schulung seiner Schauspieler, die er zu treffendem Zusammenspiel und künstlerischer Auffassung und Durchführung angeleitet hatte. Diesmal wurde bei der Erneuerung der Verträge endlich die Bestimmung getroffen, daß die Mitglieder des Hoftheaters, welche die ersten Stellen besaßen, nach neun Jahren vom Statistendienst befreit seien. Zum Gesetz erhoben wurde sie freilich erst im folgenden Frühjahr, aber mit der Erhöhung der neun Jahre auf zehn. Um diese Zeit war Knebel mehrere Tage in Weimar, wo er in Goethes Hause die liebe-

vollste Aufnahme fand. Beim Herzog mußte er eine ganze Stunde verweilen; diesem standen, als er ihm seinen gerührten Dank aussprach, Thränen in den Augen.

In düsterer Stimmung begann das Jahr 1813, welches das arme Thüringen von Freunden und Feinden das Schlimmste fürchten ließ. Goethe suchte sich möglichst zu fassen. Der Herzog war voll Zuversicht und sah mit Spannung der Entwicklung entgegen; alle bedeutenden Neuigkeiten, die er erfuhr, teilte er der Kaiserin von Österreich mit. Mochte Karl August mit vielen Yorks Konvention vom 30. Dezember als den Anfang der Befreiung Deutschlands betrachten, er selbst und Voigt fürchteten für Preußen das Schlimmste. Doch hielt er es für Pflicht, gerade in dieser angstvollen Zeit zur heitern Geselligkeit beizutragen. So ließ er am Abend des 7. Januar vor einem gewählten Damenkreise Zeltersche Lieder zu allgemeiner Erheiterung aufführen. Die Aufregung zog ihm einen neuen Anfall seines Übels zu. „Kaum wagte ich mich aus meiner langen Verborgenheit hervor, ging einigemale nach Hofe und in die Stadt", mußte er am 12. Knebel berichten, „so meldeten sich schon allerlei Mängel, und ich muß wieder das Zimmer hüten; doch muß man mit jedem Zustande zufrieden sein, in Betrachtung, daß so viele Menschen in diesem Augenblicke leiden und fernerhin auf das unsäglichste leiden werden." Bereits am 17. konnte er einer vortrefflichen Aufführung der „Zauberflöte" beiwohnen. Den 20. schrieb er: „Die Nachricht von dem [am 27. Dezember erfolgten] Tode des [erst 26 Jahre alten] Prinzen von Oldenburg [des Gatten der Großfürstin Katharina] hat sich zu dem Heer von Übeln hinzugesellt, die uns befallen haben und bedrohen. Indessen gehen wir mutig auf vier Geburtstage los, die wir sämtlich binnen 14 Tagen zu feiern haben; neue Theaterstücke, Konzerte, Tänze werden sich hervorthun. Ist das alles geleistet, so hoff' ich gegen Ende Februar wieder einige gute Tage bei euch zuzubringen." Wenige Stunden später, kurz vor Mitternacht, starb Wieland. Wie bei Schillers Tod trieb es Goethe auch jetzt zu Frau von Stein, die schon vernommen hatte, wie tief ihn dieser Verlust angegriffen, doch meinte er, niemand sei zu bedauern, der in diesen Zeiten hinweggehoben werde. Goethe hatte nicht bloß für die Aufführung von Pärs „Agnese" am Vorabende des Geburtstages der Herzogin zu sorgen, sondern mußte auch einen Beitrag zu dem von der Großfürstin auf den Geburtstag selbst veranstalteten Abendfeste liefern; er that es in einer sinnigen idyllischen Kantate, welche der Kapellmeister Müller in Musik setzte. Am 24. wurde Wielands Leiche in Bertuchs Hause aufgestellt, von wo man sie nach dem Gute Osmannstedt brachte, in dessen Garten sich der Verstorbene ein Erbbegräbnis gegründet hatte. Goethe schickte nachmittags seinen Sohn, um dort der Bestattung beizuwohnen. Karl August verlor in Wieland einen

seiner Jugenderzieher und eine Zierde seines Landes; besonders wußte er seine schöne Maßhaltung zu schätzen, wenn es ihm auch an voller männlicher Kraft und mächtiger Genialität gefehlt hatte. Goethes von Kapellmeister Müller gesetzte Kantate machte keinen bedeutenden Eindruck. Um diese Zeit nahm der Herzog auch seinen Rat wegen des Reverses der neu zu schlagenden Gulden und Speciesthaler und einer zur Auszeichnung bestimmten Medaille in Anspruch, worüber dieser Voigt befragte.

Zum Geburtstage des Erbprinzen, den 2. Februar, lieferte der alte Einsiedel die dichterische Spende. Am 3. rief Preußens König von Breslau aus sein Volk zu den Waffen. Alle, die auf Napoleons Sturz durch Rußland und Deutschland hofften, jubelten im Herzen, aber Voigt und Goethe glaubten an die Unbesiegbarkeit des Welteroberers und bedauerten das arme Preußen, dessen Kraft sie gering schätzten. Man hat Goethe Kleinmut vorgeworfen. Aber man höre, wie sich Voigt am 13. gegen Frankenberg äußert: „Man will das arme Preußen in ein Spanien verwandeln invito rege. Wie ist der gute König zu bedauern! und wie wird das für ihn ablaufen, so unschuldig er daran ist! Wir kleinen Könige werden alle unsere Klugheit und Behutsamkeit nötig haben, uns ruhig, unparteiisch und dem Kaiser Napoleon treu zu verhalten, wenn wir nicht auch untergehen wollen, besonders wenn etwa in der Nachbarschaft Unruhen ausbrechen sollten. Der Stein ist ganz des Teufels und macht ganz Preußen rebellisch." So dachte er als umsichtiger Weimarischer Minister, der wußte, mit welcher Mühe das Land einmal der Einverleibung entgangen war. Goethe sah nur den schlimmsten Untergang voraus. Der Herzog, der seine Bedrängnis bemerkte, erfreute ihn dadurch, daß er seinen Sohn jetzt auch zum Hofjunker ernannte. Goethe dankte am 6. mit den Zeilen: „Ew. Durchlaucht bin seit so manchen Jahren für mich und die Meinigen so viel schuldig geworden, daß mir zuletzt die Worte des Dankes ausgehen müssen. Möchten Sie überzeugt sein, daß die meinem Sohn abermals erwiesene Gnade von mir tief empfunden wird und mir zur Beschämung gereichen würde, wenn nicht der Gedanke, mich für Ihro Dienst verdoppelt zu sehen, so vergnüglich und aufheiternd wäre. Möge Ew. Durchlaucht alles gelingen, wie Sie den Wünschen der Ihrigen immer zuvorkommend geneigt sind!" Am Hofe litt bei dem zwischen dem Russischen Kaiser und dem Gewaltigen ausgebrochenen Vernichtungskampfe am tiefsten die Großfürstin, deren nahen Geburtstag am 16. Goethe deshalb auf ausgezeichnete Weise zu feiern beschloß. Er wollte mit Meyers Beihülfe Gemälde „durch wirkliche Personen, nach Erfordernis kostümiert und beleuchtet, in jeder Beziehung den strengen Anforderungen der Kunst gemäß darstellen". Jedes Bild sollte nach kurzem Zwischenraume wiederholt und der Sinn durch an-

gemessene Chorgesänge angedeutet werden. Die Chorgesänge lieferte Riemer, die Musik Müller. Außer drei Gemälden der neuern Französischen Schule wurde ein frei erfundenes, der Parnaß mit Apollo und den Musen nebst einer verehrenden Hindeutung auf die zu feiernde Großfürstin, gestellt. Der Erfolg der vom Dichter persönlich geleiteten lebenden Bilder war außerordentlich. Zwei Tage später hielt Goethe auf den Wunsch der Brüder der Loge Amalie in der Trauerloge zu Wielands Andenken (es war eine Schwesterloge, bei welcher die gesamte herzogliche Familie erschien) seine Rede auf diesen in ergreifendster Weise. Erst später ließ er sich bestimmen, dieselbe drucken zu lassen. Goethe selbst hatte ungemeine Freude über die glückliche Wirkung seiner malerischen und rednerischen Darstellungen, deren Vorbereitungen nicht ohne Mühe, ja nicht ohne Leiden gewesen, wie er den 20. an Knebel schrieb. Er arbeitete, so gut es gehen wollte, an der Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit". Auch in dieser Zeit vergaß er Jena nicht Schon am 17. meldete er Voigt, die Großfürstin wolle in diesem Jahre eine Summe für die Sternwarte geben, die dadurch in guten Stand kommen werde; wenn er das Nötige vorbereitet, werde er ihm die Sache zur Genehmigung vorlegen. Aber die durch Weimar eilenden traurigen Reste der untergegangenen Französischen Armee, die ansteckende Nervenfieber mit sich brachten oder durch ihre Verstümmelung Entsetzen erregten, die ewig bewegte Unruhe und die in der Luft schwirrenden Gerüchte ließen keine ruhige Betrachtung aufkommen; man mußte jeden Augenblick ähnliche Auftritte wie vor sieben Jahren fürchten. Wie sehr ihn auch Döbereiners Entdeckungen und Forschungen anzogen, es gelang ihm nicht in dieser Zeit nach Jena zu kommen. Am 16. März erfolgte endlich Preußens Kriegserklärung gegen Frankreich. Blücher rückte, durch Winzingerode verstärkt, Ende März in Sachsen ein; ein Russisches Streifkorps bemächtigte sich Hamburgs, ein Französisches mußte am 2. April die Waffen strecken, der Vizekönig von Italien am 5. nach der Niederlage bei Möckern sich zurückziehen. In Jena floh General Durutte mit seiner Division auf dem Rückzuge aus panischem Schrecken vor Kosaken. Ein neues Weimarisches Kontingent wurde aufgeboten, da das frühere in Danzig festgehalten war. Goethe glaubte an keinen Sieg der mit den Russen verbündeten Preußen, er sah in allen gewonnenen Schlachten nur fruchtlose Opfer, fürchtete von dem unausbleiblichen Siege Napoleons Weimars Untergang. Ende März hatte er nach Jena kommen wollen, aber er war zu tief in sich hineingescheucht und zu ängstlich beunruhigt, als daß er es hätte wagen können; selbst in Weimar zog er sich zurück. Allgemeinen Schrecken verbreitete dort die Kunde, daß die Großfürstin am 7. mit ihrem ganzen Hofstaate auf den Wunsch ihres kaiserlichen Bruders nach Teplitz geflohen sei.

In dieser Zeit war es auch, daß der Herzog nach eingefordertem Bericht endlich befahl, die noch immer auf den Ilmenauer Stollen verwandten Gelder einzuziehen und das Bergwerk auflässig zu lassen, obgleich Bergrat Voigt noch nicht alle Hoffnung hatte aufgeben wollen. Darauf bezieht sich Goethes Brief an Voigt vom 11. April: „Diese zwar noch immer prägnanten, aber doch für uns wundersam beruhigten Augenblicke könnte ich nicht besser anwenden, als indem ich Ew. Excellenz für die neuliche Mitteilung aufrichtigen Dank sage. Es ist freilich ein Unterschied, ob man in unbesonnenen und friedlichen Tagen, seinen Kräften mehr als billig, ist, vertrauend, mit unzulänglichen Mitteln Großes unternimmt und sich und andere mit eitlen Hoffnungen hinhält oder ob man in spätern Jahren, in bedrängter Zeit, nach aufgedrungener Einsicht seinem eigenen Wollen und Halbvollbringen zu Grabe läutet. Was ich im vorliegenden Falle Ew. Excellenz schuldig geworden, bleibt mir unvergessen, höchst angenehm die Erinnerung des Zusammenlebens und Wirkens, wechselseitiger Aufmunterung und Ausbildung. Wenn das Äußere dabei nicht gefruchtet hat, so hat das Innere desto mehr gewonnen. Auch erkenne ich mit vollkommenem Danke, daß Sie alle das Unangenehme, was die Beendigung des Geschäfts mit sich führt, übernehmen wollen. Möchte ich nur irgend etwas Freundliches und Nützliches dagegen erweisen können. Des guten Bergrats Aufsatz erbitte mir noch auf kurze Zeit.“ Noch acht Jahre später veröffentlichte Bergrat Voigt in seiner „Geschichte des Ilmenauer Bergbaues“ auch seinen hier gemeinten Plan, wie das Werk mit Vorteil wieder zu eröffnen sei. Knebel, der Goethe damals besuchte, sah an seinem tiefen und schweigenden Ernste, daß er in sich gedrückt sei. Am 12. besetzte ein Preußisches Streifkorps Husaren und Jäger Weimar und nahm das Weimarische Kontingent gefangen. Goethes Frau, der nicht entging, daß dieser täglich fieberhafter aufgeregt und immer tiefsinniger ward, drang in ihn, daß er sofort in dem stillen Teplitz Heilung und Erholung suche. So nahm er denn am 16. nur schriftlich von seinem treuen Amtsgenossen Voigt Abschied. „Nach vielfältiger Betrachtung meiner körperlichen und geistigen Zustände“, schrieb er, „habe ich mich entschlossen, morgen die Reise nach Teplitz anzutreten, zuletzt mehr auf Anregung der Meinigen als auf persönlichen Antrieb. Ew. Excellenz verzeihen, wenn ich nicht persönlich aufwarte, aber ein Abschied in dieser Zeit ist schon peinigend im Begriff, geschweige in der Gegenwart. Mein Sohn wird meine wiederholten Abschiedsgrüße bringen. Mit welchen Wünschen und Hoffnungen ich scheide, bedarf keiner Worte!“ Dem Sohne gab er auch die bei ihm beruhenden Akte mit, die er einzeln bezeichnete: „1) Bibliotheksachen. Mein Gedanke war die Sache jetzt ruhen zu lassen, weil in dieser prägnanten Zeit eine neue mit Geldabgabe verbun-

dene Einrichtung auffallend sein möchte. Zu Johanni oder Michael würde sie vielleicht einzuführen sein. 2) Die Museumsakten geben vom Notwendigsten Bericht. Ihre Hoheit haben zugesagt, die 800 Thaler für die beiden Instrumente uns zu gewähren. 3) Folgen [zurück] des guten Bergrats Hoffnungen, der sehr zu loben ist, daß er auch da noch speriert, wo nicht mehr zu sperieren ist. 4) Der Katalog [des Museums] mit schuldigstem Dank. Möchte uns doch bald die Freude werden, diese Schätze wieder gemeinsam zu betrachten." Wenn auch Goethe so aufgeregt war, daß seine Frau, um ihm den Abschied von Frau von Stein zu ersparen, diesen selbst übernahm, so muß er doch sich schriftlich den Urlaub vom Herzog erbeten haben.

Am Morgen des 17. reiste er mit seinem Sekretär auf einen ältern Russischen Paß von Weimar ab. In Dresden sah er am 24. den Kaiser von Rußland und den König von Preußen einreiten. Von der Galerie war das Beste geflüchtet, der König im Einverständnis mit Österreich nach Prag gegangen. Bei Körner reizte Steins und Arndts begeisterte Siegeshoffnung den Dichter zu dem leidenschaftlichen Widerspruch: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! der Mann ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Hier vernahm er, daß am Tage nach seiner Abreise Neys Avantgarde unter Souham nach einem Straßenkampfe das Preußische Korps aus Weimar geworfen und die Stadt besetzt habe. Von da an fehlte ihm jede weitere Nachricht aus Weimar. Auch von der Großfürstin, auf deren Ruf er am 26. nach Teplitz ging, konnte er nichts über Weimars Lage vernehmen. Kaiser Alexander, dessen Besuch diese am 28. erfreute, wußte darüber nichts. Goethe hoffte seine Kaiserin in Teplitz zu sehen, was er an demselben 27. in einem Briefe an die O'Donell andeutete. Erst am 6. Mai wurde er über Weimar beruhigt, wenn auch manches, was er von da vernahm, ihn angriff. Noch am Tage seiner Abreise hatte Müffling seinen Abschied vom Herzog gefordert, da er dem Rufe seines Königs folgen müsse, und sogleich Weimar verlassen. Voigt fühlte sich dadurch von einem unbequemen Amtsgenossen befreit. Bei dem Überfall Souhams am 8. nach aufgehobener Tafel blieb allein die Herzogin in vollkommener Ruhe; sie sah aus den Zimmern des Erbprinzen dem Getümmel zu. Aber etwas viel Schlimmeres hatte die Unvorsichtigkeit des Geheimerat von Müller veranlaßt, der eben zur Verpflegung der Preußen in Jena war. Er hatte den jüngern Geheimrat von Voigt und den Kammerrat von Spiegel verleitet, ihm chiffrierte Nachricht über die Stärke des Neyschen Korps zu geben. Der Brief wurde aufgefangen, beide Briefsteller am 19. Mai verhaftet und nach dem Petersberge bei Erfurt gebracht. Müller stellte sich selbst bei Ney in Erfurt und reiste mit dem vom Herzog ihm gesandten Kanzler

von Wolfskeel Napoleon bis Vacha entgegen, verfehlte ihn aber. Erst am Nachmittag des 26. ward er von Napoleon empfangen, der in heftigem Zorne erklärte, er wolle Jena wegen des Verscheuchens der Division Durutte verbrennen und die verräterischen Briefschreiber hängen lassen. „Euer Fürst ist der widerspenstigste von Europa", rief er aus. Müllers bewegliche Verwendung für das unschuldige Jena wurde von Aignan unterstützt; durch seine Darstellung der Chiffrebriefe bewirkte er, daß Napoleon die Sache dem Weimar geneigten Marschall Berthier übergab. Letzterer ließ den Herzog ersuchen, sich in Erfurt einzufinden. Auf seiner leichten Droschke kam er noch denselben Abend. Frühmorgens wurde er von Napoleon freundlichst aufgenommen, welcher der Herzogin zum Frühstücke in Weimar aufwarten wollte; wegen der Verhafteten müsse man abwarten. In Weimar schilderte der Kaiser vertraulich dem Herzog seine großen Streitkräfte, und trug ihm auf, den König von Sachsen in seinem Namen aufzufordern, sofort nach Dresden zurückzukehren, damit er sein Land nicht als ein feindliches behandeln müsse. Die Bitte der Herzogin wegen Freigebung der beiden Verhafteten bewilligte er sofort, mit der Versicherung, er freue sich, wenn er ihr etwas Angenehmes erzeigen könne; er befahl Berthier, noch heute dieselbe in Vollzug zu setzen. Aber eine Abordnung aus Jena bekam scharfe Worte zu hören. Karl August begleitete Napoleon bis Eckartsberga, wo dieser bei Tafel die heiterste Laune zeigte und ihn abends durch einen Rittmeister und eine Schwadron Dragoner zurückbegleiten ließ. Am andern Morgen teilte der Herzog, um dem Befehl nachzukommen, Napoleons Auftrag wörtlich dem König von Sachsen mit, der sofort gehorchte. Leider sollte die unendliche Freude, welche Voigt und seine Gattin über die Befreiung des einzig geliebten Sohnes empfanden, bald in ihr Gegenteil umschlagen; denn die Drohung des Erschießens, verbunden mit der Aufregung über die Gefangennahme und der Gefängnisluft, hatte ihn so angegriffen, daß ein zum Friesel sich gesellendes Nervenfieber schon am 19. seinem hoffnungsvollen Leben ein Ende machte. Wie ganz Weimar, so nahm besonders der Herzog den wärmsten Anteil an dem trostlosen Vater; er bot ihm alle seine Schlösser zum Aufenthalt an, versprach ihn dort häufig zu besuchen und verbot ihm jede Arbeit, aber gerade nur in dieser fand der unglückliche Vater am Tage eine Art Beruhigung. Auch die Herzogin machte ihm einen längern Besuch und die Großfürstin bezeigte ihm schriftlich aus der Ferne ihre warme Teilnahme. Goethe, zu dem die Nachricht sehr spät gelangte, ward so ergriffen, daß es ihm erst nach sehr langer Zeit gelang, seinem Anteil brieflichen Ausdruck zu geben.

In Teplitz hatte Goethe auch die Großfürstin Katharina auf kurze Zeit gesprochen, aber diese nahm auch seine geliebte Erbprinzessin mit sich und ließ

ihn zu Teplitz ganz einsam. Die Verbindung mit Weimar war noch immer nicht hergestellt, dagegen kamen Russische und Preußische Verwundete, die von Schlachten in der Nähe berichteten, auch Flüchtlinge. Dabei störte der leidenschaftliche Parteisinn die Ruhe. Nach dem Waffenstillstand vom 4. Juni beschloß der Dichter, zur Ausführung des dritten Teiles von „Dichtung und Wahrheit“ und zur Herstellung seiner Gesundheit in Teplitz zu bleiben. Schon am 20. schickte er den Anfang desselben an Riemer, der die Korrektur übernommen hatte, aber auch frei in grammatischer, syntaktischer und rhetorischer Beziehung ändern möge. Hatten die Krankheit des Sekretärs und die Lahmheit seiner Pferde ihn längere Zeit gehindert, so brachte am 5. Juli des Herzogs Ankunft ihn in größere Bewegung. Mit ihm besuchte er im nahen Billin den Feldmarschall Fürst Moritz von Liechtenstein und dessen junge Gemahlin, wo er auch manchmal vorlas. Karl August teilte Goethe mit, daß Österreich sich bald erheben werde und eine allgemeine Verbindung gegen Napoleon stattfinden werde. Wohl mag Goethe ihm seinen Unglauben an den Bestand und den Erfolg einer solchen Vereinigung verschwiegen oder höchstens angedeutet haben. Der Herzog reiste schon am 6. August über Franzensbrunn zurück. Goethe nahm seinen Rückweg wieder über Dresden, wo er „sehr lebhafte und stürmische“ Tage erlebte. Am 15. wettete er mit dem Regierungsrat Peucer, Napoleon werde zuletzt Sieger bleiben. Als er am 19. nach Weimar zurückkehrte, fand er dieses von der jüngsten Französischen Garde besetzt. Den 21. war er an der Hoftafel, folgte aber dann der Einladung des Herzogs nach Ilmenau, wohin dieser am 20. mit dem Oberforstmeister von Fritsch und dem Oberstallmeister von Seebach gegangen war, um die dortigen Schlackenbäder zu brauchen. „In Ilmenau habe ich sieben sehr vergnügte Tage zugebracht“, berichtet er an Knebel, „und die Erinnerungen alter Zeit [er hatte es seit achtzehn Jahren nicht mehr besucht] waren mir gar wohlthätig; sie ist lange vorbei, so daß nur das, was eigentlich fruchtbar in ihr lebte, für die Einbildungskraft übrig geblieben ist. Das Gute, was man beabsichtigte und leistete, ist in allen Hauptpunkten wohl erhalten und fortgesetzt worden. Doch du warst ja selbst vor kurzem [in Begleitung der Herzogin] Zeuge, wie es sich dort lebt .... Sonnenschmidt [ehemaligen Mexikanischen Berginspektor] habe ich auch besucht und vortreffliche Sachen bei ihm gefunden. Sein wunderliches Wesen, über welches manche sich beklagen, hat er wenigstens nicht gegen mich ausgeübt. Mit Bergrat Voigt habe ich die alten Geologica wieder aufgesucht und zugleich den dritten Band von des Meininger Heim Schriften aus diesem Fache gelesen .... Sonst habe ich einen Tag zu Pferde, auf der Droschke und auch wohl spazierengehend zugebracht. Der Herzog war guten Humors; meinen

Geburtstag feierten sie auf eine heitere Weise. Das Wetter war in den letzten Tagen sehr schön, so daß wir sämtlich ungern wegzogen."

Nach der Rückkehr beschäftigten ihn das Theater, die Museen und seine mineralogischen Sammlungen. Die Schauspieler hatten im Sommer wieder Halle aufgesucht, wo sie am 23. August zuletzt spielten; am 4. September war die Bühne in Weimar wieder eröffnet worden. Leider hatte auch der Aufenthalt in Halle keinen Überschuß ergeben, wie ihn das Theater brauchte, um für den Herbst und einen Teil des Winters in Weimar die Kosten zu bestreiten. Deshalb richtete Goethe den 5. an Voigt als Kammerpräsidenten die Bitte, er möge einleiten, daß „dieses dem Hof und Publikum zu guten und bösen Zeiten unentbehrliche Institut für den Augenblick soulagiert werde", damit sie notdürftig diesen Winter hinhalten könnten; er werde persönlich zu so manchem andern Danke auch den für diese Gunst hinzuzufügen haben. Freilich zu bedeutenden neuen Vorstellungen kam er in diesen bewegten Tagen nicht. Seit dem Geburtstage des Herzogs finden wir Goethe häufig an der Hoftafel. Der Druck von „Dichtung und Wahrheit" ward langsam gefördert, auch einzelnes daran geschrieben. Aber das Schwanken der politischen Entscheidung, die ewigen Durchzüge mit schweren Einquartierungen, wobei der aus Paris zurückgekehrte Prinz Bernhard Sicherheit und Ordnung tüchtig zu halten wußte, ließ den Dichter zu keiner Ruhe gelangen. Während am 18. Oktober bei Leipzig die Würfel fielen, dichtete Goethe an seinem großartig gedachten Epilog zum „Essex" von Banks. In der Nacht des 19. brachte Oberst von Geismar dem Herzog die Jubelnachricht vom großen Siege und zugleich einen Kosakenpulk zum Schutze. Der Französische Gesandte St. Aignan ward von Kosaken aufgehoben und zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen. Der Herzog bezeugte sich dabei sehr teilnehmend, da St. Aignan sich allgemeine Achtung erworben hatte. Der 21. war für Weimar ein Tag des Schreckens. Am Nachmittage zog ein Teil der Französischen Nachhut auf Weimar zu; da die Kosaken sich ihnen entgegenwarfen, fuhren sie Kanonen auf, und richteten sie gegen die Altenburg oberhalb des Schlosses, doch mußten sie vor den Kugeln der Österreicher weichen. Mehrere Kosakenpulke, eine Legion berittener Preußischer Jäger und Österreichische Dragoner trieben die Franzosen aus der Stadt. Aber leider hatte diese auch von ihren Befreiern arg zu leiden. Viele Häuser wurden ausgeplündert. Goethe blieb diesmal von der Plünderung verschont. Einen reichen Ersatz für so manche Not und Sorge boten ihm viele ausgezeichnete Bekanntschaften. Am 30. benutzte er den „ersten freien Atemzug", um die Gräfin O'Donell zu bitten, wie sonst, die schöne Pflicht zu übernehmen, „ihn und sein Geschick allerhöchsten Ortes angelegentlichst zu empfehlen". In jenen Stunden der

Verwirrung habe ihn der Namenszug der Kaiserin auf ihrer Dose wie glückbringende Sterne angeleuchtet, als er sie statt aller übrigen Schätze zu flüchten gesucht. Das erste Liebreiche, was ihm entgegengeklungen, sei der Name O'Donell gewesen. Die Unterhaltung mit Graf Moritz, einem der vorzüglichsten Männer, die er kennen gelernt, sei ihm Erquickung, ja Wiederherstellung gewesen, und er freue sich nur, daß auch sein Sohn zugegen gewesen, um einen Begriff von so hoher Bildung zu fassen und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Von andern Österreichern zog ihn besonders Metternich an, wogegen der bei ihm einquartierte siegreiche Feldmarschall Colloredo, wie der Herzog scherzte, „nicht durch die Dichtkunst mit ihm einstimmte"; er war ein sehr widerwärtiger Gast. Der Druck von „Dichtung und Wahrheit" im nahen Jena ging fort, das Theater wurde gleich wieder eröffnet. Am 24. und 25. waren die Kaiser bei Hofe; mit ihren bedeutenden Diplomaten befand Goethe sich am 30. an der Hoftafel, sah sie auch eines Abends bei sich. Durch die in Weimar errichteten Hauptlazarette und die Bestimmung der Stadt zum Mittelpunkt des zweiten Preußischen Armeekorps wurde es freilich dort recht ungemütlich. Auch kam es bei der Einquartierung zu manchen Ausschreitungen, wie noch am 6. November an Goethes eigenem Hause eine solche stattfand; zwölf Kosaken wollten mit Gewalt eindringen, obgleich das auf dieses lautende Billet zurückgenommen worden war, was man ihnen aber schwer verständlich machen konnte. Um von den Widerwärtigkeiten der Gegenwart sich abzuwenden, versenkte sich Goethe in die Geschichte Chinas, und beschäftigte sich mit dem mehr äußere Aufmerksamkeit fordernden Ordnen seiner Kunstsammlungen, besonders der Kupferstiche. Am 8. kamen die Erbprinzessin und die Großfürstin Katharina nach Weimar zurück, mit denen er zweimal an der Hoftafel war. Riemer, der Goethe bei der Korrektur von „Dichtung und Wahrheit" wesentlich unterstützte, war damals in Unbehagen und Not. Goethe hätte ihn gern wieder zum Hausgenossen gehabt, da er seinen Sekretär John hatte aufgeben müssen, aber dieser hielt es nicht für thunlich. „Sehen Sie, mein Wertester, jenen Vorschlag als einen Wunsch an, Ihnen in dieser unfreundlichen Zeit etwas Liebes zu erzeigen", schrieb er, „und als einen intendierten Versuch, Ihnen in der Folge [durch seine Verbindungen] noch nützlicher und förderlicher zu sein. Da aber bei den von Ihnen herausgesetzten Schwierigkeiten jene häusliche Wiedervereinigung nicht statthaben kann, so lassen Sie uns den geistigen Verein desto fester schließen und freie Stunden zu wechselseitiger Erbauung zutraulich anwenden." Die Gesellschafterin von Goethes Frau war Riemer wohl schon damals verlobt. Bald darauf schreibt Goethe an Knebel, es sei ihm sehr unangenehm, Riemer, der an einem bösen Hals und Brustbeschwerden leide, an der Marktecke so isoliert

zu wissen in einer Zeit, wo jedermann so bedrängt und beschäftigt sei, daß er im Innern genug zu thun habe. Die Erbprinzessin hatte sehr hübsche und nützliche Sachen für Weimar und Jena mitgebracht; sie verdiene ganz eigentlich eine Friedensfürstin zu sein, äußerte Goethe, obgleich sie auch im Kriege sich recht gut ausnehme und in diesen Tagen schon manches zu vermitteln gewußt. Sie besaß diplomatisches Geschick. Am 13. wurde „Essex" mit Goethes herrlichem, von Frau Wolff ergreifend vorgetragenem Epilog gegeben. Stein war am 12. in Frankfurt angekommen, wo sich die beiden verbündeten Kaiser befanden, und hatte die Fortsetzung des Krieges gegen Napoleon durchgesetzt. Am 18. reiste die Großfürstin Katharina, die auch großen politischen Einfluß übte, den folgenden Tag die Erbprinzessin nach dem Hauptquartier der Verbündeten in Frankfurt ab, das jetzt ein gewaltiger politischer Sammelpunkt war, der natürlich auch den katholisch und zum faselnden Sänger der „Weihe der Unkraft" gewordenen Werner anzog. Die Erbprinzessin hatte Goethe noch spät eine Abschiedsunterredung gewährt. Am 20. lud dieser Frau von Stein und andere Damen zu einer „geselligen Unterhaltung", wohl einem Singkonzert auf morgen Sonntag um 11 Uhr; mancherlei Gebrechen hätten ihn gehindert diese Tage aufzuwarten. Sie stellte sich ein, aber es ward ihr dabei unwohl, so daß sie nicht bis zu Ende bleiben konnte. „Es that mir sehr leid", schrieb er ihr darauf, „daß Sie gestern den kurzen Traum, den ich meinen Freunden bereitete, nicht ganz austräumen konnten", schrieb er. „Das Erwachen ist jetzt immer schrecklich .... Auf baldiges Wiedersehen!" Daß der Herzog vom Rheinbunde zurücktreten und gleich den übrigen Fürsten Freiwillige zum Kampf für das Vaterland aufrufen werde, konnte niemand bezweifeln, und so meldeten sich schon manche zum freiwilligen Dienste, ohne die darauf bezüglichen Bestimmungen abzuwarten. Auch Knebels Karl und ein paar Freunde desselben waren unter diesen. Goethe, der deshalb von Knebel in Anspruch genommen wurde, riet, sie sollten sich vorläufig auf den wahrscheinlichen Fall beim Herzog melden.

Karl August, der die herrschende Not durch eigene Beteiligung zu lindern suchte, begab sich erst am 24. nach Frankfurt; zwei Tage später trat er öffentlich zu den Verbündeten über und errichtete eine Schwadron Jäger zu Pferde und eine Kompagnie zu Fuße. Somit war der bedeutsame, freilich so unvermeidliche, wie vom Herzog längst ersehnte Schritt gethan, der das Geschick des Landes an den Erfolg der Verbündeten knüpfte, auf den die allgemeine Volksbegeisterung vertraute, während Goethe und Voigt, die Weimars Wohl im Sinn und Herzen tragenden Hausminister, mit ängstlicher Spannung der Entwicklung entgegensahen, aber an ihrer Thätigkeit festhielten, worin sie ein Gegengewicht ihrer innern Unruhe fanden.

XI.

Erhebung, Befreiung und Neugestaltung.

Während Karl August wie von einem bösen Traume sich von der Tyrannei des ihm verhaßten Welteroberers befreit und freudig entschlossen fand, mit seiner vollen Kraft in das Ende des Dramas mit einzugreifen, war Goethe tief in sich hereingescheucht, und von ängstlich gespanntem Unglauben gequält. Männer und Jünglinge eilten mit rücksichtsloser Hingabe aller bisherigen Verhältnisse und ihres künftigen Lebensganges zu den Fahnen der Freiwilligen. Voigt und Goethe konnten es nicht billigen, daß manche, die an ihrer Stelle tüchtig wirkten, diese verließen, während sie im Felde weniger zu gebrauchen waren. An demselben Tage, an welchem der Herzog nach Frankfurt reiste, den 24. November, schrieb Goethe an Knebel: „Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Lauf der Welt, und so suche ich auch noch außer dir Freunde der Wissenschaft und Kunst, die zu Hause bleiben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nötig haben wird, und wäre es auch nur unter der Asche, erhalten mögen.“ Ganz derselben Gesinnung war Voigt, der die Beamten von dem Eintritt unter die Freiwilligen möglichst abhielt. Unter den wenigen Jüngern, die von der Freiwilligenbegeisterung nicht ergriffen waren, befand sich auch der junge Doktor Arthur Schopenhauer, der sich durch seine philosophische Abhandlung: „Die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde“ als denkender Kopf erwiesen hatte und als solcher Goethe anzog. Dagegen gehörte zu den begeistertsten Freiwilligen der außerordentliche Professor der Medizin Kieser, der seine Stelle in Jena aufgegeben, um sich der tapfern Schar anzuschließen, ja für sie zu werben. Trotzdem gewann dieser sich bald Goethes Vertrauen. Gerade an demselben 24. November redete Goethe ihm ernstlich zu, er solle, statt einzutreten, sich in Weimar bei den herrschenden Nervenfiebern nützlich erweisen; doch hatte er sich bereits in die Liste eingezeichnet. Anfangs ging es mit dem Einzeichnen schwach, da Voigt sich weigerte, den Eintretenden ihre Stellen offen zu halten. Am Abend des 27., wo Kieser mit Goethe und dessen Familie speiste, unterhielt man sich über die großen Welthändel, wobei

Goethe zugab, daß Frankreich im Kampfe mit England unterliegen müsse, da das Meer gewaltiger und lebendiger als die Erde sei. Wohl etwas früher fällt Ludens Unterhaltung mit Goethe, welche diesen überzeugte, daß der Dichter tief von den großen Ideen Freiheit, Volk und Vaterland so wie von dem Gefühl durchdrungen sei, es harre der Deutschen noch eine große Zukunft, wie dies Schiller in einem unvollendeten Gedichte so warm ausgesprochen hatte, nur glaubte er noch immer nicht an die Besiegung Napoleons. Deshalb riet er Luden wohlmeinend von der Herausgabe einer unter dem Namen „Nemesis" gegen Napoleon gerichteten Zeitschrift ab, die, wenn jener Sieger bleibe, unendliches Unheil über die herzogliche Familie, das Land und die Universität bringen werde. „Ich denke endlich, warum sollte ich es nicht sagen? auch an meine Ruhe und Ihr Wohl", fügte er hinzu. So waren alle edelsten Gefühle in seiner Brust aufgeregt, aber er bedauerte die schreckliche Not, die er voraussah, und die arge Täuschung der Menge, welche, obgleich man sich mit den wilden Völkern des Ostens hatte verbinden müssen, an Deutschlands Freiheit denke. Freilich hätte er auch noch den Widerwillen Österreichs und Preußens, diese nach dem Siege den Deutschen zu gewähren, anführen können.

Da die Herzogin einsam in Weimar zurückgeblieben, wo sie sich die Linderung der herrschenden Not angelegen sein ließ, während die Großfürstin große Summen auf ihren Reisen verwandte (augenblicklich war sie mit ihrer Schwester Großfürstin Katharina noch im Hauptquartier zu Frankfurt), drängte es Goethe zu ihrer Unterhaltung von seiner Seite beizutragen. So ließ er denn durch Frau von Stein bei ihr anfragen, ob sie gestatten wolle, daß er Freitagabend den 3. Dezember etwas aus dem dritten Teile von „Dichtung und Wahrheit" vortrage. Auf die erhaltene Genehmigung erwiderte er der Freundin: „Sehr glücklich wird es mich machen morgen Abend aufwarten zu dürfen. Es ist mir wohl erlaubt, der Halbpoesie meines biographischen Versuchs einige reine Poetica [drei seit dem April gedichtete Balladen] anschließen zu dürfen." Den 6. und 9. speiste er bei der Herzogin an der Hoftafel. Mit „Dichtung und Wahrheit" fuhr er an den beiden folgenden Freitagen fort. Der Druck des Bandes wurde unter Riemers sehr eingreifender Teilnahme fortgesetzt. Zu den höchst unangenehmen Folgen des Krieges gehörte außer den unheimlichen herrschenden Nervenfiebern die drückende Zwangsanleihe. Voigt schickte Goethe die betreffende Aufforderung des Polizeikollegiums in Bezug auf die Beamten der Jenaischen Museen; er selbst erhielt eine solche wegen der Zeichenschule. Um „nicht ganz ins Dunkle zu greifen", frug er vertraulich bei Voigt an, was man in beiden Fällen im Verhältnis zur Besoldung etwa erwarte. „Bin ich hiervon unter-

richtet, so kann ich die Erklärungen in meinem kleinen Kreise desto eher leiten, auch mich persönlich darnach richten, ohne daß die Abgabe zu schwer werde und doch nicht allzuweit hinter der Erwartung, welche hier wohl eine Forderung genannt werden kann, zurückbleibt.“ Unterdessen waren bereits die ersten Blätter von Ludens „Nemesis“ erschienen. Die Karre scheine ihm damit schon verfahren, schrieb er an Knebel. „Darüber ließen sich allerlei Betrachtungen anstellen. Jetzt halte dich aufrecht, so gut es gehen will; ich will das Gleiche zu thun suchen.“ Aber wie wenig ihm dies gelang, zeigt Kiesers Bericht vom Abend des 12., wo er ihm „mit dem engsten konfidentiellen Zutrauen große Pläne“ mitteilte und ihn zur Mitwirkung aufforderte. „Ich sah ihn nie so furchtbar, heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoll sein Gesicht und seine Augen glühten und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen.“ Wir hören weiter, daß er über sein Leben, seine Thaten, seinen Wert mit einer Offenheit und Bestimmtheit gesprochen, die er nicht begriffen, und noch mehr habe er ihn und sein Zutrauen ehren müssen, wenn er von dem großen Plan wirklich so ergriffen gewesen. Leider ist dieser Plan dadurch, daß Kieser ihn der Freundin, an die er schrieb, nur mündlich sagen zu dürfen glaubte, unbekannt geblieben. Unzweifelhaft betraf er ein Mittel, den weitern Krieg zu verhüten, den er für ein unendliches Unglück hielt; er stellte sich wohl einen Augenblick vor, selbst den Vermittler bei Napoleon zu machen, der alle Eroberungen gern zurückgeben werde. Doch kam er wohl bald davon zurück. In diese Zeit fällt auch der Besuch von Rochlitz und dessen junger Gattin, die drei Wochen im Goetheschen Hause wohnten, wo der Hausherr alles Mögliche zu ihrer Bequemlichkeit that. Einmal kam es zu einem sehr ernsten Gespräch über Napoleon, das mit Goethes Äußerung schloß, man müsse schweigend Gottes moralische Anordnung anerkennen.

Am 14. erwiderte er Voigt auf Mitteilungen aus Frankfurt, die wohl schon der Ernennung Karl Augusts zum Generalissimus der zur Besetzung der Niederlande bestimmten Sächsischen Armee gedachten: „Ew. Exzellenz, obgleich dem Gehalt nach unerfreuliche Mitteilungen, haben mir doch Ihren standhaften Sinn [trotz allem treu seinen Posten zu bewahren] und heiteres Gemüt dergestalt nahe gebracht, daß ich mich dadurch gestärkt und aufgerichtet fühlte. Herzlichen Dank mit der dringenden Bitte um ein Wörtchen von Zeit zu Zeit.“ Bei legte er eine Quittung über die Zahlung der für die Museeen angekauften Thüringischen Suite des Bergrates Voigt. „So wäre denn auch diese Sammlung, ein Dokument früherer Thätigkeit, ohne Unstatten unser geworden“, äußerte er. „Leider ist sie noch nicht aufgestellt. Nächstens thue ich Vorschläge, wie auch dieses geschehen könne. Unser akademisches Wesen ist denn

doch ein heiliges Feuer, das man, und wär' es nur unter der Asche, bewahren muß." Vier Tage später kehrte der Herzog als Generalissimus und zugleich die Großfürstin von Frankfurt zurück. Goethe war damals mit an der Hoftafel. Der Graf von Edling, der mit dem Prinzen Bernhard von Paris zurückgekehrt war, wurde Oberhofmarschall, im nächsten Februar auch Geheimer Assistenzrat im Conseil. Am 19. starb plötzlich der alte Ziegesar, als er eben im Schlosse war; auch dieser Todesfall erschreckte Goethe. Eine Erleichterung für das Land war es, daß die Franzosen am 22. die Übergabe der Stadt Erfurt versprachen, obgleich die Festung sich noch hielt. Goethes August trug sich in die Liste der Freiwilligen ein, was Goethe zugab, da er hoffte, der Herzog werde ihm eine andere Bestimmung anweisen. Schon den 23. meldete er Knebel: „Mein August geht mit Kammerrat Rühlmann nach Frankfurt am Main, um ein sehr leidiges Geschäft [es handelte sich um die Verpflegungsgelder] zu besorgen." Wegen des Eintritts von Knebels Karl hatte er sich, da der Herzog mit Geschäften überhäuft war, an Gersdorff gewandt. Karl August reiste auf einige Tage nach Dresden; auch während seiner Abwesenheit, am 27., speiste Goethe an der Hoftafel mit den Fürstinnen. Nach der Rückkehr des Herzogs wurde Goethe noch immer von der Möglichkeit geängstigt, sein August werde sich nicht abhalten lassen, mit in den Krieg zu ziehen. Daß ihn Voigt darüber zu beruhigen suchte, half nichts, auch nicht, daß dieser August freundlich empfing und ihm versicherte, der Herzog wünsche, daß er im Dienst der Kammer bleibe. Am 30. richtete er an den mit Geschäften überhäuften Herzog das von seiner unendlichen Beklommenheit zeugende Gesuch: „Ew. Durchlaucht haben geruht, meinen Sohn, den Hofjunker und Kammerassessor, dem Kammerrat Rühlmann auf seiner Reise nach Frankfurt zur Begleitung zu geben, und ihm dadurch die höchste Gnade erzeigt, weil er sowohl glückliche Gelegenheit findet, sich zu Welt- und Staatsgeschäften mehr zu qualifizieren als auch sich nach den Resten meines Vermögens umzusehen [dessen Verwaltung in bester Weise der Brudersſohn seines Schwagers besorgte]. Alle meine Wünsche wären daher erfüllt, wenn es in Ew. Durchlaucht Plan läge, ihn in der angetretenen, seiner Natur und Eigenschaften ganz angemessenen Karriere fernerhin zu belassen, damit er sich früher oder später unter diejenigen Ärzte zählen könne, die berufen sind, Wunden, welche der Krieg geschlagen hat, zu heilen. Zu gleicher Zeit würde er mir in meinem kleinen Geschäfts- und Hauskreise behülflich sein können, wo ich eines angeborenen vertrauten Beistandes bedarf, da es mit denen, die man sich anzueignen gedenkt, nicht immer gelingen will, und man unversehens wieder verlassen dasteht. Meine bürgerliche und ökonomische Lage, welche Ew. Durchlaucht geschaffen, würde dadurch erhalten, gesichert und ich von allen Seiten

in einer so stürmischen Periode beruhigt sein. Dieses hätte ich alles Höchstdero Ermessen stillschweigend anheim gegeben, wenn nicht mein Sohn, nach dem letzten Aufrufe, der Pflicht und Ehre es gemäß gehalten hätte, sich gleichfalls zu melden, nicht ohne Mut und Lust, wie es Jüngern wohl geziemt, die mehr vorwärts als zurück und nach der Seite sehen sollen. Zu diesem Schritte hätte ich widerstrebender meine Einwilligung gegeben, wenn Ew. Durchlaucht Höchste Erklärung nicht zum voraus bezeugte, daß Ihro oberste Übersicht jeden an seinen Platz zu stellen sich vorbehalte." Gegen Voigt entschuldigte er sich, daß er trotz seiner freundschaftlichen Vorsorge den Herzog angehe, damit er dasjenige, was derselbe wohl aus sich verfügt hätte, der Erfüllung seines dringendsten Wunsches verdanke. Karl August, der Goethes Furcht kannte, seinen einzigen Sohn, wie Voigt, und dazu zwecklos, wie er glaubte, zu verlieren, beruhigte ihn, ja er bestimmte diesen zur Ordonanz des Erbprinzen, wodurch er ihn näher an den Hof anschloß.

Am Anfange des Jahres ging August mit Rühlmann zu Goethes Beruhigung wirklich ab. Den 7. reiste der Herzog zunächst an den Rhein; er hatte Anordnungen auf seinen Todesfall hinterlassen. Als sein Vertreter blieb der Erbprinz zurück, der demnach so wenig wie Goethes August am Befreiungskriege teilnahm. Dem Herzog als Befehlshaber des nach den Niederlanden bestimmten dritten Armeekorps folgte als Oberstlieutenant und Generaladjutant der Direktor der Gothaischen Sternwarte. Goethe war durch die unruhige Gegenwart und die unbestimmte Zukunft, die in dem wieder zu einem Lager verwandelten Weimar fortdauernden Nervenfieber (auch eine Kammerfrau in seinem Hause war erkrankt), Augusts Abwesenheit, auch wohl durch das Gerede, daß dieser sich dem Rufe des Vaterlands entziehe, so angegriffen, daß er sich nur mit Gewalt aufrecht hielt. Zwar finden wir ihn mehrfach (am 11., 15. und 21.) an der Hoftafel, aber weder zu Morgenbesuchen in seinem Hause, noch zu abendlichen Vorlesungen kam es; seine Hauptbeschäftigung bildete die Korrektur des Schlusses des dritten Teiles von „Dichtung und Wahrheit". Am 11. schrieb er an Voigt, dem er schöne, ihm mitgeteilte Münzen zurückschickte: „Möchten Ew. Exzellenz durch Auspacken und Ordnen sich wenigstens stundenweise gegen den Augenblick schützen und schirmen. Unsern Feldziehenden und Reisenden allen [das Bataillon zog am folgenden Tage aus] wünsche ich die besten Erfolge. Was mußte Prinz Bernhard noch für ein Abenteuer erleben?" Am 18. berichtet Kieser: „Unser Goethe gefällt mir gar nicht. Er war gestern Abend so bewegt, so feierlich, so weich, daß mir himmelangst wurde. Er suchte alle alten Kupferstiche zusammen, um sich Geschäfte zu machen, ist sehr heiter, aber auf so eigene Weise. Ich fürchte sehr für sein Leben." Mit großem Anteil verfolgte er besonders die politischen

Anzeigen der Literaturzeitung, für deren weitere Verbreitung er manche Schritte that. Sehr freute es ihn, daß man sein jetzt wieder in einer neuen Ausgabe erschienenes Gedicht „Hermann und Dorothea“ auch unter den politischen Schriften anzeigen wollte. Bei manchen einzelnen Beschäftigungen konnte er zu keiner Ruhe gelangen. Vom Herzog vernahm er nur weniges durch Voigt. Als am 28. die Kaiserin von Rußland festlich empfangen wurde, saß er an der Hoftafel, wie auch am 30., dem Geburtstage der Herzogin, auf den er nur ein kurzes, auch der Kaiserin gedenkendes Gedicht liefern konnte. Die Festvorstellung am Vorabend des Geburtstages war „Egmont“ in der neuen Redaktion von Wolff und Riemer, welche die Statthalterin beibehielt. Am 31. zogen die Weimarischen Freiwilligen aus; den Vorabend wurde „Wallensteins Lager“ aufgeführt, zu welchem Goethe einen heiter der Ausrückenden gedenkenden Schluß gab. Zwei Tage vorher hatte er an Knebel geschrieben: „Wir stecken mitten in der Herrlichkeit und es sieht bei uns prächtiger aus als je . . . . Vor Hälfte des Februar [dem Geburtstage der Großfürstin] ist an keine ruhige Stunde zu denken.“ Aber zu einer dichterischen Feier konnte er sich nicht erheben.

Der Herzog rückte anfangs Februar über Arnheim in die Niederlande, den 7. kam er nach Brüssel. Er sollte die Niederlande gegen Streifzüge schützen und die zwölf noch von den Franzosen besetzten Festungen einschließen. In Frankreich begannen vier Tage nach Blüchers Sieg vom 1. Februar die Friedensverhandlungen mit Napoleon zu Chatillon, aber dessen günstige Erfolge gegen die Verbündeten steigerten seine Forderungen. Diese ziemlich ruhigen Augenblicke benutzte Goethe, wie er am 5. schrieb, manches zu ordnen, was mehrere Jahre lang durch Krankheit, Reisen und Krieg verwirrt worden. Der dritte Teil von „Dichtung und Wahrheit“ war jetzt ausgedruckt, aber Cotta wollte ihn der stürmischen Zeit wegen erst Ostern erscheinen lassen. Goethe fand sich unterdessen so gut gestimmt, daß er das heitere Lied „Kriegsglück“ am 14. dichten konnte. Der Erbprinzessin weihte er zu ihrem Geburtstage am 16. zwei wohl zu Inschriften bestimmte Strophen. Drei Tage später wandte er sich zum erstenmal an den Herzog. „Ew. Durchlaucht sind so schnell zu den wichtigsten Bestimmungen vorgerückt“, schrieb er, „daß wir andern, an der Stelle gebliebenen kaum in die Ferne und Höhe gedankenweise folgen können. Haben Sie daher die Gnade, Beikommendes mehr dem Wunsche, mein Andenken zu erneuen, als der Absicht zuzuschreiben, einen bedeutenden Bericht zu erstatten. Andere werden von wichtigen Dingen Nachrichten gegeben haben, während ich in meinem beschränkten Kreise das Herkömmliche lebendig zu erhalten bemüht bin, bis den Wissenschaften und Künsten ein neuer Frühling aufgehen möchte. Wenigstens haben wir uns in der

nächstvergangenen Zeit über nichts Unangenehmes oder gar Unglückliches zu beklagen." Wegen seines Sohnes berichtet er, Rühlmann gebe ihm das Zeugnis, daß er dabei nicht unnütz gewesen. „Der eigentlichste Vorteil bleibt jedoch auf Seiten des jungen Mannes. Eine weitere Weltansicht in der jetzigen Zeit ist für jeden unschätzbar, am köstlichsten für die Jugend, welche denn doch zunächst das zu erwartende Gute genießen und die zu befürchtenden Übel zu ertragen haben wird; beides kann früher geschehen, wenn man sich in einem weitern Kreise denkt und fühlt. Seinen Dienst bei dem Prinzen besorgt er treulich und sucht auf jede Weise, die der Augenblick andeutet, angenehm und nützlich zu sein. Daß Ew. Durchlaucht ihm diese Gelegenheiten gönnen wollen, dafür wüßte ich nicht genug zu danken." Er berichtet auch, daß er nach eröffneter Postverbindung sich wieder nach allen Seiten und so auch nach Göttingen gewandt habe. Sartorius werde Ostern zu ihm kommen, wovon er sich in manchem Sinne Gutes verspreche. Auf Anregung der durch Göttingen reisenden Großfürstin Katharina werde er seine Gedanken über eine neue Reichsverfassung aufsetzen; lasse er sie drucken, so solle er dem Herzog einige Exemplare zusenden. Wie schlecht es ihnen gegangen, habe man ihnen nur allzuoft in hunderterlei Redeformeln vorgetragen; es sei nun sehr zu wünschen, daß vorzüglich unterrichtete und denkende Männer ihre Stimmen abgäben, wie es künftig besser werden könne. Auch mache er auf den Geheimerat Leonhard in Hanau aufmerksam, der, da er bei den eingetretenen Veränderungen keine passende Stellung gefunden, sehr unzufrieden sei, und weil er einiges Vermögen habe, wohl gegen geringe Begünstigungen mit seiner kleinen Mineraliensammlung nach Jena zöge, wo er vielleicht zu der bewußten Stelle noch passender sei als Dr. Stolz [Arzt in Außig]. Münchow habe, wie er höre, das Observatorium recht hübsch zusammengestellt. Zur Aufmunterung des Hofmechanikus Körner habe er eine Nachricht von dessen Luftpumpe in dem Intelligenzblatte zur Literaturzeitung, auch besonders, abdrucken lassen. Goethe hatte dort einen Aufsatz „Jenaische Museen und Sternwarte" einrücken lassen. Die Kommission habe, da Oberst von Hendrich die Akten über den Ausbau des rechten Flügels des obern Stockes des Jenaischen Schlosses gesendet, die ungesäumte Fortsetzung und Vollendung bis Michael angeordnet. Auch einiges andere meldete er dem Herzoge, zuletzt, um mit „lebendiger Heiterkeit" zu schließen, eine beliebte Sängerin (die Jagemann) habe in Webers „Silvana" eine Stumme mit so viel Anmut dargestellt, daß die Ungeduld, sie lieber zu hören, völlig überwunden worden sei.

Noch am 2. März war Goethe an der Hoftafel bei der Herzogin; er vernahm hier die neuesten Nachrichten vom Herzog, welche freilich von keinen großen Erfolgen berichteten. Schlimm war es, daß die Franzosen die Ver-

bündeten zum Rückzug auf Troyes gezwungen. Gleich darauf führte das erneute Winterwetter Goethe auf einige Zeit „ins Innere des Hauses und des Sinnes" zurück. „Möge der erste retrograde Schritt der verbündeten Völker auch der letzte sein!" schrieb er den 9. „Doch leider ist der fromme Wunsch, ein Ende zu sehen, nur zu oft verkümmert worden." Da ihm der Erfolg zweifelhaft schien, konnte er keinen Gedanken an eine weitere Sommerreise fassen; schon hatte er sich im nahen Berka, dem neuen Badeorte, eine Wohnung gemietet. Mit dem Badeinspektor Schütz, einem trefflichen Organisten, stand er in Verbindung; diesen empfahl er auch dem Geheimerat von Müller, da er zur Förderung des Bades und zu allgemeinem Besten für den Ort eine neue Ratsverfassung wünschte. Manches beschäftigte ihn damals, wahrscheinlich auch der persische Dichter Hafis, dessen heiterer Glaube an eine trotz alles Umsturzes waltende Macht ihm wohl that. Am 9. war er wieder an der Hoftafel, bei Anwesenheit der Großfürsten Michael und Nikolas. Nach dem Vertrage mit Cotta sollte in diesem Jahre eine neue Ausgabe seiner Werke erscheinen, wozu er jetzt wieder „Wilhelm Meister" durchging; schon vorher hatte er in seinen Papieren nach ungedruckten Gedichten gesucht, von denen er auch das an den Herzog gerichtete herrliche „Ilmenau" und das denselben betreffende 1789 gedichtete Epigramm „Klein ist unter den Fürsten Germaniens" zu geben gedachte. Bei der Herzogin betrieb er durch Frau von Stein die Unterstützung der Nachkommenschaft der in Weimar beliebt gewesenen, vor fast acht Jahren gestorbenen Naturdichterin Bohl, wozu er auch die Loge, die Familie von Ziegesar, Voigt und andere in Anspruch nahm und selbst beitrug. Als er am 16. bei der Herzogin speiste, war schon Blüchers Sieg bei Laon bekannt; am 25. hörte er bei ihr, wenn nicht schon früher, von Napoleons Niederlage bei Arcis sur Aube. Mit Sehnsucht sah er dem Frühling entgegen, aber gerade dieser griff ihn an, wenn er sich auch dadurch nicht in seinen Geschäften hindern ließ. Am 24. leitete er einen auf den botanischen Garten bezüglichen Bericht an Voigt mit den Worten ein: „Da unsere wissenschaftlichen Unternehmungen in Jena bisher teils glücklich erhalten worden, teils sich leidlich hingehalten haben, so ist es bei jetziger guter Jahreszeit Pflicht, die schon früher bekannten, aber in so stürmischen Jahren kaum gerügten und noch weniger abgethanen Mängel nach und nach zu beseitigen und alles, so viel als möglich, nach dem ersten und echten Zweck hinzuleiten." Es handelte sich um die Widerspenstigkeit des Gärtners, gegen die eine von seinem Vorgesetzten Voigt entworfene Bestimmung sich richtete. Unterdessen hatte er schon am vierten Teile von „Dichtung und Wahrheit" gearbeitet, aber, da die Darstellung seiner Liebe zu Lili nicht recht gelingen wollte, ließ er ihn liegen und wandte sich zu den Papieren der Italienischen Reise.

Schon am 30. März zwang die Schlacht bei Paris die Hauptstadt zu Verhandlungen wegen der Übergabe. Napoleon, dessen List diesmal fehlgeschlagen war, kam zu spät, der Senat hatte ihn bereits abgesetzt. In den Niederlanden hatte der Herzog das bedrängte Brüssel beschützt, sein Oberst Egloffstein bei Tournay den General Maison zurückgeschlagen. Karl August zog am 2. April seine Truppen zwischen Mons, Tournay und Brüssel zusammen, um den Rücken der Verbündeten und die Niederlande gegen Maison zu schützen; seine Stellung schien günstig, als die Kunde von der Einnahme von Paris am 6. die Franzosen zum Abschlusse eines Waffenstillstandes brachte, dem bald der Friede folgte. Karl August eilte nun nach Paris, dessen unendlich reiche Sammlungen neben der Bedeutung der seit fast vierzig Jahren nicht mehr gesehenen Stadt ihn besonders anzogen.

Als am Grünendonnerstag den 9. der Hofmaler Jagemann, überall von unendlichem Jubel empfangen, die Kunde vom Einzug in Paris brachte, schwammen Stadt und Land in begeisterter Wonne; die Herzogin und die Großfürstin wurden jubelnd begrüßt. Ostern war Dankfest in der Kirche, wobei die Bürgerschaft mit ihren Fahnen erschien. Den 15. kam in aller Frühe der Sohn der Frau von Wolzogen mit der Nachricht von Napoleons Abdankung. Der Herzog hatte ihn am 9. aus der Gegend von Brüssel als Kurier abgesandt, der zugleich meldete, Maison habe die Feindseligkeiten eingestellt und die Festungen würden sich bald ergeben. Goethe fühlte sich gerade damals trotz der milden Jahreszeit stark rheumatisch angegriffen und äußerst verstimmt, da bei dem allgemeinen Jubel über die Befreiung vom großen Welteroberer, war auch seine Brust wie von einem schweren Alp befreit, doch die zukünftige Gestaltung Deutschlands und die allgemein überspannten, von nichts als Freiheit und Deutschtum träumenden Hoffnungen ihm große Sorge bereiteten. Dazu kam, daß man mit kaum verhehlter Verachtung auf seinen August herabsah, den einzigen jungen Menschen von Stande, der nicht mit in den Krieg gezogen, wie der ältere Sohn Schillers, der junge von Wolzogen und Knebels Karl gethan, die nun auf diese Zeit als eine schöne, dem Vaterland geopferte, unvergänglich in ihrer Erinnerung lebende schauen konnten, und wenn sein August sich zuletzt auf Befehl des Erbprinzen eine Uniform hatte machen lassen, so spottete man darüber. Zu seinem Glücke hatte er damals Hofrat Sartorius bei sich, mit dem er sich über die Neugestaltung der deutschen Reichsverfassung eingehend unterhielt. Frau von Stein klagt, Goethe scheine den jetzigen Enthusiasmus nicht zu teilen, man dürfe von politischen Sachen nicht mit ihm reden, er lese gar keine Zeitungen: und doch hatte sie selbst auch keinen Glauben an die Zukunft. Politisches Gespräch hatte Goethe immer gemieden, außer mit denjenigen, die Einsicht und Kennt-

nis der Verhältnisse hatten; und alle bedeutenden wahren Nachrichten empfing er durch Voigt. Doch fühlte er sich so angegriffen, daß er selbst nicht nach Jena gehen konnte, sondern andere, unter ihnen seinen August, dorthin sandte. Am 30. April schrieb er Voigt: „Hierbei einige Blätter über die Jenaische Expedition: die Herren haben sich ja ganz ordentlich, ja feierlich benommen.“ Der Einladung des Herzogs, nach Paris zu kommen, konnte er bei seiner Schwäche am wenigsten Folge leisten. Und mußte er nicht mit Rührung sich erinnern, daß der jetzt gestürzte Welteroberer ihn zur Zeit seiner Größe wohlwollend dahin eingeladen hatte?

Anfangs Mai erschien endlich der dritte Teil von „Dichtung und Wahrheit“, der auch in Weimar freundliche Aufnahme fand; besonders kamen ihm von den Freundinnen „erheiternde und aufmunternde Äußerungen“ zu. Ehe er nach dem Bade Berka ging, mußte er noch einiges in Bezug auf Jena erledigen, das er selbst noch immer nicht besuchen konnte. Am 8. bemerkt er Voigt, die Aufstellung der Thüringischen Suite seines Bruders habe genau nach dem Kataloge zu geschehen, und er gedenkt der Katalogisierung der physikalischen Instrumente; seine Bemerkungen über das anatomische Museum behält er sich vor. Zwei Tage später äußert er: „Bergrat Voigt [Professor der Botanik] zu Jena hat mir schon seit einiger Zeit und, wenn ich ihn recht verstanden, Ew. Exzellenz vor einigen Wochen seine Absicht, sich zu verheiraten, erst im allgemeinen, zuletzt aber bestimmter vertraut [von Frankfurt aus hatte sich schon im vorigen Oktober die Familie der wohlhabenden Braut bei Goethe nach diesem erkundigt und er ihm ein glänzendes Zeugnis ausgestellt], zugleich aber den Wunsch geäußert, in dieser Angelegenheit abermals nach Frankfurt reisen zu können. In Betracht der Gunst, welche solche Eheschaften immerfort genießen, habe ich nicht geglaubt, ihn an einem so schnell gefaßten Vorsatze hindern zu sollen. Vielmehr habe ich demselben meinen Segen mit auf den Weg gegeben, unter der Bedingung, daß er seinen Schritt Herzoglicher Kommission anzeige, welches er denn auch, wie das Datum seines Briefes ausweiset, sogleich gethan.“ Dabei entschuldigt er sich, daß der Brief über der Besorgung der Fritschischen Einführung (der Präsident des Polizeikollegiums war auch als Landschaftspräsident eingeführt worden) liegen geblieben war. Auch wegen der Präparantenstelle bei Döbereiner berichtet er: gegen den Antrag des bisherigen Präparanten Freyberg, dem August als sein Vertreter in Jena ein gutes Zeugnis ausgestellt, neben dieser Stelle zugleich die Famulatur bei Hofrat Starck zu übernehmen, erhebt er keinen Widerspruch, ja er wünscht für ihn auch noch eine Stelle im Konvikt. Die Genehmigung zeigte er den 11. Döbereiner an, welchem er zugleich eine wissenschaftliche Sendung zu machen hatte. Am Abend des 12. teilte er Voigt

den von mehrern Personen gehegten Plan mit, zur Feier der Rückkunft des Herzogs im Stern einen massiven Obelisken zu errichten, womit man in vier Wochen fertig sein könne, wenn man Leute genug in Berka anstelle; die dazu nötigen 2000 Thaler wollte man durch Subskription aufbringen. Voigt richtete, ehe er sich darüber äußern wollte, mehrere Fragen an Goethe, der sich selbst nach genauer Erörterung aller Punkte, dagegen, wie auch gegen eine große Beleuchtung erklärte. Wie neulich bei der Siegeskunde die Menschen ohne Maß und Ziel geschossen, so wäre es vielleicht nicht übel, wenn man jeden nach seiner Art beleuchten ließe. Bei dieser gewiß im allgemeinen recht frohen Angelegenheit möge man niemand zu etwas nötigen, wozu er wohl beitrete, aber ohne die Überzeugung, daß es recht, erfreulich und dem Herrn angenehm sei, der ja eben in Paris die größten Kunstherrlichkeiten der Welt gesehen habe. Ehe er am andern Morgen diese Beantwortung abschickt, fügt er den Gedanken hinzu, ob man nicht den guten und frommen Willen der Weimarischen Bürger auf die Vermehrung der Fonds für Waisenkinder richten solle, welche nie wünschenswerter wie jetzt gewesen, wo so viele Eltern frühzeitig hingerafft worden; er würde dazu mit Vergnügen seinen geringen Anteil abtragen. Zum Schlusse entschuldigt er sich, daß er nicht noch einmal persönlich Abschied nehme; man merke nicht, in wie vielerlei Verhältnissen man stehe als im Augenblick, wo man Abschied nehmen solle.

In Berka, wo er das Bad über Erwarten heilsam fand, begann er das Vorspiel für Halle, wo diesmal die Schauspieler wieder ihr Glück versuchen sollten. Aber am 17. überraschte ihn der ehrenvolle Antrag Ifflands, zur Feier der Rückkehr des Königs, der etwa in vier Wochen mit dem Kaiser von Rußland nach Berlin komme; auch des Kaisers von Österreich und des Kronprinzen von Schweden müsse auf deutsche Weise gedacht werden. Der Umfang des Stückes sei dem Dichter überlassen, doch werde eine Dauer von zwanzig Minuten genügen. Dieser Auftrag erschreckte ihn zuerst, zog ihn aber bald mächtig an, als er einen zum Festspiele passenden Rahmen gefunden hatte, wobei er sich der Gelegenheit freute, die Eintracht der Fürsten und den Heldenmut des Volkes zu feiern, ja auch sich selbst anzuklagen, daß er zu gering von der Kraft des Volksgeistes gedacht. Schon am 24. sandte er den Entwurf an Iffland, der ganz entzückt davon war, freilich einzelnes der Aufführung wegen bemerkte; am 4. Juni drängte er zur Vollendung, da die Vorstellung zwischen dem 20. und 24. Juli stattfinden müsse. Ende Mai quälte den Dichter eine dumme Geschichte. Da die Offiziere Anstoß an Augusts Uniform genommen, ließ die Herzogin Goethe wegen der Folgen warnen, worauf er mit der Mitteilung erwiderte, August habe dabei nichts verschuldet, sei nur den Befehlen des Herzogs und des Erbprinzen gefolgt, wonach

seine Kameraden und ehemaligen Jugendfreunde versöhnt werden würden, wenn man ihnen dies zu erkennen gebe. Voigt und Gersdorff würden durch ihre Einsicht und Klugheit die Sache einleiten. Aber ein Rittmeister von Werthern forderte August, worüber Goethe in große Not geriet. Den ihn Pfingsten, den 28., besuchenden Geheimerat von Müller bat er, den Streit beizulegen. Den 29. fuhr dieser nach Weimar, wo er mit Gersdorff die Sache besprach; die Vermittlung gelang. Beide fuhren sofort mit der guten Nachricht nach Berka, wo es ein heiteres Mittagsmahl gab. Eifrigst widmete sich der Dichter jetzt dem vaterländischen Festspiele. Am 5. erhielt er einen Brief der Herzogin, die ihm den Auftrag des Herzogs mitteilte, er solle Sartorius, den er noch bei ihm zu Weimar glaubte, auffordern, in Göttingen unbedingten Urlaub zu nehmen und mit Graf Edling und Gersdorff nach Wien zu reisen, da er wünsche, daß ein Mann, dessen verständige Ansichten er so hoch halte, ihm und dem deutschen Vaterlande bei dem bevorstehenden großen Momente mit seinen tiefen Einsichten beistehen möge. Edling komme nächstens und in zehn Tagen werde man abreisen. Goethe bat Sartorius, rasch zu kommen und seine Ankunft durch Staffette anzuzeigen; der Herzog zahle alles. Er selbst stecke in Berka; der Freund möge sich in Weimar der Fürstin und den Mandarinen (den Geheimräten nach dem launigen Ausdrucke des Herzogs) zeigen. Schon am 12. vollendete er das Festspiel trotz eines mehrtägigen Besuches von Fr. Aug. Wolf; den 15. ließ er es an Iffland gelangen. Drei Tage später besuchte er Weimar, um die seit dem 10. anwesende geliebte Erbprinzeß von Mecklenburg zu begrüßen. Hatte er kurz vor der Vollendung von „Des Epimenides Erwachen“ ein paar Gelegenheitsgedichte gemacht und ein früher begonnenes launiges Gesellschaftslied zum Abschlusse gebracht, so schrieb er nach der Rückkehr die beiden ersten durch den persischen Dichter Hafis veranlaßten Lieder nebst ein paar andern heitern Gedichten. Am 24. kam der von Iffland gesandte Kapellmeister Anselm Weber von Berlin, der schon Zelter bei ihm fand; infolge der Besprechungen mit ihm wurde das Ganze im musikalischen Teile „beinahe ganz umgestürzt“. Am Nachmittag des 25. hatte Goethe mit Gelehrten und Künstlern, wie Weber berichtet, eine fünfstündige Unterredung über einen Prolog zur Ankunft des Herzogs. Den folgenden Nachmittag fuhr Weber nach Weimar, wo er einige fertige Stücke komponieren wollte, andere durch Riemer erhalten sollte. Goethes Sohn, der ihn zufällig im Gasthofe traf, bot ihm die Benutzung ihres Fortepianos und freie Wohnung an, worauf er gern einging. Eher, als er gedacht, den 30., kam Goethe mit Zelter nach Weimar zurück, wo Sartorius schon seit dem 25. Gast des Hofes war.

Von dort schrieb er an Döbereiner: „Es war in dem vergangenen

Jahr schon ein besonderes Verdienst, wenn man das Vorhandene erhalten und sich zu einiger Thätigkeit bestimmen konnte. Ich hoffe, es soll besser werden, und die den Künsten und Wissenschaften so nötige Ruhe bald wieder zu uns kehren. Unsere gnädigsten Herrschaften werden ihre bisherige Aufmerksamkeit auf unsere Jenaischen Institute gewiß fortsetzen." In Berka habe er leider nur zu oft bedauern müssen, daß die Grundsätze, nach denen man das Bad angelegt, keineswegs mit der Natur übereinstimmten. Döbereiner möge sich unter der Hand nach dem Preise der Häuser erkundigen, die ihm zu seiner Wohnung passend schienen. Außerordentlich war er in diesen Tagen durch den festlichen Empfang in Anspruch genommen, den man dem Herzog bereiten wollte. Mit Riemer hatte er die Redaktion einer Sammlung von Festgedichten unter dem Titel „Willkommen" übernommen, zu welcher gefordert und ungefordert Beiträge von Weimar und Jena einliefen. Daß der Herzog schwerlich in der nächsten Woche komme, meldete er Sonntag den 9. an Knebel. Goethe beteiligte sich auf das lebhafteste an der Ausschmückung der Stadt; er ging messend und rechnend herum, damit alles einen recht künstlerischen Eindruck machen solle. Am 15. kam der Kaiser von Rußland, bei dessen Anwesenheit Goethe an der Hoftafel war. Daß die Fürstenfamilie erhöht und das Land vergrößert werde, galt für sicher. Frau von Schiller schloß aus der Heiterkeit des erbprinzlichen Paares, daß der Kaiser Gutes versprochen habe, ja auch aus der Kälte der Herzogin, die das Eigene habe, im Unglück den ganzen Reichtum ihres Gemüts zu zeigen, im Glück die kleinlichen Ansichten des Lebens herrschen zu lassen. Schon am 15. fürchtete Knebel, die Anstalten in Weimar zum Empfang des Herzogs würden durch die Verspätung seiner Ankunft verloren gehen. Die Kränze und Guirlanden verwelkten. Der Herzog hatte sich nicht enthalten können, mit den übrigen Fürsten das Land der Freiheit und des Gewerbfleißes, England zu sehen, aus dem er schon manches in Weimar sich angeeignet hatte, von dem er aber auch noch weitere Kenntnisse und folgereiche Verbindungen für sich hoffte. Auf der Rückreise aber mußte er das Aachener Bad benutzen. Eine Freude war es für Goethe, Riemer am 18. zur zweiten durch Keils bevorstehenden Abgang frei werdenden Bibliothekarstelle Voigt vorzuschlagen, die er mit seiner nicht sehr einträglichen Professur sehr wohl verbinden könne. „Seine Kenntnisse qualifizieren ihn dazu, und ich wünschte gar sehr, ihn ferner an uns zu knüpfen und ihn für auswärtige Versuchungen zu wahren. Unzielsetzlich." Voigt erwiderte, in ihren gemeinsamen Geschäften sei ihm noch nie ein Vorschlag so erwünscht gekommen.

Das schwache Berkaische Schwefelbad hatte Goethe nicht genügt; die Ärzte drangen wieder auf den Besuch von Karlsbad und Teplitz, aber ihn

trieb es nach dem wiedergewonnenen Rheine und dem sehr in Schwung gekommenen Wiesbaden. Da Karl August so lange ausblieb, konnte er dessen Rückkunft nicht erwarten. Schon am 25. trat er seine Reise an, die gleich am Anfange eine reiche Fülle von Divansliedern einbrachte. Zu Wiesbaden traf er mit Zelter, dem Meister der Töne, zusammen. Kaum hier eingerichtet, wandte er sich den 2. August an den Herzog, der ihm am 6. seine Freude aussprach, ihn in der Nähe zu wissen. Acht Bäder habe er genommen, mit dem fünfzehnten hoffe er sich hinlänglich gereinigt zu haben; einige Säuberung sei ihm sehr nötig gewesen nach den vielen verschluckten englischen Toasts und Hurras. Voigt habe ihm eine Sammlung Tropfen aus der vaterländischen Hippokrene [das „Willkommen"] gesandt, die ihn sehr gefreut habe; für den Anteil, den er selbst daran genommen, danke er bestens. Was man in England sehe, übersteige alle Erwartung, die Menge und Vortrefflichkeit der Kunstwerke in London und auf den Landhäusern jede Vorstellung. Für die Mechanik sei das Land das wahre Paradies. Nördlich von Birmingham fänden sich so viele Gewerkschaften von Steinkohlen und Eisenstein, daß die Sonne meilenweit vom Rauche verdunkelt werde. Nach Mainz, wo er sich umsehen wolle, werde er ihn einladen. In Erwiderung eines zweiten Briefes teilte er Goethe mit, daß er am 22. mittags zu Mainz sei, den 23. Nachmittag nach Bieberich zum Herzog, abends nach Wiesbaden gehen werde, um von dort Besuche bei Stein in Nassau, in Schlangenbad und sonst zu machen. Wie vieles hatten sie sich nicht beim Wiedersehen zu erzählen, zu vertrauen! Besonders war der Herzog von der Sammlung altgriechischer Marmorwerke ergriffen, die Lord Elgin in Griechenland geraubt und das englische Parlament als Elgin Marbles für das britische Museum angekauft hatte. Etwas Unbegreifliches ziehe darin an, das keineswegs in der Haut des Marmors liege. Der Aussichten des Wiener Kongresses wurde gedacht. Dorthin sollte Karl August sich nächstens begeben und die von ihnen beiden begeistert verehrte Kaiserin wiedersehen. Der Herzog schied schon vor Goethes Geburtstag, vor Sonntag den 28., den dieser, wie alle Sonntage, zu Biberich zubrachte. Am folgenden Tage war er infolge seiner Ausflüge so angegriffen, daß er den ganzen Tag im Bette blieb, erst am nächsten Mittag aufstand. Bittern Ärger machte es ihm, daß die Berliner Theaterkommission, da Iffland im Bade war und Weber die Musik nicht zur Zeit fertig hatte, die Aufführung seines Festspiels in ungewisse Zeit verschob, vielleicht gar bis zur Rückkehr des Königs von Wien. In leidenschaftlichster Aufregung, so arg betrogen zu sein, schrieb er an Riemer, er wolle ruhig erwarten was die edlen Berliner thun würden; die Sache sei so verwickelt und das Volk so schlecht, daß nichts daran zu schlichten und zu kurieren sei.

Der Herzog, dem der Titel Großherzog und eine bedeutende Gebietsvergrößerung von Preußen und Rußland versprochen war, kehrte am 1. September nach Weimar zurück, wo unendlich vieles auf ihn eindrang. Erst am 10. wurde das Theater eröffnet, wo ihn die damals großes Aufsehen erregende Schicksalstragödie Müllners, „Die Schuld“, mit einem Prolog von Riemer empfing. Auch die von Goethe ihm empfohlene Bestellung von Sartorius als Rat bei dem Weimarischen Gesandten beschäftigte ihn. Noch am Abend des 10. reiste er nach Wien mit der Großfürstin, dem mit den Russischen Verhältnissen vertrauten General von Wolzogen und seinem Leibarzte Starck; Gersdorff, dessen Tüchtigkeit sich vielfach erprobt hatte, war schon ein paar Tage früher abgegangen. Sartorius kam am 12. in Weimar an, von wo er zwei Tage später nach Wien reiste. Goethe erlebte, nachdem er an der Boisseréeschen Gemäldesammlung in Heidelberg sich gelabt hatte, noch in seiner Vaterstadt die glänzende Festfeier der Leipziger Schlacht. Iffland war unterdessen gestorben. Die Berliner Bühne gab zur Feier jenes Sieges nicht Goethes „Epimenides“, mit dessen Musik Weber noch immer nicht fertig geworden war, sondern ein ungemein seichtes Machwerk seines Gegners Kotzebue! Das war der Lohn für die begeistert vollendete Dichtung.

Als er am 27. Oktober nach Weimar zurückkehrte, wurde er von so manchem in Anspruch genommen, daß er nicht zu dem längst gewünschten Besuch in Jena gelangen konnte. Zunächst forderte das Theater seine Aufmerksamkeit. Für den Geburtstag der Herzogin hatte er den Schauspielern eine sehr schwierige Aufgabe gestellt, Calderons „Zenobia“, worin Frau Wolff das Höchste erreichte, wenn auch die Wirkung keine so menschlich reine sein konnte wie im „Standhaften Prinzen“. Mit derselben hatte er schon längst sein Monodram „Proserpina“, durch Eberweins Komposition zum Melodrama belebt, auf das genaueste eingeübt; durch die Bedeutung, welche dabei der körperlichen Bewegung, der wechselnden Kleidung, der Musik, der Dekoration, endlich einem ergreifenden Schlußbilde gegeben war, sollte sie als eine ganz eigentümliche Kunstschöpfung wirken. Jetzt wurden diese Übungen wieder aufgenommen. Da die Reise ihm eine reiche Fülle von Liedern im Persischen Geschmacke geliefert hatte, war er auf eine Vervollständigung derselben zu einem zusammenschließenden Ganzen ernstlich bedacht, wozu er aber weiterer Beschäftigung mit dem Orient bedurfte. Auch mit der neuen Ausgabe der Werke sollte jetzt bald begonnen werden; den mannigfachen ihm deshalb geäußerten Wünschen gedachte er auf eine eigene Weise zu entsprechen; vor allem sollten die Gedichte durch einen zweiten Band vermehrt und neu durchgesehen werden. Auch zur Unterhaltung der allein mit den beiden Prinzen zurückgebliebenen Herzogin suchte er, wie früher, an den Dienstagabenden

beizutragen, indem er einen Bericht über seine Reise am Rhein und Main las, später aus Meyers Kunstgeschichte und der „Italienischen Reise“, mit deren Bearbeitung er eben beschäftigt war. Die Herzogin, bei der wir ihn schon am 29., dann im November wöchentlich zweimal an der Hoftafel finden, bedurfte der Erheiterung um so mehr, je trauriger die Nachrichten vom Kongreß lauteten. Hier galt es nicht allein die Bundesverfassung festzustellen, sondern auch die Verteilung der deutschen Länder neu zu ordnen. Für letztere wurde ein Ausschuß gebildet, worin bloß die Mächte vertreten waren, die den Krieg geführt hatten, Österreich, Preußen, Rußland und England, das Komitee der Vier; daß Frankreich darin keine Stimme habe, war bereits im Pariser Frieden vorgesehen. Hatten die kleinern deutschen Staaten sich schon zu beklagen, daß sie hierbei ganz ausgeschlossen waren, so noch mehr darüber, daß in dem Ausschuß für den deutschen Bund nur Österreich und die drei Königreiche Preußen, Baiern und Württemberg saßen, von denen die beiden letztern am wenigsten Bürgschaft leisteten, daß sie in echt deutschem Sinne für die Schaffung eines lebensfähigen Bundes wirken würden. Die kleinern deutschen Staaten waren mit Recht darüber verstimmt, daß sie ausgeschlossen blieben. Karl August, der seit dreißig Jahren gegen eine Vergewaltigung der kleinern Staaten gewirkt und neuerdings so viel gethan und gelitten hatte, mußte dies am bittersten empfinden. Aber alle Beschwerden und die Verwendung des wackern Stein mit seinem tapfern Rechtssinne halfen nichts, noch weniger Sartorius, der eine unhaltbare Stellung neben Gersdorff und dem selbst entschieden eingreifenden Herzog hatte. „Unsere gute Herzogin ärgert sich über die politischen Begebenheiten“, schrieb Frau von Stein. Aber zunächst sollte die Gebietsfrage entschieden werden, worüber die Mächte durch die Ränke Österreichs, das Preußen möglichst herabdrücken wollte, so aneinander gerieten, daß es fast zum Kriege, ja wirklich zu einer Verbindung Österreichs mit England und dem Störenfried Frankreich gegen Preußen und Rußland kam. Preußen hatte das Versprechen, mit Sachsen entschädigt zu werden und einen ununterbrochenen Zusammenhang seines Gebietes zu erhalten, und von diesem Sächsischen Gebiete hatte es Weimar einen Zuwachs von 50000 Seelen zugesagt; ein gleicher war ihm vom Russischen Kaiser von dem eingehenden Großherzogtum Frankfurt im Fuldaischen verheißen. Aber hier setzten Österreichs Ränke ein, das sich für den gefangenen Sachsenkönig verwandte, der mit dem Verluste seines Landes seine Treulosigkeit büßen sollte. Am 10. Dezember erklärte Metternich, Preußen solle nur ein Fünftel Sachsens erhalten; ohne die Wiederherstellung Sachsens könne der Bund nicht zu Stande kommen.

Goethe, der endlich nach Jena gegangen, wo er seit zwei Jahren nicht

gewesen, erhielt dort die darauf bezügliche Depesche von der Herzogin durch Voigt zugesandt. Am 13. ließ er durch denselben der Herzogin für die vertrauensvolle Einsicht der bedeutenden Blätter unterthänigst danken. „Es ist bedeutend“, äußerte er dabei, „von verschiedenen einsichtigen Männern eine Sache behandelt zu sehen. Wäre der Gegenstand nur erfreulicher! Herr von Müller ließ mich gleichfalls einige bedeutende Blätter lesen. Das Geschäft scheint so verworren, daß es nur durch Gebot und Gewalt zu lösen sein möchte. Doch wer mag am Morgen über Zustände denken, welche man am Abend schon ganz verändert halten muß? Hofrat Sartorius [der nach Göttingen zurückgereist war] nicht gesprochen zu haben thut mir leid; mündliche Kommunikation führt immer weiter als eine schriftliche.“ Mit seinem diesmaligen Aufenthalte in Jena könne er wohl zufrieden sein, fügte er hinzu. „Die Museen und was uns sonst untergeben, steht zum besten; an einer lebendigern Benutzung wird es wohl künftig nicht fehlen. Die meisten Dozenten habe gesprochen; es sind gelehrte, einsichtige, gute Männer, jeder, für sich betrachtet, schätzenswert: wenn sie sich nur untereinander vertragen könnten! Da aber dieses in der ganzen Menschheit nicht zu liegen scheint, so wollen wir es auch nicht von dieser besondern Gesellschaft verlangen.“ So mild hatte ihn der Ernst der Zeit gestimmt. Am 20. kehrte er nach Weimar zurück, wo er sich meist mit dem Orient beschäftigte; manche Lieder zum „Divan“ wurden gedichtet oder vollendet.

In Wien hatte sich indessen der Streit verschärft. Metternich dachte an einen Bund ohne Preußen. Schon wurden Kriegspläne von Österreichischer und Preußischer Seite entworfen. Eine Aussöhnung schien unmöglich. Ja es war insgeheim ein Bündnis zwischen Österreich, England und Frankreich verabredet. Der Verräter Metternich rieb sich die Hände. Leider hatte Karl August auch persönlich gegen seine Schwiegertochter, die Großfürstin, zu kämpfen, die es verabscheute, daß Weimar sich auf Kosten des verwandten Königreichs vermehren solle. Gersdorff setzte ihr am 26. Dezember in seinem Auftrag auseinander, wie schlimm Weimar dann stehen würde; denn entweder werde Preußen Sachsen ganz erhalten oder eine Teilung erfolgen; auch die Entschädigung im Fuldaischen stehe bedenklich, da Baiern darauf Anspruch erhebe: so würde Weimar am Ende ganz leer ausgehen.

Zum eben begonnenen neuen Jahre wünschte Goethe dem vor so traurigen Aussichten stehenden Herzog Glück, dem er das Lied beilegte, welches jetzt im „Divan“ das Buch „Suleika“ beginnt. Von der ausführlichen Antwort des Herzogs, der ihm auch des Grafen Moritz O'Donell Lebensskizze des im Dezember verstorbenen Fürsten von Ligne beilegte, ist bis jetzt nur folgende Stelle gedruckt: „Für das Persicum danke ich bestens; es ist sehr

geistreich und galant. Mich freut es, daß du das neue Jahr so munter angetreten hast; mögest du es so auch durchleben und beschließen. Hier ist das Bild. Noch eine Erinnerung. Die Herzogin von York hat bei mir die komplette Sammlung deiner Werke bestellt. Man wird wohl mehrere Ausgaben dazu zu Hülfe nehmen müssen? Die Verschiedenheit der Formate wäre wohl gleichgültig." Vom Herzog waren gleich am Anfange des Jahres auch andere Mitteilungen angekommen. Goethe dankte Voigt am 4. für die „bedeutende, obgleich unerfreuliche" Mitteilung derselben, meldete aber zugleich die Ankunft eines auf die Verhandlungen des Kongresses bezüglichen Aufsatzes von Sartorius, den er durch seinen Sekretär Kräuter in seinem Hause abschreiben lassen wolle. Am 4. und 7. finden wir ihn noch an der Hoftafel, dann aber nicht mehr vor dem Oktober, weil er sich unwohl fühlte. Am 16. schrieb der Herzog von neuem an Goethe, den er um eine Sendung Egel aus Jena bat, die der berühmte Wiener Arzt Bremser zu seinen Untersuchungen benutzen wollte. Goethe war durch die Lebensskizze des Prinzen von Ligne, dessen Liebenswürdigkeit er persönlich kennen gelernt hatte, zur Dichtung eines „Requiems des frohesten Mannes des Jahrhunderts" veranlaßt worden, das schon weit gediehen war, als ihn die Sorge für die würdige Festfeier des Geburtstages der Herzogin durch „Zenobia" und des Erbprinzen durch „Proserpina" in Anspruch nahm. Auf den Wunsch von Lenz wurden für dessen Kabinett die Büsten des Herzogs und der Herzogin bestellt; die der letztern war schon übersandt, damit sie am Geburtstage derselben bereits aufgestellt sei. Goethe überraschte Lenz selbst am 27. durch das Geschenk seines Bildes von der Malerin Seidler, das nach der Absicht der Kommission auf ewige Zeiten das Andenken an ihn als Stifter des Museums erhalten solle. Den 29. erwiderte er dem Herzog, der auch seiner Erwähnung bei der Kaiserin gedacht, aber verschwiegen hatte, daß er von ihr das Versprechen der Verleihung des Leopoldsordens an den Dichter bewirkt hatte. Hierauf bezieht sich die Äußerung in Goethes Antwort: „Im Orient, wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn von irgend einem demütigen Knecht vor dem Angesichte der Herrin gesprochen wird und sie es auch nur geschehen läßt. Zu wie viel Kniebeugungen würde derjenige hingerissen werden, dessen sie selbst erwähnte! Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal namensweise erscheinen dürfen!" Er konnte wohl voraussetzen, der Herzog werde dieser Äußerung gegen die Kaiserin gedenken. Da derselbe in Wien zuweilen mit Orientalisten zusammenkommen dürfte, bemerkte er, so diene es vielleicht zur Unterhaltung, daß die Jenaische Bibliothek eine prachtvolle vor 1500 fallende Handschrift des Mesnewi von Dschelal- eddin- Rumi erworben, das die Sofis für das

vortrefflichste Buch nach dem Koran hielten. Er schließt: „Möchten Ew. Durchlaucht, indessen wir die Fundgruben des entferntesten Orients mentaliter durchwühlen, in dem nächsten Osten persönlich die Erfüllung Ihrer Wünsche und der unserigen erhalten!“ Leider liegen uns des Herzogs Äußerungen an Goethe über den Gang der Bundesverhandlungen nicht vor.

Am 3. Januar war insgeheim das Bündnis zwischen Österreich, England und Frankreich abgeschlossen worden, worin diese sich zu gegenseitiger Verteidigung verpflichteten, sollte eine der drei Mächte wegen ihrer gemeinsam aufgestellten gerechten und billigen Vorschläge angegriffen oder bedroht werden. Scheinbar lenkten jetzt Österreich und England ein, um die beiden andern Mächte zu bestimmen, Frankreich, das durch die Lage der Sache und den Pariser Frieden davon ausgeschlossen war, in den Ausschuß eintreten zu lassen; sie erklärten am 9., die Entscheidung über die vertragmäßige Entscheidung Preußens solle keineswegs von der Zustimmung des Sächsischen Königs abhängen. Um den Krieg zu vermeiden gaben Preußen und Rußland das Unmögliche zu, sie gestatteten, daß Frankreich in den Ausschuß eintrete, und so bildete sich am 12., vier Monate nach dem Zusammentritt des Kongresses, der Fünferausschuß. Aber nicht genug, daß so das Recht verhöhnt wurde, ließ sich Preußen bestimmen, einen Teil Sachsens dem Könige wiederzugeben. Da einmal die rechtliche Forderung von ganz Sachsen preisgegeben war, ging es nun an ein leidiges Markten und Feilschen. Aber dadurch, daß Rußland hier treu zu Preußen stand, und diesem, da man Leipzig ihm nicht gönnte, dafür Thorn anbot, war die Sächsische Angelegenheit erledigt, nur mußten noch weitere Entschädigungen Preußens bestimmt werden, womit man Mitte Februar ziemlich zu Stande war.

In Weimar war Goethe durch einen in der Nacht auf den 5. erfolgten schrecklichen Krampfanfall seiner Frau in schwere Sorge versetzt worden; man hatte sie schon für tot gehalten. Die Freunde fürchteten davon die schlimmsten Folgen für Goethes Gesundheit. Doch bald stellte er sich so weit her, daß er nicht bloß Divanslieder dichtete, sondern auch an den Dienstagabenden bei der Herzogin die kleine Gesellschaft mit Proben morgenländischer Dichter unterhalten konnte, womit er sie auf seine Divanslieder vorbereitete. Den Geburtstag der abwesenden Großfürstin feierte Geheimerat von Müller am 16. auf dem vom Erbherzog dazu hergegebenen Kindertheater durch einen Prolog, in welchem Rußland (Ruthenia) und Thüringen (Thuringia) sich besprachen. Darauf folgten zwei Kotzebuesche Possen, die nach dem Sinne des Erbgroßherzogs waren. Schillers Gattin war entrüstet über diesen Mangel an gutem Geschmack, der, wie sie berichtete, auch Goethe empörte. Am 17. entschuldigte dieser bei Voigt, dem er einiges zurücksandte, seine Verspätung

mit den „von einem wunderlichen Geschick ihm zugedachten Prüfungen", dem Leiden seiner Frau. Unter dem Übersendeten war auch ein Handbillet der Herzogin, das wahrscheinlich von den Kongreßverhandlungen berichtete. In einigen Tagen versprach er die Museumsakten von 1813 und 1814 zu senden, zugleich mit einer Vorarbeit zu dem ausführlichen Bericht an den Herzog. Vom Besuche Jenas im vorigen Dezember heißt es: „Ich hatte die Freude zu sehen, daß durch Treue und Aufmerksamkeit der Männer, denen die verschiedenen Anstalten übergeben sind, nicht weniger durch Teilnahme wohlwollender Mitbürger, sich alles in vollkommener Ordnung finde, wohl erhalten und in einzelnen Teilen verbessert, ja sogar ansehnlich vermehrt sei. Ich beeiferte mich auch von meiner Seite, alles, was zu weiterer Begründung, Erhaltung und Erweiterung gedachter Institute dienlich sein möchte, kennen zu lernen und in ein Geschäft wieder einzugreifen, das von den frühsten Zeiten her meine liebste Angelegenheit gewesen." Weiter heißt es: „Serenissimus haben an das physikalische Kabinett ein paar Luftballone gesendet; auch ist ein Ofen zu Füllung derselben und andern Feuerversuchen im Schlosse auf höchsten Befehl angelegt worden. Einige Instrumente, die Ihro Hoheit von Wien mitgebracht, sind abgegeben worden. Meine sämtlichen optischen und chromatischen Instrumente, Vorrichtungen und Zubehör habe ich nach Jena schaffen und einstweilen in der Bibliothek aufstellen lassen." Schon am Abend des 28. war Goethe bei der Herzogin, wo er arabische Dichtungen vortrug.

Wie ein Donnerschlag traf am Abend des 5. März die Kunde von Napoleons Landung in Frankreich und seinen ersten Erfolgen unter die bei einem Hoffeste versammelten Kongreßmitglieder. Freilich konnte man den Gewaltigen, dessen Geist so lange die Franzosen von Sieg zu Sieg geführt, in die Acht erklären: aber wer stand für die Folgen? Napoleons Name wirkte mehr als die von ihnen mißbrauchte „heilige und unteilbare Dreieinigkeit". Goethe, der seit der zweiten Woche des März an einem schweren Katarrh litt, äußerte den 22. März an Voigt, der ihm die neue Verteilung Deutschlands mitgeteilt hatte: „Ew. Exzellenz verzeihen meinem durch Hyoskyamos gar sehr umnebelten Gedächtnis, daß der lange bereit stehende [Akten-]Kasten erst heute erfolgt. Dankbar für alles Mitgeteilte, werde das Großfolioheft studieren und bald zurücksenden. Es scheint dem ersten Anblicke nach, daß man gar viele Rücksicht im Auge hatte. Welche Konfusion aus den Begünstigungen der Mediatisierten entspringen müsse, erscheint mir nur allzu klar. — Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatische Phrasen thuns freilich nicht ab. Ein unübersehbares Unglück scheint sich wieder zu entfalten, und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi [das Volk büßt der Könige Zwist]." Und acht Tage später wurde zu Berlin „Des Epimenides

Erwachen“ aufgeführt, ohne die Gegenwart des Hofes, zu einer Zeit, wo das Stück wie eine Parodie auf die Einigkeit der Mächte und die Fesselung des Kriegsdämons erschien. Das hatte der Dichter von seiner vaterländischen Begeisterung! Mit welcher Spannung er der leidigen Entwicklung in Wien entgegensah, ergeben seine Antworten auf Voigts bezügliche Mitteilungen. Am 1. April schrieb er diesem: „Ew. Exzellenz freie und durchdringende Ansichten erheitern und erquicken mich. Erhalte Sie Gott sich und uns — und mir Ihre Gewogenheit.“ Den 18., wo er seines Hausarrests bald entledigt zu sein hofft, hat er in dem mitgeteilten Berichte Gersdorffs eine Stelle rot angestrichen, die ihm gute Hoffnung gibt. Vier Tage später äußert er: „Unseres werten Gersdorffs Briefe kommen mir vor wie ein Tagebuch unseres Frühlings, wo die schönsten, blütenlockendsten Tage, von verderblichen Frostnächten gefolgt, nunmehr Trauer statt Freude veranlassen. Jene neulich rot angestrichene Stelle schwärzt sich in meiner Einbildungskraft. Doch was will man in so bedenklichen Zeiten denken und sagen!“ Auf Hardenberg bezieht sich die leidenschaftliche Bemerkung: „Ist es wohl das Betragen eines gewandten Ministers, eine Sache, die er befördern will [Weimar die Enklaven Sachsens, den östlichen Teil der Provinz Erfurt und einige Ämter zu verschaffen] in dem Augenblicke seinem Fürsten vorzulegen, wenn er ihn gegen sich erzürnt weiß [weil er darauf gedrungen, daß dieser Ostfriesland gegen Vorpommern aufgab]! Ich halte dies für die erste Spitzbüberei, die je in diplomaticis begangen worden.“ Und er fügt dann hinzu: „Gersdorffs Hast, Leidenschaft ꝛc. gefällt mir nicht; wie will man da seine Zwecke verfolgen? Ich fürchte, die armen Seelen [die Weimar nach der gangbaren Bezeichnung der Zahl der Unterthanen haben soll] werden im Preußischen Fegefeuer noch lange schmoren.“ Endlich heißt es am 10. Mai: „Auch diese letzten, zwar untröstlichen, aber freilich aus der allgemeinen Stellung der größern Angelegenheiten begreiflichen Nachrichten sende mit aufrichtigem Dank zurück. Gersdorff ist wirklich [wegen der Ungunst der Verhältnisse] zu bedauern.“

Unterdessen waren die Divanslieder verstummt. Konnte Goethe auch selbst nicht nach Jena gehen, wohin er seinen ihm zur Assistenz bei der Oberaufsicht gegebenen Sohn sandte, so beschäftigten ihn doch lebhaft die Angelegenheiten der dortigen Anstalten, wie der Brief ergibt, womit er am 19. April die Akten Voigt übersandte, besonders aber der zehn Tage früher an Karl August erlassene höchst einsichtige Bericht über die Benutzung der Jenaischen Anstalten nebst der ausführlichen Instruktion für den Kustos. Er deutete dabei auf die allmähliche Heranbildung von Amanuensen, Gehülfen, Kustoden und Konservatoren, neben denen die Lehrer nur für geistreichen Gebrauch zu sorgen hätten. An Döbereiners schönen Entdeckungen sprach er

den lebhaftesten Anteil aus und beförderte die von ihm gewünschte Geldunterstützung. Freilich mit den Anstellungen an der Universität war man in Jena unzufrieden; die Professoren, die sich verletzt fühlten, klagten, Voigt werde alt und stumpf und lasse Eichstädt den kleinen Napoleon spielen, und diese Mißstimmung steckte an. An die Schwierigkeit, geeignete Kräfte in dieser bösen Zeit zu finden, und solche, die nicht dem Parteitreiben verfallen waren, dachte man nicht. Daß Voigt Eichstädt zu sehr gefolgt sei, gab Goethe selbst später zu, aber die Anstellungen hingen doch nicht allein von diesem ab. Voigt, Goethe und der Herzog urteilten selbst, und die andern Höfe, besonders Gotha, blieben nicht ohne Einfluß. Auch für die Bühne war Goethe thätig. Bei dieser besaß er jetzt den vortrefflichen Dekorateur Beuther, einen Schüler von Fuentes aus Mailand, den Goethe selbst in Frankfurt kennen gelernt hatte. Beuthers perspektivische, charakteristische und geschmackvolle Dekorationen bildeten einen unendlichen Fortschritt gegen die rohen Pinseleien von Heideloff. Schon im April hatte Goethe den geheimen Regierungsrat Peucer aufgefordert, Gruppen zu einem Nachspiel von Ifflands „Hagestolzen" zu dichten, die er selbst ordnen und zu einer Bühnenfeier von dessen Andenken (Ifflands Geburtstag war der 26. April) zusammenstellen wolle; er beabsichtigte damit Schillers Andenken zu verbinden, der am 9. Mai 1805 gestorben war, indem er darauf die dramatische Darstellung des „Liedes von der Glocke" nebst dem wieder um eine Strophe vermehrten Epilog folgen lasse. Als er Peucers Nachspiel am Abend des 1. Mai erhielt, erkannte er sogleich, daß er es verkürzen müsse, worüber er, da die Sache drängte, sich nicht vorher mit dem Dichter beraten konnte. Vieles in der zweiten und dritten Gruppe wurde weggelassen, die vierte und fünfte bis zu Peucers Epilog hinzugefügt. Die Festfeier, welcher die beiden ersten Akte der „Hagestolzen" vorangingen, erfolgte am Theaterabend nach Schillers Todestag in schönster Weise. Zum spätern Empfange des Herzogs im Theater hatte Goethe Boieldieus von diesem geliebte Oper „Johann von Paris" bestimmt, zu welcher er ein Finale dichtete.

Indessen war er wieder so angegriffen, daß die Ärzte und die nächsten Angehörigen eine baldige Badekur für nötig hielten; auch riet die Herzogin, die ungewisse Rückkehr ihres Gemahls nicht abzuwarten. Schon am Tage der Festfeier Ifflands und Schillers schloß er einen Geschäftsbrief an Voigt mit den Worten: „Sodann ist meine Pflicht anzuzeigen, daß ich nächstens aufwarten werde, um mich nach Wiesbaden zu beurlauben. Die verzögerte Ankunft unseres gnädigsten Herrn scheint eine frühere und bälder geendigte Kur anzuraten, wozu ich durch meine Krankhaftigkeiten veranlaßt, durch freundliche, ängstliche Antriebe, ja gewissermaßen durch ein Geheiß unserer gnädigsten Fürstin genötigt werde. Gönnen Ew. Exzellenz mir noch ein Stündchen

Gehör und erteilen mir alsdann einen freundschaftlichen Segen. Wie ich denn auch um einen Kanzleipaß zu bitten habe." Doch die Abreise verzögerte sich. Pfingsten (den 14.) sprach er brieflich gegen Voigt seine Zustimmung zu allem aus, was dieser auf dem zurückfolgenden Blatte vorgeschlagen, auch in betreff der erhöhten Gehälter. Zu den Wiener Nachrichten lasse sich freilich nichts sagen, als daß man wohl recht gehabt, wenn man furchtsam und ungläubig gewesen. Die Bundesverfassung hatte man zuletzt übers Knie brechen müssen und sie kam erst einige Wochen später in traurigster Weise zu Stande. Metternich, der im Trüben fischen wollte, hielt sie freilich für seine Pläne lange gut genug. In diese Zeit scheinen Goethes Zeilen zu gehören, worin er Voigt bittet, sollte wirklich die Verlegung der Zeichenschule aus dem Fürstenhause in das Jägerhaus nicht abzuwenden sein, die jedenfalls die Anstalt nicht verbessern werde, so möge er bewirken, daß diese erst nach seiner Rückkehr erfolge. Döbereiners schöne Stahlpräparate erfreuten ihn und er hoffte nach seiner Rückkunft die Fülle solcher Erscheinungen in dessen großem Experimentierzimmer im Zusammenhang zu schauen. Er hatte sich unterdessen so erholt, daß er wieder an den „Divan" ging. Am 24. trat er endlich die Reise an, auf welcher dieser Persische Liederkranz den schönsten Zuwachs, ja seine Suleika gewinnen sollte. In seiner Vaterstadt dichtete er die liebevollen Lieder, welche sich auf seinen Fürsten und dessen Gattin beziehen.

Gersdorff glückte es doch noch am 1. Juni den Anfall des Neustädter Kreises, mehrerer Erfurter Ämter und Sächsischen Halbenklaven für Weimar zu erlangen. Der jetzige Großherzog kehrte sofort nach Weimar zurück, wogegen Gersdorff dem Könige und dem Staatskanzler zur schließlichen Genehmigung nach Berlin folgte, wo nun der erstere endlich den zur Feier seiner Rückkehr gegebenen „Epimenides" sah, aber ohne daran zu denken, dem Dichter, dessen Wert er verkannte, dafür ein Zeichen des Dankes zu weihen. Als der Großherzog am 13. mit der gleichfalls wiedergekehrten Großfürstin das Weimarische Theater besuchte, ward er von einem beide begrüßenden Prolog Riemers, seinem Lieblingsstück und Goethes Finale empfangen. Am 15. war der Preußische Kronprinz in Weimar. Karl August speiste abends bei ihm. Seine Hoffnung, vom Könige weitere Begünstigung zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. So hatte er außer dem Titel Großherzog, den auch Oldenburg erhielt, nur einen Zuwachs von 31 Geviertmeilen mit 77000 Seelen gewonnen und zwar meist nicht in den gewünschten Gebieten. Goethe erlebte in Wiesbaden erst die falsche Schreckenskunde von der Besiegung, dann den dadurch aufs höchste gesteigerten Jubel über den großen Sieg bei Waterloo, worin Prinz Bernhard als Niederländischer Oberst, wie schon kurz vorher bei Quatrebras, sich als Held erwiesen hatte. Den 22. dankte Na-

poleon ab, am 7. Juli zogen die Verbündeten in Paris ein, am 8. der hergestellte Bourbone, am 10. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen. Auch Gersdorff eilte dahin, um endlich wenigstens die schließliche Vollziehung des Vertrags zu erlangen.

Erst am 20. wandte sich Goethe mit folgendem Schreiben an den durch Unwohlsein in Weimar zurückgehaltenen Großherzog: „Ew. Königliche Hoheit einige Nachrichten schuldigst mitzuteilen hat mir bisher nicht gelingen wollen: denn verschiedene an Höchstdieselben gerichtete Blätter veralteten über den andern Tag, und da das Beste, was ich zu sagen hatte, mehr in Betrachtungen als That, mehr in Reflektion als Begebenheiten bestand, auch dergleichen dem Papier anzuvertrauen nicht rätlich, so habe ich von Woche zu Woche gezaudert, die ich noch überdem in ziemlichem Unmut über häusliche an fremdem Ort sehr beschwerliche Übel [sein Diener war drei Wochen krank] zubrachte. Nun aber seien die ersten heitern Stunden Höchstdenenselben gewidmet und vor allen Dingen meine aufrichtigste herzliche Dankbarkeit ausgesprochen für die meinem Sohn gnädigst gegönnte Beförderung [zum Kammerjunker am 13.]; möge er sich jederzeit Ihro höchsten Bemerkung wert machen. Für mich selbst habe ich dann auch einen freudigen Dank hinzuzufügen. Denn als ich gestern mich bereitete, auf den Johannisberg zur Übergabe an Ihro Kaiserliche Majestät von Österreich zu fahren, trat Herr [Militärkommandant] von Hügel herein, mir glückwünschend, daß Allerhöchstdieselben mich zum Kommandeur des Leopoldsordens zu ernennen geruht, wobei ich sogleich in meiner frohen Verwunderung gedachte, wie auch dieses Gut Ew. Königlichen Hoheit früherer Verwendung schuldig geworden, und also auch die Feier dieses Tags in dankbarer Erinnerung an Höchstdieselben zubrachte. Nach vollbrachter Übergabe, nach einem Umgang um Schloß und Berg, sodann einem heitern Mittagsmahl, die Gegend immerfort bewundernd, sah ich denn den Kaiserlichen Adler über den alten in Eisen gegossenen Fuldischen Kreuzen schweben und also auch den Besitz dieses merkwürdigen Erdpunktes entschieden. Möge doch auch bald das Ew. Hoheit Zugesagte wirklich zu Teil werden. In diesen Tagen wird wohl die Übergabe jenes Landstrichs an Preußen [von dem Weimar ihn erhalten sollte] geschehen. Erzherzog Karls Kaiserliche Hoheit erteilte mir den freundlichen Auftrag zu den allerbesten Empfehlungen, als ich am 18. in Mainz aufwartete. Das gleiche war den 16. am großen Feste zu Bieberich von den hiesigen Herrschaften geschehen. Mögen Höchstdieselben auch meiner bei Ihro Frau Gemahlin Hoheit [damals in Wilhelmsthal] in Gnaden gedenken und meiner innigsten Anhänglichkeit einen gnädigen Blick gewähren! — In einem Beiblatte gedenke der Hoffnung und Zuversicht, daß Höchstdieselben mir noch einen längern Aufenthalt in diesen Gegen-

den gewähren mögen. Der Großfürstin Katharina Kaiserlichen Hoheit [als Braut des Kronprinzen von Württemberg] aufzuwarten gelingt mir wohl heute. Einer freundlichen Einladung des Herrn von Stein [in Nassau] zufolge bereite ich mich in diesen Tagen denselben zu besuchen. Die Empfindung in diesem Augenblicke ist sehr angenehm, daß durch das allgemeine Glück die Herzen mehr geöffnet, sich freier gegen einander bewegen. Klänge nicht hie und da die Mißhelligkeit innerer Parteien hervor, so würde man sich im Himmel glauben. Auch blickt schon wieder niemand mehr nach Paris mit Zufriedenheit [weil dort nicht das Recht entschied]. Der Ihrigen sich empfehlend."

Karl August erwiderte am 28.: „Empfange meinen besten Glückwunsch zum heiligen Leopold. Es freut mich, daß er angelangt ist [bisher hatte Goethe nur in einer Zeitung gelesen, der Kaiser habe ihm am 28. Juni das Kommandeurkreuz verliehen]; schon seit einem Jahre war er mir versprochen worden. Drei Wochen lang habe ich an einem aufgebrochenen Fuße gelegen [Frau von Schiller schrieb, am 7. Juli habe der Herzog das zweitemal in acht Tagen an innern Krämpfen gelitten], der nun endlich so weit wieder heil ist, daß ich übermorgen zu meiner Frau nach Wilhelmsthal und wenige Tage darauf nach Baden-Baden reisen kann, um in dem dortigen heißen Wasser eine Gichtschärfe durch die Haut zu jagen, die, vermutlich durch den schlechten, kalten Sommer zurückgehalten, mich sehr zu plagen anfängt. Ich habe dieses Bad gewählt, weil die ganze Familie meiner Schwägerin [der verwitweten Markgräfin von Baden] dorten beisammen ist und die Gegend wärmer und schöner zu sein den Ruf hat als wie Wiesbaden und Teplitz. Letzterer Ort liegt gar zu weit vom großen Welttheater entfernt. So wie ich mit der Kur fertig bin, so komme ich nach Mainz und warte dem Erzherzoge [Karl] auf; das wird wohl anfangs September geschehen. Gib ihm diesen Brief, wenn er in Mainz ist. Den Bieberichischen Herrschaften empfiehl mich bestens, auch der Großfürstin Katharina. Wenn du etwas recht Pedantisch-Geschmackloses, doch nicht ohne technisches Versmachertalent, lesen willst, so laß dir „Johannes der Täufer' von Krummacher geben. Bei meiner Niederlage habe ich unglaublich viel gelesen, und da ist mir das Ding in die Hände gekommen. Unser Dekorationsmaler [Beuther malte immer neue Dekorationen] ist sehr geschickt. Leb wohl."

Goethe folgte Stein nach Köln, um sich von dem wissenschaftlichen und künstlerischen Zustande der an Preußen gefallenen Rheinlande zu überzeugen. Auf der Rückreise forderte ihn sein Begleiter zu einem Bericht an den Fürsten Hardenberg auf. Boisserée bestimmte ihn, Steins nicht zu erwähnen, der nicht gut mit diesem stand. Am 31. kehrte er nach Wiesbaden zurück, und drei Tage darauf wandte er sich an den Herzog, der sofort am 5. August er-

widerte: „Den besten Dank sage ich dir, mein Lieber, für dein Andenken. Ich wollte, du hättest wahr gemacht, was die Zeitungen sagten: sie erzählten nämlich, du wärest nach Baden gereiset. Die hiesige Gegend ist eben doch ganz vortrefflich schön. Ich sehe sie sehr im einzelnen, weil ich viel jage; übrigens bleibe ich bloß in meiner Frauen Familie. Von Badegästen ist niemand mehr hier. Einige Tage war ich in Basel, um Hüningen [das von den Österreichern belagert wurde] einnehmen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit ist bei mir der Wunsch wieder sehr rege geworden, die Schweiz innerlich zu besehen; vielleicht geschiehts ein anderes Jahr. Meine Absicht ist, hier bis zum 20. d. zu bleiben, dann auf ein paar Tage nach Karlsruh zu gehen und dann über Heidelberg den Weg nach Mainz einzuschlagen und so lange mich herumzuziehen, bis die Blätter fallen. Das wäre dann gegen den 10. Oktober, wo ich nach Hause kehren will. Von Paris höre ich nicht viel Tröstliches, nur insoferne Gutes, als es meine Privatangelegenheiten betrifft, nämlich die Territorialacquisitionen. [Gersdorff war, da er den König in Berlin nicht getroffen, Mitte Juli ins Hauptquartier gegangen.] Straßburg entläßt nun endlich auch seine Besatzung; es war in den letzten Tagen viel Spektakel drinnen. Vielleicht kömmst du noch her." Auf Goethes Sendung seines Tagebuchs der Kölner Reise antwortete er am 14.: „Neugierig hat es mich gemacht, die Detailausführung der Annotationen zu genießen, besonders wie du dich mit Steinen gepaart hast, dessen vortreffliche und widerwärtige Eigenschaften mir sehr lange bekannt sind. Es ist schade, daß bei ihm die Ungeduld alle übrigen Gaben überwiegt. Die Befestigung von Köln ist eine der wenigen glücklichen Ereignisse dieser Zeit; sie wird gewiß manchen glücklichen Fund befördern. Daß [von] Ende [früher Hofmarschall in Weimar] dorten ist, da er Sinn für mancherlei wissenschaftliche Gegenstände hat, wird gewiß vorteilhaft wirken .... Das Bad (heute brauchte ich es zum sechstenmale) scheint vorteilhaft auf meinen Körper zu wirken; es greift mich gar nicht an. Mache doch bei der Quelle in Wiesbaden Versuche, ob deren Nähe die Magnetnadel abweichen macht; man behauptet, daß man diese Erscheinung bei der hiesigen Quelle bemerkt habe. Wie lange ich das Bad brauchen werde, hängt von dessen Wirkung ab. Sobald ich fertig bin, gedenke ich den Erzherzog Johann in Basel zu besuchen, dann nach Mainz zum Erzherzog Karl zu gehen, und so anfangs Oktober nach Hause. Laß balde etwas von dir hören und lebe wohl." An Voigt hatte Goethe indessen geschrieben, ob er nicht durch den Weimarischen Geschäftsträger in Wien erfahren könne, wer ihm den Orden übermitteln solle; gern hätte er ihn von der Hand des Herzogs empfangen; wenigstens wünschte er an Serenissimi Geburtstag sich damit zu schmücken. Weiter schrieb er: „Die neuen Baulichkeiten und Baudirektionen verlangen

freilich einen guten Rückenhalt, wofür Ew. Exzellenz wie immer treulich sorgen und gewiß um so lieber, als man bei manchen Nationalgebrechen doch die Aussicht hat, die fremden Verbrechen los zu sein. Denn was für Übel den Franzosen begegnen mag, so gönnt man es ihnen von Grund des Herzens, wenn man die Übel mit Augen sieht, mit welchen sie seit zwanzig Jahren diese Gegend quälten und verderbten, ja auf ewig entstellten und zerrütteten. Die neue Regierung findet schwere Aufgaben. Davon mündlich. Auf alle Fälle leben wir dort hinten, mit mehr oder weniger Seelen, wie in limbo patrum [Abrahams Schoß]." Auch mit Döbereiner war Goethe in Verbindung geblieben, dem er am 11. berichtete, er sei jetzt, im Kreise unglaublicher Merkantilität und technischen Bestrebens, aufmerksam geworden, wie hoch man chemische und mechanische Förderung schätze; deshalb möge dieser in Zukunft jeden Fund geheim halten und ihm anzeigen, damit man sehe, wie man ihn zu fremdem und eigenem Nutzen anwende.

Auf die schönen Tage, die er im August und September auf der Gerbermühle, in Frankfurt und in der ersten Zeit zu Heidelberg genoß, gehen wir nicht ein. Leider wurden sie durch die mißgünstige Weise getrübt, wie der kleine Tyrann Kirms die durch die Not des Schauspielers Wolff abgedrungene Bitte um längern Urlaub ablehnte und auch Goethe irre führte, bis dieser endlich auf Wolffs so ehrliche wie ernstliche Zurückweisung der Kirmsischen Verdächtigung den Urlaub zugestand. Wie schwer es auch Wolff wurde, Weimar, besonders seinen Herrn und Meister Goethe, zu verlassen, der vor keinen Ränken zurückschreckende Haß des jetzigen geheimen Hofrats und die Feindseligkeit des Regisseurs Genast, drangen dem Leidenden den Entschluß auf, den ohne sein Zuthun ihm gekommenen Ruf nach Berlin anzunehmen, worauf der Umstand mit eingewirkt haben mag, daß Goethes Stellung am Theater schwankend schien.

In Heidelberg traf der von Karlsruh kommende Herzog mit Goethe nach schriftlicher Verabredung zusammen, nachdem ihn kurz vorher Suleika mit ihrem Gatten besucht hatte, die er auf der Rückreise in Frankfurt wieder begrüßen wollte. Der ihm widerwärtigen Heygendorf, die er von Mannheim aus gegrüßt hatte, erwiderte er des Herzogs wegen freundlich, und versicherte seiner „schönen, lieben Gevatterin und Freundin", es würde ihm der wünschenswerteste Befehl sein, den Großherzog zu ihr zu begleiten. Über die ihn beglückende Zusammenkunft mit Karl August berichten Goethes an Voigt gesandte Tagebuchbemerkungen: „Serenissimus Donnerstag den 28. gesund und glücklich mit Prinz [Landgraf] Christian [von Darmstadt] angekommen, welcher letztere nach einem lustigen Abendessen sogleich in der Nacht weiter gereist. Freitag den 29. ward das Schloß bestiegen, dann die Sammlung

der Gebrüder Boisserée betrachtet. Der Abend ward bei Frau von Zillenhardt geborene (oder vielmehr kunstgeborene) von Lichtenberg [natürliche Tochter des Landgrafen Christian] zugebracht. Sonnabend den 30. ging es nach Mannheim, wo das Merkwürdigste besucht, der Mittag bei Frau von Stryck, der Abend bei Admiral Kindel zugebracht worden. Sonntag den 1. Oktober bei Zeiten fuhren Serenissimus von Mannheim ab, in Willens Frau von Dalberg [zu Heresheim] zu besuchen und nachts in Darmstadt zu sein." Weiter schreibt er Voigt: „Ich, nach Heidelberg zurückgekehrt, werde auf höchsten Befehl Karlsruh besuchen, alsdann in Frankfurt mit unserm teuren Fürsten wieder zusammentreffen. Es ist wundersam genug, daß ich vor zwanzig Jahren gerade in diesem Monat [am Ende desselben] durch eine Kalbische Stafette von Heidelberg nach Weimar [zunächst nach Frankfurt] gerufen wurde. Welch ein Glück, nach so unendlichen Ereignissen immer noch in gleichem Verhältnis zu stehen und nach einem solchen Kreislauf dieselbe Bahn aufs neue zu betreten. Ew. Exzellenz erwähnen eine Veränderung des Lokals der Zeichenschule. [Von der Verlegung derselben aus dem Fürstenhause war schon vor Goethes Abreise die Rede gewesen.] Serenissimus gedachten im Vorbeigehen dieser Absicht, und äußerten, daß Sie Hofrat Meyern [der bisher als Direktor der Zeichenschule seine Wohnung in demselben Gebäude hatte], damit er sein eigen Haus beziehe, ein Locarium geben wollten. Sollte irgend etwas zu dieser höchsten Absicht vorzubereiten sein, so haben Sie die Gnade, es nach [Ihrer] Überzeugung zu thun, welche auch die meinige sein wird. Unsere Seelenangelegenheit geht, wie Serenissimus sagten, nach Wunsch. Ein Glück bei so viel unseligen Verhandlungen. [Der Herzog erhielt gleich darauf in Darmstadt von Gersdorff die Nachricht, daß der Vertrag unterzeichnet worden, wonach die am 1. Juni in Wien ihm zugesagten Gebietsteile binnen vier Wochen abgetreten werden sollten.] Wie aber die Welt gespalten und in die kleinsten Bißlein zerrissen ist, erfährt man zu Wunder und Schrecken, wenn man unter fremden Menschen viel hin und her wandelt. Möge ich doch bald wieder in dem engern Kreise anlangen. Dürfte ich bitten mich Ihro Königlichen Hoheiten gelegentlich unterthänigst zu empfehlen, Herrn Grafen Edling, [der als Oberhofmarschall Einfluß auf das Theater hatte und bei Karl August sehr beliebt war] die verbindlichsten Grüße zu entrichten und mich in freundschaftlich wohlwollendem Andenken zu bewahren."

Es wäre freilich eine wunderbare vierzigjährige Jubelfeier gewesen, wenn er mit dem Herzog wieder in Frankfurt zusammengetroffen und in dessen Begleitung nach Weimar zurückgekehrt wäre. Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Am 3. besuchte er mit Boisserée Karlsruh, wo ihn der kalte Empfang seines Jugendfreundes Jung Stilling verletzte. Nach der Rückkunft

am 5. fühlte er sich außerordentlich angegriffen. Am nächsten Morgen beunruhigte ihn, wie Boisserée berichtet, die Einladung der Heygendorf. Hatte er dieser noch vor kurzem freundschaftlich geschrieben, so äußerte er jetzt, wo er krankhaft verstimmt war, vertraulich gegen Boisserée, schon ihre persönliche Nähe rege ihn auf, da er immer Unheil von ihr fürchte, wie ihn dagegen der Herzog immer zu etwas Gutem und Glücklichem bestimme. Daß er in Mannheim, wo sie durch Attitüden und Tableaus glänzen wollte, Zeuge ihres Triumphes nicht zum Ruhme des Herzogs sein sollte, war ihm entsetzlich. Die Furcht, Karl August werde ihn dahin berufen, folterte ihn, da er nicht hätte ablehnen dürfen. Wahrscheinlich wirkte auch der Brief seiner Lieblingsschauspieler, Wolff und seiner Gattin, vom 28. September mit, worin diese ihm mitteilten, daß sie in der Überzeugung, die Theaterkommission wolle und könne ihren Beschwerden nicht abhelfen, nach langem Kampfe sich entschlossen, nächste Ostern die großherzogliche Bühne zu verlassen. Dieser persönlich an Goethe gerichtete Brief mußte jedenfalls am 5. in Heidelberg angekommen sein. Mit wie tiefem Dankgefühl sie auch Goethes als ihres großen und ewig verehrten Meisters gedachten, der seine höhern Ansichten und Erfahrungen über ihre Kunst vorzugsweise in sie niedergelegt, sie einer höhern, nähern und liebevollen Ausbildung gewürdigt: daß sie ohne eine vorherige Andeutung diesen Entschluß gefaßt, verletzte ihn um so tiefer, als er sich im Grunde der Seele gestehen mußte, daß er ihnen Grund zur Unzufriedenheit gegeben, da er durch Kirms und Genast verleitet worden, ihre Stellung nicht gebührend zu heben. Und die beiden besten Schauspieler, auf deren Ausbildung er seit zwölf Jahren seine volle Einsicht liebevoll verwandt hatte, sollten ihn verlassen! Er fühlte sich durch alles [schon die letzten Zeilen an Voigt deuten auf die beginnende Mißstimmung] so angegriffen, daß er krank zu werden fürchtete, weshalb er gleich am folgenden Tage nach Weimar zurückzukehren beschloß. Seinen plötzlichen Entschluß teilte er am 6. dem Herzog und Willemer mit. Boisserée fürchtete, er werde wirklich krank, so daß er sich entschloß, ihn am Nachmittag des 7. zu begleiten. Während der Fahrt äußerte Goethe sich vertraulich über die Not des Herzogs mit der Familie Jagemann, das schöne Benehmen der Herzogin gegen die übermütige Geliebte und den Edelmut der Großfürstin. Nach der in Würzburg wohlgeruhten Nacht fühlte er sich wieder so hergestellt, daß Boisserée ihn allein mit seinem Diener Karl die Reise fortsetzen lassen konnte.

In Weimar, wohin er am 11. zurückkehrte, trat gleich die leidige Wolffische Angelegenheit hervor. Hof und Stadt bedauerten lebhaft den Verlust der beiden Schauspieler. Der Erbprinz bat Goethe, sich der Bedingungen zu vergewissern, unter denen diese bleiben würden, was Goethe mit der

Ehre der Theaterkommission und seiner eigenen unvereinbar hielt. Vergebens schrieb ihm der Erbgroßherzog: „Ich kann nicht glauben, lieber Geheimer Rat, daß Sie sich kompromittieren, wenn Sie in Ihrem eigenen werten Namen Wolffs sondieren, um zu wissen, was sie denn eigentlich für Bedingungen machen. Da es doch gewiß sehr zu wünschen wäre, solche Künstler, wenn sie auch vielleicht nicht ganz Recht haben, hier zu behalten.“ Daß sie so knallenfall ihm gekündigt hatten, ohne ihm selbst oder seinem mit Wolff vertrauten Sohne ein Wort zu sagen, konnte er nicht überwinden. Kirms wird nicht unterlassen haben zu schüren. Von Frankfurt schrieb Edling den 12. an Kirms: „Im Einverständnis mit dem Geheimerat von Goethe, der doch wohl schon in Weimar angekommen sein wird, werden Ew. Hochwohlgeboren die Wolffsche Sache gewiß gegenwärtig am zweckmäßigsten im Interesse unserer Bühne beendiget haben. Als ich bei meiner Ankunft dem Großherzog den Entschluß der Familie Wolff, ihren Abschied nehmen zu wollen, mitteilte, so äußerte er, daß er beide nicht gern vermissen würde, doch überließ er es ganz dem Gutachten der Theaterkommission, was sie am besten in dieser Sache zu thun glaubt. Ich hoffe, in kurzem diesem Brief zu folgen, da ich nur noch mit dem Baron von Gersdorff zu sprechen habe, der diesen Abend von Paris eintreffen soll. Meine ehrfurchtsvolle Empfehlung an den Herrn Geheimenrat von Goethe.“ Da Goethe die gewünschte Verhandlung mit dem Schauspielerpaare nicht ablehnen konnte, so bestimmte er Voigt dazu. Aber diese blieb vergeblich, da jene sich gebunden hatten, auch ihr Bleiben beim bösartigen Einfluß des ränkevollen Kirms ein beständiger Ärger gewesen sein würde. So mußte denn Goethe endlich am 27. der Theaterkommission die Ausfertigung der Entlassung auftragen. Aber auch hierbei konnte Kirms seine Picken und Tücken nicht lassen, deren Ausdruck Goethe strich; von ihm selbst rührte der schließliche Wunsch her, daß „ihre schönen Talente, welche so lange die Zierde der Weimarer Bühne gewesen, auch auswärts gebührend anerkannt und belohnt werden würden“. Kirms hatte aber die wirkliche Entlassung von der Erstattung eines Vorschusses und gewisser Garderobestücke abhängig gemacht. Dieses veranlaßte Wolff am 2. November sich noch einmal an Goethe zu wenden. Er dankte ihm für die freundlichen und schmeichelhaften Äußerungen am Schlusse der Entlassung, erklärte aber keinen Vorschuß mehr zu haben und bat um das Verzeichnis der verlangten Garderobestücke, da er die Sache sofort erledigen wolle. Goethe überließ die Angelegenheit Kirms, da er hoffte, dieser werde, da er seine große Achtung Wolffs kannte, nach Recht und Anstand handeln, aber dessen auch dadurch nicht zurückgehaltene Gemeinheit brachte Wolff zur Verzweiflung. Die ihm sehr gnädige Großfürstin war damals in Berlin bei der Verlobung ihres Bru-

ders Nikolaus mit der Preußischen Prinzessin, von wo sie auf längere Zeit nach Rußland gehen wollte.

Abgesehen von jener leidigen Geschichte und der Mühe, die ihm das arg zerrüttete Theater machte, fühlte sich Goethe so wohl, daß er neue Divanslieder dichtete, die Anordnung der vorhandenen bedachte und mit den morgenländischen Quellen sich lebhaft beschäftigte. Den 16., 18. und 24. finden wir ihn an der Hoftafel. Am Abend des 18. fuhr er mit Meyer aus, um die Festfeuer zur Erinnerung an den Sieg bei Leipzig zu sehen, die „ganz anständig und fröhlich“ auf den Höhen brannten. An demselben Tage erließ der Großherzog das Dekret von der Neustiftung des Ordens vom weißen Falken. Die Abreise des erbprinzlichen Hofes gab mancherlei zu besorgen. Gegen Ende des Monats kehrte endlich Karl August mit dem schon in Wien zum wirklichen Geheimerat ernannten Gersdorff zurück. Auch er war mit Stein jetzt in Köln und Bonn gewesen, so daß er gegen Goethe seine Ansichten darüber austauschen konnte. Aber der Großherzog verwandte seine ganze Thätigkeit mit Gersdorff auf die Neugestaltung der Verwaltung des vergrößerten und zu einem Großherzogtum erhobenen Staates. Die Französischen Geldzahlungen, die von England geleisteten Subsidien und die Vergütungen von Preußen und Rußland überwies er sogleich den Landeskassen. Goethe begann noch vor Ende des Monats den Druck seines Berichtes über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden, durch welchen er Preußens Regierung auf das hinweisen wollte, was sie zur Pflege derselben thun müsse. Er glaubte damit seine Pflicht als Deutscher zu üben, wenn auch freilich die Förderung von Boisserée und seiner herrlichen Sammlung ihn vor allem getrieben hatte. Eine Aufforderung des Staatsministeriums Schuckmann um Mitteilung seiner in den Rheinlanden gemachten Beobachtungen veranlaßte ihn in seiner Antwort auf das einzugehen, was für Köln geschehen müsse, und zugleich den ersten Druckbogen zu übersenden. Am 6. war er bei der Hoftafel, da man die Kaiserin von Rußland erwartete, die aber in Eisenach erkrankt war, weshalb der Hof dahin reiste. Den Abend des 11. zog sie wirklich unter Glockengeläute ein. Diesen Tag und den 12. war er gleichfalls bei Hofe; am Abend des letztern wurde, obgleich es kein Theatertag war, „Iphigenie“ zu Ehren der Kaiserin aufgeführt, die aber nur einen Akt bleiben durfte. Sie verweilte noch mehrere Tage; Goethe war wieder am 15. und 17. an der Hoftafel. Den folgenden Tag ging er endlich nach Jena, wo es mancherlei zu besorgen gab. Erst am Morgen des 24. kehrte er zurück; an diesem Mittag war er bei der Hoftafel, eben so am 27. und 30. Etwas drückend war es für ihn, daß er, obgleich er wußte, daß der Großherzog sein Ministerium neu gründen wolle, nichts Bestimmtes davon hörte.

Erst am 29. konnte er nicht unterlassen, gelegentlich Voigt gegenüber die Frage zu äußern, wie es damit stehe. Auf dessen Antwort erwiderte er am 30.: „In der reinsten Überzeugung, daß bei dem neuen großen Vorhaben auch für mich vollkommen gesorgt sein würde, habe bisher zu allem, was ich vernommen, beruhigt geschwiegen und nur gestern, bei zufälligem Anlaß, gegen Ew. Exzellenz meine Ansichten und Hoffnungen ausgedrückt. Das gütige und beschleunigte Billet gibt mir das höchst angenehme Gefühl, daß diese Angelegenheit besser, als ich sie je hätte fassen können, am heutigen Morgen so gründlich durchdacht und zu meinen Gunsten so gnädig entschieden worden, als ich nur hätte wünschen dürfen. Mögen Sie meinen gefühltesten, aufrichtigsten Dank Ihro Königlicher Hoheit, mich abermals geneigt vertretend, baldigst vorläufig darbringen." Am 1. Dezember wurde die neue Anordnung der höchsten Staatsbehörde vollzogen; das geheime Conseil wurde zu einem Staatsministerium mit drei verantwortlichen Staatsministern. Daß Goethe neben den drei genau begrenzten Ministerien Staatsminister blieb und die unter das Kultusministerium gehörende Oberaufsicht frei daneben stand, war ein Mißstand, den nur die Rücksicht auf diesen erklärte. Am nächsten Tage war derselbe mit den übrigen Ministern bei der Hoftafel, am 3. zugleich mit den Abgeordneten der an Weimar gefallenen Gebiete. Goethe behielt als erster Staatsminister seinen bisherigen Wirkungskreis; er hatte den Ministergehalt von 3000 Thaler und Zuschuß für eine eigene Equipage. Voigt ward nach Verdienst Präsident des Staatsministeriums und fuhr fort die in der allerschwierigsten Zeit mit sicherer Ruhe gehaltenen Finanzen zu leiten. Die beiden übrigen Ministerien wurden Gersdorff und Edling verliehen.

Am 5. erfolgte die Aufnahme von Goethes Sohn in die Loge; der Vater hatte dazu das Lied „Symbolum" gedichtet. Dann ging dieser auf kurze Zeit nach Jena, wo er so viel mit seinen Geschäften zu thun hatte, daß die Zeit ohne jeden Divansklang blieb. Dort nahm er die Miete einer neuen Wohnung zum zeitweiligen Aufenthalt für die von ihm zu betreibenden Kommissionsangelegenheiten in Aussicht. Am 15. wurde die neue Organisation der Landeskollegien eingeführt, welche durch die völlige Trennung der Justiz und Verwaltung von großer Bedeutung war. An die Spitze der Justiz trat in Weimar als Kanzler der Geheimerat von Müller, der in dieser Stellung eine langjährige sehr gesegnete Thätigkeit entfaltete. Wie in Jena, so war Goethe auch nach seiner Rückkunft stark in Anspruch genommen. Dabei litt er wieder an dem ihm meist ungünstigen Dezember. Da der Großherzog sämtliche Gehälter erhöhen wollte, hatte Goethe darauf bezügliche Vorschläge für die Beamten der Oberaufsicht zu thun, was ihm sehr erwünscht war, da man in der schlimmen Zeit nicht daran hatte denken können. Am 21. sandte er

Voigt seinen Entwurf, der, obgleich er mehr Brouillon als Konzept sei, ihm Nachdenken genug verursacht habe, da er nicht gewohnt sei, Belohnungen und Gnaden auszuteilen. Der Freund möge seine Vorschläge nach außen (gegen die übrige Dienerschaft) und nach innen (nach Verhältnis der Dienstleistungen) betrachten. Da seine krankhaften Zustände ihm einen persönlichen Besuch nicht gestatteten, wolle er seinen Sohn schicken, der Voigts Gesinnung hören und über einiges Auskunft geben könne. Ein paar Punkte hob er hervor, welche die Sache schwierig gemacht. Bei der Bibliothek hätten die Beamten wegen des längern Lebens von Heermann zu lange auf Verbesserung warten müssen und bei den Museen habe er selbst, worüber er sich jetzt Vorwürfe mache, der schlimmen Zeiten wegen nichts zur Verbesserung gethan, so daß die jetzt beantragten Erhöhungen zu hoch gegriffen scheinen könnten; auch machten die Beamten größere Ansprüche, weil außerhalb ihres Kreises der Herzog freiwillig manche höhere Gehälter bewilligt habe. „Über alle diese Dinge habe ich mehrere Jahre lang direkte und indirekte Klagen und Vorwürfe erdulden müssen, die jedoch, als der Zeit und den Umständen angehörig, gern ertrug, gegenwärtig aber zur Sprache bringe, weil die Erwartung aller Menschen gespannt ist und sich jedermann überzeugt hält, daß, wenn er nicht bei dem neubewegten Teiche Bethesda gesundet, er wohl zeitlebens kränkeln möchte.“ Ein auf Voigts Geburtstag, den 22., beabsichtigtes Gedicht hatte er wegen der Leiden der letzten Wochen nicht vollenden können. Am 22. ernannte der Herzog Goethes August, drei Tage vor seinem Geburtstage, zum Kammerrate. Ein schriftlicher Dank Goethes fehlt; man könnte vermuten, der Großherzog habe persönlich Goethe diese Beförderung mitgeteilt. Mit derselben kräftigen Entschiedenheit, womit Karl August die Neugestaltung der Staatsverwaltung durchführte, betrieb er auch die Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen, wodurch er Goethe vielfach zu thun gab. Der Großherzog hatte zu diesem Zwecke auf seinen Reisen mancherlei Verbindungen angeknüpft, unter diesen besonders mit dem Direktor der Naturalienkabinette von Schreibers in Wien. Letzterer hatte dem Herzog manches für die Jenaischen Museen angeboten, wofür dieser ihm ein höchst merkwürdiges Gestein aus dem Harze versprach. Mit der Ausführung wurde Goethe beauftragt, dessen Brief an jenen vom 26. mit den Worten schließt: „Erlauben Sie, daß ich zum Schluß aufrichtig ausdrücke, wie sehr es mich freut, mit Ihnen, wie ich es schon lange gewünscht, in ein näheres Verhältnis zu kommen. Sollten Sie in diesen Gegenden irgend etwas zu besorgen haben, so werde ich solches mit Vergnügen ausrichten, wie ich mir denn die Erlaubnis erbitte, von Zeit zu Zeit mein Andenken zu erneuern.“

Die Schwäche, die ihm am Ende des Jahres das Ausgehen untersagt

hatte, hielt ihn auch noch am Anfange des neuen Jahres zu Hause, doch wurde der „Divan“ lebhaft betrieben und der Druck des Berichtes über die Rhein- und Maingegenden fortgesetzt. Von der neuen Ausgabe seiner Werke waren die beiden ersten Bände, welche die Gedichte brachten, längst ausgedruckt, sollten aber erst Ostern ausgegeben werden, doch teilte Goethe sie Freunden bereits mit, und so wird er sie auch dem Herzog jetzt, wenn nicht schon in Heidelberg, gegeben haben; mußten sie ja diesem besonders wert sein, da sie zum erstenmal, ohne Zweifel mit seiner Bewilligung, den großartigen Geburtstagsglückwunsch „Ilmenau“ und das Epigramm brachten, das rühmte, wenn jeder, so wie er, seine Kräfte nach innen und außen wende, „da wär's ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein“. Für das Theater bereitete er die Aufführung von „Epimenides“ zur Feier des Geburtstages der Großherzogin vor, wozu er den Kapellmeister Weber aus Berlin kommen ließ. Am 17. schrieb er Karl August nach andern geschäftlichen Mitteilungen: „Verzeihen Ew. Hoheit, daß ich noch immer wie der fabelhafte Vogel Simerup [in „Tausend und eine Nacht“] im Felsenneste verharre. Vielleicht befehlen Sie nächste Woche, daß ich einen Abend aufwarte und von den frisch ausgebrüteten asiatischen Paradiesvögeln [Divansliedern] einige vorzeige“, worauf der Herzog an den Rand schrieb: „Fliege aus die künftige Woche!“ Hatte er in demselben Briefe bemerkt: „Die Wolkenerscheinungen werden stark studiert und Musterbilder der verschiedenen Fälle aufgesucht. Nächstens hoffe den Cirrus in der größten Vollkommenheit vorzustellen“, so hatte der Großherzog ihn auf einen Aufsatz Gilberts in dessen „Annalen“ über Howards Unterscheidung der Wolkenformen hingewiesen. Dieser antwortete denn auch am Rande: „Auch auf die Wolkenkenntnis freue ich mich sehr.“ Karl August hatte auch eine sogenannte „Zambonische Säule“ in München erworben, um sie nach Jena zu schaffen. Auf Goethes Meldung, wie er dafür gesorgt, erwiderte der Großherzog, er sei sehr neugierig auf den Effekt. Schließlich teilte Goethe mit: „Die Aufführung des ‚Epimenides‘ zum 30. Januar wird, hoffe ich, gelingen und nicht unangenehm sein. Kapellmeister Weber kommt einige Tage früher. Mit ihm Direktor Schadow wegen der Blücherschen Statue für Rostock [bei welcher die Mecklenburger Fürsten und Stände Goethes künstlerisches Urteil in Anspruch genommen hatten]. Möchten doch günstige Nachrichten aus dortigen Gegenden unsere Besorgnisse wegen der teuren Erbgroßherzogin von Mecklenburg [deren nach dem Berichte des Hofrat Lober vom 13. hoffnungsloser Zustand den Hof und ganz Weimar in bange Sorge versetzt hatte] einigermaßen lindern.“ Karl Augusts Antwort lautete: „Glück zu! Schadow soll willkommen sein, nicht aber die Trauerpost, die ich stündlich und leider hoffnungslos erwarte.“

Der Großherzog hatte diesmal den Geburtstag seiner Gemahlin, der

Weimar seine Erhaltung dankte, durch die erste Verteilung des neu hergestellten Ordens und den Erlaß der Verordnung zur Beratung der von ihm freiwillig verliehenen landständischen Verfassung, zu welchen die Aufführung des Goetheschen Festspiels stimmte, besonders zu feiern gedacht: aber diese Freude wurde ihm entsetzlich dadurch getrübt, daß schon am 24. die gefürchtete Trauerkunde eintraf. Wegen eines in einem Steinbruch bei Weimar gemachten täuschenden Fundes bemühte sich Goethe am 27. auf des Großherzogs Wunsch an Ort und Stelle. An demselben Tage meldete dieser an Knebel: „Direktor Schadow und Kapellmeister Weber sind hier. Die Proben von ‚Epimenides‘ gehen rasch und gut, doch wird uns die Trauer um die höchstbedeutende Erbgroßherzogin von Mecklenburg die Aufführung des Mittwochs verkümmern.“ Da die Großherzogin an ihrem Geburtstage sich nicht öffentlich zeigen wollte, wurde die Aufführung auf den folgenden Mittwoch verschoben. Am Morgen des 30. fand die erste Austeilung der Falkenorden durch den Großherzog statt. Der Herzog hatte die großväterliche Stiftung erneuert, „eingedenk (so hieß es im Dekret) der durch die Gnade der göttlichen Vorsehung und durch deutsche Kraft und Tugend dem gesamten Reiche deutscher Nation wieder gewonnenen und jetzt auf das neue gesicherten Unabhängigkeit“; es sollte damit Männern, die durch Rat und That zu diesem Werk ausgezeichnet beigetragen, ein Zeichen der Würdigung ihrer Verdienste gewidmet werden. Unter den zwölf Großkreuzen des Ordens waren Voigt und Goethe. Ersterer sprach als Ehrenherold vor der feierlichen Verleihung in fünffüßigen Jamben das Lob des edelmütigen Fürsten, der in Übung ritterlicher Pflichten vorausgegangen und in deutschen Sinns Gediegenheit immerfort bei der gerechten Sache geblieben. Die Dankrede hielt Goethe, worin er hervorhob, daß der Herzog „mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Teilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden“. Die versprochene landständische Verfassung, mit deren Beratung eine ständische Versammlung betraut wurde, sollte die im Jahre 1809 gegebene erweitern. Am Hofe fand mittags nur eine Herrentafel statt, Edling gab abends Thee und Konzert. Schon am folgenden Tage brachte Goethe wieder den Ankauf der Präparate des verstorbenen Geheimerat Starck beim Großherzog in Antrag, für welche dieser 600 Thaler zu bieten vor dem Krieg erlaubt habe; auch jetzt wäre die wünschenswerte Sammlung für diesen Preis zu haben. Freilich ständen für die Jenaischen Anstalten andere wichtige Ausgaben bevor, wie besonders der Ankauf eines Hauses für Döbereiner. Karl August entschied: „Vor der Hand, dächte ich, ließen wir diese Todten ihrem jetzigen Besitzer und verwendeten unsere Fonds auf die angenehmern Acquisitionen.“

Am 7. Februar kam „Epimenides“ zur Aufführung, am 10. wurde er wiederholt. Der Eindruck war glänzend, wenn auch nicht hinreißend; die Dichtung war zu fein, dazu die Stimmung, aus der sie geflossen, die sie aussprechen sollte, längst verflogen. Goethes Reisebericht war unterdessen fast ausgedruckt, auch eine vorläufige ausführliche Ankündigung desselben für das „Morgenblatt“ in Aussicht genommen. Der „Divan“ fand sich jetzt so reich ausgestattet, daß der Dichter schon an eine Ordnung in Bücher und an eine Mitteilung von Proben im „Taschenbuch für Damen“ denken konnte, worüber gleichfalls das „Morgenblatt“ eine Anzeige bringen sollte. So war Goethe gerüstet, Weimars Namen auch literarisch würdig zu vertreten, worauf der Großherzog so viel hielt, daß er Goethe beauftragte, Cotta gelegentlich zu schreiben, man wundere sich, daß er in Weimar einen so miserabeln Korrespondenten habe und so elendes Zeug auf ihre Rechnung drucken lasse. Schon im vorigen Jahre hatte Schillers Gattin diesen gebeten, bei dem in Weimar herrschenden schlechten Geschmack nichts von da aufzunehmen, was nicht von Goethe komme, aber Cotta hatte wichtigeres zu thun. Damals kam auch die Anstellung Schellings zur Sprache, durch welche man die Universität Jena zu heben suchte. Nicht bloß der Minister Gersdorff und der in Universitätsangelegenheiten mitwirkende wirkliche Geheimerat von Fritsch, sondern auch Voigt und Eichstädt waren für ihn, die theologische Fakultät (er sollte Professor der Theologie und der Philosophie werden) erklärte sich dagegen. Als man Goethe die Akten vorlegte, trat er in einem merkwürdigen Briefe an Voigt vom 16. auf die verneinende Seite. Er fürchtete Schellings Neigung zum Katholizismus, und fand es komisch, daß sie zur dritten Jubelfeier ihres wahrhaft großen protestantischen Gewinnes das alte überwundene Zeug „unter einer erneuten mystisch pantheistischen, abstrus philosophischen, obgleich im stillen keineswegs zu verachtenden Form“ wieder einführen wollten. Die Berufung unterblieb. Goethe fand sich damals heiter gesellig; er las auch bei der Herzogin aus seinem „Divan“ vor. Nur der Drache Kirms machte ihm wieder böses Blut; dieser quälte den guten Wolff immerfort um Kleidungsstücke, die seine Frau noch abzuliefern habe; er verwirrte die Sache absichtlich, um im Trüben zu fischen. Wolff, seines guten Rechts bewußt, wandte sich zur Vermittlung an Goethes Sohn, der sich der Sache annehmen wollte; aber schon hatte der Herzog von diesem leidigen Streit über Kleider, welche die Großherzogin und die Großfürstin geschenkt hatten, Kunde erhalten, und so ersuchte er am 16. Februar Goethe selbst um Aufklärung. Aber die von Kirms verlangten Antworten auf bestimmte Fragen lauteten sehr verzwickt, und so schleppte sich die Sache hin, bis Wolff noch einmal Goethe behelligen mußte, da er sich nicht unmittelbar an den Herzog wenden mochte. Am 29.

bestand er dringend auf endlicher Erledigung des Streites; seine Frau wollte auf der Regierung beschwören, daß sie nichts besitze, was der Theaterkommission gehöre. Da erfolgte denn die auf Wolffs Vorschläge vom 18. sich beziehende Entscheidung, welche sachlich so günstig wie möglich war, ohne das Recht der Kommission aufzugeben. Goethe hatte die erbärmliche Feindseligkeit seines Mitkommissars kennen gelernt und bedauerte wohl, daß er vor kurzem das Jubelfest eines solchen Menschen durch ein freilich diesem nur halb gewidmetes Lied gefeiert hatte.

Das „Morgenblatt“ brachte noch im Februar die Ankündigung des „Divan“, im März den Aufsatz über das erste Heft der vaterländischen Zeitschrift, zwei Gedichte des „Divan“ u. a. Ende März schloß Goethe den im folgenden Monat eben dort erscheinenden Aufsatz „über die neue Ausgabe der Goetheschen Werke“. Auch vielfache Aufträge des Großherzogs wurden von ihm besorgt. So vermittelte er den Ankauf des Hellfeldischen Hauses und Gartens in Jena für Döbereiner und Körner, was er ersterm am 10. März ankündigte; im Garten sollte ein Laboratorium gebaut werden, wozu Döbereiner den Plan entwerfen möge. Könne er nicht selbst kommen, so werde Ende der Woche sein Sohn bei ihm erscheinen. „Es soll mich sehr freuen, wenn wir eine Anstalt gründen können, welche die Zwecke unseres gnädigsten Fürsten erfüllen, der Wissenschaft nützen und Ew. Wohlgeboren Wünschen gemäß sein kann.“ Der Großherzog, der den in Weimar nicht auf Bergbeamte beschränkten Titel Bergrat Döbereiner verliehen und ihm die volle Zufriedenheit mit seinen Leistungen zu erkennen gegeben hatte, schickte ihm einige chemische Fragen, denen acht Tage später andere folgten. Ja bei allen sonstigen ihn sehr in Anspruch nehmenden Angelegenheiten befragte dieser ihn durch Goethe auch wegen des Planes eines vierteljährlich zusammenkommenden Vereins der Vorsteher der Jenaischen wissenschaftlichen Anstalten.

Am 22. März gab Karl August Gersdorff und dem wirklichen Geheimerat von Fritsch die Weisung, die neue Verfassung auszuarbeiten, wobei er bestimmte, die Landstände sollten durch ihre Mitbürger frei gewählte Repräsentanten und Fürsprecher der Gesamtheit sein, vor allem ein Ganzes mit ihrem Geiste und der Kraft eines redlich deutschen Gemüts umfassen, der Gesamtheit, nicht den einzelnen Wahlbezirken verantwortlich. Ein Drittel sollte aus den Angesehensten und Wohlhabendsten ohne Rücksicht auf ihre Geburt, die beiden andern aus den übrigen Staatsbürgern gewählt werden, nur den Städten Weimar, Jena, Eisenach und Neustadt und der Universität wurde ein eigener Vertreter bewilligt. Regelmäßig sollte alle drei Jahre der Landtag berufen werden, dessen Rechte freisinnig bestimmt waren. Die zweckmäßigste Art des Wahlverfahrens wurde der beratenden Versammlung anheimgegeben. An dem-

selben Tage setzte Karl August die Huldigung der neu erworbenen Gebiete und die Eröffnung der beratenden Versammlung auf den 7. April fest; bei ersterer sollte Goethe rechts, Voigt zur Linken des Throns stehen. Der Dichter wurde mit der Anzeige dieser Bestimmung am 23. durch Edling freudigst überrascht.. Schon die damals an Voigt geschriebenen Zeilen beweisen, wie leer die Sage über einen zwischen ihnen wegen der Stellung am Throne ausgebrochenen Streites war. Der Großherzog hatte auch Goethes Urteil über die Verfassung verlangt. Bei Übersendung seines betreffenden Aufsatzes an Voigt bemerkte er am 5. April: „Die merita causae überdenke tags, auch wohl nachts, wenn der Schlaf sich zu früh entfernt. Unsere Angelegenheiten überhaupt verdienen und fordern es, Serenissimi Anteil ist groß, die Sache wichtig; sie hat guten Grund, wird aber doch für den Augenblick aus dem Stegreif behandelt. Ich werde nicht verfehlen, derselben meine größte Aufmerksamkeit zu widmen."

Schon drei Tage vorher war er von einem so hartnäckigen rheumatischen Übel befallen worden, daß seine Anwesenheit bei der Huldigung der neuen Gebiete unmöglich schien, aber in Erinnerung an einen Napoleonischen Spruch erklärte er, am 7. mittags um 12 werde er, wenn er nicht tot sei, bei Hofe erscheinen. Er kam wirklich und freute sich der dabei entfalteten Pracht und seiner ehrenvollen Stellung. Auf diese Feier beziehen sich seine Verse:

„Sage mir, was das für Pracht ist?
Äußre Größe, leerer Schein!"
O, zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht zu sein.

Auch diesmal sprach Voigt den Prolog in fünffüßigen Jamben; er war an die Abgeordneten der neuen Gebiete gerichtet, die „in dem Tausch nur der alten Dynastien Rechtlichkeit erneuerten". Goethe nahm auch an der Hoftafel teil, mußte sich aber zu Hause gleich zu Bette legen. Am folgenden Tage schrieb er an Voigt: „Indem ich soeben mich hinsetze, Ew. Exzellenz und uns allen zu dem gestern glücklich vollbrachten Fest Glück wünschen wollte, spüre ich, daß der böse Dämon, der mich verfolgt, zuletzt sich ins linke Auge geworfen und dasselbe unbrauchbar gemacht hat, woraus er denn durch medizinische und chirurgische Beschwörung zu vertreiben sein wird. Doch will ich nicht säumen, für die freundliche Mitteilung des so wohl gefühlten und gedachten Prologs freundlich zu danken, wobei ich mir die Frage erlaube, ob Ew. Exzellenz nicht eine Sammlung dieser Produktionen gemacht. Sie haben sämtlich einen eigenen Charakter, der sich wohl aussprechen ließe, und würden gewiß auf jeden Leser, besonders auf Ew. Exzellenz Freunde, wenn man sie

den Jahren nach vor sich sähe, den erfreulichsten Eindruck machen. Vielleicht daß die Damen durch Anregung und Mitwirkung uns damit beschenken. Mich zu fortdauernden freundlichen Gunsten und Beikommendes [eine Geschäftssache] zu geneigter Förderniß empfehlend verbundenst. — In dieser [am 13. endenden] Woche wird eine Ausstellung der [neuen Beutherschen] Dekorationen [abends nach der Vorstellung] gegeben werden, welcher ja beizuwohnen bitte. Es ist sehr angenehm auf einmal zu sehen, wie hoch es die Theaterdekoration in verschiedenen Gegenständen gebracht." Ein dabei Anwesender berichtet: „Den überraschten, staunenden Blicken boten sich dar: ein Stadtteil mit mächtigen Thürmen, eine entzückende Landschaft, ein mittelalterlicher Rittersaal, eine Säulenhalle, die sich ins unendliche auszudehnen schien [zu Schillers „Jungfrau"], ein Prachtzimmer, ein bürgerliches Wohnzimmer im solidesten Geschmack, eine Bauernstube, ein Dorfplatz. Den Schluß bildete das Glanzstück aller dieser Herrlichkeiten, das pompöse Römische Kapitol [zu Mozarts „Titus"]. Um die perspektivische Magie dieser Malerei begreiflich zu machen, war den Anwesenden gestattet worden, sich auf die Bühne zu begeben." Wolff und seine Gattin waren zuletzt bereits am 23. März in „Romeo und Julie" aufgetreten, hatten aber am 26. noch eine Abschiedssoirée im Stadthause gegeben. Bald war Goethe wieder wohl, aber tief erschütterte ihn am 18. die vom Herzog ihm mitgeteilte Kunde von dem Tode seiner einzig verehrten Kaiserin. Er beschäftigte sich damals mit dem zweiten Bande seiner Italienischen Reise, woneben er so viel zu thun hatte, daß er nicht einmal nach Jena kommen konnte, wo doch auch einiges persönlich zu besorgen war; manches vermittelte er von Weimar aus, wie den Ankauf des schönen Hellfeldischen Hauses für Döbereiner.

Die Landstände einigten sich endlich über die Verfassung, wobei nur Stadt und Land bei der Vertretung von einander getrennt wurden, und so konnte am 5. Mai das Grundgesetz der landständischen Verfassung veröffentlicht werden. Karl August war der erste Fürst, der das dem deutschen Volke feierlich gegebene Versprechen einer Verfassung einlöste; hätten alle, besonders Preußen, von dem man es vor allem erwarten durfte, ihr Wort eben so treu gehalten, wie viele Ränke und Wirren wären Deutschland erspart worden! Endlich am 14. begab sich Goethe, noch etwas angegriffen, in Begleitung von Meyer nach Jena, wohin der Großherzog den nächsten Abend zu kommen gedachte. Damals muß es geschehen sein, daß Goethe wegen der Berufung eines Professors der orientalischen Sprachen an Lorsbachs Stelle Karl August, der sich durch eine Empfehlung von anderer Seite hatte bestimmen lassen, scharf widersprach. In bester Laune schrieb er den 25. an Riemer: „Diese vierzehn Tage her führte ich freilich ein beweglicher und geselliger Leben als

die letzten Monate; auch sind mir schöne Aufschlüsse geworden über die Elemente der natürlichen Dinge, die jetzt mit mehr Reinheit als sonst in der Erfahrung hervortreten und sich in Zusammensetzungen darthun. Daß ich Döbereiner und somit der Chemie in Jena für ewig eine Burg erbauen kann, gibt mir eine behagliche Thätigkeit. Alle übrigen Anstalten, die Sie kennen, sind in bester Zucht und Ordnung, alle lebendig, wenngleich nicht alle auf gleiche Weise sprossend und wachsend." Nachdem er bemerkt, wie er in Jena, da er keine Bücher bei sich habe, sich in morgenländische Schriften versenkt, schließt er: „Da indessen der Lebendige recht hat, so werden nächstens hier die deutschen Turnübungen losgehen [die damals überall gehegt wurden], und das Gespräch fängt schon an, ein Pfänderspiel zu werden, wo man dem Redenden aufpaßt, ob er ein Kolonialwort vorbringt. Leider ist man nicht jung genug, um bei dieser Gelegenheit nach einem süßen Kuß zu schnappen. Dem Frauchen meine besten Grüße. Ich werde es ihr von Herzen danken, wenn sie der meinigen in diesen Momenten [ihres Leidens] beisteht." Mit den im Schloß wohnenden jungen Prinzessinnen beschäftigten sich Meyer und Goethe auf die gemütlichste Weise. Ersterer schrieb an die Großfürstin: „Prinzessin Maria zeichnet alle Tage ein wenig; wir verfertigen Jenaische Gartenhäuser im Gotischen Geschmack, wie auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Cunitzburg sind wir gewesen und haben in Cunitz selbst den Studenten das Lied ‚Ein freies Leben führen wir' abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdiges aus dem Orient berichtete und der Prinzessin Chinesisch und Arabisch vorschrieb, ein andermal ich mit gar sinn- und geistreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden Ceylonische Märchen von Schlangen unsere Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen [sinnt?] und die gehörigen Quartanten [von Knox u. a.] nachgeschlagen hat. Prinzessin Auguste ist wie immer recht lieb und wohnt hier neben mir im Schloß." An seinen Verwandten, Rat Schlosser, schrieb Goethe: „Die Naturwissenschaften, die ich aus Neigung, Auftrag und Sorgfalt hier sorgfältig pflege, haben durch die grimmigen Kriegszeiten kaum gelitten, und werden nun durch des Großherzogs Neigung, Einsicht und neueste große Reiseerfahrungen höchlich gefördert .... Die Gründung einer chemischen Anstalt fordert freilich alle Aufmerksamkeit, da man in dieser aufgeklärten Wissenschaft nur allzuschnell entdeckt, wer das Geschickte oder wer das Ungeschickte thut, welches nicht in allen Fächern der Fall ist."

Ende Mai kehrte er nach Weimar zurück, von wo er Döbereiner am 1. Juni um Reagentien zu seinen Versuchen mit ausgezogenen Pflanzensäften bat und glückliche Herstellung seines Hauses und Einzug in dasselbe wünschte. Die Berufung des Bildhauers Kaufmann in Rom als Hofbildhauer an die

Stelle des vor zwei Jahren gestorbenen Weißer nahm ihn damals sehr in Anspruch. Leider war seine Frau in traurigen Zuständen; in einer Woche erlitt sie zwei starke Anfälle, so daß man einen Schlag fürchtete. Am 3. Juni schrieb er Rat Schlosser, häusliche schwere Unbilden hinderten ihn, mehr zu sagen. So konnte er denn auch sein Cotta gegebenes Versprechen, nächstens für das Taschenbuch ausgewählte Divanslieder zu schicken, nicht halten. Zeuge seiner Angegriffenheit ist das Tagebuch. Er schrieb in dieses. „5. Juni. Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerster Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger Punkt in düsterer Verwirrung. [Sekretär] Kräuter die vergangene Nacht bei mir. 6. Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Krampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Ankunft und festlicher Einzug der Prinzessin Ida [von Meiningen] und Bernhards [vermählt zu Meiningen am 30. Mai]. Hofrat Meyer. Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau 12 Uhr nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett. 7. Nicht besonders geschlafen. Zahlreiche Kondolenzen [ohne Zweifel auch vom Hofe]. Außer Bett. Mittags mit August. Farbenversuche [wohl mit den ihn als Bestätigung seiner Lehre sehr anziehenden neuentdeckten entoptischen Farben]. Meine Frau früh um 4 Uhr begraben. Akten geheftet. Im Garten. Das Nächstzubeachtende durchgedacht. Englische Journale." Der unter heftigen Ausbrüchen erfolgte Heimgang seiner Christiane hatte ihn tief erschüttert und ihn lebhaft erinnert, was er in der Guten, die sein Leben zu erheitern gesucht, verloren, aber er hatte auch erkannt, was er an seinem August besitze. Bekannt sind die schönen Verse, welche die Überschrift des Todestages tragen. Schon am 8. kehrte er zur gewohnten Thätigkeit zurück, seines Verlustes konnte er allein gegen den so oft hart vom Schicksal getroffenen Zelter gedenken. Am 12. deutete er auf diesen gegen Alexander von Humboldt und die junge Malerin Seidler in Jena. Nur Thätigkeit konnte ihn seinem Trübsinn entreißen.

Mit dem Theater sah es leider so schlimm aus, daß dieses in den beiden folgenden Monaten ganz geschlossen blieb. Am 8. hatte Goethe gegen Zelter geklagt, es sei keine Einigkeit unter den Gliedern, aber freilich fühlten sie auf der Bühne etwas Gemeinsames, woran sie sich hielten. Die beiden Edelsteine waren aus der Krone gerissen. Die übrigen Geschäfte seiner Verwaltung gingen ruhig ihren Weg. In seinem Hause griff August tüchtig ein, wie empfindlich auch die Lücke blieb. So konnte er zunächst an einen Aufenthalt in Jena denken. Ehe er dorthin ging, sandte er am 26. Cotta die längst versprochenen Divanslieder für sein Taschenbuch. Auf die Auswahl

hatte der Verlust seiner Gattin mitgewirkt; keines der Suleikalieder war aufgenommen. Das schlechte Wetter trieb ihn bald nach Weimar zurück. Der noch immer abscheuliche Weg durch das Mühlthal setzte ihm bei der Rückkehr so zu, daß er nicht wagte, den auf der Reise nach Wiesbaden einsprechenden Zelter nach Jena zu begleiten. Dieser Besuch belebte und stärkte ihn, ja er beschloß, dem Freunde bald nach Wiesbaden zu folgen. Der Hof hatte sich bereits nach Wilhelmsthal begeben. Goethe fand sich so wohlgemut, daß er an Herausgabe eines Heftes „Münzbelustigungen“ aus seiner Sammlung dachte und sich von Eichstädt ein Verzeichnis seiner Beurteilungen in der Literaturzeitung geben ließ, wohl in der Absicht einer zu veröffentlichenden Sammlung. Aber eine bald nach Zelters Abreise erfolgende Einladung Boisserées bestimmte ihn, Wiesbaden gegen Baden aufzugeben, von welchem ihm der Herzog so viel schönes erzählt hatte, und so ließ er sich dort durch Cotta für ihn und Meyer eine Wohnung mieten. Was konnte ihm anziehender sein, als nach seinem Verluste sich an den alten Freunden wieder herzustellen, da er auch seine Suleika und ihren ihm herzlich zugethanen Kreis in Frankfurt wiederzusehen gedachte. Manches Geschäftliche hatte er vor der Abreise zu besorgen. Der Meiningensche wirkliche Geheimerat von Heim hatte seine bedeutende mineralogische Sammlung des Thüringer Waldes dem Jenaischen Kabinette zukommen lassen. Lenz wollte diese in Glasschränken aufgestellt wissen, wogegen Goethe am 13. in einer scharfen Verordnung sich erklärte, die er in einem ausführlichen Schreiben an Voigt begründete. Die Heimische und die Voigtische Sammlung des Thüringer Waldes nebst der Fichtelbergischen gedachte er in der neu einzurichtenden Galerie in Schubladenschränken aufzustellen. In Weimar wurde auf der Esplanade an Meyers Wohnung ein Saal für die oberste Klasse der Zeichenschule angebaut, da man im Fürstenhause, wo sich nun Schule und Sammlung befanden, zu sehr beengt war, auch für Hofrat Jagemann ein geräumiges Atelier, worin er sein großes für die neue Kirche in Karlsruh versprochenes Altarbild der Himmelfahrt Christi nach seinem schon fertigen Entwurfe malen wollte. Über dieses und anderes, was in seinem Kreise vorgefallen, berichtete Goethe am Tage vor seiner Abreise dem Großherzog. In der im Jägerhause eröffneten Zeichenschule habe sich die neue Einrichtung der Ordnung der Schüler in Klassen und der Verteilung auf zwei Zimmer sogleich bewährt; die Ruhe sei auf einmal entschieden und die Aufmerksamkeit hergestellt; sie wollten nun suchen, den Sommer über so viel Feuer in die Sache zu bringen, daß der Winterfrost allenfalls übertragen werden könne. Auf der Esplanade habe der Anbau begonnen; nach dessen Vollendung würden Lehrer und Schüler wohl untergebracht sein. Wegen Kaufmanns habe er Jagemann einen kleinen Aufsatz gegeben, wonach dieser ihm den An-

trag machen könne. Jagemann habe die Zeichnung zum großen Altarblatt, dessen Gedanke recht gut sei, schon von oben herein ausgeführt; über die räumliche Einrichtung des Ganzen hätten sie freundliche Rücksprache genommen. Von der Heimischen Sammlung meldet er nur, daß sie nebst dem von unglaublicher Aufmerksamkeit zeugenden Katalog in sieben Kisten angekommen sei, aber die Einrichtung des zu ihrer Aufstellung bestimmten Zimmers durch Umstände verzögert worden. „Döbereiner richtet sich ein. Seine große zielgemäße Thätigkeit macht Freude; er spricht nicht ein Wort, das nicht belehrend wäre. Ew. Hoheit haben ihn gut gebettet und er wird uns bleiben. Das Stück Garten der Sternwarte gegenüber lassen wir [zu einem Anbau an Döbereiners Haus] nicht aus den Augen. Die Forderung von 800 Thlr. für 79 □Ruten Fläche ist freilich unverschämt." Endlich berichtet er, die vom Herzog in Paris bestellten Medaillen (zur Anerkennung des Verdienstes mit dem Brustbilde Karl Augusts und der Legende: Mitescunt aspera saecla) seien angekommen; sie hätten auch Futterale für alle goldenen und zwölf für die silbernen bestellt, aber keine weitern Medaillen, da sie mit dem vorgeschlagenen Lorbeerkranze (und der Legende Doctorum praemia frontium) sich nicht hätten befreunden können.

Am Morgen des 20. trat Goethe die Reise nach Heidelberg an, aber schon nach zwei Stunden kurz vor Münchenholzen warf der Kutscher den Wagen um und die Achse brach. Meyer war an der Stirne beschädigt; das heftige Bluten machte die Sache bedenklich. Man ließ Hülfe von Weimar kommen, wohin man dann zurückkehrte. Da Meyers Wunde erst nach längerer Zeit eine weitere Reise gestattete, so wählte Goethe zu seinem Sommeraufenthalt das nahe kleine Schwefelbad Tennstedt an der Unstrut; Berka war vor kurzem abgebrannt, aber der Herzog hatte beschlossen, es solle „neu geboren werden". Die sieben Wochen, welche Goethe hier zubrachte, vier ganz allein, drei mit seinem guten und kunstsinnigen Meyer, genoß er in behaglicher Ruhe und heiterer Beschäftigung. Leider hatte sein August sich so arg mit Riemer verfeindet, daß dadurch auch seine Verbindung mit dem Vater zu dessen höchstem Bedauern gehindert wurde. Diese Trennung hielt länger als vier Jahre an. In Tennstedt zog Falkensteins „Thüringische Chronika" Goethe lebhaft an, da sie ihn über die alte Geschichte dieser Gegend unterrichtete, in der er sich nach allen Seiten bewegte; freilich fand er darin nicht die gehoffte Anregung zu Balladen. Für Voigts mannigfache Mitteilungen dankte er diesem am 26. August. In diesem Briefe ist von dem umständlichen Aufsatze über eine Gesellschaft für deutsche Geschichte die Rede, worin, wie er meinte, der patriotische Enthusiasmus sich über Mittel und Zwecke verblende. Er äußerte sich darüber auch in einem an den Freiherrn von Stein gerich-

teten Briefe, der bei diesem später glänzend ausgeführten Plane wesentlich beteiligt war. Da sich eine entfernte Aussicht zeigte, den ihm längst bekannten Akustiker Chladni, der neuerdings auch die Meteorsteine emsig durchgearbeitet hatte, nach Jena zu ziehen, meinte er, dieser werde wohlthätig wirken, wenn er für ein mäßiges dort zu fesseln wäre. „Die Klangfiguren hat er jetzt auf einfachere Elemente zurückgeführt und dadurch der Naturlehre einen wahrhaften Dienst geleistet, indem dadurch analoge Erscheinungen anderer Regionen herangebracht und verglichen werden können.“ Freilich gelang seine Heranziehung nicht, wogegen man Fries, den man vor elf Jahren hatte nach Heidelberg gehen lassen, jetzt als Professor der theoretischen Philosophie gewann; neben ihm war Bachmann, der sich 1810 habilitiert hatte, seit 1813 ordentlicher Professor der Moral und Politik.

In Weimar wurde Goethe, der am 11. September dorthin zurückkehrte, sofort in volle Thätigkeit versetzt. Das Theater war nach zweimonatlicher Pause am 1. wieder eröffnet werden, und bedurfte seiner Einwirkung, wenn er auch keine rechte Freude mehr an ihm hatte. Der Herzog regte bei ihm den Gedanken an, daß man das Zeichnen auch auf dem Gymnasium und andern Unterrichtsanstalten betreibe. Goethe beriet sich darüber mit Meyer und Peucer: letzterer versprach die Unterstützung des Oberkonsistoriums, das schon eine Zeichenschule in Buttstedt eingerichtet habe; Meyer wollte Vorschläge dazu machen. Schon in Tennstedt dürfte Goethe sich mit einem Gedicht zu Voigts fünfzigjährigem Jubelfeste am 27. beschäftigt haben, wozu er wohl manches aus dem zum letzten Geburtstag beabsichtigten nehmen konnte. Da dieser, um der Feier zu entgehen, nach seiner Heimat verreiste, überreichte Goethe vorher das schön geschriebene und verzierte Weihegedicht seinem langjährigen treuen Mitarbeiter; den 20. sandte er es an Eichstädt, der es im Intelligenzblatte der Literaturzeitung seinem Festbericht einverleiben möge. In Jena hatte unterdessen Oken in seiner „Isis oder encyclopädischen Zeitung“ (das erste Blatt war am 1. August ausgegeben worden) mit einer damals unerhörten Freiheit sich ausgesprochen, die freilich dadurch etwas gemildert wurde, daß jeder entgegengesetzten Äußerung die Aufnahme gewährt werden sollte. Besonders hatte er dadurch alle aufgeregt, daß er die Rostocker Professoren, die sich gegen seine Berufung dorthin erklärt, durch Eselsköpfe dargestellt hatte. Selbst der freisinnige Knebel sprach am 24. September sein Bedauern über dieses „monstrum e Germania“ aus. Auch Frau von Schiller fühlte sich durch jenes Eselsblatt in ihrer „Illusion von Freiheit“ garstig gestört; daß Oken sich solche Blößen gebe, töte auf viele Zeit den Geist der Bessern. Die freie Kritik des Weimarischen Grundgesetzes, das, statt die menschliche Thätigkeit den Besitz des Bodens zur Grundlage mache, den Adel

und die Gelehrten ausschließe (in Blatt 9—11), brachte die Regierung gewaltig auf. Ende September schrieb der Herzog an Goethe: „Dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit wollte ich der Folgen halben recht gründlich zu Leibe gehen und veranlaßte deshalben die oberste Polizeibehörde, welche für die öffentliche Sicherheit in allen Stücken wachen muß, anzeigend aufzutreten. Da ich die Sache bis zu Voigts Rückkunft liegen lasse, so benutze ich die Zeit, um dich zu bitten, mir dein Urteil über die Ansichten der obern Polizeibehörden zu überschreiben.“ In den ihm gesandten Akten hatte der Polizeipräsident den bisher in der „Isis“ vollführten Unfug ausführlich dargestellt, darauf drei Mitglieder ihre verschiedenen Ansichten über die dagegen zu ergreifenden Mittel ausgesprochen. Goethes mit großer Feinheit und Klarheit ausgeführte Entwicklung vom 5. Oktober kam zu dem Ergebnisse, man solle dem Buchdrucker bei persönlicher Selbstgeltung den Druck des Blattes verbieten. Voigt wird nach seiner ein paar Wochen später erfolgten Rückkunft wesentlich Goethe beigestimmt haben, aber der Herzog blieb dabei, nicht einzugreifen [er soll gleich anfangs geäußert haben, er als Souverän thue nichts, man müsse sich vor Gewaltstreichen hüten]; den Beleidigten möchten die Gerichte Genugthuung verschaffen: die freien Äußerungen über die von ihm gegebene Verfassung konnten ihn nicht kränken. Eine sehr wichtige Angelegenheit war für Goethe die auf die Jubelfeier Voigts, des vielverdienten Staatsmannes, der selbst ein bedeutender Münzkenner war, zu prägende Medaille, über die er mit Eichstädt und Voigt selbst sich beriet.

Der Herzog hatte die Gründung einer Tierarzneischule auf seine Kosten beschlossen, die gleichfalls der Oberaufsicht unterstellt sein sollte, wie er den 21. Oktober an Goethe schrieb; er hatte als Professor den in Russischen Diensten gestandenen Bremer Renner berufen. Zunächst mußte für die neue Anstalt ein Lokal ausfindig gemacht werden. Mit Döbereiner stand der Herzog in fortdauernder Verbindung. Am 10. hatte er von Jena eine galvanische Batterie mitgebracht, und gleich mit Salzwasser geladen, um zu versuchen, wie lange sie ihre Wirkung behalte. Den 20. wünschte er, Döbereiner möge am Morgen des 22. herüberkommen und ihm einige Sachen zum Experimentieren mitbringen, wie den Apparat zur Wasserzersetzung. Da vermutlich auch Geh. Hofrat Starck zu gleicher Zeit komme, so könne er wohl mit diesem fahren, sonst möge er sich ein eigenes Fuhrwerk nehmen. Unter den manchen Dingen, womit der Herzog Goethe beauftragte, war auch eine Sammlung der sämtlichen Schriften über Bibelgesellschaften und deren Ausgaben der Bibel, die sich neben der von ihm längst veranstalteten über die Französische Revolution seltsam ausnehmen werde. Aber auch, könnte man hinzufügen, neben der vor dem Ärgsten nicht zurückschreckenden erotischen Sammlung.

In Frankfurt trat am 5. November der Bundestag zusammen, bei welchem freilich die Stimmen der einzelnen kleinen Staaten weniger sagen wollten; um so mehr war das Zusammengehen der beiden größern Staaten oder das Übergewicht des unter Metternich stehenden Österreich zu fürchten. Unter dem Bundestage stand es nicht besser als im aufgelösten deutschen Reiche, dessen Grundschäden Karl August vor einem Menschenalter mit solchem Kraftaufwande hatte abhelfen wollen. Ja damals war man wenigstens nicht im Rückschritte. Karl August sah deutlicher als die freisinnigen Schreier und Polterer, was zu befürchten stehe, und er that nur, was in seinen Kräften stand, wodurch er den Haß der Hardenberge und der Metterniche auf sich zog. Die ersten Wintermonate setzten Goethe stark zu. „Mancherlei Gebrechen" ließen ihn nicht nach Jena kommen; aber um so mächtiger trieb es ihn als Schriftsteller aufzutreten, da seine Werke, wie eben der erste Teil der „Italienischen Reise", günstig aufgenommen wurden. Bedeutende Wirkung versprach er sich von dem in der Fortsetzung seiner Hefte „über Kunst und Altertum" erscheinenden, unter seiner Leitung ausgeführten Aufsatze Meyers „Neudeutsche religios-patriotische Kunst", der entschieden der Nazarenischen Kunst entgegentrat. Vom Theater schrieb er an Zelter, es habe nun seine Systole und er behandle es bloß als Geschäft; glücke es aber, so wollten sie im nächsten Winter sich wieder diastolisierend erweisen; dann würde man sagen, das sei eben recht und natürlich, während man jetzt verzweifele. Fünf Tage später war die Trauerloge für die Prinzessin Karoline, welcher auch die im September zurückgekehrte Großfürstin beiwohnte. Goethe hatte dazu ein ergreifendes Lied gedichtet. Am 15. dankte der Großherzog ihm für dessen Mitteilung, fügte aber den Auftrag hinzu: „Wenn man nur den Codex der heiligen Hildegard geliehen bekommen könnte, um ihn selbst zu bearbeiten. Über die Jagd nach den ‚Nibelungen' hat man die Hildegard vergessen. Es existiert der Originalcodex und eine Kopie desselben in Wiesbaden. Schreibe doch an Minister Marschall, er möchte uns die Kopie leihen; er hatte mir dies schon den vorigen Herbst versprochen." Goethe kannte den Bibliothekar Hundeshagen in Wiesbaden, war aber nicht geneigt, mit diesem die briefliche Verbindung fortzusetzen; auch an Marschall scheint er nicht geschrieben zu haben. Die Sache zog ihn weniger als den Herzog an, dem er wohl seine Meinung darüber mitteilte. Von Jena aus klagte um diese Zeit Eichstädt: „Aber was wird nun aus unserer ‚Allgemeinen Literaturzeitung' werden, da Herr Bertuch und Froriep, wahrscheinlich in Verbindung hiesiger Gelehrten, eine privilegierte Oppositionszeitung herausgeben wollen [das „Oppositionsblatt" erschien wirklich seit 1817] und Herrn Oken wahrscheinlich zu würdiger Einleitung dieser Opposition den armen Redakteur

der seitherigen ‚Allgemeinen Literaturzeitung‘ öffentlich und namentlich zu lästern gestattet wird?“ Schon in den ersten Nummern waren von Oken die privilegierten Zeitungen als ein der Preßfreiheit widersprechender Mißbrauch gerügt worden. Goethe hatte bereits in seinem Gutachten an den Herzog hervorgehoben, man müsse fürchten, Oken werde „zu einer Zeit, da man Eichstädten verboten, die Werke Jenaischer Professoren zu rezensieren, wahrlich nicht unverwundbar“, angreifen. Freilich konnte man Eichstädt keine tröstliche Aussicht geben, er mußte sich für seinen Leib männlich wehren, und leider gehörte er am wenigsten zu den „unverwundbaren“.

Ein schwerer Katarrh, der anfangs Dezember Goethe befiel, zwang ihn, einige Zeit das Bett zu hüten, und er hielt den ganzen Monat an. Als er am 5. dem Großherzog über einen von diesem ihm gegebenen Auftrag zu berichten hatte, äußerte er: „Dem Hyoskyamos und Konsorten hingegeben, der Bettwärme empfohlen, werden doch manche kleine Geschäfte abgethan.“ Zu diesen gehörte auch ein mit diesem Briefe sich kreuzender Auftrag an Döbereiner, von dem er ihm zwei gestern erhaltene Aufsätze mitteilte. „Erzeige mir den Gefallen, ihm bestens für mich dafür zu danken“, schrieb Karl August. „Auf die Heizung mit Dämpfen lege ich keinen Wert; denn wenn man auch eine momentane Wärme hervorbringen kann, so hört doch die Wärme auf, sowie die Verdampfungsoperation stille steht. Ich besitze auch schöne Zeichnungen von einer Dampfvorrichtung, die bei Berlin in einem Treibhause angelegt wurde. Aber was zu verfolgen der Mühe wert sein könnte, ist Döbereiners Vorschlag, Licht durch Verbindung der Kohle mit Wasser hervorzubringen. Über diesen Gegenstand laß dich in Korrespondenz mit ihm ein, um zu hören, wie viel er glaubt, daß auf diese Versuche müsse verwendet werden, um bedeutende Resultate hervorzubringen. Dazu wollte ich wohl etwas bewilligen.“ Goethe teilte dies sofort Döbereiner mit, und fügte hinzu: „Zugleich mache ich mir ein Vergnügen anzeigen zu können, daß Serenissimus Ew. Wohlgeboren die Summe von 100 Rthlr. jährlich zu Experimenten zugestanden, wovon Sie vielleicht schon unterrichtet sind. Weihnachten erhalten Sie den vierten Teil von dieser Summe zum erstenmal. Die gedrängte Darstellung Ihres Lehrbuchs hat meinen ganzen Beifall.“ Auch wegen der Entwürfe zu einem Preßgesetze wandte sich der Großherzog an Goethe, der sich darüber gegen Voigt äußerte. Als die größte Wohlthat, die man einer Nation, besonders der deutschen in ihrer jetzigen Lage, bieten könne, betrachtete er das Verbot der Anonymität in Druckschriften. Ein bedeutender Erfolg des Großherzogs war die trotz aller Schwierigkeiten dank dem Kanzler von Müller durchgesetzte Eröffnung des Oberappellationsgerichtes für die herzoglich Sächsischen und fürstlich Reußischen Staaten in Jena am 20.,

mit Aufhebung des bisherigen Hofgerichtes. Mit welcher freudigen Hoffnung Goethe der Entwicklung dieser für Weimar wichtigen Schöpfung entgegensah, zeigt die Antwort, die er am Ende des Monats seinem vielgeschäftigen Landsmann Gerning gab, der damals Mitglied der Frankfurter gesetzgebenden Versammlung war. Dieser hatte an ihn die Frage gestellt, ob nicht das Jenaische Oberappellationsgericht durch den Eintritt von Vertretern der freien Reichsstädte auch diesen zugänglich gemacht werden könne. „Die an mich gebrachte gütige Anfrage kann zwar von mir nicht direkt zur Sprache gebracht werden“, erwiderte er, „aber ihr Gegenstand ist für beide Teile wichtig und sehr bedeutend. Daß das auf den 7. Januar 1817 zu eröffnende Jenaische Oberappellationsgericht der Sächsisch-Ernestinischen und der Fürstlich Reußischen Häuser durch Erweiterung seines Sprengels und durch Anstellung noch eines oder mehrerer trefflicher Rechtsgelehrten an Ansehen und Zutrauen und selbst die Universität Jena an Celebrität und Zugang gewinnen wird, ist nicht zu bezweifeln. Es wird daher über die Aufnahme mehrerer deutscher Bundesstaaten in dieses Gericht vorzüglich bei dem Großherzoglich Weimarischen Hofe kein Bedenken vorwalten können. Von der andern Seite würde eine solche Kombination gewiß ein sehr weiser Entschluß sein. Die freien Städte Deutschlands haben immerfort bei den Jenaischen Dikasterien Rechtssprüche einholen lassen und dadurch ihr Zutrauen beurkundet. Dieses würde dadurch noch erhöht werden, wenn die freien Städte eigene Beisitzer zu diesem Gericht ansetzen dürften, ja nicht ohne Aussicht blieben, in der Folge vielleicht selbst die Präsidentenstelle zu besetzen. Vornehmlich würden die vaterländischen liberalen Gesinnungen des Großherzogs einem Gericht, was er hauptsächlich errichtet und beschützt, das verdienteste Zutrauen zuziehen können. Ja, es wird gleichsam ein Mittelpunkt für Recht und Gerechtigkeit dadurch in Deutschland entstehen und benutzt werden können.“ Aber dazu sollte es nicht kommen. Der Senat neigte zur Errichtung eines gemeinsamen obersten Reichsgerichtes der freien Reichsstädte, da nur von einem solchen eigenen freistädtischen Gerichte die erwünschte feste Rechtsprechung und die für eine Handelsstadt besonders wünschenswerte rasche Erledigung der Sachen zu erwarten sein dürfte. Und schon hatte Lübeck sich zur freien Hergabe der dazu erforderlichen Räumlichkeiten bereit erklärt. Freilich nahmen die Verhandlungen und Vorbereitungen fast vier volle Jahre in Anspruch, so daß jetzt noch manche Sachen anderswo ihre Entscheidung finden mußten, da mit dem Fürsten Primas das Obergericht in Aschaffenburg weggefallen war.

Persönlich erfreulich waren für Goethe in dem ihm sonst so trüben Dezember seines August Beförderung zum Gesellen in der Loge am 8., wozu er schon längst ein Gedicht zur Komposition an Zelter gegeben hatte,

und dessen sich endlich entscheidende Verlobung mit der ältern Tochter der Hofdame der Herzogin, der mit der Großfürstin vor zwölf Jahren aus Petersburg gekommenen Frau Major von Pogwisch, der Tochter der Oberhofmeisterin der Großfürstin, der Gräfin Henckel von Donnersmarck, einer ihres muntern und frisch entschiedenen, auch etwas derben Wesens wegen beim Großherzog sehr beliebten Dame. Ottilie von Pogwisch war Goethe durch sein Singkonzert näher getreten und dieser ihrem geistreichen Wesen gewogen geworden. Die Wahl einer Schwiegertochter war ihm so notwendig wie schwierig. Die Familie der Erwählten machte anfangs einige Schwierigkeiten wegen Goethes unebenbürtiger, erst später kirchlich eingesegneter Ehe, ließ sie aber bald fallen. Von einer eigentlichen Neigung konnte freilich keine Rede sein, beide erkannten die bürgerlichen Vorteile an, welche ihnen diese Verbindung brachte. Am Ende des Jahres klagte Goethe, sein Katarrh gestatte ihm nur eine fieberhafte Thätigkeit in den freien Augenblicken, die Witterung mit einer Menge Einzelheiten laste auf ihm und er sehe nicht wie er im nächsten Jahre, wäre dieses auch glücklicher als das jetzt zu Ende gehende, damit fertig werden könne. Sein „Rochusfest“ hatte er nun noch einmal durchgearbeitet, so daß es zu seiner Freude an Bestimmtheit und Glanz gewonnen, was ihm um so erwünschter, als er in demselben Hefte von „Kunst und Altertum“ mit dem jedenfalls großen Widerspruch und starken Lärm verursachenden Aufsatz über die Nazarenische Kunstrichtung erscheinen sollte, dessen Druck ihn eben beschäftigte. Die große Kantate für das Reformationsfest, zu welcher ihn Zelter gereizt hatte, mußte er nach genauerer Ausführung des Planes liegen lassen. Augusts Verlobung wurde am Silvesterabend in aller Stille gefeiert.

Am 1. Januar des schweren Notjahres 1817, das für Goethes Entlassung von der Theaterleitung so bedeutsam werden sollte, wurde die Verlobung seines Sohnes veröffentlicht, deren Betreibung freilich kein Geheimnis geblieben war. „Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet“, schrieb Goethe an Zelter. Dem Großherzog sandte er zum neuen Jahre seine eben vollendete Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen, aus deren Stoff er vor drei Jahren eine Oper hatte machen wollen. Dieser erwiderte darauf am Abend des 2.: „In der Hoffnung, dich gestern oder heute zu sehen, verschob ich meinen Dank für das schöne, liebe Geschenk. Alles Ersprießliche wünsche ich dir zum neuen Jahre. Da du nicht recht mobil zu sein scheinst und beikommende Kräuter darüber verblühen möchten, so lasse ich sie zu dir reisen.“ Es waren sechs Primelstauden, die er zum Versuche verwandt hatte, welchen Einfluß aufgesetzte bunte Glasglocken auf die Pflanzen übten. Nach sechstägiger Bedeckung von vier Stunden ergab sich, daß das Grüne der Vegetation am ersprieß-

lichsten sei, dann folgten das Rote und Blaue, wogegen das Schwarze sie unterdrückte. Am 6. wurde das Brautpaar bei Hofe vorgestellt. Den Kammerrat betraute der Großherzog mit der Aufsicht über das Bauwesen neben der Assistenz bei der Oberaufsicht. Bei der Eröffnung des Oberappellationsrates durch den Kanzler am 7. wurde dieser, der sich besonders um dasselbe verdient gemacht, durch das Komthurkreuz des Falkenordens ausgezeichnet. Von übler Vorbedeutung war die sich verbreitende Kunde, daß der feindselige Kotzebue, jetzt Russischer Staatsrat im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, der seit dem vorigen Jahre in seinem „Literarischen Wochenblatt“ wieder sein altes trauriges Handwerk trieb, das Edle herabzusetzen, alles geistig Hohe und Schöne zu verfolgen, nach Weimar kommen werde, um sein gemeines Verdächtigungsspiel des deutschen Geistes inmitten des freisinnigsten deutschen Staates fortzusetzen, den er einst als Student wegen einer schweren Beleidigung, deren man sich noch gut erinnerte, hatte verlassen müssen. Der Großherzog war ihm noch immer nichts weniger als günstig gesinnt, doch, fand Kotzebue auch die Herzogin-Mutter, die ihm gewogen gewesen war, nicht mehr in Weimar, der Russische Staatsrat war am erbprinzlichen Hofe gut empfohlen. Wider Goethes Willen wurde es damals durchgesetzt, daß dessen „dramatische Legende, der Schutzgeist“ zur Feier des Geburtstages der Großherzogin gewählt wurde. Wir wissen nicht, wer dies verschuldete, ob Edling, der Mitglied der Theaterkommission war, oder der Kotzebue günstige Erbgroßherzog oder die Jagemann, genug Goethe kümmerte sich nicht um die Vorstellung, da er mit seinem Widerspruche gegen die übergroße Länge und das Ungehörige mancher Stellen nicht durchgedrungen war. Er zog sich auf seine Arbeiten und Geschäfte zurück, erwartend, welchen Ausgang die Sache nehmen werde. Die am Vorabende des Geburtstages erfolgende Vorstellung dauerte bis halb 11; sie hatte Hof und Stadt mit solcher Langeweile und Widerwillen erfüllt, daß an eine Wiederholung nicht zu denken war. Böse Reden ergingen über die Theaterintendanz, die so etwas nicht verhütet habe. Goethe war am Geburtstag nach der feierlichen Belehnung des Abgeordneten des Fürsten Thurn und Taxis mit dem Postregal, bei welcher er und Voigt wieder am Throne standen, an der Hoftafel gewesen. Den Ausbruch des Unwillens über das Feststück benutzte er, um die Entbindung von der Theaterleitung zu beantragen, aber Karl August nahm sie nicht an. Zum Geburtstage des Erbgroßherzogs (am 2. Februar) hatte Meyer lebende Bilder zu stellen unternommen; als er am 31. Goethe zu einem begleitenden Text aufforderte, entschuldigte sich dieser. „Die Unruhe, äußerlich und innerlich, ist zu groß, als daß an Fassung und Produktion zu denken wäre.“ Der erste Landtag war damals im Palais zusammengetreten und eifrig thätig. Für

die Festtafel muß wohl sein Trinkspruch auf den Landtag bestimmt gewesen sein, der unter die Gedichte aufgenommen wurde. Karl August wußte Goethe bald zu bestimmen, die Leitung des Theaters fortzuführen, unter der Bedingung, daß er sich rein auf das Kunstfach beschränke; auch wurde ihm sein Sohn zu diesem Geschäfte beigegeben. Da gelang es ihm denn auch noch, eine Stanze zu den Bilderszenen des 2. Februar zu liefern. Jetzt nahm ihn die Herstellung des Theaters in seinem Sinne auf das lebhafteste in Anspruch; vor allem galt es ihm, das corpus delicti, den „Schutzgeist“, so zu bearbeiten, daß er gefiel. Am 7. Februar bat Goethe Voigt, bei den wichtigen landständischen Geschäften auch seiner zu gedenken (ihn zu vertreten), da ihm „der bretterne Land- und Stadtspiegel diesmal viel zu schaffen mache“. Er sandte ihm zugleich den Bericht über einen Vorschlag Münchows, zu dem er, da er eine bedeutende Geldausgabe fordere, ihm aber eine tiefere Einsicht in die Sache abgehe, nicht raten könne. Zuerst nahm er seine Übersetzung des vom Großherzog verehrten „Mahomet“ wieder vor, damit die Schauspieler die tragische Sprache und Darstellung sich von neuem aneigneten. Eine geistlose Behandlung, die man sich erlaubt, äußerte er gegen Zelter, habe allgemeinen Unwillen erregt, dessen Ausbruch er erwartet, um aus der Sache zu scheiden, aber, da der Großherzog ihm entgegengekommen, habe er sich verpflichtet gefühlt, zur Erhaltung des morschen Gebäudes beizutragen. Noch während der Proben des „Mahomet“ gab er sich an die Redaktion des „Schutzgeistes“, dessen zusammengestoppelte Motive doch manches Interessante böten, gerade wie es die Leute wünschten; sie beschäftigte ihn Tag und Nacht länger als vierzehn Tage. Wahrscheinlich war er auch bei den galvanisch-elektrischen Versuchen zugegen, die Döbereiner am Morgen des 17. auf des Herzogs Einladung „in Beisein des Adjutanten von Lindenau“, des Direktors der Sternwarte, den Goethe so ungemein hochschätzte, machen sollte. Am 19. kam „Mahomet“ auf die Bühne und übte die gewünschte Wirkung. Schon kurz nach der Wiederaufnahme der Bühne hatte der Großherzog den Wunsch geäußert, Goethe möge die Stelle eines Kurators der Universität übernehmen; die erbetene Bedenkzeit war ihm bewilligt worden. Am 18. erklärte er brieflich, nach reiflicher Erwägung seiner Kräfte finde er sich außer Stand, diesen Posten zu bekleiden. „Die bisherige Oberaufsicht werde mit Vergnügen pflichtmäßig fortsetzen“, fügte er hinzu; „in ein näheres Verhältnis zur Akademie darf ich mich nicht wagen, und bin Euer Königlichen Hoheit meine mit vielen Gründen zu unterstützende Bedenklichkeit aufs baldigste vorzulegen schuldig, um fernern Entschluß nicht aufzuhalten. Meine Dankbarkeit für ein so ehrenvolles Vertrauen wünsche in dem bisher mir eröffneten Felde beweisen zu können.“ Fraglich bleibt es, ob er so entschieden abgelehnt hätte,

wenn er nicht das Theater wieder auf seine Schultern genommen hätte. Die Stelle erhielt darauf der junge von Ziegesar. Voll kecken Selbstbewußtseins schreibt Goethe den 23. an Zelter: fahre er die vier nächsten Monate fort für das Theater zu handeln, wie er diese drei Wochen gethan, so könne er ruhig in die weite Welt gehen und es sollte dieser Anstalt besser geholfen sein als den Atheniensern durch Solons Gesetze und Weggang. Am 8. März kam seine Bearbeitung des „Schutzgeistes“ zur Aufführung und erhielt großen Beifall, da das Stück „nach alter Weimarischer Weise und Präzision sowohl des Auftretens, Gehens, Bewegens, Gruppierens, nicht weniger der Rezitation und Deklamation“ gegeben wurde. Gegen Knebel äußerte er, daß er es mit mehrern Kotzebueschen Stücken so zu machen gedenke, damit ihr Repertorium wieder vollständig, ja rein werde, wo dann sein Geschäft beim Theater ihm wenig mehr zu schaffen machen werde. Seine behagliche Freude über diesen Erfolg sprechen die unmittelbar sich anschließenden Worte aus: „Indem ich nun diese Exerzitien eines vorzüglichen, aber schluderhaften Talents korrigiere, lern' ichs immer mehr kennen und will einmal zu heiterer Stunde, zu eigener und der Freunde Satisfaktion, meine Gedanken ordnen und schriftlich aufsetzen.' Es ist wohl der Mühe wert, den Widerstreit, in welchem er mit sich selbst, mit der Kunst und dem Publikum sein Leben zubringt, klar auszusprechen, und ihm selbst, so wie denen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor.“ Aber zunächst machte er einen Verfassungsentwurf für das Theater, wie der Großherzog ihn schon im Jahre 1808 verlangt hatte; er sollte die beabsichtigte Veränderung der Regie (Genast ging ab) nützlich und fruchtbar machen. Der Großherzog und die Theaterkommission nahmen ihn beifällig auf, doch muß schon damals ein Widerspruch dagegen sich erhoben haben, da er in großer Aufregung und so rasch den 21. nach Jena eilte, daß selbst Frau von Stein darüber in Unruhe geriet und an neue Zerwürfnisse dachte. Er hatte sich aber die Jenaische Einsamkeit gewählt, um Verordnungen für die Regisseure, den Kapellmeister, den Re- und Korrepetitor zu machen, die er schon am 31. zu Stande brachte; andere für die übrigen Untergeordneten sollten folgen. Dann hoffte er, werde sich sein Verhältnis zu einer Anstalt leicht aussprechen lassen, der er seinen Anteil niemals entziehen könne und auf die er zur Zufriedenheit seiner höchsten Gönner mit Rat und That fernerhin zu wirken hoffe.

Selbstverständlich benutzte er diese Zeit auch zur Besichtigung der Anstalten, zu naturwissenschaftlichen Versuchen und sonstigen Arbeiten. So bat er schon am 22. Döbereiner, ihn morgen früh die Versuche des Stahlanlaufens sehen zu lassen. Den 23. finden wir ihn eifrig mit den Abbil-

bungen der kostbaren altgriechischen Marmorwerke des Brittischen Museums beschäftigt. Erst am 25. wendet er sich an Voigt mit der sonderbaren Wendung: „Ew. Exzellenz vergönnen, daß ich mir, wie schon seit vielen Jahren geschehen, in der Entfernung eine frohe Stunde mache und mich in Ihre Nähe versetze." Nachdem er dann seiner Frankfurter Nachrichten gedacht, u. a. daß seine Vaterstadt wegen des Beitritts zu ihrem Oberappellationsgericht sich an ihren Gesandten gewandt, kommt er auf die Jenaischen Anstalten, mit denen es ganz erfreulich stehe. „Einiges, was bei eintretendem Frühjahr eingeleitet und angeregt werden muß, läßt sich gar wohl thun. Lenz hat durch seine Thätigkeit wieder vieles hereingebracht . . . Von den übrigen ältern Anstalten gebe ich nach und nach Rechenschaft. Die neuangelegte Veterinärschule ist in einem alten, seltsamen, labyrinthähnlichen Gebäude gar zweckmäßig eingenistet und wird vom Lehrer, Amanuensen und Schülern gar schwunghaft betrieben. Ich werde alle Sorge tragen, daß es ihr an nichts ermangle, was gar wohl geschehen kann, weil die Teilnehmenden bei mäßigen Forderungen die Anstalt durch Thätigkeit befördern." Er empfiehlt dabei das Gesuch eines Schülers, außerhalb der Stadt zu wohnen, was ihm als akademischem Bürger versagt worden. Am vorhergehenden Tage war der Vorschlag geschrieben, das in der linken Ecke von Schillers ehemaligem Garten gebaute Häuschen (ein einziges Zimmer, zu welchem eine freistehende Treppe führte) von dem Verfalle zu retten und das Zimmer einfach mit Erinnerungen an den großen Dichter für Einheimische und Fremde auszustatten. Leider stieß dieser Vorschlag auf Schwierigkeiten. Wohl vor Ostern (6. April) kehrte er nach Weimar zurück. Dort waren seine Theaterbestimmungen übel aufgenommen worden; die Jagemann hatte den Großherzog gegen ihn eingenommen, ja sie setzte es bei diesem durch, daß er das von Goethe als Vorsteher des Kunstfaches mit Recht verweigerte Auftreten eines dressierten Pudels als Hauptspieler befahl. Vergebens widersetzte sich Goethe einer solchen Vergewaltigung, wobei es zu scharfen Worten gekommen sein wird. Am Tage, der seine und Schillers Bühne auf Befehl des Fürsten durch einen Kunstpudel schändete, Sonnabend den 12. April nach der Probe, fuhr Goethe nach Jena. Vielleicht erteilte ihm der Großherzog den zur Reise erbetenen Urlaub mit den erhaltenen Zeilen: „Zieh hin in Frieden, und wenn du wiederkommst, so besuche mich." Tags drauf schrieb er ihm: „Lieber Freund! Verschiedene Äußerungen deinerseits, welche mir zu Augen und Ohren gekommen sind, haben mich unterrichtet, daß du es gerne sehen würdest, von denen Verdrießlichkeiten der Theaterintendanz entbunden zu werden, daß du aber selbiger gerne mit Rat und That an die Hand gehen würdest, wenn, wie dieses wohl ofte der Fall sein wird, du von der Intendanz darum ersucht würdest. [Solche Äußerungen

kann er nur bei dem Entlassungsgesuch Ende Januar gethan, die Unerträglichkeit seiner Stellung auch beim letzten Vorfall beklagt haben.] Ich komme gern hierin deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden [durch die Beschränkung seiner Macht ihm zur Hölle gewordenen, neuerdings wieder mit warmem Eifer aufgenommenen] Geschäften geleistet hast, hoffend, daß der verminderte Verdruß [er machte ihm selbst eben den ärgerlichsten] deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll. Einen offiziellen Brief, diese Veränderung betreffend, lege ich bei und wünsche wohl zu leben." Goethe antwortete auf diesen nicht erbetenen Abschied vom 15., indem er sich ganz auf seine dienstliche Unterordnung zurückzog: „Ew. Königliche Hoheit kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. [Der Ausdruck ist hier bezeichnend.] Ich glaubte sie nun mehr hegen zu dürfen [er hatte aber an nichts weniger gedacht], da nach jenem von Höchstdenenselben mit Beifall angenommenen Entwurf die Instruktionen an die Untergeordneten abgegangen [diese besonders hatten böses Blut gemacht] und was daran zu modifizieren sein möchte, durch Erfahrung nach und nach sich ergeben wird. Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Teil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntnis und Übung zutrauen darf, sei mir gnädig vergönnt. Zugleich erlauben Höchstdieselben die unterthänigste Bitte, meinen Sohn ebenfalls von diesem Geschäfte zu entbinden, da eigentlich seine Wirksamkeit dabei nur insofern bedeutsam sein konnte, als er die täglich, ja stündlich zudringenden Einzelnheiten aufnehmen und mit vermitteln konnte, mein gegenwärtiges Verhältnis aber sich nur auf solche Fälle beziehen kann, in welchen Reife und ruhige Beratung gefordert wird. Die besondere Gnade, welche Höchstdieselben meinem Sohn abermals, mir zu größten Dankverpflichtung, erzeigt, dringt mir jenen Wunsch doppelt ab. Soll er sich während eines Jahres in den Baugeschäften dergestalt umsehen, daß er sich wert mache, den Auftrag künftig weiter zu führen, oder wenigstens einem Nachfolger gründlich vorzuarbeiten [vorarbeite], so ist vollkommenste Aufmerksamkeit auf dieses Geschäft zu richten und alle Zeit hierauf zu verwenden. — Von hiesigen Oberaufsichtsangelegenheiten, welche Ew. Königliche Hoheit [in dem offiziellen Schreiben] mir zur erneueten angenehmen Pflicht machen, kann ich nur das Erfreulichste melden. Nirgends finde ich Stockung oder Hindernis; einiges, was den Winter über geruht, setzt sich im Frühjahr von selbst in Bewegung. Ausführlicher Bericht und Etatsvorschläge sind in Arbeit. Daß meine Gegenwart der neuen Einrichtung Renners und Körners zu statten kommt, darf ich mir wohl schmeicheln und mir deshalb

verlängerten Urlaub erbitten. Möge diese bedeutende Stiftung [die Tierarzneischule] Ew. Königlichen Hoheit zu Freude wie zu Ruhm gereichen und mir dabei einiges Verdienst erworben sein. Mit wiederholten vielfältigen Danksagungen. — Versäumen darf ich nicht nachschriftlich die trefflichen Englischen Werke zu rühmen, die mir [vom Großherzog für die Bibliothek] zukamen. Mit gnädigster Erlaubnis sende noch einiges Wünschenswerte aufgezeichnet an Kanzleirat Vogel [zum Abschreiben]." Das war das Ende einer so langen rühmlichen Thätigkeit bei der Bühne, die ihn gar viele Kämpfe mit dem Eigenwillen der Schauspieler, der Herrschsucht der Geliebten Karl Augusts und den geringen Mitteln gekostet. Diese waren in jeder Weise zu beschränkt; denn die jährlichen Ausgaben überstiegen nie die Summe von 20000 Thaler.

Unter den Jenaischen Anstalten mußte er die Veterinärschule, die er besonders schätzte, zu der er auch seine eigenen zersägten und sonst zubereiteten Pferdeschädel gegeben, in Schutz nehmen, da ihre Angestellten, besonders der Prosektor, von Kindern und Weibern beschimpft wurden. Er veranlaßte die Polizeikommission eine von ihm selbst abgefaßte Bekanntmachung im Wochenblatt erscheinen zu lassen, wonach jede derartige Beleidigung, die auch den geringsten bei dieser Schule angestellten Personen widerfahre, untersucht und bestraft werden solle. Die von Voigt gemeldeten Begünstigungen, Gehaltszulagen und die vom Landtage bewilligten Zuschüsse freuten ihn. Münchow verdiene und brauche die bessere Stellung, aber auch Döbereiner und dem jüngern Voigt hätte er solche gegönnt, besonders da der Großherzog oft persönlich Aufträge an diese richte, die Geld- und Zeitaufwand kosteten. „200 Thaler zur Tierheilkunde sind mit Dank anzunehmen", schrieb er Voigt. „100 Thaler zu anatomischen Instrumenten (doch auch wohl zu Präparaten, durch diese Instrumente verfertigt) dankbar acceptiert. 324 Thaler für Preisaufgaben. Sollen die auch bei uns einfließen? Neuer Zuwachs von Ehre und Qual!" Der Großherzog war für die sämtlichen Sammlungen fortwährend außerordentlich thätig, vor allem für die seiner Lieblingsneigung, der Pflanzenkunde. Als sein Arzt Rehbein im März eine Geschäftsreise in die Schweiz machte, hatte er ihm aufgetragen, dort Verbindungen mit Botanikern für ihre Jenaischen Anstalten anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke hatte ihm Goethe einen Empfehlungsbrief an den berühmten Herausgeber von Jussieus Genera plantarum, Paul Usteri in Zürich, den er selbst persönlich noch nicht kannte, am 6. März mitgegeben, wobei er des Auftrages des Großherzogs gedachte.

Zur Untersuchung der Zustände der Universität waren Legationsrat Conta von Weimar und Geheimerat Hoff von Gotha nach Jena gesandt, die Goethe sehr bedächtig und sorgfältig zu verfahren schienen. „Ich habe ihnen meine

Überzeugungen gesagt", schrieb er an Voigt, „mit dem Ersuchen, mir gleichfalls zu vertrauen, wenn sie es anders finden. Werden die schädlichen Nekrosen diesem Knochensystem ausgemeißelt, so wird sich wohl Bein und Fleisch wieder herstellen." Vertraulich äußerte er: „Dem Gothaischen Hofe auf unsere oberaufsichtlichen Geschäfte Einfluß zu geben können wir nicht raten; da es aber gerade eine von Serenissimi neuern Lieblingsideen zu sein scheint, so hielt ich für meine Pflicht, darüber nachzudenken. Anfangs Mai will der Fürst mit Herrn von Lindenau hier zusammentreffen, und da möchte wohl die Sache zur Sprache kommen. Deswegen schicke nächstens meine Gedanken zu geneigter Prüfung, damit man nicht unvorbereitet sei." In seinen mancherlei Beschäftigungen wurde er durch eine gefährliche Krankheit Voigts sehr beunruhigt. Mit dem Großherzog (seine Gattin hatte ihn einmal besucht) stand er in keiner nähern Beziehung; bekannt sind nur dessen Zeilen an Goethe vom 19. Mai: „Beikommendes Kadaver ist heute bei der Reitbahn gefunden worden; es sieht aus wie eine Maulwurfsmaus. Die Gelehrten mögen darüber richten." Die Erbgroßherzogin kam am 16. zum Besuch, wo sie den Griesbachschen Garten für die Prinzessinnen mietete. Erst kurz vor dem Ende des Monats stellte sich Karl August selbst ein. Goethe war in die Gärtnerwohnung des botanischen Gartens gezogen. Hier zeigte sich bald am linken Fuße eine Geschwulst, von welcher die Ärzte sagten, er könne Gott danken, daß sie nicht am rechten sei. Er hatte diese sich, wie er sagt, durch „leichtsinniges Wandeln auf feuchtem Boden" zugezogen. Der Großherzog verordnete ihm dagegen das Tragen eines Schnürstrumpfes. Damals wird die Aussöhnung stattgefunden haben, bei welcher des Großherzogs versöhnende Gemütlichkeit sich gezeigt haben dürfte. Die Sage weiß von ihrem Versöhnungsmahle im Prinzessinnengarten (d. h. dem Griesbachischen, der erst im Sommer von den Prinzessinnen bezogen wurde), wobei man die Champagnergläser auf die alte Freundschaft geleert habe.

Erst nach dieser Aussöhnung wagte Goethe (am 29. Mai) sich auch wieder an Zelter zu wenden, gegen den er seit jener traurigen, durch Blätter des In- und Auslandes mit manchen Entstellungen zum Nachteile des Großherzogs verbreiteten Pudelgeschichte geschwiegen hatte. Ohne jede Erwähnung der so rasch vollzogenen Veränderung begann er: „Zehn Wochen konzentrierte ich mich auf die Vergangenheit, sie zu beleben beschäftigt. Vom dritten Rhein- und Main-Heft, Erinnerung der Folgetage des Rochusfestes, sind schon drei Bogen gedruckt. Die neue Belebung von Jena hat auch für mich im Natursache viel Anregendes gebracht, und ich stehe, wie Hesekiel, verwundert, daß das alte Knochenfeld auf einmal lebendig wird. Vor Johanni, denke ich, soll ein Heft von zwölf Bogen [„Zur Naturwissenschaft"] ausgehen, wo ich in

ke gegründeten katholischen Kapellchens am Jägerhause in Anspruch, das Karl August umbauen und vergrößern ließ; die dort gefundenen Gedächtnistafeln wollte das Konsistorium mit andern alten kirchlichen Bildern zusammenbringen, Goethe aber meinte, man müsse erst vor allem einen Platz dazu bestimmen. Die Vergrößerung des Kapellchens und die Ernennung eines katholischen Pfarrers hatte Karl August mit Rücksicht darauf beschlossen, daß durch den Anfall der neuen Landesteile die Zahl der Katholiken im Weimarischen gewachsen war. Seit Ende Juni bewohnten die beiden jungen Prinzessinnen den Griesbachischen Garten. Goethe besuchte sie häufig und sorgte für ihre Unterhaltung.

Mit freudiger Spannung erwartete er die Ankunft des auf Anfang August angemeldeten Staatsrates Schultz aus Berlin, eines Verehrers seiner Farbenlehre, der ihn schon durch ein paar scharfsinnige Aufsätze über diesen bedeutenden Teil der Naturkunde erfreut hatte. In Jena verlebte er mit ihm vom 2. bis zum 8., dann in Weimar bis zum 20. August sehr anregende Tage. Schultz, ein vielfach gebildeter, auch kunstsinniger Mann, war gleich Goethe kein Freund des überschäumenden Freiheitsgeistes, der ihm die Würde der Regierung zu schädigen schien, während Goethe in der immer entschiedenern Mitwirkung und Beaufsichtigung ein Hindernis jeder tüchtigen Verwaltung sah. Nach dessen Abreise gab er sich seinen ältern naturwissenschaftlichen Arbeiten zur neuen Bearbeitung für die folgenden Hefte so eifrig hin, daß er kaum sein Haus verließ.

Im September kehrte der Großherzog von seiner Reise zurück, auf welcher er überall wegen seiner Einsicht, Entschiedenheit und Leutseligkeit verehrt und gefeiert war, besonders in Mailand, wo ihn vor allem das im Verfalle begriffene Abendmahl Leonardo da Vincis und dessen mit Benutzung älterer Kopieen von Bossi versuchte Wiedergabe in einem Mosaik anzogen. Man nannte ihn dort Il Principe l'uomo. Besonders nahe trat er dem Direktor des Münzkabinetts in der Brera Gaetano Cattaneo, aber auch mit allen andern Kunstkennern war er mehr oder weniger vertraut geworden. Von Goethes Landsmann, dem Bankier Mylius, dessen Frau eine Weimaranerin war, eine Tochter des Geheimerat Schnauß, waren ihm viele Gefälligkeiten erzeigt worden. Mit kundiger Auswahl hatte er hier, wie anderswo, für sich und seine Anstalten Merkwürdigkeiten der Natur, auch Kunstwerke und Bücher gekauft. Goethe freute sich der herzlichen Aufnahme, welche Karl August überall gefunden, da dessen persönliche Anziehungskraft mächtig wirkte, und im fremden Lande fielen auf ihn auch Strahlen des Glanzes des Dichters, dessen „Augustus und Mäcen" er war. Am 18. besuchte Goethe die Fürstinnen zu Dornburg, wo er mit ihnen speiste, während er in Weimar sich seit dem 30. Januar für immer

von der Hoftafel fern gehalten; die Nacht brachte er in Jena zu. Den 14. schrieb ihm Karl August: „Das Schiff aus Ophir [die Sendung aus Mailand] ist angelangt und diesen Vormittag habe ich angewendet, um die Mailändischen Acquisitionen auszupacken. Die Hauptsachen werden übermorgen, Sonntag, im Atelier von Jagemann ausgestellt erscheinen. Zu diesem Feste erwarte und einlade ich dich, mein lieber Freund! Um dir einigen Vorgeschmack der bereitstehenden Genüsse zu geben, schicke ich dir die Beilagen." Unter seinen Erwerbungen waren neben Bossis bedeutendem Werke über das Abendmahl die Durchzeichnungen (lucidi) der Kopieen des Freskogemäldes, welche Goethe zu dem gehaltreichen Aufsatze über Bossis Wiederherstellung veranlaßten. Am 23. teilte Goethe dem Großherzog das Verzeichnis der von ihm mitgebrachten Sachen und einiges andere mit; er habe manches geordnet und vorbereitet, worüber er mündlich zu berichten wünsche. Dieser antwortete am Rande: „Beilagen danknehmigst remittierend, wünsche ich den Sonntag [den 25.] Vormittag ambulando Ew. Liebden zu sehen." In gleicher Weise erwiderte er zwei Tage später auf einen Bericht, fügte aber auf einem besondern Blatte hinzu: „Sehr freue ich mich auf die Geburt des Kindes, welches in Vaters Leibe sich regt [der Aufsatz über Leonardos Abendmahl ist gemeint]. Monsieur Okens neueste Niederkunft gibt eine herrliche Gelegenheit, den Vater und das Kind ordentlich zu taufen, welches auch nicht unterlassen werden soll." Aber dennoch konnte sich sein hochherziger Geist zu keinem Schritte gegen die „Isis" entschließen. In Österreich war diese schon seit Ende des vorigen Jahres verboten, ohne daß der Vertrieb dorthin dadurch gelitten hätte. Den 29. sandte Goethe an Voigt mehrere auf die Jenaischen Anstalten bezügliche Aufsätze als Ergebnis seines diesmaligen Sommeraufenthalts, während dessen er das Geschäft möglichst genau beobachtet habe; die Übersicht des Ganzen werde er nachbringen, sobald der Auszug des Rentamtmanns über das eben zu Ende gehende Vierteljahr in seinen Händen sei; auch denke er am Schlusse ein Wort von der Benutzungsart und dem Verhältnis dieser Anstalten zur Akademie zu sagen, wozu ihm Voigt mitteilen möge, was unterdessen die Kommissarien Conta und von Hoff berichtet hätten. „Zunächst gedenk' ich sodann", heißt es weiter, „unsere hiesigen beiden Anstalten [Bibliothek und Zeichenschule] unter Ew. Exzellenz geneigter Teilnahme zu bearbeiten, wo uns die Dis- und Translokationen auch große Unruhen, Schwierigkeiten und Kosten verursacht haben. Doch hoffe ich, daß zu Ostern alles im regelmäßigen Gange sein soll, wenn nicht nova emergentia [neue Bestimmungen des Großherzogs] neue Überlegung und Thätigkeit fordern." Am 5. Oktober hoffte er in acht Tagen mit dem Aufsatz fertig zu sein und dann an die Bibliotheksgeschäfte zu gehen. „Hier folgen abermals die Vo-

lumina, deren Gutartiges zu begünstigen, das Unartige aber zu beseitigen sein wird", fügt er hinzu. „Wie dieses ohne Härte und auffallende Schritte geschehen kann, werde Ew. Exzellenz nächstens schuldigen Vortrag thun." Sind hier die Tagebücher der Beamten gemeint, auf die Goethe so viel hielt? Schon seit längerer Zeit ging er abends nicht mehr aus, wie er sich auch von der Hoftafel zurückhielt. Gleich darauf schickte er dem Großherzog seinen Bericht zu: „Museen zu Jena. Übersicht des Bisherigen und Gegenwärtigen. Michael 1817." Hier heißt es: „Diese flüchtige Darstellung [der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Anstalten] hat eigentlich den Zweck, anzudeuten, aus wie vielen und gewissermaßen disparaten Geschäften das Geschäft der Oberaufsicht bestehe und wie jedes einzelne, teils nach dem Gegenstande teils nach der Persönlichkeit des Vorgesetzten und gewissen Herkömmlichkeiten, verschieden zu behandeln sei. Zuvörderst geht denn auch aus dieser Darstellung hervor, daß das ganze Geschäft eine seiner ersten Gründung entgegengesetzte Gestalt angenommen; denn aus dem Zustande von Konservatorien sind durchaus Thätigkeiten hervorgegangen, freilich wünschenswert genug, aber man darf sich nicht verbergen, daß bei erweiterter Pflicht der Oberaufseher auch die erforderlichen Kosten um ein Beträchtliches vermehrt worden und von Jahr zu Jahr bedeutendere Ausgaben nötig sein werden. Blicken wir ungefähr zehn Jahre zurück, so war die erst bestimmte, nachher durch Überweisung von heimgefallenen Pensionen [wie von Büttner] ansehnlich erhöhte Summe zu den damaligen Ausgaben vollkommen hinreichend, weshalb ein namhafter Kassevorrat gesammelt werden konnte. Dieser vermehrte sich während der unseligen Kriegsjahre, indem alles Wissenschaftliche ins Stocken geriet und man in diesem Departement etwas zu thun weder Mut noch Gelegenheit hatte. Sobald jedoch die Friedensaussichten wieder erschienen, belebte sich das ganze Geschäft, indem durch den Vorrat sich manches bestreiten ließ, teils weil Serenissimus, sowie auch die Frau Erbgroßherzogin zu gewissen Anschaffungen und Einrichtungen besondere Summen verwilligten oder auch Gegenstände stifteten und schenkten. Es ist vorauszusehen, daß bei immer wachsenden Wissenschaften, Thätigkeiten, Konnexionen, Besitzungen ꝛc. auch neue Obliegenheiten hervortreten müssen, denen man sich nicht entziehen kann." Bald darauf erfreute ihn ein Besuch von Sartorius, der ihn manchen bedeutenden Blick in die Göttinger Universitätsverhältnisse thun ließ. In Jena war indessen der an Lorsbachs Stelle berufene junge Professor Kosegarten angekommen, auch Döbereiner, der mit einem Vorschusse von 400 Thaler eine Reise nach Frankreich und England begonnen hatte, unverrichteter Sache und unwohl von Straßburg zurückgekehrt. In Weimar selbst brachten neues Kunstleben die Ankunft des Hofbildhauers Kaufmann und die Anstellung des Oberbaudirek-

tors Coudray, bisherigen Hofarchitekten in Fulda, eines Schülers von Durand, der aber in Italien seine höhere Ausbildung erlangt hatte. Ja endlich war auch geschehen, was Herder längst als eine Pflicht des Staates entschieden gefordert und dessen durch die beschränkten Verhältnisse der Theaterkasse Goethe aufgezwungene Ablehnung diesen selbst gequält hatte, die Bildung eines eigenen Theaterchors eingeleitet. Subkonrektor Häser, früher Kantor und Mitdirektor, Bruder der berühmten Sängerin, war von Lemgo als Chordirektor berufen worden, um einen eigenen Theaterchor zu bilden, der Ostern 1818 zustande kam. Jedes Mitglied dieses freilich auch aus der Mitte des Gymnasiums hervorgegangenen Chores erhielt eine Besoldung von 150 Thaler. Alles schien jetzt einen ruhigen, geordneten Gang zu gewinnen, als das Wartburgfest dem auf Weimars freie Verfassung und Preßfreiheit erbitterten rückschrittlichen, kein Recht achtenden Bundestage die ersehnte Gelegenheit zum Einschreiten bot.

XII.

Vom Wartburgfeste bis zur Jubelfeier.

Ein für jedes edle Herz erhebendes Schauspiel war es, als die deutschen Studenten, von denen ein großer Teil sich persönlich am Befreiungskampfe beteiligt hatte, in ihren Bundesuniformen von allen Seiten des wiedergewonnenen Vaterlandes nach der Wartburg strömten, um hier am 18. Oktober den vor fünf Jahren erfochtenen Sieg zu feiern und zu Ehren desselben eine allgemeine Burschenschaft zu gründen, welche das bisherige wüste Treiben der Landsmannschaften beseitigen, Eintracht, Vaterlandsliebe und ernstes Streben zu Grundpfeilern der neuen Verbrüderung machen wollten. Goethe selbst erklärte im Frommannischen Hause, zu einer Zeit, wo sein Großherzog schon an den Folgen des Wartburgfestes litt, daß es nichts Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkomme, um sich für das Gute zu verbinden, mit dem Entschlusse, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte anzuwenden. Freilich hatte der Bundestag allgemeine Mißstimmung erregt, die in den frischen, feurigen, ihres guten Strebens bewußten Gemütern der Jugend sich lebhafter äußern mußte, die aber eben ihrer Berechtigung wegen denjenigen für ein Verbrechen galt, deren Selbstsucht Unterdrückung des Geistes für die erste Regentenpflicht erkannte. Der Großherzog begünstigte die Versammlung, während man sich Schlimmes von Preußen versah. Goethe schrieb den 9. Oktober an Knebel: „Hast du vielleicht gehört, daß auf den 18. dieses ein Preußisch Regiment in Eisenach angesagt ist? Diese Erscheinung möchte doch wohl dem Feste eine andere Gestalt geben.“ Später erzählte er Müller, er habe, da er das daraus entstehende Übel vorgeahnt, Voigt zum Verbot desselben bestimmen wollen, aber, um sich nicht bloßzustellen, seine böse Ahnung verschluckt. Gleich darauf wurde er selbst durch ein vom 7. datiertes Anschreiben des Großherzogs an die Oberaufsicht höchst unangenehm überrascht, das seinem Leben in den nächsten Jahren eine ungewünschte Richtung gab, die man bedauern muß, da sie dem alten Dichter statt des ihm entzogenen Theaters, das trotz allem doch seiner würdiger war, eine übermäßige mechanische Thätigkeit zumutete, welche dieser übernahm, weil sie zum Vorteil der Jenaischen Anstalten gereichte und er sie ihrer Wichtig-

keit wegen nicht gern unzuverlässigen Händen anvertraute. Daß der Großherzog die Sache mit seinem Vetter in Gotha, der mit der Oberaufsicht gar nichts zu thun hatte, vorher abgemacht, mußte Goethe verletzen, da er bei ihrer freundlichen Verbindung eine vorläufige Besprechung mit den Kommissarien und besonders mit ihm selbst, den die Hauptarbeit traf, erwarten durfte. Den Fernstehenden konnte gar der Verdacht kommen, man habe Goethe, dem man das Theater genommen, von Weimar entfernen wollen, und das zu einer Zeit, wo der freilich dem Großherzog widerwärtige, aber vom Erbgroßherzog trotz seiner nichtsnutzigen Verdächtigung des deutschen Geistes wertgeschätzte Kotzebue wieder in Weimar seinen Sitz genommen hatte. Die akademische Bibliothek, hieß es im Anschreiben des Großherzogs, könne nicht halb den Nutzen gewähren, den sie bei einer zweckmäßigern Aufstellung und wohlgeordneten vollständigen Katalogen hätte; überdies beabsichtige er die ihm zugehörige Büttnerische und die Dubletten der Weimarischen Büchersammlung nach und nach damit vereinigen zu lassen. „Da die zur Ordnung der Bibliothek erforderlichen Arbeiten zu weit umfassend sind, als daß sie durch die von Seiten der Akademie bei der Bibliothek angestellten Personen, welche die Bibliotheksfunktionen nur als ein Nebengeschäft betrachten, jemals sollten zu stande gebracht werden können: so haben Wir, im Einverständnis mit des Herzogs zu Sachsen-Gotha Durchlaucht, als Miterhalter der Akademie, die Entschließung gefaßt, die oberste Leitung dieser neuen Einrichtung euch zu übertragen. Wir begehren daher, zugleich auch im Namen Unseres Herrn Vetters, des Herzogs zu Gotha Durchlaucht, hiermit gnädigst, ihr wollet euch dieser Leitung und Oberaufsicht, nach eurer Einsicht und Kenntnis der Sache, mit gewohntem Eifer unterziehen und das erforderliche Personal anstellen, zuvörderst aber einen Plan, wie unsere Absicht am leichtesten und ehesten zu erreichen sei, entwerfen und baldmöglichst zu Unserer Genehmigung vorlegen.“ Den 17. berichtete Goethe an Voigt, was nach seiner Meinung zunächst zu thun sei, und er beantragte, eine kleine Summe von etwa 300 Thaler für die Kosten der Bearbeitung eines Vorplans zu erbitten. Die beiden folgenden Tage setzte das Wartburgfest Eisenach und Weimar in gespannte Erwartung. Manches freie Wort wurde, besonders auch von den Professoren Oken, Fries und Kieser, gesprochen, aber wer konnte den von warmer Jugend bewegten Herzen und den von ihrem Ideale eines großen, freien, nicht bloß zum Schlagen verpflichteten, sondern auch zum Mitraten und zur Abwehr einer Mißleitung verpflichteten Volkes erfüllten Denkern es als Verbrechen auslegen, wenn sie sagten, was tausend deutsche Jünglinge und Männer, und wahrlich nicht die schlechtesten, fühlten und dachten! Besonders griffen die böswilligen Laurer das Spiel auf, was einzelne bei einem

Siegesfeuer auf dem nahen Wartenberg ohne Wissen des Ausschusses trieben. Daß man über eine Reihe mißliebiger Schriften und Sachen, wie den Zopf, ein strenges Gericht übte, indem man erstere in beliebigen, sie vertretenden Papierbogen den Flammen opferte, war ein unschädlicher Racheakt, und manche Schmäher des deutschen Namens und Geistes hatten Schlimmeres als diesen Hohn verdient. Einstweilen verlief alles ruhig. Am Reformationsfeste beteiligte sich Goethe nicht persönlich, doch forderte er die Beamten der Bibliothek und der Zeichenschule zum Erscheinen im Zuge auf. Den 30. beantragte er die Anfertigung von Realkatalogen und daß die vom Großherzog für die Bibliothek bestimmten Erbschaftsgelder im Betrage von 1400 Thaler gleich der Oberaufsicht überwiesen würden. Zugleich gab er an, was den Winter über geschehen könne, damit das Frühjahr gleich mit den Tischlerarbeiten beginne. Bei Rücksendung der Akten bemerkte Voigt, der Großherzog habe wegen Auszahlung von 300 Thaler Befehl gegeben und die Voranstalten sehr gnädig aufgenommen. Darauf traf denn Goethe mehrere Vorkehrungen, die jedenfalls nützlich und fördernd seien; sie betrafen das Papier zu den Katalogen, die Ernennung der Schreiber und des Rechnungsführers, das vorläufige Verbot von Neuanschaffungen u. a. Am 6. November begab er sich selbst nach Jena, wo sich denn herausstellte, daß der bisher immer beklagten Feuchtigkeit des Bibliotheksaales durch das Abbrechen einer gegen die Sonnenseite gerichteten Mauer leicht abzuhelfen sei. Den 9. kam der Großherzog herüber, bei welchem Goethe mit dem Prorektor Starck mittags im Schlosse speiste. Nach Ansicht einer flüchtigen Zeichnung gab er die Erlaubnis zum Abbrechen der Mauer, dem auch der Bürgermeister zustimmte. Der Abbruch ging rasch vorwärts, aber die Abteilungen der neuen Kataloge machten Schwierigkeit, da die Einrichtung der Weimarischen sich sehr bald als veraltet ergab. Man griff zu den neuesten gedruckten Repertorien und zog die Universitätslehrer zu Rate, wobei Kosegarten große Kenntnis verriet. Manches andere wurde besprochen, eine lange doppelte Reihe von Kammern über der Bibliothek gleichsam entdeckt, da sie bis jetzt zum Aufbewahren von Malz gedient, mehrern Handwerkern besondere Arbeiten aufgetragen. Aus einem „Strudel von augenblicklichem Andrang“ antwortete Goethe Voigt am 12. Dieser hatte große Teilnahme an seinem „seltsamen“ Aufsatze über die Museen geäußert. „Serenissimus äußerten sich [am 9.] heiter und gnädig darüber“, erwiderte er. „In dem Bibliotheksgeschäft hoffe auch Gelegenheit zu finden, Serenissimo und seinem Staatsministerio ein Lächeln abzugewinnen. Die personae dramatis nehmen sich mitunter ganz lustig aus. Im ganzen ist die Sache so schwer, daß man sie nicht unternehmen sollte; da sie aber einmal angefangen ist, so will ich sorgen, daß kein falscher Schritt geschieht, auf jeden Fall etwas

Nützliches bewirkt wird, und die faux frais so gering als möglich seien. Alles kommt darauf an, daß man diese Sache stufenweis führe, so daß man sie auf jedem Niveau könnte stehen lassen, ohne daß Unheil daraus entstände; denn Unheil droht von allen Seiten. Wir wollen deshalb unter einem Jahr uns nicht glücklich preisen, und auch alsdann, wenn es gut geht, nur bescheiden fortwirken. Es bildet sich ein Stückchen Akten, im umgekehrten Sinne lustig wie jener Museumsbericht; bei diesem waren die Resultate vieler Jahre zu lesen, bei jenem aber werden die Irrungen und Schwankungen des Tags erscheinen. Und doch ist das der einzige Weg von dem seltsamen Unternehmen, ja Unterfangen andern einen Begriff zu geben und sich selbst den Begriff zu erhalten."

Am 15. wurde er nach Weimar berufen; schon am 20. war er wieder in Jena, wo er den zweiten Bibliothekar Güldenapfel und den Bibliothekdiener aufforderte, genau anzugeben, welche Zeit sie auf das Bibliothekgeschäft verwenden könnten, wo sich denn ergab, daß diese äußerst beschränkt sei. Am 24. klagt er Schultz: „Mein hiesiger Aufenthalt nötigt mich in die bibliothekarische Gelahrtheit. Das ist ein schrecklicher Zustand; ich muß aber doch sehen, wie ich mich darein finde . . . . Ich bin seit vier Wochen mit Universitätsgelehrten in Geschäftsverbindung, wofür ich mich, ob ich gleich über vierzig Jahr in Jena lebe, immer gehütet habe." Er schildert dann den sonderbaren Zustand derselben. Um diese Zeit begannen auf äußere Anregung die Untersuchungen gegen die Professoren wegen ihrer am Wartburgfest gehaltenen Reden, besonders aber gegen Oken, in dessen „Geschichte des Festes auf der Wartburg" in der „Isis" man verunglimpfende Ausfälle gegen die Regierungen fand. Am Abend des 27. trat ein Polizeirat aus Weimar mit dem Universitätsaktuar in Okens Zimmer, der ihm den Beschluß vorlas, das betreffende Blatt (Nro. 195) solle mit Beschlag belegt und der Druck der „Isis" vorläufig untersagt sein. Karl August hatte sich dazu entschließen müssen, um zu zeigen, daß seine Regierung keinen Unfug gestatte. Als Oken zwei Tage darauf nach Weimar ging, vernahm er, daß die Weimarische Regierung, von Österreich und Preußen bedrängt, etwas habe thun müssen, man wolle jetzt alle seine Aufsätze durchgehen und besonders die Kritik der Verfassung des Hochverrates beschuldigen, was Goethe bereits im vorigen Jahre mit Fug als albern verworfen hatte. Der Sächsische und der Österreichische Gesandte Bombelles und Zichy sollten in Weimar mit Hardenberg zusammentreffen und Kamptz, der Direktor des Berliner Polizeiministeriums, sei schon da. So tief war schon damals die Freiheit der deutschen Souveräne gesunken, daß man den bei weitem bedeutendsten Fürsten Deutschlands, der sich seit dreißig Jahren wirkliche Verdienste um das Reich erworben, elend zu quälen sich nicht

scheute. Die Untersuchung gegen Oken wurde am 2. Dezember durch eine eigene Kommission, und zwar auf seine Kosten, begonnen. Auf Voigts Mitteilung darüber erwiderte Goethe am 4.: „Die Französische [Französisch geschrieben] Note enthält in höchster Klarheit, was erwartet, ja gefordert wird. Leider befinden wir uns in einem Zustande, weder uns noch andern helfen zu können.“ Nach der Bemerkung: „Mein rückkehrender Brief betrübte mich. Was erleben wir nicht alles!“ deren Beziehung wir nicht erraten, schließt Goethe: „Daß wir in Ansicht des Unglücks übereinstimmen, ist nun unser ganzes Glück! — Liebe und Vertrauen!“ Zuweilen besuchte er am Abend die Familie Frommann; auch am Mittag des 7. war er dort, und zwar recht heiter. An demselben Tage dankte er Voigt für seine Depesche und äußerte den Wunsch, bestimmte Bücher, die schon gebunden seien und jetzt liniiert würden, mit Neujahr beginnen zu können. Diese Äußerung geht auf die vorgeschlagene Anstellung des Gothaers Weller, eines jungen Freundes von Knebel, der sich bei der Bibliothek nützlich zu machen wünschte, und den Goethe nicht allein wegen seiner schönen Schrift, sondern auch wegen seines Ordnungssinnes und seines Achtung einflößenden Wesens gern angestellt gesehen hätte. Der Erbgroßherzog schien geneigt, die dazu nötige kleine Summe zu gewähren, zog sich aber zurück, als es darauf ankam, sich sofort zu erklären, und so sah sich Goethe, bei aller unendlicher Mühe, die man ihm nicht hätte zumuten sollen, vorab zum Verzichte auf dessen Anstellung genötigt. An Voigt schrieb er, es sei vielleicht der Versuch zu machen, ob der Prinz nicht jährlich 150 Thaler opfern wollte, zu denen sie die 50 Thaler hinzulegen könnten, welche der neue akademische Etat für den Bibliothekschreiber aussetzte, damit sie Wellers ganze Zeit in Anspruch nehmen könnten. Jemand, der sich anhaltend auch nur des mechanischen Geschäfts annehme, sei unentbehrlich, besonders da Güldenapfel meist von der „Allgemeinen Literaturzeitung“ in Anspruch genommen sei; noch manches andere spreche für die Anstellung. In einem andern Briefe (vom 7. Dezember) heißt es, in jedem Sinne wäre es wünschenswert, daß die Sache jetzt ins Reine käme. „Ich habe die Umstände nach allen Seiten erforscht, und der Prinz ist, genau besehen, sehr kompromittiert; der junge Mann beträgt sich sehr gut [zeigt sich dadurch nicht verletzt], Knebel hingegen ist außer sich. Für mich ist es der Hauptpunkt, daß ich diesem Subjekt selbst vertraue und kein besseres wüßte dem jetzigen [unzuverlässigen] Bibliothekpersonal entgegenzusetzen. Als Adjutant wäre er in diesem Geschäfte, was Färber im andern (beim Museum). Persönlich alles auszurichten ist weder möglich noch schicklich. Haben Ew. Exzellenz die Gnade, die Sache nochmals durchzudenken. Graf Edling schien nicht abgeneigt mitzuwirken. Was halten Sie von meinem Modus? Da wir

auf die Büttnerische Bibliothek [diese herüber zu nehmen] losarbeiten, so hat unsere Oberaufsichtskasse gewiß auch Aufwand und darf sich eines solchen Zuschusses [50 Thaler für Weller] nicht schämen. Auch machte die Sache so das wenigste Aufsehen. Wäre es nicht zuwider, so sendete den jungen Mann. Sie werden sich nicht wundern, daß er dem Fürsten auffiel. (Es war eine außerordentlich kräftige, edel mannhafte Erscheinung.) Und seine schöne Hand wird unsern Registern und Katalogen zu gute kommen. So viel! Und viele Entschuldigung." Den Großherzog mochte Goethe nicht in einer Angelegenheit angehen, worin sein Sohn August, als Freund Wellers, verwickelt war, und so mußte er sich gefallen lassen, daß die Anstellung erst zu Ostern erfolgte.

Am 12. wandte Karl August sich Döbereiners wegen an Goethe. Diesem, der ihm zwei merkwürdige Briefe über das Badener Mineralwasser und das Kochberger Quellwasser gesandt und ihn dringend um Unterstützung gebeten hatte, wollte er die als Vorschuß gegebenen 400 Thaler schenken, da er einer Anerkennung wert sei; einstweilen möge Goethe ihm danken. Sobald er selbst den Fürsten Hardenberg los sein werde, den er mit dem Österreichischen Gesandten in Berlin morgen oder übermorgen zu bewirten die Hoffnung habe, wolle er Döbereiner kommen lassen, weil er in diesem gespannten Augenblicke Bedenken trage, selbst nach Jena zu reisen. In demselben Briefe heißt es: „Die nächsten Tage sind bestimmt, um den üblen Humor des Fürsten Metternich zu genießen, den Professor Friesens Absurditäten auf der Wartburg verursacht haben. Graf Zichy kommt morgen her, um dieses schriftlich von sich zu geben." Trotz seiner Verstimmung über diese dumme Lektion gedenkt er seiner mit Coudray und Kaufmann angestellten Untersuchung der Stellen am westlichen Fuße des Ettersberges, an denen Alabastergips sich zeige, und des bevorstehenden Aufblühens einer bei ihm stehenden Protée nova species. Goethe beginnt die Antwort: „Ew. Königliche Hoheit nehmen gewiß gnädig auf und glauben ohne Beteuerung, daß ich in diesen Zeiten viel für Sie und mit Ihnen gelitten. Die Zustände bewegen mich dergestalt, daß ich alle Gesellschaft meide, weil ich fürchten muß, irgend jemand [der auf die Politik zu sprechen kommt] gelegentlich eben so hart anzulassen als vormals Einsiedeln. Mein bester Trost jedoch, gnädigster Herr, nährt sich aus Ihro gutem Humor, der, auf Gleichmut und Charakterkraft gegründet, Sie mit einem heitern Element umgibt und in den schlimmsten Tagen sich am glorreichsten erweist. Daher sage ich mir auch manchmal, ob mit oder ohne Grund: Irgend eine Explosion war vorauszusehen; halten wir es für ein Glück, daß sie so schnell und ungeschickt hervorgebrochen!" Unter den Arbeiten, die er als Talisman gegen die bösen Dämonen ausgebildet habe und nächstens vorlegen werde, nennt er die „Instruktion für den

Meteorologen des Ettersberges (zu Schöndorf, wo Karl August vor kurzem auch eine Windfahne mit einem Elektrometer hatte aufrichten lassen] mit bildlicher Darstellung". Zum Aufsatz über Leonardos Abendmahl sei schon das meiste zu Papier gebracht; wenn der Herzog befehle, daß ihm die aus Mailand mitgebrachten Durchzeichnungen wohlverpackt gesendet würden, könnte vor Neujahr das Ganze beisammen sein, worin er sich der Italienischen Denk- und Redeweise zu nähern gesucht habe, in der Hoffnung, daß es bald in jene Sprache übersetzt werde. Er habe Cattaneo um einige Angaben gebeten und ihm schon seinen Aufsatz angekündigt. Zuletzt heißt es: „Von meinen Jenaischen Angelegenheiten kann ich immer nur Gutes sagen. Der beste Wille findet sich überall, weil das Interesse von niemandem verletzt, ja vielmehr einiger Vorteil befördert wird. Hier sei mir erlaubt zu schließen und meinen Wolkenboten [die Instruktion für den Meteorologen, mit Anspielung auf das gleichnamige Gedicht von Kalidâsa] nochmals auf Weihnachten anzukündigen." Am 15. hob das Polizeiministerium das Verbot der „Isis" wieder auf, gab aber das Blatt 195 nicht frei. Es hatte von Oken verlangt, daß er nur rein Wissenschaftliches, namentlich nichts über den noch schwebenden Prozeß Kotzebues gegen Luden, bringe: aber jene Beschränkung lehnte er entschieden ab und das Schweigen über den Kotzebueschen Prozeß wollte er nur für die Zeit seiner Dauer beobachten. Die persönliche Untersuchung gegen ihn dauerte fort. Gegen Zelter äußerte Goethe am 16., nachdem er seiner Freude an der Chemie gedacht, er lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den er kurz vorher, wie Knebel berichtete, gar nicht so übel, besonders Kotzebue gegenüber, empfunden hatte; er wäre bei ihnen schon verraucht, schlüge er nicht bei Nordostwind (von Berlin) wieder zurück und beize sie zum zweitenmale. Mit einiger Selbstgefälligkeit könne er sich sagen, daß er das alles, wo nicht vorausgesehen, doch vorausgefühlt, daß er in den Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerraten, sondern auch das geraten habe, was jetzt, wo die Sache schief gehe, alle gethan haben möchten. Eine Woche später, den 22., schrieb Karl August, über Metternichs und Hardenbergs einfältige Quälerei bitter verstimmt: „Die vergangene Woche hat sich eben mit anderm schon Erlebten am selben Faden hingesponnen und kein dauerndes, gründendes Resultat ist daraus hervorgegangen. Das Gefühl des Ekels über die Geschmacklosigkeiten, welche durch die häufigen Wiederholungen und durch das viele Hin- und Herverbauen endlich zu einem positiv schlechten Geschmacke reifen, ist dasjenige, was man sich eben nicht so geschwinde vertreiben kann. Deswegen hat auch gestern und heute mein sämtliches Staatsministerium zu brechen und purgieren eingenommen, exclusive Voigt, der morgen sein dreiundsiebzigstes Geburtsfest feiert und vieles von den Ungetümen nicht vernom-

men hat.“ Ein neues Ungetüm sei Schreibers' Anmutung. Fürst Metternich hätte sie nicht gröber beleidigen können, als wenn er ihnen 1300 Fl. Silber für getrocknete Pflanzen zu bezahlen auferlegt hätte. Goethe möge jenem schreiben, daß er den Preis wenigstens auf die Hälfte herabsetzen müsse. Das „Abendmahl“, bemerkt er weiter, werde in Goethes Hand sehr merkwürdig werden; hoffentlich könne Jagemann die Steindruckplatten dazu liefern. Zwei Tage später sprach er seinen Beifall über Goethes ihm mitgeteilte Erwiderung an Schreibers aus, die nicht leicht gewesen; er möge sie so abgehen lassen. Vielleicht könne der Zeichenlehrer Roux in Jena helfen, Bossis Durchzeichnungen zu lithographieren. Döbereiner möge ihm etwas Ausführliches über die Badenschen Heilquellen aufsetzen; seiner Absicht, selbst nach Jena zu kommen, träten immer Hindernisse entgegen. Erst am 30. sandte Goethe an Voigt seinen Vorschlag wegen Döbereiners. „Es ist sehr zu wünschen, daß die Zufriedenheit ihn festhalte“, schrieb er dabei; „unter den mobilen Chemikern möchte wohl keiner seine Stelle besetzen. Leider ist bei dem neuen Etat ihm nichts zugewendet worden. Solch ein Mann vergleicht denn doch zuletzt seine Thätigkeit und Aufwand mit dem Wirken anderer Begünstigten. Schwer ist es immer nachzuholen und nachzuhelfen. Unserer Kasse dürfen wir nichts mehr aufbürden. Dabei darf ich nicht erinnern, daß die 400 Thaler Vorschuß von der Kammer zu tragen seien; denn unser Etat verträgt kein Extraordinarium.“ In bezug auf die Bibliothek bemerkt er: „Der Rat Vulpius beträgt sich höchst lobenswürdig. Innerhalb acht Tagen hoffen wir einen Zustand herzustellen, in welchem das Nötige bis Ostern geleistet, und alsdann die Hauptarbeit angegriffen werden kann. Möge Serenissimi und Ew. Exzellenz Beifall unsere Mühe belohnen! Hier zu Lande [in Jena] haben wir eben so wenig Dank zu hoffen als Teilnahme zu finden. Daß aber auch keine Einmischung [von der Universität] gilt, ist die erste und einzige Bedingung der Möglichkeit des Unternehmens.“

So blieb er denn auch in der Wende des Jahres, die er sonst immer zu Weimar erlebte, in Jena zurück. Dem neuen Jahre sah man in Weimar mit großer Spannung entgegen; man hoffte auf die Geburt eines Erbprinzen, da der erste Sohn des Erbgroßherzogs so frühe verschieden war. Deshalb wurden diesmal die Geburtstage des erbgroßherzoglichen Paares durch glänzende, dichterisch gehobene Maskenzüge begangen, gleichsam zur Vorfeier des erwarteten Glückes. Man wagte nicht, Goethe dafür in Anspruch zu nehmen, und wahrscheinlich hatte der Wunsch, jeder Teilnahme daran auszuweichen, sein Verbleiben in Jena mitbestimmt. Am 9. Januar teilte er Voigt den Bericht über die Bibliotheksarbeiten mit. Da sich entschieden hatte, Weller könne des Geldes wegen erst Ostern angestellt werden, so wünschte er, daß

bis dahin von der ihm leidigen Sache gar nicht mehr gesprochen werde. Damals war eben die Schrift des ihm befreundeten Professors Kieser über das Wartburgfest, dessen Entstehung, Ausführung und Folgen, erschienen. „Ich greife dem Urteil nicht vor", bemerkte Goethe bei ihrer Übersendung. „Zu entbehren wäre sie gewesen, doch ist sie klug und absichtlich genug. Okens Rede [dessen darin gegebene „Anmahnung" an die Studenten bei jenem Feste] erinnert an die Perorationen der Feldherren im Livius; sie ist offenbar ein spätes Produkt." Die ganze Geschichte war ihm so verleidet, daß ihn sogar die gerechte Notwehr wider die Verleumdung und die Böswilligkeit der Gegner verstimmte. Am 15. bat er Voigt, dessen Beifall ihn sehr erfreute, ihm bald des Großherzogs Genehmigung seiner Verträge mit den Handwerkern zu verschaffen; denn ohne diese wollte er nichts unternehmen. „Von dem [Das], was nach diesen Vorbereitungen am eigentlichen Geschäft zu thun sei, wird sich noch vor Ostern ergeben. Dem Bibliothekar [Vulpius, der nach Weimar zurückkehrte] habe ich dringend angelegen, daß er auch in Weimar solche Protokolle [wie die von ihm vorgelegten Tagebücher] führe; es ist ja ehrenvoll für ihn, wenn seine Vorgesetzten wissen, was er thut. Die Museumsangelegenheiten bedürfen vor Ostern auch eine genaue Umsicht; es wird uns nicht schwer werden zu zeigen, daß wir den Zuschuß von 500 Thaler vierteljährlich gar sehr bedürfen." Von demselben Tage datiert der Bericht an die „höchsten Herren Erhalter der Bibliothek", die ihn mit dem Geschäfte beauftragt. Daß in wenigen Monaten „eine bedeutende und nachhaltige Einrichtung" geschehen, sei nur durch die Thätigkeit ihrer Vorgänger [der Universitätskommissarien von Weimar und Gotha, auch des Kanzlers von Ziegesar] möglich geworden; es habe am Tage gelegen, was recht, schicklich, notwendig, von allen gewünscht und doch überall gehindert gewesen. „Geehrt durch ein höchstes Vertrauen, griffen wir mutig zur Sache, jedoch mit gutem Bedacht. Kein Schritt sollte geschehen, der das Alte aufhöbe, ohne ein besonderes Neue an seine Stelle zu setzen. In diesem Sinne legen wir mehrere ineinander greifende, nur auf Lokalität sich beziehende Vorschläge dar, deren größter Teil mit gnädigster Genehmigung gar bald vollendet sein kann, wodurch der Zustand schon um ein großes verbessert, der Thätigkeit Raum gegeben, sowie ein weiteres Fortschreiten möglich gemacht wäre. Wie alles aus eigener Anschauung hervorgegangen, wie man gewisse Anordnungen beeilt, um die Wintermonate zu benutzen, damit auf höchste Genehmigung noch vor Ostern, sowohl außer- als innerhalb der Bibliothek, das alte stockende Lokal zu einem neuen, belebten mit wenigen Kosten umgeschaffen werden könne, möge beikommender Aufsatz umständlicher darlegen und eine gnädigst willfährige Entschließung uns nächstens zu Teil werden."

Seit einiger Zeit hatte man seinen Rat wegen des Unterrichtes der beiden Prinzessinnen, der Bezahlung ihrer Lehrer, Weickart, Müller und des Jenaischen Professors von Münchow, auch wegen der Miete des schon im vorigen Sommer von den Prinzessinnen bezogenen Gartens der Frau Konsistorialrat Griesbach zu Jena in Anspruch genommen. Schon am 2. schrieb er an die Oberhofmeisterin: „Herr von Münchow hat mir zugesagt, das Honorar Herrn Weickarts zu regulieren. Ist das geschehen, so bitte mir anzuzeigen, wie viel Stunden Müller aufwartet, so wird auch er befriedigt werden können. Mit Herrn von Münchows jedesmaliger Remuneration scheint es mir bedenklich. Ich würde immer raten, Ostern herankommen zu lassen, wo man ihm eine ausreichende Summe anbieten könnte.“ Er fürchte, die Griesbach wolle den Garten diesen Sommer nicht vermieten, da sie schon im vorigen über die Entbehrung einer Landwohnung geklagt habe. Auch sei diese viel zu klug und zu gewiß, daß die Großfürstin ihren Garten nicht entbehren könne, als daß sie mit sich handeln ließe. Von dem wirklich erfolgten Abschlusse der Miete spricht der Brief an dieselbe vom 20., der beginnt: „Ew. Gnaden machen mich sehr glücklich durch die Nachricht, daß Ihro Kaiserliche Hoheit die Verhandlung wegen des Gartens gnädigst billigen, und allzuwohl sehe ich ein, daß den lieben Kindern für dieses Jahr besonders [wegen der Niederkunft der Großfürstin] ein solcher Aufenthalt unentbehrlich sei. Möchte doch gelingen, diese beliebte und erfreuliche Wohnung der höchsten Familie [durch Ankauf] zu sichern!“ Wegen der Möbel, die man einstweilen von der Besitzerin mieten oder sonst beschaffen wolle, müsse man sich zeitig entscheiden. Das für Münchow ihm gesendete Geld habe er noch zurückbehalten, weil zu wünschen wäre, daß man zu Ostern eine namhafte Summe zahle, und sich dann über eine vierteljährliche Zahlung entscheide, indem man wenigstens auf ein Jahr mit diesem abschließe. Die Großfürstin selbst kam zu seiner angenehmen Überraschung nach Jena, wo er sich denn entschuldigte, daß er bei der Feier der Geburtstage des Erbgroßherzogs und der älteren Prinzessin, am 2. und 3. Februar, nicht habe erscheinen können. Auf einen Brief derselben, dem Riemers dramatische Charade zum 2. beilag, erwiderte er sofort am 27.: „Von der gnädigsten höchsterfreulichen Morgenerscheinung noch ganz geblendet, sage nur, um den rückeilenden Boten nicht aufzuhalten, was freilich Höchstdenenselben längst bekannt ist: daß es mich immer unglücklich macht, von Ew. Kaiserlichen Hoheit nur augenblicklich begnadigt zu sein, deren Erinnerung mich durch alle Folgezeit beglückt. Muß ich dieses unschätzbaren Gutes entbehren, so fühle ich nur zu schwer die Bande, die mich in ferner Nähe gefesselt halten, meinem Geist aber nicht wehren können, Höchstdieselben und alles, was Ihnen lieb und wert ist, Schritt für Schritt zu begleiten,

und also auch auf dem Gipfel des Festes zu stehen. Erlaubt sei mir des Gedichtes mich noch kurze Zeit zu erfreuen, und sodann wiederholend mich aber- und abermals zu bekennen Ew. K. Hoheit unterthänigster J. W. von Goethe."

Oken war unterdessen durch Erkenntnis der Landesregierung vom 24. Januar zu sechs Wochen Festungsarrest verurteilt und „vor der Wiederholung solcher Vergehungen bei ungleich härterer Strafe verwarnt", auch die Vernichtung von Nr. 195 ausgesprochen worden; er sollte sich gegen die höchste Regentenwürde des Landesfürsten, gegen die Amtswürde der obern Landesbehörden und den akademischen Senat vergangen, deutsche Regenten und Regierungen öffentlich verunglimpft, auswärtige Amtsbehörden beschimpft haben. Sofort legte er Berufung beim Oberappellationsgericht in Jena ein. Um diese Zeit schrieb Goethe in tiefer Verstimmung an Voigt: „Und was soll ich denn abermals Ew. Exzellenz auf alle die unerfreulichen Nachrichten erwidern? Für deren schnelle Mitteilung ich jedoch höchlich dankbar bin. Jederzeit weiß ich vierundzwanzig Stunden voraus, was für schlechtes Wetter von Osten in Westen anlangen wird, ohne auch nur im mindesten wehren oder helfen zu können, und so beunruhigt mich wieder die Wirkung dieser Meteore, die von dort herüberschallt und trifft. Durch dieses Unwesen ist auch hier die Gesellschaft in stumme Apprehension geraten, niemand traut dem andern, und wäre man nicht genötigt zu lehren und zu lernen, von Morgen bis in die Nacht würde durchgeklatscht, was mit wenig vernünftigen Worten abzuthun ist. ‚Wes Brod ich esse, des Lied ich singe.' Die Herrn essen das Brod der Preßfreiheit [doch vielmehr des Staates]; kein Wunder, daß sie ihr zu Ehren [doch vielmehr aus Überzeugung und aus Haß der Unterdrückung] die heftigsten Hymnen singen. Das Publikum verhält sich, wie Beilage sagt [daß in Holland schon 1615 pasquillische Bücher und Schmählkarten immer verboten wurden und immer wieder erschienen], doch ist ein merkwürdiges Phänomen, daß niemand mehr an die allgemeinen Angelegenheiten denkt, sondern ein grenzenloser Haß gegen Kotzebue [eben als elenden Schürer gegen deutschen Geist und deutsche Freiheit] sich hervorthut, der denn seinen Feinden [und den Freunden von Recht und Wahrheit] ein gut Spiel macht. Alles, was gegen ihn geschieht, wird gebilligt, jede Maßregel für ihn [vielmehr in seinem Geiste] getadelt. ‚Bahrdt mit der eisernen Stirn' [eine 1790 unter Knigges Namen von Kotzebue herausgegebene und eben so frech verleugnete Schmähschrift] wird ans Licht gezogen und als das willkommenste Dokument betrachtet; man droht mit neuem Abdruck desselben, und freilich würde dieser Skandal gutes Geld eintragen [und doch sollte er nur seine Niederträchtigkeit beweisen]. Bürger wie Studenten wüten öffentlich gegen den Erbfeind, wie sie ihn betrachten. [Goethe selbst hatte

vor kurzem von Kotzebue in einem geheim gehaltenen Spottgedichte gesagt, ein böser Geist habe ihm den heimischen Sinn verrückt, daß er sein eigenes Volk gescholten.] Alle frühern Geschichten, wie Kotzebue der Akademie und Stadt zu schaden gesucht, werden hervorgehoben, Historien denn, die nur allzu wahr sind und jener Zeit uns beiden nicht wenig zu schaffen machten. Es geschehen gewiß noch die unangenehmsten Folgen aus diesem seinem Aufenthalt in Weimar [wo er dem Erbgroßherzog trotz allem lieber wie Goethe war]. Daß es schlecht ablaufen würde, konnte jeder voraussagen; wie, ist leider schon offenbar." So hatte Goethes Unwille, daß der Großherzog von den sogenannten Mächten der heiligen Allianz übel bedrängt wurde, sich gegen diejenigen gewandt, die durch ihren Freiheitsdrang dieses Gewitter angezogen, nicht gegen die rückschreitenden treulosen Fürsten, welche das Volk empört hatten. Nach diesem Erguß seines bedrängten Herzens kommt er auf die ernsten Geschäfte. „Der Januar geht zu Ende; wie steht es mit dem Depositum, das der Bibliothekkasse zugute gehen sollte? Möchten Ew. Exzellenz mir deshalb nähere Nachricht geben. Ich wünschte, daß es uns förmlich zugesprochen und vergönnt würde, davon zu erheben. Jetzt bedürfen wirs nicht, vielleicht aber verwendete man einen Teil auf die Grunersche Auktion. [Geheimerat Gruner, Professor der Medizin, war vor zwei Jahren gestorben.] Ich lasse gleich die Aushängebogen des Katalogs durchgehen, damit man Zeit hat sie zu beachten. Von 425 [medizinischen Büchern], die man nachgesehen hat, sind nur 74 auf der akademischen Bibliothek. Einen solchen Fall müssen wir notwendig zur Sprache bringen." So sann er schon jetzt auf vorteilhafte Vermehrung. Als die Genehmigung der gemachten Vorschläge eingetroffen, schrieb er am 30. bei dankbarer Rücksendung des von Voigt Mitgeteilten: „Was will man zu allem diesem sagen, als daß es vorauszusehendes Unheil sei? Der Großherzog liegt mir am Herzen, und ich segne Ew. Exzellenz, daß Sie auch, wie immer, an der Stelle halten und das Beste thun." Dabei bittet er ihn, auf Eichstädt einzuwirken, daß er die schuldigen 297 Thaler bezahle, damit die Bibliotheksrechnung abgeschlossen werde.

Anfangs Februar bezog Goethe den Erker des Gasthofs zur Tanne, am rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, wo er die sonnigen Stunden des Tages zubrachte und einer der schönsten und freiesten Aussichten auf den Fluß sich erfreute. In Weimar hatte unterdessen die Reihe der Feste mit einem heiteren Balle zum Geburtstage der Großherzogin begonnen. Zum Geburtstag des Erbherzogs am 2. Februar hatte die Großfürstin die Aufführung der Charade „Stundenglas" befohlen, deren Ausführung Riemer und Coudray übernommen hatten. Sie selbst war bei den Proben und der Aufführung lebhaft beschäftigt, ja sie hatte sich fast alles ihres Schmuckes be-

raubt, damit die auftretenden Hofdamen recht glänzend erschienen. Es war ein äußerst prachtvoller Aufzug. Den 2. sprach Goethe der Großfürstin wiederum seinen Schmerz aus, den Festen fern bleiben zu müssen, indem er an deren frühere Sendung anknüpfte. „Ew. Kaiserlichen Hoheit gnädigste Sendung hat mich in die größte Unruhe versetzt, ja mich völlig mit mir selbst entzweit: denn schon hatte ich mich darein ergeben, die Reihe der schönen Feste, welche gegenwärtig Weimar verherrlichen, diesmal zu entbehren und meine frommen Wünsche aus stiller Einsamkeit den verehrtesten Personen zuzusenden. Nun aber teilen Höchstdieselben mir ein Gedicht mit, das, indem es aufs klarste vorführt, was Feierliches dort und Anmutiges erscheinen soll, mich unmittelbar an jene Zeit erinnert, wo es mir vergönnt war, durch Erfindung und Rat, Anregung und Leitung manches zum Vergnügen meiner höchsten Gebieter beizutragen. Nichts konnte mir das Wegschwinden von Tagen und Kräften mehr zu Gefühl bringen als diese Betrachtung, die, wenn uns gleich nicht fremd, doch unter Umständen uns immer wieder einmal empfindlich werden kann. Die vollkommenste Beruhigung jedoch, wie die glücklichste Erheiterung gab mir Ew. Kaiserlichen Hoheit gnädigstes Schreiben selbst und heilte mich so schnell, als es mich verwundet hatte; denn ich erkannte ja daraus Höchstihro wohlwollende Gesinnung, welche mir Augenblicke erwünschtester Gegenwart jederzeit, und um so mehr an den erfreulichsten Tagen, gönnen mag. Überzeugen Sich Ew. Kaiserliche Hoheit, daß ich nur in diesem Gefühl das Leben eigentlichst genieße, und in fortdauernder Überlegung bleibe, wie auch den teuern Prinzessinnen ein heiterer und nützlicher Sommer zu bereiten sei. Über Mittel, Art und Weise das Umständlichere zu verhandeln bleibt noch schöne Zeit, während welcher dieses mir so teure Anliegen aus dem Sinne nicht kommen soll. Mögen Ew. Kaiserliche Hoheit Wünsche und Hoffnungen, mit denen sich die unsern auf das treulichste vereinigen, im reichsten Maaße erfüllt, und so dieses Jahr zu den schönsten unseres Lebens gezählt werden. Wie ich denn wohl schließlich hoffen darf, am heutigen und morgenden Tagen denen beiden verehrten und geliebten Gefeierten durch Höchstdero gewichtige Worte für jetzt und immer empfohlen zu sein."

Am 6. schrieb Goethe zum erstenmal von der Zinne der Tanne an Voigt, dem er für den schönen gnädigst seine Bemühung um die Bibliothek belobenden Erlaß des Großherzogs dankt. „Ich denke täglich und stündlich über die Sache nach; demungeachtet bleibt die Art der Ausführung immer noch bedenklich. Was wir wollen, ist klar, das Wie aber muß uns noch offenbar werden." Er hatte von einer neuen Einwirkung gehört, welche der Preßfreiheiterei abermals eine andere, wie er hoffen möchte, günstige Wendung verliehen habe. Bei der Oberaufsicht gehe nichts zurück, weniges stehe still, das meiste

schreite fort. Renner sei fortwährend thätig, Lenz bringe durch seine kapuzinermäßige Unverschämtheit die kostbarsten Dinge zusammen. Und nun folgt wieder ein Stoßseufzer: „Überhaupt! wäre in dem Jena nicht der politische Narrenteufel los (wodurch denn doch, genau besehen, kein Hund aus dem Ofen gelockt, vielmehr die Großen durch solche liederliche Ereignisse immer apprehensiver werden müssen), so wäre eine Masse von Wissenschaft vorhanden, womit man manches andere größere literarische Institut beschämen könnte." Weiter klagt er, daß die Anstellung von Weller noch immer unbestimmt sei. „Die Reihe von Festen hat auch nicht wenig zerstreut und zum Ablehnen manches Guten geholfen. Das sind wir aber denn gewohnt und lenken wieder ein, wie Ew. Exzellenz im benannten Falle zu thun bitte." Dringend wünscht er seine Fortsetzung des ministeriellen Tagebuchs. In Jena mied er möglichst alle Gesellschaft, einige Zeit selbst Freund Knebel, der über die Maßregelung der Weimarischen Regierung vom rückschreitenden Bundestag äußerst empört war.

Schon zu Anfange des Monats hatte der Kanzler von Müller Goethe angezeigt, daß in einem am 18. stattfindenden Maskenzuge Gestalten aus seinen Stücken auftreten würden, und ihn dazu eingeladen, indem er zugleich das Verlangen nach einem passenden Texte dazu andeutete. Goethes Sohn, der wie auch Schillers Ernst und dessen Schwester, sich daran beteiligte, wünschte eine Woche später, der Vater möchte zu jedem der acht ausgewählten Stücke ihnen eine Stanze schicken. Goethe versuchte wirklich am Abend des 12. etwas zu diesem Maskenzuge zu liefern, erklärte aber am folgenden Tage, daß er damit nicht zu stande gekommen sei; sollte ihm noch etwas Passendes gelingen, so werde er es gedruckt noch zur Zeit schicken. Er hatte unterdessen nicht bloß den Aufsatz über Leonardo vollendet, sondern auch den ersten Bogen der Gedichte des „Divan" setzen lassen und ein neues Heft „Zur Morphologie" vorbereitet.

Am 16. wurde zu Weimar der Geburtstag der Großfürstin mit einer pantomimischen Aufführung gefeiert, in welcher Kinder, welche die Städte des Großherzogtums darstellten und durch deren Wappen und die Anfangsbuchstaben der Namen gekennzeichnet waren, der Gefeierten des Tages huldigten, welche im Laufe des Sommers das Land mit einem längst ersehnten Erbprinzen beglücken sollte. Der Gedanke war von Coudray ausgegangen, vom Hofmarschall und Riemer weiter ausgebildet. Der dabei angebrachte anagrammatische Scherz gefiel dem Großherzog so sehr, daß er sich eifrig um alle Einzelheiten bekümmerte und zuletzt noch für einen Quickmarsch sorgte, nach welchem die von Kindern, Knaben und Mädchen dargestellten Herolde ihre Bewegungen machten. Die Großfürstin war überrascht, erfreut und gerührt. Zwei Tage später gab die Gesellschaft Erholung auf dem Stadthaussaale zur

Nachfeier des Geburtstages einen großen Ball, der durch mehrere Maskenzüge sich auszeichnete. Der Maskeraden liebende Erbgroßherzog hatte einen eigenen glänzenden Zug gestellt, wozu Riemer die Huldigungsstanze lieferte. Darauf kam der Zug der Gestalten aus Goethes Stücken, wozu der Kanzler Müller ein großes erklärendes Gedicht mit vielem Geschick gemacht. Goethe hatte nur eine Stanze noch zur Zeit gesandt, welche seinen Anteil an der Festfeier rührend aussprach. Sie wurde am Schlusse vorgelesen und erregte allgemeine Teilnahme. Auch Kotzebue trat mit einem besondern Zuge auf, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellte; manche andere kleinere Maskendarstellungen schlossen sich an. Diese Nachfeier hatte der Großfürstin so große Freude bereitet, daß eine Wiederholung derselben zwei Tage später beschlossen wurde, wozu der Großherzog den neuerbauten Saal im untern Geschosse des Fürstenhauses hergab. Goethe wurde dazu eingeladen, und er entschloß sich, obgleich unwohl, dieser neuen Einladung zu folgen, und so die Großfürstin, wenn auch ein paar Tage später, persönlich zu ihrem Geburtstage zu beglückwünschen. Am 19. schrieb er an Knebel: „Schon seit einigen Tagen ist es nicht ganz gut mit mir, deswegen ich heute zu einiger Medizin greifen mußte, um nicht morgen von meiner Reise abgehalten zu werden." Mit unendlicher Freude wurde er am 20. auf der Redoute aufgenommen, wo auch zwei Stanzen der Erwiderung auf seinen Festgruß zum 18. verlesen wurden. Der Hof freute sich seiner Anwesenheit. Kotzebue spielte diesen Abend eine jämmerliche Figur; er flog immer an Goethe vorbei, ohne bemerkt zu werden. „Ich hoffe aber, er hat gesehen", schrieb Frau von Schiller, „wie man Goethe hier betrachtet und wie von allen Seiten man zuströmte, um sich seiner Gegenwart zu erfreuen. Alle Mütter, Tanten u. s. w. warteten auf seinen Beifall für die Ihrigen. Ich weiß wohl, daß das etwas Gleichgültiges für den Freund hat, aber bei solchen Scheinmenschen wie Kotzebue mag man auch gern den Schein selbst zur Wahrheit machen."

Aber Goethe fand sich darauf so unwohl, daß er vorab in Weimar bleiben mußte, wo er denn mancherlei besorgte. Am 4. März schrieb er an Voigt: „Darf ich Ew. Exzellenz um die Akten wegen Wellers bitten? Vor Ostern (den 22.) wünschte die Sache abgethan; da ich Gelegenheit habe, den Prinzen zu sprechen, übernehm' ich es gern. Vulpius zeigt sich, wie immer, völlig ohne Reflexion über sich selbst [thut willig seine Pflicht]. Was soll man zu Fries' Selbstverteidigung sagen?" Die „Rechtfertigung des Professor Fries gegen die Anklagen, welche wegen seiner Teilnahme am Wartburgsfest wider ihn erhoben worden sind. Aktenmäßig dargestellt von ihm selbst" war Goethe widerwärtig, weil die ganze Sache ihm verleidet worden, auch im Grunde die großherzogliche Regierung hier in dem traurigen Lichte

eines Gemaßregelten erschien; denn aus freien Stücken würde der Großherzog nie eine Bewegung, die im schlimmsten Falle nur als ein augenblicklicher Rausch der Begeisterung für eine gute und große Sache betrachtet werden konnte, zu einem Staatsverbrechen gemacht haben, wozu es die den Bundestag beherrschenden Regierungen gestempelt hatten, die selbst vor aller Welt „wie gemeine Menschen“ ihr Wort dem Volke gebrochen hatten. Von Fries forderte es seine persönliche Ehre, daß er die Thatsachen darstellte, auf welche hin man ihn zum Staatsverbrecher machte. Zu einer Erkältung, die sich Goethe in dem kühlen neugebauten Saale zugezogen, kam ein durch die Einladungen, denen er sich nicht entzogen, verdorbener Magen. Am 7. klagt er gegen Knebel: „Meine Zustände diese letzten Tage waren nicht die besten. Eine Parallelgeschichte zu deinem Thee hat mich eine Weile unbrauchbar gemacht. Ich würge mich indessen durch und bringe Tag vor Tag, ja Stunde vor Stunde nur das Notwendigste zur Seite. Man weiß gar nicht, wie viel man trägt und wie viel man sich noch dazu auflädt.“ Gegen Schultz äußert er am 11.: in Weimar, wo er sich nie schonen könne, liege er schnell darnieder, weil Erkältung und was dem anhänge, sein Übel entscheide; eben jetzt habe ihn das Wohlwollen seiner hohen Gönner auf acht Tage unbrauchbar gemacht. Doch war er die Zeit über nicht an der Hoftafel.

Erst am 14. begab er sich nach Jena zurück. Von dort schickte er zwei Tage drauf seinem Sohne die Schlußerklärung des Erbgroßherzogs, welcher die Gabe für Weller, die zu dessen Anstellung nötigen 150 Thaler, nur auf ein Jahr bewilligte; mehr sei durch Vorstellungen und Zögern nicht zu erlangen gewesen. Den 22. meldete er Döbereiner den Wunsch des Großherzogs, daß er in diesen Tagen nach Weimar komme; um nähere Auskunft zu geben, werde er morgen um 10 Uhr bei ihm anfahren und eine lang entbehrte Unterhaltung mit ihm genießen. An Voigt, dessen längeres Unwohlsein ihn beunruhigt hatte, schrieb er am 29.: „Was Ew. Exzellenz beigetragen, um ein so ehrenhaftes und unserm teuern Fürsten wahrhaft so notwendiges Verhältnis wieder herzustellen, möge Ihnen und uns wie tausend anderes zum Segen gereichen.“ Es kann darunter nur die Annäherung an die Allianzmächte gemeint sein, die freilich ohne starkes Nachgeben nicht erreicht werden konnte: aber die politischen Verhältnisse waren so verzwickt, daß der Großherzog mit strengem Festhalten am Recht nur eine Vergewaltigung, das Verbot seiner Universität, erwirkt haben würde, besonders da der weiche Kaiser Alexander immer tiefer in das Fahrwasser des trübsten Pietismus und der Gespensterfurcht vor jedem frischen Geisteshauche geriet. Auf eine Äußerung Voigts über den Zeitgeist bezieht sich die weitere Bemerkung: „Angeregt durch Schreibens, wo die Zeit als ein seltsamer Genius

zur Bedeutung kommt, möcht' ich so viel sagen: Hat man denn ganz vergessen, daß die Zeit ein Element ist, das nur Wert und Würde durch den Sinn des Menschen erhält? Was ist denn Wasser und Feuer, wenn wir sie gewähren lassen aus Ohnmacht, Unverstand oder Leichtsinn? Und so ists auch hier." Aber wer hat zu entscheiden, ob ein geistiges Element gestört werden darf? Damit ist der Unterdrückung Thor und Thür geöffnet. Für einige von Voigt gelieferte Reformationsmedaillen leistete Goethe Zahlung und bestellte solche für die Bibliothek und die Zeichenschule. „Es mag sein, daß wir uns auf unsere Eigenheit etwas einbilden", schrieb er, „aber diese Medaille wird sich künftig im hohen Range halten." Der Druck des dritten Heftes „Kunst und Altertum" war fast zu Ende und der des Foliobogens von Hammers Erklärung der Heilsberger Inschrift, wozu Holzschnitte verwandt wurden, eingeleitet, auch die morphologischen und die Kunsthefte fortgesetzt. Langsam schritt der Druck des „Divan" fort, zu dem er eben den Spott über die Feindschaft der Deutschen gegen ihn dichtete. Die Reformvorschläge, die der Student Frommann dem Berliner Turnrat eingegeben, las er mit großem Anteil. Er fühlte sich damals so wohl, wie er nach Jahren und Umständen nur hoffen konnte, nur quälte ihn die Sorge um die nahe Niederkunft seiner Schwiegertochter, die schwer zu werden drohte.

Am 7. April bat er Voigt, ihm vom Konsistorium die Verpflichtung zu verschaffen, nach welcher Wellers Anstellung erfolge; dabei hob er hervor, daß dessen „schnelle und bei einigem Bedacht schöne Hand, literarische Vorbereitung bis auf einen gewissen Grad, gesetztes, nicht unfreundliches Wesen u. s. w." diesen zu der Stelle geeignet machten. Jetzt war auch die Denkmünze angekommen, welche man in Mailand durch den berühmten Medailleur Putinati auf den Großherzog mit dessen Bildnis und den Profilköpfen Leonardos und Bossis und der lateinischen Um- und Unterschrift „nachdem er Italien begrüßt, Kunstwerke gesammelt und dem Vaterlande geschenkt, das dankbare Sachsen", hatte schlagen lassen. Freilich stand sie Putinatis Denkmünzen auf Canova und Bossi nach, aber die Gesichtszüge waren geistreich und trefflich gearbeitet, der Hals fast musterhaft. Berichte über die Museen und die akademische Bibliothek wollte Goethe noch in derselben Woche schicken oder sie selbst in der nächsten überbringen, da die nahe Abreise des Großherzogs nach Ems und die bevorstehende Niederkunft der Schwiegertochter ihn nach Weimar zurückziehen würden. Am 10. erhielt er die Kunde, daß Ottilie glücklich von einem Enkel entbunden worden sei. Er machte sich den Spaß, denselben sogleich in die mineralogische Gesellschaft aufnehmen zu lassen und dem jungen Mineralogen ein heiteres Wiegenlied zu dichten, das er in Jena drucken und am 21. in heiterer Gesellschaft verteilen ließ. Am 12. schrieb er Döbereiner: „Ihro

Königliche Hoheit werden morgen, Montag den 13., bei Ihnen anfahren und wünschen die Operation des Übersteigens des Wasserstoffgases über glühende Kohlen zu sehen, woraus das geheime Etwas entsteht. Sagen Ew. Wohlgeboren mir durch Überbringer, inwiefern Sie hoffen, etwas Erfreuliches zu leisten. Ich bin den ganzen Abend zu Hause, wenn Sie mit mir sich darüber zu besprechen wünschten." Über diesen Aufenthalt des Großherzogs in Jena berichtet Goethe den 14. an Voigt: „Serenissimus waren gestern froh und gnädiges Muts, betrachteten manches mit Teilnahme und Beifall. Die Aussicht von der Tanne gewährte grünendes Land, von flüchtigem Schneegestöber heimgesucht." Für die Beschleunigung von Wellers Anstellung dankt er dem Freunde, da dessen Beihülfe ihm um so erwünschter sei, als die Heirat des Museumsschreibers diesen einige Zeit entferne. „Das Inventarium der Veterinärschule ward diese Tage gefertigt; man glaubt nicht, was für einzelnes in einer solchen Anstalt enthalten ist. Den Bibliotheksbericht bringe mit. Den Museenbericht mit Bilanz konnte nicht enden, da Kühn vor seinem Abgange unendlich beschäftigt ist; doch ward alles vorbereitet, die Beläge nach der neuen Etatsform von mir selbst geordnet, einstweilige Summen gezogen, so daß sich alles übersehen läßt . . . . Der neue Rechnungsführer hat einen Anschnitt, und das Geschäft ist für die Zukunft gesichert und erleichtert."

Schon am 25. kehrte er von Weimar nach Jena zurück, von wo er am nächsten Tage die versprochenen Ausfertigungen an Voigt sandte. „Die zwar nicht architektonischen, aber doch redlich technischen Vorarbeiten am Bibliotheksgebäude sind äußerlich glücklich gelungen", meldete er, „und innerlich ist auch so viel schicklicher Raum gewonnen, sodaß uns nichts hindert, den vorgeschriebenen Plan verständig auszuführen." Am 29. fuhr er nach Dornburg, da der Kanzler Müller ihm angezeigt hatte, daß er mit der Malerin Julie von Egloffstein mittags im dortigen Schlosse sein werde. Die Prinzessinnen bezogen anfangs Mai den Griesbachischen Garten. Goethe besuchte sie mehrfach; schon am 8. Mai bereitete er ihnen einen gelungenen Scherz in den sogenannten Teufelslöchern, und er freute sich, den Kindern mit so wenigem Vergnügen gemacht zu haben. „Mit der Bibliothek geht es in jeder Weise erwünscht", berichtete er an Voigt; „besonders gut ist Weller eingeschlagen, der ein bisher fehlendes Vermehrungsbuch und ein neues Ausleihebuch führt. Auf der Tanne lebe ich, wie im Lande Gosen, heiter und klar, indes über dem Ninive-Jena die schwarze Wolke der Politik, durchkreuzt vom Blitz der Strafurteile, zu ruhen sich Gelegenheit nimmt." Er ahnte nicht, wie allgemein man in Jena auf Seiten der bedrängten Professoren stand und den Großherzog bedauerte, den die Mächte der Preßfreiheit wegen preßten. Ein andermal äußerte er: „Meine Wohnung auf der Tanne wird mir dreifach

lieb, da sie mir nun als unentbehrlich erscheint. Ich komme dadurch aus aller Berührung mit den Menschen, die, wie sich allgemein und öffentlich zeigt, sich ihrer Denkart dergestalt hingegeben haben, daß einer, der sie nicht leidenschaftlich mit ihnen teilt, nicht zehn Worte sprechen kann, ohne sich zu befeinden. Das ganz isolierte Bibliothekgeschäft ist deshalb sehr erfreulich und geht seinen raschen Gang fort, wovon in einiger Zeit Relation abstatte, welches am besten geschehen kann, wenn ich bei Rat Vulpius' Rückkehr die sämtlich eingeführten Diarien mitteile .... Wir beeilen uns, daß Serenissimus bei Ihrer Zurückkunft schon etwas Entschiedenes mit Augen sehen. Die zugestandenen 1200 Thaler sollen bedeutende Wirkung hervorbringen .... Mein Glaube bestärkt sich, die sämtlichen Angestellten nehmen wahrhaften Anteil, und die Professor-Weise, deren Maxime bloß ist zu hindern und zu lähmen, kann uns nichts mehr anhaben. Gar vielen scheint es ein Dorn im Auge, daß ein Toter mit so wenigem wieder aufgeweckt wird." Aber Goethe hatte auch die Universität von Oberaufsichtswegen zu besichtigen. Den Bericht über die Statuten will er nächstens übersenden; sie könnten sich darüber sehr kurz fassen, da er im letzten Hauptbericht, die akademischen Anmaßungen voraussehend, alles derb und vollständig ausgesprochen habe. In dem Statutenentwurf der philosophischen Fakultät ständen die allerkomischsten Dinge, vertraut er Voigt. „Eben dieselben Menschen, die eine unbegrenzte Preßfreiheit mit Wut verlangen, wollen die Lehrfreiheit ihrer Kollegen auf das unerlaubteste begrenzen, und so erscheint überall nichts als Selbstsucht und heftige Wahrung des eigenen Vorteils." Und doch ist nichts natürlicher, als daß solche Körperschaften an überkommenen Vorteilen festhalten, die zu beschränken freilich in der Hand der Regierung liegt, wenn sie diese für schädlich hält, wogegen jeder gute Bürger, wenn er unparteiisch urteilt, es beschämend für den Fürsten halten muß, wenn dessen mächtige Vettern dasjenige dem Volk entreißen, was der eigene hochbegabte Fürst ihnen verliehen. Goethe war ein entschiedener Gegner der überlieferten, leider meist eigennützig ausgebeuteten Vorrechte des Senats und der Fakultäten, deren nachteilige Wirkung er erprobt hatte und der er so viel als möglich entgegengetreten war. Deshalb war auch sein Landsmann, der alte Griesbach, in dieser Beziehung auf ihn übel zu sprechen, dessen Tyrannei glücklicherweise durch die Mitwirkung der übrigen Höfe beschränkt sei.

Am 19. besuchte er die Großherzogin auf Schloß Dornburg, wo er mit General von Benkendorf an der Hoftafel war. Dem Großherzog hatte er vor einiger Zeit geschrieben. Dieser antwortete am 26. von Ems: „Den besten Dank für die Nachricht, daß alles so gut in Jena geht und daß das Kabinett so reichlich ist beschenkt worden. Ich freue mich recht darauf, alles dieses mit

eigenen Augen zu sehen. Mir geht es hier recht gut, die Witterung ist wieder schön und die Mineralquellen thun ihre Schuldigkeit. Vom Anfang habe ich an einem derben Katarrh gelitten." Weiter berichtet er über sein Zusammenleben mit Stein und von Ende (ersterer bringe heute die beiden Schlegel mit zu Tisch) und über seine Rückreise, die ihn vor dem 20. nach Eisenach bringen werde. Goethe erkrankte gegen Ende des Monats. Am 5. Juni schrieb er Voigt: „Acht Tage sind mir freilich wieder durch höchst unerfreuliche Übel verloren gegangen, und ich hätte solche noch übler empfunden, wäre nicht durch treuen Fleiß der Angestellten das Bibliotheksgeschäft unausgesetzt fortgeschritten. Den Bibliothekar [Vulpius] denke auf nächsten Sonntag [den 12.] noch herüberzuzitieren, und mit Ende der Woche muß schon der Anfang gemacht sein .... Die Einrichtung geht ganz natürlich aus der Sache selbst hervor." Auch durch den fortdauernden katarrhalischen Zustand wurde das Bibliotheksgeschäft nicht gestört, da der einmal eingeleitete Gang nur verfolgt zu werden brauchte und er einen trefflichen Adjutanten in Weller besaß. Am 19. berichtete er, in kurzem werde das Fach der Naturgeschichte aufgestellt sein, und man dann entscheiden, ob die übrigen auf gleiche Weise behandelt werden könnten; das freilich einfach eingerichtete Lokal begünstige sehr die Aufstellung und den künftigen Gebrauch der Bibliothek. Auch solle, hoffe er, das Museumsgeschäft bald in Rechnungsklarheit kommen, obgleich der gute Kühn als Hypochondrist so vielerlei habe übereinander schichten lassen, daß es schwer sein werde, alles rein zu entwickeln; doch verspreche die Art, wie Rentamtmann Müller die Sache angreife, ein ganz klares Johannisquartal. Am 22. übersandte er einige Geschäftssachen, hielt aber gar manches zurück, das er nächstens mit Voigt besprechen wolle. Ob der Großherzog angekommen und was er geäußert, wünschte er zu wissen. „Übrigens, da ich mich von hier loszumachen suche, empfind' ich wieder, mit wie viel Verhältnissen uns ein halbes Jahr verschlingen kann und wie bei möglichster Thätigkeit doch manches zurückbleibt. Die verlorenen vierzehn Tage haben mich sehr verkürzt, doch seh' ich, alles Notwendige ist nachzuholen, ehe ich, und ich hoffe bald, das Glück habe, persönlich wieder aufzuwarten." Zwei Tage früher hatte er Döbereiner geschrieben: „Mögen Ew. Wohlgeboren gefälligst mir die Operation anzeigen, wodurch der so fein getrübte Liquor entstanden, welcher künftighin keinem Physiker fehlen sollte, um die wichtige Erscheinung der Violetten bei dem ersten Grad der Trübe darstellen zu können. Ich bin soeben im Begriff, im zweiten Hefte meiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift dieses Versuchs und Ihrer fortdauernden Teilnahme dankbar zu gedenken." Dieses Heft und der hier vorschwebende Aufsatz über entoptische Farben erschienen erst zwei Jahre später. Der Liquor war aus Quasia gewonnen.

Unendlicher Jubel erfüllte am Johannistage, den 24., ganz Weimar, da der sehnlichste Wunsch des Landes erfüllt war, die Großfürstin es mit einem gesunden Prinzen beschenkt hatte. Goethe eilte sofort nach Weimar. Der Großherzog brachte ihm Grüße von dem jetzigen Grafen Reinhard, der als Französischer Gesandter beim deutschen Bundestag war. Auch Freund Meyer war gestärkt aus der Heimat zurückgekehrt. Mit beiden verkehrte er viel. An dem Geburtstage des Prinzen wurde auch früherer Bestimmung gemäß die neue katholische Johanniskirche eingeweiht. Am 5. Juli fand die Taufe des Prinzen statt, bei welcher Goethe sich kräftig und freundlich zu allgemeiner Freude zeigte, da man seiner Krankheit wegen besorgt gewesen war. Auch die Universität hatte ihre Abgeordneten gesandt; der schöne Gesang der abgeordneten Studenten erfreute auch den Großherzog; in ihren schwarzen Anzügen mit roten Binden nahmen sie sich neben den Hofherren und Damen recht artig aus und zeigten sich sehr anständig, freimütig und einfach. Das waren keine Umstürzler, wie die heilige Allianz sie sich einbildete, um einen Vorwand zu haben, den freien deutschen Geist in Bande zu schlagen. Den 7. schickte Goethe an Döbereiner ein Stück weißen Sizilischen Cölestin, um ihn zu untersuchen, wobei er bemerkte, die Kristallisation, wie sie auf dem Derben aufsitze, sei außerordentlich schön. Am 8. meldete er Freund Knebel, seine Zeit gehe mit Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen hin, da er nach der Mitte des Monats Karlsbad besuchen werde; leider fehle es auch nicht am Wiederanknüpfen, da das Leben nicht aufhöre zu enjambieren. Eine vollständige Aufstellung der von der Zeichenschule nach der Bibliothek zurückgekehrten Carstensschen Zeichnungen und des Kunstkabinets schematisierte er; die Arbeit wurde noch im Laufe des Monats von den Beamten ausgeführt. Lebhaft beschäftigte ihn die Abtragung des Löberthores in Jena. Darüber berichtete er am 13. ausführlich dem Großherzog: „Es ist ein alter Wunsch, daß sowohl der äußere als innere Thurm des Löberthores abgetragen werden möge, wodurch außerhalb ein schöner Platz, nach innen aber eine freiere Kommunikation mit der Stadt gewonnen würde. Dadurch wären gar manche Vorteile erreicht, ja man kann sich von der Notwendigkeit an jedem Markttage überzeugen. Dort halten die Wagen der Holzverkäufer sowohl des Brennholzes als der Bretter und Pfähle, welche sich einander Platz und Weg versperren; kommt aber nun noch, wie im letzten Jahre, ein lebhafter Fruchtmarkt hinzu, so ist keine Polizei im stande, Verwirrung und daraus entstehendes Unheil zu verhindern. Betrachtet man die enge Passage, welche durch das Nutzholz eines dort wohnenden Wagners noch mehr verengt wird, so sieht man, wie bald bei irgend einem Unglücksfall selbige versperrt und der Weg aus der Stadt und der Vorstadt nach den Teichen gehindert werden

könne. Allem diesem wird abgeholfen, wenn das äußere Thor abgetragen, ein kürzerer Kanal geführt und der Graben ausgefüllt wird. Will man alsdann auch an den innern Thurm gehen, so ist Hofrat S., dessen Haus ein Eckhaus würde, gar wohl zufrieden, den dadurch nötig werdenden Bau zu übernehmen. Maurermeister Timmler versichert, das Ganze müsse ohne Kosten geleistet werden können, indem die gewonnenen Materialien den Arbeitslohn übertrügen. Dieser Gegenstand ist also wohl von der Art, daß er vorerst eine genauere Erörterung verdiente, deren sich die Behörden mit weniger Bemühung allenfalls unterziehen könnten. Eine neue Anregung dazu gibt die gnädigst befohlene Berappung des Bibliotheks- und Karzergebäudes. Würde nun das Löberthor abgebrochen und dort alles in reinlichen Stand gesetzt, so hätte man die ganze Reihe von dem Thurm der Anatomie bis an das S.'sche Haus in einem Zustand, wie es einer Residenz- und Universitätsstadt allenfalls geziemt, und es gäbe vielleicht Anlaß, daß die übrigen Außenseiten nach und nach diesem aufgestellten Muster möglichst ähnlich würden." In Weimar befand sich damals der, wie erwähnt, dem Großherzog vertraute Mylius aus Mailand mit Frau und Sohn. Am 15. sprach der Großherzog den Wunsch aus, Goethe möge mit den beiden letztern in seinem Wagen nach Jena fahren, wohin er mit Mylius über Dornburg zu Mittag kommen werde, und sie könnten dann vielleicht im Griesbachischen Garten mit den Prinzessinnen essen. Die Rückkehr sollte am Abend erfolgen. Den 17. sandte Goethe dem Großherzog mehrere Aktenstücke und bat um Erlaubnis, morgen früh aufwarten zu dürfen. Es handelte sich um die Anordnung und Katalogisierung des Kunstkabinetts, die Ende des Monats so weit vollbracht sein könne, weshalb eine bestimmte Anweisung über die Art des Vorzeigens erfolgen solle; ein Verzeichnis der aus der Schloßbibliothek in die akademische gebrachten Bücher lag bei. Die Aufstellung, bemerkte Goethe, werde die Beamten wohl bis Michael beschäftigen, und sich dann ergeben, was den Winter über vorzunehmen sei. Aus dem eingesandten Tagebuch des Dr. Weller sei der Geschäftsgang seit dem April und die Anstelligkeit des jungen Mannes zu ersehen. Ähnliche Tagebücher führten der Bibliothekar Güldenapfel und der Bibliothekschreiber Baum; nur dadurch sei es möglich, daß ein so verwickeltes Geschäft selbst in der Ferne von ihm übersehen werde. Auch die Akten über das Löberthor hatte er gesandt, mit Abschrift und Entzifferung der alten Inschrift am äußern Thurme, die man zu erhalten suchen werde. Der Großherzog schrieb an den Rand: „Lauter Zeugnisse der Ordnungsliebe, lebhafter Thätigkeit und guten Willens, etwas Langgewünschtes und gegen viele Schwierigkeiten Ankämpfendes vortrefflich herzustellen. Morgen früh zwischen 8—9 werde ich zu Hause sein." Bei diesem Besuche beurlaubte

sich Goethe, da er am folgenden Tage nach Jena wollte, um von da nach Karlsbad zu reisen. Von Voigt nahm er auch noch schriftlich Abschied, unter Beilegung des Kommunikats an die Landesdirektion und der von ihm mit Bemerkungen begleiteten Statuten der philosophischen Fakultät. „In Jena werde alles dergestalt einrichten", schrieb er, „daß bis zu meiner Rückkehr die Geschäfte in Gang bleiben. Sollte etwas Unerwartetes vorfallen, so sei den Zurückgebliebenen erlaubt, an Ew. Exzellenz zu rekurrieren." Durch Mylius ließ Goethe die in Jena von Prof. Lavès und Weller angefertigte französische Übersetzung seines Aufsatzes über Léonardo an Cattaneo in Mailand gelangen, der ihm über manches Auskunft gegeben hatte. Der Großherzog gab ihm noch am 24. den Auftrag, Schreibers in Wien zu antworten, und er meldete ihm, wie ausgezeichnet seine Landsleute, die Frankfurter, die Belvederesche Pflanzensammlung gefördert hätten. Als Goethe anfangs August Jena verließ, waren die Lieder des „Divan" ausgedruckt, aber sie sollten nicht ausgegeben werden ohne Abhandlungen über die morgenländische Dichtung, die er zunächst zu schreiben dachte. Eben hatte die Freisprechung Okens durch das Oberappellationsgericht ganz Jena in freudige Bewegung gesetzt, aber jedenfalls Goethe unangenehm berührt, der böse Folgen davon fürchtete. In das Ministerium trat jetzt an die Stelle von Edling, der schon einmal eines Geredes wegen sich zurückgezogen hatte, aber dann wiedergekommen war, der Naumburger Christian Wilhelm Schweitzer, Jenaischer Professor der Rechte, der von der Universität zum Mitglied der Polizeikommission und zum Landtagsabgeordneten gewählt worden war und beim Zustandekommen des Grundgesetzes der Verfassung wesentlich mitgewirkt hatte, wieder ein offenbarer Beweis, daß auch Professoren nicht als solche von der Politik ausgeschlossen zu werden brauchen, daß auch in ihnen Ministerblut stecken kann. Ganz in der Stille war in Weimar die Union der wenigen Lutherischen mit den Reformierten erfolgt, welche in Preußen zu schweren Kämpfen führte, die noch spät gläubige Lutheraner zur Auswanderung über das Meer trieben.

In Karlsbad fühlte sich Goethe sehr wohl. Geologie war bei ihm wieder an der Tagesordnung, doch hatte er eine sehr diplomatische Zeit getroffen; er kam mit Metternich und Blücher zusammen, ja dem Grafen Capo d'Istria näher, mit dem er in demselben Hause wohnte. Schon schwebte der Aachener Kongreß drohend über Europa, das immer mehr im Namen der heiligen Allianz geknebelt und vergewaltigt werden sollte. Goethe berichtete heiter dem Großherzog. Auf seinen bisher ungedruckten Brief antwortete dieser am 1. September: „Mit dem größten Vergnügen habe ich deinen muntern Brief bekommen, der mir für dein Wohlsein zeugt. Rehbein [der seit 1816 zur Unterstützung des alten Huschke angestellte Leibarzt] gibt auch

gute Nachrichten von dir. Komm recht gesund zurück. Hier ist alles wohl, das wilde Vieh in großer Menge und nicht gar zu scheu. Nach drei Wochen Regen, der aber gar nicht eingedrungen ist, haben wir wieder heißes Sommerwetter. Kein Meteor hat sich bei uns sehen lassen; das [von dem Goethe berichtet hatte] ist von Bleidämpfen im Erzgebirge geformt worden. Leb recht wohl." Aber gerade anfangs September erlitt Goethe einen „bösen katarrhalischen Sturz", von dem ihn Rehbein nur langsam herstellte, so daß er den 13. die Rückreise antreten konnte. In Jena weilte er, da er sich sehr angegriffen fühlte, nur einen Augenblick, wo er sich aber überzeugte, daß alles gar löblich und ordentlich stand. Döbereiner war einem Rufe des Fürsten Hardenberg gefolgt, die mineralogischen Quellen der Rheinprovinz nach seinen neuen stöchiometrischen Grundsätzen zu untersuchen, wozu ihm der darüber erfreute Großherzog ein Geschenk von 100 Thaler gegeben. Goethe versenkte sich zu Weimar, wo er sich einige Zeit ganz stille halten mußte, in die morgenländische Literatur, um den Stoff für seine „Abhandlungen" zum „Divan" zu sammeln. Nach Jena kam er zunächst nicht; die nötigen Berichte und Anordnungen machte er in Weimar, und Weller führte als sein treuer Adjutant alle seine Befehle bestens aus. Besonders galt es ihm jetzt, Güldenapfel, der seine meiste Zeit auf die Literaturzeitung verwenden mußte, ganz für den Dienst der Bibliothek zu gewinnen. Dieser sollte seine bisher bezogene Besoldung und sein Deputat behalten, dagegen wollte er einem von Eichstädt zu bezeichnenden Stellvertreter bei der Literaturzeitung 8 Scheffel Korn und 8 Scheffel Gerste aus der Museumskasse geben, wofür er die Verantwortung zu übernehmen bereit war. So ärmlich mußte sich Goethe behelfen, um die für die saure Arbeit zu gewinnende Hülfe zu erhalten. Die Veränderung sollte Güldenapfel vorab noch unbekannt bleiben, damit man sich vor allen Dingen seiner künftigen Thätigkeit versichere. Unterdessen erging sich der Großherzog bei Ettersburg noch lustig auf der Jagd. Nach Weimar am 9. Oktober zurückgekehrt, schrieb er den folgenden Tag an Goethe: „Gestern bin ich zum Mittagsmahl wieder hier eingetroffen. Zwei Schweine, dreißig Rehe, etliche Füchse, zweihundert Hasen waren unsere Ernte. [Sekretär] Vogel träumte, du kämst heute her [zu ihm, da er seine Rückkehr erfahren], und deshalb blieb beifolgende Kiste stehen, welche ich jetzt eilig absende. Einen tüchtigen Katarrh habe ich mir mitgebracht. Das Observatorium in Schöndorf ist nun ganz eingerichtet und Dank deines Auszugs auch mit der Vorschrift über die Wolkenbilder versehen und bereichert. Die Kommission [der Bibliothek] für die Bossische Auktion [in Mailand] erwarte ich und werde sie alsdann an Cattaneo zur Besorgung schicken; man kann ihm und Mylius überlassen, die Preise zu bestimmen. Lebe recht wohl. – Maler

in Jena] etwa den Montag künftiger Woche herkäme, so könnte er hier, da ich mit Steinpresse und Dinte versehen bin, einige lithographische Versuche machen." Zwei Tage später fällt der derb burschikose Brief: „Hochgeehrteste Exzellenz! Holz raspeln oder die Beilage Wort für Wort lesen zu wollen gilt meiner angeborenen Ungeduld ein gleiches. Die Italienische Prosa ist, glaube ich, von Männern erfunden worden, um die Weiber zu unterhalten zwischen dem vierten und fünften Akt, um Kräfte wieder zu schöpfen und zu verhindern, daß die Damen nicht zu sehr pressieren, wie die Hirsche schreien zwischen der —: anders kann ich mir das Italienische Prosagewäsche nicht versinnlichen. — Die Fossilien sind aus deiner Nachbarschaft. Komme doch morgen um 9 Uhr zu mir."

Während der am 30. September eröffnete Aachener Kongreß sein unheimliches Werk trieb, wozu der gute Kaiser Alexander Stourdzas abscheulich frommes, auf Kotzebuesche Lügen gegründetes „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne" sich bestellt hatte, bereitete die Großfürstin die glänzendsten Schaufeste für die Ankunft ihrer Mutter vor, die endlich auf Ende November bestimmt war. Riemer wurde nebst andern wieder in Bewegung gesetzt, den Schluß aber sollte am letzten Freitag der Anwesenheit der Kaiserin-Mutter ein Maskenzug Goethes bilden, in welchem „einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens" vorgeführt würden. Wie unlieb dem Dichter auch diese Störung war, er konnte sich dem ehrenvollen Auftrag der warm von ihm verehrten Großfürstin nicht entziehen, doch sollte die Sache vorab geheim bleiben und er eine Zeitlang, auch während der Anwesenheit des allerhöchsten Gastes, in der Einsamkeit leben dürfen, welcher er zu seiner Schöpfung bedurfte. Er hatte in Karlsbad byzantinische Altertümer für das Museum angeschafft. Daß Voigt diese Bereicherung beifällig aufnahm, erfreute ihn sehr, was er diesem am 27. Oktober aussprach. „Ein neueres, auch interessantes, liegt bei", schrieb er. „Die neueste Ordnung unseres Museums reizte mich, diesen Zuwachs in Karlsbad anzuschaffen. Ferner sind mir auch hier einige runde Elfenbeinbilder von Bedeutung angeboten, um die ich mit gehoffter Beistimmung feilsche. Da jedermann gegenwärtig nach der Kunst des Mittelalters fragt, so ist es wohlgethan, eine geschichtliche Reihenfolge von solchen Monumenten bei Gelegenheit zu sammeln." Genaueres berichtet er hierüber an Boisserée. Von zwei kleinen Statuen sei eine, „unschätzbar an Würde und Großheit", von Bronze, die andere sitzende von Elfenbein, vielleicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die kostbaren Elfenbeintafeln von der ältesten byzantinischen Flacharbeit enthielten in Miniaturschnitt Reihen unzähliger Heiligen. Weiter meldet er Voigt im angeführten Briefe: „Dr. Weller, der sich durch Ew. Exzellenz gnädige Aufnahme sehr

geehrt fand, ist, neben den unterzeichneten Verordnungen, noch mit schriftlichen und mündlichen Aufträgen gestern [nach Jena] abgegangen, dergestalt daß vor Weihnachten noch manches sowohl am Lokal als am Geschäft selbst [an der Aufstellung und Katalogisierung] geschehen kann. Ein Bedürfnis unserer Zeichenschule und wie demselben, auf Verabredung mit Hofrat Meyer, abzuhelfen ist, zeigt sich aus der Beilage, welche zu unterzeichnen bitte. Baldige persönliche Aufwartung mir vorbehaltend. — Was Lenz für Schätze erhalten, zeigen die gleichfalls beigefügten Papiere. Noch bemerke, daß, da Güldenapfeln sein Pensum für den Winter vorgeschrieben ist, der beschlossene Abgang von der Literaturzeitung ihm wohl nunmehr anzukündigen und ihm die Verpflichtung, seine Zeit dem Bibliothekgeschäft zu widmen, aufzuerlegen wäre." Für die Vermittlung des letztern unangenehmen Geschäfts dankte Goethe am 29. Einen andern Dank hatte er drei Tage später dem Könige Ludwig XVIII. von Frankreich auszusprechen, der bei der Enthüllung des neuen Reiterstandbildes Heinrich IV. auf dem Pontneuf ihm, wie einst Napoleon, den Orden der Ehrenlegion erteilt hatte, wovon der Kanzler Macdonald ihm die Anzeige machte. Ende Oktober hatte er sich eines kurzen Besuches von Zelter erfreut, der auch wohl bei Hofe war.

Erst am 8. November ging er nach Jena, um die nötigen Weisungen für den Winter zu geben, kehrte aber schon am 12. zurück. Den 17. begab er sich nach dem wieder aufgebauten Berka, wo er in stiller Zurückgezogenheit, nur durch das Klavierspiel des Organisten Schütz und mancherlei Lektüre gehoben, den großen Maskenzug zu dichten begann. Schon am 5. Dezember war dieser, wenige Lücken ausgenommen, vollendet, so daß er ihn durchsehen und am folgenden Tage sich nach Weimar zur Begrüßung der Kaiserin-Mutter und den erforderlichen Anordnungen begeben konnte. Dort fügte er noch einen sehr bedeutenden, eigentlich aus dem Rahmen des Ganzen fallenden Schluß hinzu, das Auftreten der Wissenschaften und Künste, welche das, was das großherzogliche Paar für sie gethan, mit großer Wärme priesen, ja er ließ auch die Musen sich zu einer Symeonischen Weissagung über den halbjährigen Prinzen begeistern, wie sie schöner, freilich auch überschwänglicher, nie einem Prinzen zu Teil geworden. Trotz des Aachener das freie Wort mit Beschlag belegenden Protokolls der fünf Mächte vom 15. November, das allen Kabinetten als vorgeschriebener Stein der Weisen mitgeteilt wurde, und ungeachtet seiner eigenen Abneigung gegen landständische Verfassungen feierte der Dichter in Gegenwart der Mutter Alexanders Karl August, der freiwillig seinem Volk eine Verfassung gegeben, so daß jeder in freiem Leben zu seinem und der andern Glück wirke, und die Landstände in Einigkeit mit dem Fürsten berieten; endlich sei gefunden „der Freiheit a[illegible] Das

klang ja wie Hohn gegen das die Reihe weiterer Rückschritte eröffnende Aachener Protokoll. Goethes Maskenzug vom 18. Dezember gereichte dem Fürstenhause und dem großen Dichter, der seit dreiundvierzig Jahren sein treuester Diener gewesen und sich auch jetzt wieder der Aufführung wegen außerordentliche Mühe gegeben, zu gleichem Ruhme; der Tag bildete die goldene Krone des einzigen Bundes, aber auch Goethes Abschied als eigentlicher Hofdichter.

Kaum war der Strom der langdauernden Feier verrauscht, die Kaiserin in Begleitung des jungen Hofes abgereist, so traten der „Divan" (der Druck des prosaischen Nachtrags sollte sofort beginnen) und die Jenaischen Angelegenheiten wieder in ihre Rechte. Zunächst kam das Abbrechen des äußern Löberthores zur Sprache. Das folgende Jahr war für Weimar und den Dichter, wie für das immer mehr geknebelte Deutschland unglücklich. Wenn Karl August den 6. Januar an Goethe schreibt: „Zur schuldigen Dankbarkeit [für gemachte Mitteilungen] übersende unsere neuesten Akten propter punctum puncti zur Perlustration", so handelt es sich wohl darum, die Universität vor dem Verdacht des durch den Aachener Kongreß verdammten Liberalismus und dem Verbote der Mächte zu retten, das sie vernichtet haben würde, ja das punctum puncti bestand wohl in dem Vorschlag, auf eine oder die andere Weise diese von Oken und Fries zu befreien. Aus einem weitern Blatte vom 11., das den Erfolg einer Treibjagd mit den Worten verkündet: „2000 Hasen sind weniger in der Welt", ergibt sich, daß 1799 der berühmte Ichthyolog Bloch, als er den Aufwand seines großen Werkes nicht bestreiten konnte, auch von Karl August unterstützt worden war; der Großherzog wünschte nämlich die zu einem Werke desselben gestochenen Platten zu sehen, die Bloch ihm verehrt hatte und die von ihm der Bibliothek überwiesen worden waren. Große Trauer empfand Goethe mit dem Hofe über den am 9. unerwartet auf der Reise erfolgten Tod der Königin von Würtemberg, der Schwester der Großfürstin, der seit 1816 vermählten Großfürstin Katharina, die selbst der politisch mit Recht gegen den König aufgeregte Uhland so rührend feierte. Auch sie war wie ihre Schwester politisch thätig gewesen. Goethe bereitete den Druck des Maskenzuges vor, während den Großherzog die Herausgabe des Kataloges des Belvedereschen Gartens beschäftigte; wegen des lateinischen Titels desselben mußte Goethe Eichstädt befragen. Goethes Hauptangelegenheit war die Abfassung der „Abhandlungen", nach deren Vollendung erst die längst gedruckten Lieder des „Divan" erscheinen sollten. Manches aus diesen las er vor und sandte er an Freunde. Unter Wellers Aufsicht gingen die Arbeiten in Jena rüstig vorwärts. Mit dem Großherzog verhandelte Goethe manches schriftlich. An die Stelle des nach Bonn abgehenden Münchow wurde Dr. Posselt von Göttingen berufen. Auf einen

Brief desselben bezieht sich des Großherzogs Äußerung vom 18. März: „Der Teufel mag diese Hand lesen! Ich bitte mir den Brief wieder aus, wenn du ihn dechiffriert hast.“ Zugleich fragt er, was er zu Kopps Urteil über Hammers Auslegetalent sage. Kopp hatte sich in dem Werke „Bilder und Schriften der Vorzeit“ scharf gegen die Wiener, von Goethe für wahrscheinlich gehaltene und zum Danke so stattlich herausgegebene Erklärung der Heilsberger Inschrift erklärt. Bei Rücksendung des Briefes und dessen Abschrift, die bis auf ein Wort gelungen sei, schrieb Goethe am 19.: „Kann ich nunmehr sogleich an den Mann schreiben und ihm den förmlichen Ruf zugehen lassen oder ist eine förmliche Beistimmung von Gotha noch zurück? Ich könnte alsdann zugleich das freie Quartier zusichern. Die freie Benutzung des Gartens, wofür Münchow jährlich 10 Thaler gezahlt hat, hübe man ihm auf als Artigkeit bei seiner Ankunft. Die Nähe des Hofmechanikus sowie die Beihülfe des Dieners und sonst würde ich ihm gleichfalls melden, damit er von seinem Zustand völlig unterrichtet würde. Bewegungsgründe braucht es nicht, da er gern und willig kommt. Auf alle Fälle lege Ew. Königlichen Hoheit mein Konzept vor zu gnädigster Approbation.“

Drei Tage später ward Goethe vom schlimmsten Verlust betroffen, den er in seiner geschäftlichen Stellung und in seinem innigen Herzensvertrauen erleiden konnte. Voigt, mit dem er seit sechsunddreißig Jahren in geschäftlicher, sich zu vertrautester Freundschaft steigernder Verbindung gestanden, verschied am 22., nachdem er zwei Tage vorher von Goethe schriftlich rührenden Abschied fürs Leben genommen. Wie unendlich viel hatte er an dessen Geschäftskenntnis, klarem Blicke und herzlichem Wohlwollen verloren! Durch ihn hatte er auch häufig Mitteilung von Nachrichten und den Absichten Karl Augusts empfangen, und in den Zeiten schlimmster Verkennung von Seiten des Fürsten war er der treueste Vermittler gewesen. Aber die Schläge des Schicksals gefaßt zu ertragen, wie bitter er sie auch empfand, hatte er längst gelernt und sein „Über Gräber vorwärts“ ließ ihn rastlos weiter streben, da lebendige Thätigkeit das einzige Verständige sei, was man dem Eingreifen einer übermächtigen Gewalt entgegensetzen könne. Für Goethe war der Verlust seines Amtsgenossen dadurch noch empfindlicher, daß er eigentlich eine sonderbare Stellung neben den drei Staatsministerien einnahm, da er nur mit dem einen Minister durch die gemeinschaftliche Oberaufsicht näher verbunden war; gerade dieses einzige Band war jetzt zerrissen. Am 24. schrieb er, wahrscheinlich an den zum Nachfolger von Voigt bestimmten wirklichen Geheimerat von Fritsch: „Der Abschied des ältesten mitwirkenden Freundes muß den Wunsch um Teilnahme des jüngern auf das lebhafteste erregen, um die Augenblicke des Leidens durch entschlossene neue Lebensthätigkeit

machen." Der Großherzog, der selbst an Voigt einen schweren Verlust erlitten hatte, wirkte beruhigend auf den erschütterten Freund, den er wohl besuchte. Sein August behielt die Assistenz bei der Oberaufsicht. Wohl nach Verabredung mit Goethe erfolgte gleich darauf der Erlaß des Großherzogs: „Bekanntermaßen ist eine Veränderung des Personals im botanischen Garten zu Jena nötig; deswegen kann der dortige Gärtner Wagner aus selbem gewiesen und ihm die Erlaubnis erteilt werden, den olim Griesbachschen, jetzt Großfürstlichen Garten [die Großfürstin hatte ihn im vorigen Sommer während Goethes Abwesenheit für 6000 Thaler ankaufen lassen] zu bearbeiten. Einstweilen soll ein zuverlässiger Gehülfe von Belvedere in den botanischen Garten gesetzt werden, bis derjenige Gärtner von Paris zurückkommen wird, dem der Platz als botanischer Gärtner zu Jena eigentlich zugedacht ist [er hieß Baumann]. Da Wagner von seinem Gehalte und von denjenigen Emolumenten nichts verlieren soll, die er aus herrschaftlichen Kassen bezieht, so ist wegen des vikarierenden Gehülfen im botanischen Garten ein besonderes Abkommen zu treffen. Die Veränderung soll mit dem 1. April d. J. ihren Anfang nehmen." Vom 23. und 24. sind des Großherzogs Schreiben an Döbereiner wegen der neuen Heizungsmethoden, die für Pflanzenhäuser von großer Wichtigkeit sein würden. In etwa vierzehn Tagen wolle er deshalb nach Jena kommen. Aber am 23. war in Mannheim die alle Welt in Aufregung setzende fanatische That Sands erfolgt, der den Verhöhner des deutschen Volkes und Geistes, Kotzebue, meuchlerisch ermordet hatte. Sie war der Burschenschaft völlig fremd, aber den Rückschrittsmännern höchst willkommen, welche sie als Folge der falschen Freiheitslehren und des Treibens der Universitäten darstellte, die der pietistisch fromme Stourdeza als Herd alles Bösen vor der heiligen Allianz verleumdet hatte. In Weimar selbst, wo die Kunde am Abend des 26., am Begräbnistage Voigts, eintraf, bemächtigte sich die schrecklichste Angst aller Herzen, ja man fabelte von einem Studenten aus Gießen, der es auf Goethe abgesehen gehabt. Goethe ahnte, welch einen Stoß Sands Fanatismus Jena versetzen werde. Der Besuch der Universität wurde von Preußen verboten. Auch die in Jena studierenden zwölf Griechen sahen sich veranlaßt, es zu verlassen, und Goethe selbst verwendete sich für ihre Aufnahme in Leipzig. Während dieser entsetzlichen Verwirrung wurde endlich Goethes großer Maskenzug ausgedruckt. Daneben waren der Druck und die Arbeit an den „Abhandlungen" hergegangen, deren Vollendung sich sehr in die Länge zog. In einem vertraulichen Briefe an von Lindenau, der jetzt als Minister Kurator der Universität von Gothaischer Seite war, brachte er am 31. wieder den längst ihm vorschwebenden Gedanken zur Sprache, mathematische und chemische Physik auf der Universität zu trennen.

Posselt würde die mathematische Physik glücklich behandeln, und so könnte man beim einstigen Abgange des geheimen Hofrats Voigt die erledigte Stelle auf chemische Physik beschränken. „Sind Ew. Exzellenz diesem Gedanken nicht ganz abgeneigt, so kann ich ein längst entworfenes Schema [dessen er schon in einem Berichte von 1812 gedacht hatte] mitteilen, wo ich tabellarisch einen Teilungstraktat ausgeführt habe, um zu bezeichnen, was dem Mathematiker, was dem Chemiker zufiele; einer verwiese sodann auf den andern, einige Kapitel behandelten sie gemeinschaftlich; alles, was über die Erfahrung hinausgeht, überließen sie dem Philosophen. Doch drang er damit auch diesmal nicht durch. Die Bibliothekgeschäfte in Jena, auf die Güldenapfel jetzt seine volle Zeit verwendete, schritten erwünscht fort. Auch wurde der äußere Turm des Löberthores abgebrochen, aber die Stadt wollte in die Entfernung des innern nicht willigen, und so mußte man davon Abstand nehmen. In seinem Hause fühlte er sich jetzt so behaglich, daß er es gar nicht verlassen mochte, dagegen ließ er Sohn und Schwiegertochter nach Berlin und Dresden reisen.

Durch Voigts Tod war Goethe auch die besondere Sorge für das Weimarische Münzkabinett der Bibliothek zugefallen. Als Müller am 9. Mai die Schlüssel desselben ihm besorgte, äußerte er: vor der Mühe des Ordnens fürchte er sich nicht, nur müsse man in alles Methode bringen. Als die Rede auf die Jenaischen Museen kam, that er sich etwas darauf zu gut, daß er sie klüglich auseinander gehalten habe; nach seinem Tode werde man sie vielleicht zu einer Akademie vereinigen und dadurch alles verderben. Den 10. erging vom Herzog von Gotha, am folgenden Tage von dem Großherzog ein Erlaß, worin dem Senat der Universität aufgegeben wurde, Oken aufzufordern, entweder auf die Herausgabe der „Isis“, auch jedes andern ähnlichen Blattes sofort und gänzlich zu verzichten oder seine Stelle als Professor augenblicklich niederzulegen. Oken, hieß es, fahre trotz aller Mahnungen fort, in der „Isis“ eine Sprache zu führen, welche die höchste Mißbilligung verdiene; er verletze nicht bloß die allgemeinen Pflichten des Schriftstellers, Sitten, Anstand, Zucht, sondern auch die besondern als öffentlich angestellter Lehrer der Jugend. Der Senat weigerte sich den Erlaß Oken mitzuteilen, da zu jeder der beiden Forderungen die gesetzliche Berechtigung fehle. Am 18. hielt die Weimarische, am 24. die Gothaische Regierung ihren Erlaß aufrecht, mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß der Senat die gute Absicht verkenne, mit der man diese Angelegenheit zum wahren Besten der Universität mit dem mindesten öffentlichen Aufsehen und in möglichster Kürze zu beseitigen gesucht. Okens höhnisch grobe Erklärung auf die Mitteilung des Erlasses (am 26.): „Auf das mir gemachte Ansinnen habe ich keine Antwort.

Vielleicht ist man indessen auf andere Ansichten gekommen, daß eine Antwort unnötig ist“, drängte die Regierung zum Handeln; sie sprach am 1. Juni seine Entlassung aus, konnte es aber nicht verhindern, daß der Senat Oken seine Hochachtung und sein aufrichtiges Bedauern über seinen Verlust aussprach. Goethe war mit der Entziehung des Gehaltes nicht einverstanden; man hätte ihm dieses lassen, aber ihn ausweisen sollen. Das Extrem müsse man extrem behandeln, aber frei, grandios, imposant. Da es mißlungen war, die „Isis“ auf diesem Wege zu unterdrücken, so schlug man jetzt den von Goethe vor drei Jahren empfohlenen Weg in verstärkter Weise ein, man verbot sämtlichen Buchdruckereibesitzern in Jena den Druck der „Isis“ bei Verlust ihres Rechtes: aber damit ward eben nichts erreicht, da der Druck unbehelligt in Rudolstadt fortgesetzt wurde.

Im Juli verweilte Goethe einige Tage zu Jena. Diesmal war es wohl, daß er, als die medizinische Fakultät die Schlüssel zu einem für die Bibliothek bestimmten Hörsaal nicht hergeben wollte, die Wand zwischen diesem und dem von der Bibliothek schon besetzten Saale vom Maurer durchbrechen ließ, und ihn so eroberte — ein Gewaltstreich, dessen er sich sein Lebenlang freute. Am 24. sandte er vor der Abreise nach Weimar Döbereiner ein Stück Bernstein zurück, das seine entoptischen Eigenschaften verloren zu haben scheine, bat ihn, zu versuchen, ob aus einem beigelegten Stück Nierenholz auch ein trüber Liquor zu entwickeln sei, und fragte, ob etwa die schwarze Farbe von mitgeschicktem Kaffee durch den Einfluß von Meerwasser entstanden sei. Dabei stellte er seine baldige Rückkunft in Aussicht. Karl August scheint ihn nach Weimar zurückberufen zu haben. Am 3. August speiste er mit diesem vertraulich auf dem Zimmer. Jetzt erst entschied es sich, daß Goethe wieder, wenn auch, infolge der langen Verzögerung der Vollendung der „Abhandlungen“, sehr spät, nach Karlsbad gehe; denn vorher wollte er noch vierzehn Tage zur Weiterleitung der Bibliotheksgeschäfte und zur Besichtigung der Museen in Jena zubringen. Von dort berichtete er sofort Karl August am 12., die osteologische Sendung des Herrn von Schreibers in Wien habe er auspacken lassen, die Herstellung des wenigen Beschädigten und die Besorgung von Stativen dem Prosektor anempfohlen. Zwei Tage vor seinem Geburtstage, der diesmal in Weimar und auch in Frankfurt festlich begangen wurde, verließ er Jena, um an diesem zu guter Zeit in Karlsbad anzukommen. Dort hatten die berüchtigten Karlsbader Konferenzen unter Metternichs Vorsitz begonnen, die drei Tage nach seiner Ankunft schlossen. „Einige der Herren habe ich noch gesprochen“, berichtet Goethe. Er sah Metternich und den an die Stelle des freisinnigen W. von Humboldt getretenen Grafen Bernstorff, die sich ihm gnädig erwiesen, ohne sich näher mit der Weimarischen Exzellenz einzulassen.

Die Untersuchung über Kotzebues Ermordung war jetzt geschlossen, ohne daß man einen Mitschuldigen Sands entdecken konnte; dieser stand im Wahne, Gottes Rache vollzogen zu haben. Auf Goethes ungedruckte Briefe vom 3. und 12. erwiderte Karl August am 19. September: „Es freut mich recht herzlich, dich so munter zu wissen, und daß du doch nicht ganz allein in der Bergschlucht hausen mußt. [Nach mehrtägiger Einsamkeit war der ihm längst bekannte frische Graf Karl von Harrach angekommen.] Wir haben hier fast dasselbe [heiße] Wetter wie die Karlsbader zufolge deiner Beschreibung .... Lindenau sagte mir, daß jemand die Theorie aufgestellt hätte, die Kometen, die hätten wiederkommen sollen, aber nicht erschienen sind, wären aufgelöst worden und ihre Masse hätte sich in unserer Atmosphäre verteilt. Wahr ists, daß die Sonne eigentlich viel heißer seit zwei Jahren brennt als wie sonsten, selbst in den Wintertagen, die verflossen sind. Manche Weinstöcke, auch Obstbäume blühen zum zweitenmale; in Jena habe ich gefüllte Schneeballen in voller Blüte heute vor acht Tagen gesehen. Gestern erschien mir ein seltsames Phänomen nachmittags: die Wolken türmten sich und machten Cumuli, die aber ziemlich in die Länge gezogen waren; sie erschienen blaßgelb erleuchtet, auf ihnen saßen aber wirkliche Cumuli, die wie bedeutende Heuhaufen aussahen und ganz feuerfarb leuchteten. — Unsere Jagden gehen ganz trefflich von statten; Hühner werden schock- und hundertweise täglich geschossen .... Meine Frau empfiehlt sich dir bestens; die Großfürstin und ihr Mann sind noch in Dornburg .... Hier wartet deiner ein schöner Lorbeerkranz von Frankfurt. [Dessen Ankunft hatte ihm schon August gemeldet.] .... In der Pickischen Auktion zu Bonn habe ich nichts bekommen .... Die große Schale, welche das Taufbecken des Kaisers Otto sein soll, hat die Großfürstin durch Münchow erstanden, ich weiß nicht für wie viel.“

Am 28. kehrte Goethe nach Jena zurück, wo er vier Wochen blieb, um im Bibliothekgeschäft alles für den Winter anzuordnen, wobei ihn freilich auch die Museen und mancherlei eigene Arbeiten beschäftigten, unter andern das ihm zugekommene lateinische Legendenbuch von den heiligen drei Königen. Grotefend hatte sich an ihn wegen der Heilsberger Inschrift gewandt und um eine genaue Abzeichnung gebeten, da die Hammersche Deutung unmöglich richtig sei und auf irriger Abbildung beruhen müsse. Sein Aufenthalt in Jena war vergnüglich und heilsam; besonders bei Frommann genoß er manche gute Stunde.

Am 21. Oktober kam er nach Weimar zurück. Den 1. Dezember sandte er den ausführlichen Bericht an den Großherzog über das, was diese zwei Jahre im Bibliotheksgeschäfte geschehen war. Hier wird genau angegeben, was in baulicher Beziehung gethan worden und wie man bei der Herüberschaffung der

Schloßbibliothek, der Aufstellung, der Anfertigung der Zettel und der Katalogisierung bisher verfahren, was im Winter geschehen solle und weiter zu leisten sei. „Es war freilich schon eine bedeutende Arbeit, beide Bibliotheken dem Körper nach zu verbinden“, schließt er; „sie jedoch dem Geist und Sinne nach zu verschmelzen, sie für alle Zeiten brauchbar und zugängig zu machen, jeder Vermehrung dabei freien Raum zu lassen, fand gar manche Hindernisse, wovon der größte Teil glücklicherweise beseitigt ist. Fortdauernd aber ist die Verspätung der Geschäfte durch das unausgesetzte Ausleihen der Bücher. Man hat aber lieber zu viel als zu wenig thun wollen, um auch den geringsten Schein einer Ungefälligkeit zu vermeiden. Doch wird es zuletzt immer noch die Frage sein, ob man nicht endlich ein halbes Jahr die Bibliothek schließen solle, um zu einem schnellen und reinen Abschluß zu gelangen; vielleicht wäre hierzu der Sommer des vierten Jahres zu wählen, worüber wir jedoch nur beim Abschluß des dritten Arbeitsjahres unterthänigste Vorschläge zu thun wagen dürfen. Möchten die gnädigsten Herren Erhalter mit demjenigen einigermaßen zufrieden sein, was unter gegebenen Umständen von dem angestellten Personal hat geschehen können. Da man sich wenigstens gestehen darf, daß durchaus planmäßig, genau und gewissenhaft, in Absicht der Baulichkeiten, nach hiesigen Handwerksverhältnissen, ungemein schnell und wirksam verfahren worden; ja man betrügt sich nicht, wenn man behauptet, daß diese wichtige Anstalt schon jetzt für die Zukunft gegründet sei, und daß nur ein ruhiges, methodisches Fortschreiten zu wünschen übrig sei. Wenn nun aus der Beilage erhellt, daß die sämtlichen Baulichkeiten mit etwa 2000 Rthlr. ausgeführt worden, zugleich aber die innere Einrichtung, nämlich Transport der Schloßbibliothek, Anschaffung des Papieres und anderer Schreibmaterialien, nicht weniger Schreibgebühren von einem Teil des Katalogs, Remuneration der Personen und was sonst eine zu neuem Umschwunge bewegte Anstalt nötig machte, durch zwei Jahre mit etwa 700 Thaler bestritten worden, so glaubt man eines gnädigsten Beifalls deshalb sich schmeicheln zu dürfen. Auch werden sich gedachte Summen beim Abschluß der Rechnung nur um ein weniges erhöhen, wenn noch einige in diesen bezahlte Posten in Ausgabe kommen.“ Am 17. erneute der Großherzog den Ausdruck der Freude und des Beifalls über die Einsicht und Liebe, womit die Oberaufsicht einen von ihm mit besonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht, und gab die Anordnung der weiter nötigen Arbeiten mit Zuversicht ihrer Vorsicht und Wahl anheim. An vertrauten Mitteilungen fehlte es auch sonst nicht. Als der Großherzog ihm das Neueste zur Entzifferung der Heilsberger Inschrift zurücksandte, meinte er, sie werde noch lange unentziffert bleiben, müßte er sie lesen; dies sei nur

ein angenehmer Zeitvertreib. Man sollte die Buchstaben schwärzen, um sie deutlicher zu machen. Wenn er weiter bemerkt: „Der orientalische Lilomalef [Lilmoalef] sollte eigentlich auch in Stein gesetzt werden, um die nachforschende Nachkommenschaft in Verzweiflung zu bringen. El Scharki und El Garbi klingen polarisch“, so bezieht sich dies wohl auf einen Scherz, den sich ein Orientalist gemacht hatte, der brieflich Goethe mit diesen drei Worten bezeichnet hatte, die dem östlich-westlichen Freunde bedeuten. Als der Großherzog ihm den Abdruck der Lithographie des Carstensschen Bildes, der lustwandelnde Sokrates, zurückschickte, welche die Steindruckerei des Malers Heinrich Müller geliefert hatte, der mit Unterstützung des Großherzogs den Steindruck in München erlernt hatte, machte er den Vorschlag, solche an mehrere Kunsthandlungen verschicken zu lassen mit einer lithographischen Ankündigung, daß das Weimarische lithographische Institut auch andere Carstenssche Zeichnungen, die Lucidi Leonardos und sonst einige noch unbekannte Zeichnungen auf Vorausbezahlung erscheinen lassen werde. „Hofrat Jagemann könnte wohl das Artistische der Unternehmung in Ansehung des Papiers und der Aufsicht über die Ausführung leiten, irgend jemand die Rechnung derselben besorgen und Müller den Profit davon haben, während ich den Vorschuß bestritte.“ Dieser Vorschlag soll dienen, um das lithographische Institut ins Leben und Wirksamkeit zu rufen, alles aber unter Leitung der Immediatkommission, die Sorge tragen wird, einen schönen Aufsatz zu liefern, um die Ware dem Publiko zu empfehlen. Salvo meliori.“ Dieses geschah. Es wurde ein erstes Heft der „Weimarischen Pinakothek“ angezeigt, das auch wirklich im Jahre 1821 erschien.

Unterdessen hatten die von der Bundesversammlung verkündeten Karlsbader Beschlüsse, ein Hohn auf die Freiheit des deutschen Geistes, eingeschlagen. Zur Bewachung der deutschen Universitäten sollte an jeder ein besonderer Kurator oder Regierungsbevollmächtigter eingesetzt werden, der den Geist der Lehrer und der Studierenden, besonders auch die geheimen Verbindungen, da die Burschenschaft verboten war, beaufsichtige, wodurch das elendeste Spioniersystem veranlaßt wurde. Professoren, welche verderbliche, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindselige, die Grundlagen der Staatseinrichtungen untergrabende Lehren verbreiteten (was konnte man nicht also verketzern!), sollten ohne weiteres entfernt werden, ihre Anstellung bei jeder andern Lehranstalt verboten sein. Ebenso durften Studierende, die ein Regierungsbevollmächtigter von einer Universität verwiesen hatte, bei keiner andern zugelassen werden. So war der Geist einzelnen Personen zur Verdächtigung überliefert, die sich dadurch als treueste Staatsbeamte zu zeigen suchten, daß sie nur recht vielen Hochverrat aufspürten, wie sich dies am grausigsten in

dem von Natur vornehm angelegten Staatsrat Schultz, dem Freunde Goethes, zeigte, welchen Minister Altenstein deshalb zum Kurator der Berliner Universität vorgeschlagen hatte, weil er hoffte, dieser werde als wissenschaftlich gebildeter, geistreicher Mann, seines Amtes mit weiser Mäßigung warten. Für Zeitschriften und Werke nicht über 20 Bogen ward einstweilen auf fünf Jahre eine schärfere Zensur befohlen, ja die Regierungen wurden gegen einander und gegen den Bundestag dafür verantwortlich gemacht, daß die Würde und Sicherheit anderer Bundesstaaten nicht verletzt, deren Verfassung und Verwaltung nicht angegriffen werde. Die Bundesversammlung erhielt dazu noch das Recht, ihr mißliebige Schriften ohne weiteres zu unterdrücken. In der Aussicht, recht viele revolutionäre Umtriebe und demagogische Verbindungen zu entdecken, wurde eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz eingesetzt; zu den sieben dabei beteiligten Regierungen gehörten auch Hessen-Darmstadt und Nassau, Sachsen war ganz ausgeschlossen. Besonders lag es den Unterdrückern der Freiheit am Herzen, daß der dreizehnte Artikel der Bundesakte weggedeutet werde. Der Großherzog mußte sich natürlich fügen, mit schwerem Herzen, wenn er sich auch durch das Bewußtsein erleichtert fühlte, keine Schuld an diesem Frevel zu haben, dem er sich nicht widersetzte, um persönlich vor weitern Maßregelungen gesichert zu sein; desto lebhafter fühlte er sich getrieben, in seinem Lande zu wirken, was er vermöge, und einer bessern Zeit vorzuarbeiten. Goethe selbst meinte, die Mächte hätten in Kohlen geschlagen und dadurch den Brand dahin gebracht, wo er ihnen unlieb sei.

Da Weimar mit ganz Thüringen sich durch die Schranken des Preußischen Zollgesetzes sehr eingeengt fühlte, so erhob es mit den übrigen Staaten beim Bundesrate gegen dasselbe Einspruch, weil es mit dem Geiste und den Grundsätzen der Bundesakte nicht in Einklang stehe. So hatte sich das Ministerium auch schon im Anfange des Jahres erklärt, als Preußen vorschlug, die Weimarischen Ämter Allstedt und Oldisleben in sein Zollsystem einzuschließen. Karl August wünschte einen Zollverein der Thüringischen Staaten, der dann später mit dem Preußischen in Verbindung treten könne. Von Seiten Preußens hatte man zugestanden, daß die Thüringischen Herzogtümer sich mit einander verbänden, und man mit diesem Bunde verhandelte. Aber leider hatte Preußen sich bei allen Freisinnigen verhaßt gemacht, so daß man auch seinen Zollplänen immer die schlimmsten Absichten zuschrieb.

In den drei nächsten Jahren (1820—1822) spann sich Goethes vertrautes Verhältnis zum Großherzog ungestört in alter Weise fort. Am Anfang des Jahres 1820 trat der zweite Landtag zu Dornburg zusammen, dem besonders die so tief eingreifende Frage der Besteuerung vorgelegt wurde. Die Oberaufsicht wurde auf demselben wohl durch Fritsch vertreten. Am

9. Januar setzte der Tod des lange Zeit brustkranken talentvollen Jagemann, des Lieblings des Großherzogs, auch Goethe in Trauer, der seit dessen Erkrankung manche Geschäfte desselben hatte besorgen müssen. Bald darauf erkrankte er selbst, zunächst infolge einer Erkältung, die er sich „aus gutmütiger sozialer Nachgibigkeit [etwa weil er am Leichenzuge Jagemanns sich beteiligt?] zugezogen." Vierzehn Tage lang fühlte er sich, was er zum Teil seiner Überanstrengung in literarischen Arbeiten zuschrieb, so angegriffen, daß er sich sehr nach Karlsbad sehnte, das ihm im vorigen Jahre wieder so wohl gethan hatte, und es so rasch wie möglich zu besuchen beschloß. Ein Brief, den er den 25. an den Großherzog und dessen Gemahlin richtete, ist bisher ungedruckt. Am 1. Februar schrieb er an Fritz Schlosser, er habe sich nach einem vierzehntägigen Katarrhfieber wieder zu gewohnter Thätigkeit erhoben. Die Großherzogin war damals tief ergriffen vom Tode des Landgrafen von Homburg. Man könnte denken, die undatierten Zeilen, welche Karl August an einem Freitag Goethe schrieb: „Das schöne Leichengedicht, für welches ich danke, lasse ich heute auf weißem Bande drucken", bezögen sich auf diesen Todesfall. Der elfjährigen Prinzessin Marie widmete Goethe zu ihrem Geburtsjahre, dem 3. Februar, ein kleines Gedicht, womit er die Sendung eines Bildes begleitete. Am 25. sprach der Großherzog Döbereiner seinen Dank für die Zusendung seines neuen Lehrbuchs der Chemie und Stöchiometrie aus, das zeige, seine Thätigkeit leiste der Wissenschaft und der Akademie gleich ersprießliche Dienste. Goethes vertrauliches Verhältnis zum Großherzog bekunden die vorhandenen Briefe. Am 11. schickte dieser ihm die Zeichnungen der für Belvedere bestimmten Wandgemälde, da die Zeit heranrücke, wo man damit anfangen müsse. „Sonntag bei dir mündlich ein mehreres", schließt er. Den 10. März äußert er: „Zum Karlsbader Beginnen wünsche ich dir guten Erfolg, den es dir, mein Lieber! schon mehrmalen eingebracht hat. Vorher wird das schöne Frühlingswetter, das hoffentlich sich erhalten wird, uns mehrmalen zusammenbringen. Die Mailänder Freunde will ich einstweilen zur Geduld verweisen [darüber, daß Goethe ihnen nicht schrieb]. Für die Morphologica [das neue morphologische Heft] danke ich bestens; ich habe seit gestern Abend dem Reiz nicht widerstehen können, gleich darin zu blättern und deswegen ein Buch aus der Hand gelegt [Brandes, ‚über den mittlern Gang der Wärmeänderungen'], welches durchzulesen, es koste, was es wolle, ich mir vorgesetzt habe." In die Zeit einer Kinderkrankheit des jungen Prinzen fallen die Zeilen, womit Goethe am 29. März auf einen Brief der Großfürstin erwidert, der ihm nicht aus den Augen kommen solle, bis er sich wieder ihres Besuches am gewohnten Donnerstagmorgen freue. Den 14. April sandte er dem Großherzog die von ihm nach Besprechung mit Müller, Vater

und Sohn, entworfene Ankündigung der von Karl August befohlenen Weimarischen Pinakothek, die der ältere Müller nebst Probedrücken der beiden ersten Bilder mit auf die Leipziger Messe nehmen wollte. „Erlauben Höchstdieselben", schrieb er, „so warte Sonntag früh beizeiten auf, um über die nächste Führung des Geschäftes weitere Vorschläge zu thun." Karl August bemerkte am Rande: „Beistehendes und das beiliegende projektierte Publikandum im Namen Müllers entspricht völlig meinen Hoffnungen in Ansehung des lithographischen Instituts." In demselben Jahre sandte der Großherzog den vierundzwanzigjährigen Maler Schmeller (er stammte aus einem Dorfe bei Weimar) auf drei Jahre zu weiterer Ausbildung an den berühmten van Bree in Antwerpen.

Der König von Württemberg war um diese Zeit am verwandten Weimarischen Hofe. „In diesen Tagen ward mir ein sehr werter und teurer Besuch", schrieb Goethe den 12. April an Reinhard; „des Königs von Württemberg Majestät hatten die Gnade, da ich bei Hof nicht aufwarten konnte, mich in meinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; unser liebes erbgroßherzogliches Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft. In solcher Gegenwart mußte freilich der Zeit und ihrer Erscheinungen bedeutend gedacht werden." Der König war nach Weimar gekommen, um bei seiner Verwahrung gegen die Beschlüsse der Wiener Konferenzen, die freilich auch Karl August nicht genehm waren, dessen Beteiligung und durch die Großfürstin auch die Mitwirkung ihres Bruders, des Kaisers Alexander, zu gewinnen, was ihm freilich nicht gelang.

Am Abend des 19. kam Goethe nach Jena, um vor seiner Abreise nach dem Bade alles für die Zeit seiner Abwesenheit vorzubereiten. Auf dem ihm damals zu Ehren gefeierten Mahle brachte er zum Danke einen Trinkspruch aus. Der Großherzog dankte am 24. Döbereiner für das Heft einer Zeitschrift, die er sogleich in Brüssel bestellen werde; man habe ihm gesagt, sie werde nicht fortgesetzt. Über Alexanderbad und das in der Anlage begriffene Marienbad gelangte Goethe am 29. nach Karlsbad. Schon am 31. Mai konnte der Großherzog den nach Jena zurückgekehrten Freund, dem er für zwei Briefe zu danken hatte, heiter begrüßen. „Bald komme ich zu dir und erbitte mir einige meteorologische, geognostische, physiologische, botanische Kollegia [bei dir]." Goethe hatte sich vorgesetzt, bis zum Herbst in Jena zu bleiben, um seine naturwissenschaftlichen Hefte zu fördern, den Fortgang des Bibliothekgeschäftes zu betreiben und für die Museen zu wirken. Die Überkunft des Herzogs verzögerte sich. Am 19. Juni schrieb dieser: „Wenn nur der Regen und hauptsächlich die Kälte aufhören wollte! Vielleicht komme ich diese oder die künftige Woche zu dir." In demselben Briefe

spricht er seine Freude darüber aus, daß Goethe sich des Amsterdamer Rathausmodells annehme, das bei ihnen lange Zeit herumgestoßen und verkannt worden. Dieser selbst berichtet, er habe den untern großen Schloßsaal, aus dem man die Büttnerische Bibliothek weggeschafft, neu einrichten lassen, um verschiedene Kuriosa darin aufzubewahren; auch ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathauses habe sich nach dessen Herstellung hier aufrichten lassen. Karl August begab sich darauf ins Teplitzer Bad.

Die von Metternich berufene Wiener Konferenz war indessen am 24. Mai zu einem wesentlich diesem und Gentz erwünschten Abschluß gelangt: nicht in Frankfurt im neuen Bundestage, sondern in Wien hatte man sich über die „Schlußakte" geeinigt, welche dem deutschen Volke jede Aussicht auf freiheitliche Gestaltung rauben sollten. Gentz jubelte, Artikel 57, wonach der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung gewisser Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne, sei wichtiger als der Sieg bei Leipzig. Vergebens war aller Widerstand gewesen; bei der Übermacht der beiden Hauptstaaten und der Zerrissenheit der Kleinern, welche man listig gegen ihren eigenen Vorteil benutzte, war mit ehrlicher Anerkennung der Rechte des Volks um so weniger durchzudringen, als die Grundlage des Bundes verfehlt war. Auch Karl Augusts Vertreter, Fritsch, der seinen Einspruch gegen Preußens Zollgesetz von neuem begründete, hatte sich schweren Herzens gefügt; war er auch von diesem angewiesen, sich unter Einspruch zurückzuziehen, wenn die Konferenz das Leben der Einzelstaaten zu stören suche, so wagte er doch nicht einen Schritt, der Weimar nur in Verlegenheit gebracht hätte, und die neuen Bestimmungen waren auch nicht so einschneidender, wenn auch manche bedenklicher Art. In einer am 8. Juni zu Frankfurt gehaltenen öffentlichen Sitzung des Bundestages wurden die „Wiener Schlußakte" von den beiden Großmächten und allen kleinern Staaten unter abwechselnden Redensarten genehmigt.

Der Großherzog besuchte von Teplitz aus nach der Badekur auch Kaiser Franz in Prag, der ihn freundlich aufnahm, wenn er auch wußte, wie wenig dieser mit dem kaiserlichen Rückschritt zufrieden war, daß dieser immer, wo er konnte, die Sache der Freiheit vertrat. Karl August war klug genug, die Politik nicht zu berühren. Goethe hielt sich zu Jena im Gartenhäuschen des botanischen Gartens ruhig an die Geschäfte und seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, besuchte auch zuweilen die Großfürstin zu Dornburg, wie am 23. Juli. Wenn er am 12. August sich von Frankfurt Artischoken eines Scherzes wegen kommen ließ, weil Jena zwar alles übrige, selbst Pisang Ananas, aber keine gute Artischoken liefere, so wollte er vielleicht die Großfürstin damit überraschen. Am 14. dankte er Meyer für ein ihm von der-

selben zugekommenes Geschenk für die Museen, mit der Bemerkung, es sei so ein Schauer zur rechten Zeit gewesen. Vom 16. bis zum 23. erfreute er sich der höchst anregenden Anwesenheit von Schultz und den drei Berliner Künstlern, Rauch, Schinckel und Tieck. Rauch und Tieck modellierten Goethes Büste, Schinckel führte einige von Goethe ihm aufgegebene Bilder für die Bibliotheksäle aus. Schultz unterhielt ihn bis tief in die Nacht mit seinen schwarzgalligen Anschauungen des Berliner Senates, der Professoren und Studierenden, gegen die er wie als Staatsverbrecher wütete, zur Herzensfreude des leider noch immer geheim wirkenden Fürsten von Wittgenstein und des burschenfresserischen von Kamptz. Selbst seine Freunde Reimer, Savigny und Schleiermacher waren seinem Verfolgungswahn nicht entgangen, mit welchem er auch Goethes Anschauung der Verhältnisse trübte. Sein wilder Haß ging so weit, daß der Minister Altenstein über einen seiner Berichte so empört wurde, daß er ihn zur Zurücknahme desselben zwang — aber auch vor dem Minister sollte er sich bald nicht mehr scheuen. Damals gab Goethe Schultz schon seine ersten eben gedruckten „Zahmen Xenien“, in welchen er (eine Fortsetzung war nicht beabsichtigt) offen seinen Mißmut über die jüngeren Zeitgenossen aussprach, denen er nicht recht sei. Über seine geschäftlichen Arbeiten während dieses längern Aufenthaltes in Jena berichtete Goethe später: „Der untere große Jenaische Bibliotheksaal war nun in der Hauptsache hergestellt; die Repositorien, die sonst der Länge nach den Raum verfinsterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Serenissimo verehrtes altdeutsches Fenster ward eingesetzt, und daneben die Gipsbüsten der beiden Herren Nutritoren aufgestellt, in dem obern Saal ein geräumiger Pult eingerichtet, und so immer mehrern Erfordernissen Genüge geleistet. Um in den allzueinfachen, unverzierten, weniges Ergötzliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnsprüchen begleitet, in allen wissenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegenleuchteten. Einiges wurde ausgeführt, anderes durch Herrn Schinckels Gefälligkeit vorbereitet [geglückt waren ein gesprengtes Grab und ein Körbchen mit dem Akanthus nach der Sage von der Entstehung des Korinthischen Kapitäls, mit dem Spruche: Ex funere forma], das meiste blieb aber als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück .... Bei der botanischen Anstalt beschäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses [für die sich immer mehr ansammelnden südlichen Gewächse], nach dem Befehl Serenissimi und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Akkorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet .... Auf den Jenaischen Museen revidierte ich die Karlsbader Suite mit neuer Übersicht, und da man

doch immer vorsätzliche Feuer und Glutversuche anstellt, um zu den Naturbränden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Flaschenfabrik zu Zwätzen [am 9. Juli fuhr Döbereiner in seinem Wagen dahin] dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich, die chemischen Erfolge nicht in der eigentlichen Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben.“ Auch ließ er von Döbereiner Schmelzversuche der vier verschiedenen Gebirgsarten anstellen. Seinen Geburtstag feierten die Professoren durch ein Mittagsmahl, bei welchem Goethe den Trinkspruch auf die Universität ausbrachte. Daß er mit den fürstlichen Familiengliedern vom Großvater bis zu den Enkeln in einem sehr glücklichen Verhältnisse lebe, diese ihn als ein altes Inventarienstück des Hauses auf das freundlichste und zutrauensvollste gelten ließen, berichtet er launig an Graf Reinhard.

Schon am 27. schrieb er: „Die [eben erfolgte] Ankunft Serenissimi weckt so manche Geschäfte, die bis jetzt ruhen konnten.“ Deshalb wollte er im Drucke der naturwissenschaftlichen Hefte eine kleine Pause eintreten lassen. Der Großherzog kam mehrfach nach Jena. Am 7. September sah er in dem von den Prinzessinnen bewohnten Garten die ringförmige Sonnenfinsternis, wozu man dort Vorrichtungen getroffen hatte. Der erst ganz bewölkte Himmel klärte sich allmählich auf, so daß Anfang und Mitte dieser Naturerscheinung vollkommen beobachtet werden konnten; um das Ende zu sehen, begab man sich auf die Sternwarte, wo Professor Posselt Anstalten dazu gemacht hatte. Am Nachmittag des 18. wohnte er dem Aufbrechen der Gewölbe der Johanniskapelle bei, damit man nicht die etwa aufgefundenen Sachen „auf die Jenaische Manier verhunze“. Er hatte Goethe Tags vorher gebeten, ihm mittags aus den gewöhnlichen Quellen Essen zu verschaffen; vielleicht könne er bestellen, daß die Gewölbe vorher geöffnet würden, so daß sie gleich nach Tisch sähen, was von dem Gefundenen aus der Zeit des Kurfürsten Johann Friedrich aufzubewahren wäre. An demselben Tage wurde Goethe sein zweiter Enkel geboren. Leider hatte die Mutter den ganzen Sommer über schwer gelitten, besonders bei der Entbindung. Eine Woche später schrieb er an Zelter, noch immer fürchte er bei ihrer zarten Natur für sie. „Weiter kann ich nichts sagen, als daß ich auch hier mich im Islam [in der Gottergebenheit] zu halten suche. Geht es in unserm Hause gut, so wäre es liebenswürdig, wenn du Anfang November bei uns einsprächst; denn alsdann bin ich erst wieder bei mir selbst eingekehrt.“ Gegen Schultz äußert er: „Mein Sohn, der seit mehrern Monaten mit gelitten, war höchlich zu bedauern, da ich ihn wenigstens als ein Muster eines treuen und teilnehmenden Ehemanns verehren muß. Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände hervorbringen müßte.“

Am 12. zeigte er Döbereiner an, seine Analyse des Marienbader Kreuzbrunnens sei vom Prälaten Reitenberger von Tepl mit Dank aufgenommen worden. Er wünschte für denselben die Analyse eines andern, seines häufigen Gases wegen berühmten Wassers; diese würde ihm zum Schlusse der Kurzeit gewiß Vergnügen machen.

Gegen den 20. kündigte sich Karl August bei Goethe mit den Zeilen an: „Wenn es dir recht ist, so komme ich diesen Abend zwischen 6—7 Uhr nebst ein paar Gesellen zu dir, um zu galvani-, magneti-, elektrisieren." Für diesen „glücklichen Abend" dankte Goethe am 22. in seinem Berichte von „kleinen Geschäften und Vorkommnissen". Nachdem er seiner Bemühungen um Anschaffung einer Masse von Birnkernen (Karl August wollte Holzbirnkerne zum Säen einer Hecke haben) und einer in London auf Befehl gemachten Bücherbestellung gedacht, heißt es: „Sollte Hofrat Meyer Ew. Hoheit noch nicht aufgewartet haben, um sich Urlaub zu erbitten, so melde denselben hiermit schuldigst an. Schon vor zwei Jahren waren wir beide dringend [nach Berlin] eingeladen; da ich es ablehnen mußte, ruhte die Sache bis jetzt. Nun hat Staatsrat Schultz bei seinem letzten Hiersein einen nochmaligen Antrag im Namen des Ministers von Altenstein an Meyer gethan und denselben brieflich wiederholt. Nun leugne ich nicht, daß in vielfachem Sinne eine Reise dahin für uns alle vorteilhaft scheint, und ich wüßte nichts zu erinnern, wenn ihm dahin ein drei- bis vierwöchentlicher Urlaub gestattet würde. Von Kunstschätzen und Kunstthätigkeit daselbst wird er die sichersten Nachrichten mitbringen. Sollten jedoch Ew. Hoheit ihm einen Wink geben, worauf er sonst noch zu achten hätte, so würde er auch gewiß gute Erkundigung einziehen. Übrigens beträgt man sich gegen uns von Berlin aus sehr freundlich und behülflich, und es möchte wohl rätlich sein, ein solches Verhältnis zu hegen und zu pflegen." Auch bat er den Großherzog, er möge Meyer acht kupferne Denkmünzen des Fleißes anvertrauen, um die Schüler der ersten Zeichenklasse damit zu erfreuen. Alle Klassen hätten sich wohl gehalten, so daß sie Prämien verdienten; die untern wollten sie auf andere Weise, mitunter auch durch einiges Zeichenmaterial, aufzumuntern suchen. Karl August erwiderte, er habe Meyer den Urlaub angesagt und ihm die Denkmünzen gegeben. Ihn nahm bei Ettersburg wieder die leidenschaftlich betriebene Jagd in Anspruch. Den 23. schrieb er an Goethe: „Die reichen Hasen- und Hühnerjagden nehmen [mir] jetzt alle Zeit täglich, so lange die Sonne am Himmel steht, dergestalt, daß ich zu sonsten etwas gar nicht kommen kann, außer am Tage des Herrn, wo mir der Kirchendienst, von andern erfüllt, Raum läßt, mich mit produzierenden Künsten zu beschäftigen. Künftigen Sonntag [den 24.] Vormittag um 11 Uhr warte ich auf. Meine

Freude bezeige ich dir zur glücklichen Zurückkunft der Nordpolsexpedition [der zweiten Parrys], der deine guten Wünsche auch Segen gebracht haben werden." Goethe verhehlte dem Großherzoge nicht, wie wenig ihn die Jagd interessiere; einmal schrieb er ihm, er ziehe Mond, Plejaden und das Aufsuchen von Kometen dieser vor. Den 27. äußerte Karl August: „Sollte der [von seinem literarischen Agenten in London, dem Translator Hüttner, mit dem Goethe auch persönlich in Verbindung stand, in seinem Berichte erwähnte] Roman von Walter Scott [‚Kenilworth'] und die Transactions von Bombay nicht wert sein, sie kommen zu lassen? Dir überlasse ich die Entscheidung der Frage und die Besorgung .... Gestern zwischen 3—4 Uhr, als wir bei Tische saßen, bekamen wir einen tüchtigen Hagelschauer. Heute ging das Hühnerschießen desto besser, da der feuchte Erdboden sie besser zum Festesitzen einlud als wie der kalte, trockene. Ein sehr merkwürdig Hirschgeweih ist eingeliefert worden." Schon am 25. hatte Goethe an Schultz geschrieben: „Auch die Howardische Wolkenform [die von Howard eingeführte Unterscheidung und Benennung] habe ich behandeln müssen; unser Großherzog hat dergleichen bedeutende Anstalten, und wenn man lernfähig ist, kann man überall belehrt werden." Er schickte den Aufsatz dem Großherzog. Dieser antwortete am 1. Oktober: „Für das Howardische ABC danke ich bestens. Beiliegend folgt eine Notiz. Das Geweihe selbst und der Unterkiefer dieses Hirsches, den ich seines Alters halben, um daraus den Zustand der Zähne bei einem alten Hirsch zu beobachten, schoß, werden nach Jena kommen, sobald sie, um der Fäulung zu widerstehen, zubereitet sein werden. Gerne brächte ich wieder einen fröhlichen Abend im botanischen Garten bei dir, mein Lieber! zu, wenn nicht die Hirschbrunst und die sehr reichlich sich dieses Jahr ergebende Hühnerjagd mich am Ettersberge fesselten .... Nach monstrosen Enten werde ich aufstellen lassen." Auch teilte er ihm mit, daß er sich wegen der von Kosegarten gewünschten Handschrift in Holland verwenden werde. Zuletzt berichtet er, daß er der kleinen Auguste gestern die silberne Medaille mit seinem Bilde zu ihrem Geburtstage gegeben. Goethe selbst hatte der damals in Dornburg weilenden neunjährigen Prinzessin hübsche Verse mit Elzheimers Aurora zu ihrem Tage verehrt.

Noch fühlte er sich in Jena so behaglich, daß er dem Verlangen, seinen zweiten Enkel zu sehen, widerstand. Der Sohn besuchte ihn, wie bisher, zuweilen, und gab ihm Kunde von Ottiliens Befinden. Die Anwesenheit des berühmten Göttinger Anatomen Blumenbach, der seit achtzehn Jahre seine Verwandten [der Physiker Voigt war sein Schwiegersohn] in Jena nicht mehr besucht hatte, brachte auch den Großherzog nach Jena. Den 7. Oktober schrieb dieser an Goethe: „Blumenbach von Göttingen hat mich gestern so lachen gemacht,

daß trotz der vortrefflichen Hirschbrunft und des schönen Jagdwetters ich mir doch nicht versagen kann, eines fröhlichen Abends in Jena zu genießen und alsdann und den andern Tag Blumenbach in seinem ganzen Elemente operieren zu sehen und zu hören. Ich komme also morgen Abend nach Jena und steige bei dir ab; dann begeben wir uns ins Schloß und soupieren daselbst. Den andern Tag essen wir wieder zu Mittag dorten. Dieses Diner betreffend wollen wir das weitere noch abreden, aber zum morgenden Souper bestelle Blumenbach, die Voigts, Vater und Sohn, Ziegesarn [den Kurator] um 8 Uhr ins Schloß." Die Zusammenkunft war höchst angeregt. Nun aber sah sich Goethe veranlaßt, noch einmal, was zweimal mißlungen, den Ankauf der schönen Starckschen Präparate, und diesmal mit aller Kraft, zur Sprache zu bringen, um diese nicht Jena entgehen zu lassen. Die Witwe, schrieb er am 17., habe ihm angezeigt, daß sie Gelegenheit habe, das anatomische Kabinet ihres Gatten nach auswärts zu verkaufen, wovon er den Großherzog zu benachrichtigen für Pflicht halte. Die Erwerbung desselben habe die Oberaufsicht früher gewünscht, aber die Unterhandlungen hätten sich zerschlagen, und neuerdings wäre so manches andere zu bestreiten gewesen, daß man daran nicht weiter gedacht. „Ew. Königliche Hoheit haben vor kurzem selbst mit Blumenbach auch das Museum menschlicher Anatomie besehen, und sich gewiß überzeugt, daß es gleichfalls verdiene, begünstigt zu werden. Schon jetzt ist bemerkenswert, wie die durch Loders Abgang völlig ausgeleerten Räume sich nach und nach wieder gefüllt haben, und wie wohl alles darinnen erhalten ist. Auch dieser Anstalt wird es zu Ruhm und Ehre gereichen, wenn das Starcksche Kabinet damit verbunden würde. Was das Lokal betrifft, so ließe sich dieses sogleich erweitern, wenn man die anstoßenden Räume dazu bestimmte. Die Bibliothek und der botanische Garten verdanken Ew. Königlichen Hoheit eine neue Belebung, dem anatomischen Museum wäre das ähnliche zu wünschen, besonders jetzt, wo der Prosektor Dr. Schröter, ordnungsliebend, thätig und folgsam, von seiner Seite aufs kräftigste mitwirken würde. Nach dem Zustande des Starckschen Kabinets habe mich vorläufig erkundigt. Daß die pathologischen Knochen wohl gehalten seien, liegt in ihrer Natur; die in Weingeist aufbewahrten Präparate sind bisher sorgfältig behandelt worden, an den getrockneten, gefirnißten möchte eher etwas zu thun sein. Der gegenwärtige Augenblick, wo die Zahl der Studierenden sich wahrscheinlich abermals vermindert, fordert vielleicht am lebhaftesten auf, für die Anstalt etwas Auffallendes zu thun, um zu zeigen, daß man den Mut nicht verliere, und, im Glauben an eine Folgezeit, immer verharre, dasjenige zu fördern, worüber man gebieten kann." Auch wurde nicht übergangen, daß der Sammler sowie mehrere Familienglieder sich um das fürstliche Haus

wohlverdient gemacht, dessen Verwandter Hofrat Starck in seinen pathologischen Vorlesungen sich beständig auf diese Sammlung gründe, und daß ein Kabinett, wie dieses, sich wohl niemals wieder in Jena zusammenfinden werde. Der Ankauf wurde jetzt genehmigt.

Am 20. wandte Goethe sich auch wieder an Döbereiner, der eben von seiner Reise zurückgekehrt war. Er sandte ihm ein Stück Carrarischen Marmor, um ihn auf Kieselerde zu untersuchen, und einen in der Bibliothèque universelle erschienenen Aufsatz Oerstedts über den Einfluß der Voltaischen Säule auf die Magnetnadel. Der Herzog wünschte zu wissen, ob der von diesem beschriebene Versuch mit ihrem Apparate wiederholt werden könne, oder noch etwas dazu erforderlich sei. Seebeck in Berlin habe das Phänomen schon dargestellt.

Erst anfangs November kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo er sogleich durch die Kunde von dem schweren Fall erschreckt wurde, den die Großherzogin beim Aufschließen einer Thüre erlitten; sie hatte beide Röhren der rechten Hand gerade über dem Gelenke gebrochen und sich am Fuße verletzt. Für Goethe war dies um so niederschlagender, als sie ihn gerade zu sich hatte einladen lassen und er sich „in eine ruhige, thätige Winterstellung einzurichten gedachte". „Nun ist durch eine solche wahrhaft öffentliche Kalamität das häusliche Behagen gänzlich aufgehoben", schrieb er am 9., „da man ja die Vorstellung ihrer Leiden und der zu besorgenden Folgen nicht los wird. Man hört zwar nur verhältnißmäßig Gutes, aber es ist doch nur von mindern Übeln die Rede." Er fühlte sich so angegriffen, daß er das Haus nicht verlassen konnte. Zum Glücke kehrte Meyer eben von Berlin zurück, der so viel zu erzählen hatte; dieser kam jeden Abend zu ihm, wobei vor allem die von ihm an den Minister Altenstein zu richtenden Vorschläge zur Einrichtung von Kunstakademien, besonders mit Bezug auf Berlin, besprochen wurden. Sonst sah er niemand. Der Herzog ließ durch ihn Döbereiner, der einen Beitrag zum Aufwande seiner chemisch-praktischen Vorlesung wünschte, die Summe von 50 Thaler anbieten. Goethe schrieb dabei: „Möge Ihr schönes Unternehmen durch Fleiß und Aufmerksamkeit Ihrer Schüler belohnt werden." Das erbgroßherzogliche Paar befand sich indessen in Troppau, der stillen Hauptstadt des österreichischen Schlesiens, wohin die Großmächte berufen waren, um die Revolution in Italien zu unterdrücken. Auch Kaiser Alexander war dahin gekommen. In Goethes stiller Einsamkeit gedieh nicht allein ein neues Heft „Kunst und Altertum", in welche Zeitschrift er jetzt auch neue eigene Gedichte aufnahm, sondern er ließ auch den ersten Band der „Wanderjahre" drucken. Sein Briefwechsel nach den verschiedenen Seiten breitete sich besonders infolge seiner wissenschaftlichen Beziehungen immer weiter aus. „Ich gebe mich dieser Beschäftigung gerne

hin“, schrieb er den 29. an Knebel, „weil es interessant ist, auf die unschuldigste Weise zu betrachten, wie es im sittlichen und ästhetischen Sinne an vielen Ecken und Enden des Vaterlandes aussieht. Was uns in politicis betroffen, trifft auch dich als einen emsigen Zeitungsleser. Daß die erste Congrevesche Rakete von Nordosten her gerade auf uns gerichtet worden, ist doch eigen genug, und wir wollen sehen, was der übrigen Welt nunmehr widerfährt.“ Einige anzügliche Bemerkungen im Weimarischen „Oppositionsblatte“ über den Bund der meistbeerbten Monarchen hatten Österreich und Preußen zu Beschwerden gegen das zuletzt ziemlich zahme Blatt aufgeregt, und da auch der Russische Kaiser sich in gleichem Sinne vernehmen ließ, mußte Karl August, um Schlimmeres zu vermeiden, es verbieten. Goethe fühlte die unglückliche Lage. Das aufgezwungene Verbot war durchaus nicht in seinem Sinne, dagegen entsprach es dem massiven Vorgehen seines Freundes Schultz, der sich jetzt sogar durch Wittgenstein und Konsorten verleiten ließ, einen leidenschaftlichen Bericht an den König zu richten, um diesem den Plan einer notwendigen Umgestaltung des Kultusministeriums, sowohl den Grundsätzen als den Personen nach, vorzulegen. Seine Wut konnte er selbst Goethe gegenüber nicht unterdrücken, dem er schrieb, „die Teufel würden nun bald einsehen, es sei von ihnen wohlgethan, ihn in Frieden zu lassen“, und doch war seine Klage gegen Altenstein gerichtet, dem sich Goethe durch ihn empfehlen und danken ließ für das seinem Freunde Meyer, gewissermaßen auch ihm, bewiesene Vertrauen.

Am 19. Dezember hatte Goethe Karl August schöne Geschenke von Blumenbach zu senden, über deren Verteilung an die Anstalten in Weimar und Jena der Großherzog verfügte; dem Geschenkgeber wollte er eine goldene Medaille verleihen, die bei einem so berühmten Manne vor- und rückwärts wirke. Goethe erwiderte: „Blumenbachen wird die Medaille zur größten Freude gereichen und zur höchsten Belohnung seines unermüdeten Bestrebens und Wirkens. Auch wird dadurch das erneuerte gute Verhältnis erst recht lebendig, erfreulich und nützlich erhalten.“ Wenn der Großherzog den 23. Goethe schrieb: „Das [in Weimar als Merkwürdigkeit zu sehende] Buschmannsweib hab' ich mit Verwunderung betrachtet, aber nicht lange, jedoch mit diesen wenigen Blicken mir schon die Einbildungskraft gar gründlich verdorben“, so hatte er vielleicht Goethe dazu eingeladen, dieser aber solchen Anblick abgelehnt, wie früher einmal das Anschauen eines Hermaphroditen, weil diese Mißbildung ihm widerlich sei. Mit launigen Worten sandte Karl August ihm die von Zacharias Werner ihm verehrte schauderhafte Tragödie „Die Mutter der Maccabäer“ gegen das von Goethe ihm mitgeteilte Leben des großen Condé: „Lavus lavum lavat! Ein alter Spaß vom seligen

Wedell. Für den Condé empfängst du ‚Die Maccabäer'". Am letzten Tage des Jahres zeigte der Großherzog ihm an, daß in einer aus Mailand angekommenen Sendung auch Beilagen für ihn seien. „Da du doch das Neujahr morgen anblasen wirst, so verfüge dich um 11 Uhr zu mir, um meine neuen Schätze zu perlustrieren."

Goethe schrieb ihm am Neujahrsmorgen: „Ew. Königliche Hoheit genehmigen an dem heutigen Tage den Ausdruck treuester Wünsche und lebenslänglicher Verehrung und Anhänglichkeit. Die Witterungstabellen liegen bei, mit Erklärung der Zeichen auf einem besondern Blatte. Die Wernersche Capuzinade erreicht denn doch die Höhe eines Pater a sancta Clara noch nicht; es sei mir vergönnt, auch dieses Dokument aufzubewahren." Mit warmem Gefühl erwiderte ihm Karl August: „Dir, meinem lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt, wünsche ich ein recht leicht und angenehm zu durchlebendes neues Jahr, danke dir für die Ausdrücke deiner unveränderlichen Freundschaft für mich und noch besonders für die schönen, erfreulichen Beilagen. Vulpius hat mir einen sehr angenehmen Dienst geleistet, indem er das merkwürdige Jacquinsche Werk [über Botanik] geordnet und dergestalt zusammengebracht hat, daß man von seiner Kompletheit überzeugt ist. Einband und Ordnung ist sehr geschmackvoll. Der C. . . [Capuziner?] Werner ist doch ein Erz-Schelm, doch tüchtig verrückt dabei. In die Tabellen will ich mich hineinstudieren, so gut ichs kann; hier ist die Medaille für den alten Blumenbach als ein Neujahrsgeschenk und Andenken von mir. Schreib ihm recht viel Schönes und lebe wohl." Werner war Karl August, den er als „deutschen Normalfürsten" bezeichnete, wegen der freundlichen Aufnahme in Weimar, noch mehr wegen des Jahresgehaltes von 1000 Gulden verpflichtet, das ihm der Fürst Primas als Großherzog von Frankfurt gezahlt, Karl August aber nach dessen Absetzung fortzuzahlen versprochen hatte, wie wenig er auch von dessen Dichtungen und Leben erbaut war. Vor fünf Jahren hatte Karl August in Köln dem Minister Stein von dem damals schon Bußprediger gewordenen Dichter des „Dr. Luther" mancherlei Seltsamkeiten und Verkehrtheiten erzählt, war dann auf seine Liebesgeschichten gekommen, hatte ihn einen armen Kater genannt, der den verliebten Kätzchen auf allen Dächern seine ohnmächtige Liebe vormiaut, ja der wunderliche Kauz habe geglaubt, der Mann müsse auf Erden seine jammervolle Seelenwanderung durch die verschiedenen Leiber der Weiber als ein Fegefeuer durchmachen. In der sehr langen Vorrede zu seinem neuesten Drama erging Werner sich im eifrigsten Prophetentone, der alle nicht mit ihm an die katholische Lehre Glaubenden als Verblendete bedauerte. Mit stolzem Selbstbewußtsein, daß man seine Bedeutung als Dichter erst nach

seinem Tode erkennen werde, kam er auch auf die deutsche Kritik, die über ihn verbreiteten Märchen und manches Persönliche in seiner Weise zu sprechen. Von Goethe, dem „Großmeister der europäischen Literatur“, hieß es: auch dieser vortreffliche Meister werde es nicht ernstlich in Abrede stellen können, daß „er selbst, aus einem höhern Standpunkte betrachtet, als jede irdische Meisterschaft erreichen kann, nur ein noch erst zu vollendendes Meisterwerk sei“, und wie die lange Predigt weiter lautet. Im Briefe an den Großherzog hatte er sich als dessen „allerunterthänigster Fürbitter“ unterzeichnet.

Das Jahr 1821 bezeichnen in Weimars Verwaltungsgeschichte das Gesetz über die Bedeutung des Kammervermögens (17. April), welches die Kammerverwaltung und die Schuldentilgung regelte, das über das Einkommensteuersystem (29. April) und die Einrichtung des Landrentamtes (1. Oktober). Die liebevolle Sorge für die Bereicherung der Anstalten für Wissenschaft und Kunst setzte Karl August unter Goethes Teilnahme fort; in Belvedere wurde ein Palmenhaus gebaut, in Weimar der alte Stadtturm mit der Bibliothek durch eine von dem Schlosse Weida stammende, aus einer Eiche kunstvoll hergestellte Wendeltreppe verbunden und zur Aufstellung der Militärbibliothek und der Landkartensammlung eingerichtet. Die unwürdige Beschränkung jeder freien Regung, welche die gebietenden Mächte über ganz Europa auf ewige Zeiten verhängt hatten, wurde zu Laibach und durch Österreichs Glück in Italien befestigt. Dank den strengen Warnungen war in dem immer mehr herabgekommenen Jena alles frohe Studentenleben verboten, nur die Johannisfeuer, denen einst Goethe in einem lustigen Trinkspruch das Wort geredet, hatten sich noch auf dem Hausberg erhalten.

Der alternde Dichter konnte in den vier ersten Monaten des Jahres weder Haus noch Stube verlassen; um so unangenehmer fiel es ihm, daß im Januar auch Meyer nicht ausgehen durfte. Am 22. Januar erfreute er sich eines Besuches des vor kurzem zurückgekehrten erbgroßherzoglichen Paares. Auch sonst stand er mit der Großfürstin in freundlicher Verbindung. Karl August hatte immer gehofft, Goethe werde endlich einmal sich herauswagen und deswegen ein schönes ihm zugekommenes Gemälde zurückgehalten; erst Ende März sandte er es ihm, da seine Hoffnung geschwunden, dieses werde ihn, wie Lichtmeß den Dachs, aus der Höhle locken. In dieser Zeit kam endlich die Aussöhnung von Goethes Sohn mit Riemer zu Stande. Dieser hatte im vorigen Jahre aus Mißmut über die schlechte Besoldung die Professur niedergelegt, um die ihm von seinen Bibliothekgeschäften freie Zeit lohnender zu verwenden. Häufig hatte Goethe Riemers Beihülfe vermißt, die ihm jetzt besonders zu statten kommen mußte, weil in einigen Jahren die neue Ausgabe seiner Werke geliefert werden sollte. In den Briefen an Freunde hat Goethe

nie dieser ihm höchst empfindlichen Trennung gedacht. Die erste Erwähnung nicht des Wiederanknüpfens, sondern der Gesellschaft Riemers bietet ein Brief an Schultz vom 29. April. Rastlos war Goethe diese Zeit über mit der Herausgabe naturwissenschaftlicher Hefte aus seinen reichen Papieren, mit „Kunst und Altertum“ und dem Drucke der „Wanderjahre“ beschäftigt; auch nahm er an der Übersetzung des Lucrez seines Freundes Knebel regen Anteil. Geschäftlich hatte er neben manchen Aufträgen des Großherzogs die Angelegenheiten der Weimarischen Bibliothek und der Jenaischen Anstalten zu besorgen. Zu den von Karl August jetzt mit besonderer Vorliebe betriebenen Einrichtungen gehörten die meteorologischen. Am 2. Februar schrieb er an Goethe: „Beiliegenden Rapport des Observatoriums zu Schöndorf habe ich bloß in Ansehung des Barometerstandes der letzten Woche genau durchgesehen und ihn auf eine unglaubliche Weise verschieden von demjenigen Barometerstande gefunden, den ich an dem meinigen täglich mehrmalen beobachtet habe. Bei mir war das Barometer auf 28,3 gestiegen, in Schöndorf zeigt aber das Barometer nur höchstens 27,8. Auf so viel kann die höhere Lage Schöndorfs nicht einfließen. Auf der hiesigen Bibliothek wird angeblich täglich zu verschiedenen Tageszeiten observiert und eingeschrieben, aber nie ist noch ein Resultat davon geliefert worden. Jetzt wär' es doch Zeit, dieses Eingeschriebene einmal zum Leben zu bringen, zu erfahren, was auf hiesiger Bibliothek im verflossenen Monat Januar observiert ist worden. Besorge dieses.“ Gleichzeitig nahm Goethe lebhaften Anteil an Döbereiners Ansicht, daß physische Wirkung auch chemische hervorbringe. Auf gleiche Weise, schrieb er am 18. Februar, dürfe man wohl sagen, mechanisch und physisch seien auch nahe genug miteinander verwandt, auch wohl aussprechen, daß die entoptische Wirkung vom Temperaturwechsel herrühre. Bei der jetzigen Kälte möge Döbereiner deshalb Versuche mit gläsernen Täfelchen anstellen. Am 14. März berichtete er dem Großherzog, aus den meteorologischen Blättern gehe hervor, daß man in Jena die Sache immer mehr mit Sorgfalt und Liebe behandle. Auf der Weimarischen Bibliothek habe sich der Sekretär Kräuter gleichfalls eingerichtet und diesem kleinen Geschäft schon Interesse abgewonnen. Am 18. April fragt er bei Döbereiner im Namen des Großherzogs an, ob er mit der Untersuchung des von ihm übersandten Wassers der Jenaischen Quelle beschäftigt sei, die man in das neue Krankenhaus [das 1822 gebaute Landkrankenhaus] leiten wolle, und er bittet ihn, die Ergebnisse mitzuteilen. Zugleich berichtet er, Seebeck habe schöne Beobachtungen über das neuentdeckte Verhältnis des Magnetismus zum Galvanismus gemacht; wolle er die Versuche wiederholen, so würde er die Kosten des nötigen Apparats, die nicht groß sein könnten, aus der Museumskasse geben. Acht Tage später fordert

er ihn unter Beilegung des Seebeckschen Aufsatzes dazu auf. Die Absicht sei, daß diese Phänomene Serenissimo bei dessen nächster Anwesenheit in Jena vorgelegt würden; auch ihm selbst werde es Freude machen, am Vortrage teilzunehmen. „Mir ist gemeldet worden“, äußerte er am folgenden Tage dem Großherzog, „daß Höchstdieselben bei Ihro Aufenthalt in Jena mehr Aufmerksamkeit auf die außerordentlichen und zufälligen Meteore den Himmelskundigen empfohlen. Ich habe sogleich eine Anordnung getroffen, wodurch der Zweck größtenteils erreicht und zu jedem Monatsbericht auch hierüber Bemerkungen erfolgen können. Nächstens überreiche eine Abschrift, welche Höchstdieselben auch wohl Ihren andern Meteorologen mitzuteilen geruhen. In dem betreffenden Erlasse an Posselt von demselben Tage heißt es: „Solche Beobachtungen möchten auf eine eigene Weise anzustellen sein, weil sie sich nicht in einer Folge ereignen, und es ist deshalb mehr eine Verabredung als eine Einrichtung zu treffen. Sie würden sich also zuerst mit Dr. Körner und Schrön vereinigen und wechselseitig übernehmen, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, wo Geschäfte, Umstände und sonstige Anregung es vergönnen und auffordern, die Atmosphäre zu betrachten und zur Tageszeit die Höfe um die Sonne, kleinere und größere, nicht weniger Nebensonnen, ja auch mehr oder weniger vollkommene Regenbogen zu beobachten. Die Vollkommenheit des Regenbogens aber besteht darin, daß ein dunkelgrauer Streif, welcher sich gegen die Helle unterhalb und oberhalb des Bogens auszeichnet, von zwei farbigen Bogen gesäumt sei. Dieses Phänomen wird selten in seiner Vollkommenheit gesehen.“ Nachdem er dann der mannigfachen nächtlichen Erscheinungen gedacht, bemerkt er, man müsse sich mehrere hinzugesellen, könnte Schüler, Kommilitonen, Kunstgesellen u. a. mit ins Interesse ziehen, vorzüglich solche Personen, welche die Pflicht hätten, die Nacht aufzumerken, und er würde sehr gern aus der Museumskasse einige Remuneration dafür an Thürmer, Nachtwächter und Krankenwärter aussetzen. Der Großherzog bestimmte für die meteorologischen Beobachtungen eine jährliche Summe von 250 Thaler. Am 25. meldete dieser an Goethe, er wolle künftigen Sonntag abends nach Jena gehen, wohin Lindenau komme, und dann einige Tage in der Gegend bleiben; seinen Wunsch, Goethe möge auch dahin kommen, konnte dieser nicht erfüllen. Er meldete Karl August, daß er eben zum ersten Hefte der „Weimarischen Pinakothek“ eine Einleitung und Erklärung schreibe. „Das Ganze herzustellen sind noch 300 Thaler erforderlich. Da jedoch diese Summe durch den Verkauf von 200 Exemplaren schon gedeckt ist, so bringt das dritte Hundert reinen Gewinn, und man glaubt vorauszusehen, daß das folgende Heft ohne weitere Auslage veranstaltet werden kann, wobei zugleich die Aussicht bliebe, daß der erste Auf-

wand auch wieder erstattet werden könne. Wollten sodann Ew. Hoheit diese kleine Summe als Fonds der Anstalt widmen, so ließe sich nach und nach gar manches in Zeiten vorsehen. Es müßte ein ansehnlicher Vorrat Papier beigeschafft werden, daß jede Platte, gleich wie sie fertig ist, abgedruckt würde, weil die Steine nicht, wie Kupferplatten, aufgehoben werden können, sondern gar leicht der Verderbnis unterliegen. Wobei noch schließlich bemerke, daß wir einen guten Absatz hoffen dürfen, weil bisher schon viel Nachfrage geschehen." Leider sollte die schöne Aussicht sich nicht erfüllen. Von Goethes Beschäftigung mit der Farbenlehre zeugt seine Bitte an Döbereiner vom 15. Mai um eine kleine Beihülfe, da er mit dem Frühjahr angefangen habe, Blumenfarben auszuziehen, die er nun mit sauren und basischen Reagentien prüfen wolle. Für die Jenaische Bibliothek war er fortgesetzt thätig. So ließ er eine Gatterthüre zu den Handschriften durch Coudray zeichnen und einen Kostenanschlag derselben machen; die Entscheidung hielt er sich vor. Sehr angelegentlich bemühte er sich darum, daß der Bibliothekar Güldenapfel von der unter ganz andern Verhältnissen übernommenen, jetzt ungerechten Bürgschaft befreit werde. In seinem die Sache allseitig erörternden Briefe an den Großherzog vom 27. April heißt es: „Überhaupt kommt es bei dem Geschäft eines Bibliothekars, wie bei andern, auf Treue und Redlichkeit an; gegen Unredlichkeit gibt es keine Verwahrung. Prof. Güldenapfel ist durchaus als rechtschaffener, wohldenkender Mann bekannt und hat sich als solcher seit drei Jahren, so lange Unterzeichneter diesem Geschäft vorsteht, ohne Tadel erwiesen, ja in einzelnen etwas bedenklichen Fällen vorsichtig und skrupulos. Er ist Hausvater, ein mäßiges Leben gewohnt und Grundbesitzer. Hat er nun schon durch seine Bemühungen verdient, durch gnädigste Zusagen wegen seines Ökonomischen außer Sorgen gesetzt zu werden, so verdient er gewiß auch für die große, ins vierte Jahr fortgesetzte und noch manches Jahr fortzusetzende außerordentliche Arbeit die sittliche Belohnung, durch das Vertrauen der höchsten Herren Erhalter seiner Kaution entbunden zu werden, damit er, von aller Sorge für Frau und Kinder bei seinem Ableben befreit, seinem Geschäft so fröhlich als treulich vorstehen könne." Einer so eingehenden Begründung hätte es kaum bedurft, den Zweck zu erreichen. Schon am 29. Mai dankte Goethe dem Großherzog für diese Entlastung; gleichzeitig sandte er die Tagebücher der Beamten und bat für einen derselben, der die atmosphärischen Erscheinungen aufzeichne, um ein Barometer und Thermometer, wie sie auf den meteorologischen Anstalten sich befänden. Daß Goethe vom Berliner Theaterintendanten während seiner Zurückgezogenheit den Auftrag erhielt, einen Prolog zur Einweihung des neuen Schauspielhauses zu dichten und diesen so glänzend ausführte (am 12. Mai war er vollendet), gereichte Karl August

zu besonderer Freude. Am 18., acht Tage vor der Einweihung, sandte Goethe die Handschrift an die Großfürstin mit den Zeilen: „Möge Beikommendes meiner wertesten Fürstin einige Unterhaltung geben, und Ihrer Majestät des Königs [von Preußen] allerhöchster Gnade mich zu empfehlen nicht unwert scheinen!“

Anfangs Juni wurde der Dichter in seinem Hause, das er seit dem November gehütet, auf angenehmste Weise überrascht durch den Großfürsten Nicolaus und dessen ihm eben angetraute Gemahlin, die Tochter des Preußischen Königs. Das erbgroßherzogliche Paar hatte sie ihm zugeführt. Die Herrschaften unterhielten sich mit ihm auf das gnädigste; sie nahmen auch seinen Hausgarten in Augenschein. Die Großfürstin Alexandra versprach ihm ihre Büste von Rauch und gestattete ihm, einige Verse in ihr Album zu stiften.

Der Großherzog begab sich darauf nach Teplitz, seine Gemahlin nach Wilhelmsthal, das erbgroßherzogliche Paar nach Marienbad. „Es herrscht bei uns eine große Stille“, schrieb Goethe den 13. an Knebel. „Aus meinem Gebiet kann ich mich daher desto weniger entfernen, als die lange Gewohnheit, zu Hause zu bleiben, abgeschüttelt sein will. Die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an, doch will ich suchen, mich einigermaßen mobil zu machen und zu allererst bei dir freundlich einsprechen.“ Aber der „Unsommer“ hielt ihn noch wochenlang zu Hause zurück. Als Schultz, dem es noch nicht hatte gelingen wollen, Altenstein zu stürzen, wenn auch der König ihn zum Generaldirektor im Ministerium ernennen wollte, sich vom 1. bis zum 6. Juli in Weimar befand, war Goethe unwohl. Der erste Band der „Wanderjahre“ war eben erschienen, als er am 23. nach Jena sich begab; drei Tage später reiste er nach dem ihm verordneten Marienbad, wo er am 29. eintraf. Hier befand sich noch die Großfürstin, mit welcher er viel verkehrte. Der Großherzog, der die Rückreise durch Baiern gemacht hatte, wobei er auch auf die allgemeine Stimmung geachtet haben wird, erwiderte am 26. August an Goethe: „Die H. [Oberhofmeisterin Gräfin von Henckel?] hat mir zwei Briefe von dir gebracht, die mich sehr gefreut haben. Sie hat mir dabei gesagt, daß sie dich sehr liebenswürdig und mansuet verlassen habe und mir das ganze Ding beim Herzog von Gotha vortragiert. [Der wunderliche Herzog Emil August pflegte einen der von ihm geladenen Gäste schonungslos zu behandeln, was ihm diesmal bei Goethe übel bekommen sein wird.] Hoffentlich wird das Bad, die Reise und die Umgebungen dich recht wieder aufheitern und verschmetterlingen. Ich habe eine schöne Reise gemacht und viel Merkwürdiges gesehen; meine Gesundheit ist ziemlich leidlich. Die Bekanntschaft des Grafen Sternberg [des Verfassers der „Flora der Vorwelt“] ist für mich ein sehr angenehmer

Gewinn gewesen; solltest du ihn [in Karlsbad] sehen oder [in Prag] besuchen, so bitte ich ihm zu sagen: daß ich auf der Chaussee, eine Stunde von Pilsen, jenseits nach der Grenze zu, zwei ganz vortreffliche Stücke Holzstein oder versteinert Holz gefunden habe, deren Bindungsmittel ganz zweierlei seien; das eine hat vermutlich Kieselerde, das andere aber Thon. Für das Jenaische Museum habe ich sehr schöne Sachen mitgebracht." Auch möge er Sternberg wegen zweier Bildsäulen an der Treppe des Regensburger Rathauses fragen, die er für die besten von ihm gesehenen in altdeutscher Art und Kunst halte. Er übergeht, daß er in Tegernsee und München König Max besucht, mit dem ihn frühere Beziehungen und sein edles Streben verbanden. In Augsburg habe ihn bei einem Lizentiaten ein ganz wunderbares Gemälde angezogen, eine Kopie der Verkündigung in Florenz, welche die Sage dem heiligen Lucas zuschrieb. Weiter äußert er: „Die Entdeckungen der genauen Verbindung des Magnets, der Elektrizität und des Galvanism, die Unsicherheiten der Polaritäten und der Bedeutendheit der Pole selbst revolutioniert dergestalt alle Begriffe der Einflüsse, an die man bis jetzt ganz oder halb geglaubt hat, daß in der Meteorologie selbst ganz andere Ansichten gefaßt müssen werden und daß mehr oder weniger die Ursachen der Begebenheiten in tellurischen Verhältnissen zu suchen sind; in der Atmosphäre oder im Himmel gewiß am wenigsten. Gott lasse mich einige Klarheit in dieser verworrenen Wissenschaft noch erleben!"

Goethe hatte unterdessen, nachdem er drei Wochen anhaltenden Regenwetters durch Fleiß und gute Gesellschaft sich erträglich gemacht, den Herrn von Marienbad, den Prälaten Reitenberger zu Tepl, besucht, beim Grafen Auersperg in Hartenberg seinen Geburtstag gefeiert, vom 30. August bis zum 13. September von Eger aus die Umgegend mineralogisch durchstreift, und eben wollte er nach Karlsbad, als die gräßlichen Meldungen von der dortigen Wasserflut ihn zur sofortigen Heimkehr bestimmten. Er meldete dies am 12. seinem Sohne. „Du kannst denken, wie weh es mir that, im Augenblick, da ich alte Freunde und bekannte Lokalitäten wieder zu begrüßen hoffte, sie in solche Greuel verwickelt zu denken. Mit Augen mag ichs nicht sehen. Und so laß mich hoffen, euch alle gesund und frisch zu finden. Mir sind noch immer die Folgen der Kur höchst erfreulich." Am 15. war er wieder in Jena. Dorthin antwortete ihm Karl August am 19.: „Gestern, mein lieber Freund! kam dein Brief von Eger erst an und heute, derjenige, durch den du mich von deiner Ankunft in Jena unterrichtest. Sei willkommen! Man sagt, das [mineralogische] Kabinett habe dergestalt Reichtümer in Island erobert, daß der Heerführer Lenz darob deliriere. Sobald ich abkommen kann, werde ich dich in Jena besuchen. Körner wird dir

Flintglas zeigen, das er gemacht hat. [Das Ergebnis war kümmerlich.] Über die außerordentlich reiche Ernte und über das verderbliche Wetter, welches die Reichtümer der Ernte verfaulen macht, steht allen guten Christen der Verstand still; sie fassen sich, im Mangel eines Bessern, in passiver Geduld; so auch die Jäger." In Jena, wo Goethe nur vierzehn Tage zu bleiben gedachte, zog ihn der jetzt aufgestellte, im Frühlinge in einem Torfmoore bei Haßleben in Thüringen gefundene Urstier an, dessentwegen er schon von Marienbad aus Prof. Jäger in Stuttgart befragt hatte. An Döbereiner sandte er am 24. ein merkwürdiges Gestein, dessen Gehalt dieser untersuchen möge. Mit großem Eifer hielt er sich an das naturwissenschaftliche Heft, das besonders der Farbenlehre gewidmet sein sollte. Zu seiner Freude hatte er erfahren, daß auf einmal 50 Exemplare seines Werkes über diese im Buchhandel verlangt worden. Seine Handzeichnungen hatte er jetzt zwei Schülern des Kupferstechers Schwerdgeburth zur Herausgabe anvertraut; er selbst lieferte dazu erklärende Gedichte. Den 8. Oktober meldete Karl August, er komme nächstens mit Baurat Sartorius von Eisenach, der dem Museum seine bedeutende Sammlung von Gebirgsarten an der Rhön schenken wolle. Von Schreibers möge er Theophrasta longifolia und das Hörnerpaar eines Ungarischen weißen Ochsen von der großen Sorte sich für ihn ausbitten, da er es nicht für unmöglich halte, der bei Haßleben gefundene Stierkopf habe einem Podolischen angehört, der vom Markte zu Buttstedt, wohin solche noch zu seiner Zeit gebracht worden, sich verlaufen habe. Auch wünschte er von der Frau im Odenwalde zu erfahren, die nach dem Berichte von Augenzeugen Hörner treibe und abwerfe. Goethe wandte sich deshalb an den ihm verwandten Arzt Neuburg in Frankfurt, mit der Frage, ob ein solches abgelöstes Gewächs käuflich sei. Da Neuburg die Sache bestätigte, bat er diesen, sich bei einem Besitzer solcher zu erkundigen. Als er einmal in der heitersten Mittagsstunde im Prinzessinnengarten den schönsten Aussichtspunkt betrat, wurde er auf das glücklichste überrascht. Er hatte von Meyer gehört, daß die Großfürstin an einem Punkte des Gartens ein Denkmal errichten wolle, aber glaubte nicht, daß die Ausführung so rasch erfolgen werde. Und nun sah er hier auf einem Grundsteine eine bronzene Pyramide, über welcher ein Adler, eben im Begriffe, seine Schwingen zum Fluge zu lüften, und auf den drei Seiten der Pyramide Reimsprüche von ihm, welche die Großfürstin ausgewählt hatte. Eine schönere Anerkennung der hohen Frau konnte ihm nicht werden. Gerührt bat er Meyer am 9., derselben „auf die geziemendste Weise seinen gefühltesten Dank auszusprechen". Am 10. kündigte der Herzog sich auf den andern Morgen an; er werde gegen 10 mit Sartorius und Coudray kommen. „Bestelle Lenzen um 10 Uhr aufs Kabi-

nett, damit wir auspacken können. Bestelle den [Landrat] Oberst Lyncker und den Prorektor, Lenzen und Ziegesarn, wenn er einheimisch sein sollte, und noch zwei leere Kouverts." Auch Riemer stellte sich auf Goethes Einladung in Jena ein und besorgte die Durchsicht von Druckbogen zum neuesten Hefte „Kunst und Altertum". Der Großherzog dankte am 19. Döbereiner für den zweiten Teil seiner „Neuesten Untersuchungen und chemischen Entdeckungen" (über die Entstehung der Thermalquellen). Nach seiner Rückkunft wolle er weiter mündlich mit ihm verhandeln, schrieb er ihm; den 21. reise er nach Hannover, dann zu Nathusius [dem berühmten Unternehmer in Althaldensleben] und über Magdeburg zurück; in Weimar werde er wohl wieder am 31. sein. „Daß durch komprimierte Luft allein Thermalwasser zu Stande gebracht werden können, davon bin ich überzeugt, und so wie mir Geh. Hofrat Starck gesagt hat, wird auch diese Methode in Dresden [durch Strube] angewendet, wo der [Karlsbader] Neubrunnen gut nachgeahmt wird, aber nicht der Sprudel. Dergleichen Künste könnten wir in Berka auch machen, und zwar noch mit mehrerm Succeß wie in Dresden, weil wir eine Schwefelquelle und einen Säuerling haben. Jetzt wünsche ich noch eine Frage erörtert zu haben, nämlich die: ob man mit Einwerfen glühender reiner Kiesel (weißen Quarzsandes) Bier brauen oder Branntwein brennen kann mit bedeutender Holzersparnis? Suchen Sie einstweilen diesen Gegenstand ins klare zu setzen, und bei meiner Rückkehr wollen wir dann Versuche in dem neuen Laboratorio zu Oberweimar anstellen, welches jetzt eingerichtet wird und wo Kessel und Blase sich befinden werden."

Goethes Rückkehr nach Weimar verzögerte sich immer mehr. Am 1. November schrieb er mit sichtlicher Freude an Güldenapfel: „Wenn schon in der unterm 27. Januar 1811 ausgefertigten Bibliotheksordnung festgesetzt worden, daß die Verleihung der Bücher nur die zwei Tage Mittwoch und Sonnabend, und zwar im Sommer nachmittags von 1—3 und im Winter von 1—2 Uhr, stattfinden soll, so hat man doch, bei Erweiterung und Anordnung der Bibliothek, den Wunsch befriedigen wollen, jene Begünstigung auch auf andere Tage erstreckt zu sehen. Weshalb denn hierdurch für die Zukunft, jedoch mit vorbehaltenem Widerruf, die Einrichtung getroffen wird, daß auch die vier übrigen Wochentage von 11—12 Uhr an das Personal der akademischen Lehrer Bücher abgegeben werden können; wonach man sich also bei der Bibliothek einzurichten hat. Ein solches wird der Bibliothekar und Professor Dr. Güldenapfel gehörig bekannt machen, zugleich aber bemerken, daß ihm, in Hinweisung auf seine Pflicht, untersagt worden, zu irgend anderer Stunde Bücher auszugeben, damit bei der neuen Einrichtung die so kostbare Zeit möglichst geschont werde. Jena den 1. November, als am Jah-

restage des vor vier Jahren mutig begonnenen und bis jetzt treulich und glücklich durchgeführten wichtigen Bibliothekgeschäfts." So wenig bedurfte es also der früher in Aussicht genommenen zeitweiligen Schließung der Bibliothek. Noch in Jena empfing er den Besuch des Russischen Dichters Joukovski, der sich im Gefolge der Großfürstin Alexandra befand. Da er Goethe zu sehen wünschte, ließ die Großfürstin ihn mit dem Russischen Geschäftsträger Strube in einem vierspännigen Wagen nach Jena herüberfahren. Goethe wurde durch den Abendbesuch überrascht, so daß er sich kaum zu fassen wußte, weshalb er es für Pflicht hielt, später von Weimar aus Joukovski ein briefliches Lebewohl zu senden. „Möge ich Ihrem Andenken immer frisch bleiben", schloß er, „so wie ich wünsche, gelegentlich der Gunst und Gnade einer vortrefflichen Fürstin empfohlen zu sein, deren liebenswürdiges Bild täglich mir vor Augen steht und mir die herrlichsten Geistesgaben, begleitet von himmlischer Güte und Sanftmut, vergegenwärtigt, und so den segensreichsten Einfluß auf mich ausübt."

Vor Mitte November kehrte er endlich nach Weimar zurück, wo ihn vierzehn Tage die Anwesenheit Zelters nebst Tochter und seinem zwölfjährigen Schüler, dem Klaviervirtuosen Mendelssohn Bartholdy, erfreute; zum Glücke hatte er sich im Juni einen guten Streicherschen Flügel angeschafft. Den Dezember verbrachte er bei mannigfacher abwechselnder Thätigkeit in leiblicher Gesundheit, wenn er sich auch zu Hause hielt. Damals wurde die „Campagne in Frankreich" gedruckt, deren Hauptteil vollendet vorlag. Er hatte darin Gelegenheit, des Großherzogs vortreffliche Haltung in jenem unseligen Zuge nach Gebühr zu loben und sein Zusammenleben mit ihm zu schildern. Dieser fühlte sich am Ende des Jahres sehr unpäßlich. Oken war jetzt von Paris nach Jena zurückgekehrt, und mancher bedauerte noch immer, daß er der Universität entrissen worden, aber an seine Herstellung war unter der Herrschaft des Schwertes der heiligen Allianz nicht zu denken. In Weimar selbst befand sich damals der bedeutende Theolog de Wette, der seine Stelle an der Berliner Universität verloren hatte, weil man sein höchstens unvorsichtiges, aber von den edelsten Gesinnungen eingegebenes „Trostschreiben" an Sands unglückliche Mutter böswillig mißverstand. Er hatte sich dadurch trotz seiner Begabung als öffentlicher Lehrer unmöglich gemacht.

Im gesegneten Weinjahr 1822 blieb die freundschaftliche Vertraulichkeit Goethes mit dem Hofe ungestört. Karl August kam oft in sein Haus; auch die Großherzogin und die Großfürstin erschienen dort regelmäßig morgens, erstere Dienstags, die andere Donnerstags. Seine Bewunderung und Verehrung gegen die Großherzogin müsse immer mehr wachsen, schrieb er an Zelter; sie bleibe sich immer selbst gleich, wanke und weiche nicht von ihrer

Art und Weise; sie mache sich zum Geschäft, die tanz- und festlustige Jugend in Bewegung zu halten, und, selbst leidend, andern Freude zu machen. Obgleich er sich bei der Kälte still zu Hause hielt, wurde er Ende Februar von einem Katarrh befallen, der ihn vier Wochen schwer belästigte, ohne ihn zu hindern Besuche anzunehmen. Den Großherzog freute es, daß endlich in Jena „Akademische Annalen" zu Stande kamen; schon lange hatte er bedauert, daß man dort keine Zeitschrift geschaffen, in welcher die besten und gebildetsten Köpfe ihre Erfindungen und Forschungen niederlegten. Von manchen Seiten kamen an ihn Sendungen für die Museen, bei denen Goethe immer thätig sein mußte. Karl August vertraute ihm auch sein Edelsteinkästchen, das er wissenschaftlich ordnen sollte. Daß er wieder dem edlen Waidwerk oblag, zeigt der Schluß eines Briefes vom 20. Januar (Fabian-Sebastian): „Südwind seit vorigem Sonnabend und allerhand Witterung dabei! der Barometer stand pp. auf dem Mittlern. Gestern 1645 Hasen geschossen." Im Briefe selbst gedenkt er eines von ihm begünstigten Malers, dem er eine Lektion habe geben müssen, weil er gar zu leichtsinnig sei, und ohne Unterscheidung stockschlechte und gute Bilder kopiere; Goethe möge diesem ernstlich ins Gewissen reden. Am 6. Februar schrieb er dem Freunde: „Bestens im allgemeinen für alles Überschickte und Besorgte dankend, habe ich mich besonders gefreut zu vernehmen, daß meine Edelsteinsammlung in so schöner Ordnung sich balde finden werde. Wenn es dir recht ist, so bitte ich, den Geh. Referendar Helbig über die Einrichtung dieser Sammlung zu belehren; ich will ihm alsdann die spezielle Aufsicht darüber anvertrauen; er besitzt schon etwas Kenntnis in dieser Sache." Die Nachschrift enthält eine meteorologische Beobachtung. Den 16. wünschte Goethe der seit dem November in Petersburg weilenden Großfürstin schriftlich zum Geburtstage Glück. Er schrieb: „Mögen Ihrem weitumfassenden Geist, Ihrem weit ausgreifenden und wirkenden Gemüt diejenigen nicht fern sein, die das herrliche Fest in stiller, frommer Eingezogenheit begehen. Und wie Höchstderoselben gnädig freundliche Gegenwart dem Böhmischen Winter [Unsommer] Blumen zu erschaffen wußte, also möge dieselbige Sonne ferner immerfort meinen Winter mit wohlthätiger Einwirkung beleben." Am 21. gab Karl August ihm wieder einen Auftrag an Schreibers, auf dessen Sendung von Hornvieh er sehr gespannt war. „Sonntag gegen Mittag warte ich auf", meldete er, „und freue mich schon im voraus auf die schöne Ordnung, von welcher Helbig mir nicht genug Rühmens machen kann." Die 24 Bände der Französischen Encyklopädie, um die Goethe schon einmal mit der Besitzerin gehandelt, hatte er für 100 Thaler gekauft; dieses schön gebundene Exemplar bestimmte er der Weimarischen Bibliothek, die ihr altes der Jenaischen abtreten solle, an die Goethe es senden möge. Andere Aufträge schlossen sich

an. Am 26. März entschuldigte Goethe die Verzögerung einiger Aufträge mit seinem langdauernden lästigen Katarrhalzustande. Hier heißt es u. a.: „Das mir anvertraute Edelsteinkabinett werde noch vor den Feiertagen [Ostern] an Helbig übergeben, wünsche meiner geringen Bemühung höchste Zufriedenheit und glückliche Vermehrung der schönen Grundlage .... Die meteorologischen Tabellen zum Januar, in Jena ausgearbeitet, liegen bei; sie wären früher eingelangt, wenn man nicht noch die Wiener Beobachtungen hätte hinzufügen wollen, welche aber bis jetzt noch nicht angekommen sind. Von Breslau vernehme vorläufig gute Aufnahme und hoffe nächstens eine Erwiderung unserer Tabellen durch Dr. Brandes." Am 31. schrieb der Großherzog hoch erfreut: „Seit — ich weiß nicht welcher Epoche — sind Sachen wie die, welche beiliegend folgen, diesseits der Alpen nicht gesehen worden. Lauter Geschenke vom Oberst von Eschwege [der aus Brasilien zum Besuch gekommen], welche er mir heute überbrachte. Alles dieses ist wohl für Jena gehörend und passend. Vielleicht wenn in meinem Schränkchen keine Chrysoberylle sich finden sollten, könnten etliche von beikommenden hineinspazieren. Erzeige mir den Gefallen, an Lenzen balde ein Verzeichnis von diesen Sachen zu schicken, ihn aber hungern zu lassen, bis daß ich sie selbst nach Jena bringen kann. Etwas wünschte ich noch von Eschwege zu haben, nämlich eine Sammlung aller farbigen Diamanten; er hatte eine in einem Gläschen das vorigemal bei sich. Siehe zu, ob du ihm beikommen kannst. Aber was gebe ich für alle diese Schätze an Oberst von Eschwege? Gehe deswegen mit deinen Geistern zu Rate und schreibe mir gelegentlich deine Meinung." Die Antwort fehlt. Goethe schrieb den 4. April an Lenz: „Indem die bedeutende Korrespondenz [der mineralogischen Gesellschaft] vom vorigen Jahre dankbar zurücksende, wünsche Glück zugleich, daß dieses neue so günstig angefangen hat. Sollten wir Herrn [Hofgerichtsrat] Cramer in Dillenburg [mit dem Goethe vor Jahren in Wiesbaden persönlich vertraut geworden] nicht auch irgend etwas Freundliches erzeigen? Nach dem, was er mir gesendet, zu schließen, muß die an das Kabinett eingeschickte Suite von Bedeutung sein. Ferner liegt ein Verzeichnis bei von Brasilianischen Stufen, mit deren Anblick Serenissimus selbst Sie nächstens zu erfreuen gedenkt. Wenn ich zu Erfüllung Ihrer geäußerten Wünsche etwas beitragen kann, so thue es gern; in einiger Zeit gibt es Gelegenheit deshalb unterthänigsten Vortrag zu thun." Als Prof. Sprengel in Halle, da der Großherzog ihm volle Freiheit dazu gegeben, einige neuere botanische Werke von der Bibliothek bestellt hatte, bat Goethe Karl August, Seine Königliche Hoheit möge doch den mitgesandten Schein unterschreiben, weil diese Mitteilung über die Befugnis hinausgehe, welche bisher der Leitfaden seiner Verwilligungen gewesen,

und es ihm der Sache gemäß scheine, daß der Großherzog wisse, wer solche kostbare Werke habe. Für eine ihm zur Ansicht gesandte merkwürdige Bromelia sprach er mit dem verpflichtetsten Danke seine Verwunderung aus. Am 22. kam Karl August nach Jena, wo er sich sehr freundlich zeigte; er lobte alles, was für die Museen geschehen, billigte das Beabsichtigte, regte manches Neue an und erwies sich durchgehends gnädig und innerlich zufrieden. Damals besichtigte er auch die im Neubau begriffene Chaussee und er freute sich, daß ein neuer Ausweg gefunden wurde, den bösen Aufstieg im Mühlthal, die sogenannte „Schnecke“, leidlicher zu machen.

Goethe wollte im Sommer wieder Marienbad besuchen, das ihm im vorigen Jahre so wohl gethan hatte, der Großherzog dagegen sein altes Teplitz gebrauchen. Am 11. Juni besuchte der Kanzler von Müller Goethe noch in seinem Garten am Park; gleich darauf ging dieser nach Marienbad. Dort wohnte er in dem von Herrn von Brösigke neugebauten Hause, wo er dessen Tochter Frau von Levetzow mit ihren drei Töchtern fand. Diese hatte sich, nachdem ihre Ehe mit dem Mecklenburg-Schwerinschen Hofmarschall von Levetzow getrennt worden war, mit einem Vetter desselben, Friedrich von Levetzow, vermählt, der bei Waterloo fiel. Der ersten Ehe waren zwei Töchter, Ulrike (geboren den 4. Februar 1804) und die zwei Jahre jüngere Amalie, der zweiten eine dritte, Namens Bertha, entsprossen. Goethe hatte Frau von Levetzow schon im Juli 1808 mit ihrer Mutter in Karlsbad kennen gelernt. Den Eindruck, den sie damals auf ihn geübt, deutet die Tagebuchbemerkung an: „Frau von Brösigke und Frau von Levetzow. (Pandora).“ Jetzt bewegte er sich täglich im Kreise des Herrn von Brösigke und der bei ihm wohnenden Tochter und Enkelinnen, speiste auch mit ihnen zu Mittag, spazierte draußen oder auf der Terrasse mit ihnen. Manche kleine Lieder entstanden dort, am 21. Juli eines für die Kinder (zum Geburtstage der Mutter?); am 23. ließ er kleine Gedichte zum Andenken zurück. In Eger, wohin er sich am 24. begab, wurden mehrere Tagesgedichte ins reine geschrieben, schon am 24. das zarte Lied „Äolsharfen“. Karl August befand sich in Teplitz wohl. Von dort sprach er am 29. Gersdorff seine Freude aus, daß die bei ihnen eingeführte Selbsteinschätzung (es war die erste in Deutschland) sich bewährt habe, während man in Baiern einen Versuch damit zu machen nicht wage. Von Eger aus schickte Goethe seit dem 1. August dem Herzog seine Tagebuchaufzeichnungen, die auch für die Herzogin bestimmt waren; besonders berichtete er über seinen Aufenthalt zu Hartenberg bei Graf Auersberg und zu Redwitz bei dem bedeutenden Gutsbesitzer und Fabrikanten Fikentscher. Außer der Geologie, der Glasbereitung und der Anfertigung entoptischer Täfelchen zur Farbenlehre hatte ihn auch die von Kaiser Franz gegründete

Schule zum Spitzenklöppeln angezogen, über die er von der Lehrerin sich eingehend berichten ließ. „Die eigentliche Manipulation beschreibe mündlich“, meldete er, „und zeige einiges vor, was man mir freundlich verehrte. Unsere Frauenzimmer, im Weißnähen so geübt, würden hierin gar bald vollkommen sein, wie denn schon in ihren Arbeiten das ähnliche vorkommt.“ War diese Mitteilung wohl besonders für die Großherzogin bestimmt, so ließ er dagegen mit Rücksicht auf sie folgende Aufzeichnung seines Tagebuchs aus: „Abends kamen die Ligoristischen Durchtriebenheiten, Werners Rosenkranzpredigt und ähnliches zur Sprache, im Gegensatz zu Kaisers Josephs Zeiten. Damalige Literatur. Abbate Casti. Nachts las ich ebengenannten Wernerischen Sermon im Auszuge, wie ihn Doktor Hain als Augen- und Ohrenzeuge im Januar des ‚Hesperus‘ aufgeführt hat.“ Auch berichtete er, daß der Scharfrichter Huß ihm außer seinen Mineralien einen Teil seiner Münzsammlung gezeigt, die ihn in seinen Gedanken bezüglich auf das Weimarische Kabinett gefördert und bestimmt habe. Die pyrotechnischen Versuche in der Glasbereitung erinnerten ihn am 15., dem Geburtstage Napoleons, an die zur Feier desselben so oft erlebten Feuerwerke. Damals erschien die „Campagne in Frankreich“, worin Goethe auch der Weimarischen Geniezeit ehrenvoll gedacht hatte, dessen „was von einem herrlich begabten Fürsten, von seiner wohlgesinnten, geistreich-lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderung nah und fern gewirkt habe“ und immer in dankbarer Erinnerung bleiben werde. Noch ehrenvoller war für ihn der Schluß der „Belagerung von Mainz“. Kurz vor seiner Abreise wandte er sich den 23. an Knebel, dem er über seine genußreichen und belehrenden Ausflüge berichtete; diesmal werde er in Jena nicht anhalten können, um so mehr einige schöne Herbsttage mit ihm zu verleben suchen. Bald nach Goethe, am 27., kehrte der Großherzog zurück.

An dessen Geburtstag, den 3. September entschuldigte sich Goethe schriftlich bei der Großfürstin, daß er in diesen Tagen durch ein geringes, doch sorgenerregendes Übel auch gehindert worden sei, persönlich aufzuwarten, um einer so glücklichen Rückkehr [sie war während Goethes Abwesenheit schon im Mai erfolgt] sich zu erfreuen und alles Heil Höchstdenenselben und den teuern Ihrigen zu wünschen“, doch hoffe er sich bald an ihrer Gegenwart zu beglücken. Er teilte ihr ein merkwürdiges Heft mit, welches er der Freundlichkeit eines höchst schätzbaren Wandnachbars in Marienbad verdanke, und ein vorläufige Auskunft darüber gebendes geschriebenes Blatt, dessen Einleitung er leider nicht lesen könne. Die Großfürstin hatte endlich nach langem Suchen in dem zu Petersburg geborenen, in Genf erzogenen Soret, der, da ihn die Engherzigkeit der Theologen abgestoßen, sich den Naturwissenschaften gewidmet und sich allseitig ausgebildet hatte, den geeigneten Erzieher für ihren vier-

jährigen Sohn gefunden. Goethe gab jetzt häufig Abendgesellschaften, an welchen auch bedeutende Fremde, besonders die jungen Engländer teilnahmen, welche der Ruf Weimars anzog. Am 10. war Blumenbach, der wieder einmal mit den Seinigen die Verwandten besuchte, bei seiner Abendgesellschaft. Auch der berühmte Chemiker Berzelius, den Goethe in Eger kennen gelernt hatte, kam auf der Rückreise nach Weimar; leider war der Herzog gerade abwesend. Auf die Anzeige davon erwiderte Karl August in einem undatierten Briefe: „Die Abbildung des W.[ellingtonschen] Schildes [die Goethe aus England zugleich mit einem darauf bezüglichen Aufsatz erhalten hatte und später in „Kunst und Altertum" mitteilte] möchte ich noch etwas bei mir behalten. Herrn Berzelius bitte meine Empfehlung und mein Bedauern auszudrücken, daß ich seine persönliche Bekanntschaft zu machen verfehlt hätte. — An Lenzen habe ich neulich einen Gedanken mitgeteilt, um die Neptunisten mit denen Vulkanisten in nähere Berührung wieder zu bringen, der ihn hat staunen, nachdenken und schwanken gemacht. Nämlich ich ersuchte ihn, in sich selbst hinabzusteigen und sich zu untersuchen, ob er ein warmer oder kalter Neptunifte sei? id est ob sein Neptun bei der Formation der mancherlei Dinge, die Lenz seiner Schöpferkraft durch Wasser zuschreibt, mit warmem oder kaltem Wasser gearbeitet habe? Wie gesagt, Lenz staunte über diese Ansicht der Dinge, die ihm, wie er selbst gestand, noch nicht beigegangen war. Ich hoffe, daß diese Subdivision Epoche machen soll." Als die Großfürstin am 24. Goethe angezeigt, daß sie an einem Donnerstagmorgen bei ihm erscheine, bedauerte er um so mehr, daß er an diesem heitern Tage nicht aufwarten könne, als ein hoffentlich rasch vorübergehendes körperliches Mißbehagen ihn abhalte. Dem Erbgroßherzog werde er einen kurzen Aufsatz einhändigen zu Anleitung anderer, die ihm die oberaufsichtlichen Geschäfte in Weimar und Jena erläutern und zu interessanten Gesprächen Veranlassung geben könnten. Schließlich dankte er für vorläufige gnädigste Genehmigung der Verwendung des für die Anstalten geschenkten Geldes. Daß Englands bedeutendster Dichter, der geniale Byron, dem deutschen seinen „Sardanapal" widmen wollte und deshalb die beabsichtigte Widmung, in der er ihn als seinen Lehnsherrn, als den ersten der lebenden Schriftsteller, den Erleuchter der Europäischen Literatur bezeichnete, handschriftlich zur Genehmigung zugehen ließ, mußte auch den Großherzog erfreuen. Goethe sprach Byron seine dankende Freude am 11. November aus, aber durch die Schuld der Vermittler war die Sache so verzögert worden, daß die Genehmigung beim Verleger erst eintraf, als das Drama ohne die Widmung bereits erschienen war. Am 17. wurde der Grundstein zur neuen Bürgerschule gelegt. Coudray hatte den Plan dazu entworfen; die freilich noch nicht vollständig vorhandenen Mittel hatten die

Freigebigkeit des großherzoglichen und des erbgroßherzoglichen Hofes und Beiträge der Stadtbehörde wie auch einzelner Bürger geliefert. Es mußte Karl August eine eigene Befriedigung gewähren, daß seine Entschiedenheit alle dem Beginne eines so bedeutenden Werkes entgegenstehende Hindernisse besiegt hatte, als er die ersten Schläge auf den gelegten Grundstein thun konnte. Zehn Tage später schickte Goethe Döbereiner durch den Fuhrmann einen großen Magnetstein nebst Gestell, mit dem Wunsche, daß die damit anzustellenden Versuche gelingen möchten, und er seinen so belehrenden wie erheiternden Besuch in den Weihnachtsferien wiederhole. Da der Oberst Eschwege wieder nach Weimar gekommen war, wünschte der Großherzog dessen farbige Diamanten zu erhalten. Deshalb wandte er sich an Goethe, der nicht bloß wegen des Wertes der Sammlung den in der Krystallographie sehr erfahrenen Soret zu Rate zog, sondern auch von Berlin zu erfahren suchte, was Eschwege dort für diese verlangt habe. Am 29. sandte er Karl August die darüber gepflogene Verhandlung, woraus sich ergab, daß 27 Stücke wegen ihrer Gestalt, die übrigen 15 wegen der Farbe bedeutend seien. Hiernach sei der Ankauf dieses Schatzes zu so vielen andern nicht unrätlich. „Es kommt nun hauptsächlich darauf an", schloß er, „welchen Wert Ew. Königliche Hoheit selbst auf diese Acquisition zu legen geruhen, indem bei wiederholter Rücksprache der Besitzer von dem Preise der 130 Louisdor abzugehen nicht vermocht werden konnte. Würden aber die in Höchstihro Besitz schon befindlichen krystallisierten und farbigen Diamanten hinzugefügt, so wäre freilich ein nicht leicht gesehener Schatz zusammengebracht. Unterzeichneter, der mit sich selbst in Zweifel ist, ob nicht Liebhaberei zu diesem Fache ihn die vorliegenden Gegenstände zu überschätzen veranlasse, übergibt das Ganze höchster Beurteilung und gnädigster Entscheidung." Sofort erklärte der Großherzog, er behalte die Sammlung sehr gerne zu dem jetzt verlangten Preise (früher hatte der Besitzer sie zu 180 Friedrichsdor geschätzt), doch den Friedrichsdor zu 5 Thlr. 12 Gr., im ganzen 715 Thaler Silberkonventionsgeld.

Einen riesenhaften Kaktus-Melokaktus, den Goethe von einem Frankfurter Freunde erhalten, überließ er Karl August für Belvedere. Dieser dankte „allerlebhaftst" am 3. Dezember. Ein so grandioses Exemplar habe er noch nie gesehen, und sie seien noch zweifelhaft, ob es nicht eine noch unbekannte Gattung sei. In demselben Briefe klagte derselbe: „Die Akademie Jena gewährt seit einiger Zeit wenig Freude. Vielleicht ist der jetzige Aktus das letzte Rezidiv und die Krankheit wird aus dem Grund geheilt." Dem Großherzog, der überhaupt den Freiheiten des akademischen Lebens, wahrscheinlich weil seine Mutter ihn leider vom Besuche der Universität zurückgehalten hatte, sehr abgeneigt war, dürfte der Vorfall unrichtig dargestellt worden sein.

Die Studenten waren, weil man ihnen, denen man so vieles untersagt, nun auch das Singen von Liedern auf der Straße verboten und deshalb einige festgesetzt hatte, nach Kahla ausgezogen. Der Großherzog hatte darauf gedroht, diejenigen, welche nicht binnen kürzester Frist zurückkehrten, würden von jeder Anstellung ausgeschlossen. In der Abendgesellschaft vom 3. las Riemer die verbotenen Lieder vor, die alle, selbst Goethe, gut fanden. Knebel schrieb am 6. in bezug auf diesen „Zwist und Aufstand", dessen Folgen sich bald ausweisen würden: „Ein Unglück ist es, wenn ein sonst braver Mann an einen unrichtigen Posten gestellt ist, wozu doch einige Erkenntnis und Erfahrung gehört; dann ist gar leicht Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Schade ist es, wenn dieser Universität durch eigene Schuld noch mehr Nachteil [als durch die scharfen Maßregeln der heiligen Allianz] widerfahren soll." An demselben Tage äußerte Eichstädt: „Man hoffte hier, daß unsere Emigranten, denen das gewählte Böotien in der Nähe von Saalathen doch wohl lästig zu werden anfängt, heut oder morgen feierlich und gern zurückkehren werden. Es sind von ihrer Seite jetzt Schritte geschehen, über welche der akademische Senat sich mit Freundlichkeit geäußert hat. Wollte Gott, es hätten über Burschenschaft, Sängerchor und öffentliches Singen nie andere Ideen geherrscht, als die, welche jetzt wieder zurückzukehren anfangen. Unser guter seliger Voigt hat vieles vorausgesagt." Wenn Goethe, als er diesen Brief wegen des auf eine ganz andere Sache sich beziehenden Anfangs an Schultz sandte, zu den letztern Worten hinzufügte: „Und ich mit ihm! Vertraulich mitgeteilt", so darf man nicht glauben, beide hätten solche Verbote begünstigt, vielmehr wünschten sie als „alte Akademici", man sollte nicht unnötig einschreiten, worüber Goethe sich einmal sehr derb aussprach. Aber Karl August wollte streng eingeschritten wissen. Den Rückkehrenden wurde auch diesmal ein feierlicher Einzug gestattet, nur ohne Gesang, und alles entwickelte sich ruhig, nur daß die vom Großherzog gesandten Soldaten zu Neckereien Veranlassung gaben. Goethe erwiderte den 14.: „Die Jenaischen Ereignisse mußten mich sehr betrüben: denn wenn man bedenkt, was für Lebensstunden und Kräfte man auf diesen Ort verwandt, welche vergnügte Tage man dort genossen und wie man sich noch täglich zum Besten desselben emsig bemüht, so ist eine zufällige, unnütze, schädliche Verletzung des geliebten Gegenstandes höchst schmerzlich. Nun, hör' ich, zieht das Ungewitter abermals vorbei; möge es keine Spur hinterlassen! Indessen vorauszusehen war dergleichen und wird auch in der Folge nicht fehlen." Goethe hatte eben nach vielen Jahren wieder einmal einen musikalischen Abend in seinem Hause. „Der Winter geht mir ganz thätig vorüber", schrieb er denselben Tag an Zelter. „Die Milde desselben thut mir wohl, wenn ich auch wenig aus-

komme. Es ist nichts, das ich unternahm, das nicht vorschritte, und ich legitimiere mich dadurch abermals als Protestanten. Auch hab' ich bisher viel Fremde gesehen, was mich unterhielt."

Da die mitteldeutschen Staaten auf der im Herbst 1820 nach Darmstadt berufenen Versammlung, an der sich auch die Thüringischen Staaten beteiligten, eine dritte deutsche Zollgruppe zu bilden versuchten, womit es aber nicht vorwärts gehen wollte, hatte Karl August eine Verabredung zu Arnstadt am 22. Dezember angeregt, auf welcher Weimar und die nächsten Nachbarn sich vereinigen sollten, um als Ganzes dieser Gruppe beizutreten, nicht ohne Aussicht einer endlichen Vereinigung des gesammten deutschen Vaterlands zu einem Europäischen Handelsstaate.

Unterdessen hatte Goethe beschlossen, dem Großherzog am Weihnachtsabend durch eine Anzahl von Gedichten, welche das feiern sollten, was er für Stadt und Land gethan, eine reine Freude zu bereiten. Der vierjährige Enkel überreichte ihm beim brennenden Christbaume 32 größere und kleinere Gedichte von verschiedenen Weimarischen Angestellten, unter dem Titel „Dem Landesvater zum Weihnachten von seinen Kindern" sinnig geordnet, zierlich geschrieben und festlich gebunden. Das Eingangsgedicht von Goethe selbst, „Bäume leuchtend, Bäume blendend", ist in die Werke aufgenommen. Den Band hat Karl August der Bibliothek geschenkt. Am nächsten Morgen schrieb er Goethe: „Den schönsten Dank für den lieben, reichen, wohllautenden heiligen Christ, den mir mein Enkelchen gestern Abend gab. Hier schicke ich dir einen, den schon längstens in deinen Händen zu sein ich glaubte; denn vor dem Jahre ließ ich dieses Bild [des Grafen Sternberg] in Teplitz für dich machen. Durch einen bloßen Zufall zeigte es sich mir heute unter andern Sachen, da ich etwas im Schranke suchte. Lebe wohl." Goethe erwiderte: „Ew. Königliche Hoheit beglücken mich nach zufälligem Verspäten mit dem höchstähnlichen Bild eines werten Freundes in dem alleranmutigsten Augenblick, da ich eben auf beiliegenden Brief von ihm und die hinzugefügte Sendung dankend zu antworten im Begriff bin, und ihm also desto feuriger vermelden kann, daß ich mich unmittelbar an seiner bildlichen Gegenwart belebe. Wenn die Absicht der poetischen Sammlung, Höchstdenenselben einen heitern Augenblick zu bereiten, gelungen ist, so freuen sich sämtliche Teilnehmer aufs innigste. Höhere Absichten und ihre Folgen drückt wohl die Poesie am besten aus; sie darf in der Gegenwart die Zukunft sehen, lebhafter, als dem Verstande geziemt, und eine begonnene That ermuntern, deren glücklichen Erfolg sie weissagt. Den zu ästhetischem Zweck näher verbundenen Freunden war eine solche Gelegenheit höchst willkommen, um erprobt zu sehen, welch ein geistiges Leben hier immerfort im stillen waltet. Möge

die große und löbliche Absicht durch ein solch geringes Scherflein einigermaßen gefördert werden. Verehrend unterthänigst." Schon am 11. hatte er Döbereier wiederholt seine Freude ausgesprochen, ihn Weihnachten bei sich zu sehen; sein Sohn, der in acht Tagen nach Jena komme, werde das Nötige verabreden. Vorläufig sandte er einen beinahe vor einem Jahre geschriebenen Brief, der bisher keine wissenschaftliche Wirkung hervorgebracht; sollte Döbereiner glauben, daß man nach dessen Anleitung gewisse Versuche wagen dürfe, so würde er von oberaufsichtlicher Seite gern dazu behülflich sein. Bei seinem Weihnachtsbesuche möge er das zur Darstellung elektromagnetischer Erscheinungen Nötige mitbringen; einiges finde er in Weimar, auch zur Beihülfe zwei Mechaniker. Döbereiner kam auf drei Tage und „ließ vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-mechanischer wechselseitiger Einwirkung mit Augen sehen und knüpfte erklärende Bemerkungen an". Seine Anwesenheit veranlaßte, daß Goethe, wie er am 31. schrieb, die nächste Zeit ganz der Chemie lebte, so daß es ihm unmöglich war, auch nur einen Blick in ein ihm zur Beurteilung eingesandtes Trauerspiel zu thun, wobei er gegen den Vermittler Weller bemerkte: „Und dann können Sie mir das Zeugnis geben, daß ich kaum weiß, ob es ein Theater gibt." Auch keine Oper hatte er seit fast fünf Jahren gehört, nicht einmal die Berufung des berühmten Hummel zum Kapellmeister im Jahre 1820 hatte ihn ins Theater gelockt; denn Kapellmeister Müller war schon am 3. Dezember 1817 gestorben, worauf einstweilen Riemann dessen Stelle versehen hatte. Den berühmten Oerstedt hatte er vor kurzem einen Tag gesehen und sich mit ihm eingehend über manches, auch die Farbenlehre, unterhalten. Dieser schien ihm auf einer so hohen Stufe wissenschaftlicher und sittlicher Kultur zu stehen, daß es nur eines Ruckes am Vorhange bedurft habe, um ihm sein Farbenwesen ganz ins klare zu setzen. Unter den literarischen Arbeiten lag ihm jetzt vor allem die für die neue Ausgabe bestimmte annalistische Darstellung seines Lebens am Herzen, welche durch die in diesem Sommer von dem Sekretär Kräuter vollbrachte Ordnung seiner Papiere ihm sehr erleichtert wurde. Dabei war es ihm äußerst angenehm, daß er immer die Epoche angreifen konnte, die ihn zur Zeit besonders ansprach, wenn er auch die ganze Zeit von seiner Ankunft in Weimar an zu behandeln gedachte. Da die Großfürstin mit ihrem Gemahle Ende des Jahres nach Pilsen zur Begrüßung ihres Bruders des Kaisers ging, empfahl Goethe sie dem ihm befreundeten Polizeirat Grüner in Eger.

Mit dem Anfange des Jahres 1823 trat der dritte Landtag zusammen, der manche wichtige Verhandlungen brachte, besonders die Verhältnisse der Juden in freisinniger Weise ordnete. Für Weimar ward das Jahr durch

Goethes zweimalige gefährliche Krankheit und den bedenklichen Zustand der Großherzogin sehr sorgenvoll. Ziemlich wohl traten Fürst und Dichter das neue Jahr an; Goethe durfte freilich, besonders da bald starke Kälte eintrat, nicht das Haus, kaum die Stube verlassen, doch fühlte er sich zum Arbeiten aufgelegt. Von sehr erwünschten Geschenken Goethes (etwa seltenen Pflanzen?) zeugen zwei erhaltene undatierte Briefchen des Großherzogs, die der Herausgeber beide dem Neujahrstage zuschreibt. Der erste lautet: „Ach, mein lieber alter Freund! was hast du mir für Schätze zugesendet! das ist gar zu schön! In Belvedere ist diesen Mittag angelangt ein Pinus Dammara aus Amboina über 5 Fuß hoch." Noch kürzer ist das zweite: „Komm doch morgen früh um 10 Uhr zu mir, um dich loben zu lassen, sollten geist- oder leibliche Beschaffenheit dich nicht davon abhalten." Leider waren auch Meyer und Riemer im Anfange des Monats unwohl, so daß Goethe auf ihren Besuch verzichten mußte. Sein Brief an den Großherzog vom 13. ist ungedruckt. Am 18. wandte Karl August sich an ihn wegen der Eschwegeschen Diamanten, die zu kostbar und zu leicht verlierbar seien, als daß man sie in das mineralogische Kabinett geben könne; sie gehörten in seinen Schatzschrein, nur der Schlangenzahn, die Goldstückchen, und vielleicht einige Goldkörner, die er gleichfalls von Eschwege erhalten hatte, wolle er nach Jena geben. Weiter heißt es: „Um aber die Kostbarkeiten in mein Schatzkästlein gehörig einzutragen (es ist, wie ich gestern bemerkt habe, durch häufiges Vorzeigen, Dazukaufen und Nichteinrangieren sehr verwildert), so möchte ich dich bei deiner jetzt so heimisch häuslichen Lebensart bitten, es zu dir zu nehmen, um es in Ordnung zu bringen und die schönen Brasiliana seinen Eingeweiden wieder einzuverleiben. Wenn dir dieser Vorschlag gefällig sein sollte, so schicke ich dir diesen Vormittag das ganze Schränkchen und jemanden, der mit Eröffnung des Schlosses umzugehen weiß." An demselben Tage beauftragte er Goethe, dem Dr. Dienemann in Leipzig durch Döbereiner mitzuteilen, daß er von den ihm angebotenen Isländischen und Norwegischen Naturalien Säugetier- und Vogelfelle, Eier und getrocknete Kryptogamen behalten wolle, aber nur so viel, als dieser für 150 Thaler Konventionsgeld abgebe. Goethes Auftrag an Döbereiner, mit Dienemann Rücksprache zu nehmen, wie allenfalls eine Übereinkunft zu treffen wäre, da der Großherzog eine sehr gute Meinung von diesem habe, ist vom 9. Februar datiert. Bei der starken Kälte waren auch die Großherzogin und die Großfürstin unwohl. Ein Glückwunsch Goethes zum Geburtstage der Großherzogin fehlt. Am 31. ersuchte er Posselt bei Übersendung der durch Eschwege erhaltenen Brasilianischen Beobachtungen, die kein eigentliches Steigen und Fallen, sondern nur eine Art Oscillation zeigten, er möge einige Tafeln graphischer Kollektaneen einrichten,

wo man Beobachtungen ans entfernten Gegenden eintrüge: dadurch käme man viel schneller zum Ziel, die Aufmerksamkeit werde mehr erhalten und angeregt.

Zum Geburtstage des Erbgroßherzogs, dem 2. Februar, dichtete Riemer eine Kantate, die des ganzen großherzoglichen Hauses preisend gedachte; sie wurde sehr gut aufgenommen. Indeß hatte Kaiser Alexanders Erklärung gegen alle Revolutionen auf dem Kongresse zu Verona Frankreich zum Eingreifen in die Spanischen Wirrnisse getrieben, aber England vom Bunde der heiligen Allianz getrennt. Ein blutiger Kampf in Spanien zur Wahrung der faulsten Legitimät stand bevor. Goethe, der einen Abscheu vor jeder Empörung hatte, stand auf Seiten der Legitimisten, wie ihm in Deutschland der Liberalismus und die Konstitutionellen bei seinem Bedürfnisse nach Ruhe, die auch allein den stetigen Gang der Bildung fördern könne, als Unruhestifter zuwider waren. Dagegen sah Karl August mit Besorgnis auf die Entwicklung des zu Frankreichs Vorteil sich entwickelnden Dramas, das noch weitere verhängnißvolle Folgen haben könne.

Noch vor dem Geburtstage der Großfürstin, dem 16., fühlte Goethe sich unwohl. An diesem schrieb ihm Karl August: „Wenn es dir recht ist, so komme ich zwischen 11—12 Uhr mit Lindenau zu dir. Er möchte gern die Seebeckischen [entoptischen] Gläser bei dir sehen, und ich auch." Aber in der folgenden Nacht erkrankte Goethe gefährlich an einer Entzündung des Herzbeutels und des Brustfells: am 23. war er hoffnungslos; er selbst glaubte sich verloren. Ganz Weimar war über den drohenden Verlust in höchster Aufregung, besonders auch der Hof, der sich durch die Ärzte über seinen Zustand berichten ließ; die Großherzogin war selbst schwer erkrankt, Die Großfürstin schickte Soret zu ihm, der später auch manches von ihr zu seiner Erheiterung brachte. Am 24. trat die Krisis nach dem Gebrauche der Arnica ein, am 25. besuchte ihn der Großherzog; erst am folgenden Tage schien die Gefahr vorüber und er selbst glaubte sich gerettet, obgleich er noch sehr litt. „Goethes Krankheit hat uns alle gebeugt, und ich war in einer Art stummen Schmerz, wo ich mich gern ganz verborgen hätte", äußerte Frau von Schiller am 1. März. „Heute geht es viel, viel besser; er hat vier Stunden geschlafen." Die Großherzogin hatte sich erholt, sah aber noch blaß aus. „Ihre schöne, frische Stimme hat sie immer", bemerkte Schillers Gattin; „die Kraft der Jugend, finde ich bei ihr, weicht nicht im Gemüte." Am 14. meldete Goethes Sohn, schon vor einigen Tagen hätten sie wieder in gewohnter Art auf des Vaters Zimmer zusammen gespeist, und dieser denke bereits an die Förderung seiner unterbrochenen Hefte. Den 22. feierte das Theater Goethes Genesung mit einer Aufführung des „Tasso", der ein von Frau von Heygendorf gesprochener Prolog Riemers voranging. Seine Büste

ward unter lautem Beifall mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Nach der Vorstellung ging die geadelte Geliebte des Großherzogs, die ihm so viel Leid gemacht, im Kostum der Leonore zu ihm und überreichte ihm Tassos Kranz. Goethe weihte ihn der Büste der Großfürstin Alexandra. Vielleicht gehören in diese Zeit die beiden undatierten Zettel des Herzogs: „Wie geht es Ew. Exzellenz?“ und (etwa Antwort auf dessen Erwiderung): „Ich habe eben Conseil; morgen aber will ich mich dran machen und dir eine Menge Bücher schicken. Ich freue mich sehr deiner Auferstehung und hoffe auf eine baldige 80 Fuß hohe [so hoch wohnte der Herzog] Himmelfahrt.“ Auch der geschäftliche Verkehr war bald wiederhergestellt. Am 31. schrieb Goethe dem Großherzog: „Ew. Königliche Hoheit haben wohl schon vernommen, daß unser guter Posselt [gestern] aus dem Reiche der Lebendigen geschieden ist. Indessen wir seinen Verlust bedauern, haben wir auf die Wiederbesetzung seiner Stelle zu denken. In dem Verhältnisse, in welchem Höchstdieselben zu Staatsminister von Lindenau stehen, werden wohl von demselben die besten Vorschläge und Anleitungen zu erwarten sein, da wir denn in unserer Lage vorzüglich einen tüchtigen, vorurteilsfreien Meteorologen zu wünschen hätten. Was die Anstalt selbst betrifft, so war schon vorläufig [während der Krankheit] Vorsorge getroffen und wird sogleich das weiter Nötige verfügt und angeordnet werden.“ Karl August erwiderte, er erwarte Lindenau den 4. April und werde ihn dann um guten Rat ersuchen. Auf Goethes Mitteilung des von Büsching zur Übergabe an den Großherzog in kostbarem Einbande geschickten Werkes „Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg“ antwortete er: „Der Rat [Schatullier] Hage wird dir meine Antwort nebst einer Medaille für Herrn Büsching schicken, welches alles ich an den Mann zu bringen bitte.“ Da Cattaneo ein Exemplar der zu Weimar auf den Erfurter Kongreß geprägten Münze zu haben gewünscht, Karl August aber sich einer solchen nicht erinnerte, schickte Goethe am 20. April die drei noch vorhandenen Stempel, die leider so verrostet seien, daß sich keine reinen Münzen danach prägen ließen; auch seien diese Denkmünzen so selten (das großherzogliche Münzkabinett besitze nur eine in Silber und eine in Kupfer), daß man dem Wunsche kaum entsprechen könne. Weiter meldete er: „Lege die letzten Lebenstage Werners und dessen Testament bei. Im Fall es noch nicht zugekommen sein sollte, wird es gewiß interessieren. Zugleich entrichte meinen verpflichteten Dank für die schöne sonnenäugige Tulpe. Möge alles zu Ew. Königlichen Hoheit Beifall und Vergnügen immerfort grünen und blühen!“ Karl August erwiderte: „Werners Palinodie besitze ich. Er ist doch in einem wirklichen Zustand von Auflösung von hinnen gefahren.“ Wegen der Denkmünze meinte er, Facius könne vielleicht angeben, an wen er diese zur Zeit

verkauft habe. Aber Goethe erinnerte sich, daß sie sich in der Münzsammlung seines Sohnes befinde, und so sandte er sie dem Großherzog am 29., aber ohne ein Wort dabei zu schreiben, da die gefährliche Krankheit der Großherzogin, deren Zustand mehrere Tage hoffnungslos war, ihm jede Thätigkeit unmöglich machte. Aus den Tagen vom 25. bis zum 29. fehlt jeder Brief. Erst als die Gefahr vorüber schien, ermannte er sich, und so schrieb er am 30.: „Ew. Königliche Hoheit verzeihen gnädigst, wenn ich diese Tage sprachlos geblieben. Möge eine glückliche fortschreitende Genesung uns Leben, Geist und Rede wieder verleihen!“ Er sandte ihm einen „wundersamen“ Druckbogen zurück, mit der Bemerkung, es sei immer überraschend, das im allgemeinen Bekannte auf einmal im ganz Besondern enthüllt zu erblicken; man werde allerdings auf die Folgen neugierig.“ Karl August hatte ihm jenen Bogen mit der Äußerung geschickt: „Die Schrift an die Hth. [?] D. C. [Hauptteilnehmer der Darmstädter Konferenz?] hat ihre besondern Entstehungsursachen, die ich dir gelegentlich mündlich zu erklären bereit bin.“ Die darmstädter Zollkonferenz drohte erfolglos zu enden. Schon am 3. Juli schied Hessendarmstadt förmlich aus. Von dem ihm mitgeteilten offenbar faconnierten Stückchen Bernstein aus einem von der sogenannten Höhle (Hölle?), einem an der Ilm ausmündenden Stollen, durchschrotenen Schanzenkies vermutete er, daß es aus dem Schlößchen herstamme, das dort gestanden haben solle. Nachdem er der beiden von seinem Sohne ihm „unterthänigst willig zu Füßen gelegten Medaillen“ gedacht, schließt er: „Gegenwärtig füge die bunten Edelsteine bei, und bemerke zugleich, daß die mit roten Punkten oben bezeichneten von Paris gekommen, die übrigen von Soret aus einer Genfer Fabrik dazu gestiftet worden.“ In der Erwiderung bemerkte Karl August: das faconnierte Ansehen des Stückes Bernstein komme daher, daß der Finder das eine Ende an der Pfeife angezündet habe; es sei aus dem Tiefsten eines die ganze Gegend durchziehenden Kieslagers ausgebrochen worden. An demselben 30. April wandte Goethe sich an Döbereiner wegen eines in seinem neuesten naturwissenschaftlichen Hefte zu besprechenden, von diesem schon früher behandelten „physisch-chemisch-mechanischen Problems“, ob er vielleicht die Sache weiter bedacht oder sonst etwas darüber vernommen habe.

Am 7. Mai hören wir, daß Goethe mit der Vermehrung seiner Werke um zehn bis zwölf Bände in der Ausgabe letzter Hand beschäftigt sei; zugleich gesteht er, die Redaktion und Revision der Hefte habe ihm große Pein gemacht, und er hätte sie ohne Riemers Beistand nicht leisten können. „So große Sorge, Angst und Bangigkeit mit einer sich erst herstellenden Natur ertragen zu sollen, ist freilich zu viel verlangt; es ist schwer, nach solchen Anstrengungen wieder zu Atem zu kommen.“ Amtlich erklärte er auf eine An-

frage von Prof. Voigt, das Naturalienkabinett der naturforschenden Gesellschaft sei, da es nur vorübergehend eingeräumt, noch nicht systematisch geordnet worden, einstweilen für akademische Zwecke nicht zu gebrauchen. Von seiner tief erregten Stimmung und Empfindlichkeit zeugt noch der Aufsatz „Dankbare Gegenwart“ in „Kunst und Altertum“ (IV, 2), der mit der Äußerung beginnt: „Der erste Aufblick nach einer schwer überstandenen Krankheit ins Leben erregte mir die angenehmste aller Empfindungen: eine allgemeine Teilnahme kam mir entgegen, und ich fühlte das höchste Glück, sogleich heiter und gut gestimmt das mir Gegönnte vollkommen zu verehren. Die Sorgfalt meiner nächsten Umgebung wußte ich schon während der Krankheit würdig zu schätzen .... Hieran schloß sich die deutlich ausgesprochene Neigung meiner hohen Gönner und sämtlicher Mitbürger, daß ich wirklich einiger Mäßigung brauchte, um hiervon nicht allzu lebhaft gerührt zu werden .... Und hier ist Bedürfnis, ja Schuldigkeit auszusprechen, verehrend und treulich dankbar zu erwidern, wenn vom Thron bis zur Hütte mir unschätzbare, würdige, liebevolle Zeugnisse begegneten.“ Auch der Vorstellung des „Tasso“ und der „Anmeldung des wohlgelungenen Unternehmens“ war gedacht, Lord Byrons ihm im Drucke zugekommene Widmung seines „Werner“ nicht vergessen. Die Besserung der Großherzogin schritt unterdessen so glücklich fort, daß Goethe am 13. schreiben konnte, sie sei seit einigen Tagen hergestellt, und man am 18. in Gegenwart des Baierischen Hofes das Fest ihrer Wiedergenesung feierte, wobei Riemers am 2. Februar mit so großem Beifall aufgenommene Kantate wiederholt wurde. „Obgleich eigensinnig zu Hause bleibend“, schrieb Goethe den 17. an Reinhard, „kann ich mich doch den zuströmenden Fremden nicht ganz entziehen, welche, durch die Gegenwart Ihrer Majestät des Königs von Baiern und Familie hierher gelockt, nicht unterlassen die Genesung unserer herrlichen Fürstin zu feiern, wobei aber ein solches Gewirr entsteht, daß man sich der Freude kaum erfreuen kann.“ Für die Herstellung Goethes waren der Großherzog und die Großherzogin so besorgt, daß man darauf drang, er müsse diesmal, statt an den Rhein zu gehen (ursprünglich hatte er den Sommer in Weimar bleiben wollen), wieder Marienbad besuchen, das im vorigen Jahr ihm so wohlthätig gewesen war. Der Großherzog wollte gleichzeitig mit ihm dieses neue Bad besuchen, als hätte er ihn nicht aus seiner Nähe lassen wollen. Goethe wurde immer heiterer, verspürte er auch bisweilen noch eine große Reizbarkeit oder Nachlaß der Kräfte. Am 4. Juni schrieb er dem Großherzog nach Mitteilung seiner Erkundigungen über die bedenklichen Gesundheitszustände des Hofmechanikus Körner: „Gestern, als ich das Glück suchte, meine Aufwartung zu machen, waren Höchstdieselben mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt. Vor

Ew. Königlichen Hoheit Abreise nach Marienbad sei mir erlaubt, um die Vergünstigung zu bitten, dorthin folgen zu dürfen. Möge mäßige Witterung jede Reisetage begleiten." Sodann gedenkt er des Restaurators Teoli, eines Schülers von Palmaroli, der die Herstellung eines der Großherzogin gehörigen Gemäldes von Hackert, derentwegen er früher nach Berlin geschrieben, jetzt in Weimar übernommen hatte. „An Grafen Sternberg schreibe ich diese Tage", schließt er, „und berichte HöchstIhro Absicht, nach Marienbad zu gehen; vielleicht entschließt er sich zu einem Besuch, wenn er nicht gar zu entschieden abgehalten wird." Karl Augusts kurze Antwort lautet: „Ich wünsche glückliche Reise und recht sonnige Tage." Das Tagebuch soll am 6. bemerken: „Serenissimus wegen der Marienbader Reise", was auf eine persönliche Zusammenkunft deutet. Aber bald darauf wurde der Zustand der Großherzogin wieder so bedenklich, daß die Marienbader Reise zweifelhaft schien. Am 11. äußerte Goethe gegen Schultz: „In drei Wochen ungefähr hoff' ich in Marienbad zu sein, wenn nicht einige Wolken, die sich über unserer teuern Fürstin Gesundheit zusammenziehen, des Großherzogs Reise dorthin durch mehrere Verdüsterung aufschieben oder gar verhindern. Die Ärzte geben mir, auch selbst in der größten Vertraulichkeit, die beste Hoffnung; aber sorgliche Falten legen sich nach so manchen Unfällen in den Geist, daß man die Fähigkeit verliert, der Hoffnung die schuldige Nahrung zu geben." Tags vorher hatte sich der dreißigjährige Eckermann ihm in Weimar vorgestellt, der sich an seinen Werken herangebildet, und jetzt durch seine Vermittlung in eine dauernde Thätigkeit versetzt zu werden hoffte. Da dessen bescheidenes, ernstes Wesen ihm gefiel, ersuchte er ihn zu Jena seine Rückkunft aus Marienbad zu erwarten und mittlerweile sich mit ein paar auf seine neue Ausgabe und die Hefte über Kunst und Altertum bezüglichen Arbeiten zu beschäftigen. Die Gesundheit der Großherzogin besserte sich bald so, daß diese mit der Großfürstin nach Wilhelmsbad gehen konnte, wonach die Marienbader Reise kein Hindernis fand, doch hatte Goethe vorher noch manches zu besorgen. Am 18. nahm er vom Bankier Elkan 800 Thaler, den 20. erhielt er den Reisepaß. Zwei Tage später schrieb er an Byron, der ihn in diesem Frühjahr durch einen jungen Engländer von Genua aus hatte grüßen lassen, ein kleines Gruß- und Dankgedicht, das er dorthin befördern ließ. Am 24. und am Nachmittag des 25. wurde eingepackt; den folgenden Morgen verließ er Weimar, von seinem Sohne bis Jena begleitet. Von dort fuhr er mit seinem Sekretär und seinem Diener am 27. ab; da er die Fahrt bei seinem leidenden Zustand recht bequem machen wollte, traf er erst am Abend des 29. in Eger ein. Nachdem er seine Sachen vorausgeschickt, kam er den 2. Juli, abends nach 8, eine Stunde nach dem Großherzog zu Marienbad an.

Bei der Wirtin zur goldenen Traube hatte sich noch ein allerliebstes Quartier gefunden; dort wohnten bloß stille und verträgliche Frauenzimmer, von denen eine sogar eine leidenschaftliche Freundin der Mineralogie war. „Das Lokal im ganzen, besonders auch wo ich wohne, ist der Geselligkeit günstig genug", schreibt er an Zelter. „Es ist eine Terrasse, von ansehnlichen Häusern, flankiert von zwei gleich großen Gebäuden. In jeder Stadt würden diese Baulichkeiten etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte [im Hotel des Grafen von Klebelsberg] und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen." Dem Großherzog bekam das Bad wohl, besonders in der ersten Zeit, wo er es regelmäßig gebrauchte. Goethe beschäftigte sich eifrig mit Mineralogie und Meteorologie und seinen literarischen Arbeiten, besonders den „Tag- und Jahresheften". Karl August verkehrte sehr viel mit ihm. Als am 11. die Familie Levetzow eintraf, gab es ein reiches gesellschaftliches Leben auf der Terrasse, wo der Großherzog und Goethe sich gern einstellten. Auch Bälle kamen an die Tagesordnung. Am 13. gab Frau von Gaimüller den ersten, wobei Goethe im Freien blieb. Den 17. folgte ein Ball beim Großherzog, der bis 12 Uhr dauerte. Auf einem dritten am 20. hielt Goethe von 7 bis 10 aus. Zwei Tage später war die Gesellschaft, unter welcher der Großherzog, bis spät zusammen. So ging es den ganzen Monat fort. Der Herzog vergnügte sich dazwischen auch mit der Jagd. Die Frauen zogen diesen ebenso wie seinen Minister an. Goethes Tagebuch erwähnt des Zusammenlebens mit den Töchtern der Frau von Levetzow (den „Schwestern") erst seit dem 1. August. Besonders Ulrikens Gesellschaft, der er den Namen Stella gab, war ihm bald unentbehrlich; überall suchte er ihre Spuren, ging mit Jünglingslust an ihrer Seite, war glücklich, wenn er ihr einen Gefallen erzeigen konnte, drückte warm ihre Hand und gab ihr mehr als väterliche Küsse auf die Stirn. Allgemein sah man, sie hatte es ihm angethan. Auch der Großherzog bemerkte dies staunend, und er soll bei der Mutter und Ulriken selbst hinter Goethes Rücken darüber gescherzt haben. Es heißt, Karl August habe Ulriken, wenn sie Frau Geheimrat werde, die erste Stelle in der Weimarischen Gesellschaft versprochen und, als die Rede auf Goethes Familie gekommen, ihr ein besonderes Haus dem Palais gegenüber zugesagt; ja die Mutter habe Ulrike gefragt, was sie dazu meine, und diese sich bereit erklärt, wenn sie es wünsche. Seltsam hatte sich auch Goethes Arzt Rehbein aus dem Stegreif mit einem Fräulein verlobt und diese Verlobung ward am 7. öffentlich gefeiert. Das Fest bekam Goethe nicht gut; er mußte zur Arzenei seine Zuflucht nehmen. Das Leiden war wohl zum Teil Folge seiner geistigen Aufregung. Wenn Rehbein jetzt zum zweitenmal heiratete, so brachte er seinen

Kindern eine neue Mutter: aber Goethes Heirat würde sein ganzes Hauswesen zerstört haben. Und was konnte der Vierundsiebzigjährige dem fast noch kindlichen Mädchen bieten? Der innere Kampf hatte wohl schon begonnen, als der Großherzog am 9. Marienbad verließ, um nach Berlin zu den Manövern zu gehen; er hatte die Königsstadt seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen, und wollte sich besonders von ihrem neuen Leben und den eben nicht erfreulichen Verhältnissen unterrichten. Auch Goethe hatte früher beabsichtigt, anfangs August Marienbad zu verlassen, um von dort aus „Gebirg und Land und mancherlei menschliche Zustände unmittelbar zu schauen“, aber in dieser Aufregung konnte er nicht scheiden. Wenn er an Schultz schreibt, kaum sei der Brief vom 9., dem Abgangstage des Herzogs, auf der Post gewesen (er hatte darin „mit selbstgefälliger Weisheit“ von der Qual der Menschen mit unmöglichen Synthesen gesprochen), so habe er sich auf der unmöglichsten aller Synthesen ertappt, und ganz im Ernste lachen müssen, ohne dadurch gebessert zu sein, so kann damit nur der Gedanke an eine wirkliche Verbindung mit dem einzig geliebten Mädchen gemeint sein. Trotz seines Unwohlseins brachte er am 13. einige kleine Gedichte in Ordnung, auch die Stanzen, welche sein Sohn als Dank zu Weimar bei dem Festessen sprechen sollte, das seinen Geburtstag zugleich als sein Genesungsfest feierte. In diesem Gedichte wurde von Hygica gesagt, „sie wisse durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren“. An demselben Tage besuchte er mit der Familie Levetzow die Flaschenfabrik. Den 14. übte die Musik im wunderbaren Spiele der Petersburger Pianofortevirtuosin Frau von Szymanowska eine außerordentliche Gewalt auf ihn. Am 15. ging er mit den Frauenzimmern auf die Terrasse, wohin die Mütter (Frau von Levetzow und Frau von Nostitz) fuhren; denselben Tag ergriff ihn der „unvergleichliche“ Gesang der Berliner Opernsängerin Frau Milder — und die Familie Levetzow verabschiedete sich. Aber am 16. hören wir: „Die Frauenzimmer waren nicht abgereist. Mancherlei Wunderlichkeiten und Scherze wegen Mißverständnisse und Verirrung. Abends bei Tische. Alles ward ausgeglichen.“ Denselben Tag wirkte das Spiel der Szymanowska noch mächtiger auf ihn ein. Am Morgen des 17. nach dem Frühstück schieden die Levetzows; man hatte den Plan gemacht, sich in Karlsbad wiederzusehen; „deshalb man denn auch fröhlich auseinanderging“. Den 18. schrieb Goethe das Gedicht „Aussöhnung“ in das Album der Szymanowska. Wegen fortschreitender Aufregung ließ er sich am Abend des 19. schröpfen; da hatte er denn eine ruhige Nacht, und „conciliante Träume“. So konnte er sich denn am nächsten Tage nach Eger begeben. Den bittern Entsagungsschmerz hatte er schon unterdrückt. Von Eger konnte er bereits Zelter launig schreiben: um sich von ästhetischen Gesprächen zu befreien, habe er sich auf sechs Wochen einem

sehr hübschen Kinde in Dienst gegeben, da er denn vor allen äußern Unbilden völlig gesichert gewesen. Von Eger begab er sich am 25. nach Karlsbad, wo er im goldenen Strauß im zweiten Stocke, oberhalb der Familie Levetzow, wohnte. Hier und in der Umgegend, besonders in Elbogen, wo man seinen vor der Gesellschaft geheim gehaltenen Geburtstag feierte (die Schwestern schenkten ihm ein Trinkglas mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben ihrer Vornamen), verlebte er bis zum 5. September durchaus heitere, durch keine Erinnerung an seine schwere, jetzt überstandene Entsagung getrübte Tage. Das Tagebuch berichtet unter dem 27. von dem Tanzthee: „Zu der Schlußpolonaise forderte mich eine Polnische Dame zum Tanz auf, den ich mit ihr herumschlich, und mir nach und nach beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen.“ Die Art, wie er Ulrikens dort gedenkt, zeigt, daß die Leidenschaft sich beruhigt hatte. Überrascht wurde er in Karlsbad am 4. September durch einen Besuch der Szymanowska. Am Morgen des 5. verließ er nach einem „allgemeinen, etwas tumultuarischen Abschied“ den goldenen Strauß und ging zum goldenen Löwen, wo der Wagen stand, der ihn zunächst zum Grafen Auersperg in Hartenberg bringen sollte. Auf der Fahrt begann er endlich die Elegie, welche den Schmerz seiner Marienbader Entsagung (von einer solchen in Marienbad kann gar keine Rede sein) verklären sollte; in Chotau schrieb er den Anfang auf, den er in Hartenberg am 6. redigierte. Am Morgen des 7. setzte er das Gedicht fort. Mittags in Eger schrieb er die neuen Stanzen ab. Auf der am 11. angetretenen Rückreise nach Jena wurde die Elegie vollendet.

Am Mittag des 13. kam er in Jena an, wo er einige Tage verweilte, um seine Elegie, die er außerordentlich hoch schätzte, nach den Bleistiftentwürfen mit großen Zügen niederzuschreiben, Geschäftliches zu besorgen und sich zur Rückkehr nach Weimar vorzubereiten, da er wußte, daß dort ein scharfes Gerede über seine bis zu Heiratsgedanken gesteigerte Leidenschaft ging. In Jena war unterdessen Döbereiner infolge seiner Versuche mit Platina eine der glänzendsten Entdeckungen gelungen, die Weimar um so mehr zur Ehre gereichte, als der Entdecker sie nicht als eine Schatzgrube benutzte (die allerreichsten Anerbietungen wurden ihm von England gemacht), sondern sie zum Eigentum der Welt machte. Am 3. August hatte er entdeckt, daß das auf Platinaschwamm strömende und dabei die atmosphärische Luft berührende Wasserstoffgas entflamme, was ihn denn auf die von ihm benannte Zündlampe führte. Der Herzog hatte ihm schon am 9. seine Freude darüber bezeigt und auch Goethe mußte trotz seiner augenblicklichen Gemütsstimmung regen Anteil daran nehmen. Karl August belohnte das Verdienst des ausgezeichneten Chemikers bald do[illegible] Erteilung des Falkenordens. End-

lich ward auch für die katholische Kirche und ihr Schulwesen, nachdem vor zwei Jahren die Anstellung eines Pfarrers und eines Schullehrers erfolgt war, eine Immediat-Kommission im Ministerium angeordnet.

Am Mittag des 17. traf Goethe wieder in dem Hause auf dem Frauenplan ein; der Großherzog, der drei Wochen in Berlin gewesen, hatte sich eben nach Eisenach begeben. Sehr schwer fiel es ihm, sich in Weimar zu finden; er fühlte sich unbehaglich und verstimmt. Die wunderlich verflochtenen Zustände der Universität, wo man nicht mit genug Entschiedenheit den Anmaßungen einzelner entgegentrete, bedauerte er. Vom 28. September bis zum 9. Oktober erfreute ihn ein Besuch von Schultz, und am 30. kam auch Graf Reinhard, dessen Geburtstag am 2. Oktober bei ihm gefeiert wurde. Mit dem Kanzler Müller besprach er seine Absicht einer täglichen freien Abendgesellschaft in seinem Hause, wobei Frau von Fritsch die Patronin machen müßte. Gegen ihn gedachte er auch seiner Leidenschaft zu Ulriken, die ihm noch viel zu schaffen machen werde, doch hoffe er, über sie hinauszukommen. Besonders leidenschaftlich sprach er sich gegen das neue Judengesetz aus, das die Heirat mit Christen gestattete, wovon er die schlimmsten Folgen voraussah. Der tiefe Unmut, der ihn ergriffen hatte, verbitterte sein Urteil. Mit Eckermann, der unterdessen zu bleibendem Aufenthalt als Mitarbeiter nach Weimar gekommen war, verkehrte er häufig, und er suchte ihn heranzubilden. Seine Stimmung war sehr wechselnd, oft verschlossen und gedrückt. Am Abend des 14. war bei Goethe auf Veranlassung der Anwesenheit von Savigny nebst Frau und Tochter großer Thee, wozu außer Einheimischen auch viele junge Engländer geladen waren. Goethe ging diesen Abend, wie er pflegte, bei den Gästen herum und zeigte sich sehr liebenswürdig; die Schwiegertochter hing sich oft an seinen Arm und küßte ihn. Am 24. kam nun auch die Beruhigerin seines Schmerzes, die aber zugleich die Erinnerung an diesen selbst mit sich brachte. Frau von Szymanowska spielte abends bei ihm. Vier Tage später war eine größere Gesellschaft auf diese bei Goethe geladen. Am 29. spielte sie bei der Großfürstin, die sie von Petersburg aus kannte. Goethe bewirkte es, daß sie auch ein öffentliches Konzert auf dem Stadthause gab. Am 1. November erkältete er sich „durch äußern Anlaß“, achtete aber darauf um so weniger, als sein Hausarzt erkrankt war. An Schultz schrieb er damals, er sei nach seiner Abreise noch gar nicht zu sich selbst gekommen, und es werde, fürchte er, den Monat so fortgehen. Schon hatte er mit Cotta die Verhandlungen wegen der neuen Ausgabe seiner Werke begonnen. Den 4. war das Konzert der Künstlerin auf dem Stadthause, wobei auch der Hof war. Nach dem Abschiedsmahle, das Goethe ihr am 5. gab, war er so aufgeregt, daß er nicht ruhte, bis die Freunde sie und ihre Schwester

bestimmt hatten, noch einmal zurückzukehren: aber seine Erwiderung auf den herzlichen Ausdruck der Teilnahme der Szymanowska erstarb unter Thränen; sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick folgte noch lange den Scheidenden. Die Aussöhnerin seines Schmerzes hatte ihn wider Willen in erschütterndster Weise aufgeregt. Infolge dieser Bewegung und des vernachlässigten Katarrhs fühlte er sich tief angegriffen; in der Nacht auf den 6. befiel ihn ein Brustfieber mit schlimmem Husten. Hof und Stadt fürchteten bei der Aufregung seiner höchst gereizten Natur das Schlimmste. Doch sah er noch seine Bekannten und war thätig. Am 12. hatte er W. von Humboldt zum Besuche. In der Stadt verbreiteten sich immer schlimmere Gerüchte über seinen freilich bedenklichen Zustand. Den 18. wurde niemand zu ihm gelassen, doch schon drei Tage später ließ er Eckermann zu sich rufen, der zu seiner Freude fand, daß er frei im Zimmer auf und ab ging. Allein bald verschlimmerte sich der Zustand; der Arzt verbot ihm das Sprechen. Zelter fand am 24. auf der Rückreise von München seine Krankheit höchst bedenklich, doch wichen während seiner Anwesenheit Husten und Katarrh und der Schlaf kehrte zurück, nur der Schmerz in der Seite bleibe. Am 1. Dezember berichtete Zelter, Goethe könne und lasse vorlesen, und besuche heute seine gewohnten Zimmer nach dem Garten zu. „Hohe und Geringere schreiben mir einen Anteil an der schnellen Veränderung zu.“ Zelter war auch bei Hofe beliebt. Der Großherzog suchte ihn zu längerm Verweilen bei dem alten Freunde zu bestimmen, dem seine Gegenwart so wohl thue. Schon am 3. Dezember konnte Goethe selbst an Schultz berichten: „Zelters Gegenwart hebt und trägt mich schon seit mehr als acht Tagen; der Druck meiner Hefte geht fort; zu gutem Vorrat kommt noch einiges Glück, und so tröst' ich mich in meinen Leiden. Am Ende des Jahrs wollen wir denn sehen, ob doch noch irgend ein löbliches Resultat von einer so genierten Existenz übrig bleibt.“ Die Verbindung nach außen und die geschäftlichen Arbeiten begannen wieder; auch der Großherzog stellte sich zum Besuche ein. Am 12. schrieb Goethe an Boisserée: „Nun rück' ich, durch fleißiges Baden von allem Krampfhusten nach und nach befreit, einem thätigen Leben wieder zu, verfahre jedoch nur schrittweise; denn offenbar hatte mir eine zu lebhafte Anstrengung nach meiner Rückkehr aus dem Bade, wo ich mich hätte ruhiger verhalten sollen, geschadet und äußern Zufälligkeiten die Hand gereicht.“ Von geschäftlichen Angelegenheiten war eine durch Goethes Krankheit unterbrochen worden. Karl August hatte gefragt, wie es sich mit dem vom neuesten Herausgeber der Bürgerschen Werke, der zwei Bände derselben ihm eingeschickt hatte, erwähnten „Weimarischen Subskription“ verhalte, worüber Goethe ihn am 23. aufklärte, und er bat, diese Auskunft auch in

„Kunst und Altertum“ mitteilen zu dürfen, wodurch alle Hoffnungen des von der Sache nicht vollständig unterrichteten Herausgebers, die gewissermaßen die Gestalt von Forderungen annähmen (als hätte Bürger die gezeichnete Summe nicht erhalten), völlig beseitigt würden. Der Großherzog war damit einverstanden, wünschte aber mit Recht, daß der Aufsatz vorher dem Herausgeber als Antwort auf seine Anfrage zugesandt werde. Dies geschah denn auch, dagegen unterblieb die Mitteilung in „Kunst und Altertum“. Schon im vorigen Jahre waren in's Jägerhaus 185 Gemälde, 90 Zeichnungen und 13 plastische Werke gekommen; diese „angelegte Kunstsammlung“ besuchte Schillers Gattin bereits im April. Auf sie bezieht sich der Brief Karl Augusts: „Die Gemälde und Zeichnungen unter Aufsicht des Professors Müller sind nun dergestalt im Jägerhause geordnet und aufgestellt, daß man mit Zuversicht und ohne einigen Verlust befürchten zu müssen, noch mehr hinzufügen darf. Auf hiesiger Bibliothek befinden sich Sammlungen von Albrecht Dürer, Rembrandt und andern Meistern, teils in radierten Blättern und teils in Kupferstichen, welche zu einer Büchersammlung nicht, sondern wohl eher zu einer Kunstsammlung gehören, die mit der öffentlichen Zeichenschule verbunden ist. Ich thue deswegen den Vorschlag, diese Gegenstände von der Bibliothek wegzunehmen und sie der Kunstsammlung im Jägerhause einzuverleiben. Salvo meliori.“ Am 29. ernannte der Großherzog August Goethe zum geheimen Kammerrat und Kammerherrn, wofür der Vater sofort seinen Dank aussprach.

Im Jahre 1824 dauerte das vertrauliche Verhältnis zum Großherzog und zum Hofe in ungestörter Innigkeit fort; ja Goethe ließ sich sogar durch Karl August bestimmen, wieder einmal das ihm verleidete Theater zu besuchen und bei einer Vorstellung durch seinen Rat mitzuwirken. Aber leider war es ihm im Hause nicht wohl. August, wie liebevoll er auch an seinem Vater hing, vor dem er kein Geheimnis hatte, den er jeden Morgen vor seinem Ausgange treuherzig begrüßte, ließ sich häufig, von der Leidenschaft zum Trunke und geschlechtlichen Ausschweifungen hinreißen; mit Ottilien stand er zuweilen auf sehr gespanntem Fuße, und diese gab sich ihrer Gefallsucht und ihrem hastigen, eigensinnig widersprechenden Wesen rücksichtslos hin. Es gab Zeiten, wo August, wie man sich ausdrückte, wild war und durch nichts beruhigt werden konnte. Sonst zeichnete er sich durch Pünktlichkeit und Besonnenheit aus, so daß Goethe an ihm den treuesten Ratgeber fand, nur seine Sucht, den Vater möglichst viel Geld verdienen zu lassen, verführte ihn zuweilen zu Schritten, welche diesem Unannehmlichkeiten bereiteten, besonders bei den Verhandlungen über die Höhe des Honorars der Ausgabe letzter Hand. Der Pavillon im Hausgarten, der eine schöne Sammlung Fossilien enthielt, die August so leidenschaftlich wie seine Münzen liebte, diente ihm

häufig zu einem nichts weniger als empfindsamen Stelldichein. Schon am 21. Dezember war Ottilie nach Berlin gereist, um dort mit ihrer nächstens (von Petersburg?) zurückkehrenden Mutter früher zusammenzutreffen, aber daß dies nicht viel mehr als Vorwand gewesen, ergibt sich daraus, daß ihr Aufenthalt länger als zwei Monate dauerte, und auch Goethes Äußerungen über sie im nächsten Briefe an Zelter deuten auf etwas Besonderes hin, das er nur auszusprechen sich scheute. „Du thust ihr, weiß ich, alles zur Liebe", schreibt er. „Das Beste kann freilich nicht ohne Aufregung ihres lebhaften Wesens geschehen." Ihr in Berlin geführtes, zur Mitteilung bestimmtes Tagebuch, verriet nicht die Neigung zu einem jungen Engländer, die sie nach der Königsstadt getrieben hatte.

Zum neuen Jahre schrieb Goethe der Großfürstin: „Wenn auch die körperlichen Leiden, die mich länger als billig in diesen letzten Wochen gefangen hielten, allenfalls durch standhafte Geduld zu übertragen waren, so mußten doch die geistig-gemütlichen Entbehrungen, welche meine schönsten Aussichten auf das vergangene Vierteljahr verdüsterten, unerträglich zu nennen sein: denn wenn ich die aus der Ferne herangekommenen Freunde nur durch den trüben Schleier einer verdüsterten Gegenwart begrüßen konnte, so fehlte mir dagegen ganz und gar die erquickliche Nähe meiner jungen gnädigsten Herrschaft, an deren gesundem Lebensmut, geregelter Thätigkeit und unschätzbarem Wohlwollen ich mich von Zeit zu Zeit aufzuerbauen das Glück hatte. Doch blieb ich auch in dieser Entbehrung nicht ohne tägliches Zeugnis huldreicher Teilnahme, und ein ersehnter Genuß brachte mich nach und nach in den Zustand zurück, wo ich das frühere Heil einer unschätzbaren Gegenwart abermals hoffen darf." Er schloß mit der Hoffnung, alsdann „gründliche, wohl ausgesprochene Wünsche darlegen" und alles, was von ihm noch übrig, ihrem Dienste und ihrer Zufriedenheit widmen zu können. Dem Großherzog waren die traurigen Familienverhältnisse seines alten Freundes nicht unbekannt; um ihn zu erfreuen, hatte er seinen August befördert und ihn zum dienstthuenden Kammerherrn beim Erbgroßherzog bestimmt. Auf Goethes Dankbrief erwiderte er am 2. Januar: „Viel Glück zum neuen Jahre! Mich freuts, wenn ich dir, mein lieber alter Freund, etwas Angenehmes habe erzeigen können." Zugleich sandte er ihm die Abbildung eines Denkmals der Maria Stuart in einer Antwerpener Kirche, die Schmeller auf seinen Wunsch verfertigt hatte. Goethe meinte, an der Echtheit des Bildes könne man wohl nicht zweifeln, da es auf dem Grabmal zweier ihr höchst anhänglichen Frauen aufgestellt worden; auch der Grabstein und die Inschriften seien im Verhältnisse zum Bilde sehr schätzenswert. Am 19. wandte er sich mit einem Bericht an Karl August über einiges, was bisher teils bei ihm geruht, teils

sich neuerdings einfinde. Zunächst bringt er ihm seinen treuen Glückwunsch zu der gestern in Jena wohl begangenen Jahrhundertfeier; denn vor fünfzig Jahren hatte an diesem Tage der noch nicht mündige junge Herzog das Rektorat der Universität übernommen. Den Glückwunsch begleitete er mit dem Ausdruck der freudigen Hoffnung, daß „die nächsten zu erwartenden Säkularfeste in gleicher Vollständigkeit des Kreises, der Höchstdieselben umgibt, ebenfalls mögen gefeiert werden". Ausführlich urteilt er sodann über den ihm vom Herzog mitgeteilten zeitgenössischen Roman Salvandys „Don Alonzo ou L'Espagne". Wen das verworrene Spanische Wesen interessieren könne, finde hier eine wundersame Anschauung im größten Detail seit dem Tode Karls III. Weiter heißt es, die Anordnung wegen Schmeller sei befolgt; die Aufmerksamkeit auf dessen erworbenes Talent und die Leitung zu seinem weitern Fortkommen solle sein angelegenes Geschäft sein. Schmeller war besonders im Porträtmalen geübt und Goethe suchte ihn in Thätigkeit zu bringen; er empfahl ihn besonders in Jena, indem er bemerkte, er habe viertehalb Jahre mit höchster Unterstützung in Antwerpen studiert und sich vorzügliche Fähigkeit im Porträtieren erworben. Er werde einige Zeit in Jena verweilen, schrieb er an Frommann, um die hochgeschätzten Personen, welche mit ihm durch Geschäftsverhältnisse, wissenschaftlichen Bezug und freundschaftliche Teilnahme verbunden seien, teils in Öl, teils in Kreidezeichnung darzustellen; dadurch, daß der Freund ihm einige Stunden zu diesem Zweck gönne, werde auch ihm selbst eine besondere Teilnahme erwiesen, da er als Vorgesetzter über dessen Fortschritte zu wachen habe und er zur Prüfung derselben mehrere Nachbildungen vorzüglicher mitlebender Männer unter höchster Genehmigung zu sammeln im Begriff stehe. 132 Brustbilder mit Kreide auf farbigem Papier sammelte Goethe in einem Album. Die im Dezember vom Großherzog angeregte Versetzung der Kupferstiche aus der Bibliothek in die Kunstsammlung, äußerte er weiter, mache ihm Sorge; auch sei der Winter dazu nicht günstig, weshalb er um Aufschub bitte. In Jena sei bereits dem besondern Kabinett zu Vorlesungen aller Vorschub gethan. Von den Niederländischen Kupfern des Napoleonischen Siegesglückes in Oberitalien (nach Appiani) wolle er einen räsonnierenden Katalog mit Bezeichnung der geschichtlichen Ereignisse machen. Der von ihm und Meyer ausgearbeitete Katalog erschien später im letzten Hefte „Kunst und Altertum". Den Karl August verehrten Schild in Niello bezeichnete er als eine bedeutende Erwerbung für des Großherzogs Museum; er scheine in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Italien gemacht und wäre billig mit der Rüstung von Herzog Bernhard zu paaren. Die eben erst eingegangene Anordnung wegen des Jenaischen Gartens solle sogleich eingeleitet und ausgeführt werden; diese Erweiterung werde

den gärtnerischen wie den wissenschaftlichen Zwecken förderlich sein. Beilegte Goethe die Abbildung eines kolossalen Kryptogamen und die von Dr. Schrön fleißig und genau fortgesetzten meteorologischen Tabellen. Karl August dankte für das Zugesandte; dabei äußerte er, daß er versuchen wolle, die englischen Parlamentsakte, die nicht verkauft würden, für die Bibliothek geschenkt zu erhalten. Daß die Kupfer aus der Bibliothek in die Kunstsammlung gebracht werden sollten, lag Goethe so schwer auf dem Herzen, daß er in einer ausführlichen Darstellung die dagegen sich erhebenden Bedenken hervorhob. Die Verantwortlichkeit des bisherigen Custos der Bildersammlung wachse dadurch unverhältnißmäßig. „Wie sollen sie inventarisiert und ihm übergeben werden? Wer soll die Vorräte revidieren? wer beurteilen, ob die Kupfer noch im vorigen Zustande sind? und wenn etwas fehlen sollte, wer verantworten? Einem einzelnen, von dem man gar nicht weiß, ob er hierzu geeigenschaftet sei, so wichtige, mitunter unersetzliche Schätze anzuvertrauen, dürfte die Behörde wohl nicht übernehmen." Aber Karl August ließ sich durch alles dieses nicht bestimmen; wohl mündlich teilte er ihm mit, daß er selbst die Sache in die Hand nehmen wolle.

Ging der Geburtstag der Großherzogin ohne besondere Festlichkeit vorüber, so wurde dagegen am 2. Februar der des Erbgroßherzogs, der das Maskenspiel liebte, durch einen von Riemer gedichteten Zug verherrlicht, in welchem Italienische, Spanische und Englische Dichtungen auftraten. Goethe ließ auf diesem Maskenballe durch einen an Byrons berühmtes Gedicht erinnernden Korsaren „einsiedlerischer Zelle stillen Segen" dem Erbgroßherzog überreichen; der Korsar war wohl sein diensthuender Kammerherr, Goethes Sohn. Aber auch ein anderes merkwürdiges Geschenk hatte er dem Erbgroßherzog bestimmt. Vom 20. Januar berichtet Kanzler Müller: „Er zeigte ein schönes dem Großherzog verehrtes antikes Schild, etwa aus dem sechszehnten Jahrhundert, und ein scherzhaftes Kollektivgedicht von Tiefurter Genossen aus den Jahren 1780 an den damals mit ihm zu Ilmenau hausenden Herzog, das er jetzt erst [beim Ordnen des Archivs] aufgefunden und dem Erbgroßherzog zu verehren Willens sei. Eine zierliche Dedikation im Lapidarstil, eine erklärende Einleitung, ein Verzeichnis der verschiedenen Verfasser, gleichsam einen Theaterzettel zum Schlusse, hatte er sinnig dazu geschrieben, das Ganze elegant in dunkelrotes Maroquinpapier mit grünseidenen Schleifen einbinden lassen." Auf Verse dieses Gedichtes spielte der Großherzog an, als Goethe ihn zur Jubelfeier persönlich begrüßte. Auch von Riemers großem Maskenzug zur Feier des Geburtstages war die Rede; er selbst erklärte sich bereit, Verse ohne Nennung seines Namens zu spenden, wenn ein schönes Kind ihn darum begrüße. Goethe fühlte sich, obgleich er vom Hofe sich zu-

rückhielt, im Februar so wohl, daß er kurze Spazierfahrten machte, zweimal mit Eckermann. Auch schrieb er damals auf eine Anregung Müllers die Skizze seiner Zusammenkunft mit Napoleon, die er aber geheim halten wollte. Karl August betrieb lebhaft die Versetzung der Kupferstiche der Bibliothek in die Kunstsammlung. Gegen den 10. meldete er Goethe, daß er die Kupferstiche zum Teil besehen habe; sie bedürften einer großen Sichtung; da sie gar nicht katalogisiert seien [das war nicht ganz richtig], so wolle er sich selbst dieser Tage daran machen. „So wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben; zum Teil sind schon einige Blätter im Jägerhause. Auf der Bibliothek sind sie ganz am unrechten Orte.“ Das war freilich ein allerhöchstes Eingreifen in die Bibliothekverwaltung. Am 12. meldete er, wie er die Sache gefunden habe. In den 20 Foliobänden von Kupferstichen stehe vor jedem ein mühsam nach dem Namen der Kupferstecher geordnetes Verzeichnis; er habe die Anfertigung eines Generalkatalogs nach den Meistern und den Nummern der Blätter befohlen. Zwei große Mappen mit Handzeichnungen und Durchzeichnungen, worunter wenig Gutes, seien gar nicht zu katalogisieren; in einigen andern liege vieles durcheinander, das teils zur Bibliothek, teils zur Kunstsammlung gehöre. Auch schickte er zur Einsicht zwei Verzeichnisse von Werken, von denen manches für letztere sich eigene. „Sobald der Turm an der Bibliothek innerlich ganz fertig sein wird“, bemerkte er, „so werde ich mich mit Hofrat Meyer noch einmal in dieses Lokal auf etliche Stunden verfügen und dahin die Sachen bringen lassen, um zu sichten; bis dahin wird auch wohl der Katalog der 20 Bände fertig werden, und alsdann wird die Arbeit sehr leicht zu machen und deren Resultat sehr erfreulich sein, weil dann eine Menge schöner Sachen sich an dem Orte befinden werden, wo sie eigentlich hingehören, da man in einer Bibliothek doch eine Kupferstich- und Handzeichnungssammlung gewiß nicht sucht, wohl aber in einer Kunstsammlung, die mit einer öffentlichen Zeichenschule vorhanden ist.“ Goethe blieb freilich überzeugt, daß sie auf der Bibliothek besser und sicherer zu benutzen wären. Vierzehn Tage später äußerte Karl August, Meyer werde wohl über das Geschehene berichtet haben; er habe die Sache aus demselben Gesichtspunkte mit ihm anzusehen geschienen und keine Schwierigkeit vorgebracht. „Es wird also nunmehr nötig sein, die Veränderungen in den Katalogen zu besorgen, hauptsächlich aber Anschläge über die einfachen hölzernen Kommoden machen zu lassen, von welchen in jedem Zimmer, wo sich die Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche befinden, eine mehr oder weniger lang, aber eine so breit wie die andere, in der Mitte der Zimmer aufgestellt werden soll, zum Verschließen eingerichtet und oben mit einer Tischplatte versehen, um die Portefeuilles darauf legen und aufschlagen zu können. Es müssen horizontale

Lokate in selbe kommen, die aber durchgehen, um nicht geniert zu sein. Es wird sich schon bestimmen lassen, aus welcher Kasse die Ausgabe bestritten werden kann." Am 1. März legte Goethe den Anschlag und den Riß der anzufertigenden Schränke vor; nach gnädigster Billigung würde die Ausführung sogleich zu unternehmen sein. Da der neue Bibliotheksturm zur Einrangierung der vom Großherzoge geschenkten Militärbibliothek und der Landkarten geheizt werden mußte, so forderte Karl August am 3. Goethe auf, die Heizung vorläufig aus dem Holzvorrat der Bibliothek zu bestreiten, die dafür Ersatz erhalten solle. Nun kam auch Vulpius mit dem Vorschlage, die Taschenbücher und Almanache der Bibliothek abzugeben; woran, wird nicht gesagt. Die von Goethe deshalb gewünschte Genehmigung erteilte der Großherzog am 7. Dabei bemerkte er: „Da man es mir mißriet, die Kalender komplett in eine Sammlung zu bringen, welches einmal mein Gedanke war, so halte ich den hierbei verzeichneten Haufen einzelner, keine Suite bildender Kalender für unwürdig, auf der Bibliothek aufbehalten zu werden." Während Karl August sich so lebhaft mit der Weimarischen Bibliothek beschäftigte, richtete er an Döbereiner eine chemische Frage, deren Beantwortung er sich einstudieren wolle, um sie zur Prüfung der von Körner bestellten beiden Wärmemesser zu gebrauchen. Er schickte ihm auch eine Windbüchse, die er aber vorsichtig gebrauchen möge. Endlich gedachte er auch der mikroskopischen Versuche, den Pflanzensaft zirkulieren zu lassen, über die er von Berlin immer Nachricht erhalte.

Als Ottilie nach Fastnacht von Berlin zurückkehrte, wurde sie von der Kunde unangenehm überrascht, daß die bei ihr wohnende Schwester Ulrike beim letzten Kotillon einen schweren Fall auf den Kopf gethan, von dem man die schlimmsten Folgen fürchtete. Goethe war auch auf das Äußerste gefaßt; in seinen Arbeiten fand er einen stets bereiten Ableiter. „Bei mir geht das Getreibe täglich fort", schrieb er den 11. März an Zelter, „und ich bin vergnügt, daß ich mich darin aufrecht erhalte." Er übersandte ihm damals ein Lied zur Jubelfeier des berühmten Begründers der Fruchtwechselwirtschaft, des Staatsrat Thaer, wozu der Freund eine entsprechende Melodie schaffen solle. Drei Tage später schrieb ihm der Großherzog: „Da du denn alles weißt! so sage, o sage mir an: was für ein Buch soll ich mir zur Hand nehmen, um das System und die Kalkformationen in meinen Kopf zu bringen, ohne ihn gar zu sehr zu zerbrechen? Mich interessiert jetzt die Sache wegen der Bearbeitung des Ilmenauers Riez oder Ring über die Lager um Weimar herum, in welchen sich die wunderbarsten Abnormitäten finden. Heute liefere ich einen Zwitterwidder lebendig nach Jena an Renner. Beiliegend ein lustiger Kriminalprozeß unter Botanikern." Die Rede von Mar-

tius über die Physiognomie des Pflanzenreichs in Brasilien habe der Verfasser ihm wohl gesandt. Mit bestem Dank für Goethes Empfehlung von Voigts „Mineralogischen Reisen durch das Herzogtum Weimar und Eisenach“ sandte er ihm darauf einen Brief an Volckamer in Nürnberg, der Stammbücher schenken wollte. Karl August gedachte die Sendung durch eine silberne Medaille mit seinem Brustbilde dankbar zu erwidern. „Wenn er mir oder besser dir die Sachen schickt, so bekommt er noch einen ihm sehr werten Brief zur Medaille, und damit ist die Sache vollkommen gedeckt.“ Goethe schrieb deshalb an Volckamer. Prof. Nees von Esenbeck in Bonn hatte ihm mit der Bitte von Kölner Karnevalsfreunden, ihres Festes zu gedenken, die diesjährigen Karnevalsschriften gesandt. Auf die Mitteilung derselben antwortete der Großherzog ihm drei Tage später: „Auf deinen gnädigsten Erlaß vom 22. dieses erwidere ich verschiedenes. 1) Ist der Kölner Karneval etwas sehr Belustigendes; ich hätte den dicken Ende [von Ende war Kölner Stadtkommandant] dabei sehen mögen. Er hat mir neuerlich geschrieben und mir die Erfahrungen des dortigen Rheinwassermessers versprochen. Seit Köln Preußisch ist, hat der Vorgesetzte des Pegel (so heißt der Wassermesser) die Sache in großer Ordnung geführt; wie's vorher damit zugegangen ist, sollen daselbst die alten Akten ausweisen, die Ende untersuchen lassen wird. Ich denke im Mai selbst dorten zu sein, da ich meinen Sohn in Gent besuchen will [Herzog Bernhard wohnte dort als Kommandant von Ostflandern seit 1819; vor vier Jahren war er zuletzt in Weimar gewesen]. 2) Hier ist ein rechter interessanter Brief von dem jungen Manne [dem vom Großherzog unterstützten Dr. Röse], der in Paris sammelt, um eine Geschichte des Herzogs Bernhard [die Goethe selbst vor mehr als vierzig Jahren beabsichtigt, dann Luden übernommen hatte], zu Stande zu bringen. Der Brief gehört an Hage [den Schatullier, der auch die Unterstützung nach Paris sandte]. 3) Die [an Goethe zurückgeschickte] Geistestafel mir gelegentlich, wenn ich zu dir komme, zu erklären, darum bitte ich; mir ist sie ganz unverständlich gewesen. 4) Übermorgen erscheint wieder ‚Hermann und Dorothea‘ [das vieraktige „idyllische Familiengemälde“ von Karl Töpfer] auf hiesiger Bühne; dir wird die Vorstellung gewiß davon sehr gefällig sein. Komm doch hinein; du kannst ja in unserer großen oder in meiner kleinen Loge dich [gegen die Kälte] einhüllen.“ Goethe entschuldigte sich wohl des Wetters wegen. Auch scheute er sich, selbst dieser sehr freundlichen Einladung seines Fürsten zu folgen, der ihn durch seine Entlassung vor sieben Jahren so schwer gekränkt hatte. Endlich kommt Karl August auf Michael Beers Trauerspiel „Der Paria“, das dessen Dichter selbst Goethe hatte zugehen lassen. Es sei wirklich ein schönes Machwerk, bemerkte er, und

solle trotz der großen Schwierigkeiten noch in diesem Frühlinge gegeben werden. „Eine der größten dabei ist, daß in tergo des Komödienzettels ein Programm erscheinen muß, welches den neun Zehnteln des Publikums, welche nicht die geringsten Spuren von Ostindischen Sitten je vernommen haben, auch nicht ein Wort vom ganzen Gegenstande begreifen werden, das Stück erkläre. Ein solches Programm hättest du wohl die väterliche Vorsorge, dem Theater zu schaffen. Die zweite ist das Kostüm, die dritte ist das Arrangement des Theaters, welches hier in diesem Falle mit vieler Umsicht, Sachkenntnis und Geschmack eingerichtet werden muß. Diese zwei letzten Artikel schafftest du wohl baldigst von Berlin, mit Zeichnung besonders vom dritten Gegenstande. Dem neuen ‚Paria' möchte wohl vorzuwerfen sein: woher der Held des Stückes, von dem man nichts anderes weiß, als daß er zur Klasse der Indischen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus sich blitzen läßt, herbekommen habe? Indessen über allzu krude Wahrheit muß man sich wegsetzen, wenn man nicht alle Poesie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geschmacklose Ostadische gewissenhafte Plattheit wieder auf die Bretter zu rufen gedenkt, auf welchen zu unserm größten Jammer das sogenannte Alles ins Leben treten lassen uns schon so lange gequält hat. Der Französische ‚Paria' [Delavignes von 1821] möchte in seiner Auswahl des Sujets den Vorteil haben, daß dorten der geborene Lump zum Helden, der sein Vaterland gerettet hat, sich durch Tapferkeit und Talent erhob, aber demungeachtet zufolge der Ostindischen Sitten und Gebräuche ohne Rettungsmittel wieder fallen und untergehen mußte. Es ist lange her, daß ich letzteres Stück nicht gelesen habe, und deswegen will ich auch die Gründlichkeit des Hiergesagten nicht ganz gewiß behaupten." Goethe versprach, an Graf Brühl nach Berlin zu schreiben und gedachte wohl eines im nächsten Hefte von „Kunst und Altertum" erscheinenden Aufsatzes über die drei „Paria". Auffallen mußte es ihm freilich, daß Karl August seiner eigenen im vorigen Jahr erschienenen Trilogie „Der Paria", auf die er selbst mit Recht so hohen Wert legte, gar nicht gedachte. Er war so wohlauf, daß er am Morgen des 22. mit Eckermann in seinen Garten an der Ilm fuhr und ihn selbst in dem kleinen Hause herumführte. Schon sechs Tage vorher war er dort zum erstenmal nach langer Zeit wieder gewesen, aber die alten Erinnerungen hatten ihm damals ganz unheimliche Eindrücke gemacht.

In diesem Frühling kaufte die großherzogliche Kammer die auf dem Dornburger Berge vor zwei Jahrhunderten erbaute Ritterburg, die von dem letzten, 1822 verstorbenen Besitzer das Stomannsche Schlößchen hieß; sie sollte zur Aufnahme der Prinzessinnen und ihres Gefolges neu hergerichtet und durch Terrassen und Laubgänge mit dem Garten des alten Schlosses

verbunden werden; besonders freute sich Karl August, auf dem ödesten Abhang unmittelbar unter den Fenstern einen Weinberg anzulegen, dessen Wachstum ihn sehr anzog, da er auf seinen Besitzungen keine solche Anlage besaß.

Am 3. April sandte Goethe dem Großherzog die von Volckamer erhaltenen Stammbücher, deren größern oder geringern Wert er kurz bezeichnete. In der Rede von Martius hatte er eine höchst bedeutende, wenn auch etwas unklare Stelle angestrichen, die mit dem Berichte Humboldts u. a. übereinstimme, daß in den tropischen Ländern nur eine durch Tag und Nacht geregelte ruhige Oscillation der Luft stattfinde, was dereinst in der so verwickelten Meteorologie vielen Aufschluß gewähren möchte. Auf einen weitern Brief Goethes, der ihm Karnevalsschriften aus Köln mitgeteilt hatte, antwortete Karl August: „Die Wirtschaft in Köln möchte ich doch mitgenossen haben. Diesen Leuten ists in der Haut doch recht wohl! aber gleich wirds an Gedrucktem reich, wenn einmal im Norden etwas Lustiges los ist.“ Die Volckamerschen Sachen seien ganz schlechtes Zeug und sie müßten sich alle Nachsendungen verbitten. Auf die prächtige Kunstsammlung in Nürnberg habe er an den dort weilenden Meyer Gebote geschickt; vielleicht bekomme er etwas, obgleich dergleichen Dinge jetzt hoch im Preise ständen. Schröns von Goethe gesandte „Meteorologische Beobachtungen im Großherzogtum Weimar“ lobte er sehr. Gleich darauf bat er diesen um Abschrift von Grüners Bericht über das im Januar im Elnbogener Kreise beobachtete Erdbeben, worüber er Lindenau befragen wolle. Goethe hatte seinem Freund Rat Grüner am 28. Februar geschrieben, er wünsche mit einigen naturforschenden Freunden über das neulich starke Erdbeben am Fichtelgebirge und in Böhmen Näheres zu vernehmen. Die genauen Mitteilungen erfreuten den Herzog so sehr, daß er ihm die goldene Medaille mit dem roten Bande verehrte, deren Wert dadurch stieg, daß Goethe sie ihm mit der heitern Bemerkung übersandte, das Beikommende (das Diplom) könne bezeugen, welche heilsame Bewegung seine Nachricht von dem Erdbeben in Böhmen in ihren Kanzleien hervorgebracht habe. In einem andern Zettel des Großherzogs heißt es: „Hier einige Kuriosa, alle vom General von Ende aus Köln. Die Zeichnung ist aus seiner Gartenlaube [die den Blick auf den nahen Dom bot] genommen. Ich lege seinen Brief bei zu mehrerer Erdeutlichung. Ein ganz vortrefflich ausgetuschtes Faksimile vom Kölner Dom, vom Oberbaurat Moller in Darmstadt gefertigt, hängt jetzt im Saale bei mir, ein wahres Kunstwerk.“ Sehr erfreuten ihn auch die Boisseréeschen Arbeiten, sowohl das Domwerk wie die Steindrücke von Gemälden seiner Sammlung; das angekaufte Exemplar der letztern sollte ins Jägerhaus, der Dom auf die Bibliothek. Von letzterm hatte der Großherzog ein Exemplar avant la lettre, wovon das

Heft 150 Gulden kostete, bestellt, worüber Boisserée hoch erfreut war. Karl August, der im vorigen Jahre den Landschaftsmaler Kaiser zunächst zu einer Reise nach München unterstützt hatte, von wo er nach Italien gehen solle, wollte jetzt den erst vierzehnjährigen Zögling der Zeichenschule Ludwig Preller nachhaltig fördern. Er sandte Goethe dessen Bild „der hiesige Eislauf“, das ihm selbst „sehr geistreich erfunden und komponiert und sehr korrekt ausgeführt“ schien. Eine Woche später schrieb er, nach diesem Bilde glaube er wohl zu thun, ihn mit nach Antwerpen zu nehmen und bei van Bree, der ihn um einen neuen Zögling (vorher war Schmeller bei ihm gewesen) ersucht habe, in die Schule zu geben. Antwerpen sei doch der einzige Ort auf diesem Erdenrunde, wo noch etwas gründlicher Unterricht in Malerei und dergleichen gegeben werde. „Was sagt deine Weisheit dazu?“ Gleich darauf äußerte er: „Sehr lieb wird es mir sein, wenn du Prellern bekannt machen willst, daß ich ihn mit nach Gent zu Anfang Mai nehmen und ihn dorten ein paar Jahre lassen wolle. Schreibe es doch auch an van Bree. Ich glaube, daß dieser Preller etwas ganz Ausgezeichnetes werden kann.“ Freilich hatte er sehr Recht, ihn höher als den auch nicht unbegabten Schmeller zu stellen. Diesen ließ er unter andern ein Ölgemälde von Knebel malen, das in der Weimarischen Bibliothek aufgehangen werden sollte. Doch hatte der gute Schmeller weitergehende Absichten; er wünschte, was er Knebel zur Befürwortung bei Goethe mitteilte, ein eigenes Atelier zu erhalten. Neben der bildenden Kunst zog jetzt auch die Musik Goethe wieder an. Mit Händels „Messias“ hatte er längere Zeit sich beschäftigt, ehe er am Abend des 14. Teile desselben bei sich unter Eberweins Leitung aufführen ließ. Außer den Theatersängern beteiligten sich daran auch die Gräfin Karoline von Egloffstein, Fräulein von Froriep, seine Schwiegertochter und deren Mutter. Als der zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit nach Südfrankreich reisende Fr. Aug. Wolf einige Zeit in Weimar war, hielt Goethe ihm zu Ehren eine große Tafel, bei welcher er selbst äußerst heiter sich zeigte. Wolf war auch bei Hofe geladen und der Großherzog nahm ihn mit ins Theater. Goethe spottete, daß der große, sonst bärbeißige Kritiker ein so geschmeidiger Hofmann geworden. Launig warf er ihm vor, daß er zum Großherzog die achtzig Stufen hinaufgestiegen, statt ihn zu sich in den Schloßhof zu bestellen; dadurch, nicht durch die Hoftafel, sei er unwohl geworden. Byrons Tod (am 19.) griff ihn nur augenblicklich an; sein griechisches Unternehmen hätte keinen guten Ausgang nehmen können. Freilich war er selbst kein Freund des „Aufstandes“. Am 9. Mai trat der Großherzog seine Reise nach den Rhein und den Niederlanden an, wohin er Preller mitnahm; erst im August wollte er nach Teplitz, während Rehbein ihn wieder nach Marienbad

zu senden suchte. „Ich erwarte nächstens seine Befehle, ihm wenigstens an den Rhein zu folgen“, schrieb Goethe an demselben Tage. „Wahrscheinlich ist es jedoch, daß ich mich später nach Böhmen wende.“ Aber zur Reise an den Rhein gelangte Goethe nicht; er scheint den Mut dazu nicht haben fassen können; kam ja auch sein Plan, Ende Juli nach dem lieben Marienbad zu gehen, nicht zu Stande.

Während der schönen Frühlingstage war er viel im Freien, auch in seinem Garten an der Ilm, bis ihn ein katarrhalisches Leiden auf lange Zeit wieder ins Haus sperrte, wo es ihm aber weder an Beschäftigung, noch an anregender Unterhaltung mit Müller, Riemer, Coudray, Meyer und Eckermann fehlte. Literarisch nahm ihn die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller, über die er mit dessen Gattin und Cotta sich verständigt hatte, besonders aber die Sorge für die neue Ausgabe der Werke in Anspruch, für deren Durchsicht er jetzt auch den Philologen Göttling in Jena gewonnen hatte. Ungemein erfreuten ihn Besuche von Rauch und dem Grafen Sternberg; letzterer fuhr auch nach Dornburg, Belvedere und Drackendorf, aber Goethe konnte ihn nicht dahin begleiten; der Kanzler Müller mußte den Geleitsmann machen. Ende Juni reiste Meyer ins Bad; Goethe hatte schon den Gedanken an eine Reise aufgegeben. Vorher war die Verhandlung mit Meyer über die Medaille zur nächstjährigen Jubelfeier Karl Augusts zum Abschluß gekommen.

Der Großherzog hatte mit der ihm eigenen lebhaften und ernsten Wißbegierde in den Niederlanden außerordentlich vieles beobachtet, auch am Rhein, besonders in Köln, mit seinem frischen Blick und seinem anziehenden Wesen sich allseitig umgesehen. Auf dem Johannisberge hatte er sich nur wenige Stunden aufgehalten, weil auf dem herrlichen Schlosse, das Metternich wegen seines Wirkens gegen den freien deutschen Sinn zum Geschenk erhalten, der finstere Geist der Unterdrückung lebendig umging und die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse forderte. Hatte dieser Rheinländer es ja so weit gebracht, daß der Bundestag schlimmer als der weiland Regensburger Reichstag war. Vom Rheine kehrte Karl August nach Wilhelmsthal zurück, wo er einen dort liegen gebliebenen Brief Goethes fand. Diesem antwortete er am 7. Juli: „Ach Gott, mit der Meteorologie! Mir ist alle Hoffnung geschwunden, je etwas Tüchtiges darüber zu Stande zu bringen, seit ich mit Seeleuten in nähern Kontakt gekommen bin, die behaupten, daß gar nichts davon zu erkennen sei, weil sie sich nie Regeln unterworfen, außer unter der Linie, wo es beständig einerlei Wetter sei. Flut und Strömung sei regelmäßig, sonsten aber nichts. Unser ganzer Erdball scheint in Strömungen zu liegen und jede Abweichung scheint bei uns Witterung zu sein. Das Gewitter am 18. d. war merkwürdig; ich habe es entstehen sehen.“ Da Vulpius gelähmt worden und zu

seiner Herstellung eine Kur in Wiesbaden nötig schien, wozu er einer Unterstützung bedurfte, antwortete Karl August: „Gib doch Vulpius, so viel nötig, aus deiner unterhabenden Kasse." Dann fuhr er fort: „Ich schicke dir balde noch einige hübsche Sachen. Mein alter Schwager [Landgraf Christian] hat viel nach dir gefragt und grüßt dich aufs freundschaftlichste. Ich werde hier [in Wilhelmsthal] über 14 Tage bleiben, um künstliche Bäder in der Ruhl [Ruhla] zu nehmen, was zu Hause nicht möglich sein möchte, und eine Kur dieser Art muß man eigentlich [beim Beginne des Sommers] als Anfang eines neuen Jahres feiern, bedeutender als den 1. Januar. Und hiermit Gott befohlen!"

Als der Großherzog anfangs August zurückkehrte, hatte Goethe den zuletzt gefaßten Plan, einen kurzen Ausflug an den Rhein oder nach Böhmen zu machen, schon wegen überhäufter Arbeiten längst aufgegeben. Am 17. bat Karl August ihn um „Mitteilung des Details für die „Parias" [den „Paria"?], da man jetzt wirklich an die Aufführung des Beerschen Stückes gehen wollte. Aber es scheint einer Mahnung des damaligen Oberdirektors des Theaters Stromeier bedurft zu haben, ehe Goethe dazu kam; denn der Brief, mit welchem dieser das Gewünschte sandte, ist vom 17. Oktober datiert. Das angeführte Schreiben Karl Augusts schließt: „Einige Bewegungen in der Bibliothek wird [Sekretär] Kräuter gemeldet haben." Der Großherzog hatte also wieder neue Änderungen auf eigene Hand gemacht. Den 23. schrieb Goethe an die Frankfurter Freunde, die ihren Glückwunsch zum Geburtstag wieder mit einer Sendung Rheinwein begleitet hatten: „Mir geht es ganz gut; ich fühle mich im Stand, meinen Geschäften ohne Unterbrechung nachzugehen. Vor einigen Tagen hat man seit vielen Jahren mich wieder einmal ins Schauspiel gelockt; zunächst werd' ich wohl den ‚Freischütz' abwarten müssen." Die Vorstellung, die er wahrscheinlich mit dem Großherzog besuchte, muß Webers „Euryanthe" gewesen sein, die am 21. gegeben wurde. Vor der Eröffnung des neuen Abonnements am 6. September (das alte hatte am 23. Juni geschlossen) wurden einige einzelne Vorstellungen gegeben, am 21., wo die Wiedereröffnung der Bühne stattfand, die angeführte Oper, am 25. zum erstenmal das Lustspiel „Das öffentliche Geheimnis" von Lembert nach Calderon und Gozzi und an Goethes Geburtstag Webers „Freischütz", dessen auch der Brief gedenkt. „Euryanthe" war zuerst am 23. Juni aufgeführt worden. An Goethes Geburtstage fehlte es nicht an den mannigfachsten Gaben und Glückwünschen.

Sogar die schönen Septembertage lockten den in Weimar ganz behaglich sich und seinen Neigungen lebenden Dichter nicht nach seinem lieben Jena. Gegen den 10. Oktober erschien die Jubelausgabe von Goethes „Werther" mit seinem Bilde nach Rauch, das der Leipziger Zeichner durch eine unge-

bührlich lange Nase entstellt hatte, nebst dem ergreifenden Gedichte an Werthers Schatten. Einem Briefe Karl Augusts vom 10., welcher der schönen Witterung bei niedrigem Stande des Barometers und hohem des Thermometers gedenkt, ist die Nachschrift beigefügt: „Ich lese jetzt deinen jungen Werther in einer neuen Ausgabe, die mir sehr schön gebunden durch die Freigebigkeit Herrn Weygands [die Weygandsche Buchhandlung war die Verlegerin] zugekommen ist. Herrn Sprengel habe ich für die Dedicace [seiner Ausgabe von Linnés Systema vegetabilium, deren Widmung Karl August durch Goethes Vermittlung angenommen] einen fein stilisierten Brief und die goldene Medaille geschickt, an Weygand auch." Auffallend ist es, daß der Großherzog weder des Bildes noch des neuen Gedichtes gedenkt. Am 30. äußerte Goethe gegen Zelter: „Zuerst ist mir mein Zuhausebleiben für diesmal ganz wohl geraten; wir wollen es aber nicht beschreien, sondern in stiller Bescheidenheit thätig hinleben .... Wenn das, was du vor einem Jahr als den Grund meiner Krankheit erkanntest [Aufregung], nun, wie es scheint, sich als das Element meines Wohlbefindens manifestieren wird, so geht alles gut .... Sie läuten soeben mit unsern sonoren Glocken das Reformationsfest ein. Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!" Freilich erinnerte er ihn nur an die Befreiung von aufgezwungenen beschränkenden Lehren.

Karl August hatte unterdessen, da er von den Vorbereitungen zu seiner Jubelfeier vernahm, in einem Erlaß an die Minister sich alle besondern Festlichkeiten verbeten. Das Schreiben, dem in Berlin die Vossische Zeitung anfangs November weitere Verbreitung gab, lautete also: „Mit den Gefühlen der lebhaftesten Dankbarkeit, aber auch mit wirklicher Verlegenheit habe ich in Erfahrung gebracht, daß zum Tage des Jubiläums meines Regierungsantrittes allerhand Anstalten getroffen werden, um die Epoche dieses Festes zu verherrlichen oder auch durch Denkmäler zu verewigen und daß deswegen Subskriptionen im In- und auch im Auslande eröffnet worden sind. Was einstmalen nach meinem Abschied geschehen soll, um mein Andenken zu ehren, darüber will ich mich schon im Leben freuen, aber daß nichts der Art während meines Lebens geschehe, darum muß ich dringend bitten, und dieses zwar sehr triftiger Ursachen halber, die hier aufzuzählen zu weitläufig werden möchte, die aber ein jeder, der mich kennt, leicht erraten kann. Überhaupt kann ich es mir noch nicht recht klar machen, ob die sogenannte Jubelfeier eines Menschen ein Fest der Freude sein sollte, da es doch erst fällt, wenn der Abschied des Gefeierten vor der Thür ist. Für Anstalten ist eine solche gewiß passender und erfreulicher, da man sich alsdann der Hoffnung hingeben kann, daß die Anstalt fortdauern werde, so wie sie schon lange sich erhalten

hat. Ich bitte die Herren, diese meine Gesinnungen in Publiko bekannt werden zu lassen, und es dahin zu vermögen, daß es den 3. September 1825 eben so behandle, wie alle seine Vorgänger seit etlichen sechzig Jahren.“ Die einfache großartige Kundgebung erklärte sich gegen alle zu Ehren des Tages geplanten Denkmäler und Feste, nicht gegen wohlthätige Stiftungen, deren auch manche erfolgten.

Der großfürstliche Hof hatte sich indessen zum Besuche der Kaiserin-Mutter wieder nach Petersburg begeben. Im November teilte der Großherzog Goethe einen Brief Müfflings mit, worin dieser sich gegen den Vorwurf verteidigte, Blücher in seiner Geschichte des Feldzugs von 1815 zu hoch gehoben zu haben; da Goethe in seiner Erwiderung Müffling Recht gab, so sandte Karl August diesem ohne weiteres dessen Brief, über den er sich gewiß freuen werde. Gleichzeitig befahl er, daß ein Zimmer auf der Bibliothek, in welchem sonst die Kupferstiche und Seltenheiten sich befunden hatten, als Lesekabinett an gewissen Tagen geöffnet und geheizt werde, worüber Goethe eine Bekanntmachung erlassen möge. Dieser hatte darüber seine eigenen Gedanken; acht bis neun Familienhäupter, meinte er, sollten alle drei bis sechs Wochen eine Karte erhalten, auf die sie mit beliebiger Gesellschaft Montags und Donnerstags zwei Morgenstunden die ausgelegten Sachen sehen könnten. Auch der jüngere Müller, welcher die Blätter der „Weimarischen Pinakothek“ geliefert, die bei überfülltem Markte so wenig Absatz gefunden, daß man ein zweites Heft, obgleich zwei Platten dazu fertig waren, nicht auszugeben wagte, nahm Goethe in Anspruch. Müllers Vater, der Kupferstecher, war vor kurzem gestorben; seine bei der Zeichenschule erledigte Stelle erhielt Schmeller, die von ihm geführte Aufsicht über die Kunstsammlung die von Karl August unterstützte Malerin Luise Seidler, die schon im vorigen Jahre als Zeichenlehrerin der Prinzessinnen angestellt worden war. Da Müller den Wunsch geäußert hatte, in Stuttgart den Steindruck gründlich zu lernen, so forderte der Großherzog darüber Goethes Meinung; auch sollte er eine Summe als Unterstützung dazu vorschlagen. Dieser wandte sich deshalb an Boisserée, den er frug, ob seine Verhältnisse ihm gestatteten, dem jungen Manne, der mit so viel Ernst, Liebe und Fleiß sich in seinem Geschäft abängstige, den Zutritt gewähre. Derselbe sei sittlich von der besten Art, sein Künstlertalent für ihre Zwecke allenfalls hinreichend, seine Technik aber auch zu solchen untergeordneten Forderungen unzulänglich und mangelhaft. Durch seine Teilnahme werde er dessen Glück begründen, den Großherzog und den durch diesen belebten Kunstkreis sich höchlich verpflichten. Boisserée lehnte ab; man empfahl Paris oder München.

Am 18. sandte Goethe dem Großherzog Güldenapfels vollständigen Be-

richt über das während der sieben Jahre bei der neuen Anordnung der verbundenen Bibliotheken Geleistete mit seiner eigenen über das Gelingen der außerordentlich schwierigen Arbeit selbstbewußt sich aussprechenden Eingabe, die besonders hervorhob, daß man das Geschäft nicht früher hätte beendigen können, selbst wenn man die Bibliothek verschlossen gehalten und größere Summen auf den Bau und die Angestellten hätte verwenden wollen; denn nur durch einsichtig successive Verschränkung nach und nach geforderter Arbeiten sei jene kaum denkbare Verwirrung zu lösen gewesen. Mit ganz besonderer Anerkennung gedachte er der rastlosen Thätigkeit Güldenapfels, aber auch der unausgesetzte Fleiß der untergeordneten Personen kam zu seinem vollen Rechte. „Dr. Weller hat sich als Assistent, Compter als Schreiber, Beyer als Diener fleißig am Geschäft gehalten, und wir dürfen sie zusammen der höchsten Herren Erhalter gnädigstem Bemerken gar wohl pflichtmäßig empfehlen und den bescheidenen Wunsch äußern, solche in ihren gegenwärtigen Stellen und Emolumenten gnädigst bestätigt zu sehen; da denn alles, wie es bisher geordnet und gehalten worden, auch noch so lange unverrückt im Gange bleiben wird, bis wir uns im Stande sehen, eine für die Zukunft ausreichende Einrichtung höchster Prüfung zu empfehlen.“ Nachdem er auch hier den Wert der ausführlichen Tagebücher sämtlicher Angestellten betont, schloß er: „Die Einrichtung, daß an Sonn-, Fest- und Feiertagen gegen billige Remuneration die Arbeit fortgesetzt werde, würde noch im Laufe des nächsten Jahres beibehalten und überhaupt alles Mögliche zur Vollendung des bis hierher geleiteten Werkes beizutragen sein; denn nichts könnte uns so sehr am Herzen liegen als das bisherige nach Ew. &c. &c. Wunsch und Willen eingerichtet zu haben, und der einmal eingeführten Ordnung auch Bestand und Dauer, der Behandlung Genauigkeit, dem Lokal und Material zierliche Reinlichkeit bei lebhaft unterhaltener Benutzung bis in die spätesten Zeiten nachhaltig zu versichern. Und nun zum Schlusse Höchstdenenselben für bisheriges unschätzbares Vertrauen schuldigsten Dank abtragend, fügen wir die Versicherung hinzu, daß es unsere angenehme Pflicht bleiben werde, solches auch zunächst und für alle Folge ehrerbietigst zu verdienen.“ Der gesamte Aufwand betrug bis dahin 4909 Thaler.

Im November war nun auch Beers „Paria“ zur Aufführung gelangt. Goethe schickte dem in Bonn wohnenden Dichter durch Nees von Esenbeck den Theaterzettel und ließ ihm melden, daß man die Wiederholung des Stückes wünsche, und fruchtbare Bemühungen der Schauspieler sie immer wünschenswerter machen würden. Er selbst war nicht im Theater, dagegen sah er dort am 27. Rossinis heroische Oper „Tancredi“ (in Italienischer Sprache), nicht den „Freischütz“, dessen er früher gedacht, wohl mit dem

Großherzog. „Er ward sehr löblich vorgetragen", äußerte er gegen Zelter, „und ich wäre auch recht zufrieden gewesen, wenn nur keine Helme, Harnische, Waffen auf dem Theater erschienen wären." Da er sich im Geiste die Vorstellung in eine idyllische verwandelt habe, sei wirklich nichts auszusetzen gewesen, weil die hohle Prätension einer heroischen Oper weggefallen. Von dem burschikosen Tone des Herzogs gegen Goethe zeugt ein Zettel vom 28.: „Zur Tröſterin in den langen Winternächten habe ich dir beifolgende Dame erkoren, die ich dir ganz preis und zur schärfsten Kritik ganz nackend hingestellt habe, damit du damit machest, was dir eben gelüstet: aber als die Kulmination der Lithographierkunst erlaube, daß ich sie dir besonders empfehle." Um diese Zeit nahm der Russische Bundestagsgesandte von Anstetten Goethes Fürsprache wegen einer Angelegenheit des bedeutenden Kunstkenners Freiherrn von Reutern in Anspruch.

Das Jubelfest des Kammerarchivars Rat Schellhorn am 3. Dezember benutzte Goethe, um in einem kleinen Glückwunschgedichte auf das neun Monate später fallende gleiche Fest des Großherzogs hinzuweisen, wobei er die ganze Zeit vom 4. September dieses Jahres an als „großes Jubeljahr" betrachtet, das eben mit dem 3. September 1825 schließe. Aber aus Petersburg, wo der ganze großfürstliche Hof die glänzendste Aufnahme gefunden hatte, vernahm man von jener schrecklichen, durch Stürme noch verderblicher gewordenen Wasserflut des 17. November, die bis zum zweiten Stockwerk des Winterpalastes gereicht. Eine Beschreibung derselben brachten die Berliner Zeitungen: abends sprach Goethe lebhaft darüber mit Eckermann, Riemer und Coudray, der durch Zeichnung des Planes der Stadt die traurige Lage anschaulich machte. Später berichtete ihm ausführlich darüber die Hofdame der Großfürstin, Karoline von Egloffstein, an die Goethe noch am 24. schrieb: „Leider bin ich jetzt öfter als billig vor Ihren Fenstern; das große Unheil will die Einbildungskraft nicht loslassen." Ihn und den Großherzog beschäftigte diese Naturerscheinung auch in wissenschaftlicher Beziehung. Der letztere richtete am 9. und 19. ein paar chemische Fragen an Döbereiner; einmal handelte es sich um weiße und schwarze Trüffeln, das anderemal um Knallpulvermischungen; auch ersehen wir aus dem einen Briefe, daß der Großherzog die Ankunft eines zur englischen Glasbeleuchtungsgesellschaft gehörenden Mechanikers, den er über die Vacuummaschine befragt hatte, nächstens erwartete. Von der großen Aufregung auch in Weimar zeugt Goethes Äußerung an Knebel: „Leider setzen die gewaltsamen Stürme die Menschen in Furcht, wozu seltsame Weissagungen kommen. Möge diese bängliche Epoche bald vorübergehen."

In diesem Jahre erfolgte auch der Bau der Fürstengruft auf dem neuen Friedhofe und die Herstellung des während der Kriegszeit verfallenen, 1792

auf Hufelands Betrieb aus freiwilligen Beiträgen errichteten Leichenhauses. Karl August hatte erklärt, er wolle auf dem gemeinsamen Friedhofe ruhen; zu letzterm hatte er schon 1814 vier Acker hergegeben, aber erst vier Jahre später überwies der Stadtrat den ganzen zu diesem Zwecke eingerichteten Platz dem Konsistorium zur kirchlichen Benutzung, da die Bestattung Sache der Geistlichkeit war. In die von Coudray kunstvoll gebaute Fürstengruft mit einer Versenkung zum Herablassen der Särge wurden die 26 Särge der von 1664 bis 1774 verstorbenen Familienmitglieder gebracht, die seit dem Schloßbrande in einem untern Gewölbe des alten Schlosses gestanden hatten.

Karl Augusts und Goethes Jubeljahr (1825) sollte nicht ohne Sorgen und Schaden, ja nicht ohne eine von der Jagemann veranlaßte Verletzung des Dichters durch den alten Freund vorübergehen, die er aber äußerst mild verzieh, worauf dieser sich dann um so herzlicher zeigte. Am 2. Januar schrieb der Großherzog, wahrscheinlich in Erwiderung eines schriftlichen Glückwunsches: „Viel Glück zum neuen Jahre! und zum Gruß einen Brief von einem alten Bekannten, nämlich von meinem ehemaligen Rittmeister [er war mit bei der Belagerung von Mainz gewesen], jetzigem pensionierten Generallieutenant von Oppen. Er ist 70 Jahr alt, hat vor ein paar Jahren zum drittenmale geheiratet und mich seitdem schon zweimal zu Gevatter gebeten. Ich warf ihm neulich vor, daß er in seinem gesetzten Alter sich noch mit dergleichen Kindereien abgebe, und führte dich ihm zum Beispiel an. Auf dieses beiliegende Erwiderung." Am folgenden Tage schrieb Karl August: „Jetzt ist der junge Hosse aus Eisenach [Zögling der dortigen Zeichenschule] in Berlin und lithographiert dorten mit immer mehr heranwachsender Auszeichnung. Ich glaube deswegen, daß wir wohlthun werden, noch ein Weilchen Müllers Wunsch unerfüllt zu lassen und zu sehen, wie sich das Ding in Berlin machen möchte. In München ists gar betrübt, wenn man junge Leute hinschickt: sie werden zwar recht gütig aufgenommen, niemand bekümmert sich aber ernstlich um ihre Studien. Den Jenaischen Katalog der Inkunabeln [den Goethe auf seinen Wunsch von Güldenapfel verlangt hatte] hebe doch derweilen auf, bis er komplett sein wird. Schicke mir ein hübsches Exemplar [der Jubelausgabe von „Werther"?] für Oppen und schreibe ihm etwas dazu; es wird den alten Kerl sehr freuen. Anno 14 in Paris war er im Jardin des plantes und trat in den Verschluß, wo der Elephante hauste: der faßte ihn aufs Korn und drückte ihn dergestalt an die mit eisernen Spitzen versehenen Planken, daß er lange krank davon war. Er hat viel über diesen Unfall leiden müssen, weil man behauptete, der Elephant sei neidisch gewesen, so eine Masse neben sich zu sehen. Du kannst dieser Geschichte mit erwähnen. Für die Euphorbia danken wir resp. [im Namen von Belvedere]

schönstens.“ Den 11. schrieb Goethe an Metternich, um ihn für ein Privilegium der Bundesversammlung zum Schutze der neuen Ausgabe seiner Werke gegen Nachdruck in allen Bundesstaaten zu gewinnen; er übersandte zugleich die Eingabe, welche um kostenfreie Erteilung bat. In dieser hob er hervor, daß er so viele Jahre in seinem Vaterlande gewirkt und seine „mit allem bestehenden und zu wünschenden Guten im Einklang beharrende Thätigkeit“ den Einsichtigen vor Augen liege. Ohne Ruhmredigkeit dürfe er aussprechen, hieß es weiter, daß während einer langen Lebenszeit erhabene Herrscher, von welchen ein günstiges Geschick die geneigtesten glücklicherweise in gedeihlichem Wohlsein erhalten habe, durch mehrfache Beweise von unschätzbarer Huld ihn begnadigt und ausgezeichnet hätten, weshalb er hoffen dürfe, daß man allerhöchsten Ortes einen alten treuen Diener in Gesamtheit wohlwollend anzublicken geneigt sein möchte, „wobei denn der erlauchten und verehrlichen Ministerien und hohen Bundestagsgesandten Mitwirkung gleichzeitig anzugehen die Freiheit nehme“. Daß er und die Seinigen von seinen Geistesprodukten Vorteil ziehen möchten, war nicht verschwiegen, auch hervorgehoben, daß das für ihn so wichtige Geschäft zugleich für die ganze deutsche Literatur bedeutend sei. Leider ließ sich Goethe hierbei so wie in der ganzen Verlagsangelegenheit von seinem Sohne beeinflussen und drängen: eine würdigere Fassung des Gesuches hätte dem Nestor der deutschen Dichter und Schriftsteller besser angestanden. Dem Großherzog hatte er dasselbe wohl nicht mitgeteilt. Erst am 1. Februar wandte er sich in dieser ihn sehr beengenden Angelegenheit an den Vorsitzenden der Bundesversammlung, den Freiherrn von Münch-Bellinghausen, dem er von seinem günstig aufgenommenen Schritte bei Metternich Kunde gab. Das war nun freilich der rechte Mann, den ja nur der Nachtwächterdienst des Bundestags und tote Polizeiruhe kümmerten.

Für Müller hatte Karl August jetzt Karlsruhe in Aussicht genommen, da der Kanzler von Müller ihm sehr schöne dort erschienene Steindrucke gezeigt, und er wollte, wenn Goethe beistimme, wie er am 20. Januar diesem schrieb, dem Kanzler die Einleitung der Sache in Karlsruhe übertragen. Ende des Monats erkrankte Karl August, da, wie er ein Jahr später sich launig äußert, sein Mittelsmann einen groben Stolper gemacht hatte. Frau von Ahlefeld, die Schwester des Oberstallmeisters von Seebach, schrieb am 4. Februar, der Großherzog verlasse noch immer sein Zimmer nicht; er sei, wie man höre, sehr matt und angegriffen. So sah er denn auch nicht seine Heygendorf am Geburtstage seiner Gattin in Grillparzers „Medea“, in welcher sie vielen als Meisterin der tragischen Kunst erschien. Der Februar begann äußerst stürmisch. Die Großherzogin aber ließ es sich trotz des Unwohlseins ihres Gatten nicht nehmen, den Geburtstag des Erbgroßherzogs am 2. durch

ein Festessen und den ihrer Enkelin Marie am 3. durch einen Ball zu feiern. Den 10. meldete Karl August an Goethe: „Da im Turme an der Bibliothek in der Woche exklusive Sonntags täglich geheizt wird und immer geheizt wird und immer jemand von den angestellten Offizianten gegenwärtig ist, so habe ich heute der Demoiselle Facius [die sich in der Kunst ihres Vaters auszubilden suchte] die Erlaubnis erteilt, dorten nach den Mustern, welche sich in der Daktyliothek von Lippert und in der Sammlung von Schwefelabgüssen [von Stosch] befinden und die im Turm aufgestellt sind, zu arbeiten; in der Hoffnung, daß das schöne Licht des dortigen Lokals ihr förderlich sein wird, um das Talent zu exkolieren, was ihr von der Vorsehung ist gewährt worden. Da sie unter der speziellen Aufsicht der Demoiselle Seidler zeichnet und studiert, so ist auch dieser zu jeder Zeit der Zutritt bei dieser Gelegenheit zu verstatten.“ Zum Geburtstage der Großfürstin (dem 16.) schrieb Goethe dieser einen von äußerster Verehrung und wärmster Sehnsucht überfließenden längern Brief, den er am 14. dem Großherzog zur Besorgung sandte. Bei Erwähnung des großen Unheils, das Petersburg betroffen, bemerkte er: es sei eine tröstliche Erscheinung eine große, unübersehbare Nation zu erblicken, die sich ihres allerhöchsten Herrschers in einem so unerwarteten Fall durchaus vollkommen wert erwiesen habe, wodurch uns denn auch wunderwürdige schnelle Wiederherstellung schon verkündet und eine sichere ferne Ausführung mitgeteilt werde. Mit vielem Vergnügen könne er melden, wie schön der junge Prinz unter Sorets sorgfältiger und kluger Behandlung in allem Guten zunehme und das Sittliche sich dem Physischen auf jede Weise gleichstelle. Auch der treuen Pflichterfüllung des zuverlässigen Meyer beim Prinzen, der früh Anlage zum Zeichnen verriet, wird gedacht. Dankbar hätten sie alle anzuerkennen, daß einst ihre Kinder von dieser sorgfältigen hohen Erziehung unmittelbaren Genuß und Vorteil gewinnen dürften. „Übrigens wäre der Winter freudig hingegangen“, bemerkte er, „wenn uns nicht gewisse Zufälligkeiten einigemal Sorge um die Gesundheit unseres verehrten regierenden Paares gegeben hätten, worüber wir denn doch, nach Wunsch und Gebet aller teuern Angehörigen glücklich hinweggehoben, abermals heiterer und guter Stunden zu genießen haben. So beginnen wir denn mit höchst erfreulichen Gefühlen die gedrängten Feste dieser Tage, wobei ich in meiner stillen Zurückgezogenheit die öffentliche Feier treu teilnehmend begleite und nicht minder die Sehnsucht nach den hohen Abwesenden in einem feinen Herzen bewahre.“ Auch fehlt nicht die Bitte, „allerhöchsten Ortes seiner vielleicht zu gedenken“ und ihn „des Herrn Erbgroßherzogs und der teuren Prinzessinnen Hoheit zu gnädigem Andenken zu empfehlen“.

Der Großherzog nahm an der Festtafel des Geburtstages der Groß-

fürstin Teil (Goethe enthielt sich seit mehr als sechs Jahren der Hoftafel), aber er mußte sich im Essen sehr mäßigen und des Weins, auch des so geliebten Champagners, sich ganz enthalten. Goethe hatte bereits am 3. die Einladung, zum Karneval nach Köln zu kommen, durch ein heiteres Faschingslied dankend erwidert, das mit größter Feierlichkeit in der Narrenstadt empfangen und für sich besonders, auch in der „Karnevalszeitung", gedruckt worden war. Auf den diesmaligen glänzenden Verlauf des Karnevals war man in Weimar allgemein gespannt. Aschermittwoch (den 23.) wandte sich der Großherzog an Goethe mit einem Briefe, der mit den freilich an diesem Tage etwas auffallenden Worten schließt: „Dein Kanzonett wird den Fasching beleben. Ich möchte wohl mit dir dorten sein. ‚Da's aber nicht sein kann, So bleiben wir hier'. Lebe wohl." Der Anfang des Briefes bezieht sich auf die Privilegienangelegenheit, die jetzt für Goethe um so drückender war, als der Vorsitzende der Bundesversammlung in seiner übermütigen Weise sein Schreiben unbeantwortet gelassen hatte. „Sehr gern will ich es übernehmen", schrieb Karl August, „den Bundestag zu veranlassen, daß er einmal etwas Erkleckliches unternehme [gegen den überhand nehmenden Nachdruck], und zumal für dich, mein alter Freund; aber für die guten Folgen meiner Bemühungen und des Gesandten [der Sächsischen Herzogtümer Graf von Beust] will ich nicht einstehen." Der Bundestag hatte sich noch nicht dazu aufgerafft, etwas gegen den Nachdruck zu thun, und Karl August erwartete von dieser sich immer mehr, wo es etwas Gutes galt, abstumpfenden höchsten Behörde nichts. Goethe wandte sich schon am 27. an Beust, nahm aber auch die Hülfe des Weimarischen Ministers von Fritsch in Anspruch. Weiter heißt es in dem Aschermittwochsbriefe: „Für die Einrichtungen auf der Bibliothek und Anstellung eines zweischürigen Amanuensis für selbige und fürs Jägerhaus [die Kunstsammlung] danke ich bestens. Dieses wird vieles Heil bringen und mir manche Sorge ersparen." Aus dem März, vom 20., ist eine ausführliche Erörterung über das Verhältnis der Wurzel zum Blatte erhalten, die Goethe an diesem Tage dem Großherzog mit Bezug auf eine frühere Erwähnung der Sache mitteilte. Am folgenden Tage schrieb ihm Karl August: „Die bewußte Zeichnung, welche man für eine Raphaelische halten kann, gehört der Frau von Heygendorf. Wenn du diese darum begrüßen willst, so wird sie vermutlich selbige dir gerne senden. Mir ists mit dem Wurzelschlagen der Bäume oder holzigen Pflanzen noch dunkel, ob sie beim Okulieren, Pfropfen oder Ablatieren wirklich Wurzeln ineinander schlagen oder auf welche Weise sonsten die Verbindung zweier Hölzer vor sich geht. Sobald es gut Wetter wird, soll mancherlei vorgesucht werden."

Da zerstörte in der Nacht ein Brand das 1779 erbaute, 1798 neu

hergestellte Theater, die Stätte von Schillers Triumphen und von Goethes sechsundzwanzigjährigem, oft mühseligem, aber auch folgereichem Wirken. Der Großherzog war gleich zur Stelle und schaute gefaßt dem Untergang des Gebäudes zu, erst ganz aus der Nähe, dann von dem gegenüberliegenden Palais aus, suchte nur den Brand möglichst auf seinen Herd zu beschränken. Die Großherzogin war über den Unfall herzlich betrübt. Goethe, erschüttert durch das traurige, so viele Erinnerungen grausam vernichtende Ereignis, blieb im Bette liegen, aus dem er die Flamme unaufhörlich gegen Himmel steigen sah. Auch den ganzen folgenden Tag stand er nicht auf, um den Folgen der Aufregung vorzubeugen. Wegen des Neubaues war er beruhigt, da Coudray mit ihm in den langen Winterabenden auf Veranlassung des Neubaues des Königstädter Theaters in Berlin mit Vergleichung der Grund- und Durchschnittsrisse anderer den Plan eines für Weimar passenden vollständig entworfen hatte, sodaß man, nach der Genehmigung des Großherzogs, die bei dessen Vertrauen auf den Erbauer so vieler Gebäude in Weimar zu erwarten stand, sogleich mit dem Baue beginnen könne. Auch sprach Goethe sich dafür aus, daß man gleich in den nächsten Tagen im Fürstenhause oder im Stadthaussaale die Vorstellungen fortsetze; freilich dürfe man nur kleine Stücke, in denen kein Ortswechsel vorkomme, oder Teile von größern geben. Manche wollten wissen, die Unachtsamkeit des Oberdirektors Stromeier trage die größte Schuld am Unglück, da man schon früher und besonders in der jener traurigen Nacht vorhergegangenen Vorstellung ihm mitgeteilt hatte, daß es im Theater brandig rieche. Aber am 25. fühlte Goethe sich so angegriffen, daß er Riemer schreiben mußte: „Da eine absolute Einsamkeit zu meiner Wiederherstellung nötig ist, kann ich Sie auf diesen Abend [wo er die vollendeten Stellen seiner „Helena“ mit ihm durchgehen wollte] nicht einladen, sende aber statt meiner einen Teil der gestrandeten Ladung, den ich den Strudeln des Lethe kecklich abgewonnen habe. Ich hoffe, mit dem übrigen soll es auch gelingen, wenn sich die Elemente nur nicht gar zu wild entgegensetzen. Schenken Sie diesem Hefte Ihre gewohnte liebevoll-einsichtige Aufmerksamkeit.“ Der Großherzog begab sich am folgenden Tage mit dem Oberstallmeister von Seebach nach Eisenach, wo er den jungen Herzog von Meiningen, der mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin von Kassel kam, bewirten wollte. Aber Karl August zeigte sich in Eisenach so hinfällig, daß man für ihn fürchtete. Den 27. schrieb Goethe an Zelter, er befinde sich körperlich wohl, psychisch leidlich, nur halte er sich ganz einsam, weil alle Menschen, da sie, ohne es zu wissen, überreizt seien, auf unerträgliche Weise mit Rat, Vorschlag und Plan herbeistürmten. Am meisten sei der Großherzog zu bedauern, der, da er nach seiner schönen fürstlichen Art einen jeden

anhöre, so vieles Unnütze, das er weder ablehnen noch zurechtlegen könne, über sich ergehen lassen müsse. Damals erhielt er durch von Fritsch Mitteilung des ihm günstigen Beschlusses der Bundesversammlung, der freilich die Erteilung eines Privilegiums als Sache der einzelnen deutschen Staaten betrachtete. Schon am 30. fand bei Goethe großer Thee statt, an dem die jungen Engländer und ein Amerikaner teilnahmen.

Den 2. April schrieb ihm der Großherzog mit launiger Anspielung auf den Salomonischen Tempelbau der Freimaurer: „Heute Abend wird vermutlich die erste Session gehalten werden, um Hieramens Willen zu erfüllen, und die Hütte wird solche Meister aufnehmen, welche, das Cassiastengelchen unter der Nase, im brüderlichsten Sinne das Notwendige mit dem Schicklichen zu verbinden verstehen, ohne den allgemeinen Baumeister der Welten, welcher auch der größte Rechner und Hauswirt derselben ist, durch Fehlschüsse in dem Kapitel über die Anwendung der Kräfte zu beleidigen. Die Erscheinung des Königstädter Theaters [1824 erbaut] ist mir sehr erfreulich gewesen, weil, dorten ausgeführt, in der neuesten Praxis ein Gedanken- und Erfahrungsbündel an das Tageslicht gestellt wird, auf dessen Aufleben ich immer Hoffnung setzte und an dessen Belebung Baurat Steiner schon eine Weile her arbeitete. Ob die Einschachtelung des Orchesters ins Proszenium löblich sei oder nicht, lasse ich so lange unangetastet, bis die Erfahrung uns lehren wird, was wir darüber glauben sollen. Vermeidbar ist diese Einrichtung auf allen Fall. Mit meiner sehr wackeligen Leibeshütte kann ich noch immer nicht zurechte kommen; es knackt da und dorten, ohne daß man gleich das rechte Fleck treffen könnte. Gute Nacht." Coudray schrieb nach jener Sitzung einige Fragen über das Königstädter Theater an Zelter, dem Goethe sie am 3. mit der Gewissensmahnung sandte: „Beantworte die Fragen einsichtig freundlich, mir aber im besondern melde, ob dir bei euren erstern Theaterbauten [1821] sowie bei den letztern irgend noch ein Hauptgedanke oder Bedenken beigegangen, was man vielleicht nicht aussprechen mag, aber einem Freunde gar wohl mitteilt. Und so assistiere aus der Entfernung als gegenwärtig deinem alten Treuen, der noch in den Fall kommt, künftigem Scherz und Ernst und unausbleiblichen Thorheiten und Verwirrungen, sowie äußerer Lust und innern Verdrießlichkeiten einen abermaligen Schauplatz zu eröffnen." Noch am 4. schrieb er an Boisserée, über die Art der Wiederherstellung des Theaters herrsche vollkommene Einigkeit. Den 6. wurden nach seinem Vorschlage die Vorstellungen auf dem Stadthaussaale begonnen. Sechs Tage später konnte Goethe Eckermann mitteilen, der Großherzog habe ihren Riß des neuen Theaters genehmigt und eigenhändig unterschrieben, und man werde ungesäumt mit der Grundlegung beginnen, was freilich rasch geschehen mußte,

da das neue Theater bei der Jubelfeier am 3. September eröffnet werden sollte: doch gedachte er auch der mancherlei Gegenwirkungen, mit denen sie zu kämpfen gehabt, wobei Minister Schweitzer, wie von seiner tüchtigen Gesinnung zu erwarten gewesen, auf ihrer Seite gestanden. So meldete er denn auch Zelter am 11., die Pein des Ratschlagens habe nur kurze Zeit gedauert. „Zwei Architekten standen gegeneinander; der eine [Steiner] wollte ein Quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen — und so erschienen auch hier die beiden Parteien des Tags im Gegensatz und balancierten einander wirklich. Nur die Entschlossenheit des Großherzogs machte dem Schwanken ein Ende; er trat auf die Seite der Majorität, so daß wir etwa sechszehn Tage nach dem Brande [am 11. waren es zwanzig Tage, der Beschluß aber wohl schon einige Tage früher gefaßt] entschieden sind, was geschehen und, da wir einmal einen Hof haben, auch ein Hoftheater eingerichtet werden soll. Hierzu gehörte freilich, daß beide obgemeldeten Plane schon seit Jahren [?] fertig dalagen, und ich will nicht leugnen, daß derjenige, welcher die Gunst gewann, von mir und dem Oberbaudirektor Coudray seinen Ursprung hat." Es that Goethe innig wohl, daß Weimar, nachdem sein Theater verbrannt, ein des Hofes würdiges, nach seinem Plan erhalte, worin durch eine Reihe Logen um das Parterre und eine andere zwischen Balkon und Galerie auch für den wohlhabenden und vornehmen Mittelstand gesorgt sei. Die Grundlegung wurde sofort begonnen. Freilich klingt es schon etwas bedenklich, wenn Karl August, der sonst mit freudiger Entschlossenheit an die Ausführung seiner Pläne ging, am 11. Goethe schreibt: „Die betrübte Thätigkeit, welche unser verunglücktes Theater uns aufdringt, ist leider nicht von der erfreulichsten Gattung; ich hätte mir eine andere gewünscht", und man kann sich kaum der Vermutung enthalten, daß schon damals die Quängeleien der Jagemann, die mit ihrem Oberdirektor Stromeier an der Spitze der unterlegenen Partei stand, ihm das Leben verleideten. Mit Freude gedenkt er in demselben Briefe, ja er beginnt damit, des Zeichenkabinetts, das sich schön ausnehmen werde. Weiter schreibt er: „Hier schicke ich dir etwas, was mir Soret [der von der Reise zurückgekehrt war] zusammengelegt hat [Edelsteine?], teils aus dem Meinigen, teils aus seinen Vorräten." Das schließende: „Viel Glück zum schönen Sonnenschein!" deutet darauf, daß das schöne Wetter wohl auch den Freund bald an die Luft bringen werde. Am 15. sandte er Goethe eine längst vermißte Tafel oder Karte mit den Worten: „Das ist das verlorene Schaf. Lindenau, der eben bei mir ist, hat große Freude daran. Ich will es hier im Turm der Bibliothek aufheben lassen, um es immer an der Hand zu haben." Sorets Sachen hält er bei sich, um sie einzutragen, und er bittet deshalb nm das ihm geschickte Verzeich-

nis. Nach dem Wunsche: „Baldige Besserung! Gott dem Herrn befohlen!“ muß er ihm noch sagen: „In kurzem werden wir mit englischem Lichte beleuchtet werden.“ Der zur englischen Gasbeleuchtungsgesellschaft gehörende Mechaniker war angekommen; jene Hoffnung ging freilich nicht in Erfüllung. Prinz Bernhard hatte unterdessen die ihm lange vorschwebende Reise nach Nordamerika mit frischem Mute, gut vorbereitet, angetreten. D'Alton aus Bonn, als Kunstkenner und Künstler, von Goethe besonders als anatomischer Forscher und Zeichner geschätzt, war um diese Zeit in Weimar, wo er allenthalben, besonders am Hofe und bei Goethe, die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Am 16. war er bei Goethe zu Tische, wo Eckermann beobachtete, wie dieser, da die Rede auf die Bildung der Nagetiere kam, nicht satt werden konnte, immer mehr einzelnes über sie zu erfragen. D'Alton schrieb später an Knebel, er könne an seinen etwas übereilten Abschied von Goethe, dem er so viel wie keinem andern Menschen verdanke, nicht ohne die peinlichste Empfindung denken, da er nicht seinen Wink verstanden habe, daß er noch länger bleiben möge. Am Abend des 27. fuhr Goethe mit Eckermann wieder nach seinem Garten. Von da zurückgekehrt, äußerte er sich gegen den jüngern Freund in leidenschaftlicher Bewegung über den Vorwurf, er sei ein Fürstenknecht. „Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet“, äußerte er, „aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! .... Wir werden diesen Herbst den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit funfzig Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein beständiges Dienen! was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes!“ Wie tief mußte es da Goethe schmerzen, daß jetzt wiederum sein böser Dämon ihn bethört und ihn vor ganz Weimar bloßgestellt hatte, was wohl kaum geschehen wäre, wenn die Großfürstin gegenwärtig gewesen. Die Änderung seines schon bei der Grundlegung in Ausführung gesetzten Entschlusses wird er Goethe schon am 28. angezeigt, und dieser sie wohl mit unterdrücktem Bedauern oder, wenn es schriftlich geschah, stumm aufgenommen haben. Wir wissen darüber nichts, nur können wir uns vorstellen, wie tief dieser zweite große Sieg der Jagemann ihn verletzte: sie hatte ihn aus dem niedergebrannten Theater vertrieben und jetzt auch bewirkt, daß sein Plan eines neuen des Hofes würdigen Theaters im Beginnen zerstört wurde. Auch

die Großherzogin muß auf das unangenehmste davon betroffen worden sein. Den Herzog bedauerte er, der unter dem Einflusse einer ehrsüchtigen Frau stehe, wie er selbst leider von seinem August sich in Geldsachen bestimmen ließ. Eckermann berichtet unter dem 29.: „Der Bau des neuen Theaters war diese Zeit her rasch vorgeschritten, die Grundmauern stiegen schon überall empor und ließen ein baldiges sehr schönes Gebäude hoffen. Heute aber, als ich den Bauplatz besuchte, sah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingestellt war; auch hörte ich gerüchtweise, daß eine andere Partei gegen Goethes und Coudrays Plan noch endlich obgesiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete und daß ein anderer Architekt nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund ändern werde." Man hatte die großen Kosten des angenommenen Planes gegen diesen ins Feld geführt, und bemerkt, ein Theater brauche kein architektonisches Prachtwerk zu sein: als ob es sich um ein Volkstheater, nicht um eine Anstalt des Hofes gehandelt hätte, die desselben und die des Schutzes, den die Künste in Weimar gefunden, würdig sein mußte. Die Baukunst, deren des Fürsten würdiges Wirken in Weimar Goethe vor sieben Jahren im großen Maskenzug gefeiert hatte, verhüllte ihr Haupt. Die schöne Gelegenheit, den Spott der Fremden über das so unansehnliche Theater Ilmathens zu entwaffnen, ließ Karl August vorübergehen und verletzte zum zweitenmal vor aller Welt den großen Dichter — zum Danke für die unendliche Mühe, die er seiner Bühne mit größtem Erfolg gewidmet. Goethe unterdrückte seinen Schmerz; gegen Eckermann sprach er sich gleichgültig darüber aus: ein neues Theater sei doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen (ein Gedanke, den er später in eine Xenie faßte); sie würden immer ein ganz leidliches Haus bekommen. Einen Ableiter seines Ärgers bot ihm die neue Ausgabe seiner Werke, auf die unterdessen, da man von dem Privilegium der Bundesstaaten hörte, manche Gebote einliefen. Brockhaus kam selbst am 5. Mai deshalb nach Weimar. Denselben Tag schrieb ihm Karl August: „Ach mein Gott! Die Zauberbretzel [gegen Rheumatismus] habe ich an alle Teile des Leibes gehalten, selbst an den Magen, sonder Effekt. Setze du die Versuche fort; vielleicht entdeckst du rätselhafte Gefühle. Für die Bücher danke ich bestens. Einen Cicerone werde ich schon finden. In Jena hat mich gestern das schöne Lesepult in der Bibliothek sehr erfreut und in Wöllnitz [bei Jena] das blühende, samenliefernde Equisetum eburneum. Schade, daß von dir ungesehen die Aurikeln und Primeln in Belvedere verblühen!" Goethe fühlte sich, auch wohl infolge des Theaterärgers, so angegriffen, daß er nicht ausging. Ob Karl August ihn mit seinem Pudel besucht, mit dem er am 6. bei Frau von Stein auf ihrem beliebten Platze vor der Hausthüre zugleich mit der Großherzogin

war, wissen wir nicht. Hoch erfreute den Dichter darauf die Anwesenheit des jungen Felix Mendelssohn, der mit seinem Vater von Paris kam und durch sein neuestes Quartett alle in Erstaunen setzte; diese „persönliche hör- und vernehmbare Dedikation" that ihm sehr wohl. Freilich blieb seine Hauptangelegenheit die neue Ausgabe, ja er drängte, selbst von August gedrängt, Cotta, der sich ihm stets so freundlich erwiesen, zu einem bestimmten Angebot, obgleich dieser ein vertragsmäßiges Vorrecht hatte, und deshalb verlangen konnte, das Höchstgebot zu wissen. Von Naturwissenschaftlichem zog ihn, obgleich der Großherzog fast alle Hoffnung fester Ergebnisse aufgegeben hatte, die Meteorologie an, deren Grund ihm noch immer tellurisch schien; er hatte über diese einen Aufsatz entworfen. Die meteorologischen Beobachtungen ließ er ihren herkömmlichen Gang gehen, sehr vergnügt, daß die Angestellten, wenn sie auch nicht seiner Ansicht waren, seine Fragen beantworteten und gewisse allgemeine Forderungen im besondern ausführten. Augenblicklich beschäftigten ihn auch die Preiszeichnungen zu dem neugriechischen Gedicht „Charos"; denn, als er in „Kunst und Altertum", mit dem Bedauern, nicht mehr, wie vor zwanzig Jahren, die Künstler zur Ausarbeitung gewisser Aufgaben förmlich und bestimmt einladen zu können, auf den Gegenstand jenes Gedichtes als einen solchen aufmerksam gemacht, bei welchem die höhern Kunstforderungen zu leisten sein möchten, hatte Cotta sich im „Kunstblatt" bereit erklärt, ihm zugesendete Zeichnungen an Goethe zu senden und die von diesem für die beste erkannte zu honorieren und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen.

Der Großherzog begab sich mit dem ganzen Hofe nach dem seit der neuen Einrichtung sehr beliebten Dornburg, während Goethe an seiner „Helena" fortsann, zu welcher er die Geschichte Moreas als dichterischen Einschlag sich aus neuern Werken aneignete. Preller war unterdessen nach Weimar zurückgekehrt und sollte mit Karl Augusts Unterstützung auf einige Jahre nach Italien gehen, vorher aber von Goethe Abschied nehmen. Dieser riet ihm, sich besonders an Poussin und Claude Lorrain zu halten und nie einen einzelnen Gegenstand der Natur für sich allein zu zeichnen. In Dornburg war Karl August wohl aufgelegt, besonders freute er sich eines Besuches von Knebel, der einiger in seinem Gedächtnis längst erloschener Vorgänge ehemaliger Zeiten auf eine ihm wohlthuende Weise gedachte. Am 12. schrieb er von Wilhelmsthal aus an Goethe, der ihm von Gruithuisens „Entdeckung vieler deutlichen Spuren der Mondbewohner, besonders eines kolossalen Kunstgebäudes derselben" mitgeteilt hatte: „Die bewußte Mondspastete, welche ich in Dornburg bekam, war mir von Anfang an ganz unzernagbar; ich gab sie deswegen an Soret und ließ ihn dran kauen. Dann wagte ich es noch einmal anzusetzen, und nun bin ich doch so weit damit gekommen, daß die Grui-

huisenschen Tollheiten mir Spaß zu machen anfangen. Wenn nur dergleichen Skribenten nicht verlangten, daß man sie verstehen sollte, wenn sie Griechisch schreiben; denn im libro quaestionis stehen beinahe eben so viele Griechische Kunstausdrücke als wie deutsche Worte.“ Goethe schätzte die von Gruithuisen gemachten Beobachtungen und war ungehalten darüber, daß man zu Köln im nächsten Karneval diesen lächerlich machte. Weiter schreibt Karl August: „Schade daß du dich nicht entschließen kannst, die Welt, die du betrittst [im Gegensatz zu Gruithuisens Phantastereien], in freier Luft zu besehen. Es blühet alles überüppig in dem Park, unter andern die berühmte Paeonia, die ich in der Malmaison blühen sah und dann nicht wieder. Ich habe sie vor ein paar Jahren bekommen, und glaubte, es seien Exemplare der Paeonia arborea, die ich schon öfters besitze, und ließ sie deshalb beim Salon ins Freie pflanzen. Siehe, sie hat den Winter, leicht gedeckt, überstanden und trägt drei Blumen, jede von der Größe eines Hutkopfes. Die Spezies Akazien sind wie beschneit, die hispida übermäßig schön und die glabra im Aufbrechen. In Belvedere ist auch vieles zu bewundern.“ Goethes Erwiderung auf diese „höchst blütenreiche Anmahnung“ ist ungedruckt. Den 14. schickte Karl August den Mechaniker Bohne aus Wilhelmsthal an Döbereiner, der bei ihm die Lesliesschen Instrumente und einen Simpisometer und was er sonst noch haben möchte, bestellen und zugleich ihn und seine Arbeiten beurteilen möge, damit er sich seiner neben Sieglitz bediene. Die schönen Tage brachten endlich auch Goethe aus seinem Hause. Am 13. fuhr er mit Kanzler Müller in dessen neuem Wagen nach Belvedere, wobei er sich so wohl fühlte, daß er allerlei Reisepläne machte. Seit sieben bis acht Monaten war er nicht mehr ausgefahren. Zwei Tage später wurde die Fahrt wiederholt. Lebhaft regte sich jetzt in ihm die Erinnerung an Marienbad, das er im vorigen Jahre nicht besucht hatte, aber wenigstens hatte er sein Bild an Ulrikens Mutter gesandt. Dem Herrn von Brösigke, der ihn nach Marienbad eingeladen hatte, erwiderte er am 17.: „Die ersten schönen Tage des Monats lassen mich nicht im Hause verweilen, und wenn man einmal draußen ist, so möchte man denn auch über alle Berge, und ich weiß recht gut, über welche. Sollen denn nun meine lieben schlanken Gestalten quer über die Terrasse hüpfen oder der Länge nach hin und her wandeln, und ich soll weder Zeuge des einen noch Geselle des andern sein? Alle meine Freunde wollen mich von hier weg; denn sie merken wohl, daß mir etwas fehlt, das ich auswärts suchen sollte. Treten die Ärzte nun gar hinzu und raten das gleiche, so können Sie denken, daß ich unruhig und ungeduldig werde. Ganz sicher sind Sie nicht vor mir. Denn käm' ich auch nur zum Besuch auf wenige Tage, so sollten das schon Festtage werden, wenn sie sich an die schönen vom gol-

denen Strauß [dort hatte er im August und September 1823 gewohnt] anschließen wollten; von meiner Seite würde es sich alles finden, wie damals; und hofft man nicht Erwiderung, die man wünscht? Allzu hinderlich sind aber tägliche Forderungen, die von allen Seiten an mich ergehen, die ich nicht ablehnen und kaum übertragen kann; mich bestürmet gar vieles und bedeutendes, das mich und andere betrifft, Öffentliches und Häusliches, Herkömmliches und Unerwartetes. Überdies müssen wir alle vor Augen haben das Jubiläum unseres gnädigsten Herrn, das am 3. September eintritt. Die wenigen Wochen bis dahin, wie leicht und schnell vergehen sie! Und so werd' ich denn zwischen Wollen und Hoffen, zwischen Notwendigem und Zufälligem dergestalt hingehalten, daß ich so leicht nicht einen Entschluß fassen und mich doch auch nicht entschieden resignieren kann .... Wenn das in Straßburg noch glücklich angelangte Bild der lieben Ältesten übergeben worden, so wird sie ein Eigentumsrecht daran empfinden. Möge die Mittlere zu allem ihren Mutwillen wieder hergestellt sein und die Jüngste, in holder Natürlichkeit herangewachsen, ihre Umgebung erfreuen." Am 25. wurde das neue Schauspielhaus gerichtet, wozu Riemer die auf die Eröffnung desselben am Jubelfeste hindeutente Kranzrede gedichtet hatte. Als Goethe am 3. Juli diese Zelter übersendet, bemerkt er, daraus werde er sehen, daß er und Coudray nicht dabei mitwirkten. Bisher hatte er Zelter darüber kein Wort geschrieben, der es freilich sonsther erfahren hatte; jetzt äußerte er: „Die Veranlassung ist nicht ganz neu [dieselbe wie bei seiner Entlassung vor acht Jahren], aber doch noch immer überraschend genug. Specialia lassen sich dem Papier nicht anvertrauen. Ich bin heilfroh." Weiter gedenkt er seines Befindens, das so wohl sei, daß er seinen Geschäften ununterbrochen vorstehen könne; doch bedürfe er auch einiges Behagen, da zu allem andern noch die ihn nicht wenig beschäftigende neue Ausgabe komme. Auch eine Abschrift des Briefwechsels mit Zelter zu einer spätern Veröffentlichung ließ er damals anfertigen.

Von Wilhelmsthal aus wurde die Verbindung des Großherzogs mit Goethe ununterbrochen fortgesetzt. Da man dort (Lindenau, Soret und Herzog Bernhard befanden sich daselbst) über seine Farbenlehre sich unterhielt, mußte er sein in Eisenach nicht vorhandenes Werk „Zur Farbenlehre" überschicken, auch Prismen und anderes. Karl August, dem dieses fern lag, bat ihn, bei Döbereiner nachzufragen, ob die vom Prinzen von Clarence gegen ihn gemachte Behauptung wahr sei, Dampfschiffe könnten keine großen Seereisen machen, weil die Ruder im Salzwasser sich entzündeten. Goethe schickte auch seine Bemerkungen über Achromasie ein, aber die Wilhelmsthaler Naturkundigen meinten, um darüber ins Klare zu kommen, wäre noch eine mündliche Erklärung nötig. Körners Flintglas hatte der Großherzog an den be-

rühmten Fraunhofer gesandt, dessen Äußerung er Goethe zur Mitteilung an diesen beilegte; auch möge er Körner sagen, worin Soret und Lindenau den Grund des Mißlingens fänden. Dem Engländer Daniell sollte Goethe für das gesandte hübsche Instrument danken, aber ihm auch anzeigen, daß es wegen schlechter Verpackung zerbrochen angekommen. Goethes Brief vom 3. August fehlt uns. In Weimar beschäftigte man sich damals mit den Veranstaltungen zur Begehung des Jubelfestes. Goethe dichtete die zur Logenfeier bestimmten Lieder. Dabei nahmen ihn die Verhandlungen mit Cotta in Anspruch, der zehn Prozent über das höchste Gebot zahlen wollte, aber leider hatte Goethe die ganze Sache seinem Sohn überwiesen, der nicht genug bekommen konnte, und obgleich kein Verleger über 50000 Thaler geboten hatte, steif behauptete, die 40 Bände seien für eine Zeit von zwölf Jahren wenigstens auf das Doppelte zu schätzen. Wegen des Privilegiums mußten noch Gesuche an die Höfe von Dresden, München und Stuttgart abgehen, auch der Gesandte von Beust in Anspruch genommen werden.

An seinem Geburtstage wurde Goethe von zahlreichen Seiten freundlich begrüßt. Auch der Großherzog erschien unter den Glückwünschenden. Seinen von Berlin zum Feste gekommenen neunzehnjährigen Großneffen, Alfred Nicolovius, der Theologie studierte, stellte Goethe ihm launig als seinen Vetter vor. Der Großherzog, der in bester Laune war, fragte diesen: „Sie sind doch nicht mit der Schnellpost gekommen? Ihr Preußen fahrt in wenig Stunden durch mein ganzes Großherzogtum." Stadt und Land rüstete sich zur Jubelfeier des 3. September. Kurz vorher waren die erbgroßherzoglichen Herrschaften zurückgekehrt. Wir unterlassen eine ausführliche Beschreibung dieses seltenen bis ins kleinste Dörfchen gefeierten Festes des Fürsten, den man wegen der Einfachheit seiner äußern Erscheinung den Studenten von Jena nannte und den zu begrüßen acht Fürsten und dreizehn Gesandte nach der Ilmstadt gekommen waren. Morgens vor sechs Uhr überraschte Goethe den Großherzog, welcher die Nacht im Römischen Hause im Park geruht hatte, vor dem man zum Morgengruße eine Kantate Riemers sang; er hatte sich durch die blumen- und lorbeergeschmückten Säulen geschlichen, um ihn zuerst als ältester Diener zu begrüßen und ihm die nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete, von Brandt geprägte Medaille zu überreichen; die vordere Seite zeigte das lorbeerbekränzte Brustbild, die andere den Sonnengott auf einem Viergespann mit dem Tierkreis und der Unterschrift „Der funfzigsten Wiederkehr" nebst der Jahreszahl. Die tiefe Bewegung des Herzens versagte Goethe jedes Wort zum Ausdruck seiner Wünsche. Karl August ergriff seine Hände und sprach aus vollem Herzen: „Bis zum letzten Hauch zusammen!" Er erinnerte sich der in Ilmenau verlebten ersten Jahre, und gedachte dank-

bar des Glückes, das ihnen zu Teil geworden, daß ihnen, wie man ihnen einst in Tiefurt gesungen, Luft, Licht und Freundesliebe geblieben, worauf Goethe erwiderte: „Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben." Coudray übergab seine Zeichnung eines Pentazonium Vimariense, welches in fünf Zonen das bedeutende Leben des Gefeierten darstellte. Goethes Haus am Frauenplan war sinnreich geschmückt mit Sprüchen, die freilich schon vor elf Jahren an der Zeichenschule angebracht gewesen, auch veröffentlicht worden. Dies drückte ihn jetzt, da er fürchtete, es könne sich jemand derselben noch erinnern. Goethe sandte zur Vorstellung bei Hofe seinen Egerer Freund Grüner, den er in seinem eigenen überall ehrenvoll begrüßten Galawagen hinfahren ließ; daß statt seiner ein Unbekannter herausstieg, erregte heiteres Lächeln. Bei Hof fand sich Grüner mit Auszeichnung aufgenommen. Das neue Theater ward diesen Abend mit Rossinis „Semiramis" und einem von der Jagemann gesprochenen Prolog Riemers eröffnet, welcher den Großherzog und dessen Gattin, „der Myrte Diadem auf der Stirn", feierte, Karl August pries, der gleich dem Herrn der Welt, was er erschaffe, auch liebend forterhalte und „in der Kunst unsterblichem Vermächtnis sich selber stifte ewiges Gedächtnis". Wohl mochte dieses Lob Karl August in Erinnerung seines Aufgebens des frühern reichern Theaterplanes etwas peinlich werden. Abends war Goethes festlich beleuchtetes Haus für jeden geöffnet; in fürstlicher Weise wurden alle bewirtet, von der Schwiegertochter und dem Hausherrn empfangen, der in der Mitte des Saales stand, den Hut unter dem Arm, in einfachem Frack, nur mit dem Großkreuz des Falkenordens geschmückt. Unter den Gästen, welche besonders nach dem Schlusse der Oper sich in den glänzend geschmückten Sälen drängten, waren der Erbgroßherzog, Prinzen, Gesandte, Beamte aller Art und tüchtige Bürger. Goethe hielt bis nach Mitternacht aus. Am folgenden Tage wurde die neue Bürgerschule, deren Grundstein vor drei Jahren gelegt worden war, festlich eingeweiht. Der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Den 7. schloß der Großherzog einen Brief an Goethe mit den Worten: „Schönsten Dank für das, was am 3. September nachts bei dir, mein lieber alter Freund! mir zu Ehren geschehen ist." In diesem Briefe gedenkt er zuerst der aus Thümmels Nachlaß durch den Minister Lindenau für den Metallwert erworbenen galvanischn Sammlung; Döbereiner sollte sie in das Verzeichnis eintragen und daraus in Verbindung mit dem Vorhandenen einen ansehnlichen Zambonischen Apparat bilden. Auch schickte er für Jena eine kleine Moossammlung. Zu der mit dem 3. begonnenen Ausstellung seien noch ein Bild von Preller und ein Porträt des toten Herzogs Wilhelm von Braunschweig von van Bree angekommen; die Erklärung eines andern schon ausgestellten Gemäldes dieses be-

rühmten Antwerpener Malers legte er bei. Aber von der Aufregung der Festtage war Goethe so angegriffen, daß er einige Tage zu Bett liegen mußte; den 11. hatte er „sich wieder auf die Füße gestellt", konnte aber das Haus noch nicht verlassen. Am 13. fand die Logenfeier zu Ehren des Jubeltags in würdigster Weise statt, wobei Goethes Lieder gesungen wurden. Die Festrede hielt der Meister vom Stuhle, Minister Fritsch. Den 14. schrieb Goethe an Boisserée: „Schon zwei Wochen leben wir in einer bunt bekränzten, das seltenste Fest feiernden Stadt. In- und Ausländer aller Stände und allen Geschlechts nahmen freudig Teil, und es hat noch kein Ende. Die Kinder jauchzen mit Fähnlein in den Händen, die Jugend zieht gepaart täglich zum Tanze." Cottas Antwort habe ihn beruhigt, bemerkte er darauf, er diesem dankbar anerkennend geantwortet; das Weitere solle erfolgen, wenn er sich nur einigermaßen sammeln könne. Am 15. dankte er dem Minister Fritsch für das dem Dänischen Kammerherrn Bedemar, der seltene Mineralien nach Jena geschenkt hatte, verliehene Komthurkreuz, sprach seine Freude über das mit allgemeinem Beifall durchgeführte Logenfest aus und legte ein „unerwartet günstiges" Schreiben Metternichs bei, wonach die Erteilung des Privilegiums von Österreich gesichert sei. Den 16. wünschte der Großherzog ihm baldige Besserung; eine lustige poetische Floskel eines Bauern, wohl zum Jubelfeste, legte er bei. Für ein Geschenk an die Bibliothek vom Kammerkonsulenten Schnauß sei hoffentlich zu danken. Wegen der von Lindenau für 200 Thaler erworbenen Lippertschen Daktyliothek fragte er, ob sie auf die Bibliothek oder ins Münzkabinett oder in die Kunstsammlung zu geben sei. Zum Schlusse heißt es: „Döbereiner muß jetzt ungeheure Experimente mit dem Galvanismo anstellen können. Gott befohlen!" Am 21. konnte er Fritsch den Erlaß der kaiserlichen Hofkanzlei an ihn im Original mitteilen; er war vom 23. August datiert und für den ganzen Umfang der Österreichischen Monarchie erteilt, dabei aber das Recht der Zensur vorbehalten, gegen einzelne Bände oder das ganze Werk vorzugehen. Die Ausfertigung des Privilegiums auf Pergament folgte erst einen Monat später. Den 23. sandte er Fritsch den durch Regierungsrat Schmidt besorgten Versuch, des Großherzogs Bild in Goldblech auszuprägen; da die angegebenen Kosten gering, auch die des Prägens nicht bedeutend sein würden, komme es wohl nur noch darauf an, wie viele Exemplare man bestellen wolle. Seine Gesundheit forderte noch immer Schonung. Leider ließ ihn der Vertrag mit Cotta noch immer nicht zur Ruhe kommen. Freilich sei ein guter Grund gelegt, schrieb er den 4. Oktober an Boisserée, aber wegen des Fort- und Aufbaues bleibe ihm noch immer einiges auf dem Herzen, ja sogar, daß Cotta sich in Baden an der Dampfschiffgesellschaft beteiligte, setzte ihn darauf in Sorge, da August

ihm einredete, das Geschäft werde dadurch unsicher. Die Quängelei wegen Cottas sollte ihm sogar seinen Ehrentag trüben.

Der Tag der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares, der 3. Oktober, war auf Wunsch der solche Huldigungen nicht liebenden Großherzogin ungefeiert geblieben, doch Weimar ließ es sich nicht nehmen, der Retterin Weimars an dem Tage seinen Dank auszusprechen, wo es vor neunzehn Jahren am Rande des Verderbens geschwebt hatte. Die Stadt verehrte ihr eine nach Meyers und Goethes Anweisung von Bovy in Genf geprägte Denkmünze; auf der einen Seite stand: „Das gerettete Weimar MDCCCVI“ in einem Eichenkranz, um den ein Sternenkranz sich schlang, auf der andern das Brustbild der Großherzogin mit der Umschrift „Luisen Großherzogin zu Sachsen“. Kanzler Müller übergab ein Gedicht. Auch ein Glückwunsch Goethes fehlte nicht dem hochbedeutenden Tage. Dieser hielt sich noch immer zu Hause, da er sich schonen zu müssen glaubte. Indessen besuchte Karl August Jena, wo er zu seinem Bedauern weder Döbereiner noch den Mechaniker Sieglitz fand. Renner war in voller Thätigkeit, nur schien er dem Großherzog das Zettelaufkleben und Eintragen zu vernachlässigen, das um so nötiger sei, als der Raum für die Sammlung bald zu klein sein werde, wo man sie denn ins Schloß schaffen müsse. Prof. Hand, der 1810 am Weimarischen Gymnasium angestellt, 1817 als Professor der griechischen Literatur nach Jena gezogen worden, hatte in Petersburg, wohin er die Prinzessinnen als Lehrer begleitet, Geschenke für das mineralogische Kabinett und eine größere Anzahl Kupferstiche durch die Güte der Akademie zusammengebracht. „Nicht jeden Professors Abwesenheit wird der Akademie so viel Nutzen bringen als wie die von Professor Hand“, schrieb Karl August den 9. an Goethe. „Dieser hat gut und sehr uneigennützig gesammelt. Du wirst wohl mit ihm die Abrede nehmen, wie weiter zu verfahren sei, um den guten Willen der St. Petersburger Akademie zu benutzen. Was für Dankbarkeitsbezeugungen, wie, an wen? rc. dieses überlasse ich dir, mit gewohntem Zutrauen, zu ordnen.“ Daß der Großherzog in der Tierarzneischule den Präparatenkatalog vermißt hatte, berührte Goethe unangenehm; das Vorhandensein eines solchen war ihm bekannt. Er schrieb deshalb an Renner, auf dessen Erwiderung er am 16. Karl August berichtete: „Die Nummern werden gegenwärtig aufgeklebt, größere und zum didaktischen Zweck zunächst nicht geforderte, platzversperrende Präparate sind schon ins Schloß geschafft, und so wird man fortfahren, damit nichts Notwendiges entfernt werde und nichts Überflüssiges den Raum beenge. Mit angelegener Bitte, Höchstdieselben mögen, wenn etwas bei diesen Anstalten sich zu erinnern findet, solches gnädigst bemerken, auch der Beseitigung der Mängel und der Ausführung des Wünschenswerten jedesmal überzeugt bleiben.“

Der Kanzler Müller hatte bei Karl August den Gedanken angeregt, daß der 7. November, an welchem Goethe vor fünfzig Jahren in Weimar eingetroffen war, als Tag seines Diensteintritts gefeiert werde. Dieser genehmigte den Vorschlag mit der Bemerkung: „damit Er darin einen besondern Beweis fürstlicher Huld erkennen möge, die, wie Er selbst durch Verdienst und Treue sich vor allen Dienern ausgezeichnet, nun auch annehmen wolle, daß Er nicht durch Abschwörung eines körperlichen Eides, sondern schon mit dem ersten Momente seines Aufenthalts hier für Weimars Wohl und Ruhm zu wirken und zu schaffen begonnen". Müller wußte nicht, daß ihm auch im Juni 1776 das Gehalt vom Anfange des Jahres an nachbezahlt worden. Dieser ordnete alles zu dem Feste an, besprach auch die Sache mit Sohn und Schwiegertochter und bewirkte dem Großneffen Nicolovius von seinem Vater die Erlaubnis, bis zu dieser Zeit zu bleiben. Erst drei Tage vorher deutete Karl August Goethe die bevorstehende Dienstjubelfeier an. Als er ihm am 4. November die merkwürdige Epoche mitgeteilt, die gestern Abend für meteorologische Ereignisse stattgefunden, da vom regenschwangern Himmel kein Tropfen gefallen, bemerkte er: „Das Manometer ist bei solchen Fällen das einzige Instrument, was sich klar ausspricht, indem es wenigstens die Densität und Elastizität der Atmosphäre anzeigt, und andeutet, daß es nicht regnen könne. Wissen wir doch nun, von wo und wohin der Wind fährt. Das alte Testament hat uns schon alle Hoffnung abgesprochen, dieses jemals zu ergründen." Er schließt aber den Brief mit dem Gruße: „Willkommen in Weimar am 7. d.!"

An diesem seinem Ehrentage (wir übergehen die sonstige Festfeier) fand um 10 Uhr großer Empfang in Goethes Sälen statt, wo die Minister und alle höhern Staatsdiener von Weimar und Jena, auch Abgeordnete der Loge, erschienen. Minister von Fritsch überreichte das Schreiben des Großherzogs. Dieses lautete: „Sehr wertgeschätzter Herr geheimer Rat und Staatsminister! Gewiß betrachte ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen

zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gerne benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten." In einer Nachschrift fügte Karl August hinzu: „Auch ein minder vergängliches Zeugnis soll, sehr wertgeschätzter Herr Geheimerat und Staatsminister, das seltene und Mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen; in solcher Absicht ist, mit Einverständnis Meiner Gemahlin, die anliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens." Die von Brandt geprägte goldene Denkmünze, die leider nicht ganz gelungen war, zeigte die Brustbilder Goethes und des großherzoglichen Paares mit der die innigste Verbindung einfach schön aussprechenden Widmung „Karl August und Luise Goethen". Die Loge beglückwünschte ihren hervorragenden Dichter. Der Stadtrat verlieh allen seinen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht; die vier Fakultäten wünschten ehrerbietig Glück, die medizinische und philosophische ernannten Goethe zum Ehrendoktor, die juristische bedauerte, daß Straßburg ihn bereits promoviert habe, die theologische überreichte ihm eine Weihetafel in Form eines Diploms. Später kam der ganze Hof, auch Frau von Heygendorf. Der Großherzog war außerordentlich gerührt; eine brüderliche Umarmung sagte mehr als Worte. Nach Beendigung des Empfanges sah Goethe das Volk sich auf der Straße nach einer Mauer drängen, um einen Anschlag zu lesen. Er schickte seinen Großneffen, um zu sehen, was es sei. Als dieser mit der Kunde kam, des Großherzogs Schreiben an ihn sei dort angeschlagen, damit jeder Weimarische Bürger es gleich lese, noch ehe es im Regierungsblatt erscheine, rief er unter Thränen: „Das ist er!" Von den sonstigen Festlichkeiten seien nur erwähnt die Feier auf der Weimarischen Bibliothek, die Goethe so viel verdankte, das Essen im Stadthaussaal, wo ihn sein August vertrat, welcher seinen Urfreund Knebel leben ließ, der seinen Vater dem Großherzog zugeführt habe, und im Theater die Vorstellung der „Iphigenie" mit einem Prolog des Kanzlers Müller, der auch eine Prachtausgabe des Stückes zum Feste besorgt hatte, die ihm überreicht wurde. Zu Thränen wurde er gerührt, als bei seinem Erscheinen in der großherzoglichen Loge sich alle Zuschauer erhoben, die beim Aufgehen des Vorhanges, wo die Bühne einen großen Saal mit Goethes lorbeerbekränzter Büste zeigte, in vollen Jubel ausbrachen. Auf die Mahnung des Arztes wohnte er nur den drei ersten Aufzügen bei. Die Räume seines Hauses waren wie am Jubelfeste des Großherzogs beleuchtet und gastfrei geöffnet; besonders dankbar empfand er es, daß auch alle Häuser von dem

seinigen bis zum Theater beleuchtet waren, wofür er am folgenden Tage seine Enkel persönlich danken ließ. So glänzend schlossen die Tage der Weimarischen Jubelfeier, welche dem Fürsten und seinem eng mit ihm ein halbes Jahrhundert verbundenen Freunde, dem großen Dichter und dem treuen Staatsdiener, galten. Sie hatten sich gegenseitig gefunden und erprobt und konnten sich im Leben nie verlieren.

Schon am Tage vor der Jubelfeier war Ernst Förster, ein begabter Schüler von Cornelius, der an dem Freskogemälde der Theologie in der Bonner Aula mitgearbeitet, von Goethe empfangen worden, an welchen er einen Empfehlungsbrief von Freund D'Alton mitgebracht hatte. Goethe hatte ganz besondere Freude, als er vernahm, daß Cornelius seinen Schülern als erhabenste Vorbilder Raphael und Michel Angelo empfehle, und er auch aus dem mitgebrachten Karton von dessen Zerstörung Trojas sich überzeugte, daß dieser keineswegs einzig die altdeutschen Meister bewundere und als Muster aufstelle. Auf seine Einladung hatte Förster auch an der feierlichen Beglückwünschung des Jubeldichters in seinem großen Empfangszimmer, dann am Festessen auf dem Stadthause und an der Vorstellung der „Iphigenie" im neuen Theater teilgenommen. D'Alton hatte ihm auch einen Brief an den Großherzog mitgegeben, den Förster schon früher gesehen hatte. Während seiner Studienzeit hatte er ihn zu Jena oft am Fenster des mit Karl August sehr vertrauten etwas wunderlichen Hofapothekers Wilhelmi erblickt und mit seinen Genossen ihm Körnersche Lieder gesungen, war auch vor sieben Jahren bei der Taufe seines Enkels unter den damals so großen Anteil am Hofe erregenden Abgeordneten der Burschenschaft und vor zwei Jahren in bescheidener Zurückhaltung Zeuge des Anteils gewesen, mit welchem der an allem Schönen Anteil nehmende leutselige Fürst die Bonner Aula gesehen. Bei dem Besuche, den Förster am 8. dem Großherzog abstattete, wurde er von Liebe und Verehrung seiner menschlich schönen Persönlichkeit und von seinem vollen, reinen Anteil an der Sache hingerissen. Karl August ruhte nicht, bis er in das Wesen der Freskomalerei einen lebendigen Blick gewonnen; Förster mußte mit Hülfe der mitgebrachten Zeichnung ihm über alles und jedes Auskunft geben, ja er bezeigte große Lust, auch in Weimar ein Werk der Freskomalerei ausführen zu lassen. Als Förster am 9. einer Einladung Goethes zum Mittag folgte, fand er dort die Vertreter der Weimarischen Kunstwelt. Der Wirt stellte ihm unter andern Meyer und Coudray vor. Letzterer faßte den zur Sprache kommenden Gedanken des Großherzogs, auch in Weimar die Freskomalerei zur Anwendung zu bringen, begierig auf, und unter Goethes lebhafter Unterstützung bezeichnete er als Ort, an welchem dieser eine bedeutsame Thätigkeit zugewiesen werden könne, die neue Fürstengruft. Das durch

Gesänge heiter und gehaltvoll belebte Mahl gestaltete sich zu einer vom Champagner befeuerten gemütlichen Feier des großen Meisters Cornelius, an dem alle seine Schüler mit innigster Verehrung wie an ihrem Vater hingen, der, fern von einseitiger Beschränkung, den Geist zu den höchsten Leistungen erhebe. Noch einmal war Förster bei Goethe in kleinerm Kreise zu Tische, wo er über alle Einzelheiten des Bildes der Theologie ausführliche Rechenschaft geben mußte. „Goethe in besonders behaglicher und höchst gemütlicher Stimmung gab dem Gespräch mit Wort und Blick die Richtung und teilte, wie der Geber alles Guten aus sonnenumglänztem Wolkensitz, mit würdevoller Freundlichkeit Belehrung und Lob aus.“ Auch diesmal war Coudray zugegen, der bei Betrachtung des Bildes mehr auf das Ganze gerichtet war, während Eckermann am einzelnen sich hielt; Meyer, der am wenigsten der neuen Richtung gerecht werden konnte, fehlte diesmal. Auf den Gedanken, die Fürstengruft mit Freskobildern zu schmücken, kam man nicht mehr zurück. Der Anstoß dazu hätte vom Herzog ausgehen müssen, der damals durch anderes zu sehr in Anspruch genommen war. So unterblieb denn die Ausführung dieses so würdigen Schmuckes der Fürstengruft, in welcher Karl August nur zu bald bei seinen Vätern versammelt werden sollte.

XIII.

Karl Augusts letzte Jahre.

Trotz der sich immer steigernden Gebrechen des Alters wirkte der Großherzog rastlos zum Besten des Landes und zur möglichsten Verbindung mit den benachbarten deutschen Staaten, da er das Verderbliche jeder Absperrung längst erkannt hatte; auch hielt er bei der traurigen Bundestagswirtschaft treu an seiner freien deutschen Gesinnung und erfreute sich seiner Liebe zu den Naturwissenschaften und der Kunst, die er auf jede Weise unterstützte. Trotz der politischen Trennung gelang ihm die verwandtschaftliche Verbindung mit Preußen, wenn er auch kaum ahnen konnte, daß seine jüngste Enkelin gleichfalls einen Preußischen Prinzen beglücken, ja die Krone eines neuen deutschen Reiches tragen sollte. Auch Goethe schritt unablässig auf seinem Pfade vorwärts; nicht allein förderte er die neue erfolgreich, wenn auch mit manchen Mängeln der äußern Erscheinung auftretende Ausgabe seiner Werke, es gelang ihm die „Helena", er dachte die „Wanderjahre" und selbst den „Faust" zu vollenden, und der Gedanke an eine Weltliteratur ging ihm auf. Engländer und Franzosen fühlten sich immer mehr von ihm angezogen und begannen nach Weimar als einem geweihten Orte zu wallfahrten, zur Freude von Karl August, der in Goethe den mächtigen Genius erkannt hatte, wenn er auch seine dichterische Größe nicht ganz erfassen konnte.

Zunächst war Goethe durch seine Danksagungsschreiben an die vier Jenaischen Fakultäten und manche, die an seinem Ehrentage sich ihm freundlich erwiesen hatten, dann durch die Privilegienangelegenheit und den Verlagsvertrag in Anspruch genommen; denn leider hatte sein August, obgleich die Höhe des Honorars schon festgesetzt schien, seine Forderung wieder gesteigert, wodurch er dem Vater selbst große Beunruhigung machte, da die Erwartung des neuen Abschlusses ihn aufregte. Daneben fehlte es nicht an manchen kleinen Aufträgen von Seiten des Großherzogs und anderweitigen Forderungen, denen er nicht ausweichen konnte. Da schlug die Nachricht von dem am 1. Dezember erfolgten Tode des Kaisers Alexander, des Bruders der Großfürstin, wie ein Blitz ein. Schon am 15. gedachte Karl August gegen Goethe der gestern Abend von Berlin gekommenen unbestimmten Kunde, mit der Be-

merkung, die Folgen davon seien unübersehbar. Dies wiederholte er, als er am 17. die gestern Abend eingelaufene traurige Bestätigung berichtete. Da der Thronfolger Großfürst Konstantin den Tod seines Bruders verheimlicht habe, glaube man, er werde auf den Thron verzichten. Man hatte der Großfürstin zuerst die Todeskunde vorenthalten. Als der Propst ihr am 18. diese beibrachte, erlitt sie eine so fürchterliche Ohnmacht, daß man einen Schlag fürchtete. Die Großherzogin und der Großherzog wurden durch ihren jammervollen Zustand so gerührt, daß sie bitterlich weinten. Erst am 23. konnte sie in der Kirche der Totenmesse beiwohnen. Der ganze Hof war bei der großen Liebe und Verehrung, welche die Großfürstin genoß, wie zerstört, alle Feste in Trauer verwandelt. Trostgründe konnten nicht verfangen, es galt nur die so tief Niedergeschlagene zu zerstreuen. Im Kreise seiner Angelegenheiten erfreute es Goethe, daß in Jena sich die Gewerke entschlossen, bei dem Neubau einer Gärtnerwohnung im botanischen Garten auf eigenen Vorteil zu verzichten. Alles Begonnene zu leiten war ihm eine angenehme Beschäftigung, wie wenig er auch hoffen durfte, noch Genuß davon zu haben. Den 26. ließ er Döbereiner durch seinen Sohn in seinem Namen zu der neuesten Entdeckung Glück wünschen, daß die Anziehungskraft des verstärkten magnetischen Apparats Einfluß auf das Barometer habe, und ihn dringend ersuchen, die Beobachtungen auf das genaueste und fleißigste fortzusetzen, da dies, wenn es sich durchaus bewahrheiten sollte, eine der größten Entdeckungen des Jahrhunderts wäre. Er schloß mit der Hoffnung baldiger persönlicher Zusammenkunft. Am vorletzten Jahrestage erschütterte ihn der Tod des so ungemein lebenslustigen, ihm äußerst lieben Leibarztes Rehbein; er starb im neunundvierzigsten Lebensjahre, noch vor seinem alten Amtsgenossen, den er seit neun Jahren hatte ersetzen sollen, und ließ seine auf ihn einzig angewiesene Familie in trauriger Not zurück. Er war an einem unheilbaren Kopfleiden hingeschieden. Goethe hatte sich ganz auf ihn verlassen können, und seine ungemeine Heiterkeit und Gemütlichkeit ihn stets erfreut.

Als der Großherzog Goethe zum neuen Jahre Glück wünschte, bat er ihn, Schreibers in Wien zu ersuchen, für die paar hundert Gulden, die er der Schatulle schuldig sei, ein paar Skelette oder so etwas zu schicken. Goethes Aufsatz über die Haarkrankheiten habe er Hofrat Starck zur Beurteilung übergeben. Der Fundbericht der Sektion Rehbeins sei von der Art, daß man sich wundern müsse, wie dieser nur habe leben können. Goethes Erwiderung vom 4. ist ungedruckt. An demselben Tage meldete ihm Karl August die Antwort eines Schiffskapitäns auf die Frage, wo ein Sturm herkomme, der von der See aus die Küsten anfalle, und er nahm ihn wegen des Improvisators Dr. Wolff aus Hamburg in Anspruch, der als Professor

des Französischen, Englischen und Italienischen beim Gymnasium gegen geringen Gehalt angestellt zu werden wünsche. „Da meine Eitelkeit mich reizte, dem Ilm-Athen den ersten Unternehmer der Improvisierkunst in Deutschland [gedruckt steht „im Dienste"] einzuverleiben", schrieb er, „so ließ ich mich in Negotiation ein, und zwar nur auf ein paar Jahre auf die Probe, und unter der Bedingung, sich einem scharfen Examen zu unterwerfen. Zu diesem war er sogleich erbötig, und er reisete sogleich, auf mein Geheiß und mit einem Brief von mir versehen, nach Gotha, woselbst ihn Herr von Bridel de la Briderie sehr in die Klemme nahm und ihm sehr starke Kunststücke zu machen auftrug. Hieraus hat er sich so ausgezeichnet gut gezogen, daß ihm Bridel ein Zeugnis gegeben hat, welches Dr. Wolff die größte Ehre macht. Herr Bridel und Minister von Lindenau wünschen uns Glück zu dieser Acquisition und raten, sie wert zu halten." Minister Fritsch teilte am 6. Goethe die Rede mit, welche er bei der Logenfeier zur Jubelfeier Karl Augusts gehalten hatte, da sie nächstens in den „Freimaurer-Analekten" gedruckt werden sollte. Er machte dazu nur wenige Bleistiftbemerkungen. Fritsch hatte ihn aber auch um eine andere Fassung der Stelle gebeten, welche sich auf des Großherzogs Verhalten bei dem begeisterten Freiheitsdrange der deutschen Jugend bezog. Goethe glaubte, wie er selbst sagt, sie in dem Sinne verfassen zu müssen, wie sie etwa in fünfzig Jahren ein denkender Geschichtschreiber geben würde. Wenn das einzelne durch die Zeit ausgelöscht werde, bemerkte er dabei, so gehe das Allgemeine rein hervor, die Handlungen verschwänden, man höre auf, nach den Mitteln zu fragen, die erreichten Zwecke träten vor die Seele des Beobachters. Goethe hatte die Stelle so umgeschrieben, wie sie gleich darauf gedruckt wurde: „„Leider ward jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständnis fühlbar; das aufgeregte Gemüt deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden. Jene hielten sich durch manche tadelnswerte, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu beharren, und deshalb die nötig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen. Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen, und wir dürfen uns glücklich preisen,

daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowohl als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen. Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir, in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend, uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Teil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen." Freilich durfte er nicht sagen, daß die mildere und einzig gerechte Ansicht des Großherzogs von den beiden mächtigsten Fürsten, die ihr Wort dem Volk nicht hielten, vergewaltigt, daß dieser selbst schlimm gemaßregelt worden, das schmählichste Verdächtigungssystem unter dem Schilde der zum Spotte gewordenen Mainzer Zentraluntersuchungskommission seine Orgien gefeiert, ja daß Metternichs Ränke Deutschlands Recht und Macht an das Ausland verraten hatten. Jetzt erschien auch die Beschreibung der Feier des 7. November unter dem Titel: „Goethes goldener Jubeltag". Eckermann hatte sie zusammengestellt, aber der Großherzog verlangte, daß der Kanzler Müller sie redigiere, damit nichts Anstößiges darin vorkomme. Goethe ließ ein Blatt: „Die Feier des siebenten Novembers 1825 dankbar zu erwidern", drucken, das aber nur das schon zum 28. August 1819 erschienene Gedicht enthielt.

Unausgesetzt hielt er sich jetzt an die Fortdichtung der „Helena", die er, wo möglich, schon in der ersten Lieferung seiner neuen Ausgabe zu bringen gedachte, um ihr dadurch ein ganz besonderes Gewicht zu geben; denn diese, welche seinen und Weimars Ruhm immer weiter verbreiten und seiner Familie ein bedeutendes Erbe verschaffen sollte, lag ihm Tag und Nacht im Sinne. Leider verbitterte ihm sein August noch den ganzen Januar dadurch, daß er an Cotta Forderungen stellte, welche dieser nicht erfüllen konnte, und es bedurfte Boisserées so thätiger wie einsichtiger Vermittlung, um endlich dem Geldgierigen die Augen zu öffnen. Die „fast absolute Einsamkeit", in der Goethe lebte, war seiner Dichtung außerordentlich günstig. Durch so manche andere Angelegenheiten und einzelnes, was ihm zukam, erhielt sie eine angenehme Abwechslung. So erfreuten ihn besonders zwei Zeichnungen von Guilio Romano und Guercino, besonders aber ein trefflicher Abguß der Meduse Rondanini, den der Kronprinz von Baiern aus Rom verschrieben hatte, und nun (nachdem er am 25. Oktober des vorigen Jahres den Thron bestiegen) die Gunst des Königs ihm zukommen ließ, worüber, so schrieb er an Zelter, „verpönt ist, Worte zu machen". Schwer mochte es ihm geworden sein, dem Senat seiner Vaterstadt Frankfurt, der ihn zu seinem Jubelfest nicht einmal begrüßt hatte, für das auch von ihm erhaltene Privilegium zu danken. Der Großherzog war wieder an seinem vorigjährigen Übel erkrankt. In banger Furcht

schwebte man noch wegen des am 26. Dezember in Petersburg ausgebrochenen Militäraufstandes, den Kaiser Nicolaus kaum mit den strengsten Maßregeln zu unterdrücken vermochte. Am Abend des 27. legte der Improvisator Wolff vor sehr zahlreichen Zuhörern in Gegenwart des Hofes Proben seines Talents ab. Goethe, der nicht daran teilnahm, lud diesen auf den nächsten Mittag zu sich ein und gab ihm eine Aufgabe, deren Lösung zwar sein Talent bewies, aber ihn doch nur halb befriedigte. Der Geburtstag der Herzogin ward der Trauer wegen nicht gefeiert. Goethe ließ sich an ihm endlich bestimmen, auf den durch Boisserée am 23. ihm übermittelten letzten Vorschlag Cottas einzugehen, da der Freund die Überzeugung ausgesprochen, des Verlegers Berechnungen seien wahr und dieser würde, sollte man nicht auf seinen Vorschlag eingehen, einfach auf sein Vorzugsrecht und das im Mai gemachte Übergebot zurückkommen. Da schrieb denn Goethe wohl nach langer Überlegung: „Euer Wort sei Ja! Ja! Also Ja! und Amen! Das Nähere nächstens.“ Den 31. sandte Karl August ihm einen Aufsatz des als Schriftsteller vielseitigen großherzoglich hessischen Leibarztes von Wedekind, da dieser geäußert, vielleicht möchte derselbe Goethe einige Augenblicke anziehen, doch er selbst meinte, jener enthalte weder etwas Neues noch etwas sehr Geistreiches. Weiter fragte er: „Wie hat dir der Improvisator zugesprochen? Sage mir nur ein paar Worte über ihn, ohne dich sehr anzustrengen. Die elenden Begierden, deren Folgen uns aus dem Paradiese getrieben haben und Rehbein selbst wo anders hinriefen, weil er unter uns nicht mehr passen durfte, nötigen mich an Rehbeins Stelle einen andern Schiffsmann anzuschaffen, weil dem guten Huschke die Ruder allzusehr den Händen entschwinden. Ich will Dr. Cunitz dazu wählen, in Eisenach; der hat unser aller Räderwerk schon öfter einschmieren helfen und besitzt das allgemeine Zutrauen. Auch deine Achse wird er gehörig für alles Stocken zu hüten suchen. Es ist gar gut mit ihm leben, wenn man an seine Manieren gewöhnt ist. Wedekind hält große Stücke auf ihn. Mein Mittelsmann verfügt sich auch wieder in die Ordnung; der hatte aber diesmal einen groben Stolper gemacht; gerade das Jahresfest seines vorjährigen Unbills.“ Sehr ausführlich erklärte sich Goethe, der sich schon selbst vor vierzig Jahren im Improvisieren versucht hatte, sofort an demselben Tage über Wolff: „Von dem Improvisator habe ich mir viel erzählen lassen, auch ihn selbst überhört. Es ist ein recht hübsches Talent, welches durch die große Ausbildung unserer Sprache, Rhythmik und Reim endlich gar wohl möglich ward und sich nach gegebenem Beispiel bald wiederholen wird. Bis jetzt ist er noch in dem Kreis der modernen subjektiven, mit sich selbst beschäftigten, in sich selbst befangenen Poesie eingeengt. Was sich auf innere Erfahrung, Gefühl, Gemüt und Reflexion darüber beschränkt, gelingt ihm

recht gut, und eine Aufgabe, die hierzu Gelegenheit bietet, wird er glücklich lösen. In allem eigentlich Gegenständlichen hat er seine Fähigkeit bisher noch nicht ausgebildet, ja er fühlt, wie alle jüngern Neuern, gewissermaßen eine Scheu vor dem Wirklichen, worauf denn doch alles Imaginative sich gründen und alles Ideelle sich niederlassen muß. Meine Aufgabe war, Hamburg, und zwar als wenn er so eben wieder dahin zurückkäme, zu schildern. Da ergriff er gleich den sentimentalen Faden, von seiner Mutter und seinen dortigen Freunden, ihrer Liebe, Duldung und Beihülfe zu sprechen. Die Elbe blieb ein Silberfaden, Rhede und Stadt waren nicht dabei, von dem thätigen Menschengetümmel keine Spur, so daß man eben so gut in Naumburg oder Merseburg hätte anlangen können. Ich habe ihm dies alles redlich eröffnet, und, wenn er sich nun jetzt zu seinem Haus- und Familiengefühl noch das Panorama einer nordischen großen Handelsstadt ausbildet, so kann er was Vorzügliches leisten. Aber eben diese Bekehrung und Sinnesänderung vom abgegrenzten Innern ins unbegrenzte Äußere, vom einfach Angebornen zum mannigfaltigen Mitgebornen, wird unsern jungen Zeitgenossen schwer, ja unmöglich. Schon einige Jahre her habe ich gar manchen mit treustem Rat zu fördern gesucht; allein, wenn sie einen Anlauf genommen, so fallen sie augenblicklich wieder in ihre elegische Litanei zurück."

Die Besetzung der Stelle des Leibarztes nahm Goethe längere Zeit in Anspruch, weil man von dem Eisenacher Cunitz, wohl wegen seiner nicht höfischen Manieren, Abstand genommen. Da Karl August meinte, Nees von Esenbeck, den Goethe befragen wollte, werde schwerlich diesmal Vorschläge machen können, auch Dr. Schellenberg in Neustadt an der Orla sei für sie nichts, Hofrat Starck wisse niemand vorzuschlagen, so wünschte er, Goethe möge sich nach Berlin oder nach seiner Vaterstadt wenden oder auch an einen sonstigen Bekannten. Die Sache verzog sich bis Ende März, wo Karl August schrieb: „Die Buchstaben ABC bezeichnen die Reihenfolge der Blätter [der Antworten auf Anfragen], so wie sie bei mir angelangt sind. Es scheint also, daß die Herren Kollegen einig in der Empfehlung des Dr. Vogel [in Liegnitz] sind. Ich hatte dem General von Müffling geschrieben, daß dem Arzte 800 Thaler zu bieten sei, die Besoldung, welche Dr. Rehbein zuletzt hatte. Hast du nun vielleicht von Langermann [geheimem Medizinalrat in Berlin] etwas privatim derweile über den bewußten Gegenstand bekommen? Wenn nicht, so frage ich: Meinst du, daß man dieses noch abwarten solle? oder willst du eine Veranlassung dazu geben? oder meinst du, daß die Nachfragen nun hinlänglich beantwortet wären und ich mit Dr. Vogel schließen solle? Mache ein Aktenfaszikel aus allen denen Papieren." Vogel erhielt den Ruf. Dazwischen fallen ein Brief Karl Augusts wegen der „Fixierung eines poetischen Wun-

dervogels [der Anstellung Wolffs] und der Sendung einiger Hefte, die er, da sie manches Neue enthielten, ihm zum Lesen zu empfehlen „wage", mit dem Auftrage sie später auf die Bibliothek zu geben. Amtlich erließ Goethe am 8. Februar auf Veranlassung einer am 3. im „Wochenblatt" erschienenen Subskriptionsanzeige, betreffend eine „Galerie merkwürdiger und interessanter, origineller und komischer Menschen der großherzoglichen Residenzstadt Weimar, nach dem Leben dargestellt", eine Mahnung an den Unternehmer der großherzoglichen lithographischen Anstalt, „keine dergleichen auf irgend eine Persönlichkeit hindeutenden Bilder noch irgend eine Art von Spott- oder Zerrbild zu lithographieren noch in seiner Offizin abdrucken zu lassen, auch, wenn ihm dergleichen angeboten würden, solche von der Hand zu weisen und sich durch gegenwärtige Verordnung deshalb zu legitimieren". Eine großherzogliche Anstalt sollte nicht zu solchem Unfug die Hand bieten.

Zu hoher Freude gereichte es ihm, daß die von Pierre Dubois herausgegebene Pariser Zeitschrift „Le Globe", deren Mitarbeiter die bedeutendsten jüngern Schriftsteller waren, ihm von diesem Jahre an posttäglich zugesandt wurde, wie er am 27. Februar an Graf Reinhard berichtet, und so sich ihm auch mit Frankreich eine vielversprechende Verbindung eröffnete. Englands berühmtester Dichter hatte sich ihm genähert und ihn als den bedeutendsten lebenden Schriftsteller bezeichnet, er selbst hatte nach dessen Tod einen Beitrag zu Medwins „Journal of Conversation of Lord Byron" geliefert, war der Aufforderung, in das Komitee für ein ihm zu setzendes Denkmal einzutreten, gefolgt, hatte auch 20 Pfund als Beitrag gezeichnet, und jetzt, den 26. März, erhielt er nicht bloß die zweite Ausgabe des „Sardanapal" mit der wirklich vorgesetzten Widmung, sondern auch eine freundliche Aufforderung von England in Bezug auf Byron. Und in Byrons Todesjahr war der Schotte Carlyle mit einer Übersetzung seines „Wilhelm Meister" hervorgetreten, in deren Vorrede es hieß: „Geister wie Goethe sind Gemeingut aller Nationen, und aus vielen Gründen sollte jedermann richtige Vorstellungen von ihnen haben." Auch den Großherzog mußte der Anteil, den das Ausland dem Weimarischen Dichter widmete, sehr wohl thun. Denselben Monat gelang es dem Bürgermeister Schwabe bei Ausräumung des Kassengewölbes auf dem Weimarischen Friedhofe den Schädel Schillers zu entdecken, den Goethe auch als solchen erkannte und zunächst an sich nahm.

Schon am 1. März hatte er die Anzeige seiner neuen Ausgabe vollendet und am 6. das Packet mit den sämtlichen auf den Vertrag bezüglichen Aktenstücken abgesandt; alles schien den besten Gang zu nehmen, als ein heftiger Angriff auf Cotta wegen der Vernachlässigung der Schillerschen Taschenausgabe ihn wieder bedenklich machte, aber, da er ganz dem großen Unter-

nehmen, besonders der Dichtung der großartig angelegten „Helena“ lebte, konnte dies ihn nur augenblicklich stören. Auch ein unangenehmer Zusammenstoß mit dem Landtag blieb ohne Wirkung. Seit dem Anfange des Jahres war der vierte Landtag zusammengetreten, der besonders eine zweckmäßige Brandversicherungsanstalt ins Leben führte. Bei der Rechnungsablage fiel es diesmal auf, daß von den für Kirchen, Schulen, die Universität und andere Bildungsanstalten bewilligten 40130 Thaler die Verwendung der auf Wissenschaft und Kunst fallenden 11787 durch die von Goethe und dessen Sohn vertretene Oberaufsicht nicht nachgewiesen und belegt war. Der Landtag hatte die Pflicht, auch diese Rechnungsablage zu fordern und zu prüfen. Nach längerer Zeit ging die Mitteilung der Oberaufsicht ein, die aber nichts weiter als die Summe der Ein- und Ausgabe und den nach Abzug sich ergebenden unbedeutenden Rest enthielt. Manche Abgeordnete brachen darüber in Lachen aus, von andern Seiten fielen bittere Bemerkungen, ja man schlug vor, diesen Posten nicht mehr zu bewilligen. Endlich ging, nicht ohne Schwierigkeit, Ludens Antrag durch, das Ministerium zu ersuchen, die Oberaufsicht anzuhalten, gleich allen großherzoglichen Behörden Rechenschaft von der Verwendung der Gelder im einzelnen zu leisten, was eigentlich sehr leicht war, da Goethe dem Großherzog solche jährlich auf das allergenaueste gab. Waren auch die Sitzungen des Landtags nicht öffentlich (des Großherzogs Vorschlag der Öffentlichkeit hatte man nicht angenommen), die Sache plauderte sich bald aus, und so kam die Oberaufsicht in den Mund der Leute, auch was Unkundige und Böswillige bei dieser Gelegenheit von unnötigen Anschaffungen und Anstellungen, von der wünschenswerten Beschränkung auf das Notwendige u. s. w. geäußert hatten. Als gleich darauf der Landmarschall und dessen erster Gehülfe Luden dem großherzoglichen Paare ihre Aufwartung machten, besprach Karl August mit dem erstern, die Großherzogin mit dem andern den unangenehmen Fall, den sie so leicht wie möglich aus der Welt geschafft zu sehen wünschten. Die Großherzogin bemerkte: es sei natürlich, daß Goethes Stellung zur Welt, zum Lande, zum Hofe und zum Großherzog auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt habe; sie hätten nur einen Goethe, und wer wisse, wie lange noch! Auf Ludens Wort: „Das Beste würde allerdings sein, daß man die Sache liegen ließe“, erwiderte sie: „Das meine ich auch; ich weiß aber nicht, ob es gehen wird.“ Das Ministerium gab keine Antwort; die Sache wurde von einzelnen Abgeordneten in Ludens Sinne besprochen, und als jemand endlich an die noch rückständige Rechnung erinnerte, eine neue Verhandlung, so berichtet Luden, leicht und fast stillschweigend vermieden.

Einen Brief Goethes an den Großherzog vom 18. April kenne ich nur

aus der mir rätselhaften Inhaltsangabe: „Glaubensbekenntnis eines Familienhauptes bei Gelegenheit von Schritten einiger Familienglieder" und der wörtlichen Anführung: „Zwei Exemplare eines unerfreulichen Werkes darf ich nicht zurückhalten." Vier Tage später schreibt Karl August: „Hier ein Böttigeranum! Mich sollte es wundern, wenn die Statue gut oder gar vorzüglich wäre, daß sie der jetzige König von Baiern nicht zur Glyptothek genommen hätte. Für uns ist dieser Handel nicht." Die sich unmittelbar daran schließende Äußerung: „Es wäre die Frage, was man lieber für eine Qual duldete, um zu vermeiden, mit denen Jenaischen Professoren affiziert zu werden", ist wohl dadurch veranlaßt, daß ein Jenaischer Professor Böttigers Empfehlung unterstützt hatte. Weiter berichtete Karl August, Prinz Bernhard, der anfangs Februar aus New-Orleans geschrieben, habe den Weg über Mexiko aufgegeben und werde vermutlich im Juli wieder in Europa sein. Daran schlossen sich mehrere andere Meldungen: er habe eben Raphaels Sposalizj illuminiert erhalten, die Goethe sich von Meyer zeigen lassen möge; Dr. Vogel werde bald kommen, und Geheimerat Hufeland habe ihm sagen lassen, er hätte keinen bessern vorschlagen können. Goethes ausführliche Erwiderung vom 22. beginnt mit der launigen Klage, daß St. Peter ihn wahrscheinlich wegen vernachlässigter Jubiläumsprozession (das 1825 von Leo XII. ausgeschriebene, besonders auf die Ausrottung der Ketzer gerichtete Jubiläum fand außerhalb Roms wenig Teilnahme) mit einem noch jetzt halsstarrigen Übel gestraft, welches ihm um so schmerzlicher falle, als er, nachdem er ernstlich sich mit Luft, Park und Garten zu befreunden angefangen, nun wieder in Geduld und ruhige Zimmerthätigkeit sich fügen müsse. Von des Prinzen Bernhard Tagebuch wünschte er einige Hefte zu erhalten, um „an der Hand eines wackern Fürstenmannes durch bekannte und unbekannte Staaten Nordamerikas zu wandern". Dann kommt er auf den Hauptpunkt. „Der Antrag des tüchtigen Altertumsforschers [so hatte der Empfehlende, auf den auch im folgenden Rücksicht genommen scheint, Böttiger wohl bezeichnet] will auch mir nicht gefallen. Eine solche Statue möchte allenfalls in einer historischen Reihe interessant sein; alleinstehend würde sie weder belehren noch erfreuen. Ebenso ist es mit den Ägyptischen Mumien und sonstigen Altertümern dorther. Was will das heißen: ‚Ein unerläßlich Bestandteil eines Museums.' Es sagt im Grundsatze weiter nichts als: ‚Das ist nun ein Modeartikel', und die Mode spricht: ‚Was viele haben, muß jedermann haben'. Zu was es nutzt, fragt niemand. Dagegen läßt sich ganz ruhig abwarten, was für hohe Kenntnisse uns aus allen diesen Arbeiten zu gute kommen mögen. Am unwiderleglichsten werden wir dadurch belehrt, daß die Priester, wie überall, so auch in Ägypten ihr Handwerk sehr gut ver-

standen haben: sie machten mit den Toten so viel Umstände nur, um die Lebenden zu beherrschen." Das Raphaelische Bild, bemerkt er weiter, mache farbig einen besonders guten Eindruck; die große Bescheidenheit des Kolorits füge sich so schön zu der übrigen demütigen Anmut des Ganzen, und es sei wirklich, als wenn man einen neuen Gegenstand sähe. Endlich berichtet er, Langermann trete gern mit seinem Vorschlage zurück, da Vogel ihm auch von anderer Seite als ein ausgezeichneter Arzt gerühmt worden sei, und vertraue dem Urteile von Obermedizinalrat Rust in Berlin.

Zu dem Halsleiden traf Goethe bald ein schlimmeres Hauskreuz. Als seine Schwiegertochter sich am 28. auf der Reitbahn befand, wurde das Pferd plötzlich scheu, sprengte mit ihr zur offenstehenden Thüre heraus und warf sie vor dem Hause der Frau von Wolzogen mit solcher Gewalt ab, daß ihr Gesicht durch viele Verletzungen entstellt und die Augen ganz verschwollen wurden. Goethe war entsetzt über diese Kunde und er konnte sich nicht entschließen, die Leidende zu sehen, ehe die Wunden völlig geheilt und die ihm widerwärtige Entstellung gehoben war. Hierdurch und durch sein andauerndes Übel wurde er indessen nicht gehindert, die „Helena" zu Ende zu führen. Da überraschte ihn am 17. Mai der ihm so außerordentlich lieb gewordene Boisserée. Er ward ganz weich und ungemein herzlich, ja er wollte den erprobten Freund gar nicht von sich lassen. Dieser besuchte auch den Hof. Er fand Goethes Sohn natürlich, aber derb; der Alte schien ihm in seinem und der Frauen Netz zu sein. Von dem leidenschaftlich wilden Wesen Augusts und der unglücklichen Ehe ahnte er nichts. Erst am 3. Juni ergab sich Goethe in Boisserées Scheiden, da er seiner Beteuerung glauben mußte, seine Anwesenheit in Frankfurt sei unumgänglich nötig. Der Abschied war so rührend wie der Empfang. Nach der Beendigung der „Helena", an der freilich noch viel nachzuarbeiten war, betrieb Goethe die Vollendung des neuen Heftes „Kunst und Altertum"; er wollte dann an eine zweite Bearbeitung der „Wanderjahre" gehen, da der erste Guß so mißlungen sei, daß ihm die Fortsetzung nach demselben unmöglich falle. Am 10. schrieb ihm Karl August: „Morgen werde ich dich besuchen, mein lieber alter Freund, und vernehmen. Möge ich dich recht wohl finden." Goethe hatte jetzt die Absicht, den Sommer in Jena zuzubringen, ganz aufgegeben. Am 15. gelang Karl August die Erfüllung eines lang gehegten und betriebenen Wunsches, die Eröffnung eines für Weimar bedeutenden jährlichen zweitägigen Wollmarktes; er selbst wirkte bei der Einrichtung geschäftig mit. Schon am 16. konnte Goethe Boisserée melden, daß sein Übel im Abklingen sei, dagegen habe sich dem Unfall Ottiliens ein anderes Leiden zugesellt, das freilich die Ärzte in der Hauptsache für günstig hielten, aber von den Ihrigen als unerfreuliches

Zwischenspiel empfunden würde. Gleich darauf verließ Karl August Weimar, um zunächst zu einer kurzen Kur nach Teplitz zu gehen, sich von da zu dem mittlerweile nach Wilhelmsthal gezogenen Hofe zu begeben.

Am 17. lud Goethe Zelter ein, auf einige Zeit nach Weimar zu kommen, da in wenigen Tagen der ganze Hof weg und er in völliger Einsamkeit sei. Den 24. war er abends in seinem Garten an der Ilm, wo die Stadtmusikanten spielten. Am Abend des 6. Juli kam der Freund, den er in drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, mit seiner Tochter, und blieb acht Tage. Den 8. besuchte Goethe mit ihm unter Coudrays Leitung die neue Bürgerschule. Ottilie war indessen hergestellt. Den 11. schrieb Karl August von Wilhelmsthal aus: „In dieser grünen, mit Wald umgrenzten Aue seit ein paar Tagen angesiedelt, erkundige ich mich nach deinem Wohlsein, mein lieber Freund, und nach deiner Beurteilung des Dr. Vogel [dieser war von Weimar nach Wilhelmsthal gereist], der ein wichtiger Mann für uns beide werden wird, weil unser Mechanismus etwas sehr wackelig sich befindet. Der meinige weicht gewaltig aus seinem Gleis, und hindert mich sehr der Gottähnlichkeit näher zu rücken; mein Kolon erinnert mich leider sehr an die Unvollkommenheit der menschlichen Bildung oder an deren leichte Desorganisation.“ Leider sei seine Zeit so beschränkt, daß er nur wenige Bäder in Teplitz habe nehmen können, die sehr wohlthätig gewirkt hätten. Graf Kaspar von Sternberg habe ihn belehrt, daß das jetzt so sehr gepriesene Bad von Ischl nur reines Elementarwasser enthalte, dessen Wirksamkeit allein in der natürlichen Hitze beruhe. Zwei Tage sei er auch in Prag gewesen, wo die beiden Grafen Sternberg ihm mit großer Sorgfalt die öffentlichen Sammlungen gezeigt. Wilhelmsthal sei mit Besuchen überladen. Am 20. erwiderte Goethe, der die mit großem Anteil gelesenen Reisetagebücher des Prinzen Bernhard zurückschickte und sich der Großherzogin empfahl. Zehn Tage später schrieb Karl August: „Diesen wohl abgerichteten Vogel entlasse ich wieder, damit er in seinen selbstgewählten Käfig fliege, und zwar mit dem Zeugnis, daß er mir und, wie es scheint, allen hiesigen Anwesenden gefallen hat. Ich wünsche sehnlich, daß er deines Zutrauens sich immer würdiger mache und du, mein lieber Freund, geduldig und gehorsam [Goethe vernachlässigte, wie auch Karl August selbst, häufig die Anordnungen der Ärzte] dich zu dieses Meisters Füßen setzest. Bernhard wird sehr geschmeichelt von dem Urteile sein, das du seinem Journale gewährt hast. Er sollte vorgestern in Gent selbst eintreffen; hoffentlich ist er Anfang künftiger Woche bei uns. Morgen reise ich nach Brückenau, um den König von Baiern zu sehen, und komme Freitag [den 4. August] zurück. [Es galt ihm mit dem neuen vielversprechend hervorgetretenen Könige, der ein großer Kunstfreund und ein Verehrer Italiens

war, in nähere Verbindung zu treten.] Das Wetter ist sehr anlockend zu so einer Tour. Über den hohen Kreuzberg und die Rhön werde ich den Rückweg hierher nehmen und die Basalte [Basaltberge] besuchen. Heute Mittag erwarten wir die Preußischen Kronprinzlichen zu Tisch. Lebe recht wohl. Das Thermometer zeigt diesen Morgen nur 5 Grad." Goethe war unterdessen mit dem Druck des neuen Heftes „Kunst und Altertum" beschäftigt; unangenehm empfand er, daß er zunächst die naturwissenschaftlichen Hefte liegen lassen mußte, da die Umarbeitung und Vollendung der „Wanderjahre" für die neue Ausgabe ihn drängte. Seinen vollständig abgeschriebenen Briefwechsel mit Zelter ging er an zwei Abenden wöchentlich mit Riemer durch, um Schreibfehler zu verbessern; da dessen Veröffentlichung erst längere Zeit nach seinem Tode erfolgen sollte, wurde nichts gestrichen. Zur höchsten Freude gereichten ihm die Mitarbeiter des „Globe" und das immer weitere Vordringen seiner Dichtungen in Frankreich. Albert Stapfer sandte ihm eben den letzten Band der Übersetzung seiner dramatischen Werke. Präsident Weyland brachte ihm von dem berühmten Cuvier dessen akademische Aufsätze. Der junge Maler Sebbers aus Braunschweig nahm ihm durch öfteres Sitzen viele Stunden weg; dadurch wurde es diesem aber auch möglich, ein vortreffliches Porträt von ihm auf einer Tasse zu liefern, das ihm die beste Empfehlung wurde.

Noch vor seinem Geburtstage kehrte der Hof glücklich nach Weimar zurück. Das neue Heft „Kunst und Altertum" war jetzt ausgedruckt. Endlich brachte Cottas „Allgemeine Zeitung" auch dessen Aufforderung zur Subskription auf die neue Ausgabe, doch war es Goethe unangenehm, daß er noch keine Exemplare der Ankündigung hatte. In letzterer gab die durch Boisserée veranlaßte, freilich ganz in Goethes und besonders seines Sohnes Sinne gedachte Schlußbemerkung, „jede teilnehmende Unterzeichnung würde auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen", vielfach Anstoß. Zu seinem Geburtstag ließ er ein auf einzelne Blätter zum Zwecke der Verteilung an die Freunde gerichtetes Gedicht drucken, das den hohen Wert aussprach, den er auf Freundschaft lege. Sein Geburtstag wurde wieder an vielen Orten festlich gefeiert, auch in Weimar, wo der Herzog ihn persönlich begrüßt haben wird. Zum Geburtstage des Herzogs, dem 3. September, fanden sich viele Fremde in Weimar ein, die auch ihn zum Teil besuchten, da er sich vom Hofe zurückhielt. Karl August schrieb ihm am 4. September: „Der Herzog und die Herzogin von Clarence wollten dich heute Vormittag besuchen und möchten die Zeit wissen. Bis 11 Uhr werden sie wohl in Belvedere sein, hinterdrein aber gerne kommen. Vorher im Vorbeifahren könnte wohl die Ausstellung [in der Zeichenschule] mitgenommen werden?" Am Abend des 5. erfreute die berühmte Sängerin Sontag einen bei Goethe versammelten Kreis.

Den 12. vollendete er ein zur festlichen Begrüßung des aus Amerika zurückgekehrten Prinzen Bernhard in der Loge vom 15. bestimmtes Lied, das aber, da die Zeit zur Tonsetzung und Einübung fehlte, gesprochen wurde. Schon damals riet er dem Prinzen, sein Reisetagebuch nicht stückweis in Zeitschriften, sondern vollständig als ein Ganzes herauszugeben. Den 17. fand auf der Bibliothek eine etwas wunderliche Feier statt. Nahe lag der Gedanke, den Schädel und die mittlerweile durch „abwägenden Fleiß vergleichender Anatomen (besonders des Prosektors Schröter)“ aus den Gebeinen des Kassengewölbes herausgefundenen übrigen Knochenreste Schillers in einer öffentlichen Anstalt niederzulegen, und da schien nichts passender, als dem erstern auf der Bibliothek in dem Piedestal unter Danneckers Kolossalbüste des Dichters, den andern in einem anständigen Behältnis gleichfalls auf der Bibliothek eine Stätte zu geben. Die Anwesenheit von Schillers zweitem Sohne benutzte man dazu, die Übergabe feierlich, aber in geschlossenem Kreise auf der Bibliothek zu veranstalten, und da August von Goethe und Ernst von Schiller vertraute Freunde waren, so ergab es sich von selbst, daß ersterer dem Sohne die Überreste überlieferte. Goethe dichtete dazu die schönen Terzinen „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“. Daß die Sache bekannt wurde, widersprach seiner Absicht; auch dachte er schon damals, Schillers Überreste neben den seinigen in einem gleichen, nach seiner Zeichnung gemachten Sarge in der Nähe der Fürstengruft ihre Stätte finden zu lassen. Gleich darauf war er wieder einmal mit „physikalischen Vermutungen“ beschäftigt, weshalb er am 22. Döbereiner auf eine Zeitlang um den künstlichen starken Magnet bat, wenn er ihn entbehren könne. Aber diese und andere durch ihre Abwechslung ihn erfrischenden Zwischenarbeiten hinderten seine Hauptthätigkeit nicht, der er leidenschaftlich sich hingab, so daß alles, was der vollen Wirkung seiner Ausgabe entgegenzutreten schien, ihn aufregte. So hatte ein Reisender ihn durch die Angabe erschreckt, daß er in Wien einen Anschlag gelesen, auf welchem ein dortiger Buchhändler anzeigte, er gebe „in Gesellschaft mit Cotta“ Goethes Werke heraus. Entschieden erklärte er sich gegen Cottas Vorschlag, zur ersten Lieferung statt des vierten und fünften Bandes den sechsten und siebenten zu geben, die er leichter liefern könne; denn der vierte sollte gerade etwas ganz Neues, höchst Bedeutendes bringen, die „Helena“, die um so mehr überraschen werde, als sie in der Ankündigung gar nicht erwähnt war. An diese wollte er in den ersten Wintermonaten noch die letzte Hand legen, damit sie als ein Prachtstück allgemeine Bewunderung errege.

Am 26. starb in Jena nach längerer Krankheit, man sagte infolge von Überanstrengung, der Bibliothekar Güldenapfel. An seine Stelle setzte Goethe,

ohne den Senat zu befragen, den jungen Professor Göttling, den Sohn des frühern Jenaischen Professors der Chemie, der durch seine frische, kernige Natur und sein tüchtiges Wesen ihn so angezogen, daß er ihn auch bei der Ausgabe seiner Werke beteiligt hatte. Den 29. kam der Wiener Dichter Grillparzer nach Weimar, dem Goethe als einem jedenfalls bedeutenden Geiste alle Ehre erwies. Noch an demselben Abend war Grillparzer bei ihm in einer großen Abendgesellschaft, in welcher sich auch der einst von den „Xenien“ verspottete Russische Staatsrat von Jakob aus Halle befand mit seiner Tochter, der talentvollen Übersetzerin der Serbischen Lieder, die er das „tapfere Mädchen von Halle“ nannte, Therese Albertine Luise von Jakob (Talvy), die schon längst mit ihm in Verbindung stand. Grillparzers Gemütlichkeit, sein reiner Sinn und sein bescheidenes Urteil sprachen Goethe sehr an; auch gefiel er allgemein. Den 30. wohnte er im Theater der Aufführung der „Euryanthe“ bei. Am 1. Oktober speiste er in größerer Gesellschaft bei Goethe; morgens war er mit dem Kanzler Müller und Kapellmeister Hummel nach Belvedere und Tiefurt gefahren. Den 2. war er längere Zeit beim Großherzog im Römischen Hause, mittags bei einem ihm zu Ehren im Gasthof veranstalteten Mahle, dann auf der Bibliothek; abends sah er im Theater Kotzebues „Armut und Edelsinn“. Die Schauspieler hatte Stromeier ihm bei einer Probe vorgestellt. Am Abend des 3. reiste er ab, nach einem auf dem Schießhaus ihm gegebenen Abschiedsmahl, bei welchem Hummel phantasierte.

Als Goethe im Namen des nach Paris gereisten Coudray um längern Urlaub bat, erwiderte Karl August am 11. Oktober, die festgesetzte Zeit sei freilich zu kurz; er möge nur noch vier bis sechs Wochen länger ausbleiben; das Versäumte sei leicht nachzuholen. Auf eine Mitteilung desselben bezieht sich seine weitere Bemerkung: „Die Erfahrungen, die an der Brücke der Invaliden gegenüber sind gemacht worden, schrecken sehr von dieser Bauart ab. In Petersburg ist ein solches Unternehmen besser geraten.“ Am folgenden Tage sandte er Goethe die von ihm [dem Großherzog] an Schiller geschriebenen Briefe, die Ernst von Schiller ihm zurückgegeben hatte, weil er eine Veröffentlichung für unberechtigt hielt. „Nach meiner Ansicht können sie, historisch genommen“, schrieb er, „einigen Wert für den Herausgeber der Schillerschen Werke haben, sonsten nicht. Ihren Inhalt finde ich nirgends anstößig und mit Weglassung des letzten dieser Briefe [vom 5. Februar 1805], der kassiert werden könnte, ist der Inhalt der andern sehr unschuldig. Ich würde also gar nichts dawider haben, wenn du diese Originalbriefe an xc. Schiller wieder zustelltest und ihn in meinem Namen autorisiertest, sie mit abdrucken zu lassen, wenn dieses ihm angenehm oder nützlich sein sollte.“ Diese sämtlichen Briefe erschienen erst 1840 in „Weimars Album“. Karl Augusts

Brief vom 30. ist wohl durch eine Erwähnung von Talmas Tod (am 19.) veranlaßt. Er lautet: „Nach Verlauf von 20 Jahren wäre es merkwürdig noch zu erleben, welche Richtung und Form das Französische Theater wird genommen haben. Mit Talma möchte wohl das Buch der großen Talente dieser Art geschlossen worden sein, und das Jahrhundert scheint auch nicht gemacht zu sein, um Dichter in Frankreich zu erwecken, welche für das eigentliche ausschließliche Talent der Schauspieler zu arbeiten im Stande wären. Die ältern Französischen Dichter haben gewiß bei Dichtung ihrer Stücke mehr an die Aufführer ihrer Stücke als wie an ihr eigen Vergnügen gedacht. Mir scheint es wenigstens so. Remben [der Emaillemaler Rembe war mit seiner Unterstützung in Dresden gewesen] will ich hier bis zu Coudrays Rückkunft behalten, und dann sehen, was weiter zu thun sein wird."

Von Goethes rastloser Thätigkeit zeugt die Äußerung an Boisserée vom 22.: „Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltiert scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts Besseres zu thun als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Thätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, so lange es mir noch gewährt sein mag, mich würdig erzeigen, und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Thun, wie und damit es möglich sei. ‚Tag und Nacht' ist keine Phrase; denn gar manche nächtliche Stunde, die, dem Schicksale meines Alters gemäß, ich schlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte genau, was den nächsten Tag zu thun, das ich denn auch redlich am Morgen beginne, und, soweit es möglich, durchführe. Und so thu' ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was [man] zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat zu glauben oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen." Ein solcher Feuereifer des Siebenundsiebzigjährigen mußte auch dem Großherzog wohlthun. Dieser machte ihm am Jahrestage seines Jubelfestes, am 7. November, durch Übersendung der vorigjährigen, jetzt verbesserten Denkmünze in Gold, Silber und Bronze eine ganz besondere Freude. Die begleitende Zuschrift, „wenige, aber wahrhaft fürstliche Worte", wie Goethe sie gegen Boisserée nennt, lautete: „Was beikommendes Kästchen enthält, sollte am heutigen Tage dich vor dem Jahre begrüßen; einstweilen ist dieses Kunstwerk sehr verändert worden, und es scheint mir, daß es in seiner jetzigen Gestalt würdiger ist dir gewidmet zu werden als wie in der vor dem Jahre. Mögest du die Wiederholungen des Festes noch oft fröhlich wiederkommen sehen und genießen. Unter uns bleibe es immer beim Alten! Amen." Auch an andern freundlichen Begrüßungen fehlte es an diesem Tage nicht. Als Goethe am 13. der heute zu beobachtenden Mondfinsternis gedachte, er-

widerte Karl August: „Schönen Dank für die Mondsgesichter [Zeichnungen der Mondfinsternis]. Wenn meine Treppe nicht so hoch wäre [bis zu seiner Wohnung führten 80 Stufen], so würde ich dir meine gegen Morgen liegenden Zimmer zum Beobachten anbieten. Die Bibliothekzimmer, gewärmt, würden aber für dich wohl bequemer sein.“ Dabei erwähnte er die merkwürdige von Gärtnern und andern gemachte Beobachtung, daß die Kälte mit Aufgang des Mondes eingetreten, mit dessen Wachsen und Abnehmen gestiegen und gefallen sei. Am 19. meldete Karl August, nachdem er zweier Zusendungen gedacht: „Auch ich habe den Mond [der Wolken wegen] nicht ehe gesehen, bis daß er rein gewaschen war. Die Javanische Molluske ist ein seltsames Naturwerk; es sieht aus, als wenn die Natur Skizzen gemacht hätte, ehe sie wirklich zur Bildung ganzer Tableaux übergegangen wäre. Die Amaranthenfamilie ist mir zu weitläufig ausgedehnt, und der Teufel mag alle Ähnlichkeiten einer so zahlreichen Sippschaft herausfinden.“

An der hocherfreulichen Verlobung der ältern achtzehnjährigen Prinzessin mit einem Preußischen Prinzen, welche die schönsten Verhältnisse begründete, nahm Goethe innigen Anteil. Die Prinzen Wilhelm und Karl hielten sich seit dem November am Hofe auf. Goethe schrieb den 22. an Boisserée, in diesen Tagen sei ihnen von oben herab Freude und Hoffnung gegeben worden durch die Verlobung ihrer Prinzessin Marie mit dem Königlichen Prinzen Karl von Preußen, so daß, wie der vorige Winter mit Tod und Trauer begonnen habe, dieser mit Leben und Lust seinen Anfang nehme. „Diese beiden Teilen und Zuständen wünschenswerte und angemessene Verbindung erheitert auch die Aussichten in die Zukunft, und man kann sich immer freuen, wenn das Rad, das sich nach unten gebogen, auch einmal sachte zum Aufsteigen gelangt.“ Besonders vergnügt war er darüber, daß das hohe Paar wirklich von gegenseitiger Neigung ergriffen sei, was denn doch eigentlich dazu gehöre, um einen solchen Schritt mit Zutrauen und Sicherheit zu thun. Jetzt kehrte auch Coudray von Paris zurück, dessen Berichte und Mitteilungen ihn hoch erfreuten; er gewann durch ihn manche neue Anschauungen und viele bedeutende Männer hatten diesem ihre hohe Verehrung des deutschen Dichters ausgesprochen. Schon vorher hatte ihn eine Sendung von Cuvier, welche fossile Reste von Montmartre und köstliche belehrende Modelle brachte, glücklich gemacht, und Maler Gérard wollte ihm einen Abdruck seines großen Gemäldes „Heinrich IV. Eintritt in Paris“, sobald er fertig sei, zuschicken. Von der sehr heitern Laune des Großherzogs zeugen die Worte, mit denen er am 24. einen Brief an Goethe beginnt: „Sage mir, o sage mir, ists auf dein Geheiß, daß heute, wo Anschein zu gutem, heiterm, vielleicht kaltem Wetter eintritt, der Barometer so widernatürlich tief fällt? Wozu dieses Rätsel?“ Zu-

gleich benachrichtigte er ihn, daß die Sammlung „Volkslieder der Serben“ der Fräulein von Jakob (das von der Herausgeberin ihm verehrte Exemplar hatte Goethe ihm geschickt) gar nicht mehr von ihm komme, er täglich etwas darin lesen müsse. Sehr bezeichnend ist für Karl August der nachhaltige Eindruck, den die Dichtung eines solchen halbwilden, tapfern und edlen Volkes auf ihn übte. Dagegen war sein Glaube an die Meteorologie so geschwunden, daß er seine betreffenden Anstalten einziehen und Schrön, der in Jena freilich neben der Astronomie die Beobachtungen geleitet hatte, entlassen wollte, was aber beides nicht zur Ausführung kam. Am 27. schrieb er deshalb an Goethe: „Den Astronomen wirst du wohl zu seiner und einer schicklichen Zeit an eine nahrhafte Quelle befördern. Der Zustand der Meteorologie gibt uns Ursache zum Verzweifeln; balde darf man glauben, daß sie mit Händen zu greifen wäre, augenblicks darauf ist ein anscheinender Anhaltepunkt wie eine Wolke zerflossen.“ Die „Beschreibung der Feste aus der Nachbarschaft“, die er ihm beilegt, waren die durch die Verlobung veranlaßten Feste in Tiefurt und Belvedere, von denen Goethe sich fern halten mußte. Auf des Prinzen Bernhard Absicht, gegen Goethes Meinung seine Berichte einzeln in Zeitungen erscheinen zu lassen, deutet die Äußerung: er habe diesem das mitgeteilt, was Goethe ihm darüber geschrieben, und er möge nun mit den langbeinigen Zeitungsfabrikanten das weitere bereden. Die Reise erschien vollständig zwei Jahre später. Weiter dankte ihm Karl August „allerverbindlichst“ für das ihm jetzt geschenkte Dedikationsexemplar der Serbischen Volkslieder. „Der Gegenstand dieser Sammlung hat mich vermocht, mich der alten Geschichte wieder zu nähern“, äußerte er, „die, wenn man sie recht ins Auge faßt, einen eben so verwirrt macht wie das Nachforschen über die Witterungslehre. Es scheint wirklich, daß die Natur des Erdballes demjenigen widerstrebe, was wir in unserm Europäisch-mittelländischen Sinne Kultur nennen. Reicherts des Gärtners [in Belvedere] Spruch fällt mir immer dabei ein, daß die Natur sich forzieren wohl, aber nicht zwingen ließe. Durch Riemer habe ich mir alles, was zur Serbischen Literatur gehört, [vom Buchhändler] bestellen lassen; so auch ein Ersatzexemplar für dich. Schlafe wohl.“ Auch am 2. Dezember kam er wieder auf die Serben, über die er gestern Goethes Aufsatz „Serbische Lieder“ in „Kunst und Altertum“ (V, 2) gelesen habe. „Auch mir schien es, daß man dieses Volk mit irgend etwas vergleichen müsse, um sich eine Art von Vorstellung ihrer geistigen Richtung zu machen, und da kam es mir vor, daß das Geschlecht, in botanischer Mundart geredet, dasjenige wäre, zu welchem die Schottischen Hochländer mitgehören, in dem Sinne genommen nämlich, wie Walter Scott sie mit ihrem Hexenglauben darstellt, ohne auch die eigentliche Theologie

dieser Leute zu erklären. Im Norden sind nun freilich die Leidenschaften und ihre Folgen anders organisiert wie die der Südländer; deswegen ist auch gegen Norden hin mehr Sittlichkeit und weniger Heftigkeit des Temperaments. Deswegen möchte auch wohl die Altschottische Poesie mehr Regelmäßigkeit in sich entdecken lassen als wie in der Serbischen; dafür hat die Schottische auch nicht das niedlich Spielende wie die andere. Schon die Waffen sind anders; der krumme scharfe Säbel ist fixer bei der Hand und schneidet flugs alles in zwei Stücke; das lange gerade Schwert verlangt eine umsichtigere Führung u. s. w. Das Christentum ist bei beiden dasselbe Vademecum und der Anfang, auf welchem das bunte Gewebe sitzt. Verzeih dieses überflüssige Geschwätze. Von Belvedere sollst du balde eine recht zierliche Luftpflanze bekommen, Epidendrum elongatum." Goethes Briefe vom 4. und 9. sind ungedruckt. Am 18. schrieb Karl August: „Wenn du wünschest, daß Schrön sich dem General von Müffling vorstellt, so ist jeder Morgen von 8 bis gegen 10 Uhr sehr schicklich, und General von Müffling wird ihn gern empfangen. Von Lindenaus Rückkunft weiß ich weiter nichts, als daß er täglich in Altenburg erwartet wird; sobald ich seiner habhaft werden kann, so soll er gemahnt werden. Die Serbischen Neuigkeiten [Gerhards „Wila"] erwarte ich mit Ungeduld." Da Müffling und Wilhelm von Humboldt Goethe vorschlugen, Schrön zu weiterer Ausbildung in der Astronomie nach Königsberg an Bessel zu schicken, erklärte Karl August sich bereit, dabei seine Kasse ein bischen zu unterstützen, da ihm ein ziemlich starkes Stipendium zugefallen sei. So war also an die Stelle von Schröns Entlassung die Unterstützung zu weiterer Ausbildung getreten.

Höchst erfreulich waren dem Großherzog und Goethe die bald nacheinander folgenden Besuche der Gebrüder Humboldt, welche diesen glücklichsten Dezember, den Weimar je erlebt hatte, gleichsam krönten. Am 11. war der die ganze Naturkunde beherrschende Alexander einige Stunden bei Goethe, den seine unendlich vielseitigen Kenntnisse und sein lebendiges Wesen mehr als je in Erstaunen setzten. „Er wird einige Tage hier bleiben", äußerte er gegen Eckermann, „und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt." Auch Karl August freute sich wieder dieser so vornehmen wie menschlich schönen, rein uneigennützigen Natur. Die herzliche Teilnahme, die er am Hofe fand, entzückte Humboldt. Nach seiner Abreise traf der ältere auch dem Großherzog willkommene Bruder Wilhelm ein, der als Sprach- und Literaturkenner, als geschmackvoller Beurteiler und tiefer, freilich freisinniger Staatsmann ihm nicht weniger bedeutend war wie sein Bruder als Naturforscher. Goethe hatte ihm gerade eine neue Dichtung vorzulegen, über welche ihm sein Urteil gewichtiger als das irgend eines andern der Lebenden

war. Und zu seiner hohen Freude fand dieser die „Helena“ im ganzen wie im einzelnen bewunderungswürdig; sie sei etwas eigentümliches Neues, das, obgleich es keine Regel, kein Gesetz kenne, sich im höchsten poetischen Leben fortbewege. Mit der letzten Zeile war er unter Riemers Teilnahme seit dem Anfange des Monats beschäftigt. Schon hatte er begonnen, seinem treuen Vermittler Boisserée nach und nach Szenen des antiken Teiles zu senden; das Ganze sollte vor Ende Januar zum Drucke abgehen. Auch hatte er den Vertragsentwurf wegen der Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller an Cotta gesandt, worüber man freilich schon vor vier Jahren abgeschlossen hatte. Schillers Gattin hatte ihm damals Goethes eigene Briefe ausgeliefert in der Hoffnung, die Herausgabe werde sofort beginnen. Die Verlobung der Prinzessin fand Weihnachten in Gegenwart von W. von Humboldt statt. Mit dem jüngern Schiller war Goethe jetzt auch wegen der Begräbnißstätte seines Vaters in der Nähe der Fürstengruft übereingekommen und er trug sich noch mit dem Entwurfe zweier gleicher Särge für seinen großen Freund und ihn selbst.

Bei den für den Hof erwünschtesten Aussichten konnte Goethe diesmal aus vollem, frohem Herzen Karl August zum neuen Jahre Glück wünschen. Dieser antwortete: „Alles mögliche Gute wünsche ich dir, mein lieber alter Freund, und häufig solche aufheiternde Besuche, wie uns zu Ende des verflossenen Jahres wurden. Das neue Jahr hat sehr schmutzig, trübe und stürmisch angefangen; hoffentlich soll dieses Ereignis von keiner üblen Vorbedeutung sein.“ Der in der ersten Woche erfolgende Tod der einst eine der ersten Stelle am Hofe und in der Liebe des Dichters einnehmenden geistreichen Frau von Stein war längst vorhergesehen. Goethe gab sich der Dichtung, der von ihm verkündeten und eifrig gepflegten Weltliteratur und der bildenden Kunst neben den ihn wenig in Anspruch nehmenden Geschäften hin. In Jena besorgte sein Sohn bei den Museen die persönliche An- und Aufsicht, das meiste wurde schriftlich verfügt. An der Bibliothek wirkte Göttling tüchtig; dieser setzte es auch durch, daß Eichstädt, der von seinen eigenen Angelegenheiten übermäßig in Anspruch genommen war, auf die Stelle als Oberbibliothekar verzichtete. Am 12. hatte Goethe auch wieder einmal eine musikalische Abendunterhaltung. Auf das Geschenk einiger Flaschen alten Cognacs erwiderte er dem Großherzog am 25.: „Ew. Königlichen Hoheit danke zuvörderst verpflichtet für die mir gegönnten Geist enthaltenden Flaschen; ich bin überzeugt, daß der Genuß desselben gewisse Systeme anregen, und bewirken wird, daß ihre Thätigkeit den übrigen zu gute komme, weshalb sogleich der Versuch mit vollem Vertrauen angestellt werden soll. Sodann werde zu folgender Frage veranlaßt: Erlauben Höchstdieselben, daß das gegenwärtig in meinen Händen befindliche und vom Mechanikus Bohne revidierte

Amicische Mikroskop dem geheimen Rat Sömmerring in Frankfurt zugesendet werde? Derselbe hat solches schon längst gewünscht und Hofrat Voigt, der gegenwärtig, wie er mir meldet, ein neues aus London empfangenes Instrument, pancratic Eye-tube genannt, von dorther für Höchstdieselben verlangen soll, wünscht gedachtes Amicisches Mikroskop dahin zu senden. Genehmigen es Höchstdieselben, so werde ich solches vom Mechanikus Bohne einpacken und bei der Rückkehr wieder auspacken lassen, wodurch man wegen der Erhaltung einigermaßen vergewissert wird. Sodann lege ich einige neu angelangte Serbische Gedichte bei [die Gerhard von Leipzig gesandt hatte?], wovon das größere sich wohl neben die früheren Heldenlieder stellen darf, die kleinern aber auf eine geistreiche heitere Stimmung der Nation [deuten?] und etwas Ironisch-übersichtliches auch in ganz gemeinen Lebensverhältnissen bemerken lassen." Karl August erwiderte: „Den besten Dank fürs Übersendete; ich freue mich recht darauf, es zu lesen und zu genießen. Der Cognac wird dir gewiß einen gesündern Punsch bereiten als wie Rum und Arack. Auf das Eye-tube bin ich sehr neugierig; Voigt hat mir davon gesagt. Körner konnte es nicht begreifen; sein Sonnensektor, oder wie das Ding heißt, ist ein artiges Instrument. Schicke an Sömmering nebst meinem schönsten Gruß das Amicische Mikroskop; er möge dafür aber sein Eye-tube uns anvertrauen. Gesegnete Mahlzeit." An demselben Tage sandte er ihm einen Fisch aus einer eben erhaltenen Sendung mit launiger Hervorhebung einer Äußerung des Absenders: „Hierbei ein Bewohner von Kolchis, der nicht nach Mädchenduft riecht, aber gewiß besser schmecken wird. Der ‚süße Duft' hat mich recht lachen machen, und an die Frage Salomons des Weisen [im Hohenliede] erinnert puncto der Schwarzen und Weißen." Der 26., wo die „Helena" zum Drucke abging, war für Goethe ein bedeutender Tag. Er versenkte sich darauf, während alle Welt in Weimar den Festtagen mit Spannung entgegensah, in das Entfernteste — in Chinesische Romane und dachte an seinen Sarg. Am 27. schrieb er Boisserée: „Oberbaudirektor Coudray zeichnet an dem bewußten Zwillingsmonumente [für Schiller und ihn selbst] nach gemeinsamer Erfindung und Anordnung. Zu gleicher Zeit arbeitet er an Fest- und Freudegerüsten den verbundenen Fürstenkindern zu Ehren. Und so webt auch diesmal die Kunst so helle als dunkle Lebensfäden nebeneinander."

Die vier vom 30. Januar bis zum 16. Februar fallenden Geburtstage der großherzoglichen Familie wurden in Gegenwart der drei ältesten Preußischen Prinzen mit Vorstellungen, Festen, Bällen und Schlittenfahrten glänzender als je gefeiert. Goethe mußte sich einsiedlerisch zurückhalten, aber die Prinzen kamen zu ihm. Den 1. Februar fragte Karl August bei ihm an. „Wenn es dir nicht beschwerlich sein sollte, so bringe ich heute Vormittag um 11 Uhr

den Preußischen Thronerben zu dir; er freut sich sehr deine Bekanntschaft zu machen.“ Als man vor elf Jahren am Berliner Hofe den „Faust“ mit des Fürsten Radziwill Musik aufführen wollte, hatte sich herausgestellt, daß keiner der Herren ein eigenes Exemplar besaß; rasch wurden diese beschafft, und nun „lebte und webte“ der Kronprinz im „Faust“, dessen Rolle ihm zugefallen war. Beim jetzigen Besuche blieb dieser in Begleitung des Großherzogs drei Stunden und es kam manches zur Sprache, was dem Dichter von dessen Geist, Geschmack, Kenntnissen und Denkweise eine hohe Vorstellung gab. Später stellten sich auch der Bräutigam Prinz Karl, und dessen älterer Bruder, Prinz Wilhelm, ein, der schon als Kind in Weimar gewesen. Den 4. schrieb ihm der Großherzog: „Abermals denken die Königskinder bei dir einzutreten, und zwar, wenn es dir recht ist, um 12 Uhr mittags. Vorher werde ich mit General Müffling aufwarten und einige Gegenstände abhandeln. Lebe bis dahin wohl.“ Am 6. äußerte Goethe gegen Zelter: „Von Ihro Königlichen Hoheit dem Kronprinzen sage ich mit wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günstigen Eindruck gemacht und mir den Wunsch hinterlassen hat, ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürsten mir zugeführt, sah ich mit Freude und Bewunderung. Man kann einem Könige Glück wünschen, drei so verschiedenartig wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen. Sie haben ein ganz frisches Leben in unsern Zirkel gebracht, und das Behagen unseres Großherzogs an ihnen und an dem neu eingeleiteten Verhältnis war nur mit Rührung anzusehen.“ Den 17. sandte er die noch zum vierten Bande gehörenden drei neuen Abteilungen der „Zahmen Xenien“ zum Druck ab, von denen einzelne sich gegen bestimmte Angriffe wandten, ohne persönlich zu werden; in einer erklärte er sich mit Behagen als „Weltbewohner“ und „Weimaraner“, der „diesem edlen Kreis durch Bildung sich empfohlen“, und er bemerkte launig, „die große Stadt Weimar-Jena habe an beiden Enden viel Gutes“. Nach dem Geburtstage der Großfürstin kehrte auch der Bräutigam nach Berlin zurück. Von dorther waren Goethe durch Zelters Vermittlung Ternites Pompejanische Gemälde zugekommen, die ihn so entzückten, daß er eine oder die andere ursprüngliche Zeichnung zu besitzen wünschte. Am 25. überraschte ihn der Großherzog durch das von Posch selbst überbrachte Billet: „Dies ist Herr Posch, der bekannte Modellierer, der mein Profil 1807 in Berlin und 1814 in Paris, beides unter Direktion Denons, fertigte; nach letzterm ist die Medaille von Andrieux gemacht worden. Posch war ein ausgezeichneter Künstler; ob er es noch ist, das weiß ich nicht. Halte ihm dein halbes Haupt willig dar und siehe Freude bringend dazu aus.“ Goethe war der erste,

den Posch damals im Auftrag des Großherzogs in Weimar modellierte. Er blieb bis Ende März, wo er auf den Wunsch des Großherzogs die von Kaufmann und Goethe empfohlene junge Angelika Facius, die mit dessen Unterstützung sich unter Rauch weiter ausbilden sollte, nach Berlin begleitete. „Dieser alte, geschickte Künstler", schrieb Goethe den 29. März an Zelter, „hat unserm Großherzog . . . vier (?) Wochen lang sehr angenehme Unterhaltung gegeben. Der Fürst ließ die ganze Familie in allen Zweigen und Abstufungen [in Wachs] porträtieren. Herzog Bernhard und die Seinigen waren auch noch hier. Was profitable war, ist gut geraten." Nach Goethes Bilde von Posch wurden in Berlin ein Relief und eine Büste in Eisenguß gemacht.

Aus dem März ist nur ein Geschäftsbrief mit Karl Augusts Antwort erhalten. Am 16. April schrieb dieser: „Das Serbische Gedicht, gedruckt in beiliegenden Blättern [einer Zeitschrift?], ist mit denen großen Pinselstrichen hingeworfen, in welchen man einige alte Blätter gesehen zu haben sich erinnert, wo die Roheit und Großheit vorherrschte. Diese Gedichte führen etwas Anziehendes in sich, daß man manchmal verlegen ist zu bestimmen, wo es ihnen eigentlich sitzt. Der großmütige Gatte ist am Ende dieses Gedichtes unbegreiflich; fast möchte man glauben, daß dem Übersetzer dieser Ausgang entronnen sei und daß das Original mit der Ausführung beschlossen hätte, die Dame durch ihre neun Brüder zerstückeln zu lassen. Das deutsch-theatralische Ende paßt nicht zu den Serbischen Sitten und zu den vorher manchmal wiederholten Exklamationen. Über den Zettel von Rees von Esenbeck nächstens ein mehreres. Schlafe wohl." Am 22. sprach Goethe gegen Boisserée seine Zufriedenheit mit dem Drucke der eben erhaltenen vier ersten Bände seiner Werke aus; denn er hatte sich darein ergeben müssen, daß der fünfte, noch zur ersten Lieferung gehörende Band erst mit der zweiten erschien. Dem Großherzog wird er diesen Anfang der „Ausgabe letzter Hand" verehrt haben. Leider war dessen Urteil über die von ihr zuerst gebrachte „Helena" äußerst abfällig. „Wie schade", äußerte Goethe darüber mißgestimmt an den Kanzler, „daß dieser großsinnige Fürst auf der Stufe Französischer materieller Behandlung in Rücksicht auf Poesie stehen geblieben ist!" Mehrere Briefe zwischen Karl August und Goethe vom 29. April bis zum 20. Mai beziehen sich auf die Sendung von Schmeller nach Merseburg, um dort im Dome L. Cranachs Jugendgemälde der Kreuzigung und Grablegung abzuzeichnen, in welcher der Maler in einem der Kriegsknechte Luther porträtiert hatte; es war dem Großherzog nur um eine leidliche Kopie wegen der Geschichte jener Zeit und Cranachs Leben zu thun. Auch ist hier von dem „genauen und, man möchte sagen, eigensinnigen" Maler Lieber die Rede, den Karl August nach Dresden geschickt hatte, wo er von dem dort eben an-

wesenden Maler Palmaroli die Kunst der Restauration lernen sollte, wozu einige schadhafte, zu Prüfungs- und Musterstücken geeignete Gemälde dorthin geschickt werden sollten. Goethe bat unter andern, der Großherzog möge den zu beiden Unternehmungen nicht geringen Aufwand auf irgend eine Kasse anweisen, da die der Oberaufsicht solche zu leisten außer Stande sei.

Am 2. April mußte er eine Einladung an den großfürstlichen Hof in einem freundlichen Schreiben an die Hofdame der Großfürstin, Ottiliens Mutter, dankbar ablehnen. Die folgenden schönen Tage benutzte Goethe zu Fahrten ins Freie und in seinen Garten; den Gedanken an eine weitere Reise hatte er aufgegeben, da seine Ausgabe, besonders die „Wanderjahre", ihn sehr in Anspruch nahmen, er auch an Vollendung des „Faust" dachte. Am 24. gab er A. W. von Schlegel zu Ehren einen großen Thee; morgens war er mit ihm spazieren gefahren. Mittags speiste der berühmte Bonner Gelehrte bei Hofe. Auch Lassen, Schlegels Hausgenosse und Begleiter, der im Indischen viel bewanderter als dieser war, zog Goethes Aufmerksamkeit um so mehr auf sich, je anspruchsloser er sich zeigte. Eines andern sehr anziehenden Besuches hatte er sich anfangs Mai zu erfreuen. Der junge Jean Jacques Ampère, der auf einer Reise nach Berlin begriffen war, kam mit Stapfer, dem Übersetzer seiner dramatischen Werke, nach Weimar, wo er am 4. und am 6. bei Goethe zu Mittag speiste; durch ihn erst bekam er einen klaren Begriff von den Mitarbeitern an dem von ihm so wert gehaltenen „Globe", die fast alle junge Leute waren. Am 5. Mai antwortete Goethe auf eine längst vom Großherzog an ihn gestellte Frage wegen seiner Verbindung mit einem gewissen Moller in Florenz. Er hatte deshalb in seinem Tagebuch der Italienischen Reise nachsehen müssen; da er darüber nichts fand, mußte er sich mit Mitteilungen desjenigen begnügen, dessen er sich noch erinnerte. Den 9. wandte er sich wieder einmal an Döbereiner wegen der in Schweiggers „Journal für Chemie und Physik" angeführten elektrochemischen Erscheinungen, die ihm der Farbenlehre wegen von Wichtigkeit waren.

Als er am 12. in seinen Garten gefahren war, fühlte er sich in dieser behaglichen Einsamkeit so wohl, daß er hier, so lange das schöne Wetter andauerte, zu bleiben beschloß. Freilich scheinen ihm auch häusliche Verdrießlichkeiten die Entfernung von Hause wünschenswert gemacht zu haben. Ottilie war infolge ihrer Schwangerschaft so angegriffen, daß sie während derselben ihrem Schwiegervater folgenden Brief schrieb, dessen Übergabe freilich unterblieb: „So sehr ich gewünscht, es Ihnen zu verbergen, lieber Vater, so ist es Ihnen doch wohl nicht entgangen, wie leidend ich oft war, und, was schlimmer, in welcher Gemütsstimmung. Es mag sein, daß ich dadurch zu reizbar geworden, aber von allem fühle ich mich verletzt, alles erscheint

mir wie ein Mangel an Liebe und Teilnahme, und es entstehen daraus oft so heftige Gemütsbewegungen, daß ich für das Leben Ihres dritten Enkels die gefährlichsten Folgen fürchte. Vielleicht ist auch dieses nur eine Qual meiner kranken Phantasie, aber lassen Sie mich dieser Angst entfliehen! meine moralische Kraft ist erschöpft. Ich fühle, daß ich mit Gewalt diesen ewigen Aufregungen mich entreißen muß. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob nicht ein Landaufenthalt gut thun sollte oder wenigstens diese heftige Reizbarkeit mäßigen; an Ihrem Geburtstage aber erlauben Sie mir Ihre Hand zu küssen." Die Vollendung der „Wanderjahre" und die Fortsetzung des „Faust" beschäftigten Goethe in seiner „separat-extemporierten Studentenwirtschaft". Hier besuchte ihn zum Abschied Prinzessin Marie mit ihren Eltern. Die Trennung rührte ihn innigst, wie sehr er auch überzeugt war, daß sie dem schönsten Glück entgegengehe. Seine Seele hing an ihr so warm, daß er, als er hörte, ihre Abfahrt nach Berlin werde am 22. stattfinden, sich nicht enthalten konnte, sie in der Allee des Webicht noch einmal zu begrüßen. Unter ihr Bild im Stammbuche seines zweiten Enkels schrieb er bald nachher:

Lieblich und zierlich,
Ruhig und hold,
Sind ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Wahrscheinlich beziehen sich auf den Jahrestag ihres Abschiedes die „Erinnerung" überschriebenen Verse:

Blumen sah ich, Edelsteine
Ihr beim Lebewohl zu Handen
(Segnet sie, die Gute, Reine!)
Hier am Orte, wo wir standen.

Sogar das ununterbrochene Regenwetter Ende Mai und Anfang Juni vertrieb den Alten nicht aus dem Garten, erst die Ankunft des Grafen Sternberg brachte ihn am 9. Juni nach der Stadt zurück, wo er bis zum 14. mit dem werten Gaste in mannigfaltiger, höchst förderlicher Unterhaltung besonders über naturgeschichtliche Gegenstände sich erging. An Boisserée schrieb Goethe, ihr schönes Fossilienkabinett [im Pavillon des Hausgartens] habe erst dadurch, daß Sternberg es in Ordnung gebracht, seinen wahren Wert erhalten; auch über Böhmische Angelegenheiten, alte und neue, historische und praktische habe er gar vielfache Aufklärung gegeben. Der Hof befand sich in Dornburg, was Sternberg, freilich ohne Goethes Begleitung, besucht haben wird. Die Großfürstin ruhte in Belvedere au[illegible] [illegible]n Festen, Freuden und Sorgen". Zu dem dortigen berühr[illegible] [illegible] es Sternberg

auch jetzt wieder besonders ziehen, und kaum dürfte Goethe ihn dorthin allein haben fahren lassen.

Im Juli begab sich der Großherzog nach Teplitz, wo er den jetzt verwandten König von Preußen zu treffen hoffte. Goethe verbrachte fast jeden Tag einige Stunden in dem ihm wieder lieb gewordenen Garten am Parke. Zu höchster Freude gereichten ihm die allmählich einlaufenden günstigen Äußerungen des Auslandes über seine „Helena". Diesen großartigen Erfolg zeigte er später in „Kunst und Altertum" unter der Aufschrift an: „Helena in Edinburg, Paris und Moskau". Im Foreign Review pries der von ihm begeisterte Carlyle, im „Globe" Ampère, im „Moskowitischen Boten" Schewireff die wunderbare Dichtung. Matthisson hatte ihm persönlich seine Bewunderung ausgesprochen, wie schon vor dem Erscheinen W. von Humboldt. Dieser Beifall, den er verdient zu haben glaubte, ließ ihn um so freudiger sich der Vollendung widmen. Manzonis Roman, Carlyles einsichtige Kritiken, ein vertraulicher Brief Walter Scotts und die Mitarbeiter des „Globe" machten ihn glücklich. Mit Carlyle und dessen Gattin begann jetzt die herzlichste Verbindung. Er selbst fühlte sich leidlich, nur Ottiliens Leiden beunruhigte ihn.

Anfangs August war nun auch Karl August zurückgekehrt. Schon am 5. teilte er Goethe mit, daß Helbig neben den Geschäften des Hofmarschallamtes auch die Besorgung seiner Schatulle übernommen habe. Fünf Tage später richtete die Oberaufsicht an den Großherzog das Gesuch, er möge dem Verleger Wagner in Neustadt, der nicht bloß der Aufforderung gefolgt war, ein Exemplar sämtlicher bei ihm erschienenen Werke, wie die übrigen Buchhändler des Großherzogtums, der Bibliothek zu übersenden, sondern solche auch von seinem ganzen bisherigen Verlage eingesandt hatte, Höchstseinen Beifall durch eine Auszeichnung, etwa den Titel Kommerzienrat, zu erkennen geben. Dieser sandte Goethe zur Mitteilung an Wagner das Originaldekret, „da es für Wagnern noch einen besondern Wert haben werde, das Zeichen fürstlicher Anerkennung aus den Händen Goethes zu erhalten". Eine der glücklichsten Überraschungen brachte Goethe diesmal sein Geburtstag. Der König von Baiern, der dem Großherzog gern im Wilhelmsthal einen Gegenbesuch gemacht hätte, entschloß sich, da dasselbe in diesem Sommer vom großherzoglichen Hofe nicht besucht wurde, nach Weimar zu reisen und dort Goethe an seinem Geburtstage durch persönliche Überbringung seines höchsten Ordens zu ehren. König Ludwig bestieg auf seinem Wege unerkannt die Wartburg, den einstigen Sitz deutschen Minnesanges, ehe er den größten lebenden Dichter begrüßte. Goethe selbst berichtet: „Des Königs Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seien, beehrten mich, als ich gerade im

Kreise meiner Werten und Lieben [die ihm Glück wünschten] mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Baierischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig teilnehmend, bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthaltes in Rom mit vertraulicher Annäherung [er wünschte auch zu wissen, was bei den Römischen Elegien zu Grunde liege], woran man denn freilich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund zu erkennen hatte .... Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung; noch jetzt, da die Erscheinung vorübergeflohen ist, hab' ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen." So hatte Goethe das Glück, binnen einem halben Jahre Baierns König und den mit ihm verschwägerten Preußischen Kronprinzen bei sich zu begrüßen, aber der erstere hatte sich menschlich schöner gezeigt, da er zu seinem Geburtstage die Reise unternommen und ihm seinen höchsten Verdienstorden verliehen hatte. Preußens König dachte nicht daran, durch eine ähnliche Auszeichnung des großen Dichters, des treuesten Dieners des jetzt ihm näher verwandten Weimarischen Hofes, sich selbst zu ehren. Am Morgen von Goethes Geburtstag schrieb ihm Karl August: „So eben fahre ich mit dem Könige von Baiern nach Belvedere, dann auf den neuen Gottesacker, den Er [besonders der Fürstengruft wegen] sehen will, und dann zu dir; das möchte so in der zehnten Stunde sein. Hernach möchte der König die Bibliothek und daselbst Schillers Schädel sehen. Letzteres kannst du nur [durch deine Erlaubnis] möglich machen; deswegen ersuche ich dich, die nötigen Anstalten dazu treffen zu lassen. Lebe wohl." Goethe konnte wohl ahnen, daß der König diese Aufbewahrung der Reste des großen Dichters nicht billigen werde, wie er selbst es nicht that: aber er fand es unschicklich, von seiner Absicht etwas dem Könige zu sagen, wie er auch gegen den Großherzog davon geschwiegen hatte. Der König besuchte mit dem Kanzler auch Schillers Wohnung, wo er, verwundert über diese engen Räume, die den Großherzog eigentlich beleidigende Äußerung that: hätte er ihn noch am Leben gefunden, so würde er ihn nach Rom in die villa di Malta versetzt und ihn aufgefordert haben, die herrlich angefangenen „Malteser" zu vollenden und Roms Geschichte unter Roms Trümmern zu schreiben.

Auch der September war für Goethe sehr bewegt. Am 3. wünschte Goethe Karl August zu seinem Geburtstage herzlich Glück. Er konnte nicht ahnen, daß es sein letzter sei; dieser war, wenn er auch schwerhörig geworden, noch immer rüstig. Vor ein paar Tagen hatte er Döbereiner das

Wasser einer Ruhlaer Quelle gesandt, um zu untersuchen, ob dieses Jodine enthalte. Goethe schwelgte in den ihm am 11. vom Maler Zahn vorgelegten Durch- und Nachzeichnungen neu entdeckter Pompejanischer Wandgemälde. Am 13. wohnte er dem Frühstück des Armbrustschützenvereins bei; sein August dankte dort in seinem Namen durch einen Trinkspruch. Den 18. schreibt Goethe seinem Großneffen Nicolovius, der sein Geschäftsträger in Berlin war, und ihn durch den eben erschienenen ersten Band einer Sammlung von Urteilen über ihn erfreut hatte: „Die letzten vierzehn Tage waren so stürmisch, daß ich selbst jetzt mich zu besinnen Mühe habe.“ Ärger hatte ihm Cotta dadurch bereitet, daß er ihn durch eine Art von Überraschung genötigt, die früher bestimmte Folge der Bände abzuändern. Dieser hatte mehrere Bände kleiner gemacht, wodurch die wohlbedachte Einteilung gestört wurde, sodaß die epischen Gedichte ganz ungeschickt nach den prosaischen Aufsätzen erst am Schluß erschienen. Am 24. wandte sich Karl August bei Übersendung einiger Autographen für Goethes Sammlung an diesen, um ihm seinen Entschluß wegen der Reste Schillers mitzuteilen. Er schrieb: „Es wird so verschiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerschen Reliken (seines Kopfes und Skeletts) [die eingeschlossenen Worte scheint Karl August später zugesetzt zu haben] auf hiesiger Bibliothek hin und her geurteilt und meistens wohl gemißbilliget, daß ich es für ratsam halten möchte, selbige in dem Kasten, in welchem sie liegen, inclusive des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft einstweilen setzen und aufnehmen zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen, bis daß Schillers Familie einmal ein anderes darüber disponiert. So du hiermit einstimmst, so werde ich dem Hofmarschallamte die Anweisung geben, Schillers Überbleibsel unter seinen Beschluß bei meinen Ahnen zu nehmen.“ Goethes Absicht wurde damit durchkreuzt, da er, im Einverständnis mit der Familie, Schillers Sarg neben dem seinigen in der Nähe der Fürstengruft in einem Denkmal aufzustellen gedachte. Der Kasten, in welchem Schillers Gebeine ruhten, war nicht geeignet, in einer Fürstengruft zu stehen. Es fiel Goethe schwer, dem Großherzog seine Absicht mitzuteilen, da diese ihn dazu veranlassen mußte, den Särgen beider Dichter in seiner Familiengruft eine Stätte zu geben. Zunächst scheint er wegen der Beisetzung Schillers ausweichend geantwortet, nur die Abformung des Schädels für die Bibliothek in Aussicht gestellt zu haben. Er war damals gerade sehr heiter gestimmt. Am 24. fuhr er mit Eckermann nach Berka und Tonndorf, am 26. nach der Hottelstedter Ecke und Ettersburg. In dem Ettersburger Schlosse machte er den jungen Freund auf das westliche Eckzimmer des ersten Stockes aufmerksam, worin Schiller einige Zeit gewohnt, im Freien zeigte er

ihm die Buche, worein sie, er, Herder, Wieland, Knebel, Einsiedel, auch Karl August ihre Namen geschnitten, die sich freilich so verquollen und verwachsen fanden, daß sie kaum noch herauszulesen waren. Den 26. war der Dichter und Übersetzer Geheimerat Streckfuß angekommen, mit dem Goethe schon seit mehrern Jahren in brieflicher Verbindung gestanden, dem er noch im vorigen Monat den ersten Band von Manzonis Roman mit der Bitte, diesen zu übersetzen, gesandt hatte. Goethe fuhr mit ihm am Morgen des 27. spazieren; mittags war dieser mit dem formgewandten Dichter Riemer bei ihm zu Tische. Die Gegenwart von Streckfuß empfand er höchst erfreulich. „Die Schärfe und Besonnenheit des Geschäftsmannes, der als solcher an Welt und Staat durchaus teilnimmt, die Milde eines poetisch-praktischen Sinnes, der gerade nicht Stoff und Gehalt aus sich selbst nehmen, sondern lieber dem vorhandenen Auswärtigen eine vaterländische Form geben und sich und andere damit gründlich erfreuen will — dieses, in einer Individualität zusammen, macht den angenehmsten Eindruck, und hinterläßt eine wohlthätige Erinnerung." Damals war er mit der Dichtung des Anfangs des zweiten Teiles des „Faust" beschäftigt, welcher in der dritten Lieferung bis zum Auftritt im Lustgarten dem ersten Teile beigefügt werden sollte, weshalb er den Druck des zwölften Bandes bis zuletzt aufschieben ließ.

Anfangs Oktober wandte er sich wieder mit freundlichster Anerkennung an Döbereiner. Er schrieb diesem: „Ew. Wohlgeboren sind aus Erfahrung selbst überzeugt, daß es eine höchst angenehme Empfindung, wenn wir eine bedeutende Entdeckung irgend einer Naturkraft technisch alsbald zu irgend einem nützlichen Gebrauch eingeleitet sehen: und so bin ich in dem Falle, mich Ew. Wohlgeboren immer dankbar zu erinnern, da Ihr so glücklich erfundenes Feuerzeug mir täglich zur Hand steht und mir der entdeckte wichtige Versuch so thatkräftiger Verbindung zweier Elemente, des schwersten und des leichtesten, immerfort [seit der Mitteilung anfangs Juni] auf eine wundersame Weise nützlich wird. Nehmen Sie daher auch für das übersendete Heft meinen verpflichtetsten Dank und bleiben überzeugt, daß die darin ausgesprochene rühmliche Anerkennung eines vorzüglichen Mannes, der sich unwandelbar an die Geschäfte hält, denen auch ich seit vielen Jahren ergeben bin, mir nicht weniger teilnehmende Freude gewährt." Am 7. kam er selbst wieder einmal, nach vier Jahren, in Begleitung Eckermanns, nach Jena. Hier fuhr er zunächst zum botanischen Garten, wo er alles in schönster Ordnung und bestem Gedeihen fand; dann wurden das mineralogische Kabinett und andere naturwissenschaftliche Sammlungen besucht. Mittags speisten sie bei Knebel, der herzliche Freude über diesen Besuch hatte, doch kam es zu keinem lebhaften Gespräche. Nachmittags machten sie eine Spazierfahrt in südlicher

Richtung, dann ließ Goethe nach der Bachgasse fahren, wo er Eckermann die Wohnung und den Garten von Voß zeigte. Die Nacht brachten sie im Gasthof zum Bären zu. Frühmorgens fuhren sie zum anatomischen Kabinett, dann zur Sternwarte, wo Schrön die bedeutendsten astronomischen Instrumente vorzeigte, auch das meteorologische Kabinett betrachtet wurde. Goethe lobte dabei Schröns schöne Ordnung. In der Laube, wohin Goethe ein kleines Frühstück bestellt hatte, gedachte er mit Rührung der hier mit Schiller verlebten Tage, und er forderte Eckermann auf, sich von Schrön Schillers Mansarde zeigen zu lassen. Von der Sternwarte fuhr man zu Döbereiner, der einige neue chemische Experimente machte. Mittags begnügten sie sich in dem ländlichen Gasthofe zu Burgau mit Suppe und einem guten Fische, wozu der mitgebrachte Wein gut mundete. Gegen Abend fuhren sie wieder nach Jena, bezahlten im Gasthofe, machten bei Frommann einen kurzen Besuch, und dann ging es in scharfem Trabe nach Weimar. Bald darauf erfreute ihn ein kurzer Besuch Zelters. Am Abend des 16. kam Hegel auf der Rückreise von Paris in Weimar an, wo er sofort zu Goethe ging, der seinen Besuch dmals erwartete. Er fand das Haus beleuchtet, da der Großherzog sich zum Thee hatte anmelden lassen. Hegel fand dort Zelter; auch Riemer war zugegen. Nach einer halben Stunde kam der Großherzog, der Hegel freundlich begrüßte und ihn neben sich auf dem Sopha Platz nehmen ließ, während Goethe stand; Riemer und Zelter zogen sich ins Nebenzimmer zurück, da durch die Schwerhörigkeit von Karl August eine gemeinschaftliche Unterhaltung erschwert war. Der Großherzog frug viel nach Pariser Verhältnissen, doch ward die Unterhaltung häufig unterbrochen, da Hegel nur auf Fragen zu antworten hatte, ein freies Gespräch ausgeschlossen war. Karl August entfernte sich um halb 10, nachdem er Hegel empfohlen hatte, seinen Garten in Belvedere zu besuchen. Dorthin fuhr dieser am andern Morgen gegen 10 mit Zelter in Goethes Wagen. An der Mittagstafel waren außer den beiden Berlinern, Goethe, dessen Sohn und Enkeln die Schwägerin Ulrike von Pogwisch, da die Hausfrau selbst ihrer Entbindung entgegensah, Vogel und Eckermann. Goethe zeigte sich munter und frug lebhaft nach den politischen und literarischen Zuständen von Paris. „Der Sohn hat mir nach Tisch ausdrücklich gesagt", berichtet Hegel seiner Gattin, „wie Goethe sich der Hoffnung, daß ich bei ihm auf meiner Rückreise von Paris einspreche, erfreut habe; er sprach mir überhaupt ausführlich von seinem Verhältnisse und Empfindung zu seinem Vater in jeder Rücksicht, und man muß ihn in seinem Alter und Lebweise glücklich preisen, ihn in solcher Liebe und Pflege zu wissen und den Sohn darum achten und lieb haben." So wenig ahnte er dessen zeitweilige Wildheit. Den Abend besuchte Hegel das Theater. Goethe hielt

die beiden Berliner noch einen Tag, so daß sie erst den 19. statt mit der Post in einem Mietwagen abfuhren.

Am 27. schrieb ihm Karl August: „a) Beiliegende gedruckte Sachen empfehle ich ganz besonders. b) Wie ists mit der Beisetzung von Schillers Überresten? c) Der Obermarschall von Ende aus Karlsruhe sagte mir neulich, daß der Großherzog den ꝛc. Müller gerne in Dienst nehmen wolle, dieser sich aber ein Gewissen mache, hier seine Entlassung zu fordern." Mündlich oder schriftlich wird Goethe Karl August seine Absicht mitgeteilt haben, für die Gebeine einen Sarg machen zu lassen, was er schon längst beabsichtigt habe. Am 29. wurde Goethe durch die glückliche Entbindung seiner Schwiegertochter von einem gesunden Mädchen einer drückenden Sorge entledigt. Karl August schrieb ihm am folgenden Morgen: „Meine besten Glückwünsche zum angenehmen Ereignisse in deiner Familie, mein lieber alter Freund! Mögest du dein Erdenwallen noch bis zur Epoche fortsetzen, wo du als Großvater und erfahrener Kenner wirst zu Hülfe gerufen werden, um auszulegen, was ein neues jungfräuliches Herz sagen möchte, das in seinem sechzehnten Jahre zu lallen beginnt! Wegen der Schillerschen so auch Müllerschen Sache wollen wir die Rückkunft des Kanzlers abwarten, der sich auch des jungen Müller immer besonders angenommen hat. Er kann alsdann die Korrespondenz führen; denn was ich darüber weiß, ist bloß mündliche Angabe des vielschwatzenden von Ende aus Karlsruhe."

Da die aus der großherzoglichen Schatulle fließenden Mittel der Bibliothek verkürzt worden, war Goethe, um diesen Ausfall weniger lästig zu machen, der von Frau von Pogwitsch geleiteten Französischen Lesegesellschaft mit einem doppelten Beitrage beigetreten, unter der Bedingung, daß alle neuen Bücher zuerst auf die Bibliothek kommen sollten, auch die Anschaffung bestimmter geschichtlichen und politischen Bücher von dieser gefordert werden dürfe, die man später für den halben Preis zu halten sich anheischig mache. Dieses Übereinkommen begründete er sehr ausführlich und fein in einem den 5. November an den Großherzog gerichteten Schreiben. Davon machte er am 13. auch dem ersten Bibliothekar Anzeige, und er legte ein Verzeichnis der Bücher bei, von denen dieser diejenigen bezeichnen, abholen und später zurückschicken lassen solle, die er zu lesen oder zu sehen wünsche. Um diese Zeit wagte sich Goethe auch noch einmal ins Theater, aber die Aufführung der „Zauberflöte" bekam ihm übel, weil er für die Oper nicht mehr recht empfänglich war, vielleicht auch wegen der Unzulänglichkeit der Vorstellung. „Ich fahre fort, an ‚Faust' zu schreiben, wie es die beste Stunde gibt", äußerte er den 6. November gegen Zelter. „Sonst ist mir manche literarische Neuigkeit zugekommen, die mich aufregt, in ‚Kunst und Altertum' etwas darüber

zu sagen; wie ich denn überhaupt dem nächsten Stücke einen besondern Ton und eigene Behandlung der Dinge zu geben gedenke. Auch recht hübsche Zeichnungen, um einen mäßigen Preis [erstanden] sind mir zugekommen, und ich erwarte eine Sendung Majolika von Nürnberg. Dies ist eine Art Thorheit, in die mein Sohn mit einstimmt." Am 11. kam die Sängerin Sontag, die durch ein „Brouillamini, das aus Versehen, Versäumnis, Unwillen und Intrigue entstanden", nicht zu einem öffentlichen Konzert gelangte, aber am 12. bei einem Frühstück der Erbgroßherzogin mit vielem Beifall sang, nachher bei ihm „einige Meisterstückchen ihres außerordentlichen Talents" gab, die den von ihr gehegten Begriff wieder an- und auffrischten. Endlich ward auch der Sarg für Schiller fertig; er war aus dunkel gebeiztem Eichenholz mit blau angelaufenen Ringen und Rosette; vorn stand in goldenen Buchstaben der Name des Dichters. Am 16. schrieb Goethe Karl August: „Nachdem Ihro Königliche Hoheit unter dem 24. September gnädigst geäußert, daß Höchstdieselben in mannigfaltigen Betrachtungen den Entschluß gefaßt, zu denen auf Großherzoglicher Bibliothek befindlichen Resten unseres edlen Schillers auch den davon getrennten und abgesondert verwahrten Schädel hinzufügen zu lassen, nicht weniger geneigt seien, diesen glücklich wieder zusammengebrachten Gebeinen einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten Großherzoglichen Familiengruft gnädigst zu gönnen, so hat man vor allen Dingen nötig erachtet, für ein dauerhaftes, manchen Zufälligkeiten widerstehendes Gefäß Sorge zu tragen, sobald aber solches bereitet worden, nachverzeichnete Behandlung angeordnet." Über den Vollzug dieser Anordnung nahm Goethes Sohn in Gegenwart von Coudray, Riemer und Prosektor Schröter von Jena folgende von allen Anwesenden unterzeichnete Verhandlung auf: „Im Auftrag Sr. Exzellenz des Herrn geheimen Rat und Staatsministers von Goethe und in Gegenwart der neben Verzeichneten wurden heute die zeither auf Großherzoglicher Bibliothek aufbewahrten Überreste des Hofrats Friedrich von Schiller in den dazu gefertigten neuen Sarkophag niedergelegt und der Schädel ebenfalls beigefügt, sodann der Sarkophag verschlossen und der Schlüssel zu demselben durch Endes unterzeichneten Sr. Exzellenz dem Herrn geheimen Rat und Staatsminister von Goethe sofort übergeben." Goethe schrieb darunter an demselben Tage: „Mich von Vorstehendem persönlich an Ort und Stelle in Kenntnis gesetzt." Das Hofmarschallamt vollzog die Übertragung des Sarges in die Fürstengruft. Am 22. ließ Karl August unter Rücksendung eines Briefes von Sternberg und des Heftes einer Monatsschrift Goethe „zwei englische Niedlichkeiten", die er, wenn er sie sattsam genossen, an Frau von Heygendorf besorgen möge, und ein nicht in den Buchhandel gekommenes Werkchen über Brasilien zugehen, worin er zwei übersetzte Gedichte

ziemlich im Serbischen Stile und gar nicht verwerflich finde. Er schloß: „Wohl bekomme alles dieses.“

Auch im Dezember war Goethe mannigfach beschäftigt. Für die Ausgabe der Werke arbeitete er an der zweiten großen Szene des zweiten Teiles des „Faust“, vielleicht auch schon an der folgenden, die er nicht vollendete; er hatte dabei „manches zu verwerfen, manches umzuarbeiten“. Gern hätte er im neuen Hefte „Kunst und Altertum“ sich über des Königs Ludwig Schöpfungen in München ausgelassen, wozu der Kanzler Müller, der selbst nach München gegangen, ihm manches mitteilte und anderes von Boisserée in Aussicht stellte, aber es wollte sich dazu nicht die rechte Form finden; ebensowenig gelang ihm ein dichterischer Dank für die höchste Huldigung, welche der kunstsinnige König ihm erzeigt hatte. Da ergab sich ihm denn kein anderes Mittel als durch einen Dritten die hohe Verehrung, welche Weimar für ihn empfinde, aussprechen zu lassen, was der Kanzler Müller in einem Kranze von Gedichten auf würdige Weise that, die unter dem Titel: „Dem Könige die Muse, 28. August 1827“ prächtig gedruckt und gebunden, am Eingang des folgenden Jahres nach München gesandt wurden, aber auch den Anfang des neuen Heftes „Kunst und Altertum“ bilden sollten. Seinem Großherzog wollte er eine besondere Freude durch ein größeres Gedicht bereiten, mit welchem der Salinendirektor Glenck die ersten Erzeugnisse der seit drei Jahren betriebenen Saline Stotternheim hinter dem Ettersberge in schönen geschliffenen Glasschalen überreichen sollte. Das Gedicht war an den Großherzog gerichtet, dem gewöhnlich am Neujahrstage die Berichte über die günstigen Erfolge der Bergwerke mitgeteilt wurden. Diesmal war es, wohl auf den Wunsch des Großherzogs, geschehen, daß die Überreichung der Erstlinge jener Saline zugleich mit dem sinnigen Gedichte erst am Geburtstage der Großherzogin erfolgte. Daß letzteres noch dem Jahre 1827 angehört, ergibt sich daraus, daß der Dichter am nächsten 3. Januar dem Buchhändler Frommann eine Abschrift desselben zukommen ließ, mit der Mahnung, er möge es nicht aus Händen geben. Es wurde schön geschrieben überreicht. Am 17. sprach Goethe seine Freude aus, daß er Cotta über eine Äußerung beruhigt hatte, worin dieser einen Vorwurf gegen die neue Taschenausgabe Schillers gewittert hatte; zugleich schickte er, da derselbe wieder des Briefwechsels mit Schiller gedacht hatte, eine Abschrift der Bedingungen, die er im Januar Boisserée zur Mitteilung an ihn übersandt hatte, ohne sich zu erinnern, daß darüber schon früher ein Vertrag geschlossen worden. „Ihre Einstimmung in die gethanen Vorschläge wird dem Geschäft sogleich die erwünschte Richtung geben“, schrieb er. „Einer Assignation auf die verlangte Summe von achttausend Thalern auf die Herren Frege und Komp. soll sodann die Absendung des Manuskripts folgen ....

Daß ich ohne vorgängigen Abschluß des Geschäftes das Manuskript nicht ausliefere, werden Dieselben in der Betrachtung billigen, daß ich den Schillerischen Erben, worunter sich zwei Frauenzimmer befinden, responsable bin und ich mich daher auf alle Fälle vorzusehen habe.“ Dieses offenbaren Mangel an Zutrauen zu Cotta verratende Verlangen der Zahlung vor Ablieferung der Handschrift war wohl wieder eine böse Eingebung Augusts, der freilich nicht wissen konnte, daß Schillers Erben bereits so viel Vorschuß erhalten hatten, als ihr Anteil an dem Honorar betrug, da weder diese noch Cotta davon etwas gesagt. Cotta schwieg erbittert; das Ausbleiben seiner Antwort trübte Goethe den Schluß des Jahres.

Zum Beginne des neuen (1828) wünschte Goethe, was er längst nicht mehr gethan, Karl August in Versen Glück, als hätte er geahnt, daß dieses das letzte Jahr sei, das zu erleben dem fürstlichen Freunde beschieden sei. Der Ausdruck war freilich etwas gezwungen, wie es ihm in den letzten Jahren gerade in solchen Fällen, wo er sich tief ergriffen fühlte, häufig begegnete. Er schrieb:

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sei das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer frisch im Busen waltet.

Sei auch noch so viel bezeichnet,
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank sich eignet,
Ist das Leben lebenswert.

An demselben Tage schrieb er drei kleine Gedichte in das Album der Gräfin Karoline von Egloffstein; dessen Einband vorn das Römische Haus, hinten das 1778 im Park rasch errichtete, später weiter ausgebaute, von Karl August längere Zeit im Sommer bewohnte Kloster zeigte. In den beiden auf diese Bildchen bezüglichen Versen hieß es von Karl August, ihm sei der echte deutsche Sinn, ja der Weltsinn Gewinn, und er sehe noch das vor fünfzig Jahren gebaute Haus am Wege stehen und Liebespaare, wie sie selbst damals gewesen, vorübergehen. Vom Großherzog sind aus diesem Monat nur die Zeilen vom 8. bekannt: „Deine Exzellenz soll ein so schönes Englisches Kalenderchen erhalten haben. Laß es doch vor meine Augen treten.“ Ein paar Tage später erfuhr er durch Boisserée, Cotta sei dadurch bitter gekränkt, daß er die Handschrift des Schillerschen Briefwechsels nicht vor der Anweisung des Honorars absenden wolle; ein solches ihm noch nie begegnetes Mißtrauen sei das Grausamste, was er in dem Augenblicke habe erleben können, wo eben Goethes freundliche Erklärung das seit so vielen Jahren bestehende Ein-

verständnis befestigt habe. Unmittelbar darauf erhielt er vom Berliner Theaterintendanten die Anfrage, ob er gestatte, daß vor Deinhardsteins Schauspiel „Hans Sachs“, das er nächstens aufzuführen gedenke, sein Gedicht auf den Nürnberger Meistersänger vom Jahre 1776, sei es ganz, sei es verkürzt, sei es abgeändert, als Prolog gesprochen werde. Goethe fand, daß das Gedicht, an dem man nichts ändern könne, zu besserm Verständnis einer kurzen Einleitung bedürfe, die er in demselben Sinn und Stil niederzuschreiben bereit sei. Brühl, durch dieses Anerbieten sehr geehrt, bat, ihn recht bald mit dieser Festgabe zu erfreuen, da die Aufführung vor der Thüre stehe; ein tüchtiger junger Schauspieler solle die Verse im Kostüm eines Meistersängers sprechen. Schon am 26. sandte Goethe die etwas länger gewordene Einleitung, teilte auch für einen auf dem Theater wohl anstößigen Vers des Gedichtes eine Änderung mit. Vor seinen Freunden hielt er die Sache geheim, doch dürfte er sie dem Großherzog, dem diese Überraschung auf der Berliner Bühne Freude machen mußte, vertraut haben. Zwei Tage vor der Absendung schrieb Goethe an Zelter: „Ich habe mich die Zeit [seit dem 4. Dezember] ganz leidlich gehalten und meine Stunden zu allerlei guten und bedeutenden Zwecken verwenden können. Drei bis vier Szenen des zweiten Teils des ‚Faust‘ sind nach Augsburg [zum Druck] abgegangen .... Ich fahre fort an dieser Arbeit .... Manches andere Hübsche, Muntere und Zweckmäßige ist auch die Zeit her gut geraten. Ferner hab' ich zu verschiedenen Sammlungen sehr angenehme Beiträge erhalten. An einem Stück ‚Kunst und Altertum‘ wird gedruckt, und so haben wir bis Ostern so viel zu thun, daß wir uns nach weiterer Unterhaltung nicht umzusehen brauchen.“ An der Spitze des genannten neuen Heftes standen des Kanzlers Gedichte an König Ludwig von Baiern; zu notwendiger Aufklärung dachte Goethe in einigen Noten am Ende des Heftes etwas „Bescheiden-sinniges“ über den Besuch des Königs zu sagen, was auch geschah. Am Geburtstage wurde die Großherzogin durch die festliche Überreichung der ersten Erzeugnisse des Stottenheimer Salzbergwerks und Goethes gelungenes Gedicht sehr erfreut; eine Aufführung desselben, woran er vielleicht bei der Abfassung gedacht hatte, kam nicht zu Stande. Persönlich wird er an diesem Tage, so wenig wie an den Geburtstagen des Erbgroßherzogs und Erbgroßherzogin, sich bei Hofe gezeigt haben. Letztere besuchte ihn, ehe sie gleich nach ihrem Geburtstage zu ihrer Tochter nach Berlin reiste.

Goethes Brief an den Herzog vom 9. ist ungedruckt, nur die sehr unbestimmte Inhaltsangabe mitgeteilt: „Der benachbarte junge Halbgott [ein Herkules?]. Ein Büchlein, das dem Verfasser drei Wochen Hausvogtei [in Berlin] eingebracht hat. Weiskunig [wohl wegen der Holzschnitte erwähnt].“

Am 13. wurde in Berlin Deinhardsteins Schauspiel mit Goethes Gedicht und der neuen Einleitung, die dazu besonders gedruckt worden waren, mit Beifall aufgeführt und darauf wiederholt. Brühl hatte die Stelle des ältern Gedichtes von Gott Vater, besonders weil der König daran Anstoß nehmen könne, geändert und die beiden Schlußverse weggelassen, worüber er sich entschuldigte, als er dem Dichter die zur Verteilung an Freunde gewünschten Abdrücke übersandte. Dieser schlug dann eine andere Veränderung und statt des weggelassenen Schlusses sechs neue Verse vor. Den 16. schrieb ihm der Großherzog: „Es ist recht gut, daß Heinrich Müller jetzt selbst eine Veranlassung gibt, sich gegen ihn über unsere künftigen Verhältnisse auszusprechen. Hier wird er isoliert als Lithograph von keinem Nutzen sein. Er wird, in Karlsruhe etabliert, seines Erlernten sich besser erfreuen und es für sich selbst anwenden können wie hier. Unter der Direktion geschmackvoller Leute wird er dorten an jener Fabrik immer recht brauchbar bleiben und sein." Zugleich bat er, Goethe möge ihm einmal mündlich erklären, ob alle Opalarten dieselbigen Grundbestandteile hätten. Briefe Goethes vom 22. und 26. sind ungedruckt; in letzterm hatte er bemerkt, der gestrige schöne Sonnenschein habe ihn herausgelockt. Darauf bezieht sich Karl Augusts Nachschrift zum Briefe vom Abend des 26.: „Gestern war Mattheis [da der 25. Schalttag gewesen]. Man pflegt zu sagen: ‚Wenn der Bär an diesem Tage aus seiner Höhle tritt und seinen Schatten sieht, dann kehrt er wieder hinein.' Laß dieses nicht auf dich beziehen." Im Briefe selbst sprach er seine unendliche Freude aus, daß die Statue des Paris vor seinen Augen Gnade gefunden; es sei die beste der neuern, die von Canova reichten ihr nicht das Wasser. Die weitere Äußerung: „Das Scriptum habe ich in seiner ersten Frische, so wie es herauskam, gelesen. Clam-William ist gestern hier durch und wieder nach Berlin", bezieht sich wohl auf die Verhandlungen wegen der Zollvereinigung. Darmstadt war am 14. Februar dem Preußischen Zollverein beigetreten. Um Hannover zu zeigen, daß dieser Vertrag nicht gegen den ihm befreundeten Nachbarstaat gerichtet sei, bot man ihm einige Zollerleichterungen an, auf welche dieses aber nicht einging. Am 27. sandte Karl August Goethe einige eben von der Post erhaltene Bücher, über deren Wert oder Unwert seine Seele nicht urteilen könne, „wohl aber schreit sie, Herr, nach dir schon lange, um dir meine Freude über das Serbische Opus [Gerhards ‚Wila'] auszudrücken, das du mir schon vor 14 Tagen gesendet hast." Er sauge fast täglich an dieser köstlichen Frucht, die eben mit einem zaubervollen Geschmacke gewürzt sei. Morgen, wo er sich gewiß zu zeigen hoffe, wolle er ihm mündlich die Frage vorlegen, wodurch er Gerhard seine Dankbarkeit dafür zu erkennen gebe. Damals hielt der Schauspieler Holtei aus Berlin, den Goethe

schon auf dessen Rückreise von Paris im vorigen Mai bei sich empfangen hatte, auf Einladung eines gebildeten Kreises öffentliche Vorlesungen zu Weimar. „Unser Vorleser macht seine Sache gut“, schrieb Goethe den 28. an Zelter. „Ich habe ihn bei mir zu Tische gesehen, wo er als angenehmer Gesellschafter erschien. Es sei mit ihm, wie es will, er bringt eine gewisse allgemeine geistige Anregung in unsern Kreisen hervor. Ein wirklich gebildetes Publikum muß doch einmal Stand halten, hören, was es sonst nicht vernähme, und gewinnt dadurch ein neues Ingredienz zu seinem Stadt-, Hof- und Engländerklatsch, wodurch denn der Augenblick einigermaßen bedeutender wird. Einige Privatredouten geben Gelegenheit, das wirklich hier wundersam im stillen waltende poetische Talent zu offenbaren. Durch Briefträger, Zigeunerinnen und sonstige Welt- und Schicksalsboten wurden kleine Gedichte zu hunderten an bestimmte Personen verteilt, worunter sich manche wegen des à-propos beneidenswerte Einfälle hervorgethan. Beim Nachforschen fand man Personen, an die man gar nicht denken konnte.“

Der Frühling erregte seine Sehnsucht nach außen, ja er dachte wieder einmal an einen Besuch Böhmens. Leider hatte sich durch einen Brief Cottas, der seine Kränkung über den Mangel an Zutrauen durch die Hervorhebung seines häufigen freundlichen Entgegenkommens scharf beleuchtete, das Verhältnis zu diesem so getrübt, daß er mit Ehren darauf nicht antworten zu können glaubte, obgleich Cotta eine Versöhnung durch die Äußerung angebahnt hatte, er könne sich der Hoffnung nicht entschlagen, daß Goethes Inneres sich in jenem Briefe nicht ausgesprochen habe. Um diese Zeit wandte sich Goethe auch in des Großherzogs Namen an Grüner wegen des mißratenen ältesten Sohnes von Rehbein, für den Karl August bisher alles aufgeboten hatte, um ihn auf den rechten Weg zu bringen; da er aber nirgends gut that, dachte man ihn unter ein Österreichisches Jägerkorps zu bringen. Grüner sollte Auskunft geben, inwiefern dieses möglich.

In Berlin betrieb Müffling Weimars Anschluß an Preußen. Gerade damals begab sich der Kammerrat Ottokar Thon nach Berlin, um wegen freundnachbarlicher Aufhebung der Geleitsgelder zu verhandeln. Goethe gab diesem, einem „ihrer tüchtigsten Männer“, der „sich Geschäfte wegen einige Zeit in Berlin aufhalten werde“, einen Empfehlungsbrief an Zelter mit. Thon hatte in Lützows Korps mitgefochten, war in Wien Karl Augusts Adjutant gewesen, nach Napoleons Erscheinen wieder in Preußische Dienste getreten. Von seiner echtdeutschen, Österreichs Ränke verdammenden Ansicht zeugen seine im Mai 1815 niedergeschriebenen, aber damals ungedruckt gebliebenen „Gedanken eines Soldaten“. Den 5. März erwiderte der Großherzog Müffling: „Ältere Verbindlichkeiten gegen alle unsere Nachbaren,

frühere provisorische Verabredungen mit ihnen, die man doch unmöglich so geradezu von sich werfen und abschütteln kann, und besonders unsere konstitutionell landschaftlichen Verhältnisse lassen nicht zu, daß wir, wenn wir es auch sehr wünschen sollten, uns so schnell in die Zollverbindung mit Preußen einschieben können. Wir müssen mit Koburg-Gotha, Meiningen, den Schwarzburgern, vielleicht auch Altenburg und den Reußen verhandeln, erfragen, was ihres Sinnes sei, und ihnen mitteilen, zu welchen Entschließungen uns unsere Lage zu schreiten nötigt, zugleich aber sie einladen, die nötigen Einzelheiten mit uns zu besprechen &c. &c. Ich wiederhole, daß wir hier nicht eilen können noch dürfen; auch sehe ich, die Wahrheit zu gestehen, nicht ein, was denn eigentlich eine große Eile erfordert. Hier werden wir uns gewiß lieber an Preußen anschließen als an Baiern, es wäre denn, daß Kassel einen Streich spielte und Baierns System folgte; und selbst in diesem Falle halten wir unsere Verhältnisse zu Preußen für natürlicher als wie die mit den andern. Sollte sich Kassel nicht mit Preußen verbinden wollen, so würde freilich die Herrschaft Schmalkalden und die Ämter Altenstein und Frauenbreitungen der Preußischen Zolllinie einen häßlichen Ausbruch anhängen; indessen, was nicht zu ändern ist, das muß man ertragen." Obgleich er sehr leidend war, zeigte sich sein Geist noch immer kräftig, rege und munter. An demselben 5. März schrieb er Goethe, nachdem er bemerkt, Helbig werde alles nach seiner Angabe besorgen: „Nun muß ich ein großes Evenement melden. Herr Martin, der vor dem Jahre mit seinen Löwen hier war, meldet mir gestern von Erfurt, daß sein Vogel Strauß daselbst das Bein gebrochen und nicht wieder herzustellen sei. Er schickte mir zugleich die Liste der Preise, für welche er jedes tote Tier an das Museum nach Dresden eventualiter zugesagt habe: da kostet der Strauß 75 Thaler. Nicht einen Augenblick habe ich mich besonnen, gleich zugeschlagen und ihn bitten lassen, mit der Tötung des Tieres zu warten, bis jemand von mir Beauftragtes käme. Gleich schickte ich nach Jena und ließ Professor Renner holen. Sobalde er angekommen ist, so schicke ich ihn gleich nach Erfurt, wo er dann das Prachtstück selbst schlachten und zu beliebigem Gebrauch herbringen kann. Das gibt einen Pendant zum Ganymed: ein Unicum. Glück auf." Zwei Tage später dankte er Goethe für das Übersendete, worunter ein Brief von Sternberg war. „Die Böhmen rühren sich recht ordentlich", fuhr er fort. „Graf Sternberg werde ich eine Pflanze bewußter Art [eine Vivipara] übersenden, sobald es nicht mehr friert. In den Niederlanden haben sich die Erdbeben in den Kohlenlagern recht mausig gemacht. Immer mehr werde ich in dem Glauben bestärkt, daß die so sehr veränderlichen Witterungsstände bei uns und die häufigen anomalischen Ereignisse mehr von Bewegungen im Innern unseres Erdkörpers, also mehr

von innen gegen außen entstehen als wie umgekehrt, und daß zwischen dem Äquator und den Polen unter der Erdkruste sich Dinge zutragen, die bei den Polen fühlbar und dadurch auf unsere Windstriche einflußreich werden, nicht aber umgekehrt. Wenn nur schon ein Schiff an einem der Pole überwintert hätte! Minister von Fritsch wird dir den Orden für Nees von Esenbeck [den Präsidenten der Leopoldinischen Akademie] schicken und ich meinen Brief. Mich freut es sehr, daß ich mit dem Ankauf des seligen Straußvogels etwas recht gemacht habe. [Goethe hatte seine Freude darüber geäußert.] Sehr erschrak ich mich, als ich mich wieder erinnerte, daß schon ein Skelett dieser Tierart in Jena vorhanden sei. Nun bin ich aber wieder ganz getröstet! Lebe recht wohl." Anfangs März war in Weimar der in die demagogischen Umtriebe verwickelte Wit, genannt von Dörring, den man fünf Jahre lang in Italien, Preußen, Österreich, Baiern und Dänemark gefangen gehalten und seine Erlebnisse öffentlich bekannt gemacht hatte. Er besuchte den Großherzog und auch Goethe. Karl August hatte Spaß an ihm, wie Goethe äußerte, um wieder einmal einen zahmen Wolf zu haben, dagegen blieb er Goethe widerwärtig; er müßte ein Lump sein, meinte er, wollte er diesen zum zweitenmal sehen. Auch andere scharfe Worte Goethes über diesen seltsamen Menschen werden berichtet. Ungedruckt sind Goethes Briefe an Karl August vom 16. und vom 29. März. Auf den letztern, mit welchem er „das Leben Jesu" von Paulus, Walchs Ausgabe des Agricola des Tacitus (beide Verfasser waren Weimarische Professoren gewesen), die Preußische Städteordnung und zwei Prospekte der Pompejanischen Wandgemälde von Zahn überschickte, erwiderte Karl August sofort: „Ach, wenn ich nur alle die Weisheit, die in den Büchern steht, die du mir geschickt hast, fressen könnte! Da wäre ich gut dran; denn ich verzweifle, daß durch meine Augen ich sie in meinen Kopf werde bringen können. In Paulus' dickem Opus muß ich aber von vornherein doch wenigstens etwas lesen; denn es ist doch sehr interessant zu erfahren, wie man es wagen kann, ein solches abstruses Sujet zur Zielscheibe zu wählen. — Dank allen Herren Einsendern aufs verbindlichste von mir."

Unterdessen war er am 20. durch die Geburt seines Preußischen Urenkels Friedrich Karl hocherfreut worden. Trotz der Preußischen Verwandtschaft konnte er nicht umhin, den Minister Schweitzer Ende März zum Sächsischen Minister von Carlowitz auf dessen Gut Oberschöna gehen zu lassen, um mit diesem, dessen Bruder, der Gothaischer Minister geworden, und dem Herzog von Gotha wegen der Grundzüge eines Neutralitätsbundes zu verhandeln, der ihm und Gersdorff zuwider war, die beide trotz allem in Preußen den Hort Deutschlands erkannten, aber doch zunächst noch der Verbindung mit benachbarten kleinern Staaten Rechnung tragen mußten. Leider sollte

dieser Bund bald seine Spitze gegen Preußen richten, besonders als Hessen und Hannover beitraten und man Preußen zu lähmen suchte. Karl August erlebte nur noch den Abschluß des vorläufigen Frankfurter Vertrags (am 21. Mai).

War auch Goethes persönliches Verhältnis zu Cotta völlig gestört, so bestand doch das geschäftliche fort. Boisserée erbot sich einstweilen die schriftliche Verbindung zu vermitteln. Am 7. April schrieb Goethe diesem: „Mit dem besten, treuesten Danke vermelde, daß Sonntags den 6. d., als am heiligen Ostertage, die Schillersche Korrespondenz an die J. G. Cottasche Buchhandlung mit der fahrenden Post abgegangen und ich dagegen eine Anweisung auf Frege ausgestellt habe. Hierdurch wäre also dasjenige berichtigt, was real an der ganzen Sache ist; das übrige sei der Zeit und guten Geistern empfohlen!“ Den 21. entschuldigte er sich beim Magistrat von Nürnberg, daß er der Einladung zum dreihundertjährigen Todestage von Albrecht Dürer (am 6. April) und der Grundsteinlegung des ihm geweihten Denkmals seines hohen Alters wegen nicht habe folgen können; aber in Gedanken habe er sich dem Zuge angeschlossen, besonders auch Ihro Majestät dem König, welchem er so vielfach dankbar verpflichtet sei, ein frohes Lebehoch im Chor der Seinen darzubringen nicht ermangelt. Den folgenden Tag äußerte er gegen Zelter, lange sei er nicht so gezupft worden als diese Wochen her. Sein Garten am Park locke ihn zu jeder freundlichen Stunde an; dort gelinge es ihm, sich zu sammeln und „zu manchem guten Hervorbringen sich zu einigen und zu innigen“. Gar hübsche Sachen bildender Kunst seien bei ihm angelangt, doch seine Umgebungen noch immer klang- und tonlos. Neulich habe er es in der Oper versucht, aber die große Trommel, von welcher das ganze Bretterhaus bis in die Dachsparren gedröhnt, ihn von jedem fernern Besuch abgeschreckt. Dazu war ihm die Loge des Großherzogs geöffnet, der wohl seiner Schwerhörigkeit wegen auf den Besuch des Theaters verzichtet hatte.

Der großfürstliche Hof begab sich am 30. wieder nach Rußland zu der hochbetagten Kaiserin-Mutter. Karl August, der, so lang es ging, der Hoffnung nicht entsagen konnte und sich fest an das Leben klammerte, das, wie er sagte, das einzige Solide sei, dachte im Sommer wieder Teplitz zu besuchen. Am 13. Mai erwiderte er auf eine ihm von Goethe mitgeteilte Nachricht des Grafen Sternberg: der lebendig gebliebene Teil der Vivipara in Prag werde sich bald erholen, wenn man nur die Pflanze etwas feucht und in Stubenwärmetemperatur halte; vielleicht könne er im Sommer mit einer frischen aufwarten. Den Grafen hoffe er im Juli oder August in Teplitz zu sehen. „Den 23. oder 24. d. denke ich einen Abstecher nach Berlin zu machen und alles dort (seit 1824) Neuentstandene und Hinzugekommene zu beleuchten und so zu sagen von der Außenwelt bei dieser Gelegen-

heit Abschied zu nehmen.“ Zum Schlusse gedenkt er der Witterung, die seit Neujahr „unbegreiflich schädlich, heimtückisch, ohne sichtbare Konsequenz schadend und zerstörend“ auf ihre Pflanzenwelt eingewirkt; vermutlich seien die häufigen Gewitter daran Schuld, die beständig auf- und abgespannt hätten. Ein Brief Goethes vom 15. ist ungedruckt. Zwei Tage später äußert sich Karl August über ein mißlungenes lithographiertes Bild des verstorbenen Herzogs von Mecklenburg-Strelitz. „Es ist wirklich vortrefflich gemacht, auch wohl gut gedacht, gefaßt und gezeichnet; ich möchte wohl mich deines Ausdrucks bedienen, daß der Künstler kein Glück bei dieser Arbeit gehabt hat, und daß er darüber, das Vortreffliche suchend und einzeln beschaffend, die Harmonie des Ganzen und das Lebendige nicht hat zusammenschmelzen können, und verfehlt hat, ein angenehmes Bild darzustellen. Das Ganze hat etwas durchherrschend Hartes und Geschmackloses; dazu kömmt, daß das Original viel weniger fleischig war. Das ist aber eine Nebensache, das Bild, ein wirkliches Kunstwerk, grenzt nahe an die Karrikatur.“ Seine Reise nach Berlin werde er wohl noch eine Woche aufschieben müssen, weil er sich nicht recht wohl fühle und die Witterung zu unstet sei. Der beiliegende Granit scheine derselbe Stein mit demjenigen, aus welchem Dr. Luthers „feste Burg“ (sein Wohnhaus) in Wittenberg gebaut sei; er stamme auch aus jener Gegend. Schließlich wünscht er, daß die daraus zu machende Schale besser geraten möge als jene feste Burg, welche abscheulich sei.

Der Großherzog war noch teilnehmender Zeuge von Goethes Freude am Fortgange der Ausgabe seiner Werke, an der beifälligen Aufnahme seiner ihm selbst so wenig wie Niebuhr faßlichen „Helena“ nicht bloß in Paris und Edinburg, sondern auch in Moskau, und an seiner begeisterten Weissagung der von ihm aufgerufenen und auf ihn, wie auf seinen Zauberlehrling, zum Ersäufen zuströmenden Weltliteratur. Am 24. erfreute ihn der von Tieck geschickte, lang ersehnte Abguß des Antinous von Mondragone. Schon am 11. April 1827 hatte er seinen Großneffen gebeten, sich zu erkundigen, wohin der in der Hinterlassenschaft des Dr. Kohlrausch in Berlin verkaufte Abguß gekommen. Gleich darauf kam Hofmaler Stieler von München, den der König von Baiern geschickt hatte, um Goethes Bild zu malen; zum Zeugnisse seiner Kunst führte er ein vortreffliches lebensgroßes Bild der berühmten, auch durch Schönheit ausgezeichneten Schauspielerin von Hagn mit sich. Freilich sollte er außer Goethes Bild auch das der Heygendorf dem Könige Ludwig für sein Kabinett weiblicher Schönheiten liefern. Am 29. besuchte der Großherzog Goethe, um sich vor seiner Reise nach Berlin von ihm zu verabschieden; war er auch leidend, sie ahnten nicht, daß sie sich zum letztenmale sahen. Goethe schreibt an diesem Tage seinem Zelter: „Mein gnä-

digster Herr hat beim Abschiede zugesagt, dich von mir zu grüßen. Ich wünsche ihm zu seiner Reise gutes Wetter und Gesundheit; das übrige findet sich bei euch in Fülle. Eben beim Weggehen stand er mit Herrn Stieler vor deinem [Goethe im vorigen August geschenkten] Bilde [von Begas]; es wurde rühmlich davon gesprochen. Der fremde Künstler freute sich, von Herrn Begas, dessen Namen er wohl kannte, eine so verdienstliche Arbeit zu sehen." Als der Großherzog abreiste, befand sich die Großherzogin in Wilhelmsthal, Sohn und Schwiegertochter schon längere Zeit in Petersburg.

Die Anwesenheit eines Künstlers regte Goethe, wie immer, lebhaft auf, wenn er auch viele Stunden sitzen mußte. Seine rastlose Beschäftigung wurde dadurch, wenn auch etwas gehemmt, doch, da er meist in den frühen Morgenstunden arbeitete, nicht unterbrochen. Damals beschäftigten ihn gerade die Redaktion des zweiten Aufenthalts in Rom, der Zeit seines höchsten Glückes, und der Druck des neuen Heftes „Kunst und Altertum", wo eben die Noten zu den Gedichten des Kanzlers an König Ludwig gedruckt wurden. Dort heißt es von dem Besuche in Weimar: der erhabene, überall teilnehmende Fürst sei gerade zu einem Fest eingetreten, welches die dortigen Bewohner einem altbewährten Mitbürger freundlich veranstaltet; er habe dasselbe durch seine aufmerkende Gegenwart und die dem Gefeierten an diesem Tage bescheerten schönen Gaben auf das herrlichste gekrönt; nach allen Seiten umsichtig, am Vergangenen wie am Gegenwärtigen teilnehmend, habe er sich über Weimars jüngste Vergangenheit vielfach unterhalten. Auch wurden hier des Großherzogs vieljährige vertraute Freundschaft mit dem verstorbenen Könige von Baiern und die glückliche, großen Vorbildern nachlebende Häuslichkeit der erbgroßherzoglichen Familie hervorgehoben. Den 2. Juni schrieb Goethe an Riemer: „Mögen Sie, mein Bester, mich heute Abend um 6 Uhr zu einer notwendigen Konferenz besuchen. Mit der nächsten Post ist noch einiges [nach Jena] abzusenden, was revidiert werden muß; dagegen lade ich Sie auf morgen zu den Sieben Mädchen [in Uniform, die damals „das Publikum glücklich machten"] freundlichst ein, die wir aus meiner [vom Großherzog ihm eingeräumten] Loge freundlich begrüßen wollen." Aber Riemer war erkrankt oder erkrankte gleich darauf so gefährlich, daß Goethe den 5. an dessen Gattin schrieb: „Es ist an Riemers Erhaltung dem Geschäft [der Durchsicht zum Drucke], mir und Ihnen so viel gelegen, daß ich mir zur Pflicht achte, von dessen Zustand auf das genauste von Tag zu Tag unterrichtet zu sein; deshalb ich Sie ersuche, die Herren Ärzte freundlich zu veranlassen, daß ich durch dieselben oftmalige Nachricht erhalten könne. Legen Sie Herrn geheimen Hofrat Huschke und seinem werten Sohn Gegenwärtiges vor und beruhigen mich baldigst." Die Gefahr ging bald vorüber. Goethe selbst erfreute sich seiner rastlosen Thätigkeit.

Zu seinen nähern Bekannten gehörte auch Soret; dieser sollte eine französische Übersetzung seiner „Metamorphose der Pflanzen" liefern, welcher Goethe geschichtliche Nachträge beifügen wollte.

Der Großherzog war am 1. Juni auf dem Schlosse des Gatten seiner Enkelin, Glienicke bei Potsdam, glücklich angekommen und hatte sich des Glückes seiner Familie herzlich gefreut. Von dort begab er sich, nachdem er Potsdam mit seinen schönen Anlagen und Erinnerungen an den großen König und dessen dort verlebte Tage begrüßt, nach Berlin zum Könige. Hier freute er sich der bei den großen Mitteln sich stets reichlich vermehrenden Sammlungen für Wissenschaft und Kunst; auch einer Aufführung von Zelters Singakademie wohnte er trotz seiner Schwerhörigkeit bei. Der Fortschritte der von ihm unterstützten Angelika Facius, die dazu ein schönes Kind sei, freute er sich herzlich. Besonders zog ihn Al. von Humboldt mit seiner so tiefen als umfassenden, Staunen erregenden Kenntnis der Natur an; er verbrachte bei ihm seine meiste Zeit. Einem Briefe, den dieser an den Kanzler Müller schrieb, verdanken wir die Kunde über die letzten Tage des großen Fürsten. Nie hatte dieser ihn lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen. Aber diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so großer körperlicher Schwäche erschreckte ihn als Vorzeichen des nahen Endes. Karl August selbst schwankte zwischen der Hoffnung der Genesung und der Ahnung baldigen Scheidens. In Potsdam saß er mehrere Stunden mit Humboldt allein auf dem Kanapee, wo er abwechselnd trank und schlief, dann aufstand, um an seine Gemahlin zu schreiben, und darauf wieder einschlief. Ja mitten in seiner und Humboldts Rede, den er über die schwierigsten Punkte der Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognose befragte, schlief er ein, und sagte dann sich entschuldigend: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir!" Dann sprang er zu religiösen Gesprächen über, klagte über den einreißenden Pietismus, den die unwahren Bursche mißbrauchten, um sich den Fürsten durch die Empfehlung des Absolutismus und des Niederschlagens aller freiern Geistesregung angenehm zu machen; mit der dichterischen Verherrlichung des Mittelalters hätten sie sich eingeschlichen. Doch bald legte sich sein Zorn; er gedachte des vielen Tröstlichen in der christlichen Religion, aber von Anfang an habe man diese verunstaltet; die ersten Christen seien die Freigesinnten unter den Ultras gewesen. Als Humboldt ihn kurz vor der Abreise beim Frühstück sah, war er schwach und ohne Neigung, etwas zu genießen, doch fragte er ihn lebhaft über die aus Schweden herübergekommenen Granitgeschiebe, über die mögliche Wirkung von Kometenschweifen auf unsere Atmosphäre und über die

Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten. Zum Abschiede drückte er ihm die Hand mit den heitern Worten: „Sie glauben, Humboldt, Teplitz und alle warmen Quellen seien wie Wasser, die man künstlich erwärmt? Das ist nicht Küchenfeuer! Darüber streiten wir in Teplitz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie sollen sehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal zusammenhalten.“ Als er am Abend des 14. Juni im königlichen Schlosse Graditz bei Torgau eingetroffen, besah er noch das dortige Hauptgestüte, aber gleich darauf (es war 8 Uhr) traf ihn der Tod, als er eben aus dem offenen Fenster schaute; er sank entseelt in die Arme seines Adjutanten von Germar. Sein rascher, den gespannt aufrecht Stehenden sanft erfassender Tod nach dem hohen geistigen Genusse, den der größte deutsche Naturforscher und der aufopferungsvollste und edelste, die Menschheit umfassende Weltreisende ihm geboten, war des genialen Fürsten würdig.

Goethe saß bei Tische, die gerade in Weimar anwesenden, von ihrem Landsmanne dem Schauspieler Seidel eingeführten Tiroler sangen und spielten im anstoßenden geöffneten Gartenzimmer, als der Sohn herausgerufen wurde. Der Kanzler Müller war gekommen, um diesem die Trauerkunde mitzuteilen, die er seinem Vater beibringen möge; er selbst werde bald sich wieder einstellen. August entließ die Tiroler, hob die Tafel auf und drängte die Anwesenden zum Weggehen, obgleich es kaum 4 Uhr war. Goethe war darüber verwundert und mißstimmt, obgleich er sich des Sanges und des Jodelns weniger als die jüngere Gesellschaft erfreut hatte. Als August sich mit seinem Vater allein fand, teilte er ihm in schonendster Weise die Schreckensnachricht mit. Der Schlag war zu gewaltig; er lehnte jeden Trost ab. Gegen Eckermann, der ihn am Abend besuchte, äußerte er: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lang es gehen will.“ Wie leicht er auch sonst sich wiederherzustellen wußte, es wurde ihm diesmal so schwer wie bei Schillers Tode. Seinen ältesten Enkel schickte er an den in Wilhelmsthal bei der Großmutter weilenden Erbprinzen; erst am 23. (am 21. war die Leiche in Weimar angekommen und ins Römische Haus gebracht worden) konnte er mit genauer Not einige Worte über den erlittenen Verlust unmittelbar an die verwitwete Großherzogin richten. „Ich scheue mich an dasjenige zu rühren, was dem Gemüt unerträglich ist“, schrieb er damals an Soret. Unmöglich war es ihm in Weimar zu bleiben während der auf den 9. Juli anberaumten Begräbnißfeier; er bat das Hofmarschallamt um die Erlaubnis sich auf einige Zeit nach dem Dornburger Schlößchen zurückzuziehen, wo sich der Heimgegangene so oft der weiten Aussicht in die schöne

von der Saale durchströmte Gegend und des freien Blickes des Tag- und Nachthimmels, wo er sich noch vor kurzem des Ergrünens seiner jungen Weinpflanzung so innig gefreut hatte. Hier am Busen der Natur hoffte er von dem in ihm wühlenden Schmerze zu gesunden: und es gelang ihm. Aber Karl Augusts Andenken lebte unauslöschlich, herrlich verklärt in seiner dankerfüllten Seele, die längst alle zeitweiligen Mißverständnisse vergessen hatte, in ihm nur den geistvollen, thatkräftigen, volksfreundlichen Fürsten und den treuesten Freund sah, der seinem Leben den reichsten Glanz verliehen, ihn sich selbst geschenkt hatte. In dem ideal verklärten Bilde seiner Seele treten die Grundzüge von Karl Augusts Wesen mit einer durch die Beleuchtung innigster Liebe gesteigerten Wahrheit uns entgegen. Was er gegen Eckermann über ihn äußerte, gehört zu den herrlichsten Ausstrahlungen seines Geistes.

Der durch Karl August gehobene Improvisator, später Professor O. L. B. Wolff in Jena hat gleich nach Goethes Tod diesem einen sittlichen Steckbrief in dem namenlos erschienenen, angeblich von mehreren, die in seiner Nähe lebten, herausgegebenen, von Unwahrheiten erfüllten „Büchlein von Goethe" nachgesandt, worin er auch die müßige Frage aufstellt: „Wer war größer, Goethe oder Karl August?" Natürlich konnte ein Mann, der Goethe das Herz und die Liebe absprach, nur zu dessen Ungunsten entscheiden. Hätte er sich statt dessen gefragt: „Was hat Karl August an Goethe geliebt, was hat ihn unzertrennlich an ihn gefesselt, was hat er an ihm bewundert, verehrt?" so würde ein ganz anderes Bild des aus gekränktem Ehrgeiz schnöde geschmähten Dichters vor ihm erschienen sein. Wie voll Goethe sich seines Herzens, seiner Liebe als des Pulsschlages seines Lebens bewußt war, beweisen schon seine berühmten Aussprüche über Kaiser Joseph II. und Platen, und wer des Dichters Leben nicht mit improvisierter Flüchtigkeit überschaut, sondern in seine tiefsten Ritzen dringt, wird die Berechtigung dieses edlen Selbstbewußtseins empfinden. Goethe und Karl August hatten sich mit dem ihnen eigenen genialen Menschenblick erkannt, und deshalb blieb bei ihnen trotz augenblicklicher Verkennung immer „alles beim Alten", das reine Bild ihres Wesens trat immer wieder mehr oder weniger glänzend hervor, wie es Goethes unter Thränen gesprochenes „Das ist er!" so herrlich verkündete. Wer daran zweifelt, der betrachte achtsam das hier entworfene Spiegelbild ihrer Freundschaft, erlebe selbst in diesem ihr Leben! Das ist eben der Zweck unserer Darstellung dieses seltenen Bundes, bei welcher aus der Masse der Einzelheiten eines mehr als fünfzigjährigen Zusammenlebens sich das Bild in frischer Anschaulichkeit hervorhebt, wenn man es nur mit voller Seele zu erfassen den Willen und die Kraft besitzt.

Nachtrag.

Während des Druckes konnte ich manches Neuerschienene, das mir zukam, noch benutzen. Das wenige, bei welchem dies an der betreffenden Stelle nicht mehr möglich war, trage ich hier nach, füge auch ein paar andere Bemerkungen hinzu.

S. 28, 1. Hatte er auch bereits eine eigene Wohnung bezogen. Die Kenntnis von Goethes frühern Wohnungen in der Stadt hat eben aus den erhaltenen Rechnungsbelegen einiges Licht gewonnen; freilich waren diese Wohnungen für Goethe von so geringer Bedeutung, daß das Tagebuch ihrer gar nicht gedenkt. Erst am 18. März gab dieser an die aus sieben Personen bestehende Dienerschaft des Kalb'schen Hauses Trinkgelder, wie man damals sagte, Ergötzlichkeiten, für die ihm geleisteten Dienste, wonach er erst damals das befreundete Haus ganz verlassen haben kann. Eine Wohnung hatte er sich schon einige Zeit vorher gemietet auf dem ersten Stocke des am jetzigen Burgplatz, damals noch ganz allein neben der Hauptwache stehenden Hauses des Hofkassiers König, eines frühern Freihauses, des jetzigen Albrechtschen. Die Lage war ihm besonders angenehm wegen der Nähe des Fürstenhauses; auch gehörte es zu den ansehnlichsten Häusern der Stadt. Aber da es noch bis Johanni vermietet war, mußte er sich vorläufig nach einer andern Wohnung umsehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach bot ihm der Herzog dazu (denn er zahlte, wie die Rechnungen zeigen, keine Miete) das einsam gelegene kleine Jägerhaus in der Marienstraße an, das er ganz allein bewohnte. Gegen Wieland scherzte er, in dieser kleinen Burg könnte er sich im Notfalle mit seinem Diener Philipp etliche Tage gegen ein ganzes Korps wehren. Obgleich er vom Herzog Garten und Gartenhaus zum Geschenk

erhalten, bezog er um Johanni das König'sche Haus; denn am 27. Juni gab er den Tagelöhnern 20 Gr. „beim Ausziehen“. Schon die Nacht auf den 19. Mai hatte er im Garten geschlafen, der von jetzt an sein liebster Aufenthalt blieb. In der Stadtwohnung hielt er sich wenig auf, ja er beschloß, auch im Winter ganz draußen zu wohnen; schon Ostern 1777 gab er die Wohnung bei König ganz auf. Und von dieser Zeit an hat er sich keine eigentliche Stadtwohnung vor dem Jahre 1781 gemietet. Dagegen ließ er sich im untern Stocke des Fürstenhauses ein Geschäftszimmer einrichten. Dorthin, in ein oder ein paar ihm eingeräumte Stuben, zog er auch auf kurze Zeit Mitte November, weil in seinem Gartenhause angestrichen wurde. Wenn er im Jahre 1780 sich noch ein Zimmer im Volgstädtschen Hause neben dem der Frau von Stein für vierteljährlich fünf Thaler mietete, so hatte er dort fast nur Domizil, wo Briefe und Aufträge in einen dazu angebrachten Briefkasten geworfen wurden, er auch wohl, wenn er in Weimar war, Besuche empfing.

S. 46 f. Einen äußerst merkwürdigen Beweis, wie Goethe bei aller Ausgelassenheit doch mäßigenden Ernst walten ließ, liefert Trebras freilich nicht aus frischer Erinnerung geschöpfter Bericht vom Jahre 1813 über jene ersten Ilmenauer und Stützerbacher Tage. „Froheit war die Losung“, schrieb dieser, „und es schien wohl, als ob man nur darum mit Gefahr des Kopfs und Kragens, mühselig genug, in die Tiefe der mit Stollen durchschnittenen Felsen mehrmals hinabsteige, damit an der Mittagstafel nachher desto schmackhafter das muntere ‚Glück auf!‘ in vollen Bechern die Runde laufen könnte. Bald stimmte sich der Ton völlig studentikos; denn es war nur ein einziger dabei, welchen eine Mandel schon verflossener Jahre vom Studenten trennte [den hier gemeinten Goethe denkt sich Trebra viel älter, als er damals wirklich war], der sich aber auch bald wieder zurückjubeln ließ in jene harmlose Studentenfidelität .... Unbewacht ausgelassen zu sein, war hier wo nicht gefordert, doch nicht ungern gesehen, wohl gar gewünscht. So hatte auch ich nach vorleuchtendem hohen Beispiel [des Herzogs] bald die Überzeugung erlangt, obgleich auch bis hierher Behutsamkeit gebietende Dienstverhältnisse mich begleitet hatten; denn daß alle übrige, hoher Adel und niederer und Bürger es glaubten, bewiesen allesamt mit Händen und Beinen im Gebrauch gegen sich untereinander und gegen die Höhern. ‚Nicht das!‘ flüsterte der ernstere von ihnen mir zu, den ich schon vom ersten Moment der Bekanntschaft an immer im Auge behielt [Goethe], ‚nur von ihren Leibern haltet euch fern, und duldet lieber [ohne es zu erwidern], was sie körperlich euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen.‘ Noch manche andere solche tief liegende Wahrheiten hatte ich ihm schon abgehorcht, wo Großes im Wirken auf Bemerkungen im Kleinen lag. ‚Ich will mir auch gleich die Seitenhaare am

Kopfe ganz wegschneiden', war einmal der Einfall des höhern Frohsinns. ‚Das kann man bald machen', war die Entgegnung des kalten Ernstern darauf, ‚nicht so sie wieder wachsen machen.' Und doch ging diese Stimme der überlegenen Klugheit im Fortlaufe der Lustigkeit zu Regionen hernieder, die ziemlich weit von jenem schutzgeisterischen Benehmen im Tiefblick und in Äußerung entfernt lagen. Freilich hatte auch solches Herabsteigen allemal einen eigenen, moralische hohe Zwecke aussprechenden Charakter.

So war das launige Gemälde in Stützerbach, wo die lustige Gesellschaft das Glasmachen [in der herzoglichen Glashütte] beaugenscheinigt hatte, und nun, wie sie sich nie entgehen ließ, ein frohes Mittagsmahl zu verzehren sich zusammenfand, dies bei einem bemittelten Krämer des Orts [des fünfundfünfzigjährigen Kauf- und Handelsmannes Joh. Elias Glaser auf dem Hüttenplatze] veranstaltet war. Freilich mochte dem Mann neben mehrern andern Thorheiten, welche die lustigen Gesellen geschwind genug ersahen, vorzüglich eine hohe Meinung von seiner Handelsmannswichtigkeit inwohnen, in welcher er sich jedem großen Kaufmann in Hamburg und Amsterdam parallel setzen zu können meinte. In der sehr reinlich bürgerlich verzierten Stube, worinnen die Tafel vorgerichtet war, hing dieser gegenüber ein Ölgemälde des wohlberühmten Kaufmanns, Lebensgröße, im Bruststück, die eine Hand mit langer Manschette im Busen, das kaufmännisch breite, zahme Gesicht durch sehr weiß gepuderte buschige Perücke sehr herrlich verziert. Manche Gesundheit wurde diesem nur im Ölgemälde anwesenden Besitzer der Handlung während der Mittagstafel zugetrunken. Nun sie aufgehoben war, suchte man das Original im untern Teile seines Hauses, in seinen Warengewölben auf, und da, um es auch an handgreiflicher Verspottung nicht fehlen zu lassen, wurden ihm von der Gesellschaft manche leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen Waren, die mit ‚Pfeffer' und ‚Ingwer', ‚Zucker' und ‚Coffee' und ‚Toback' überschrieben und mannigfachen kaufmännischen Bezeichnungen von Ankern und Triangeln geziert waren, vors Haus getragen und manches gar den Berg hinuntergekollert. In diese etwas weit getriebenen, zudringlichen Späße der frohreichen Gesellschaft hatte sich der ernstere Geselle nicht eingelassen. Dieser hatte während des Unfugs im Handelsmagazin der untern Region des Hauses ein Gemälde in dem obern Zimmer vorbereitet, das, sehr eigen in seiner Art, ganz darauf abgemessen war, die höchste Lächerlichkeit darzustellen. Von jenem bürgerlichen eleganten Kaufmannsporträt hatte er das breite, blonde, fade Gesicht ausgeschnitten; durch die hiermit erlangte Öffnung schob er sein eigenes männlich braunes, geistiges Gesicht mit den flammenden schwarzen (?) Augen, zwischen der weißen dicken Perücke durch; setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde im goldenen Rahmen vor sich auf die Knie und verhing

die Beine mit einem weißen Tuche. So wie die lustige Gesellschaft endlich wieder heraufgetobt war, um in dem Speisezimmer Kaffee zu trinken, öffnete sich die Thür der dranstoßenden Kammer, und das Kontrastporträt zog überraschend hin, beides zum Denken und zum Gelächter zugleich.

Bei solchen nicht zweideutigen Merkzeichen war es mir gar nicht mehr zweifelhaft, des freundschaftlich leitenden Genius Zweck war: durch einen in überspannter Lustigkeit mitgemachten halben Schritt sich in die Möglichkeit zu bringen, von der andern Hälfte desto gewisser den heranreifenden mächtigen Freund zurückzuhalten, und so aus dem dicken Nebel der Zerstreuung im Unfug der Leidenschaft zum lichten Sonnenstrahl der Besonnenheit, zum Genuß wahren und nutzenbringenden Vergnügens zu führen. Hierin befestigte mich noch mehr ein schönes Landschaftsgemälde, das ich zwar nicht ganz fertig, nur angefangen sah von der Hand dieses freundschaftlich leitenden Genius während der mehrern argen Zerstreuungen in Ilmenau. Herrlich bedeutsam angefangen. Es war die Gegend von Ilmenau, von der Sturmheide und den um und neben und über ihr stehenden Gebirgsköpfen, in dicken Gebirgsnebel verhüllt, wie dorten oft vorkommt, in dem nämlichen Moment aufs Blatt genommen, wenn eben der Nebel anfängt, sich zerteilend, absondernd in Wolken zu verdichten, diese sich von einander trennen und zwischen ihnen in den nun sichtbaren Plätzen die Köpfe der fichtenbewachsenen Berge, nur dünn noch verschleiert, schon durchschimmern und der hiermit schon wirkende Lichtstrahl sich merklich macht, obgleich er voll und frei noch nicht durchbrechen kann. Des Gemäldes Original sah ich nie fertig, aber eine vollendete Kopie davon sah ich mehrere Jahre später, als die Erfüllung dieser wahr prophetischen Darstellung schon weit umher wohlthätigst gefühlt wurde. Und es waren noch manche andere Zeichen reinsten Edelsinns, entschiedener Klugheit zwischen allen, oft auch argen Lustigkeiten des freundschaftlich leitenden Genius in dem kurzen und oft wildrigen Zusammensein mit ihm zu bemerken gewesen."

S. 55. G l i c h s i c h d i e l e i d i g e A n g e l e g e n h e i t a u s. Aber Rebecker blieb Dalbergs vertrauter Freund; er verwaltete neben der Stelle als Haushofmeister auch dessen Bibliothek. Freilich war es ein eigenes Verhältnis, daß Goethe und der Herzog den Umgang mit dem schlauen Osnabrücker, der unerschütterlich fest in Dalbergs Gunst stand, nicht ganz meiden konnten, obgleich dieser sich grob gegen Karl August vergangen hatte. Dalberg hatte Karl August Rebecker, den noch das Weimarer Adreßbuch von 1776 als Kammerrat und Obergeleitsmann des Obergeleitsamtes Erfurt nennt, als „seinen Freund und zugleich als einen handfesten, edlen Mann empfohlen, den er in mehr als e i n e m Fache brauchen könne und der für ihn durchs Feuer liefe". Aber dem Herzog mißfiel sein anmaßliches Wesen und er war nichts

weniger als geneigt, ihm die verlangte Zulage zu verschaffen oder selbst zu geben, von der dieser behauptete, sie sei ihm versprochen. Wie lang er bei ihm in Erfurt war, weiß ich nicht. Er starb zu Mainz am 21. Januar 1788 in seinem zweiundfünfzigsten Jahre. Dalberg ließ seinem Freunde in seinem dortigen Garten ein Marmordenkmal setzen, worauf ein langer Lobspruch zu lesen.

S. 94. Wäre ich allein gewesen. Aus dem Reisetagebuch ist jetzt die Stelle vom 10. Oktober bekannt geworden: „Wir aßen und tranken und feierten sehr lustig Saturnalien mit den Knechten und Führern . . . . Wir waren um $^1/_2$ 2 auf dem Tschingelgletscher und machten Thorheiten, Steine abzuwälzen; es war schön und höher, als man denkt. Der Herzog wollte es auch noch immer toller. Ich sagt' ihm, das wäre das, und mehr fänden wir nicht. Wir gingen am Tschingel her.“

S. 209, 14. Prof. Osann. Nach eingezogenen Nachrichten war Osann gar nicht Professor, sondern trat erst in diesem Sommer als Privatdozent auf; daneben war er Garnisonmedikus und hatte unter Aufsicht des Hofrat Richter die „Besorgung des Krankenhauses“. Wie Karl August den jungen Loder als eine bedeutende Kraft nach Jena berufen hatte, so glaubte er wahrscheinlich auf die Empfehlung von Richter in dem jungen (aus Thüringen stammenden?) Osann einen vielversprechenden Arzt gefunden zu haben.

S. 212, 15 ff. Wir besitzen jetzt Trebras genaue Erzählung, bei welcher aber ein Gedächtnißfehler zu Grunde liegt, wenn er die Geschichte in das Jahr 1783 verlegt. Am 21. September bestieg Trebra mit Goethe den Brocken, wobei Fritz Stein auf einem Pferdchen ritt. Trebra berichtet, er sei, um durch eine noch nicht durchreiste Gruppe des Harzes zum Brocken zu steigen, auf das sogenannte Kommunion-Torfhaus an der Nordhauser Chaussee zugegangen. „Das Forst- und zugleich Wirtshaus allhier bewohnte der gehende [Gegensatz zu reitende] Förster Degen, mir schon aus mehrern gehaltenen Forstämtern als eifrigster Diener, allemal auf haltbarer Wahrheit stehend, in ziemlich plattem Ernst und durch muntere Laune bekannt. Vor seinem kleinen Hause, bei heiterm Wetter jetzt im Freien richteten wir [ich mit Goethe, dem „wagehalsigen Erzähler“, an dessen Bericht von dem Besteigen des Brockens im Dezember 1777 er nicht hatte glauben wollen] unser mitgebrachtes Mittagsmahl vor. Er war sehr geschäftig, bei so seltenem Besuche, als ihm sein Vizeberghauptmann war, mit Anstand Tische und Stühle für seine hohen Gäste herbeizuschaffen. Sein Augenmerk nur immer auf mich gerichtet, damit er mit seinen Anordnungen meine Wünsche treffen möge, fielen nur spät erst seine Augen auf den mich begleitenden Fremden. Ihn erblickend, sah er ihm erst noch forschender ins Gesicht, sprach dann: ‚Nun, da kommen Sie dann

doch noch einmal in einer bessern Jahreszeit, den Brocken zu besuchen. Ja, Sie würden dorten, als Sie mitten im Winter von mir begehrten, daß ich Sie auf den Brocken führen sollte, mich mit allen Ihren guten Worten (er gab ihm einen Louisdor) doch gewiß nicht beredet haben, ihr Führer zu sein, wenn nicht eben durch den gar starken Frost eine harte Rinde über den tiefen Schnee gezogen gewesen wäre, die uns tragen konnte. Aber noch nie hatte ein Fremder das von mir begehrt; auch würde ich mit keinem das Wagstück übernommen haben, wiewohl es diesmal gut ablief, und wir in guter Zeit von der Spitze des unbewohnten großen Brockens wieder hier waren, nachdem wir eine gar seltene heitere Aussicht in der Runde umher genossen hatten'." Trebra setzt nun mit diesem Herabsteigen vom Brocken am 21. September 1783 das Vergnügen, einzig in seiner Art, in Verbindung, zu dem ihn sein wagehalsiger Freund Goethe geführt habe. „Unser romantischer Weg", berichtet er, „führte uns vom Oberteichdamme in einer mehr auf Dienstleistungen sich beziehenden Richtung auf den Rehbergersgraben herunter nach Andreasberg und so nah an der Rehbergerklippe vorbei. Diese hohe, nahe am Graben ganz senkrecht dastehende Felswand war mit einem großen Haufen heruntergestürzter Bruchstücke von Tisch- und Stuhl- und Ofengröße verschanzt, von welchen sogleich viele zerschlagen wurden. Unter ihnen fanden sich mehrere von jenen Doppelgesteinarten, Granit mit aufgesetztem, eingewachsenem dunkelblauen, fast schwarzen sehr harten (jaspisartigen) Thongestein. ‚Die können nirgends anders herkommen, als von jener Klippe da vor uns'. „Dahin müssen wir!" antwortete mein Freund. ‚Behutsam! vorsichtig!' schrie ich ihm nach. ‚Die moosbedeckten schlüpfrigen Felsstücke liegen gefahrvoll durcheinander; wir können die Beine dazwischen brechen.' „Nur fort! nur fort!" antwortete er voraneilend. „Wir müssen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen!" Und wir kamen zusammen heran an den Fuß der Felswand, wo wir nun gar deutlich den Abschnitt des schwarzen Gesteins auf dem blaßfleischroten Granit in gar langer Linie sich hinziehend erkennen konnten. Aber unserer ziemlichen Größe ungeachtet erreichen mit unsern Händen konnten wir sie doch nicht. ‚Wenn du dich fest hinstellen wolltest', sagte mein Freund zu mir, ‚so wollte ich jene in den Felsen eingewachsene Strauchwurzel ergreifen, mich im Anhalten an sie hebend auf deine Schultern schwingen, und dann würde ich den so kenntlichen Abschnittsstrich wenigstens mit der Hand ergreifen können.' So geschah's, und wir hatten das seltene Vergnügen, den merkwürdigen Abschnittsstrich von hier eingewurzeltem Urgebirge roten Granits und darauf stehendem, dunkel-, fast schwarzblauen Thongesteins nahe zu sehen, sogar mit Händen zu greifen." Trebra schenkte Goethe später eine Marmortafel mit der von bunten Stein-

chen gemachten Inschrift: „Behutsam! vorsichtig! Wir müssen erst noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen", welche die Platte eines noch in Goethes Gartenhaus erhaltenen Tischchens bildet. Goethes Erzählung scheint richtiger als die Trebras, obgleich sie acht Jahre später als diese fällt.

S. 449, 6 v. u. bis 450, 4. Hierüber haben wir eben des jungen Stein eigenen Bericht in seinen Briefen an den Berner Freund Zeerleder erhalten. Fritz Stein war von Breslau nach Dresden gegangen, wo er den Herzog erwartete, da er hörte, dieser werde von Teplitz dorthin kommen; vorher schrieb er ihm, daß er in Dresden ihn um seinen Abschied bitten müsse, aus Gründen, die er ihm mündlich sagen werde. Karl August brachte von Teplitz einen „charmanten Humor" mit, wollte aber von seiner Entlassung vor der Hand nichts wissen; erst wenn er von Weimar abreise, sei es Zeit dazu. Sie reisten zusammen dorthin; der Herzog behielt auf der Reise seinen guten Humor. Fritz ging ein paar Wochen nach Kochberg. „Bei meiner Rückkunft in Weimar mußte ich mich endlich erklären", berichtet er. „Ich ließ dem Herzog durch Geheimerat Voigt sagen, daß ich nochmals vor der Hand um meinen Abschied bäte, weil ich in Schlesien kein Departement bekommen und also nicht recht in Thätigkeit versetzt werden könnte, so lang ich zwei Herren zugleich diente [aber die Einsicht in die Verhältnisse konnte er auch ohne Diensteintritt erhalten], daß ich aber in der Folge zurückkehren würde, sobald mich der Herzog verlangte. Oder wäre das seine Konvenienz nicht und er wollte bloß, daß ich den Erbprinzen ein paar Jahre lang begleitete, so zweifle ich nicht, daß ich auf so lang aus Preußischen Diensten Urlaub erhalten würde; sollte er den Erbprinzen noch nach Breslau senden, so wäre dieses um so leichter. Im ganzen glaube ich nicht, daß diese Proposition dem Herzog empfindlich gewesen [und doch mußte sie dies gar sehr sein, da dieser gehofft, in ihm, für den er viel gethan, den auch er so sehr liebte, einen treuen Diener seines Hauses zu besitzen], allein ein von mir arglos angebrachtes [doch den Mangel an Anhänglichkeit nur zu deutlich verratendes] Wort, ‚ein größerer Wirkungskreis in Schlesien', scheint die Herzogin und durch ihn den Herzog beleidigt zu haben [aber die Beleidigung hatte erst ein aus Breslau an die Herzogin geschriebener Brief enthalten, in welchem er, wie seine Mutter sich überzeugte, wirklich, wenn auch aus Versehen geschrieben, der Dienst im kleinen Weimar sei ohne Ehre], kurz er antwortete mir, daß was meinen ersten Vorschlag beträfe, es nicht anging', den Dienst so oft zu ändern, und was den zweiten beträf', so schickte es sich nicht in seinen Verhältnissen, seinen Sohn jemand anzuvertrauen, der nicht in seinen Pflichten stünde; übrigens gäb' er mir den Abschied. Ich schrieb ihm darauf, daß es mir weh thäte zu sehen, daß er einen Unwillen gegen mich hätte, und daß

ich nicht von Weimar weggehen könnte mit dem traurigen Bewußtsein davon. Er antwortete mir sehr gut, mit Würde und Wärme, und schloß mit dem Wunsch, daß ich nie Grund haben möchte meinen Schritt zu bereuen. Die Herzogin wünschte mir beim Abschied eine glückliche Reise. [Am 29. August verließ er Weimar.] So ruhig, so schön sich beide dem äußern Anschein nach gegen mich benahmen, so aufgebracht waren sie im Innern. [Sie fühlten sich verletzt durch seinen Mangel an Treue.] Der Herzog sagte meiner Mutter, ich sei ein Egoist und habe diesen Zug meines Charakters dem Goethe [dessen seinen Ehrgeiz weckender Erziehung] zu danken. Die Herzogin meinte, ich könne kein rechtes Glück mehr haben in meinem Leben, nachdem ich ihre Hoffnungen so sehr getäuscht hätte. Beide setzten dies so lange fort, daß meine Mutter [die selbst durch seine Abwendung von Weimar ihre schönste Hoffnung vernichtet sah] Weimar verlassen wollte und nach Kochberg ziehen. Der kleine Prinz lief mir inzwischen noch immer nach und ahnete nicht, warum ich mich von ihm abwendete .... Ich fand mich so gedrückt, daß ich noch vor dem bestimmten Tage abreiste." Am 11. September sandte die Mutter ihm die von der Kanzlei erhaltene Entlassung, welche dieser äußerst schmerzlich war. Sie schrieb damals ihrem ältern Sohne: „Ich habe gern mehr Attention gegen den Herzog, um es wegen Fritz wieder gut zu machen." Fritz Stein blieb eine von des Herzogs traurigen Lebenserfahrungen; er hatte seine Treue nicht bewährt, wie es Goethe glänzend gethan und wie Karl August es von den ihm nahe Stehenden so sehr wünschte.

S. 619, 15 f. Gab sich aber zufrieden. Seinen Brief hatte Goethe ihm durch Frau von Eybenberg zukommen lassen, die an den 1799 verstorbenen Fürsten Heinrich XIII. von Reuß vermählt gewesene Tochter des reichen jüdischen Kaufmanns Meyer in Berlin. Goethe hatte sie 1795 als Marianne Meyer in Karlsbad kennen gelernt. Der Herzog schrieb mit neckischer Laune: „Frau von Eybenberg exzelliert in Anhänglichkeit gegen dich; sie wird sehr geplagt, um ihr Gefühl für dich in die richtige Klasse zu ordnen." Seinen Brief sandte Karl August durch den Russischen Obersten Brevern, der im Kriege bei jeder Gelegenheit blessiert worden sei. Er schließt: „Sag' den Generalen Benkendorf und Liewen, ich freute mich sehr, sie hier zu sehen. Laß dir es recht wohl sein."

S. 728, 4 v. u. bis 729, 2. Einen von einigen Berliner Gelehrten entworfenen „Plan für deutsche Geschichte" hatte Eichhorn am 1. Juni 1816 an Stein mitgeteilt, dieser durch den Kanzler Müller ihn an Goethe gelangen lassen, der ihn am 23. August zur sachkundigen Begutachtung J. Grimm übersandte, was er am 6. September Stein zu wissen that. Der Brüder Grimm Äußerung in einem Briefe vom 20. ist erhalten; Jakob Grimm

war schon vorher mündlich durch Savigny von dem Plane unterrichtet worden. Nach der Rückkehr von Tennstedt, am 30. September, hielt Goethe dem Großherzog über diesen Plan Vortrag. Den 2. Oktober übersandte er ihm die Akten. „Ich stand im Begriff, diese Papiere dem Minister von Stein als ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu weiterm Gebrauch zu übersenden“, bemerkte er dabei. „Ehe aber dieses geschieht, wünsche vorher Ew. Königl. Hoheit gnädigste Bestimmung, inwiefern ich hier bloß als Privatmann handeln soll oder vielleicht einige Hoffnung zu Höchstdero Teilnahme erregen dürfe. Es kann und wird immer etwas Gutes daraus entstehen, sobald sich irgendwo ein thätiger Mittelpunkt festsetzt, andere zur Nachfolge reizt und mehrere solche Lebenspunkte sich in Rapport setzen. Und so würde sich nach und nach eine Gesellschaft organisieren, welche jetzt, aus vielen, aber zerstreuten Mitgliedern bestehend, nur eine unsichtbare Kirche macht. Bei Rückkehr des Herrn Staatsministers von Voigt, der diesen Gegenstand nach allen Seiten übersieht, würde sich das weitere ergeben.“ Der Großherzog schrieb darauf die keine Beteiligung von seiner Seite in Aussicht stellende Entscheidung: „Für mein Teil ist es mir gewiß wünschenswert, daß du teil an dieser nützlichen Anstalt nehmest, der ich gern das beste Gelingen wünsche.“ Auf einem den Akten beiliegenden Blatte, welches wohl die Äußerung eines befreundeten Gelehrten enthielt, hieß es: jeder, auch der kleinste Staat müsse seine eigene Gesellschaft haben, welche die Fürsten des Landes unterstützten, aber ohne Präsidenten derselben sein zu dürfen. Dies war nicht nach dem Sinne des Großherzogs, der, wenn Goethe eine besondere Unterstützung dafür verlangt hätte, wohl darauf eingegangen sein würde. An den weitern Verhandlungen nahm Goethe nicht teil. Die infolge derselben gebildete „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte“ zu Frankfurt ernannte ihn an seinem siebzigsten Geburtstage zu ihrem Ehrenmitgliede; in seinem Dankbriefe sprach er seine Geneigtheit aus, ihr entsprechende Beiträge zu liefern, was er auch bald darauf that.

S. 742, 7 v. u. Reise nach dem Rhein. Auf dieser Reise hatte er den Oberbaudirektor Moller in Darmstadt beauftragt, ihm durch den Kölner Maler Fuchs, den er selbst dort vor drei Jahren kennen gelernt hatte, genaue farbige Abbildungen der Glasmalereien des großen Chorfensters in der Kölnischen Kunibertskirche anfertigen zu lassen. Aber die Ausführung verzögerte sich sehr. Am 22. Mai 1821 schrieb Karl August an Goethe: „Ein vor vier Jahren gegebener Auftrag ist seit vorgestern durch die Beilage erfüllt worden. Erzeige mir den Gefallen, an Oberbaudirektor Moller in Darmstadt zu antworten und ihn zu fragen, was ich Fuchsen in Köln bezahlen soll. Die Fenster sind mit einziger Genauigkeit und Geschmack nachgezeichnet wor-

den.“ Goethe berichtet, in den Tag- und Jahresheften, diese Abbildungen (aus Versehen wird dort die Gereonskirche genannt) hätten jedermann in Verwunderung gesetzt und einen merkwürdigen Beleg gegeben, wie eine aus ihren ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke sich zu benehmen gewußt. Wahrscheinlich hatte er im Jahre 1817 auch das getuschte Faksimile des Kölner Doms (S. 831, 6 v. u.) bestellt.

Köln, den 20. Mai 1888.

Orts-, Personen- und Sachverzeichnis.

Werke.

Wissenschaftliches.

Druckberichtigung.

S. 3, 25 und 577, 8 lies Heermann statt Herrmann.
„ 192, 18 lies des von statt der von.
„ 219, 7 v. u. und 281, 3 v. u. lies Treuter statt Trauter.
„ 260, 16 und 434, 13 v. u. lies Bernstein statt Bergstein.
„ 528, 2 ist der Gedankenstrich zu tilgen.
„ 532, 22 lies Lenz statt Lentz.
„ 575, 2 „ Meinigen statt Meininger.
„ 606, 8 „ Bolzaschen „ Boltaschen.
„ 643, 18 „ Repnin „ Repnitz.
„ 664, 14 „ Rebenstein „ Rabenstein.
„ 671, l. Z. „ Lindenau „ Lindener.
„ 675, 13 „ Morichinis „ Morechinis.
„ 716, 15 v. u. lies Staatsministers von statt Staatsministeriums.
„ 727, 14 v. u. „ Jägerhause statt Fürstenhause.
„ 786, 4 und 9 v. u. lies Schinkel und Schinkels statt Schinckel und Schinckels.
„ 791, 8 und 811, 23 lies Oersted statt Oerstedt.
„ 820, 19 lies in Karlsbad statt in Marienbad.
„ 925b, 4 „ L. A. statt L. W.
„ 941b, 26 „ Milkau, Chr. W. Gottlob v.




3 6105 011 677 965
JUN 1989

